Illustrirte Zeitung

Erscheint seit 1843

Nachrichten

über alle wesentlichen

Zeitereignisse, Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst

165. Band

Juli bis Dezember 1925

Leipzig

Druck und Verlag von J. J. Weber

Illustrirte Zeitung.

165. Band. Juli bis Dezember 1925.

Abkürzungen:

B. = Beitrag. B.-B. = Beitrag mit Bildern. G.-B. = Gruppenbild. G.-Z. = Gruppenzeichnung. S.-B. = Szenen- oder Bühnenbild. P. = Pastell. T. = Titel. Abb. = Abbildung. Aqu. = Aquarell. Erz. = Erzählung. Gem. = Gemälde. Nov. = Novelle. Phot. = Photographie. Rad. = Radierung. Zeichn. = Zeichnung.

Allgemeines.

Autoren.

Geographisches.

Porträts, Biographien.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG

C. Streller

✳ VERLAG J.J. WEBER LEIPZIG ✳

Nr. 4190. 165. Band

Einzelpreis 1.20 Reichsmark

2. Juli 1925

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Niederrheinische Industrie: Stromleben bei Duisburg-Hochfeld.

Nach einer Zeichnung von Cornelius Wagner.

Musikanten.

Auf dem Markte.

Radierungen von Robert Richter. (Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller, Lübeck.)

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4190. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. Juli 1925.

Allgemeine Notizen.

Der VII. internationale ärztliche Fortbildungskursus mit besonderer Berücksichtigung der Balneologie und Balneotherapie findet in der Zeit vom 13. bis zum 19. September d. J. in Karlsbad statt. Die ausländischen Teilnehmer erhalten durch Vermittlung des Kuramtes Karlsbad für sich und ihre Begleitpersonen das čsl. Paßvisum unentgeltlich und außerdem eine 33prozentige Fahrpreisermäßigung auf den čsl. Staatsbahnen.

Die Gründung einer Deutschen Händelgesellschaft ist in Leipzig vollzogen worden. Den Vorsitz hat Prof. Dr. Hermann Albert (Berlin) übernommen. Der Zweck der Gesellschaft ist u. a. die regelmäßige Veranstaltung von Händelfesten und die Revision der Händel-Gesamtausgabe.

Die Internationale Pantomimen-Gesellschaft unter der künstlerischen Oberleitung Professor Max Reinhardts ist in Berlin gegründet worden. Sie bezweckt die Verbreitung größerer Pantomimen und Ballettwerke im In- und Ausland. Direktoren der Gesellschaft sind Ernst Matray und Heinz Herald. Der Aufsichtsrat setzt sich zusammen aus Hugo v. Hofmannsthal, Professor Max Reinhardt, Generalmusikdirektor Dr. Richard Strauß, Rechtsanwalt Dr. Apfel, der den Vorsitz führt, und Rechtsanwalt Dr. Beck. Die Gesellschaft beginnt ihre Tätigkeit im August bei den Salzburger Festspielen.

Handbibliotheken in Bergschutzhäusern. Der wissenschaftlich-humanitäre Verein „Kosmos" in Wien hat kürzlich den Beschluß gefaßt, bei allen größeren Touristenvereinigungen die Errichtung kleiner Handbibliotheken in den bewirtschafteten Alpen-Schutzhäusern anzuregen, und er erklärt sich bereit, derartige Büchereien nach besten Kräften zu fördern und zu unterstützen. Die erste derartige, mitsamt einem niedlichen Bücherkasten vom Verein „Kosmos" gestiftete Bibliothek ist dem sogenannten „Schöpfelhaus" (Wienerwald) der Benutzung übergeben worden. Wer je einmal infolge eines länger andauernden Unwetters oder wegen eines plötzlichen Unwohlseins zu einem mehrtägigen Aufenthalt in einem Schutzhause genötigt war, der hat sicherlich nichts so schwer entbehrt, als wie ein gutes Buch, das ihm die drückende Einsamkeit wenigstens halbwegs erträglich gestaltet hätte; schon aus diesen Gründen ist die Anregung des „Kosmos" zu begrüßen und der allgemeinen Durchführung derselben das beste Gelingen zu wünschen.

Leitfaden für Kinooperateure und Kinobesitzer. Von Privatdozent Dr. Paul Schrott, Wien, 5. Auflage; Julius Springer, Wien. Dieser bekannte Ratgeber aller Filmleute liegt nunmehr in der fünften, stark vermehrten und verbesserten Auflage vor. Das Buch ist vom Praktiker für den Praktiker geschrieben, und man staunt über die Fülle technischen und praktischen Wissens, die hier auf so kleinem Umfang zusammengedrängt ist. Die neue Auflage wird sich eine große Zahl neuer Freunde erwerben.

Der 31. Deutsche Philatelistentag des Bundes Deutscher Philatelistenverbände (im In- und Ausland), e. V., wird im August d. J. in Hamburg abgehalten. Das Protektorat hat der präsidierende Bürgermeister Hamburgs Dr. Petersen übernommen. In der ersten Augustwoche werden sich die Vertreter der Briefmarkensammler-Verbände mit etwa 500 Delegierten, die 240 Vereine mit rund 18000 Mitgliedern vertreten, in Hamburg zusammenfinden. Den Vorsitz führt der Ehrenvorsitzende des alten Bundes Architekt Ernst Vicenz (Hamburg). Freitag, den 7. August abends werden die Festteilnehmer im Curio-Haus begrüßt, Sonnabend, den 8. August die geschäftlichen Tagungen des Bundes abgehalten, Sonntag vormittag treten die Festteilnehmer zur Festsitzung zusammen. Auf dieser werden wissenschaftliche Vorträge usw. gehalten. Der Abend vereinigt die Philatelisten zu einem Festmahl in den Räumen des Uhlenhorster Fährhauses. Der Philatelistentag ist mit einer Postwertzeichen-Ausstellung verbunden, die auch dem großen Publikum zugänglich gemacht wird. Sie wird durch Dr. Petersen feierlich eröffnet werden. Der Senat hat für die Ausstellung eine Staatsmedaille gestiftet. Den Preisrichtern stehen neben der Staats-Medaille goldene, silberne und bronzene Medaillen sowie Diplome zur Verteilung an die Aussteller zur Verfügung.

Eine Internationale Industrie-Ausstellung wird im August und September d. J. in La Paz (Bolivien) zu sehr günstigen Bedingungen für die Aussteller stattfinden. Näheres darüber erfahren Interessenten auf Anfrage von den Bolivianischen Konsulaten.

Deutsche Paßvorschriften und Einreisebestimmungen hat die Stuttgarter Handelskammer herausgegeben. Die Zusammenstellung mit den beigegebenen Erläuterungen ist sehr zu begrüßen, da gerade auf dem vielseitigen Paßgebiet eine solche Zusammenfassung bisher gefehlt hat. Preis broschiert 2 Rmk.; zu beziehen durch die

Auskunftsabteilung der Handelskammer in Stuttgart und die Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais ebenda.

Stangens Akkord - Einzelreisen. Die von Hugo Stangens Reisebureau (Berlin W 15, Konstanzerstr. 5; Fernsprecher Oliv. 2513) eingeführten billigen unabhängigen Reisen, sogen. Akkordreisen, bei denen das genannte Bureau zu außergewöhnlich billigen Preisen Fahrkarten, Hotelunterkunft und Verpflegung bietet, der Reisende aber im übrigen seine volle Unabhängigkeit behält, haben großen Beifall gefunden. Vielseitigen Wünschen entsprechend ist jetzt auch eine größere Anzahl der schönsten Schweizer Touren in das Programm mit aufgenommen. Wie aus dem Prospekt ersichtlich, befinden sich unter diesen Reisen schon solche nach dem Ausland für den Preis von 130 RM. Die Reisen sind alle auf Grund langjähriger Erfahrungen zusammengestellt und bieten Hotelunterkunft in guten, bewährten Häusern.

Das Verkehrsbureau in Bad-Nauheim, dessen langjähriger, verdienstvoller Geschäftsführer Wilhelm Wallmann in seltener Frische und Gesundheit dieser Tage seinen siebzigsten Geburtstag feierte, hat einen offiziellen „Führer von Bad-Nauheim" herausgegeben, der von dem dortigen Verkehrsbureau bezogen werden kann.

Ein neues Bad im Teutoburger Wald. Das neu erstandene Bad Hermannsborn in Westfalen, das am Fuß des Teutoburger Waldes gelegen ist, wurde in Gegenwart von Vertretern kommunaler Behörden und zahlreicher Ehrengäste feierlich eröffnet. Gründerin ist die Barmer Ersatzkasse, die über eine halbe Million Mitglieder zählt. Sie hat mit dieser Anlage ein soziales Werk großen Stils geschaffen. Das stattliche Kurhaus und Erholungsheim, mit allen Errungenschaften der modernen Hoteleinrichtungen ausgerüstet, hat Raum für über zweihundert Gäste. Das Bad war schon im Altertum durch seine heilkräftigen Stahlquellen berühmt.

Das St. Moritzer Sportprogramm für den Sommer weist die gewohnte Reichhaltigkeit auf. Das Engadiner-Sommerskirennen auf Piz Corvatsch wird am 5. Juli abgehalten werden. Auf den Suvretta-Tennisplätzen findet am 3. August und folgenden Tagen die Meisterschaft von Graubünden statt, am 10. August und folgende Tage wird auf den Kulm-Plätzen die Meisterschaft des Engadins gespielt, und ihr folgt am 17. August auf den Palace-Plätzen die Meisterschaft von St. Moritz. Ebenso reichhaltig ist das Golf-Programm des Engadiner Golf-Clubs.

Illustrirte Zeitung

Von den Feierlichkeiten zur Jahrtausendfeier der Rheinlande in Düsseldorf, anläßlich deren im Düsseldorfer Kunstverein „Malkasten“ am 18. Juni das Festspiel „Werden und Wirken“ von Carl Aller aufgeführt wurde: Der Kampf zwischen Germanen und Römern in der Schlußszene des vierten Bildes.

Inszenierung: Prof. Alexander d'Arnals; Bühnenbilder: Georg Hacker; Musik und musikalische Leitung: Hans Ebert.

Nach einer Zeichnung unseres nach Düsseldorf entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Das Festspiel „Werden und Wirken“ führt in zehn Bildern die Entwicklung der rheinischen Bevölkerung von der Urzeit bis zur Gegenwart vor Augen und schließt mit einem Treugelöbnis der Rheinlande zum Deutschen Reiche. — Das vierte Bild beginnt mit der Feier der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, die die Germanen in ihrem Waldheiligtum, dem Godesbusch bei Düsseldorf, begehen. Nach der heiligen Handlung verlassen Priester und Volk in feierlichem Zuge die Szene. Dann ziehen Römer heran, und es entspinnt sich ein Kampf zwischen den germanischen und den römischen Kriegern, der mit dem Sieg der Germanen endet.

Links: Vom Johannitertag in Sonnenburg bei Küstrin am 24. Juni, anläßlich dessen 125 Mitglieder des Johanniterordens durch den Herrenmeister Prinz Eitel Friedrich von Preußen zum Ritter geschlagen wurden: Der Zug der Ordensritter durch die Stadt. Der Johannitertag fand seit 1913 zum ersten Male wieder statt. — Rechts: Die Jahrtausendfeier der Rheinlande in Koblenz vom 20. bis zum 22. Juni: Während der Festrede des Oberpräsidenten der Rheinlande Dr. H. Fuchs.

Der Krieg in Marokko.

Weltstrategisch, für Handel und Krieg, ist Marokko nach Ägypten und Mexiko das wichtigste Land der Erde. Es befindet sich auf dem Wege nach Vorderasien und dem Indischen Ozean; es ist ferner ein Halbweghaus auf der Straße nach Südafrika und nicht minder nach Brasilien oder insgemein nach Südamerika, dessen unmittelbar südlich vom Gleicher so jäh vorgerecktes Osthorn nur drei Tage Segelns von Dakar, nicht allzuweit vom Südsaume Marokkos, entfernt ist. Während die beiden letzten Eigenschaften erst in der neuen und im Grunde sogar erst in der allerneuesten Zeit zur Geltung kamen, waren die Säulen des Herkules am Tor des Mittelmeeres schon vor dreitausend Jahren hochberühmt und in ihrer außerordentlichen geographischen Bedeutung richtig erkannt. Jede Groß- und besonders jede Seeherrschaft des Abendlandes muß sich dieser Säulen versichern. Das Herannahen einer solchen Macht kann von jeder Himmelsrichtung her geschehen. Die Phönizier und die Araber kamen von Osten, die Phönizier zur See, ihre späteren Rassegenossen zu Lande. Spanier, Engländer, Franzosen nahten von Norden her. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einmal die Amerikaner, wie sie schon ihre Vergnügungsdampfer von Neuyork über Gibraltar nach Genua und Alexandrien schicken, auch Kriegsschiffe nach den marokkanischen und noch weiter östlich befindlichen Gewässern wenden werden. Zweimal hat ferner eine Macht, die ihren Ursprung im Süden hatte, die Meerenge überschritten und jahrhundertelang die Säulen des Herkules in ihrer Hand behalten, und zwar die Berbermacht der Almohaden, mit dem Stammsitz an der Grenze zwischen Sûs und Draa, in der Nähe wertvoller Silberminen, und die gleichrassige der Almoraviden. Beide herrschten über ein ungeheueres Gebiet, das sich von Timbuktu bis ins Herz von Spanien, ja zeitweilig sogar bis zu den Pyrenäen erstreckte. Ähnlich malt sich der Verfasser eines Zukunftskriegsromanes aus, wie die Neger auf freundlichst von den Franzosen gebauten Eisenbahnen und auf französisches Gebot hin nach dem Mittelmeer und auf einen europäischen Kriegsschauplatz verfrachtet werden, und wie sie, an Ort und Stelle angelangt, den Spieß umdrehen, die Zügel an sich reißen und Herren in Südwesteuropa werden.

Ein arabisches Sprichwort sagt: „Die Welt ist ein Pfau, und Marokko ist sein Schweif.“ Es ist ein wunderschönes Land. Ob du in den Hochtälern des Atlas, dessen Gipfel beinahe zu Monte-Rosa-Höhe emporrecken, nach Panthern jagst oder dich einer Karawane durch schimmernde Wüsten ohne Baum oder Strauch, ohne jedes Gras anschließt, in denen aber eine köstlich reine, klare und erquickende Luft ist, ob du durch die schattigen Arganwälder, in der Nähe von Mogador, reitest, ob du jauchzend in dem Wogenschwall des Atlantischen Ozeans badest, ob du die

Von den Wassersportveranstaltungen bei den Rheinischen Heimatspielen am Siebengebirge anläßlich der Jahrtausendfeier der Rheinlande: Aufbruch der Ruderer bei Godesberg. Im Hintergrund das Siebengebirge.

Prof. Dr. Alois Brandl,
Geh. Reg.-Rat, hervorragender Vertreter der englischen Philologie an der Universität Berlin, feierte am 21. Juni seinen 70. Geburtstag.

Marahrens,
der neue evangelische Landesbischof der Provinz Hannover, dessen Einführung in sein Amt am 28. Juni erfolgte.

Dr. A. Frank,
ehemaliger Vizekanzler, wurde zum Nachfolger Dr. R. Riedls als österreichischer Gesandter in Berlin bestimmt.

Die Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie zu Köln am 24. und 25. Juni: Während einer Sitzung in der großen Meßhalle.

Kemaleddin Sami-Pascha,
der neue türkische Botschafter für Berlin, der am 19. Juni dem Reichspräsidenten sein Beglaubigungsschreiben überreichte.

Von der Jahrtausendfeier der Rheinprovinz in Düsseldorf: Während der Ansprache des Reichskanzlers Dr. Luther beim Festakt des Provinziallandtages am 18. Juni im Kaisersaale der Städtischen Tonhalle zu Düsseldorf.

Nach einer Zeichnung unseres nach Düsseldorf entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Vom 1. Sächsischen Sängerbundesfest in Dresden vom 20. bis zum 23. Juni: Blick in die auf dem Gelände der Vogelwiese errichtete Festhalle, in der die großen Gesangsaufführungen stattfanden.

Von dem deutschen Sonnenwendfest der vereinigten Vaterländischen Verbände in Danzig am 21. Juni: Die Fahnenkompanie mit 160 Fahnen vor dem Abmarsch zum Festplatz.

Bauwunder von Fes und Marrakesch und den intimen Reiz ihrer Innenräume beschaust: überall ist das Scherifenreich ein Märchen, ein mit allen Farben der Romantik durchwirktes Zauberland. Und nicht nur schön, auch reich ist dieser gesegnete Strich der Erde. Er hat die unerhörtesten Bodenschätze pflanzlicher und mineralischer Art. Wenn Getreide in der begünstigsten Gegend Deutschlands, in der Magdeburger Börde, im Durchschnitt das 23fache Korn bringt, wenn die Bibel von einem Acker spricht, der 100fältig trug, und wenn in Mesopotamien das 200fältige erreicht wird, so habe ich selbst mehrfach in der Schauia, unweit von Casablanca, ganz willkürliche Beispiele herausgreifend, mehr als 1000fache Vervielfältigung eines einzigen Kornes gefunden. Und brauchen Reben bei uns vier, in besonderen Fällen drei Jahre, um zu tragen, so erfreut ein in Marokko frischgepflanzter Weinberg schon im ersten Jahre durch eine stattliche Ernte. Oliven, die im Mittelmeergebiete nur 5 bis 6 m Höhe erreichen, sind in der Nähe von Marrakesch wie 1000jährige Eichbäume.

Kaum geringer sind die Metallschätze. Die hochwertigen Eisenerze sind Milliarden von Goldmark wert. In Sûs- und im Draagebiet gibt es Kupfergruben. Neuerdings hat man Phosphatlager entdeckt, durch die selbst Nauru bei Neuguinea und die Eilande der Südsee in den Schatten gestellt werden, Gruben, deren Inhalt auf 50 Milliarden Goldfrank geschätzt wird. Auch das flüssige Metall, nach dem jetzt alle Welt verlangt, das Erdöl, soll im Scherifenlande fließen. Kein Wunder daher, daß so viele land- und geldgierige Mächte sich um dies auserlesene Land bemühten. Das einzige Wunder war nur, daß die Engländer, die schon einmal um 1620 für ein halbes Menschenalter dort Fuß gefaßt hatten, indem sie Tanger als Mitgift einer sich nach Windsor verheirateten portugiesischen Prinzessin erhielten, ihren Besitz wiederaufgaben. Sie konnten allerdings zwei Jahrhunderte lang mit Gibraltar zufrieden sein, der „Fels", wie kurzweg die starke Festung in britischem Munde benannt wird, genügte vollkommen, die Meerenge zu beherrschen. In der Gegenwart mit ihren weittragenden Kanonen ist er aber vollkommen unzulänglich. Die Meerenge ist nämlich an ihrer Taille, also an der allerengsten Stelle, nur 18 km breit. Eine solche Strecke zu überschießen, ist für heutige Mörser ein Kinderspiel. Außerdem sind die Berge an der marokkanischen Gegenküste, namentlich der Affenberg bei Ceuta, um ein erkleckliches höher als der Fels von Gibraltar.

Von der Tagung des Evangelischen Jungmännerbundes Schlesien in Landeshut (Schlesien) am 21. Juni: Die Massenkundgebung auf dem Ring in Landeshut. (Phot. H. Büttner, Landeshut.)

Das neuzeitliche Würfelspiel um das Scherifenreich begann 1904. Bislang hatten die Deutschen die besten Aussichten dort gehabt. Bedeutende Forscher, wie Quedenfeldt, Rohlfs, der als Arzt bis in die Harems Zutritt gewann, Lenz, endlich im Jahre der größten Kolonialbegeisterung 1885 Jannasch, hatten als tüchtige Pioniere gehörig vorgearbeitet, und beträchtliche Handelsfirmen und Banken hatten sich in den Hafenplätzen niedergelassen; endlich war der Bruder des Unterstaatssekretärs Rottenburg (der rechten Hand Bismarcks) Militärinstrukteur und Fortifikateur des Sultans geworden. Als jedoch der russische Bär von dem japanischen Leopard angekrallt und angebissen wurde, noch nicht zwei Monate nach der kühnen Fahrt der japanischen Torpedoboote gegen Port Arthur, überließ London in einem besonderen Abkommen den Franzosen Marokko. Wenige Tage danach, auf meiner ersten Marokkoreise, konnte ich feststellen, daß überall, namentlich im Süden, die Stimmung für Deutschland außerordentlich günstig war, daß insbesondere ein Fürst des niederen Atlas, der Mtugi, bereit war, deutscher Vasall zu werden.

Links: Zu den gerichtlichen Verhandlungen über das Fährunglück bei Veltheim vom 31. März: Der am Schlusse der Verhandlungen freigesprochene Angeklagte, Oberleutnant Jordan, im Gespräch mit dem Gerichtshof bei der Belastungsprobe einer Fähre auf der Weser bei Minden am 25. Juni. Es zeigt sich, daß die Scheuerleisten der Pontons unter der Last der 175 Soldaten sich nach der Mitte zu dem Wasser nähern. — **Rechts:** Von der 31. Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Stuttgart vom 18. bis zum 23. Juni: Teilansicht des Ausstellungsplatzes „Cannstatter Wasen" mit den Ausstellungsgebäuden in Stuttgart-Cannstatt.

Besuch des Ministerpräsidenten Painlevé bei den französischen Truppen in Marokko: Begrüßung von Offizieren durch den Ministerpräsidenten in der Ain-Aicha-Stellung (Phot. Times.) — Rechts: Vom Internationalen Kongreß der Handelskammern zu Brüssel, auf dem auch Deutschland vertreten ist: Während einer Sitzung. In der Loge rechts: König Albert von Belgien.

Das schwere Eisenbahnunglück bei Hackettstown im nordamerikanischen Staate New Jersey am 16. Juni: Blick auf die Unfallstelle. Bei dem Unglück fanden 48 Personen den Tod; die Mehrzahl der Verunglückten sind Deutsch-Amerikaner, die zur Jahrtausendfeier der Rheinlande nach Deutschland fahren wollten.

Besuch des finnischen Reichspräsidenten Dr. Relander beim König Oskar V. von Schweden in Stockholm am 19. Juni: Der König (rechts) und Dr. Relander auf der Fahrt zum Schloß.

Links: Polnischer Kulturvandalismus: Abbruch der griechisch-katholischen Alexander-Newskij-Kathedrale auf dem Sächsischen Platz zu Warschau, eines Wahrzeichens der Stadt. Die beiden großen runden Kuppeln sind bereits beseitigt. Die Polen wollen mit der Vernichtung der Kirche die Erinnerung an die russische Herrschaft tilgen. — Rechts: Von der 350-Jahrfeier der Universität Leiden: Szene aus dem symbolischen Festspiel „Die Alter der Menschheit". Im Vordergrund: Die Kindheit des Menschen; in der Mitte: Der Mensch bei der Arbeit; im Hintergrund: Die Geburt des Menschen. (Phot. Times.)

Die vom Frankfurter Automobilklub veranstaltete 24-Stunden-Fahrt für Automobile am 20. und 21. Juni, zu der 60 Fahrer am Start erschienen: A. Wruck-Frankfurt (Nr. 23) und Lauprecht-Frankfurt (Nr. 53) in einer schwierigen Kurve im Dorfe Grävenwiesbach bei Wiesbaden. — Links: Von der deutsch-dänischen Motorfahrzeug-Fernfahrt vom 18. bis zum 21. Juni: Der Wagen von Raßmussen (Kopenhagen) beim Eintreffen auf der Avus-Bahn in Berlin.

Allgemein war die Stimmung gegen Frankreich, von dem man ein Jahr zuvor zu Figig, an der Südostgrenze des Scherifenreiches, wo der Generalgouverneur Jonnart ein unheilvolles Spiel trieb, genug des Unangenehmen erfahren hatte. Auch waren die Erinnerungen an den Kampf des Nationalhelden Abd el Kadr gegen Marokko noch allzu lebendig.

Zwei Jahre später begab es sich, daß die Gebrüder Mannesmann nach Marokko gerieten. Und zwar als Erster der sechs Brüder Reinhard, der sich eigentlich nur auf der Hochzeitsreise befand, jedoch, da ihm das herrliche Land ungemein gefiel, und da er sich allmählich auch geschäftlich interessierte, über anderthalb Jahr dort blieb. In der Folge ist er, nebst allen seinen Brüdern, noch sehr oft nach Marokko gegangen und hat, namentlich unterstützt von dem Braunschweiger Georg Krake, einem kühnen Jäger, Arzt und erfolgreichen Landwirt, zugleich einem vorzüglichen Kenner der arabischen Sprache und Art, nach und nach drei mächtige Gesellschaften in Nordwestafrika begründet, eine landwirtschaftliche, eine bergbauliche und eine Handelsgesellschaft. Das Gelände, das allein in der Schauia die Gebrüder Mannesmann erwarben, überstieg an Umfang den Landbesitz aller anderen Nationen. Am wertvollsten waren jedoch die Erzkonzessionen, die auf zwei bis drei Milliarden Mark bewertet wurden. Übrigens hatte schon vorher (1897) der Minister Podbielski eine Eisenerzkonzession im Rif erlangt. Das französische Verhängnis nahm indessen seinen Lauf. Im Jahre 1905 landete zwar der Deutsche Kaiser in Tanger und setzte den Franzosen die Pistole vor die Brust. Delcassé wurde über Bord geworfen. Er tauchte jedoch bald wieder auf und wurde, nebst Poincaré, der Hauptschürer des Hasses gegen Deutschland. Das Jahr 1906 sah die Zusammenkunft von Algeciras, bei der Italiener und Yankees gegen uns stimmten, 1907 die französische Erwerbung von Udschda (südwestlich von Nemours) und die Metzeleien von Casablanca, endlich 1911 im Mai die Eroberung von Fes und im Juli den in seinen letzten Zielen noch heute unaufgeklärten deutschen „Panther"-Sprung von Agadir. Nach Fes führte die Legion und die anderen Streitkräfte der französische General Mangin.

In den Verhandlungen im Anschluß an das Vorgehen Deutschlands in Agadir erhielt dieses wohl eine Erweiterung seines Kameruner Kolonialbesitzes nach dem Kongo zu, doch erfolgte hierbei die beinahe restlose Preisgabe des Scherifenreiches an Paris. Nur den Spaniern wurde eine schmale Zone im Norden, hauptsächlich aus dem Rif und der Hafenstadt Larrache bestehend, zugebilligt. In dieser Zone haben seit zehn Jahren die Spanier erbitterte Kämpfe zu bestehen; Ende 1924 verstanden sie sich dazu, sie größtenteils dem neuen Nationalhelden Abd el Krim einzuräumen. Außerdem aber hat Abd el Krim den verwegenen und zugleich verschlagenen Raisuli, der sich vom Räuberhäuptling zum Gouverneur heraufgearbeitet hatte, auf die Knie gezwungen. Durch die Ausschaltung Raisulis ward eine neutrale Zone frei, um die sich nunmehr die Franzosen mit den Rifbewohnern streiten. Dies ist die Wurzel des heutigen Krieges.

Von der Ruderregatta in Grünau bei Berlin am 21. Juni: Die beiden ersten Verbands-Achter, der Mainzer Ruder-Verein 1878 (Sieger) und der Ruderklub Sport Borussia-Berlin, am Ziel.

Links: Das Werbesportfest des Berliner Kommandos der Schutzpolizei am 23. Juni auf dem Tiergarten-Sportplatz zu Berlin: Moment aus dem Streifenhindernislaufen. — Rechts: Die Industrie-Staffel, die am 21. Juni unter Teilnahme von Mannschaften fast sämtlicher größerer Firmen Berlins stattfand, und bei der die Mannschaft des Reichspost-Sportvereins ihren vorjährigen Sieg wiederholte: Läufer bei der Übergabe des Stafettenstabes an die Radfahrer der Stafette.

Von den Veranstaltungen im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche vom 20. bis zum 28. Juni.

Das Altmärkische Heimatfest in Stendal vom 18. bis zum 21. Juni: Der heimatgeschichtliche Festzug auf dem Marsch um den Markt. Im Vordergrunde der Roland, dahinter rechts das Rathaus. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Martin Frost.

Von der Ritterfahrt der Berliner Pankgrafenschaft anläßlich der 250. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Fehrbellin am 28. Juni: Begrüßung der Pankgrafen durch den Bürgermeister der Stadt Fehrbellin auf dem Bahnhof. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Reinhold Koch-Zeuthen.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(2. Fortsetzung.)

Auch Lachergeß trat hinaus. Dort harrte seiner alles und begehrte den Anfang des Festes. Der junge Kergeß stand noch immer an die eine Jurte gelehnt, mit einem halb verlegenen, halb erwartungsvollen Lächeln.

Der alte Lachergeß schlüpfte in das Hauptzelt, in dem sich die Weiber bereits versammelt hatten. Auf ihren Gesichtern lag grausame Freude. Viele von ihnen hatten die Oberkleider abgeworfen und ihre, bei den alten Weibern erschreckend mageren Arme entblößt. In der Hand hielt eine jede eine von den geschmeidigen Ruten, die vorher die Männer gebracht hatten. Mitten unter ihnen stand die schlanke Tara, deren Putz jetzt vollkommen beendet war. Sie sprach zu den Weibern, hatte ein rotes, erregtes Gesicht und schien zu bitten, aber ihre Worte wurden von spöttischem, lautem Lachen beantwortet. Sogar ihre Mutter lachte aus vollem Halse und ließ ihre Rute wippen.

Als Tara den Vater in die Hütte kriechen sah, sprang sie ihm entgegen. Seltsam war das! Sie war nur ein Mädchen, und doch hatte der Vater sie lieb, zumal jetzt, da sie hübscher aussah als je. Sie faßte seinen Arm, und Angst stand auf ihrem Gesicht.

„Freust du dich nicht? Noch bleibt dir die Wahl. Bist ja flinker als er."

Sie schüttelte den Kopf, daß die langen, glänzenden, schwarzen Zöpfe flogen.

„Daß sie es nicht zu arg treiben mit ihm! Die Ruten sind gar so scharf. Ich möchte ihn im ersten Poloch erwarten."

Lachergeß küßte sein Kind nicht. Wie sollte der Korjäke zu einem Kuß kommen? Aber er drückte es an sich und lachte aus vollem Halse.

„Laß ihn nur zappeln, mein Kind, um so schöner nachher, wenn du ihn belohnst."

Sie sah den Vater an, dann senkte sie ihre Blicke zu Boden und wurde rot. Jetzt wußte Lachergeß, daß sein Kind den Mann liebte, der ihr Gatte werden sollte. Lachergeß winkte dem Trommler, der neben ihm stand. Plötzlich saß auch Kalpuginik, der Schamane, im Zelt. Niemand hatte bemerkt, wie er hereingekrochen war. Er schien sich mit der Hochzeit versöhnt zu haben, denn er sagte kein Wort und bearbeitete kräftig die Pauke.

Alles war in großer Erregung. Die jungen Männer standen mit neugierigen und spöttischen Mienen an den Wänden umher; die Weiber fühlten sich als die Helden des Tages und hatten schon in der Vorfreude rote Gesichter. In dem aufgeschlagenen Pelzvorhang des ersten Polochs stand die Braut, ihr Gesicht zitterte vor Erregung, und neben ihr stand die Mutter, deren Pflicht es war, dafür zu sorgen, daß Tara den Spaß nicht verdarb.

Ein stärkerer Trommelwirbel, und jetzt kam Kergeß in das Zelt.

Seine Bewegungen waren linkisch und unbeholfen, wie die eines jungen Menschen, der weiß, daß er plötzlich zum Mittelpunkt einer gaffenden Menge geworden, und daß diese Menge auf seine Kosten zu lachen gewillt ist.

Stärker wirbelte die Trommel, der Schamane hob die Hand zum Beginn.

„Komm, Kergeß, komm schnell!"

Tara rief es, sprang zurück und ließ hinter sich den Fellvorhang des Polochs fallen.

Eine Sekunde stand Kergeß unschlüssig, dann sprang er wie ein Raubtier gegen den Poloch, aber die Weiber waren schneller als er. Mit raschen Händen hielten sie den Vorhang zusammen, warfen seine Enden so übereinander, daß des jungen Korjäken Griffe die falschen Felle erfaßten. Bückte er sich, so bückten sie sich auch, suchte er oben endlich einen Schlitz zu öffnen, dann schlugen sie ihm auf die Hände.

Währenddessen aber standen die Alten, deswegen aber durchaus nicht die schwächsten, hinter ihnen und ließen unbarmherzig ihre scharfen Ruten auf den Rücken des jungen Bräutigams niedersausen, während die Zuschauer lachten.

Kergeß war stark, er stieß die Weiber zurück, riß den Vorhang zur Seite, sprang in den Poloch, aber in demselben Augenblick war Tara, den Befehlen der Mutter gehorchend, auf der anderen Seite hinausgehuscht und winkte jetzt aus der Öffnung des zweiten.

„Komm, Kergeß, komm schnell, sieh, daß du mich haschst."

Der hintere Vorhang des Polochs war hoch emporgehoben, als aber Kergeß jetzt hinauseilen wollte, rissen zehn lachende Weiber den Vorhang herunter und hielten ihn fest, während wiederum, nun im dunklen Poloch und deshalb noch wahlloser, die Rutenhiebe auf ihn herniedersausten. Kergeß hatte die Zähne aufeinandergebissen. Er wußte, daß nach der guten Sitte ihn Tara erst im letzten Zelte erwarten durfte. Die Hiebe schmerzten, die Hände der Frauen, die auf die seinen patschten, waren nicht schwach, das Gelächter der Zuschauer peitschte ihn auf, aber er wußte wohl, je schweigsamer er war, desto besser war es für ihn, und jeder Laut des Unwillens hätte nur um so höhnischeren Jubel ausgelöst.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Poloch ein Spießrutenlaufen unter brüllendem Lachen, dann wieder der Kampf um den Eintritt in den zweiten. Allmählich fühlte Kergeß bereits, daß sein Körper mit Schwielen bedeckt war. Dasselbe beim Ausgang. Wieder das Spießrutenlaufen zwischen dem zweiten und dem dritten Poloch. Taras sehnsüchtig rufende Stimme, ihre lockenden Worte, ihre von Tränen überfließenden Augen und die befehlende Stimme der Mutter.

Der vierte, der fünfte, der sechste Poloch; immer genau dasselbe Spiel, immer energischer die Hiebe der Frauen, die ihm jetzt die Füße vorstreckten, damit er über diese fiel, die ihm auf die Zehen traten, die mit Katzengewandtheit ihm die Pelzvorhänge immer im letzten Augenblick noch über den Kopf warfen und zu einer Kapuze zusammendrehten, die er erst lösen mußte. Sein Leib war mit Schweiß bedeckt, seine Brust keuchte, seine Glieder schmerzten.

Der siebente Poloch — drüben der achte — der letzte.

Die Weiber verzehnfachten ihre Anstrengungen, aber jetzt war ihm alles gleich, mochten sie sich noch einmal gütlich tun — dort drüben, im letzten Poloch — dort wartete Tara auf ihn.

War er auch nur ein Korjäke, ein einfacher Nomadensohn der unendlichen Tundra, er war jung, Tara war schön, schön und zart, wie er nie eine Korjäkin gesehen, und die Wut des Kampfes, die seine Muskeln anspannte, die sein Blut rasen ließ, hatte auch seine Sinne entfacht. Einmal noch der Kampf, dann Tara — Tara —

In dem Bewußtsein, daß nun das Vergnügen zu Ende, peitschten die zu Megären gewordenen Weiber ihre auch schon erschöpften Arme zum letzten Sturm auf.

Der nahe Sieg verdoppelte Kergeß' Kraft. Er stand mitten unter ihnen, drehte sich pfeilschnell, daß seine geballten Fäuste die kreischenden Weiber wie kreisende Hämmer trafen, dann ein kräftiger Riß, ein Sprung über kniende Frauen hinweg — Kergeß stand im Dunkel des letzten Polochs. Drüben kein Felltor geöffnet, Tara war bei ihm. Er ließ den Vorhang hinter sich fallen. Dunkel und still war es umher, und heiß stieg es in ihm auf. Draußen brachen die Trommeln ab, das Gelächter verstummte, die Weiber stöhnten selbst vor Erschöpfung.

Kergeß stand einen Augenblick und rang nach Atem. Wie schön dieser Augenblick war! Dieses Auskosten des kommenden Glückes! Dicht neben ihm, in einer Ecke des kleinen Polochs, kauerte Tara, kauerte dort mit der sehnenden Erwartung des jungen Weibes, daß des Geliebten harrt. Nur sein eigenes Herz pochte so laut, daß er die Schläge des ihren nicht vernahm.

„Tara, Tara, liebe Tara, wo bist du?"

Keine Antwort.

Er bückte sich, er griff in die eine Ecke, die zweite, die dritte — er stand hoch aufgerichtet. Er drückte beide Hände gegen seine Schläfen, und ganz plötzlich traf ihn ein Schlag, an den er niemals gedacht, und riß ihn plötzlich vom Gipfel erfüllter Sehnsucht in den Abgrund lächerlichster Schmach. Tara war fort.

Tara hatte den letzten Poloch verlassen, ehe er sie erfaßte.

Tara hatte von dem Recht der Korjäkin Gebrauch gemacht, sich einem ungeliebten Gatten zu entziehen. Nie war es für den Bräutigam möglich, die Braut ohne deren Hilfe zu fangen, denn dreißig starke Weiber sind kräftiger als ein Jüngling.

Liebt sie den Mann, der ihr bestimmt, so wartet sie seiner im letzten Poloch — Tara war ihm entflohen.

Sein armes, einfaches Korjäkenhirn faßte nicht, was sie getan.

Vor drei Tagen erst, als er auf Augenblicke heimlich ins Lager geschlichen, hing sie an seinem Halse, war Liebe und Glut — jetzt — Tränen sah er in ihren Augen. Liebe hörte er aus ihrer Stimme — und doch.

Trotz stieg in ihm auf und Wut, er riß den Vorhang des Zeltes auseinander, daß das Herdfeuer hineinschimmerte. Es war leer. Ein letzter Blick zeigte es ihm, dann trat er hinaus.

Ein Augenblick der Stille, aller Augen hingen an ihm —

Einige sprangen zum Poloch.

Schadenfreude bleibt auch bei den Korjäken die größte.

Höhnische, staunende, lachende Rufe.

„Der Poloch ist leer."

„Sie ist ihm entflohen."

„Tara ist fort."

„Er hat die Probe verloren."

„Zwei Jahre umsonst."

„Lacht, spottet ihn aus."

Die Trommeln wirbelten, die Männer hüpften lachend um ihn herum, die nacktarmigen Megären tanzten mit ihren Ruten, das Herdfeuer flackerte auf. Jetzt erschienen sie alle in dem schmutzigen, rußigen Raum selbst wie eine Bande Dämonen.

Kergeß sprang auf den alten Lachergeß zu.

„Wo ist Tara?"

Auch der verstand nicht.

Dünenlandschaft.

Nach einem Aquarell von A. v. Zitzewitz.

„Sie kam nicht aus dem Zelt.“
Kergeß faßte die Mutter.
„Du hast sie versteckt — gib sie heraus.“
In seiner Wut schüttelte er die magere Alte.
Blitzschnell überlegte Lachergeß.
Fünfzehnhundert Renntiere waren gewonnen — Tara verschwunden. Jetzt mußte Kergeß noch einmal zwei Jahre dienen — noch einmal tausend Renntiere. Er verstand sein Kind nicht. Sie hatte ihm klar gezeigt, daß sie den Erwähltten liebte. Plötzlich erwachende jungfräuliche Scham? Sinnesänderung? Rätsel Weib?
Zu schwere Fragen für ein Korjäkenhirn. Er hielt es für besser, sein eigenes Nichtverstehen hinter scheltenden Zorn zu verstecken.
„Laß mein Weib los, du hast die Hochzeitsprobe verloren. Deine Felle sind mir verfallen, geh und diene aufs neue, wenn du es magst.“
Während die anderen ihn noch immer umtanzten, stand Kergeß mit rollenden Augen. Ein neuer Gedanke stieg in ihm auf.
„Der Schamane hat sie gestohlen. Wo ist Kalpuginik?“
Auch der alte Lachergeß dachte an das, was der Schamane vorher zu ihm gesprochen, war im Augenblick wieder auf der Seite des jungen Korjäken.
„Wo ist der Schamane?“
Eine Stimme aus dem ersten Poloch:
„Er liegt hier, er windet sich in heiligen Krämpfen, er kämpft mit den Dämonen.“
Man eilte hinzu, vergaß über den neuen Anblick sogar den lächerlichen Bräutigam.
In schwerer Epilepsie wand sich der Schamane am Boden, seine Glieder zuckten, Schaum stand vor seinem Munde, seine Brust keuchte und stieß unartikulierte Schreie aus.
„Seht, wie er mit den Dämonen ringt!“
„Wie furchtbar er kämpft!“
„Wie sie ihn bedrängen!“
„Aber er ist stärker als sie.“
Alles starrte ihn an, dann ließ der Krampf langsam nach, der Körper streckte sich, sein Gesicht war fahl und bläulich, auf den Lippen standen leichte Blutstropfen, die Augen waren eingefallen, und er schlief.
„Sie haben ihn nicht besiegt.“
„Er lebt.“
„Er ist ein großer Zauberer.“
Währenddessen war Kergeß aus der Jurte gekrochen und stand draußen auf dem Platz.
Die Renntierwächter gingen draußen umher.
Die Luft, noch immer kalt, wenn auch viel, viel wärmer als am Morgen, tat ihm wohl. Er atmete tief auf. Wie seine Glieder schmerzten, diese armen Glieder, dieser wunde Rücken, den er vergebens von wilden Weibern zerpeitschen ließ.
Und doch fühlte er den Schmerz kaum vor dem anderen, dem Unbegreiflichen, dem Unfaßbaren, das er erlebt.
Liebte er so heiß?
Er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt, aber etwas war zerbrochen in ihm. Er hatte in einen klaren Spiegel geschaut, und dieser Spiegel war ein Sumpf. Er hatte vertraut, und er war betrogen worden. Er war an diesem Morgen stolz in das Lager gekommen, neidische, heimlich bewundernde Augen hatten auf ihm geruht, jetzt war er durch Taras Verrat wieder ein Bettler und das Gespött des Stammes.
Einer der Renntierwächter trat zu ihm heran. Hatte ihn nicht erkannt, weil er ihm den Rücken zukehrte, und redete ihn an.
„Wo ist dein Weib?“
Kergeß glaubte zu erwachen, blickte ihn an, dann lachte er laut und gellend auf und begann zu rennen. Rannte, was er zu rennen vermochte, ziellos und wahllos hinaus in den frühdämmernden Abend und in die weiße Tundra.

•

Im Zelt war das Lachen verstummt, als das Opfer verschwunden war. Erschöpft lagen die keuchenden Weiber umher, die jungen Männer flüsterten miteinander. Manch einem schwellte in unerwarteter Freude die Brust. Viele hatten um sie geworben, und jeder von denen dachte in seinem Herzen: Um mich, um mich hat sie sich vor Kergeß versteckt!
Der alte Lachergeß saß neben dem Feuer und dachte nach. Eine schwere Arbeit für ihn. Er verstand sein Kind nicht.
„Wo ist Tara?“
Die Mutter schüttelte den Kopf.
„Sie hat sich versteckt. Wüßte ich nur, wie sie aus dem Poloch gekommen!“
„Wo ist sie jetzt?“
„Sie muß aus dem Zelt hinaus sein, ohne daß wir es bemerkten. Hier im Zelte ist niemand.“
Lachergeß stand auf. Das Stück Fliegenpilz, das er eben zum Munde führen wollte, um wenigstens selbst den erhofften Festrausch nicht zu versäumen, entglitt seiner Hand.
„Sucht Tara!“
Die jungen Korjäken gehorchten, krochen hinaus, fragten die Wache:
„Hat niemand Tara gesehen?“
„Tara?“
Sie schüttelten verwundert die Köpfe.
„Gewiß nicht, aus der Jurte kam niemand, ganz bestimmt niemand als vor wenigen Minuten Kergeß allein.“
Sie durchsuchten das Lager, die vier anderen Jurten, die kleinen Vorratszelte. Sie riefen, sie krochen in jeden Winkel, sie durchsuchten die Herde, die Weiber durchstöberten nochmals das ganze Zelt, jeden Poloch, den Zwischenraum zwischen dem Außen- und Innenzelt.
Schreck lag auf allen Gesichtern, wieder Schreck über ein unfaßbares Wunder.
„Tara ist verschwunden.“
Jetzt stand Lachergeß draußen; er hatte sogar den Pelz vergessen.
„Wißt ihr gewiß, daß sie nicht floh aus dem Lager?“
„Bestimmt floh sie nicht, bestimmt hat niemand das Zelt verlassen.“
„Kann sie geraubt sein?“
„Unmöglich. Kein Mensch hat sich dem Lager genähert. Wäre ein Fremder herangeschlichen, ohne daß wir ihn bemerkten, dann hätten die Hunde geheult, oder die Renntiere wären unruhig geworden.“
Lachergeß war von Entsetzen ergriffen. Weniger vor Schmerz um die verschwundene Tochter als vor Grauen vor dem unfaßbaren Rätsel. Er fragte noch einmal:
„Ihr habt nichts gesehen? Nichts, was euch seltsam erschien?“
Ein alter Korjäke trat heran.
„Nichts, Teion. Nichts als die plötzliche schwarze Wolk, als Ihr das Feuer entfachtet.“
„Welche Wolke?“
„Kurz ehe das Lachen und Lärmen drinnen verstummte, und wir glaubten, daß Tara in einem Poloch Kergeß empfangen.“
Der Teion starrte ihn an.
„Da kam eine Wolke aus dem Rauchloch der Jurte?“
„Ihr fachtet das Feuer wohl an?“
„Das Feuer war fast verloschen, wir ließen es verglimmen, damit die Weiber ihm nicht zu nahe kamen.“
Er drehte sich um, eine Furcht, ein Grausen war in seiner Brust, und er kroch in die Jurte zurück.
Die Weiber schauten ihn an.
„Wo ist Tara?“
„Es hat sie niemand gesehen, sie ist spurlos verschwunden.“
Er hockte sich zum Feuer nieder, und jetzt begann der Schamane sich zu regen. Man hatte ihn bis dicht vor das Feuer getragen. So lag er jetzt vor Lachergeß' Füßen.
Er richtete sich langsam auf. Die Maske war vorhin schon nicht mehr auf seinem Gesicht gewesen, als er sich in Krämpfen wand. Seine Zauberpauke hing am Riemen auf seiner Brust, aber das Seehundsfell, mit dem sie bespannt war, war geplatzt, und die Trommelstäbe baumelten zerbrochen von ihr herunter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uraufführung von Fritz Philippis „Belial, ein unwahrscheinlich Mensch- und Teufelsspiel“, die kürzlich im Staatstheater zu Wiesbaden stattfand: Szene in der Türmerstube aus dem 4. Akt. Nach einer Zeichnung von Adolf Presber.

Mode-neuheiten für die elegante Dame

Echte Spitzen als Schultertuch.
(Phot. Ernst Förster, Wien.)

Die Schauspielerin Hilde Wall in einem buntbemalten Kreppschal.
(Phot. Zimbler, Wien.)

Links oben: Beigefarbenes Jumperkleid mit brauner Stickerei (links) und beigefarbener Seidenjumper mit persischer Stickerei in dunklerer Schattierung. Trägerinnen: Die Schauspielerinnen Margarete Hruby und Camilla Weber. Modelle: Gustav Freund & Sohn, Wien.
(Phot. Zimbler, Wien.)

Im Oval: Bemalter Schal aus Seidentrikot. Trägerin: Die Schauspielerin Elisabeth Hruby. Modell: Gustav Freund & Sohn, Wien.
(Phot. Zimbler, Wien.)

Rechts nebenstehend: Die Soubrette Irene Palsthy in einer buntkarierten amerikanischen Wollweste. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Weißes Wolltrikotkleid mit bunter Stickerei. Trägerin: Die Schauspielerin Camilla Weber. Modell: Gustav Freund & Sohn, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

AUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

Bilder aus der Schule von heute.

Von Paul Georg Münch*).

Illustriert von Alfred Seckelmann.

I. Der deutsche Aufsatz.

Regen wir im Kinde schöpferische Kraft! Lassen wir alle Arbeit im Zeichen der Freude stehen! Das ist der Leitspruch der Arbeitsschule. Das Kind zu freudig-schöpferischer Arbeit zu führen, ist also auch das Ziel des modernen

2. „Pfui, wie die Aufsatzhefte aussehen!"

Deutschunterrichts. — Was hat man einstmals unter der Flagge „Deutscher Aufsatz" segeln lassen! Es gab Lehrer, die ihre Kinder zu Grammophonen erniedrigten; sie lasen eine Geschichte dreimal vor und ließen sie nachschreiben. Das mochte vielleicht eine ganz nützliche Übung in der Gedächtnisschärfung sein, aber Wiederkäuen hat nicht das mindeste mit Aufsatz zu tun. In anderen Klassen schrieb man Stichwörter an die Tafel — in meinem Buche „Dieses Deutsch!! Ein froher Führer zu gutem Stil" erzähle ich, wie ich einmal an einer Wandtafel das köstliche Füllrätsel stehen sah: „Schwein. Misthaufen. Schmutzig. Ich aber ..." Andere Lehrer ließen Gedichte in die Prosa (besser: ins Prosaische) übertragen, machten sich also der Anstiftung zur Verschandelung von Literatur schuldig. Man ließ Aufsätze von Wald und Garten schreiben, aber es waren meist nur Bestandsaufnahmen, bar jedes Schöpferischen. Man ließ die Katze beschreiben, und statt des Aufsatzes gab es einen Steckbrief. Man ließ Arbeiten in Briefform schreiben, und das Ergebnis war, wie die in der Pädagogischen Zentralbücherei gesammelten „Muster"-Aufsatzbücher beweisen, üble Schundliteratur. Von der Entfaltung schöpferischer Kräfte konnte bei solchem Aufsatzbetrieb keine Rede sein.

Und wie stand es mit dem Schaffen im Zeichen der Freude? „Hans hat bis morgen einen Aufsatz auf!" Das war oft genug eine Schreckenspost, die den häuslichen Frieden störte. Und heute? Ich wüßte nicht, was Kindern mehr Freude macht als das Aufsatzschreiben! Abbildung 1 zeigt, daß es kaum ratsam ist, die Frage zu stellen: „Wer will heute einen Aufsatz schreiben?" So aber muß es sein: Die Augen der Kinder müssen in Vorfreude aufleuchten! Und warum gehen heute die Kinder mit heiligem Eifer an das Aufsatzschreiben? Weil wir uns bei der Themenwahl nicht von Büchern, sondern vom lebendigen Leben beraten lassen! Weil die Kinder in ihrem Erlebniskreise oder draußen in der Natur irgend etwas Interessantes aufgreifen dürfen, das sie ihren Klassenbrüdern schriftlich mitteilen. Über die Daseinsberechtigung der Aufsätze in der Volksschule entscheidet jetzt die Frage: Würde das Kind das, was es niederschreiben soll, dem Lehrer und den Klassenbrüdern zur selben Zeit *freudig erzählen*? Aufsatz ist der schriftliche Ausdruck innerlichen Erfülltseins. Der Wille, einen Aufsatz zu schreiben, muß das Herzinnere des Kindes aufwühlen, alle schöpferischen Kräfte ans Werk rufen. Dieses starkwillige Schaffen gibt es nur im Bereich des freien Aufsatzes. Der freie Aufsatz ist die von jeder Bindung durch den Lehrer freie schriftliche Arbeit, in der, ausgelöst durch ein Erlebnis oder einen Plan, seelische Durchrüttelung nachklingt.

Die seltsamste Gepflogenheit der Lehrer der alten Schule war es, daß sie erst im dritten oder vierten Schuljahre Aufsätze fertigen ließen. Sie wußten es nicht zu nützen, daß ein sechsjähriges gesundes Kind alles mit zur Schule bringt, was es zu einem lebendigen Aufsatz braucht: Mutterwitz, Fragen an die Dinge, Freude am Plaudern, Einfälle, köstlich frisch arbeitende Phantasie. Sollen wir unter solchen Umständen drei Jahre mit dem Aufsatzschreiben warten? Nein, wir wollen die Plauderfreude des Kindes von der ersten Schulwoche an nützen! Da aber das Kind um diese Zeit noch nicht schreiben kann, lassen wir uns die Aufsätze diktieren, wie auch Goethe diktierte und fast alle modernen Schriftsteller diktieren. Abbildung 3 zeigt, wie ein sechsjähriges Mädel dem Lehrer in die Feder vorsagt, was es soeben vor dem Schultor erlebte.

Das Stenogramm des Lehrers wird vom mündlichen Bericht leise abweichen, denn Stil läßt sich nur dadurch veredeln, daß man die Kinder immer und immer wieder das Bessere fühlen läßt. Stilbildung ist Ohrschulung. Das Gefühl für Stil muß durch das Nebeneinander von Beispiel und Gegenbeispiel verfeinert werden. Man darf die Stilpflege nicht wie ehedem der roten Feder überlassen! Solche Korrigiererei war immer mit Tadeln und Nörgeln verbunden, wir wollen aber die Kinder von der ersten Schulwoche an zur Freude am Besseren erziehen.

Hat der Lehrer zwei oder drei Jahre seines Stenographenamtes gewaltet, für Frischhaltung des Ausdruckswillens gesorgt und die Kinder im Schreiben und in der Orthographie wacker gefördert, dann wächst in den Jungen und Mädchen das Verlangen, sich auf dem Gebiete des Aufsatzes selbständig zu machen. Ein Festtag ist: Heute darfst du deinen Aufsatz selbst schreiben! Abbildung 5 zeigt eine Gruppe Jungen, die während des Unterrichts mit ihren Notizbüchern ausgeflogen sind, um einen Neubau wachsen zu sehen. Warum eine Gruppe? Strebsamkeit des Kindes ist des Lehrers beste Helferin, aber der Ehrgeiz bedarf zu seiner Gesunderhaltung einer Prise Kameradschaftsgeist. Darum sieht die moderne Schule in der Gruppenarbeit die ideale Form kindlichen Schaffens.

Wenn die kleinen Gruppen ihre ersten Aufsatzstreifen antreten, sage ich ihnen zunächst nur: „Augen auf!" Sie können also schreiben, was sie wollen. Bald aber nehme ich meine kleine Füllen ins Kumt, stelle ihnen bestimmte Aufgaben und lasse mir den Stoff für meinen Gesamtunterricht schriftlich herbeitragen. Wenn ich vom Hausbau reden will, könnte ich mit der ganzen Klasse einen Neubau aufsuchen und sie schauen lassen. Würde ich das tun, ließe ich ganz köstliche Gelegenheiten für den Aufsatz ungenützt. Wenn ich aber zunächst (zunächst!) meine Vorposten ausschicke, wenn ich durch meine Meldereiter das Baugelände aufklären, das neue Stoffgebiet erst einmal von einer Schriftsteller-Kommission untersuchen lasse, dann schlage ich als Deutschlehrer ungeheueren Gewinn aus solchem Verfahren!

Die Jungen der auf Streifwache ausziehenden Gruppe haben also ihre Notizbücher mitgenommen und sich draußen stichwortartige Bemerkungen gemacht. Ins Klassenzimmer zurückgekehrt, wählen sie einen, der den Aufsatz in das „Gruppenbuch" einschreibt, es kommt reihum jeder daran. Abbildung 7 zeigt, wie sie die Köpfe zusammenstecken. Sie stellen sich im Geist noch einmal vor den Neubau und geben den mageren Notizen Fleisch nnd Blut. Das Schaffen in der Gruppe belebt den Zustrom an Gedanken. Gruppenarbeit hält wach, Halterkau-Pausen gibt es nicht. Sie haben nicht einen Augenblick das Gefühl, ein Stück Pflicht nolens volens erledigen zu müssen, sie singen, wie der Vogel singt, sie schaffen, wie der Künstler schafft.

Einen Höhepunkt im Aufsatzunterricht bedeutet es, wenn die Gruppe den Klassenbrüdern das fertige kleine Werk vorliest. Vor gespannt lauschendem Publikum auf der Bühne stehen, mit eigenem Werke Eindruck machen dürfen und obendrein vom Lehrer noch gelobt werden! Wem so viel Freude und Ehre und ein so gesteigertes Erleben geschenkt ward, der würde die Aufsatzstunde zu den glücklichsten Stunden seines Lebens zählen, wenn sich nicht die dreißig kleinen Hörer als dreißig kleine Teufel entpuppten, die weniger auf Lob als auf Tadel aus sind! Klassenbrüder, Klassenschwestern sind ein sehr kritisches Parkett. Eine zu herzhafter Kritik erzogene Klasse läßt nicht locker, bis alles richtiggestellt und so formschön ist, wie es auf dieser Stufe gefordert werden kann.

Das Gruppenbuch sieht freilich sehr wenig korrekt aus. Abbildung 2 gibt einen Einblick in die zerkrakelte Kladde

1. „Wer will heute einen Aufsatz schreiben?"

3. Aufsatz schon in der ersten Schulwoche! Das Mädel diktiert, der Lehrer schreibt.

4. Ein Manuskript von Schiller. Was unsere Klassiker nicht fertigbrachten, darf man nicht von Volksschülern verlangen!

*) Wir werden von diesem bekannten, vielgelesenen Pädagogen noch eine Reihe weiterer Aufsätze bringen.
Die Schriftleitung.

mit den hingeschnörkelten Randbemerkungen und dem Kleckslein, dem Siegel heiligen Eifers. Wegen dieser „Liederlichkeiten“ können sich manche Leute mit der modernen Art des Aufsatzunterrichtes nicht einverstanden erklären. Diesen Skeptikern muß immer wieder gesagt werden: Die Nacherzählung einer Fabel, die Wiedergabe einer vorerzählten Geschichte kann man gleich ins Reine schreiben, den Niederschlag schöpferischer Arbeit nie und nimmer! Abbildung 4 mag Literaturunkundige darüber aufklären, daß auch das Äußere eines Schillerschen Manuskriptes nur mit einer 4 hätte bewertet werden können! Und wenn ich gar Schriftstücke von Lessing, Friedrich dem Großen und Heinrich Heine als Entlastungszeugen meiner Neunjährigen aufrufen wollte!

Aber — ja, nun folgt dieses außerordentlich wichtige Aber: Auch der Lehrer von heute sorgt dafür, daß der Aufsatz zuletzt in einer ganz tadellosen Reinschrift vorliege! Denn es gehört zum Wesen der Arbeitsschule, daß sich das Kind einer in jeder Beziehung untadeligen Arbeit freuen lerne. Nachdem in gemeinsamer Arbeit der Gruppenaufsatz über den Neubau von orthographischen und grammatischen Fehlern gesäubert wurde, hat ihn ein Junge so auf den sogenannten Reinzettel geschrieben, wie es Abbildung 6 zeigt. Reinzettel sind den „Guten Heften“ an Zweckmäßigkeit überlegen, weil sie eine bessere individuelle Behandlung des einzelnen Aufsatzes gestatten als die in einem Heft aneinandergeketteten Arbeiten. Nach sechs Monaten etwa teile ich diese Reinzettel wieder aus und sage: „Nun lest euch den Aufsatz noch einmal durch, den ihr vor einem halben Jahr geschrieben habt! Was habt ihr jetzt zu eurem Werk von dazumal zu sagen?“ Und siehe, es fällt den Kindern, die inzwischen in planmäßige stilistische Schulung genommen wurden, wie Schuppen von den Augen! Jeder weiß ein Wort der Kritik über sein Erstlingswerk! Jetzt erst haben sie den nötigen Abstand zu ihrem kleinen Kunstwerk gewonnen, erst jetzt können sie es selbst beurteilen. „Nehmt die Federn zur Hand und ändert, was euch mißfällt!“ Jetzt fangen sie an zu verbessern. Eins der schönsten Ziele der Arbeitsschule ist erreicht: Das Kind findet aus eigener Kraft die bessere Form. Abbildung 8 mag das veranschaulichen. Korrektur durch des Lehrers rote Feder bedeutet meist Zurechtstutzung mit einem Beigeschmack von Tadel. Findet ein Kind aus eigener Kraft die bessere Form, so ist das nicht Korrektur, sondern Aufwertung!

5. Auf Beobachtungsposten am Neubau.

Der freie Aufsatz kann sich freilich nur dann zu literarischer Höhe entwickeln, wenn eine planmäßige Bereicherung des Sprachschatzes nebenher geht. Unsere Lesebücher versagen meist in der Zufuhr von nahrhaftem Sprachgut, weil neun Zehntel ihres Inhalts nicht auf meine Kinder zugeschnitten sind. Da möchte sich der Lehrer schon sein eigenes literarisches Lesebuch schaffen! Ich habe es mir zum Grundsatz gemacht, regelmäßig nach Erledigung einer Unterrichtseinheit, also nach drei, vier Wochen, das Erarbeitete in lebendigem Deutsch aufzuschreiben. Ich lese aber meine Geschichte nicht selbst vor, ich bitte ein Mädchen aus der Oberklasse und setze mich unter meine Jungen. Das ist eine von den tausend Kleinigkeiten. Aber wie steigert es den Genuß der Kinder, wenn sie wissen: Unser Lehrer sitzt unter uns! Die Sache hat nicht den leisesten Beigeschmack von Schule, der Lehrer teilt mit uns die Freude an dieser Darstellung. Und geteilte Freude ist noch immer doppelte Freude! Hören wir, was meine kleine Assistentin auf Abbildung 9 meinen Jungen vom Neubau erzählt!

Handwerkszeug
Verschiedene (Dinge) hatten sie bei sich. Die Säge kreischte. Wenn die Axt aufkommte, hörten wir ein Echo. Es sollten Türen gezimmert werden, aber die waren erst halb fertig. Müller sagte (rief): (ein bißchen laut): Das sieht aus wie Galgen. Da sagte der Zimmermann: Ja, die sind für euch Bübchen, ihr schwänzt doch die Schule. Als es pfiff, hörten sie auf. Der Lehrling kriegte Gezanktes, er hatte statt der sauren Gurke einen Rollmops.

8. Die Schüler verbessern nach Monaten ihre Aufsätze selbst! Statt Korrektur Aufwertung aus eigener Kraft!

„Die Peitsche knallt, Achsen knirschen: ein Ziegelwagen kommt in die große Stadt herein. Der Fuhrmann hat die Kumte mit Birkengrün geschmückt und sich ein paar Kornblumen an die Mütze gesteckt. Die Ziegel aber leuchten so rot wie ein Beet Klatschmohn. An unserm Neubau hält das Gefährt. Die Pferde schütteln die Mähnen, es war eine schwere Fahrt. Aber schön ist es gewesen! Den armen Ziegeln, die acht Tage in einem großen Ofen stecken mußten, bis sie krebsrot wurden, hat die Morgenkühle gutgetan. Der Fuhrmann nimmt den Verschlag des Wagens ab und schaut die Steine an, als wollte er sagen: Aussteigen, meine Herrschaften! Er stellt sich auf den Wagen, die Steine fliegen von Hand zu Hand. Zwischen großen Haufen von Sand und Kalk wachsen die roten Säulen höher und höher. Jetzt kommt an einem Stahlseil ein eiserner Kasten von oben. Unsere Steine dürfen wie in einem Fahrstuhl zwei Stockwerke hoch fahren. Da oben pfeift der Wind, aber das sind die Steine von ihrer Jugend her gewöhnt. Als sie noch in der Trockenscheune lagen, hei, wie hat ihnen da der Wind um die Ohren gepfiffen! — Eine herrliche Aussicht haben sie da oben! Aber wenn sie hinunterschauen in die Tiefe, diese Kinder der Lehmlache . . . einem Stein ist schwindlig geworden, er ist hinabgefallen! Der Maurer, der gerade einen Erker baut, nimmt einen Stein nach dem andern, bereitet ihnen ein Bett aus Mörtel und legt sie fein säuberlich in Reih' und Glied auf das weiche Lager. Er setzt die Wasserwage an, bald lang, bald quer, bald hoch, und rückt jeden Stein zurecht, bis sie alle so schnurgerade liegen, wie er es haben will. Plötzlich macht der Maurer ein grimmiges Gesicht, er hat einen Stein mit einem zu dicken Wämslein entdeckt. So ein Halunke! brummt der Maurer vor sich hin, während er den Stein entfernt. Er meint den Ziegelstreicher, der nicht gewissenhaft seine Pflicht getan hat. Viele hundert Leute müssen schaffen, um all die Dinge zu bereiten, die zum Hausbau vonnöten sind. Wenn da ein einziger leichtsinnig ist, bringt er den ganzen Bau in Gefahr. — O weh! seufzen die Steine. Das weiche Mörtelbett wird ja hart und härter? Jetzt bekommen sie auch noch eine Zudecke aus Mörtel und Stein! Also deshalb seid ihr hier! Ihr sollt immer neue Schichten Ziegel tragen und Balken und Eisenschienen! Wie die Last drückt! — Stolz ragen die roten Mauern. Da kommen andere Gesellen und putzen das Haus. Leute gehen vorüber und sagen: So ein schmucker Bau! Welch ein feines Gelb! Und so schöne Figuren aus Sandstein! Die armen roten Gesellen aber, die das Gebälk tragen, sind vergessen. Und wenn Regen und Schneesturm und Hundstagshitze den Putz abbröckeln, rümpfen die Leute die Nase: Pfui, hier gucken die Ziegel! Undank ist der Welt Lohn!“

und auf den Balken waren blau
und schwarze Striche und Zeichen. Auf
einem stand, „vorne“ und, „hinten“. We-
gen vorne hätte er eine Strafarbeit
kriegen müssen, aber wegen hin-
ten kann er die Ausrede machen,
er hätte an Hindenburg gedacht.
Ein Zimmermann trug Hosen, die wa-
ren ganz weit wie ein Kaffeewärmer.
Er fragte, ob wir Stäbchen hätten. Da
sagte Schmidt: Wir sind Nichtraucher. Da

6. Arbeitsschule erzieht zur Freude an sauberer Arbeit: Die Reinschrift.

7. In gemeinsamer Arbeit entwirft die Gruppe den Aufsatz. Vorsagen ist nicht verboten, sondern erwünscht.

Das Stolzgefühl muß man einmal erlebt haben: zu sehen, wie sich schlichte Sprachschönheit in die jungen Seelen einschmeichelt! Wie die Kinder lauschen, wie sie nach einigen Wochen beim zweiten und dritten Lesen leise mitsagen! Einem hat das gefallen, dem anderen jenes, aber jedes trägt ein Bildchen mit sich fort. So rinnt ihnen guter Stil allmählich ins Blut ein.

Über solche Stilstunden führt der Weg zum Verständnisse der deutschen Dichter. Ob ein Mensch Sklave seines Berufs wird, oder ob er nach hartem Tagesplack den Arbeitskittel beiseitehängt, ein gutes Buch zur Hand nimmt und sich als Herr und König im Reich des Schönen fühlt, das hängt davon ab, ob er in der Jugend gelernt hat, wie man literarisches Edelgut erkennt, und wie man dessen Nutznießer wird!

9. Zufuhr von Sprachgut: Ein größeres Mädchen liest den Kleinen Aufsätze des Lehrers vor.

Aus der Welt der pflanzlichen Schmarotzer.

Von Dr. Bernhard Stange. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von W. Vormeng, Leipzig.

Unter Schmarotzertum verstehen wir das genossenschaftliche Verhältnis, bei dem sich der eine Organismus — der Schmarotzer — ganz oder teilweise auf Kosten des anderen — des Wirtes — ernährt, ohne ihm dafür eine Gegenleistung zu bieten. Darin unterscheidet sich der Parasitismus von der Symbiose, bei der sich zwei verschiedene Pflanzen oder Tiere gegenseitig bei der Ernährung unterstützen, wie wir das bei den Flechten, die aus grünen Algen und fadenförmigen Pilzen aufgebaut sind, erkennen. Während bei diesen die grünen Algen aus der Kohlensäurezerlegung das organische Baumaterial gewinnen und auch dem Pilze zuführen, sorgt dieser chlorophyllose Organismus für mineralische Nährstoffe aus der Unterlage. Das Schmarotzertum unterscheidet sich auch vom Epiphytismus. Epiphytische Pflanzen durchlaufen ihren ganzen Entwicklungsgang auf einer anderen Pflanze, ohne sie in ernährungsphysiologischer Hinsicht in Anspruch zu nehmen. So beziehen baumbewohnende Moose und Flechten vom lebenden Gewebe ihrer Unterlage nichts. Freilich geht manchmal der Epiphytismus in Parasitismus über, wie das an den blattbewohnenden Flechten der Urwälder Javas deutlich zu erkennen ist. Dem Parasitismus steht auch der Saprophytismus gegenüber. Diese Saprophyten: Humusverzehrer, ebenfalls nicht befähigt, organische Substanz aus der Luft zu gewinnen, decken ihren Bedarf aus dem Humus des Waldes. **Neottia nidus avis**: das Vogelnest, diese braunstenglige Orchidee in den Buchenwäldern Thüringens und an anderen Orten, ist ein ausgesprochener Humusverzehrer. Aber auch unter den Saprophyten gibt es Arten, die gelegentlich zum Parasitismus übergehen. So der Pilz **Botrytis cinerea** (Becherpilz). Ohne Übertreibung läßt sich behaupten: Es gibt keine Kulturpflanze, die nicht gelegentlich von parasitierenden Pilzen heimgesucht wird. Man denke an die wurzelanschwellende Kohlhernie beim Kohlrabi, an Meltau, an Traubenschimmel, an die Kartoffelfäule u. a.

Schuppenwurz (Lathraea squamaria *L.*) auf einer Baumwurzel.

Mistel (Viscum album *L.*) auf einem Apfelzweig.

Groß ist auch das Heer der Wasserpilze, die nicht nur an Algen und anderen Wasserpflanzen parasitieren, sondern auch unter Fischen, Krebsen (Krebspest) aufräumen.

Selbst grüne Algen treten als Schmarotzer auf. In den Blättern des Aronstabes lebt in Südeuropa **Phyllosiphon asari**, deren 0,05 mm dicke Schläuche gelbe Flecken erzeugen. Am ehesten hat zweifellos der Mensch das Schmarotzertum an den sogenannten höheren Pflanzen erkannt. Flachsseide und Kleewürger offenbarten sinnfällig ihren gewaltigen Schaden.

Teufelszwirn (Cuscuta europaea *L.*) auf Brennessel.

Teilen wir die Schmarotzer an den Pflanzen in zwei Gruppen: Halbparasiten (grüne Halbschmarotzer) und echte Parasiten, so geschieht das mit einem gewissen Vorbehalt.

Die Halbparasiten entnehmen jedenfalls nur Wasser und Nährsalze dem Wirt, während sie, befähigt durch ihren Chlorophyllapparat, aus der Kohlensäure der Luft Kohlenhydrate (Stärke, Zucker, Zellulose) selbst herstellen. — Den echten Schmarotzern fehlt im allgemeinen die Fähigkeit, sich autotroph zu ernähren; sie entführen dem Wirt außer Wasser und Nährsalzen auch organische Substanz: Kohlenhydrate und Eiweiß. Sie sind mithin gänzlich von ihrem Ernährer abhängig.

Der Gruppe der grünen Halbschmarotzer würden zuzuzählen sein: Wachtelweizen, Alpenhelm, Augentrost, Zahntrost, Hahnenkamm, Läusekraut, Vermeinkraut, Mistel und Riemenblume. Echte Schmarotzer dagegen sind: Schuppenwurz, Kleeseide (Flachsseide), **Balanophora**- und **Rafflesia**-Arten, Sommerwurz.

Der Gattung Wachtelweizen (**Melampyrum**) gehören einjährige, schmarotzende Kräuter an, mit gegenständigen Laubblättern, die ungeteilt, ganzrandig oder am Grunde gezähnt sind. Der Ackerwachtelweizen (**Melampyrum arvense**) drängt sich in Getreidefeldern durch seine roten Tragblätter in der Blütenähre, der Hainwachtelweizen (**Melampyrum nemorosum**) durch seine blauvioletten Tragblätter auch dem Laien sofort auf. 20 Arten Wachtelweizen sind Bewohner Europas und Vorderasiens, nur drei leben in Japan, eine in Ostindien und eine in Nordamerika.

Der Alpenhelm (**Bartschia**, genannt nach dem Arzte Bartsch) bewohnt Europa und Nordafrika mit sechs, Südamerika mit 24 Arten. Bei uns lebt nur **Bartschia alpina** auf Alpenwiesen an feuchten Orten des Ur- und Kalkgesteines. Der Same keimt auch ohne Berührung einer Nährpflanze; der Keimling vergeht aber bald, wenn die Saugwurzeln keinen Wirt ergreifen können.

Baumseide (Cuscuta lupuliformis *Krock.*) auf Weide.

Dem Augentrost (**Euphrasia**) schrieb man früher Heilwirkung bei Augenleiden zu. Weil die Pflanze als Schmarotzer den Graswuchs schmälert, wird sie in den Alpen Milchdieb, Milchräuber, Gibinix, Weiddieb genannt. Ohne Nährpflanze entwickeln sich nur Kümmerformen, die es nicht zur Blütenbildung bringen. Alle 90 Arten der Alten und der Neuen Welt sind echte, grüne Halbschmarotzer.

Zahntrost (**Odontites**), so genannt wegen angeblicher Heilwirkung bei Zahnweh, umfaßt 20 Arten, die hauptsächlich ums Mittelmeer verbreitet sind, während nur drei Mitteleuropa bewohnen: der gelbe, der rote, der klebrige. Alle drei sind einjährige Halbschmarotzer mit aufrechten, ästigen Stengeln von 10 bis 50 cm Länge.

Der Hahnenkamm (**Alectorolophus**) wird im Volksmunde Klappertopf genannt, weil die kreisrunden, flachen Samen innerhalb der trockenen Fruchtkelche rasseln und klappern. Die in 10 Arten Mitteleuropa bewohnenden einjährigen Halbschmarotzer treten auf Wiesen bzw. in Getreidefeldern Thüringens, des Erzgebirges und anderen Orten in vielen Standortsrassen und Saisonformen gespalten auf.

Einjährige, zweijährige, aber auch ausdauernde Arten umschließt die Gattung **Pedicularis** (Läusekraut). Eine Abkochung dieser giftigen Pflanze soll das Vieh von Läusen befreien. Von den 250 Arten, die auf dem zentralasiatischen Hochlande, in China, Sibirien, Nord- und Südamerika beheimatet sind, fällt auf unseren moorigen Wiesen zwischen Gräsern durch rosenrote oder purpurne Blüten **Pedicularis palustris**, das Sumpfläusekraut, auf.

Thesium, eine bei Theophrast erwähnte Pflanze, heißt im Volksmunde Bergflachs oder Leinblatt, wegen der schmalen flachsartigen Blätter. Alle Thesiumarten befallen als Wurzelparasiten die Nährpflanze mit Haustorien, das sind glocken- oder kugelartige Gebilde, die sattel- oder mantelartig sich den Nährwurzeln des Wirtes anschließen. Ein Saugfortsatz in der Mitte dieser Haustorien dringt tief in das Nährgewebe vor.

Die besprochenen Halbschmarotzer sind allesamt Wurzelparasiten. Oberirdische Pflanzenteile befallen dagegen die Mistelgewächse: **Loranthazeen**. Wir unterscheiden Pflanzen mit lederartigen, gelbgrünen, wintergrünen Laubblättern: **Viscum**-Arten; mit dunkelgrünen, sommergrünen Laubblättern: **Loranthus**-Arten; mit schuppigen Blättern: **Arceuthobium**.

Alle diese Pflanzen wachsen halbstrauchig. 500 Arten umfaßt die Familie, die hauptsächlich als Bewohner der Tropen auftreten. In Asien und Afrika herrscht mit 200 Arten **Loranthus**; in Europa treten nur **Viscum album**, die gewöhnliche Mistel, auf Laub- oder Nadelbäumen, **Loranthus europaeus**, die Riemenblume, auf Eichen und **Arceuthobium oxycedri** auf Wacholder am Mittelmeer auf. Die Riemenblume (**Loranthus europaeus**) kommt in Sachsen nur bei Pirna vor. Ihre Heimat ist das südliche Europa und Kleinasien.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den echten Schmarotzern zu. Die Schuppenwurz (**Lathraea squamaria**), in feuchten Wäldern Mitteleuropas bis zum Himalaja verbreitet, hat im südlichen Europa zwei Genossinnen: **Lathraea clandestina** und **Lathraea Rodopea**.

Die blattgrünlose, an Pappeln-, Erlen-, Buchen-, Haselnußwurzeln schmarotzende **Squamaria** erreicht ein Gewicht bis 5 kg, wobei der unterirdische, reich verzweigte, die Wurzeln des Wirtes umklammernde Stamm oft 1 qm Fläche bedeckt. Diese unterirdischen Stämme sind dicht mit prallen, fleischigen, schuppigen, wachsfarbenen Niederblättern besetzt. Nach zehnjähriger unterirdischer Entwicklung erhebt sich Ende April die einseitswendige, saftige, bleiche, rötlich angehauchte Blütentraube über die Erde zu 10 bis 25 cm Höhe.

Cuscuta, Flachsseide, Teufelszwirn, Kleeseide genannt, kommt bei uns in sechs Arten vor. Die bekanntesten sind: **Cuscuta europaea**, auf Brennesseln, Hanf, Hopfen, und **Cuscuta epilinum**, auf Flachsstengeln schmarotzend.

Der Seide nahe verwandt sind die tropischen **Rafflesia**- und **Balanophora**-Arten. Diese leben, eine formlose Zellmasse darbietend, ausschließlich im Innern der Wirtspflanzen. Erst zur Blütezeit brechen aus dem Gewebe der Nährpflanzen riesige, oft 1 m im Durchmesser haltende Blüten hervor, die z. B. die Wurzeln der wilden Reben auf den Sundainseln und Philippinen bedecken.

Pflanzen ganz eigenartigen Gepräges, die sich spargelartig aus dem Boden erheben, sind die Sommerwurzgewächse (**Orobanchen**). Besonders die großen Arten muten fremdartig-schön an. Der einfache bleiche, braun oder rot angehauchte Stengel ist nur mit schuppenartigen, nichtgrünen Blättchen besetzt. Manche Sommerwurzgewächse gedeihen nur auf bestimmten Wirtspflanzen, z. B. auf dem klebrigen Salbei (**Orobanche Salviae**), auf Efeu (**Orobanche Hederae**); andere sind nicht wählerisch im Wirt. In botanischen Gärten werden gewöhnlich **Orobanche racemosa** auf Hanf oder Tabak und die stattliche **Orobanche speciosa** auf Saubohnen gezogen. Die gelbe, die rote, die amethystblaue Sommerwurz sind stattliche Pflanzen bis zu 50 cm Höhe. Das Hauptverbreitungsgebiet der 100 Arten ist Asien und Europa, nur wenige gedeihen in Amerika und Afrika.

W. Vormeng. pxg.

Schmarotzerpflanzen. Nach Aquarellen von W. Vormeng.

(Siehe hierzu den Beitrag „Aus der Welt der pflanzlichen Schmarotzer".)

1. Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris *L.*). — 2. Ackerwachtelweizen (Melampyrum arvense *L.*). — 3. Hainwachtelweizen (Melampyrum nemorosum *L.*). — 4. Klappertopf (Alectorolophus hirsutus *All.*). — 5. Vogelnest (Neottia nidus avis *Rich.*). — 6. Schuppenwurz (Lathraea squamaria *L.*). — 7. Sommerwurz auf Thymian (Orobanche alba *Steph.*). — 8. Sommerwurz auf Pestwurz (Orobanche flava *Mart.*). — 9. Augentrost (Euphrasia Rostkoviana *Hayne*).

Die Entstehung des Saturnringes.

Von Max Valier, München.

Die Anschauungen über die Entwicklungsgeschichte des Saturnringes haben in den letzten Jahren eine bedeutende Änderung erfahren. Bis vor kurzem dachte man sich die Entstehung des wundersamen, die Saturnkugel frei umschwebenden Ringgebildes immer noch ganz im Rahmen der Laplaceschen Lehre von der Entwicklung unseres Sonnensystems. Danach war der Saturn uranfänglich ein gewaltiger Glutgasball, dessen Durchmesser wesentlich über den heutigen äußersten Ringreifen hinausgriff. Allmählich zog sich infolge der Auskühlung durch Strahlungsverlust an den kalten, umgebenden Weltraum der Ball zusammen. Dadurch geriet er in immer raschere Achsendrehung und plattete sich mehr und mehr ab. So wurde er aus einer reinen Kugel zuerst ein sogenanntes Rotationsellipsoid, später dann, als die kritische Grenze nahe war, ein Pseudosphäroid, d. i. ein linsenartiger Körper mit scharfer Kante am Äquator. Im weiteren Verlaufe begann sich an dieser Schneide Gas abzusondern, das als flache, radartige Scheibe herausfloß, während die eigentliche Saturnkugel sich mehr und mehr verdichtete und zusammenzog. So wurde schließlich ein Zustand erreicht, bei dem die Saturnkugel gleichsam als der dicke Nabenknoten eines vollscheibigen Schwungrades erschien, bis durch irgendeine kleine Unstetigkeit im Fortgang der Entwicklung, sei es durch das Fliehbestreben des Ringes, sei es durch eine ruckweise Zusammenziehung der Kugel inmitten, die Trennung von Kugel und Ring entstand und dieser von nun ab freischwebend den Massenball Saturns umkreiste.

Diese Deutung des Saturnringwunders erscheint auf den ersten Blick recht glaubhaft. Je näher man aber zusieht, um so mehr verdichten sich die Einwände und Schwierigkeiten. Schon der äußere heutige Anblick des Ringes stimmt nicht recht zu dem Entstehungsbilde. Bekanntlich erscheint in mächtigen Fernrohren der Ring Saturns nicht als ein einfacher Reifen, sondern er zerfällt zunächst durch die breite schwarze „Cassinische Teilung“ in einen äußeren und einen inneren Hauptring. Der äußere Reifen ist aber wieder in zwei Helligkeitsstufen geteilt, und auch der innere, breiteste und hellste Hauptreifen verliert, je näher zur Saturnkugel hin, um so mehr an Glanz, wenn auch eine eigentliche scharfe Helligkeitsabstufung in ihm nicht gefunden wird. Endlich schließt sich noch ganz innen, der Kugel am nächsten, der äußerst zarte Florring an, durch den man — wie die Sternforscher behaupten — sogar die Saturnkugel hindurchschimmern sieht. Es ist, wie gesagt, nicht wohl möglich, diese Eigentümlichkeiten des Ringsystems aus der oben angegebenen Entwicklungsgeschichte herzuleiten.

Aber auch innere Schwierigkeiten stehen dieser Auffassung entgegen. Es ist längst gezeigt worden, daß der Saturnring keineswegs aus Glutgasen oder überhaupt aus Gasen bestehen kann, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach aus einzelnen Massenteilchen bestehen muß. Als diese Ansicht aufkam, dachte man wohl zunächst an Milliarden winziger Möndchen, die in der Gesamtheit ihres Schwarms den Ring bilden sollten, wobei man die einzelnen Durchmesser der Massenballungen noch oberhalb des Kilometers annahm. Heute ist man dagegen mehr geneigt, wirklich feinen kosmischen Staub von vielleicht Sandkorngröße oder der Art der Schneeflocken anzunehmen, weil sonst eine zu große Masse für den Ring herauskommen würde und dieser durch die gegenseitigen Störungen der Milliarden Kleinmöndchen sich selbst alsbald zerstören müßte. Gegen die Bildung des Saturnringes durch den Abschnürungsvorgang im Laplaceschen Sinn spricht aber auch noch eine andere, gewichtige Tatsache. Die Saturnkugel braucht nämlich zu einer Achsenumdrehung 10 Stunden 14 Minuten, der innere Rand des Ringes aber nur etwa $7\frac{1}{2}$ Stunden. Soll Laplace recht behalten, so müßte das Gegenteil der Fall sein; die Saturnkugel müßte sich wesentlich schneller drehen als der Ring. Ein Grund dafür, daß die Kugel ihre Umdrehung seit der Ringabschleuderung bis auf den heutigen Wert verlangsamt habe, ist nicht erfindlich.

So blieb denn nichts anderes übrig, als Laplaces Gedankengang ganz zu verlassen und den entgegengesetzten Weg zu versuchen. Schon Roche hatte gezeigt, daß ein Mond, der sich seinem Hauptplaneten etwa spiralig nähert, bald an einen Punkt gelangt, wo die übermächtigen Anziehungskräfte seines Beherrschers ihn in Milliarden Trümmer zerreißen, die nach den kosmischen Bewegungsgesetzen ganz natürlicherweise sich allmählich zu einem ringförmig die ganze ehemalige Bahn des Trabanten erfüllenden Schwarm verzetteln müssen. Aber auch Roche vermochte noch nicht Saturns Doppelring und die Cassinische Teilung zu deuten. Erst Ingenieur Hanns Hörbiger, der Begründer der jetzt viel genannten Welteislehre, hat den Vorgang kosmisch-technisch so tief durchschaut, daß ihm auch die Lösung dieses Rätsels gelungen ist.

Hörbiger zeigt klar, daß der an die kritische Abstandsgrenze spiralig an den Hauptkörper herangeschlichene Trabant von dessen Anziehungskräften nicht einfach zermalmt, sondern zunächst hühnereiförmig gestreckt wird, bis er endlich, zur Zeppelinluftschiffform auseinandergezogen, an seinen beiden spitzen Enden sozusagen aufbricht und in Milliarden Trümmer zerbröckelt wird. Da die von der dem Hauptkörper zugekehrten Spitze sich lösenden Blöcke zu geringe, die entgegengesetzt losgebrochenen zu große Geschwindigkeiten in bezug auf die mittlere Bahn des zerberstenden Trabanten besitzen, werden die ersten in Ellipsen gegen den Hauptplaneten hereinverstreut und bilden so einen innerhalb der ehemaligen Mondbahn sich ausdehnenden Ringreifen, während die zweiten außerhalb der Trabantenbahn in Ellipsen hinausgeschleudert werden und dort einen Ringraum erfüllen. Auf solche Weise müssen bei jeder Mondauflösung zwei Hauptringe mit einer zwischen ihnen befindlichen Teilung entstehen. Der Florring erklärt sich dann leicht in der Weiterentwicklung dieses Gedankens als durch die Fortwirkung der Saturnkugel-Anziehungskräfte auf den innern Ringreifen entstanden; der dunklere Außenreif des äußeren Hauptringes kann ebenso gedeutet werden, wenn man ihn nicht auf den Anbau neuer Stoffe zurückführen will, wie es Hörbiger tut.

Wie immer man sich zu Hörbigers Welteislehre auch sonst stellen mag, ob man seiner Behauptung, daß Saturn samt seinem Ringe aus reinem Eise besteht, beipflichten will oder nicht, es ist ihm nicht abzusprechen, daß er die Bildung des Saturnringsystems nach seiner Eigenart und heutigen Erscheinungsform in einer Art und Weise erklärt hat, die der alten Glutgas-Abschnürungs-Hypothese sehr zu Leibe rückt.

Die Bildung des Saturnringes nach alter und neuer Anschauung.

Die linke Bildreihe stellt von oben nach unten die Entwicklungsgeschichte des Saturnringes nach der bisherigen, auf Laplaces Weltbildungslehre fußenden Auffassung dar. Die rechte Bildreihe führt die neue Anschauung vor, vom „Einfang“ des Begleitkörpers durch die Saturnkugel, über seine spiralige Annäherung bis zur Auflösung in einen Doppel-Schwarmring. Zu unterst: Anblick des Saturn, wie er gegenwärtig im Sommer 1925 im Fernrohr erscheint.

Zur Tausendjahrfeier der Stadt Arneburg a. d. Elbe.

Der Name der Stadt Arneburg a. d. E., die vom 4. bis zum 6. Juli die Feier ihres tausendjährigen Bestehens feiert, soll von „Adlersburg" (Statio aquilarum) herstammen; so hieß ein wenige Jahre nach Christi Geburt dort errichtetes römisches Kastell. Nach dem Abzuge der Römer blieb der Ort jahrhundertelang unbesiedelt. Im Jahre 924 legte König Heinrich I., der Vogelsteller, außer anderen auch die Arneburg an und gab ihr eine starke Besatzung zum Schutz des Grenzlandes gegen den Einfall der Slawen. Dann entstand 925 unter dem Schirme der Burg der jetzige Ort Arneburg, zunächst als Dorf. Da die Ansiedlung in rascher Weise an Bevölkerung zunahm und an Ausdehnung gewann, wurde Arneburg Stadt, als welche sie bereits im Jahre 981 in der ältesten nachweisbaren Urkunde genannt wird. Nachdem sie 983 einen schweren Wendenansturm siegreich zurückgeschlagen hatte, sank sie darauf bei einem neuen Angriffe der Wenden in Brand und Trümmer.

Unter Kaiser Heinrich II. wurde im Jahre 1005 mit dem Wiedererrichten der Burg begonnen. Im Jahre 1120 legte man den Grundstein zur heutigen Stadtkirche St. Georg, einer der ältesten Kirchen der Altmark. Albrecht der Bär machte die Burg 1151 zum Sitz einer markgräflichen Vogtei. Zahlreiche Geistlichkeit zog mit dem Zeitpunkt in die Stadt ein, als Friedrich II. 1459 das Domherrenstift St. Marien als Augustinerchorherrenstift gründete; die Reformation führte freilich später die Auflösung des Stiftes und der geistlichen Bruderschaften herbei. In jener Zeit weilten oft Hohenzollernfürsten innerhalb der Mauern Arneburgs, und zu Anfang des Jahres 1499 starb hier Kurfürst Johann Cicero von Brandenburg. Nach dem Tode des Kurfürsten begann die Burg allmählich zu verfallen.

Schweres hatte Arneburg dann im Dreißigjährigen Kriege zu erdulden, und erst mit des Großen Kurfürsten tatkräftiger Hilfe gelangte das ausgeraubte und zerstörte Arneburg wieder zu neuer Höhe. Das Jahr 1767 war ein furchtbares Schreckensjahr: die Stadt wurde von einem gewaltigen Brande heimgesucht, der ganze Stadtteile verwüstete. Friedrich der Große gewährte damals der Bürgerschaft eine bedeutende finanzielle Unterstützung für den Wiederaufbau der Stadt und ließ dazu das gesamte Bauholz kostenfrei liefern. Nach dem Frieden von Tilsit im Jahre 1807 wurde Arneburg zum Königreich Westfalen geschlagen, und während des Feldzugs Napoleons I. gegen Rußland lag dauernd eine französische Besatzung in der Stadt. Der Sieg über die Franzosen, den die Verbündeten 1813 in der entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig errangen, brachte Arneburg wieder zum Königreich Preußen.

In der neueren Zeit hat es eine hervorragende Rolle nicht mehr gespielt; eine kleine Industrie hat Einzug in dem Landstädtchen gehalten und von dem ehemaligen Glanze ist wenig geblieben. Doch auf dem Burgberge stehen noch heute der Turm und das ehemalige Schloß und erinnern als ehrwürdige Zeugen einer reichen und stürmischen Geschichte an vergangene Tage.

Bronzedenkmal des Kurfürsten Johann Cicero († 1499 zu Arneburg) im Dom zu Berlin. (Phot. Staatliche Bildstelle, Berlin.)

Blick auf die Kirche. Nach einem Aquarell von Wil Fritz.

An der äußeren Burgmauer. Nach einem Aquarell von Wil Fritz.

An der Elbfähre vor Arneburg. Nach einem Gemälde von Wil Fritz.

Neue kunsthistorische Funde.

Das Antlitz Michelangelos.

Michelangelo Buonarrotti: Selbstbildnis. Florenz, Uffizien-Galerie. (Zum Vergleich mit nebenstehender Abbildung.)

Seit jeher bildet die Sixtinische Kapelle den Hauptanziehungspunkt für alle Romreisenden, die in ihr namentlich die Fresken Michelangelos bewundern, der nicht nur die Decke, sondern auch die Altarwand ausgemalt hat. Niemals durchdrang der Ruhm des Namens dieses größten Künstlers der italienischen Renaissance mächtiger Rom und die Welt als im Jahre 1541, da am Vorabend vor Allerheiligen sein „Jüngstes Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle eingeweiht wurde, während der Papst selbst die Messe abhielt.

Vierhundert Jahre sind inzwischen beinahe verflossen. In diesem Zeitraum haben unzählige Augen bewundernd und prüfend jede Figur dieser ungeheuren Gruppen von Gestalten einzeln betrachtet. Niemand aber kam auf den Gedanken, daß Michelangelo die Tragik seines eigenen Lebensschicksals, das in dem Kampfe um das Juliusgrab und in den übelsten Ränken seiner Neider und Feinde zu verbluten drohte, in dies sein reifstes Lebenswerk, hineingemalt haben könnte.

Auch der italienische Professor der Anatomie Francesco La Cava studierte gleich unzähligen anderen im Jahre 1923 die mit so bewundernswertem Können gemalten Gestalten des „Jüngsten Gerichtes“, als er plötzlich erschauernd aus dem Riesengemälde das Antlitz Michelangelos blicken sah. Es war unverkennbar: dort in der abgezogenen Haut, die der bei lebendigem Leibe geschundene heil. Bartholomäus zur Schau hielt, hatte der Meister sein eigenes Porträt hineingemalt, eine symbolische Anklage gegen seine Zeitgenossen, die Gerechtigkeit bei der Nachwelt suchte. Zwei Jahre lang prüfte der italienische Arzt seine sensationelle Entdeckung, die sich die Gelehrten- und Künstlerwelt vierhundert Jahre lang hatte entgehen lassen. Namentlich verglich er den geheimnisvollen Fund mit den nach dem Leben gemalten Bildnissen Michelangelos, von denen es nur zwei gibt. Das eine ist für die Familie Strozzi von Daniele da Volterra gemalt, das zweite von Giacopo del Conte befindet sich in der Porträtgalerie der Uffizien zu Florenz und bestätigt aufs überzeugendste die Übereinstimmung der Züge des Künstlers mit dem auf der Bartholomäushaut gefundenen Antlitz. Es zeigt dieselbe breite, wulstige Stirn mit dem dichten krausen Haar, die gequetschte Nase und den Ansatz des Bartes, während die Augen lediglich als tiefe Schattenhöhlen angedeutet bleiben. Es ist ein Antlitz, auf dem zugleich unbändiger Zorn und äußerste Furcht zum Ausdruck kommen, zwei Charakterzüge, die dem im gewöhnlichen Leben ängstlichen und vorsichtigen, in der Erregung aber leidenschaftlichen Michelangelo tatsächlich eigen waren.

Curt Bauer.

Selbstporträt Michelangelos auf der abgezogenen Haut, die der heilige Bartholomäus in der linken Hand hält, auf seinem Gemälde „Das Jüngste Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans zu Rom.

Die neuentdeckte Grünewald-Zeichnung des Weimarer Schloßmuseums.

Grünewald — der letzte Gotiker; sein Werk — die letzte, vielleicht gerade darum grandioseste Inkarnation mittelalterlichen Kunstgeschehens. Noch einmal werden hier durch einen gewaltigen Gestalter, dem die Legende erschütterndes persönlichstes Erlebnis ward, die überpersönlichen Heilswunder der Kirche glaubenerzwingend lebendig. Zu welch hinreißenden Farbsymphonien steigert Grünewald die Wunder der katholischen Kirche! Farben, alle gefühlsbedingt, werden für die Darstellung Träger und Stütze, sprechen als Symbol direkt zu uns. Stets hat man die starke Farbigkeit bei Grünewald als bedeutendes Moment empfunden, oft ihn darum als „Koloristen“ schlechthin bezeichnet. Nie aber begriff man die starke Geistigkeit der Farbe, ihren symbolischen Gehalt; man sah immer nur ein allerdings überraschend fortschrittliches, rein maltechnisches Können. Vielleicht ist die heutige Generation bereiter, den Maler Grünewald zu erfühlen, dem die Farbe an sich Ausdruckswert ist.

Auch im Schwarz-Weiß seiner Zeichnungen sind die Valeurs sehr empfindlich abgewogen. Jede Modellierung entsteht durch das Gegeneinander belichteter und beschatteter Flächen. Intuitiv erfaßt er die neuen Werte der Renaissancemalerei, sie seinem Gestaltwillen unterordnend. Der Weimarer Greisenkopf birgt solche neuen Werte. Dunkel gegen hell stehen die Flächen zueinander, und licht in licht löst sich der Bart als heller Komplex fast ohne Kontur vom Grunde, die stärkste Helligkeit des Blattes auf sich konzentrierend, vergleichbar nur dem gelösten lichtüberfluteten Haar der Magdalena. Hellstes Licht liegt direkt neben stärkstem Schatten, so daß durch Kontraste höchste Steigerung erzielt wird, wie häufig im Werk Grünewalds.

Matthias Grünewald: Greisenkopf. Zeichnung. Schloßmuseum, Weimar.

Dennoch steht die Zeichnung ziemlich isoliert im Werke des Meisters durch die Objektivität, mit der hier im Gegensatz zu Grünewalds sonstiger stark subjektiver Einstellung jeglichem Ding gegenüber das Modell behandelt ist. Es ist ein Porträt. Niemand, der einmal die charakteristische Nase und das lebendige Auge erfaßt hat, kann sich diesem Eindruck entziehen. Porträte sind selten bei Grünewald. Wir finden sie nur innerhalb seiner Historienbilder. Daher müssen sich die Dargestellten im Ausdruck zumindest der Situation einfügen und erleiden dadurch starke Einbuße an ihrer Individualität. Dieser Kopf ist reine Bildnisstudie, das scharf beobachtende Auge, die energisch betonte Nase und der geschlossene Mund, die Gelassenheit und Ruhe in der Gesamthaltung lassen eine starke, imponierende Persönlichkeit erkennen. Wir fragen unwillkürlich nach dem Wer. Prof. Bock-Berlin, der Entdecker der Zeichnung, gibt in seinem Aufsatz die Antwort, nämlich: Guido Guersi, der Generalpräzeptor von Isenheim, der Stifter des Altars. Sein Bildnis befindet sich auf dem Flügel des Isenheimer Altars, der die beiden Heiligen Antonius und Paulus in der Einsamkeit darstellt. Zu Füßen des Antonius deutet das Wappen der Guersi auf ein Stifterporträt. Die Ähnlichkeit ist nicht durchaus überzeugend, denn so groß die Übereinstimmungen in Nase und Mundbildung sind, bei den sonstigen Verschiedenheiten sind sie doch nicht allein maßgeblich. Aber wenn man versteht, eine Studie nach dem Modell in ein Historienbild zu übersetzen (die Situation: zwei heilige Einsiedler im Gespräch, daher der zögernd fragende Blick, der auf der Zeichnung beobachtend geradeaus geht), wenn man das ruhig daseiende Porträt in eine bestimmte Ausdrucksverkörperung umwerten kann, so mag man wohl der Hypothese des Professors Bock nicht allzu fernstehen und die Weimarer Porträtzeichnung als Darstellung des Guido Guersi ansprechen.

Dr. E. Ferber.

An der Küste der Däneninsel, nördlich von der Königsbucht, dem Standquartier Amundsens. Nach einer photographischen Aufnahme von Wilse, Oslo.

Am Waggonwaygletscher auf Spitzbergen. Nach einer photographischen Aufnahme von O. Reetz, Wesermünde.

Zur Rückkehr Amundsens nach Spitzbergen.

Bedeutung und Ergebnis des Amundsenschen Nordpolfluges.

Walfischfangstation am Grünen Hafen auf Spitzbergen. (Phot. Wilse, Oslo.)

Beförderung und Verschiffung von Kohlen an der Adventbai auf Spitzbergen. (Phot. Wilse, Oslo.)

Bildete schon die Abfahrt Amundsens mit seinen beiden Flugzeugen am 21. Mai von Spitzbergen aus — als erster Versuch, den Nordpol auf dem Luftwege zu erreichen — ein sensationelles Ereignis, so war das vier Wochen später erfolgende Auftauchen der Expedition wiederum in Spitzbergen nicht minder überraschend. Denn man glaubte die Vermißten auf mühseliger Fußwanderung nach ganz entlegenem Gebiet begriffen. Aber nun zeigt sich, daß die deutsche Flugzeugtechnik Amundsen ein Hilfsmittel geliefert hatte, das alle Naturhindernisse der Polarwelt siegreich überwand und sämtlichen sechs Teilnehmern ermöglichte, ungefährdet heimwärts zu kommen.

Das große Ziel jedoch, das Amundsen im Auge hatte: Erreichung des Nordpols und Auffindung neuer Landmassen, erreichte er nicht. Verschiedene Umstände wirkten hierzu mit. Die Flugzeuge, die übrigens schon gleich im Norden von Spitzbergen in Nebel gerieten, hatten mit starkem Gegenwind zu kämpfen, und als nach Verbrauch des halben Benzinvorrates nach achtstündiger Fahrt eine Landung vorgenommen wurde, um festzustellen, wo man sich befand, ergaben die Beobachtungen als Platz 87 Grad 44 Minuten nördlicher Breite und 10 Grad 20 Minuten westlicher Länge. Land ist nicht gefunden und auch bei dem weiten Überblick, den man aus der Höhe hatte, nie gesichtet worden. Unentdeckte Landmassen vermutet man zwischen Nordpol und der Eismeerküste Nordamerikas, wohin sich auch die früheren Anstrengungen richteten, und denen sich jetzt die Mac Millansche Expedition ebenfalls zuwendet. Bei günstigeren Windverhältnissen hätten die Flugzeuge unschwer den Nordpol erreicht, und am meisten ist zu bedauern, daß Amundsen seinen Plan, bis nach Alaska zu fliegen, nicht durchführen konnte. Die unter Zurücklassung des einen Flugzeuges erfolgte Rückfahrt nahm 8½ Stunden in Anspruch und führte teilweise abermals durch Nebelmassen, was der Hauptgrund sein dürfte, daß die Expedition an der Nordküste des östlichen Bestandteiles von Spitzbergen, dem Nordostland, landete, wo sie von dem zufällig hier entlangfahrenden norwegischen Fangschiff „Sjöliv" an Bord genommen wurde.

Während das rein geographische Ergebnis der Nordpol-Luftfahrt gleich Null ist, wird Amundsen sicher ein reiches Material über meteorologische und sonstige Beobachtungen mitbringen. Von besonderem Wert ist seine Tiefenmessung. Diese ergab die kolossale Meerestiefe von 3766 m, und da Peary nördlich von Grönland Tiefen fand, bis zu deren Grund sein Lot nicht reichte, und ferner nördlich von Spitzbergen 3000 m Tiefe festgestellt wurden, ergibt sich, daß das Dreieck zwischen Nordspitzbergen, dem Nordpol und Grönland ein tiefes Meer bildet, was darauf schließen läßt, daß sich bei dem Nordpol und dessen näherer Umgebung keine Landmassen befinden können. Auf Stützpunkte für Zwischenlandungen beim Nordpol kann also ein Luftverkehr über das Eismeer nicht rechnen.

Da der Nordpol nicht erreicht wurde, ist somit der verstorbene Amerikaner Peary, der im Frühjahr 1909 bis zum Nordpol oder dessen nächster Nähe gelangte, noch immer der, der den nördlichsten Punkt der Erde betrat. Peary benutzte Hundeschlitten, und auf ähnliche primitive Art wurden auch von anderer Seite großartige Erfolge in der Nordpolforschung erzielt. Während aber alle derartige Polarexpeditionen gewöhnlich zwei Jahre dauern, weil sie in der Regel mit Überwinterung verbunden sind, spielte sich Amundsens Unternehmen innerhalb einiger Wochen ab. Darum bedeutet sein Unternehmen einen Markstein in der Polarforschung, wenn auch diese erste Flugzeugexpedition zum Nordpol sonst weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist. So bedeutet der Luftweg den alten Methoden gegenüber einen Riesenfortschritt, und Mac Millans Expedition, die gegenwärtig mit zwei Schiffen und drei Flugzeugen auf dem Wege zum Smith-Sund begriffen ist, dürfte weitere Aufschlüsse über die Geeignetheit von Flugzeugen für Polarforschung bringen. Amundsen selbst plant auf Grund seiner Erfahrungen bereits eine neue Expedition. Was künftige Nordpolforschungen auf dem Luftwege betrifft, so sind in Deutschland Bestrebungen im Gange, zur Erforschung der unbekannten Teile des Nördlichen Eismeeres eine Luftschiffexpedition, mit einem Zeppelin, zustande zu bringen, und Dr. Eckener hat in einem Glückwunsch an Amundsen die Hoffnung auf ein Zusammenwirken ausgesprochen. Ein Luftschiff ist jedenfalls imstande, einen Stab von wissenschaftlichen Teilnehmern mitzunehmen, und hat größere Bewegungsfreiheit. Doch auch ein Luftschiff wird sich, wie schon der Verlauf der Amundsenschen Fahrt erkennen läßt, in der Arktis ganz unberechenbaren Naturverhältnissen gegenübersehen, worüber nur Erfahrungen nähere Aufschlüsse geben können.

F. Mewius.

Amundsens Weg (mit 2 Flugzeugen).
" Rückfahrt (mit 1 Flugzeug).
Pearys Nordpolwanderung mit Hundeschlitten 1909.
MacMillans Schiffsreise.
" beabsichtigte Flugfahrt.
Das Polareis.
Etah, nördlichste Eskimoniederlassung.

Kartenskizze zu Amundsens Nordpolflug.

St. Johnbai mit Kap Müller auf Spitzbergen, vom Flugzeug aus gesehen.

Zur Rückkehr Amundsens nach Spitzbergen.

DORIS

NOVELLE VON MARGARET LAUBE.

(Schluß.)

Herta hob die grübelnden Augen.

„Ja. Wenn man fühlt, daß die Gedanken, die man denkt, nicht die gleichen sind, daß die Welt, die man um sich haben möchte, eine andere ist, als der Geliebte sie will — wenn man, allein mit sich, erkennt, daß alles, was man aus Liebe zu ihm glaubte, nichts mit uns selbst zu tun hat — — dann ist Liebe tot. Verwischt."

„Und, Herta, hat er kein Recht auf das Kind?"

Doris hatte das Glückslachen des Mannes im Gedächtnis, der auf Föhr mit der Mutter seines Kindes sprach, wo sie Lauschende war.

„Recht? Nein!" bestimmte Herta hart. „Das Kind gehört mir. Es hat von meinem Blut gelebt — und von meinen Tränen. Es braucht keinen zweiten, der es liebt."

Und als sei der Schatten des Mannes, den Doris beschworen, schon zu quälend für ihre Einsamkeit, fing sie einen anderen Gedanken auf, sprach hastig weiter.

„Mir ist, als sei ich wieder ein Kind hier unter diesen Menschen. Als lägen die Stadt, der Beruf und die Gedankenwelt von einst hinter mir wie ein wilder Traum, bunt, voll von hohen Gipfeln — aber kalt und fremd. Als sei ich in die Welt meiner Mutter zurückgekehrt. Ich sehe, daß das, was wir denken lernten, ein schwacher Schatten ist gegen das, was wir im Blut tragen. Wir sind nicht weiße Blätter für das Leben — wir sind voll Schrift schon von Beginn her. Wir tragen alle Vorfahren mit uns. Alles das habe ich hier gelernt. Aber man wird mich nicht mehr wollen hier. Meine Opferbereitschaft, mein stummes Beugen unter ihre Gesetze, meinen Dank — man wird sie nicht wollen —"

Sie wandte sich und ging zu dem Korbe zurück, darin das Kind schlief. Sie legte die Arme um den Rand des Korbes und sah auf das Schlummernde nieder. Sie kämpfte die Tränen zurück, die zwischen ihren Wimpern standen, damit keine auf das Kind falle. Sie stand wie Schatten und Schutz vor diesem kleinen Korb, und in diesem Augenblick war das Schlafende darin ihr Leben! Hundertströmige Gedanken und Wünsche nur für dieses kleine Haupt. Die Liebe eines Lebens für seinen Weg. So versank ihr die Gegenwart.

Doris war im andern Raum geblieben und sah stumm herüber. Sie stand draußen vor dem Tor. Drinnen war das Leben, nach dem sie suchte. Tod und Leid dicht neben ihm. Aber doch das Leben!

„Ich werde auch hineingehen —"

Das Ziel kam näher. Schon war sie in der Heimat. Nun wurde das Drängen zur Hoffnung. Die Hoffnung zum Glück.

Ein Windstoß fegte draußen von einer Tanne eine Handvoll Schnee herab. Glitzernd rieselte er an der Fensterscheibe herunter.

Herta erhob den Kopf und kehrte zu Doris zurück. Die bot ihr den vollen roten Mund. „Darf ich dir eine Freundin sein, Herta? Und dem Kind? Erlaubst du's mir?"

Herta berührte scheu den schönen Mund. Ihre Augen leuchteten auf, als sei durch diesen Kuß der Makel ihrer Verborgenheit von ihr genommen.

„Doris!"

Doris griff nach ihrem Mantel. „Laß mich jetzt gehen," bat sie schnell, „ich muß jemand vom Bahnhof holen. Und Onkel Hans Thordsen darf mich dabei nicht stören."

Herta half ihr, den Pelzmantel zu schließen. „Herr Thordsen kommt doch nicht hierher?" fragte sie hastig.

„Nein. Aber er erwartet mich in Leestedt und geht mir vielleicht entgegen. Magst du ihn nicht, Herta, daß du fragst?"

Herta versteckte ihren Blick. „Doch. Aber ich scheue jeden, Doris. Ich verstecke das Kind vor allen. Vor ihm zuerst."

„Warum, Herta?"

„Weil er aus der alten Welt ist. Er wird erbarmungslos sein."

„Aus der alten Welt?" — Doris sann, und ihre Augen lächelten. „Ich glaube, es gibt nur eine Welt. Darin bist du und ich, und Onkel Hans wird wohl auch drin sein. — Ich werde ihn danach fragen."

Herta rief: „Nein!" — und Doris lachte noch einmal, und dann war sie davongegangen über den festen, blinkenden Schnee.

Herta Roloff stand in der offenen Tür und sah sie schwarz und klein zwischen den Pappeln gehen. Und sie drückte die Hände gegen ihr Herz. Das schlug laut und hart Befreiung.

X.

Am Latruper Bahnhof lief der Zug ein. Johan Bruylen entstieg ihm zuerst. Groß und hager.

Als er vor Doris stand, löste sich etwas aus dem Netz von Härte, das über dieses sehnige Gesicht gespannt war. Er sah lange in Doris' emporgewandte Augen. Er kannte sie, als sie Kinderaugen waren. Dann waren es Mädchenaugen geworden mit wechselndem Licht. Nun sah ihn ein Weib an.

„Johan!" Wie sie in Freude schön war. „Da bist du! Unser erster Abend soll in Leestedt sein! Da ist es am schönsten! Onkel Hans will uns entgegenkommen. Schnell hier den Heckenweg, wo früher immer so viele Eidechsen waren — komm! Ich hab Eiliges mit dir zu sprechen. Komm!"

Sie zog ihn seitlich vom Bahnhof durch ein Heckenkreuz und lief vorauf in den hohen Schnee. Gelbrot legte das Abendlicht seine Finger über die weiße Welt. Das Braun auf Doris' Wangen wurde tief, und ihre Hände kamen hervor aus den Pelztaschen. Sie hob sie hoch, legte sie um den Hals des noch immer Schweigenden, nur Schauenden, und küßte ihn auf die Wange. Sie tat es wie ein Kind. Aber ihm nahm der Gruß alle Haltung, so daß er nur stumm ihre Linke in der seinen behielt und neben ihr ging. Freude wühlte, fast würgende Freude — und ein Erlöstsein.

„Da bist du, Doris!" sagte er endlich. Dieselben Worte, die sie ihm entgegengerufen hatte. „Da bist du! — Es war recht einsam."

Doris atmete tief. Einsam also — und er sagte es ihr! Noch einmal aber wich sie um den schweren Augenblick herum, in welchem sie beginnen wollte, ihre ungewöhnlichen Worte vor ihn zu tragen. Noch fragte sie: „Und Benno? Ist er noch in München?"

„Benno bleibt in München. Er ist Zeichner für Zeitschriften geworden. Er arbeitet nun fleißig, wo man ihm sein Milieu gab: das Mondäne. Er hat eine eigene Wohnung."

Wie zerstreut Johan erzählte. Als ginge ihn Benno nichts an. Nun schwieg er ganz.

„Fragst du nicht nach Hamburg, Johan?"

„Ja, Hamburg! — Wie war Hamburg? Und wie lange bleibst du hier, Doris? Wochen?"

Um Doris schlug Lohe hoch. Wie klein! Wie feig! Sie ließ ihn fragen. Machte Konversation wie eine kleine Gans, die ein ganzes Leben lang Zeit hat zu ihrer Torheit.

Sie stand. Wich rückwärts in den Schnee hinein, stieß gegen einen Buchenstamm und blieb an ihn gelehnt — Johan ihr gegenüber. In süßem Feuer brannten ihre Wangen vor der glatten, grauen Rinde des Baumes.

„Ich habe dich nicht geholt, um dich zu fragen: ‚Wie geht es dir?' — ich hab etwas Anderes zu fragen, Johan! Komm zu dem Abhang dort! — Sieh hinunter! Dort unten die Förde — die kleinen schwankenden Lichter zwischen den Masten am Hafen! Und dort ist Leestedt mit seinen Pappeln und Onkel Hans' weißes Haus. In allem ist nur Glanz von Heimat, weil wir die Menschen darin liebhaben.

Meine Heimat, Johan! Und ich möchte sie behalten. Hilf mir — hilf mir doch! Bleib bei mir! Du gehörst ja dazu!"

Johan Bruylen ließ ihre Hand los.

„Doris, was soll das? Du bist Künstlerin. Was willst du von mir?"

Ihr schönes Gesicht glühte. Hastend flüsterte sie, ohne seinen Blick zu lassen: „Versteh mich, Johan! Ich tue etwas, das ein Mädchen nicht tun soll. Ich weiß! Aber wenn man warten kann, ist Sitte gut. Ich kann nicht warten. Ich darf nicht feig sein —"

Rein leuchtete ihre weiße Stirn vor ihm. Sprach die kleine Doris? — Ein fremdes Weib sprach. Fremd. Kühn.

„Ich will nicht sterben für immer. Ich weiß, wir leben weiter, auch wenn unser Ich ins Grün eines Baumes übergeht oder in die braune Erde. Aber um dieses wirklich mit der Seele zu fassen und zu fühlen, muß man älter sein, Johan! Ich will in rotem Blut weiterleben, in deinem Blut. Als ewiges Leben in deiner Erinnerung, bis du ganz alt bist — und im roten Blut meines Kindes. Das will ich! Hilf mir, Johan!"

Er wagte es nicht, sie anzusehen. Vor ihm öffnete sich dieses reine Herz. Vor ihm diese heilige Lebensforderung und unsagbar frommes Gebet! Aus Qual reinstes Wollen. — Warum hob er die zitternde Qual nicht auf die Arme?

„Sieh hinunter, Johan — unsere Heimat ist so schön! Du sollst ihre Herrlichkeit malen! Du sollst deinen Marmorblock haben, von dem du täglich etwas heruntermühst. Täglich — nicht Sonntags, Johan; nicht, wenn du müde bist! — Nein, deine Pflicht, die der Gott dir gegeben hat, dem du dienst! — Aber laß mich daneben gehen und meinen Teil haben! Für eine Weile — lange wird es ja nicht sein, Johan!"

Schwieg er noch? Ihr Blick wurde dunkel.

„Johan! Bald kommt der März! — Im März das feine, kühle Licht unter dem gläsernen Himmel — du weißt, wie Messingglanz! Dann sind die Felder so dunkelbraun und feucht und haben noch die alten Schneefetzen auf sich liegen —"

Tonlos brach sie ab.

Unbeweglich stand er neben ihr. „Woher weißt du, Doris, womit du mich triffst? Woher kommt dir dieses Farbensehen?"

„Von dir, Johan. Siehst du nicht, daß ich dein Sehen mitsehe und deine Freude mitfreue, schon lange? — Siehst du das nicht?“

„Ja“, sagte Johan Bruylen. Er wurde plötzlich sehr bleich. Sehr hager das Gesicht.

„Es darf nicht sein, Doris. Du bist erst zwanzig. Du sollst erst kräftiger werden, ehe —“

„Halt, Johan! Du weißt nicht, was ich weiß.“ Sie kam ganz dicht heran und faßte mit warmglühenden Händen seine Falten. „Es ist ganz anders, als du denkst. Es ist viel schlimmer. Was du weißt, ist das Märchen von unserem alten Sanitätsrat. Aber ich bin in Hamburg bei einem Arzt gewesen. Dort habe ich Wahrheit verlangt — nein, ich habe sie mir bestätigen lassen. Denn innerlich wußte ich die Wahrheit. Johan, ich werde nicht lange leben.

Sieh, das wißt ihr alle nicht. Vater nicht. Onkel Hans nicht. Nur du sollst es wissen. Du sollst wissen, ob du aus diesem bißchen Leben noch etwas machen willst! Etwas, das hinausgeht über dieses jammervolle Sichklammern ans Leben, das kein Leben ist.

Du kannst es, das Glück geben. Oh, mach' es mir nicht so schwer.“

Fürchterliche Spannung zerriß den Mann. Er sah schenkende Hände, fordernde Hände, Glück und Tod unzertrennlich in seiner Hand: Aufragende Arbeit, seinen Kräften nicht unerreichbar! Sein Herz schrie vor Jubel.

„Erkauft mit dir, Doris!“

Doris bebte vor diesem Schrei. Zum erstenmal sah sie nackt Not, Dunkelheit, zerrissenste, dunkelste Tiefe dieses Lebens. Ahnte den Kampf, den er täglich kämpfte. Ahnte die Qual dieses von der Zeit Verurteilten. Unendliche Erschütterung stieg in ihr auf.

Nicht mehr der Freund war es, der durch sie ein Schaffender werden sollte!

Nicht mehr Doris Falk war es, die den Freund brauchte zu ihrer Erfüllung!

Es war Liebe! Es war das große Wunder der Erde, das zu ihr kam.

Selig weinte sie in ihre Hände. Mit unendlicher Wohltat fiel das Ich von ihr. Strömte aus in den sausenden Kreislauf alles Lebendigen.

Nicht mehr Doris war sie, umhüllt von Gram und Suchen. Ein Tropfen der Schöpferkraft nun im Strom der Liebe. In jauchzendem Gehorsam. Gesegnet. Eingereiht in den Gang des Weltwerdens!

Als sie endlich in die große Stille hinein den Kopf erhob, stand Hans Thordsen neben Johan:

„Ich habe euch gesucht — und habe euch gehört.“

„Feldwebel —“ Doris tastete nach seiner Hand.

„Ja, kleine Doris.“ Thordsens Stimme wurde wieder ruhig. „Nun wollen wir ein Ende machen, Kind!

Du hast mein Versprechen! Das halte ich. — Ich will dir helfen, jetzt, wo's hineingeht ins Leben. Ein alter Soldat weiß, daß gestürmt werden muß, auch wenn man dabei fällt.

Still, Bruylen! Ich kenne das Kind.

Soll sie noch einmal weinen? Noch einmal so vor Ihnen bitten? Mit sich selbst?“

Blauer Stahl funkelte hinüber aus Thordsens Augen zu dem Zögernden.

Auch der Mann forderte? Nicht nur sie in Überschwang?

Da brach in Johan Bruylen der Widerstand.

Er fand den Namen „Doris“ — er riß den schmalen Mädchenleib zu sich heran — fliegende Hände umschlossen Schultern —

Und hart aufweinend barg sich sein Kopf an Doris' Hals und Wange.

Hans Thordsen schleuderte einen Schneebrocken ins Feld, grub beide Fäuste festgeballt in die Taschen. Stampfte zwei Schritte zur Seite.

„Verfluchte —“

„Sentiments“, wollte er sagen, aber die Lippen formten ein Zucken.

XI.

Ein Tag im Frühling. Bitter süßer Geruch strömte aus Schlehenheckenblüten. Aus Ackerschollen dampfte die Wärme der Erde. Zwischen den Leestedter Feldern an den Gräben, die, hochgefüllt von Frühlingsregen und Tauwassern des Winters, blaue Spiegel des Himmels funkelnd zeigten, wuchsen gelbe Blumenbüschel, und Bachstelzen trippelten über die Wege.

Sie und tausend andere kleine Tiere schlüpften durch die Hecken. Eilig, froh. Vor sich das Sommerziel.

Am Leestedter Gehölz ästen Rehe. Lange sah Doktor Falk zu ihnen hinüber, ehe er dem Dorf zuging. Sein Schläfenhaar war weiß, seine Züge sehr still, sehr zugeschlossen.

Aber er sah den Frühling doch. Ein Abglanz dieser blaßleuchtenden Maisonne stand in den grauen, stillen Augen. Wärmte das altersschöne Gesicht, in dem der Bart den Gram des Mundes verdeckte.

Er kam von Doris — Doris Bruylen.

Nun trat er bei der alten Frau Nielsen in die Tür. Weit offene Fensterflügel. Sonnenkringel durchs Muster der Gardine schlängelten auf dem Fußboden. Mitten im Schein nähte Frau Nielsen am Tisch.

Erfreut sah sie auf.

„Es wird Sommer, Frau Pastor“, sagte Doktor Falk und schob sich einen Stuhl in ihre Nähe.

„Ja, lieber Herr Doktor!“ Der weiße Scheitel nickte. „Und es ist schön, daß Sie bei mir vorbeikommen. Waren Sie bei Doris? Geht es unserem Kind gut?“

„Danke, ja — was man gut nennt. Die Ansichten darüber sind verschieden.“ Der alte Herr sah zu Boden. Die Sonne funkelte auf seinen Brillengläsern. Flüchtend vor dem Licht, mußte er seinen Kopf senken. Aber es war nicht der Sonnenreflex allein — er blieb so, lange in Gedanken. Ohne Bewegung.

„Lieber Doktor,“ sagte endlich Frau Nielsen, „nun wird es ja warm. Und sie hat zwei Jahre gut überstanden, unsere kleine Frau Bruylen. Wenn der Herbst kommt, will sie mit ihrem Mann nach Griechenland! Er wird es verstehen, so lange dort zu arbeiten, bis der rauhe Winter hier vorüber ist. — Es geht doch recht gut, Doktor, viel besser, als wir alle dachten! Er ist ja rührend zart mit ihr. Keiner könnte mehr Einfluß auf sie haben! Er zwingt sie ja zur Ruhe, was keiner bei ihr erreichte.“

Doktor Falk sah auf. „Ja, ja! Er ist, was Thordsen einen anständigen Kerl nennt. Aber doch —“ Eine verlegene Geste ersetzte das Wort.

Da war eine Hemmung. Ein Schweigen kam.

„Doch etwas, lieber Herr Falk? — Und was?“

„Er oder sie, Frau Pastor! Wer will sagen, wer die Warnung vergessen hat — oder vergessen wollte? Im Herbst kommt ein Kind!“

Die alte Frau ließ die Hände sinken. Die zitterten.

„Sie!“ sagte sie entschlossen. „Das will sie, Doktor! Da sind wir alle machtlos. Auch Bruylen.“

Lautlos kroch Kühle in das durchsonnte Zimmer.

„Es wird auch das gut gehen. Ihr Wille zum Leben ist groß! Tausende überleben dies. Warum nicht auch Doris? Der Sanitätsrat meinte auch, daß er nur ein Staunen habe für ihr blühendes Aussehen. Und ist sie nicht wie das Leben selbst? So schön! So wunderschön geworden!“

Falk nickte. Und schwieg.

Johanna war auch so unirdisch schön geworden in dem Jahre, als sie starb. Seine kindjunge Frau! Die immer Lachende. Die noch im Sterben Lächelnde.

Nun überflutete Doris diese Welle von Schönheit. Mörderische, grauenhafte Schönheit! —

„Wir müssen immer hoffen, lieber Doktor“, sagte die gute Stimme vor ihm.

Ja. Auch wenn wir wissen. Er hatte das Wissen. Ihm war es unabänderlich.

Er richtete sich auf. Lächelte.

„Ich mache mir Vorwürfe. Ich trage meine Sorgen zu Ihnen. Das ist nicht recht. — Erzählen Sie mir etwas anderes, Frau Nielsen! — Was macht Fräulein Roloff?“

„Das andere Sorgenkind, Herr Doktor! Dem geht's wieder gut. — Nun ist Herta bald zwei Jahre Hausdame auf Leestedt. Der kleine Bursch läuft mit Thordsens Gänsen um die Wette. — Das ist Doris' Werk! Wie hätte er Doris das abschlagen können!

Aber er fährt gut dabei. Herta dankt mit Aufopferung. Da ist ein Menschenkind von der dunklen auf die helle Seite getreten, Herr Falk — auch innerlich. Da ist Doris zur rechten Zeit gekommen.“

*

Im Park des Leestedter Gutshauses gab es eine Wildnis. Feuerlilien wuchsen im Sommer unter Buchen; Löwenzahn kroch immer breiter über die Wege. Drinnen im Gebüsch nickten blaue Glocken, und Fingerhut stand steil und böse im Grün. Und immer sangen hier die Vögel. Sogar im Winter liefen die schwarzen Drosseln in Scharen über den Schnee zur Futterstelle.

Ganz hinten in einem kleinen Birkengehölz, das schon an die Felder stieß, lag Johan und Doris Bruylens Haus.

Zwei Jahre ging Doris durch dieses Haus.

Zwei Jahre sind nicht zwei Jahre, wenn jeder Tag mit allerinnerstem Ereignis gefüllt wird. Ein Tag ist kein Tag, wenn Doris' Herz um Gelingen betet, während sie in der Morgensonne an der großen Glastür steht, das Profil Johan zugekehrt, der sie malt. Wenn sie sein Ringen mitringt. Zittert, wenn sie kurzes, nervöses Räuspern hört. Seligkeit ihr Herz aufpeitscht, wenn er die Palette hinlegt. Und dann zu ihr kommt.

„Dein Reichtum, Doris — verdiene ich ihn mir?“

Und sie sieht das schöne Bild werden. Sie lernt, jubelnd morgens in heiliger Frühe das Licht grüßen. Mallicht!

Sie lernt, danken für das Licht, das sie sonst geatmet hatte ohne Bewußtsein. Sie lernt sehen. Die Herrlichkeit der Welt durch den Spiegel, den Johans Maleraugen ihr vorhalten.

Sie lernt, zuerst mit Erschütterung, wie einer, der im Dunkeln Qual litt, in diesem Morgenlicht sich aufrichtet. Ein Könnender wird. Einer, von dem man spricht. Einer, der sein Herz von Bitterkeit vergrämter Jahre befreit in Arbeit.

Zwei Jahre sind nicht zwei Jahre.

Kämpfende Hirsche.

Nach einer Zeichnung von Carl v. Dombrowski.

Schiffswerft in Hamburg.

Nach einer Radierung von H. Kupferschmid.

Eine Tagesproduktion der Firma Opel

Bitte zählen

Die Serienfabrikation der FIRMA ADAM OPEL, in Verbindung mit den rationellsten Arbeits-Methoden, einen für deutsche Verhältnisse beispiellosen Park der ausgesuchtesten Werkzeugmaschinen, unter sorgfältigster Auswahl des verwendeten Materials, gewährleisten höchste Präzision sämtlicher Teile und eine bisher unbekannte Vollendung des fertigen Produktes.
Alle 4 Minuten und 50 Sekunden verläßt ein fertiger Wagen das Werk.

4PS Zweisitzer R.M. 3850 | 4PS Dreisitzer R.M. 4600 | 4PS Limousine R.M. 5300 | 4PS Lieferwagen R.M. 4200

Die Wagen werden geliefert mit:
Fünffacher Ballonbereifung, elektr. Licht, elektr. Anlasser, elektr. Signal, Kilometerzähler und Geschwindigkeitsmesser.

Brennstoffverbrauch ca. 5 Liter pro 100 km

Adam Opel Rüsselsheim a. M. Fahrräder- und Motorwagenfabrik

Sie will gern am Vormittag im verdunkelten Zimmer ruhen, wenn sie in der Sommernacht mit Johan im Park sein durfte. Wo heimliches Leben in den Bäumen pulsiert. Wo es aus der Erde bricht wie überschwellendes Wachstum, heiße, duftende Fruchtbarkeit. Wo Liebe zittert im Vogelschrei — und dämmerndes Scheinen von dem Sternenhimmel überwölbt wird.

Ein großes Gebet der Liebe.

Und sie ist dabei. Sie fühlt ihr Blut im selben Rhythmus dieser Welt gehen. Dieser Welt, die sucht, liebt und schafft.

Sie lernt, daß man das Wort „Glück" nicht mehr aussprechen kann, weil dieser tastende Klang nicht heranreicht an das, was ihre Seele immer mehr anfüllt.

Daß sie aufgenommen ist in den Reigen des Kommens und Gehens. Und unanrührbar kostbare Zeit dazwischen ihr gegeben wurde:

Ein Blättchen aus dem bunten Kleid der Erde. Das immer wechselt.

Und sie begreift dieses Gesetz.

Zwei Jahre? —

Nein. Die Zeit der Erfüllung ist nicht zu messen.

Keine leere Stunde mehr. Nicht mehr der neben ihr, der von ihrem Überfluß annehmen mußte. Ein Gebender. Dem aus der befreiten Schaffenskraft tausend Fähigkeiten des Beglückens wachsen.

Nicht zwei Jahre. Ein Leben geht durch diese Zeit im Leestedter Park.

*

Und nun neigt es sich seinem Abend zu.

Wer will sagen, daß der Abend früh fällt? Wo Vollendung einem Maß von Kräften gegeben wurde, ist es Zeit für die Nacht.

Doris liegt in ihrem Zimmer, das nach Süden schaut. Das Kind schläft nebenan. Johan Bruylens Sohn ist stark und rund und atmet aus kräftigen Lungen. Ruhig schlägt das kleine Herz.

Aber Doris weiß, daß sie sterben muß.

Es ist ein windstiller Oktobertag. Im Park wird das Laub bunt. Goldgelb ragt eine Birkenkrone zu Doris' Fenster hinauf. Am Rand des Stoppelfeldes brennt das Braunrot der Eiche. Wenn das Fenster geöffnet ist, behauptet Doris, die Eicheln auf den Boden fallen zu hören. Ein leises, mahnendes Trommeln.

Weit hinten über der Förde fliegen die Möwen. Doris' große stille Augen folgen dem weißen Blitz in der Herbstluft. So flogen sie immer. Schon als sie ein Kind war und an Hans Thordsens Hand von Stall zu Stall ging, um die warmen Tiere an den Kinderhänden zu fühlen. Bald wird ihr Junge so über die Leestedter Wege gehn.

Sie hebt die Hände an ihre blasse Kehle. Dort preßt es sich in fürchterlichem Schmerz. Sie wird nicht dabeisein, wenn das Kind die glückseligen Wege geht!

Dann ist es vorüber. Die Gedanken wandern weiter. Auch Hertas Kind wird die Möwen sehen und seine kleinen schrillen Schreie in die Vogelschreie mischen. Auf Doris' Stirn erscheint eine Falte.

„Schwester!"

Leise erhebt sich ein Schatten vom Tisch am Fenster.

„Ich möchte noch heute Herrn Thordsen sprechen, Schwester. Wollen Sie ihn mir rufen lassen?"

„Gnädige Frau!"

„Ja, Schwester — heute bekomme ich doch meinen Willen. Ich weiß, gegen Abend kommt das Fieber: dann ist es zu spät. Und morgen —"

Es bleibt unausgesprochen. Zögernd steht die Schwester. Dann endlich geht sie. Doris lächelt leise. Ihre Hand sucht einen Klingelknopf. Fast zärtlich.

Da steht Johan schon in der Ateliertür.

Kniet auf dem Bärenfell vor ihrem Bett. Drückt den Mund, den sie liebt, auf ihre Hände, in ihr Haar. Hat ein unterdrücktes Weinen tief im Hals.

Gold flutet ins Zimmer aus dem leuchtenden Herbst draußen. Ein Hund bellt. Durch den Garten zieht schnatternd eine Schar Enten. Heimat!

„Du wirst mich nie vergessen?"

„O Doris . . ."

„Laß! Wir wollen doch nicht auch lügen. — Ich muß dir etwas sagen, Johan! — Es ist sonderbar, daß einem, wenn nichts anderes mehr paßt und alle Redensarten, die Onkel Hans ‚verfluchte Sentiments' nennt, leer erscheinen — daß einem dann etwas aus der alten Bibel einfällt! Und das paßt! Ich habe seit meiner Heimkehr ein Wort herumgetragen — aus dem alten Testament, wo man so liebte und haßte wie nie mehr nachher. Es ist dies: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!' Nun sieh mir nicht ins Gesicht: Es hat mich gesegnet, Johan! Nein, ich meinte nicht nur das Kind — o nein — dich meine ich! Ich bin glücklich, du! — —

Und nun vergiß es nicht: Das Bild, wo ich im Mohn stehe — das gibst du nicht fort?! Gut. Das soll der kleine Johan sehen, wenn er nach mir fragt, später.

Nicht weinen, Johan! Dazu bist du zu groß."

Fest schlingt sie beide Arme um die mächtigen Schultern.

Schwer, schwer ist der Schmerz des anderen.

Viel schwerer als der eigene — —

*

Und dann klopft es.

„Johan, du mußt gehen! Tag, Onkel Hans! Nein, Liebling, du darfst es wirklich nicht hören! — Geh!"

Mit abgewendetem Kopf taumelt Johan Bruylen ins Atelier.

Hans Thordsen nimmt die weiße Hand. Hält die blaugeäderte minutenlang an seine Wange.

„Onkel Hans —" flüstert Doris.

„Ja, Doris — da liegst du nun! Wieder Fieber? Oder wird es ausbleiben heute?"

„Nein, es wird kommen. Alles wird kommen — Feldwebel! Es ist genug, wenn ein Mann weint. Ich bitte dich! — Ist Vater wieder bei dir?"

„Ja. Er kam, nachdem er bei dir gewesen war heute morgen, sofort ins Gutskontor. Da sitzt er und rechnet den Weizen und Roggen von der letzten Ernte durch. Das ist gut so, Doris. Er darf nie wieder in die Stadtwohnung zurück. Zwischen den Büchern ist es zu still für ihn. Er würde mehr Lebensmut gehabt haben, wenn er statt der Bücher immer die Leestedter Bäume um sich gehabt hätte...

Hm. Ja, und dann soll ich grüßen von Herta Roloff."

Doris' Wangen werden schmal. Ihr Wille wird hart.

„Sie war heute morgen im Garten. Ließ das Kind mit den Chrysanthemen hinaufbringen — sie selbst kam nicht, ich sollte ja nicht sprechen — Onkel Hans!"

Hans Thordsen kneift die Augen zusammen. Den Ton kennt er.

„Ja, Doris — was willst du?"

„Wie denkst du dir's weiter mit Hertas Zukunft? Soll sie immer auf Leestedt bleiben?"

Thordsen geht ans Fenster. „Ja, natürlich, Doris. Wohin soll sie denn mit dem Jungen?"

„Komm her, Onkel Hans. Nein, hier ans Bett! — Du möchtest sie nicht gehen lassen, nein?"

Betroffen sieht er sie an. „Nein, Doris. Aber wie kommst du darauf? Will sie denn fort? — Hat sie etwas gesagt?"

„Du möchtest, daß sie bleibt?" sagt Doris leise. Wie eindringlich die matte Stimme ist. „Onkel Hans, sie gab ihre Welt preis und glaubt nun an deine! — An eine stolze, wahrhafte und aristokratische Welt! — Soll sie eines Tages begreifen lernen, daß die, zu denen sie übergegangen ist, engherzig und ängstlich sind, wenn's drauf ankommt? Die von Opfern gesprochen haben? — Ach, laß. Werde nicht heftig, Feldwebel! Ja, du hast sie aufgenommen auf meine Bitte — aber nun ist es doch anders! Sie ist dir doch lieb, sie ist ein Kamerad! — Onkel Hans, mißachtest du sie denn?"

„Kind — Doris!"

„Sie hat alle eigenen Wünsche zum Opfer gebracht! Sie lebt für dich! — Noch kann sie das Kind vor hämischen Worten schützen. Aber wie lange? — Onkel Hans, reiß das letzte dumme Vorurteil weg! Gib ihr die Heimat, die ihr fehlt! Die Sicherheit! Deine Welt!"

„Ich bin siebenundfünfzig, Doris. Ich bin ja ein alter Mann —"

„Das bist du nicht! —

Ich weiß einen Vers — von Hesse — da ist vom Tod die Rede. Da heißt es: ‚Er ist in dir und ist in mir, sobald wir das Leben verraten.' — Ich hab's nicht getan, Onkel Hans — ich habe meine Pflicht gegen das Leben getan... Nicht das Leben verraten für einen Popanz, Onkel Hans!"

Lange schweigt Hans Thordsen. Dann steht er auf. Er küßt der bleichen Frau die Stirn.

„Kleine Doris, wie bist du über uns hinausgewachsen!"

Matt sinkt Doris zurück.

„Grüß Herta", ruft sie leise. Dann streckt sie sich müde aus. Nun war auch das getan.

Nun wird Vater kommen. Sie werden sich ansehen. Und werden beide wissen. Und es wird Schweigen zwischen ihnen sein.

Und dann wird die Nacht und das Fieber kommen.

*

Und das Fieber kommt. Noch vor Einbruch der Nacht. Es reißt Bilder vor Doris' Augen. Jagt sie wieder fort. Reißt neue Kulissen herauf.

Die Nordsee brüllt. Ein Schimmel stampft am Ufersand...

Rotsprühend fliegt die Feuerwehr durch die Großstadt — eine rote Flamme Karin Waags Kleid...

„Sie tanzt besser als wir alle", sagt Karin Waag, und Doris lächelt — —

Dann wischt ein Schatten alles hinweg. Johan!

Er steht vor ihr, sein Kind schläft zu seinen Füßen. Was trägt er auf dem Kopf? Einen Kranz aus grünen Blättern? Den hat sie ihm ja gegeben — nein, er weint nicht mehr. Er hat Augen wie Flammen — nein, wie die Sonne. Die schaut auf sie. Nur immer auf sie — ein ganzes Leben lang.

„Ein ganzes Leben lang Glück", sagt Doris Bruylen.

Sie weiß nicht, daß ihr Mund die Worte laut gesprochen hat. Daß Johan Bruylen sie hört, der neben ihrem Bette steht. Daß er wie ein Kind die Hände faltet.

Dann legt sich der letzte Schleier über Doris' glückliches Herz.

Aus Wissenschaft und Technik.

Klima und Entwicklung. Bekannt ist, daß eine Einwirkung des Klimas und seiner Veränderungen auf die Entwicklung und die Lebensfunktion der Lebewesen besteht. Dr. K. Olbricht hat aus diesen Verhältnissen eine neue Wissenschaft in einer Arbeit aufgebaut, die er Bioklimatik nennt. Es soll vorangesetzt sein, daß seine wissenschaftlichen Untersuchungen über die Zukunft Mitteleuropas günstiger ausfallen als die Betrachtungen Oswald Spenglers in seinem „Untergang des Abendlandes". Die Lebewesen, die heute den Erdball erfüllen, sind Funktionen von Raum und Zeit, und von diesen wieder bedingt der Raum die Art der Organisation. Aus dem Verhältnis von Erdgeschichte und Lebewelt ergibt sich die bedeutungsvolle Beobachtung Olbrichts, daß die Nordhalbkugel mit ihren ausgedehnten Landmassen viel größere Wahrscheinlichkeit für die Entstehung und Weiterbildung der Landlebewesen in sich schließt als die Südhalbkugel. Natürlich spielen bei der Entwicklung der Pflanzen- und Tierwelt klimatische Fragen eine Hauptrolle. Schon Hilsheimer hat erkannt, „daß ein Hineinwandern von Tieren in den Wald Dekadenz und Entartung, ein Hinaustreten in die Steppe hingegen Steigerung der Intelligenz, der Sinne und eine Höherzüchtung zur Folge hat". Da die großen Pflanzenvereine der Erde nicht immer dieselben Verbreitungsgebiete hatten, muß durch Umformung des Lebensraumes natürlich auch eine Umformung, also eine Anpassung der Tiere eingetreten sein. Das alles sind indirekte klimatische Einflüsse. Unter direkten Einflüssen des Klimas versteht man Witterung und Klimatypus. Es bestehen zwischen Kulturhöhe der Menschheit und den verschiedenen Zonen Beziehungen. Man ist diesen Beziehungen schon nachgegangen. Huntington stellte die Höhe der Zivilisation in den einzelnen Ländern so fest, daß er an führende Gelehrte aller Kulturstätten einen Fragebogen versandte, auf den aufgeschrieben werden sollte, wie viele bedeutende Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Kaufleute und Techniker augenblicklich in den einzelnen Ländern der Erde lebten. Er erhielt von 137 Gelehrten aller Rassen und Nationen Antwort. Eine andere Methode, die Kulturhöhe mit den Zonen in ursächliche Beziehung zu stellen, verfolgte Olbricht. Er ging von den Kennzeichen steigender Zivilisation aus, die sich im Häufungstrieb des Menschen ausprägt. Er teilte die Art des Häufungstriebes in folgende Unterarten ein: Behausung, Dorf, Stadt, Großstadt, Millionenstadt, Weltstadt. Für ihn war die unterste Grenze der zu berücksichtigenden Siedlungen eine Stadt von 50000 Einwohnern. Es hat sich dabei herausgestellt, daß seine Untersuchungen sich mit denen von Huntington fast vollständig decken. Es ergaben sich Linien in den gemäßigten Zonen, die günstigste Lebensverhältnisse kennzeichnen. Olbricht nannte diese Linien Optimalen. Von diesen Optimalen aus sinkt die Zivilisation nach dem Äquator zu langsam, nach den Polen hin schneller. Weiter hat sich herausgestellt, daß in der Nähe dieser Optimalen fast alle Weltstädte mit mehr als 3 Millionen Einwohner liegen, und daß sich hier in ihrer Nähe auch die Fundorte der ältesten diluvialen menschlichen Kulturen finden. Weiter ist es wichtig, daß in ihrer Nähe die ältesten frühtertiären Säugetierfundstellen aufgefunden worden sind. Auf der nördlichen Halbkugel decken sich diese Optimalen mit der Jahresisotherme von 10 Grad. Daraus kann man den Schluß ziehen, daß die menschliche Energie bei 10 Grad etwa ihre größte Entwicklungsfähigkeit erreicht. Nach Huntington gehören als wichtigste Bestandteile zum Klima die Durchschnittstemperatur des Jahres, der tägliche Witterungswechsel und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Es hat sich herausgestellt, daß beim Menschen eine geistige und eine körperliche Energie unterschieden werden muß. Und zwar liegt das körperliche Maximum bei etwa 16 Grad, das geistige bei etwa 4 Grad. Durch Untersuchungen von ungefähr 3,7 Millionen Todesfällen in Frankreich und Italien hat Huntington den Beweis erbracht, daß eine Luftfeuchtigkeit von 85 Proz. und eine Temperatur von 18 Grad ein starkes Herabsinken der Todesfälle nach sich ziehen. Diese Beobachtungen sind bestätigt worden durch ähnliche Untersuchungen in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Japan, Schweden, Belgien und Finnland. Von Huntington ist der Schluß gezogen worden, der Mensch sei einheitlicher Entstehung und habe sich in Erdregionen entwickelt, die eine Jahrestemperatur von 18 Grad aufweisen. Heute finden wir solche Temperaturverhältnisse an der afrikanischen Mittelmeerküste. In Europa waren sie am Ende der Tertiärzeit zu finden. Von den für die Entwicklung der menschlichen Energie günstigen Gebieten, den Optimalen, drängen die in ihnen entstehenden hochentwickelten Formen die tieferstehenden nach außen. Die Erkenntnis ist wichtig, daß die körperliche und die geistige Energie des Menschen verschiedene Optima haben. Deshalb kommt Olbricht zu dem wichtigen Schluß: „Dies läßt sich meines Erachtens nur dadurch erklären, daß der Menschenkörper denselben Gesetzen wie der Körper der gleich hochtemperierten Säugetiere folgt, in der Eiszeit sich aber der Verstand ausbildete und, den andersartigen Klimaverhältnissen entsprechend, sich in Anpassung an diese ein neues Optimum schuf." Es müssen sich also auch die Säugetiere wellenförmig von Europa und Nordamerika aus verbreitet haben. Heute müssen wir südwärts von diesen Mittelpunkten tieferentwickelte Säugetiere finden. Von diesen alten Formen liegen dann die versteinerten Überreste in Europa und Nordamerika. Wir wissen, daß die Menschen aus dem Stamme der Herrentiere hervorgegangen sind. Die ältesten Menschenreste werden von dem Pithekanthropus, dem Heidelbergmensch, dem Neandertalmensch und dem Aurignamensch dargestellt. Sie lebten in der Eiszeit und sind heute ausgestorben. Auf der Entwicklungshöhe des Aurignamenschen stehen gewissermaßen heute noch die Australier, Indoaustralier, Wedda. Höher entwickelt sind schon die Neger, die Dravida, die Negrito, die Pygmäen. Als höchstentwickelte Menschenrassen kennen wir die Europäer, Mongolen und schließlich die Amerikaner. Olbricht steht auf dem Standpunkt, daß wir es hier nicht mit Entwicklungstypen zu tun haben, sondern mit Anpassungsformen an die Wohngebiete, nach denen der Mensch zog. Es ist nun interessant, dem Orte nachzugehen, an dem der Mensch geworden ist. Da wir sowohl versteinerte Menschenaffenspuren als auch Spuren der eiszeitlichen Menschenrassen in der gemäßigten Zone finden, die das energiereichste Klima aufweist, so ist es wahrscheinlich, daß hier die Wiege der Menschwerdung stand. Diese für die Menschwerdung geeigneten Klimaverhältnisse sind, wie das schon früher ausgeführt wurde, in der gemäßigten Zone zu finden, die allerdings in der diluvialen Eiszeit eine Verschiebung erfahren mußte. Das vor- und rückwärts schmelzende Inlandeis schuf eigenartige Landschaftscharaktere, die der Entstehung des Menschengeschlechtes günstig waren. Olbricht faßt diese Tatsache in folgende Worte: „Dieses verhältnismäßig kurzperiodische Verschieben der Ophelothermen Klimagürtel und das ständige Schwanken des Landschaftscharakters zwischen Wald, Grassteppe und Tundra dürften sicher anreizend auf die Entwicklung der Menschheit, vor allem auf das Herabsteigen von den Bäumen gewirkt haben, wobei besonders widerstandsfähige Typen entstanden und schwache zugrunde gingen." Beachtenswert ist Olbrichts Anschauung von der Ausbreitung der Indogermanen von Europa aus. Er betrachtet sie als den Schlußakt „eines großartigen Entwicklungsvorganges, den wir seit dem Alttertiär aus verfolgen können, als die ersten höheren Säugetiere entstanden".

Rudolf Hundt.

Wieder ein Stückchen Afrika entschleiert. Mannigfache Sagen weben sich um den Südostteil der Libyschen Wüste, den im Halbkreis drei Provinzen des anglo-ägyptischen Sudans, Dar-Fur, Kordofan und Dongola, umgeben. Da soll sich mitten durch die Wüste ein Felsgebirge hinziehen, in dem Wildschafe hausen, und dessen Wände in Tierzeichnungen allerlei Erinnerungen an alte Bewohner, die „Anag", bergen; sogar ein alter Tempel soll dort stehen, und um alte Steinmale liegen Töpfereien und Knochen herum; Sanddünen ertönen im Wüstensande wie Kriegsdrommeten, und wunderbare Pilzfelsen sind von der Wüstenerosion geschaffen

worden; furchtbare Sandstürme trocknen die Wasserschläuche des Reisenden aus, verwirren seinen Sinn, so daß er die Richtung verliert, und bereiten ihm ein Grab in der Wüste. Alle diese „Sagen“ fand D. Newbold, englischer Distriktsoffizier in Nord-Kordofan, bestätigt, als er im Sommer 1923 einen Vorstoß in dieses noch unerforschte Stückchen Afrika unternahm und über den Schnittpunkt der Grenzen der drei erwähnten Provinzen hinaus bis zu der mitten in der Wüste gelegenen Oase Bir Natrun gelangte. Er marschierte hinwärts am Westrande, rückwärts am Ostrande des bis dahin sagenhaften Wüstengebirges, des Dschebel Tageru, hin und sah Wildschafe über seine Grate ziehen; er fand an mehreren Stellen Felszeichnungen, die alle möglichen Tiere darstellen, nur nicht das Kamel, ohne das heute ein Vordringen in diese Gebiete unmöglich wäre, das aber zur Zeit des Entstehens dieser Petroglyphen dort noch nicht bekannt gewesen sein kann; letztere müssen daher wenigstens 2000 Jahre alt sein, denn so lange ist das Kamel nun dort eingeführt. Weiter fand Newbold ein zweites, kleineres Gebirge, den Dschebel Rahib, auf dessen Rücken sich jene „tönenden Dünen“ erheben. Er fand die Felsen, denen der vom Winde gepeitschte Sand seltsame Tier- und Pilzformen verliehen hat. Am Rande eines alten breiten Tales entdeckte er zahlreiche Steinmale, um die Scherben, Steinwerkzeuge und Knochen verstreut lagen, an einer anderen Stelle traf er auf eine uralte Pyramide aus Ziegelsteinen, auf sonstige Ruinen und Gräber. Vom Gipfel eines Hügels nahe der heute unbewohnten, aber erst seit kurzem und wohl nur vorübergehend verlassenen Oase Bir Natrun erkundete er schließlich noch den Weg nach einer weiteren großen, 100 km weiter nordwestwärts gelegenen Oase namens Nekheila, die noch kein Weißer betreten hat. Newbolds Entdeckungen ergänzen aufs glücklichste die des Ägypters Hassanan-Bei, der gleichfalls 1923 von Kufra aus auf einem weiter westlich gelegenen neuen Weg den Sudan erreichte und dabei zwei neue Oasen, Arkenu und Owenat, auffand. Aber sie sind nicht nur geographisch von Interesse, sondern sie eröffnen auch neue Ausblicke auf die Geschichte Nubiens oder Äthiopiens und die damit eng verknüpfte Geschichte Ägyptens. Ist doch die Auffindung der Pyramide offenbar ein Beweis dafür, wie weit der Einfluß der sogenannten Meroe-Kultur (etwa 600—300 v. Chr.) in die Wüste hineingereicht hat, während andere Funde auf das seit Jahrtausenden anhaltende Andrängen von hamitischen Stämmen aus der Wüste heraus in den Sudan zu deuten scheinen. M. W. G.

Lassen sich unschöne Nasen verbessern? In der Verbesserung der Nasenform hat die moderne medizinische Technik ganz Beträchtliches geleistet. Zwei prinzipiell verschiedene Möglichkeiten bieten sich: Einspritzung von Paraffin da, wo Gewebsmängel sind; operative Entfernung da, wo Gewebsüberschuß besteht. Zuweilen ist eine Vereinigung der beiden Prinzipien erforderlich. Zwecklos sind die sogenannten Nasenverbesserer, mechanischen Nasenformer, Massageversuche zur Herstellung einer gewünschten Nasenform usw. Hier wird viel Energie aufgewandt, viel Geld ausgegeben, ohne daß auch nur eine Spur von Hoffnung oder Möglichkeit zu nachhaltiger Besserung gegeben wäre. Denn was zu ändern ist, hängt in der Regel mit Unstimmigkeiten im knöchernen oder knorpeligen Nasengerüst zusammen. Hier muß also der Ausgleich geschaffen werden, und es ist vergebliche Mühe, an den Weichteilen der Nase herumzukneten und herumzuschrauben. Einspritzung von Paraffin muß von kundiger, ärztlicher Hand sehr langsam und vorsichtig vorgenommen werden. Das Paraffin ist jedoch Temperatureinflüssen außerordentlich unterworfen und wird deshalb die Möglichkeit unangenehmer Überraschungen in Gestalt plötzlicher Formveränderungen nie ganz ausgeschlossen erscheinen lassen. Aber eine Nase, deren Rücken durch Knochenzerstörung oder sonstwie stark eingesunken ist (eine „Sattelnase“), kann durch Paraffineinspritzungen unter die Haut in normale Form gebracht werden — eine unsägliche seelische Wohltat für manchen Patienten. Gute Erfolge hat auch die Einpflanzung eines vom Schienbein usw. gewonnenen Knochenstückchens an die Stelle des Defektes. Der „Sattel“ wird dadurch dauernd ausgeglichen. Die Operationen, die übermäßig große Nasenknochen verkleinern, werden neuerdings vom Innern der Nase aus vorgenommen, so daß äußerlich keine Schnittnarben zurückbleiben, die selbst wieder als kosmetisches Ärgernis wirken könnten. Im Innern der Nase wird mit geeigneten Instrumenten die Schleimhaut vom Knochen abgehoben (nicht entfernt) und dann an der Nasenscheidewand, am knöchernen Nasengerüst, am Nasendach usw. entfernt, was zu entfernen ist. Die Eingriffe werden in Schmerzfreiheit durch örtliche Unempfindlichmachung ausgeführt. Es versteht sich von selbst, daß derartige Eingriffe eine ganz bestimmte, nicht leicht zu erlernende Technik voraussetzen. Auch eine zu weit nach oben oder zu weit nach unten stehende Nasenspitze läßt sich operativ richtig stellen. Die Schiefheit der Nase, die durch ungleichen Bau der beiden Hälften hervorgerufen wird, ist auch operativ anzugreifen. So ist es sicher, daß sich unschöne Nasen heute in eine gefällige Form bringen lassen. Das ist ein großer Fortschritt. Denn dabei handelt es sich vielfach nicht um Befriedigung einer törichten Eitelkeit, sondern — namentlich nach der Nasenzerstörung durch Krankheiten oder Verletzungen — um Behebung einer schweren seelischen Not. Dr. W. Schweisheimer.

Kurze Wellen in der drahtlosen Telegraphie auf große Entfernungen. In der Nr. 4142 unserer Zeitung brachten wir bereits über die Versuche Marconis, mit kurzen Wellen sehr große Strecken zu überbrücken, einen Beitrag mit erklärender Zeichnung. Nunmehr hat Marconi selbst in der Zeitschrift „Electrician“ über die Ergebnisse seiner Versuche zum ersten Male ausführlich berichtet. Sie wurden dadurch möglich gemacht, daß die kurzen elektrischen Wellen durch Röhrensender mit großer Konstanz erzeugt wurden. Die ersten Versuche wurden bereits im Jahre 1917, und zwar mit ganz kurzen Wellen von 15 m, gemacht; sie zeigten schon die Brauchbarkeit der Methode der kurzen Wellen. Bei ihr kommt insofern noch ein neuer Faktor gegenüber der Methode der langen Wellen hinzu, als es mit kurzen Wellen möglich ist, Spiegel anzuwenden, die die Wellen in einer bestimmten Richtung aussenden. Da die Spiegelgröße von der Wellenlänge abhängt, so war die Benutzung von Spiegeln bei großen Wellenlängen ausgeschlossen. Bei Wellenlängen von etwa 100 m ist sie aber möglich, und zwar werden Parabolspiegel verwendet. Die Spiegel bestehen aus einer Anzahl von vertikalen Drähten, die so angeordnet sind, daß sie die Erzeugende eines Parabolspiegels bilden, in dessen Brennpunkt sich die Antenne befindet. Bei den ersten Versuchen 1917 zeigte es sich, daß die Benutzung des Spiegels auf der Sendestation die Empfangsenergie auf einer spiegellosen Empfangsstation etwa 200 mal vergrößerte. Es wurde dann in Poldhu eine größere Sendestation gebaut, die mit einer Wellenlänge von 100 m arbeitete, während als Empfangsstation eine spiegellose Anlage auf Marconis Dampfjacht „Elektra“ benutzt wurde. Es zeigte sich, daß die kurzen Wellen auch ganz ohne Spiegel für die Übermittlung drahtloser Nachrichten auf große Entfernungen brauchbar sind. Wurde auf der Sendestation Poldhu kein Spiegel benutzt, so wurden die Zeichen bis auf 1700 km empfangen. Mit Spiegel war ein Empfang bis zu 2250 km möglich. Diese Versuche wurden mit rund 10 KW Antennenenergie ausgeführt. Später wurden die Leistungen des Senders in Poldhu bis zu 21 KW gesteigert und eine Wellenlänge von 92 m benutzt. Dadurch ließen sich die überbrückten Entfernungen weiter steigern und bis zum halben Erdumfang vergrößern, obgleich zumeist ohne Spiegel gearbeitet wurde. Mit Spiegel am Sender und Empfänger würden die Verhältnisse noch viel günstiger ausgefallen sein. Der Spiegel bedeutet insofern noch eine Verbesserung, als nur solche atmosphärische Störungen auftreten können, die zufällig genau in der Richtung Sender und Empfänger liegen. Auch bei Benutzung der kurzen Wellen war die Stärke der Zeichen am Tage kleiner als des Nachts, wie es ja bei den langen Wellen allgemein bekannt ist. Dagegen war bei den kurzen Wellen der Einfluß der atmosphärischen Störungen auch ohne Spiegel gering. Auch in Deutschland sind unabhängig von Marconi Versuche im großen Maßstabe angestellt worden, die neue Methode auszuprobieren. Sehr wahrscheinlich wird auch hier die Glühkathodenröhre bedeutende Umwälzungen für die Praxis bringen. Ludwig Thor.

Literatur und Kunst.

Über die Truhe. Der Schrank entstand durch Übereinanderstellen mehrerer Truhen oder Laden. Durch seine Türen wurde er ein bequemer Behälter für Kleidungsstücke. Er bekam Gefächer und verwahrte leicht bei der Hand allerlei Kleinigkeiten. Doch ganz wird er und kann er die Truhe mit ihrem Deckel nicht verdrängen. Die Truhe bleibt der ideale Hamsterkasten, das Behältnis, wo die Hausfrau ihre Überraschungen sicher verwahrt. Wer eine Kindheit in einem Hause mit Überlieferung erlebte, wo die Möbel der vergangenen Generationen geachtet wurden, der wird immer der Truhe gern gedenken, die Weihnachtsgeschenke barg. Wie schön war es, einmal darin kramen zu dürfen! Noch verlockender erschien allerdings die große Truhe auf dem Boden. In ihr war tausenderlei geborgen, was eine Knabenseele begehrt. Denn was vermag so ein Knabe nicht zu gebrauchen? Jeder Gegenstand nimmt, von der Phantasie belebt, Formen an, die den Märchenschöpfungen des Erwachsenen an Bedeutung im Kindergemüt gleichkommen. Und diese Truhen selbst, wieviel Geschichte tragen sie in sich? Da sind bunte, große Kästen, meist mit ungeschickt gemalten Blumen geschmückt, in der Mitte oft ein oder zwei Herzen. Sie erzählen, daß Rosina geborene Ohlard im Jahre Christi 1737 sich vermählt hat. Andere, noch ältere werden von schönem Schmiedewerk zusammengehalten, das sich als Bänder mit vielerlei Zierat über den Deckel legt. Besonders anziehend ist das alte Schnappschloß. Es klappt über einem Bolzen zusammen und öffnet sich beim Umdrehen des Schlüssels. Noch kostbarer sind die geschnitzten Laden. Zu ihnen wählte man Edelhölzer, Eiche und Nußbaum. In der Ulmer Gegend wurden sie eingelegt aus verschiedenen Hölzern und bekamen eine Fassade mit Nischen und Säulchen gleich dem Schrank aus Ulm. Geheimnisvoller noch muten die großen schmiedeeisernen Truhen an. Die ganze Innenseite des Deckels bildet das Schloß, ein Kunstwerk für sich. Jede Einzelheit ist mit gravierten Mustern geziert. Welcher Fugger oder Welser barg in ihr seine Schätze? Hütete sie vielleicht einst Schuldscheine eines Kaisers? Oder enthielt sie etwa bedeutsame Urkunden und schick-

salsreiche Dokumente? Heute steht sie vergessen, unbeachtet, der moderne Geldschrank hat sie verdrängt. Ob dieser wirklich so diebessicher ist wie die Eisentruhe mit ihrem Kunstschloß? Noch bin ich Kind genug, die alte Truhe vorzuziehen. Unkundige Hände haben meist ihre Außenseite mit Ölfarbe bestrichen, doch unter dieser liegt gut erhalten die feinste Ziselierarbeit nach Mustern von Virgil Solis. Auch manche hölzerne Truhe birgt ihre schöne Form unter einer mehrfachen Ölfarbenschicht, die verschiedene Geschlechter nach ihrem Geschmack auftrugen. Vielleicht kratzt hier und da einmal ein wißbegieriger Knabe an der Ölfarbe, bis das feine, in Nußbaum oder Eiche eingelegte Muster zum Vorschein kommt. Diesen Zeilen bedeutete es einen Erfolg, wenn mancher seinen Boden nach so altem Gerümpel aus Altväterzeit besichtigte und den alten Truhen wieder ihren Ehrenplatz im Wohnzimmer, Schlafraum oder Vorsaal einräumte. Dr. Robert Corwegh.

„Das kleine Entzücken." So nannten die Dichter des Göttinger Hains in ihren Briefen eines Konrektors Tochter aus dem benachbarten Münden, am Zusammenfluß der Werra und Fulda romantisch gelegen. „Aus dem Nachlaß Charlottens von Einem" — so hieß sie mit ihrem vollen Mädchennamen — hat soeben Julius Steinberger in der „Vereinigung Göttinger Bücherfreunde" ein liebenswürdiges Büchlein herausgegeben, das der jungen Gesellschaft alle Ehre macht. In 250 numerierten Exemplaren hergestellt, kommt es zwar nicht in den Handel, kann aber von Göttingen bezogen werden. Reizend mit Schattenrissen und Zeichnungen geschmückt, bringt es eine große Zahl von ungedruckten Briefen, die besonders Hölty, Voß, Boie, Overbeck usw. in launigem Briefwechsel mit dem kleinen Entzücken zeigen. Sie war nicht nur von Hölty, sondern auch von Johann Martin Miller (G. D. Miller erscheint als „Langnase" im Bilde) und Sprickmann umschwärmt, und diese Erinnerungen haben sie durch ihr langes Leben begleitet. Im Alter hat sie sich in „Jugenderinnerungen" der schönen Tage erinnert, da sie mit Bürger, dem Sänger der Lenore, und ihrer Herzensfreundin Philippine Gatterer bekannt wurde. Philippinens Briefwechsel mit Bürger, den ich selbst vor kurzem wieder vorlegen konnte, (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) und Steinbergers Kranz von Briefen führen so recht in „Göttingens empfindsame Zeit" hinein. Erich Ebstein.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4191. 165. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 9. JULI 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4191. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. Juli 1925.

Die Fortschritte auf allen Gebieten der Technik in den letzten Jahrzehnten sind zahllos, und das, was menschlicher Geist und menschliche Schaffenskraft, insbesondere auch deutscher Erfindungsgeist und deutsche Gründlichkeit trotz der Not der Zeit in zäher Arbeit errungen, ist bewunderungswürdig. Wissenschaft und Technik haben dabei in gegenseitiger Ergänzung zusammengeholfen, und ein Ergebnis dieses zielbewußten Strebens ist unsere gesamte hochentwickelte Industrie. — Als eine Weltfirma ersten Ranges steht die Württembergische Metallwarenfabrik, Geislingen-Steige mit an der Spitze der deutschen Firmen, und das Warenzeichen dieses Werkes „W. M. F.“, bestehend aus den Anfangsbuchstaben der Firma, ist in den europäischen, wie in den überseeischen Absatzgebieten rühmlich bekannt. Diese Firma hat im Lauf der Zeit das Niederschlagsverfahren von Metallen auf elektrolytischem Wege auf die höchste Stufe der Vollendung gebracht. — Die versilberten Bestecke der Württembergischen Metallwarenfabrik, Geislingen-Steige, kurz „W. M. F.“-Bestecke genannt, genießen ja seit langem schon einen hervorragenden Ruf wegen des für diesen Fabrikationszweig verwendeten weißen Alpakametalls härtesten Grades (Ia Ia Neusilber), der nach einem besonderen Verfahren vorgenommenen Versilberung mit merkbarer Verstärkung an den der Abnutzung am meisten ausgesetzten Stellen, durch die garantierte Silberauflage in Verbindung mit der auf Schonung der Auflage berechneten, besonders sorgfältigen Handpolitur mit Stahl und Blutstein und durch die solide Befestigung der mit extra starken Angeln versehenen Klingen vermittelst Eingießens. In letzter Zeit ist es nun der technischen Versuchsabteilung der „W. M. F.“ gelungen, die bisherige Versilberungsart bei den Bestecken noch bedeutend zu verbessern und ein Verfahren zu erfinden, durch das die elektrischen Stromlinien, welche den Niederschlag des Metalls im galvanischen Silberbad verursachen, so geleitet werden, daß sich an den besonderen Abnutzungsstellen in der gleichen Versilberungszeit mehr als die dreifache Silberstärke niederschlägt, als auf die übrige Fläche der Bestecke. Dadurch werden diese Stellen also in bedeutend höherem Maß verstärkt als bisher, und zwar mit dem Erfolg, daß die Haltbarkeit eines auf diese Weise versilberten Besteckes eine dreifach größere ist, als diejenige eines auf gewöhnliche Art versilberten Besteckteils. Es kann daher mit aller Sicherheit gesagt werden, daß es bei diesem neuen, unerreicht dastehenden Verfahren keine vorzeitig durchscheuerten, unschönen Abnutzungs- oder Aufliegestellen mehr gibt. Dieses Verfahren ist der Württembergischen Metallwarenfabrik, Geislingen-Steige patentiert worden, und die durch die erwähnten Vorzüge ausgezeichneten „W. M. F.“-Bestecke werden unter dieser eingetragenen Schutzmarke: WMF in den Handel gebracht. — Außerdem befaßt sich die „W. M. F.“ in hervorragender Weise mit der Herstellung von versilberten Gebrauchs- und Ziergegenständen aller Art, schwerversilberten, aufs vollkommenste ausgeführten Hotelgeräten, und in einer besonderen Abteilung, der Galvanoplastischen Kunstanstalt, werden Kunstfiguren der Klein- und Großplastik, in der Hauptsache im Hohlgalvanoverfahren, gefertigt. Filialen bestehen in Berlin und Wien sowie eine Zweigfabrik in Göppingen; letztere verlegt sich in der Hauptsache auf kunstgewerbliche Erzeugnisse aus Kupfer, Messing, Reinnickel und in vernickelter Ausführung.

Allgemeine Notizen.

Einen literarischen Wettbewerb veranstaltet das Messeamt Köln, bei dem es sich darum handelt, in einem kurzen Aufsatz das moderne Messewesen als Glied der Absatzorganisation und als Propagandamittel der deutschen Industrie zu beschreiben. Die Formulierung des Themas bleibt jedem überlassen; es kommt bei der Bearbeitung im wesentlichen darauf an, daß Sinn, Aufgaben und Entwicklungstendenzen des modernen Messewesens in knapper Form gekennzeichnet werden. Für die besten Arbeiten sind folgende Preise ausgesetzt: 1. Preis 1000 Mk., 2. Preis 800 Mk., 3. Preis 500 Mk. Erwerb weiterer Aufsätze gegen Honorar vorbehalten. Die Einsendung der Aufsätze hat bis zum 1. August dieses Jahres zu erfolgen. Adresse: Messeamt Köln, Literarische Abteilung, von dem die näheren Bedingungen für das Preisausschreiben eingefordert werden können.

Eine schwimmende Universität. Die Universität Neuyork hat einen Ozeandampfer von 13000 Tonnen gemietet, um in diesem Herbst mit einer Anzahl von Studenten eine Studienreise zu unternehmen. Das Schiff wird am 25. September den Hafen von Neuyork verlassen und acht Monate unterwegs sein. Im Lauf dieser Zeit sollen 50 Häfen in 35 Ländern aller fünf Erdteile besucht werden. An der Fahrt werden 450 Studenten teilnehmen. Außerdem reisen 30 Professoren mit, die an Bord regelmäßig ihre Vorlesungen halten und Übungen veranstalten werden. Unter anderm wird das Universitätsschiff auch nach Deutschland kommen.

Ärztliches Preisausschreiben. Der Verband der Ärzte Deutschlands stellt eine Preisaufgabe über das Thema: „Die Bedeutung der freien Arztwahl in der deutschen Sozialversicherung". 1. Preis 10000 Mk. 2. Preis 6000 Mk. 3. Preis 3000 Mk. Der erste Preisträger erhält außerdem die Hälfte vom Reinertrag seines als Broschüre vertriebenen Werkes. Die preisgekrönten Arbeiten werden Eigentum des Verbandes. Der Erwerb nicht prämiierter Arbeiten bleibt vorbehalten. Die Arbeit in Schreibmaschinenschrift geschrieben darf nicht größer sein als hundert einseitig beschriebene Schreibmaschinenblätter, abgesehen von etwaigen statistischen Beilagen. Ablieferungstermin ist der 1. April 1926. Alle Arbeiten sind mit einem Kennwort und einem verschlossenen Umschlag mit der gleichen Aufschrift zu ver-

sehen. Der Umschlag soll die genaue Anschrift des Verfassers enthalten. Die Arbeiten sind durch eingeschriebenen Brief an die Hauptgeschäftsstelle des Verbandes der Ärzte Deutschlands in Leipzig, Dufourstr. 18 zu senden.

Das Kurleben Bad Homburgs hatte vor dem Krieg durch die kaiserliche Hofhaltung und die regelmäßige Anwesenheit von Mitgliedern der englischen und russischen Aristokratie eine besondere gesellschaftliche Note. Die bittere Nachfolgezeit hat dafür zu einer intensiveren Bearbeitung der früher etwas vernachlässigten Naturschätze und zu einer wissenschaftlicheren Einstellung geführt. Ritters weltbekanntes Park-Hotel hat eine Kurabteilung erhalten, das Park-Sanatorium (vorm. Sanatorium Dr. Pariser) ist in feste, fachkundige Hände übergegangen und die beiden neuen Ärzte sind auf den Gebieten der Magen-, Darm- und Herzkrankheiten auserlesene Kräfte. Die etwas milderen kohlensauren Homburger Quellen sind auch für die Erkrankungen des Kreislaufs wertvoll. Das Röntgen-Institut des Park-Sanatoriums ist für diagnostische Zwecke nach den neuesten klinischen Erfahrungen eingerichtet worden. Das Homburger Krankenhaus hat sich durch Einrichtung einer inneren Abteilung und Aufstellung modernster Einrichtungen für Röntgen-Therapie gleichfalls der neuen wissenschaftlichen Einstellung angepaßt. Dadurch ist Bad Homburg wieder das vielbegehrte Ziel der kur- und erholungsbedürftigen fashionablen Reisewelt geworden.

Die Kurverwaltung Wiesbaden veranstaltet vom 26. bis zum 28. September d. J. ein Automobil-Turnier in Geschwindigkeits- und Geschicklichkeitsprüfung. Die Prüfungsfahrt geht durch die Weinbergstraße über Kapellenstraße — Försterhaus (Dambachtal) nach dem Idsteiner Weg, am Bahnholz vorüber zum Barnay-Weg, durch diesen auf den Rundfahrweg nach der Leichtweißhöhle und zur Beausite zurück. Die Strecke ist 12 km lang und wird je nach der Zahl der Teilnehmer ein- oder zweimal durchfahren. Sobald die Wagen das Zielband passiert haben, haben sie sich sofort hinter den noch nicht gestarteten Wagen wieder anzureihen. Die Rennstrecke wird polizeilich abgesperrt. Gewertet wird nur nach Zeit. Der absolut schnellste Wagen in jeder Klasse ist Sieger.

Der Strom der amerikanischen Reisenden ergießt sich auch in diesem Sommer über die Alte Welt, und nach den Schätzungen der Neuyorker Blätter wird diese vorübergehende Einwanderung diesmal alle früheren an

Umfang übertreffen. Nach den Angaben des amerikanischen Handelsamtes haben die amerikanischen Reisenden im vergangenen Jahr 600 Millionen Doll. außer Landes ausgegeben; davon kommen etwa 25 v. H. auf Kanada; der weitaus größte Teil dieser Riesensumme aber ist Europa zugute gekommen. Der „Kreuzzug" der amerikanischen Soldaten während des Krieges hat Europa so recht eigentlich erst dem amerikanischen Publikum erschlossen; viele haben sich dort wohlgefühlt und wollen zurückkehren, erzählen zuhause von den Schönheiten der Alten Welt, und so kommen jetzt immer mehr herüber. In wenigen Jahren wird die Zahl der 300 000 Amerikaner, die im vergangenen Jahr herüberkamen, auf eine Million angewachsen sein, und man glaubt, daß schon in diesem Jahr die Ziffer des Vorjahres bedeutend überschritten wird. Die Schiffahrtsgesellschaften wollen diese Bewegung mit allen Kräften unterstützen. Schon jetzt werden „Rundreisebilletts" über den Atlantischen Ozean und zurück ausgegeben, die nur 150 Doll. kosten; die Fahrkarten gelten bei einem Aufenthalt von mehreren Monaten in Europa. Außerdem will man „Fahrende Hotels" einrichten, bei denen es verschiedene Klassen gibt. So soll ein Dampfer nur mit Passagieren I., ein anderer mit solchen II., ein dritter mit solchen III. Kl. fahren, und man erhofft mit dieser gleichmäßigen Behandlung sämtlicher Passagiere eine bedeutende Verbilligung. Auf den Dampfern III. Kl. werden sich die Reisenden ersparnishalber selbst bedienen.

Nach den Vereinigten Staaten und Kanada veranstaltet die Hamburg-Amerika Linie (gemeinsamer Dienst mit den United American Lines) mit der American Expreß Company eine vierzigtägige Gesellschaftsreise, die ihre Teilnehmer durch eine Reihe der interessantesten Plätze führen wird. Abfahrt am 31. Juli von Hamburg mit dem Dampfer Cleveland, der am 10. August in Neuyork eintrifft. Von hier unternehmen die Reisenden unter Führung der American Expreß Company eine Rundreise nach Philadelphia, Baltimore, Washington, Mount Vernon, Alleghany Berge, Pittsburgh und Chicago, Detroit, Buffalo, Niagara-Fälle, Toronto und Montreal. Von Neuyork Rückfahrt am 27. August mit dem Dampfer Westphalia der Hamburg-Amerika Linie. Anmeldungen zur Teilnahme müssen bis spätestens 15. Juli erfolgen. Auskünfte und genaue Prospekte sind durch die Hamburg-Amerika Linie (Hamburg, Alsterdamm 25) und ihre Vertretungen an den größeren Plätzen erhältlich.

Indanthren

Selbst starkes Sonnenlicht schadet indanthrenfarbigen Stoffen nicht!

Gewebe oder Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide, die obiges Wahrzeichen tragen, sind

unübertroffen
waschecht / lichtecht
tragecht / wetterecht

Verlangen Sie beim Einkauf stets indanthrenfarbige Waren, die mit vorstehender Schutzmarke ausgezeichnet sind.

CIGARETTENFABRIK CONSTANTIN

Levanteblume
steht mit dem Namen:
› CONSTANTIN ‹
in enger Verbindung.
Von jeher galt diese Cigarette als eine unserer besten Marken. Diese Tatsache veranlaßte uns, auf eine praktische Ausstattung u. vor allen Dingen auf den Inhalt der Cigarette den größten Wert zu legen.
Im Spezialhandel für 5 Pfg. in eleganter Aufmachung käuflich.

HANNOVER ✶ KÖLN AM RHEIN

STEIFF SKIRO
Der Qualitätsroller
Ueberall zu haben. Prospekt L kostenfrei.
Margarete Steiff G.m.b.H., Spielwarenfabrik, Giengen a. Brenz 7 (Württ.).

Sigurd
Das gute Bild
gibt
Jahr's Sigurd-Platte.
Richard Jahr, Trockenplattenfabrik, Aktien-Gesellschaft, Dresden-A. 16.

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Straße.
Selbstfahrer, *auch mit Motorantrieb.*
Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.
Katalog grat.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

KAFFEE HAG
der vorzügliche Bohnenkaffee schont Herz und Nerven
KAFFEE HAG

MUSIK-INSTRUMENTE
spez.
Harmonikas, Lauten, Guitarren, Mandolinen, Sprechapparate etc.
Versand ab Fabrik direkt an Private
Katalog gratis. 14000 Dankschreiben
MEINEL & HEROLD
Musikinstr.-Harmonikafabrik
KLINGENTHAL/SA. Nº 499.

Rein
Rein's Durchschreibe-Bücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Dr. Dralle's Lavendel Crème
Georg Dralle Hamburg

Brennende, spröde oder aufgesprungene Haut

beeinträchtigt den schönsten Sport. Schütze die Haut durch sorgsame Pflege mit

Dralle's Lavendel-Seife und Dralle's Lavendel-Crème

Dein Antlitz bleibt jugendfrisch. Deine Hände sammetweich und elegant, Dein Körper straff und elastisch.

Lavendel-Seife St. —.75. Lavendel-Crème eleg. Glasdose 1.50, Tube —.60. Karton 3 St. 2.10.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

DER ODEONSPLATZ IN MÜNCHEN.
NACH EINER RADIERUNG VON HERMANN KUPFERSCHMID

Danzig und Frankreichs Ostpolitik.

Um die militärische und wirtschaftliche Hegemonie in Mitteleuropa zu erreichen, mußte Frankreich vor allem den Fehler vermeiden, den einst Napoleon begangen hatte, als er sich mit dem Kompromiß des kleinen Herzogtums Warschau begnügte, obwohl er die eminente strategische Bedeutung Danzigs für die großen Operationen mit dem scharfen Blick des Feldherrn erkannt hatte. Der Versailler Frieden versetzte Frankreich zwar in die Lage, sich Polen als Trabanten zu sichern, machte ihm aber bezüglich Danzigs, auf das sein Augenmerk nicht weniger gerichtet war, und das es mit Polen vereinigen wollte, einen Strich durch die Rechnung. Hier erwies sich England als der Stärkere, und der diesen Strich, dem Danzig seine Existenz als Freie Stadt außerhalb der politischen Grenzen des polnischen Staates verdankt, zog, war Lloyd George.

Bei der während des Weltkrieges einsetzenden französischen Propaganda, die die Zerstückelung Deutschlands zum Ziele hatte, wird Danzig mit der Weichselmündung nebst dem preußischen Polen bereits von Deutschland abgetrennt und dem zaristischen Rußland zugesprochen, so von dem ehemaligen französischen Minister Guyot in einer im Februar 1915 in London gehaltenen Rede. Nach Ausbruch der russischen Revolution 1917 und nach der Verlegung der polnischen Zentralagentur von Lausanne nach Paris, wo sie unter der Leitung des Führers der polnischen Nationaldemokraten Dmowski und Dr. Seydas, des früheren Redakteurs des „Kurjers Poznanski“, unter dem Namen des „Polnischen Nationalkomitees“ wirkte, beginnt jene neue Linie der französischen Ostpolitik sich deutlich abzuzeichnen, die Clemenceau selbst als „Stacheldrahtpolitik“ bezeichnet und die mit Bezug auf Polen ihren Niederschlag in dem politisch-militärischen Bündnis mit Polen vom 19. Februar 1921 gefunden hat. Sie will eine Barriere von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zwischen Deutschland und Rußland legen und Deutschland mit eiserner Zange umklammern.

Die Feier der Rektoratsübergabe an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg am 1. Juli: Während der Antrittsrede des neugewählten Rektors, des Geh.-Rats Prof. Dr. Ernst Orlich, im Lichthofe der Hochschule.

Frankreich und Polen sollen, wie der frühere Minister und Bürgermeister von Lyon, Herriot, in einer Rede ausführte, „an den beiden Grenzen des Germanentums auf der Wacht stehen und das Gleichgewicht von Europa erhalten“. Danzig als End- und Stützpunkt dieser Barriere mußte daher für Frankreich nach dem Kriege von hervorragender militärischer Bedeutung sein. Dies zeigte sich auf der Versailler Friedenskonferenz mit vollendeter Deutlichkeit. Wenn man die ganz im französischen Geiste verfaßte Denkschrift der polnischen Regierung über Danzig, die für die Mitglieder der alliierten und assoziierten Mächte bestimmt war, durchliest, so sieht man, daß Polen Danzig lediglich als militärischen und politischen Stützpunkt gegen Deutschland für sich beansprucht. Ein polnisches Danzig würde nach dieser Darstellung Frankreichs Ostpolitik in dreifacher Hinsicht bedeutend unterstützen: 1. Es würde seine maritime Position in der Ostsee stärken, denn wie es dort heißt: „ohne eine polnische Marine und polnische Häfen würde die Ostsee ein deutsches Meer bleiben ... alle Ostseestaaten würden an Polen eine Stütze (un appui) gegen Deutschland finden.“ 2. Es würde das strategisch wichtige Ostpreußen, „diesen Herd des preußischen Militarismus“, isolieren, degermanisieren und damit einen dauerhaften Frieden ermöglichen. 3. Es würde dem deutschen „Drang nach Osten“ die Tür schließen und damit verhindern, daß Deutschland auf friedlichem Wege eines der wichtigsten Kriegsziele erreiche. In der „militärischen Betrachtung“ wird besonders darauf hingewiesen, daß Danzig ein Kriegshafen und eine Seefestung ersten Ranges ist, und die Bedeutung des Terrains und die strategische Lage hervorgehoben.

Daher wird es nicht wundernehmen, daß die unter dem Vorsitz von Cambon tagende Kommission für polnische Angelegenheiten auf der Friedenskonferenz, die sich aus fünf Mitgliedern der Großmächte zusammensetzte, Danzig einstimmig Polen zusprach. Der Erfolg schien

Von der Einweisung des evangelischen Landesbischofs der Provinz Hannover, D. Marahrens, am 28. Juni in Hannover: Der feierliche Zug mit dem Landesbischof nach dem Festgottesdienst in der Marktkirche auf dem Wege zum alten Rathaus, wo die Begrüßung stattfand. Links das Luther-Denkmal.

Links: Die Einweihung eines Denkmals für die im Weltkrieg Gefallenen des Badischen Leibgrenadierregiments Nr. 109 in Karlsruhe (Baden) am 28. Juni: Die Feier vor der Enthüllung des Denkmals. — **Mitte:** Vom Besuch des Reichskanzlers Dr. Luther anläßlich der Jahrtausendfeier der Rheinlande in Mainz am 28. Juni: Reichskanzler Dr. Luther beim Verlassen des Kurfürstlichen Schlosses in Mainz. Rechts neben ihm Oberbürgermeister Dr. Külb. — **Rechts:** Die Kranzniederlegung vor dem Herzog-Albrecht-Denkmal in Königsberg (Preußen) anläßlich der 400-Jahrfeier der Einführung der Reformation im ehemaligen Herzogtum Preußen. Von links nach rechts: Geheimrat Jöckel, Prof. Dr. Junker, Architekt Ufleger, Hofprediger Döring, Geheimrat Göricke, Pfarrer Lenkheit, Geheimrat Ukeley.

Von der Jahrtausendfeier der Rheinlande im Saargebiet vom 18. bis zum 21. Juni: Die Gemeinde beim Verlassen der Ludwigskirche zu Saarbrücken nach dem Festgottesdienst am 21. Juni.

Ein Ehrenmal für die im Weltkriege Gefallenen im Saargebiet: Die feierliche Einweihung des von dem Bildhauer Benno Elkan, Frankfurt a. M., geschaffenen Kriegsopfer-Denkmals zu Völklingen.

Der neue Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Jacob Gould Schurman, mit den Mitgliedern der Botschaft vor dem Botschaftsgebäude nach Überreichung seines Beglaubigungsschreibens beim Reichspräsidenten v. Hindenburg am 29. Juni.

Vordere Reihe: Von links nach rechts: Major Mc. Lean; Botschaftsrat Robbins; Botschafter Schurman; Caffrey, Kanzler der Botschaft; Hanna, der erste Botschaftssekretär.

Der neue österreichische Gesandte Dr. Felix Frank im Kreise der Vertreter des Auswärtigen Amtes nach seiner Ankunft in Berlin am 29. Juni. Er wurde am gleichen Tage vom Reichspräsidenten empfangen.

somit für Frankreich sicher zu sein, als Lloyd George, vielleicht weniger aus politischen Gründen als aus kaufmännischem und wirtschaftlichem „business“, nach wochenlangen Verhandlungen die Konstituierung Danzigs als Freie Stadt unter dem Schutz des Völkerbundes durchsetzte und damit den für den englischen Handel mit Osteuropa so wichtigen, einzigen eisfreien Ostseehafen den rein militärischen Bestrebungen Frankreichs entzog. Am 25. April 1919 wurde im Viererrat die endgültige Entscheidung im Sinne Lloyd Georges getroffen, nachdem dieser, wie Oberst House berichtet, kategorisch erklärt hatte: „Meine Herren, wenn wir Danzig den Polen geben, werden die Deutschen den Vertrag nicht unterzeichnen, und dann ist unsere ganze Arbeit umsonst gewesen.“

Anstatt eines polnischen Danzig konnte Frankreich auf sein Gewinnkonto nur den von Foch geforderten Schienenweg Warschau-Danzig und die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Danzigs durch die polnische Regierung (Friedensvertrag, Artikel 104, Absatz 3, 4 und 6) buchen. Alle anderen Bestimmungen waren zu englischen Gunsten ausgefallen.

Die französische Politik, die nach dem militärischen Siege auf lange Sicht eingestellt ist, kann sich mit dem Versailler Vertrag, der in der Slawischen Barriere das Loch Danzig läßt, auf die Dauer nicht zufrieden geben, um so weniger, als Frankreich auch die maritime Suprematie in der Ostsee erstrebt, wozu es Danzig als Marinebasis und strategischen Hafen unbedingt braucht. Die französische Politik geht nun dahin, durch die oft sehr weit gespannten Maschen des Friedensvertrages nach der ersehnten Beute zu greifen, wobei zumeist der polnische Akteur als vorgeschobene Kulisse auf dem Plan erscheint, der Völkerbund in Szene gesetzt wird und die französische Propaganda selbst tätig ist.

Im Mai 1919, also nur einen Monat nach der über Danzig getroffenen Entscheidung, bezeichnete der französche Botschafter Noulens anläßlich einer Informationsreise durch Polen dieses als „den starken Bundesgenossen, auf den sich die ganze zukünftige französische Ostpolitik stützen müsse. In Anbetracht dessen könnten die Franzosen in keinem Falle einer ‚Beschneidung‘ ihres Bundesgenossen zustimmen. Danzig sei weder für die Franzosen noch für die Polen eine Frage des Sentiments, sondern eine Kapitalfrage, über die man sich unmöglich hinwegsetzen könnte.“

Inzwischen war die Propaganda in der französischen Presse immer stärker geworden. Im Februar 1920 schrieb Charles Rivet im „Temps“: „Es ist vollkommen richtig, was jeder einzelne Pole sagt: die Danziger Frage sei noch immer offen.“ Das in Warschau erscheinende Propagandablatt, das Organ der französischen Botschaft in Warschau, „Le Journal de Pologne“, veröffentlichte in der Weihnachtsnummer 1921 an prominenter Stelle einen Artikel des früheren französischen Marineoffiziers Claude Farrère über Danzig, der die Versailler Lösung des Danziger Korridors als das Werk von Schwachköpfen und Kindern bezeichnet. Versailles habe nicht das Recht, Polen zum Tode zu verdammen; Danzig sei Polen tausendmal nötiger als Warschau. Danzig müsse polnisch bleiben, der Völkerbund habe die Pflicht, hier zurückzutreten. Jede

Die anläßlich einer Franz-Liszt-Gedächtnisfeier in Raiding bei Ödenburg am Geburtshause des berühmten Pianisten und Komponisten errichtete Gedenktafel.

Von den Festspielen zu Mariazell in Steiermark, die am 3. Juli ihren Anfang nahmen: Szene aus dem niederländischen Spiel „Mariens siebente Herrlichkeit“. Inszenierung: Rudolf Teubler; Bühnenbilder: Prof. Remigius Geyling. Neben dieser aus dem 15. Jahrhundert stammenden Dichtung wird vom 19. Juli an abwechselnd die neuzeitliche Passion „Christus, der Retter“ aufgeführt.

Dr. Emil Guggenheimer,

Geheimer Justizrat und Kommerzienrat, Vorstandsmitglied der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., ehemals Präsident des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, † am 27. Juni im Alter von 65 Jahren.

Von der Wasserübung der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz Dresden an der rechten Elbseite oberhalb der Albertbrücke am 14. Juni: Beförderung Verunglückter auf dem Elbdampfer „Pillnitz“ durch Sanitätsmannschaften vom Schiff ans Land.

Hugo Graf Lerchenfeld-Köfering,

Staatsrat und Gesandter a. D., der als Bevollmächtigter 38 Jahre lang Bayern im Bundesrat des Deutschen Reiches vertreten hat, † vor kurzem zu Köfering im Alter von 82 Jahren.

An der Waterkante: Ein Sonntagnachmittag an der Zugbrücke in Wieck bei Greifswald.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Das Deutſche Derby auf dem Horner Moor in Hamburg-Horn, die große Prüfung des deutſchen Pferderennſports, das am 28. Juni zur Entſcheidung kam: Parade zum Rennen. (Phot. O. Reich, Hamburg.)

Das Reit-, Spring- und Fahrturnier auf der Rennbahn in Grunewald bei Berlin, das am 27. und 28. Juni vom Sportkartell im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche veranſtaltet wurde: Frau Stäk und Herr Eſche beim Nehmen eines Hinderniſſes im Gruppenſpringen.

andere Löſung würde den Keim eines baldigen Krieges ſäen. Einen Angriff von ähnlicher Heftigkeit gegen den Verſailler Vertrag bezüglich Danzigs führte ein Jahr darauf in derſelben Zeitung Comte Jean Tarnowſki, der den Vertrag eine Bedrohung Frankreichs und Polens nennt, weil er die „polniſche Barriere unterminiere und in Danzig einen unüberwindlichen Wall zwiſchen Frankreich und Polen ſchaffe“. In der Zeitſchrift „La Renaissance“ ſchrieb der franzöſiſche Admiral Degouy, „daß Polen und wir ein Hauptintereſſe daran haben, daß Danzig, der untere Lauf der Weichſel und ſeine beiden Eiſenbahnſeitenlinien in unſeren Händen bleiben, was auch kommen mag. Und wir haben nach jeder Richtung hin viel zu tun, um dieſes Ergebnis zu erreichen.“ Ein in der „Action Française“, dem Organ der nationaliſtiſchen Militärpartei Frankreichs, 1922 erſchienener Artikel verlangt ſogar ganz unverblümt „eine effektive Umgeſtaltung Danzigs zu einem ſtrategiſchen Hafen im Dienſte Polens und Frankreichs“. Deutlicher kann man wohl kaum noch werden!

Zur Erfüllung dieſes Wunſches, aus Danzig ein franzöſiſches Gibraltar in der Oſtſee zu machen, iſt durch die Geſchicklichkeit der franzöſiſchen Diplomatie trotz des Friedensvertrages tatſächlich Bedeutendes verwirklicht worden. So hat Polen mitten im Hafen einen Munitionslagerplatz, einen Anlegeplatz für die polniſchen Kriegsſchiffe und die Naphthatanks der früheren deutſchen Kriegsmarine erhalten. Weitergehende Maßnahmen wurden in der Danziger Bucht ſelbſt getroffen. Mit franzöſiſchem Gelde wurden die polniſchen Kriegshäfen zu Gdingen und Putzig geſchaffen und ausgebaut und eine nur ſtrategiſchen Zwecken dienende Bahn bis zur Spitze der Halbinſel Hela gelegt. Seit 1921 haben zahlreiche Schiffe der „Division navale française en Baltique“ Gefechtsübungen in der Danziger Bucht abgehalten und den Danziger und die polniſchen Häfen angelaufen, ſo daß tatſächlich Frankreich über eine beſonders für ſeine U-Boote ſehr geeignete Marinebaſis in der Danziger Bucht verfügt, die ihm im Kriegsfalle einen Flankenſtoß in die Oſtſee ermöglicht. So groß das rein militäriſche Intereſſe, ſo gering ſcheint das kommerzielle Intereſſe Frankreichs an Danzig zu ſein, worüber ſich ſelbſt die franzöſiſchen Handelskreiſe bereits oftmals beklagt haben. Daß die Freie Stadt, die gemäß dem Friedensvertrag eine friedliche internationale Handelsſtadt ſein will, durch den franzöſiſchen Imperialismus und Militarismus auf das empfindlichſte geſchädigt wird, iſt unſchwer einzuſehen, wird doch ihre politiſche wie wirtſchaftliche Sicherheit andauernd dadurch bedroht.

W. L.

Vom Reit- und Fahrturnier des Landbundes Leipzig, das am 29. Juni im Park Meusdorf zu Leipzig ſtattfand: Prüfung der Ackergeſpanne.

Vom Taunusrennen über 24 Stunden für Automobile am 20. und 21. Juni, das vom Frankfurter Automobilklub veranſtaltet wurde: Die drei ſiegreichen Wagen des Teams der Horchwerke, das als einziges unter 9 Teams die Fahrt ſtrafpunktfrei beendete und die Goldene Team-Preis-Medaille erhielt. Beim Rennen im Team werden drei Wagen geſchloſſen gewertet.

Links: Der Motorrad-Geſchicklichkeitswettbewerb in Berlin im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche, der vom Allgemeinen Deutſchen Automobilklub am 26. Juni im Luſtgarten in Berlin veranſtaltet wurde: Ein Fahrer auf der Wippe bei der Geſchicklichkeitsprüfung. — Rechts: Vom internationalen Rennen für Motorräder um den Großen Wanderpreis für Deutſchland in Swinemünde am 28. Juni: Moment aus dem Rennen bei der S-Kurve in der Nähe von Seebad Ahlbeck.

Von den Wirren in China, die auch zu fremdenfeindlichen Bewegungen führten: **Links:** Aufständische in der Nankingstraße in Schanghai. — **Rechts:** Bergung der Opfer von Straßenkämpfen in einem Rettungswagen durch die Polizei.

Von der Militärrevolte in Griechenland, die zum Sturz der Regierung führte: Revolutionäre Truppen auf Posten in den Straßen Athens. — **Im Kreis:** Der Ministerpräsident im neuen Kabinett, General Pangalos, der den Aufstand leitete.

Zur Rückkehr Amundsens von seinem Nordpolflug: Das norwegische Fangschiff „Sjöliv" dem Amundsen auf seinem Rückfluge an der Nordküste von Spitzbergen begegnete, und das ihn und seine Expeditionsmitglieder nach Kingsbay brachte. — **Oben im Oval:** Eins der Dornier-Wal-Flugzeuge, die Amundsen auf seinem Fluge benutzte.

Rechts: Von den Kämpfen in Marokko: Bewachung französischer Gefangener in einem Lager durch Mannschaften Abd el Krims.

Spitzenkleider und Capes.

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Oben links:
Gelbliches Spitzenkleid mit Glockenenden. Dazu Florentinerhut und kleiner Volantschirm. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modelle: S. Ungar (Kleid); Paulette (Hut); S. Fried jun. (Schirm). (Phot. Zimbler, Wien.)

Oben Mitte:
Die Schauspielerin Fräulein Peter in einem hellgelben Spitzenkleid. Dazu kleiner Florentinerhut mit grünem Samt. Modelle: Schostal & Laderer (Kleid); Berteaux (Hut). (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Oben rechts:
Mit Tibet besetztes maulwurffarbenes Cape. Dazu zitronenfarbener, gezogener Samthut und kleiner Falbelschirm. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modelle: S. Ungar (Kleid); Berteaux (Hut); S. Fried jun. (Schirm). (Phot. Zimbler, Wien.)

Unten links:
Rosenholzfarbenes Spitzenkleid mit eingesetzter Gazepasse. Dazu großer brauner Filzhut. Modelle: Schostal & Laderer (Kleid); Berteaux (Hut). (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Unten rechts:
Silbergraues Cape mit Chinchillakragen. Dazu lavendelfarbener Samthut. Trägerin: Die Schauspielerin Hilde Wall. Modelle: S. Ungar (Cape); Berteaux (Hut). (Phot. Zimbler, Wien.)

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(3. Fortsetzung.)

Kalpuginik saß nun aufrecht und blickte um sich. Dann ruhte sein Auge auf dem Teion Lachergeß. Er nickte mit dem Kopf und sagte mit leiser Stimme, während aller Augen an seinen Lippen hingen:

„Warum hast du mir nicht gehorcht?"

Ein Frösteln überlief den alten Lachergeß.

„Was ist geschehen? Was weißt du? Wo ist Tara?"

Der Schamane sagte ernst und hohl:

„Hast du nicht gesehen, wie die Dämonen sie raubten?"

Entsetzt stürzten alle zu Boden, Lachergeß bebten die Lippen:

„Die, die Dä—Dämonen?"

Der Schamane wurde lebhafter.

„Wart ihr mit Blindheit und Taubheit geschlagen? Saht ihr nicht, wie die Dämonen in die Jurte stiegen? Hörtet ihr nicht, wie ihre Stimmen brüllten und donnerten? Saht ihr nicht, wie ich kämpfte mit ihnen? Blickt her, das Fell meiner Pauke habe ich zerschlagen und die Schlegel zerbrochen, weil ich sie verscheuchen wollte mit der heiligen Trommel. Aber sie haben mich niedergeworfen. Saht ihr wirklich nicht, wie ich mit ihnen kämpfte? Freilich, eure Augen sind blind, und ihr könnt die Dämonen nicht sehen, wenn sie euch auch umschweben, aber mich mußtet ihr kämpfen sehen."

Eiskaltes Grauen floß über aller Leiber. Lärm, Krachen und Donnern hatten sie alle gehört, aber sie hatten geglaubt, es seien die Stürme des nahenden Frühlings, die draußen die Eisschollen brechen und bersten ließen, wie es alljährlich geschah.

Den kämpfenden Schamanen hatten sie alle in windenden Zuckungen auf dem Boden sich krümmen sehen.

Lachergeß raffte sich auf zu einer zweiten Frage:

„Du sahst, wie Dämonen Tara entführten?"

„Ich sah, wie sie Tara in Rauch verwandelten und mit ihr durch das Dampfloch der Jurte entschlüpften."

Lachergeß brach stöhnend zusammen. Die Rauchwolke, für die es bei dem verglimmenden Feuer keine Erklärung gab, hatten die Renntierwächter draußen gesehen.

Der Schamane richtete sich auf.

„Tara war Eigentum der Dämonen. Das Kind hast du vor ihnen versteckt, die Jungfrau haben sie sich geholt."

Er sah sich langsam und bedeutend um. Nie war Kalpuginik, der Schamane, so groß vor den Angehörigen seines Stammes gewesen wie in dieser nächtlichen Stunde.

Er kostete ihre Furcht aus, dann fuhr er fort:

„Unrecht Gut hast du in deinem Hause, Lachergeß, die Felle, die du von Kergeß als Kaufpreis für Tara genommen. Dein wären sie gewesen, hätte jener die Probe verloren. Aber er hat sie *nicht* verloren. Tara hätte ihn im Poloch erwartet, wären nicht die Dämonen gekommen."

Erschreckt und niedergebrochen hob Lachergeß den Kopf.

„Wo ist Kergeß?"

Einer der jungen Korjäken antwortete:

„Er floh wie ein Rasender vor Eurem Hohn in die Tundra hinaus. Er wird erfrieren in der Kälte der Nacht."

Kalpuginik, der Schamane, sagte gutmütig und mit dem Ton eines Mannes, der eine Wohltat erweist:

„Mein Auge sieht klar in der Nacht, wo ihr anderen blind seid. Ich will ihn suchen und werde ihn finden. Gebt mir die Felle und einen Schlitten, dann will ich zu ihm fahren, will sie ihm bringen und will ihm sagen, daß es euch leid tut, daß ihr ihn schluget und höhntet. Mag er die Felle dem Taraß bringen und Byttcha zur Frau nehmen. So wollen es die Dämonen."

Wer hätte in dieser Stunde dem allmächtigen Zauberer, der vor ihren leibhaftigen Augen mit den Dämonen gerungen und gesehen hatte, wie sie Tara entführten, widersprechen können?

Gebrochen kroch Lachergeß mit dem Schamanen hinaus. Eine halbe Stunde später fuhr Kalpuginik mit dem wohlbeladenen Schlitten hinaus in die Nacht.

Männer und Weiber hockten eng zusammengedrängt in der Jurte, aßen von den Fliegenpilzen und suchten im Rausche zu vergessen.

Das Verschwinden des Mädchens — die Felle — die kostbaren Felle!

Draußen aber raste der Frühlingssturm um die Jurte und ließ das Eis im Busen von Anadyr brechen und bersten.

III.

Iwan Michaelowitsch kam, als schon die Dämmerung niedersank, ärgerlich in sein Haus. Lächerlich war das. Drei Jahre hatte er einsam in seiner Blockhütte gehaust. Froh war er gewesen, als die schmutzige, schlampige Ania gestorben, die ihm fast nichts genutzt und dafür heimlich den Wodka weggetrunken hatte. Längst hätte er sie schon einmal niedergeschlagen, aber seltsam, seit er damals bei dem furchtbaren Bombenattentat in Moskau, das ihm seine Verbannung in die Bleibergwerke eintrug, die zerfetzten Körper um sich herumfliegen sah, hatte er ein Grauen vor Menschenblut und mochte keines mehr vergießen. Froh war er gewesen, als Ania endlich gestorben, und hatte allein in seiner Hütte gehaust. Wie ruhig war es nun um ihn her! Besser das Brummen eines Bären an der Tür oder das Heulen der Wölfe, die sich darüber ärgern, daß ein einzelner Mensch stärker und klüger ist als sie alle, als das ewige Keifen einer fast immer betrunkenen Alten. Und besser den Wodka, den man mühsam gestohlen, selber zu trinken, als ihn sich von dem Weibe wieder stehlen zu lassen.

Da war er vor ein paar Wochen in das Lager der Korjäken gekommen. Hatte noch ein paar überflüssige Beile, die er damals bei dem Isprawnik mitgehen ließ und brauchte ein paar frische Hunde. Da sah er Tara, und plötzlich erwachte der Mann wieder in ihm, der ein Weib will. Fröhlich waren ihre Augen, hell klang ihr Lachen, weiß waren die blitzenden Zähne in ihrem Mund und hübscher ihr Gesicht als das der anderen.

Feingeschnitten, mit der schmalen, leichtgebogenen Nase. Biegsam und behende war ihre Gestalt. Jung war sie — jung. Und Iwan Michaelowitsch hatte lange kein Weib gehabt. Denn was war ihm die schlampige Ania gewesen? Pfui Teufel!

Der Gedanke an Tara ließ ihm keine Ruhe. Um sie werben? Lächerlich! Vielleicht gar durch die Polochs laufen und sich peitschen lassen?

Zudem gab kein Korjäke einem Sträfling sein Kind. Umsonst erst recht nicht! Hochzeitsgabe bezahlen? Dem Korjäkentier die mühsam ergatterten Felle geben? Daß er ein Narr wäre! Gut war's, ein paar Felle zu haben, denn manchmal ist's besser, eintauschen zu können, als immer stehlen zu müssen. Rauben? Daß die Korjäken seine Feinde wurden, ihn überfielen und niedermachten?

Besser, ein Fäßchen Wodka und den Spiegel dem Schamanen gegeben! Merkwürdig sein Verhältnis zu diesem Schamanen. Nicht feindlich, aber gewiß auch nicht freundlich. Zwei, die viel voneinander wußten. Er, daß der Schamane in hundert Fällen die Seinen betrog, wenn er im Grunde auch selbst überzeugt war, ein großer Zauberer zu sein; der Schamane Kalpuginik, weil er wohl wußte, daß Iwan sich ängstlicher vor den Russen zu hüten hatte als vor den Bären und Wölfen.

Freilich, wie klug der Schamane war, wußte Iwan selbst nicht, denn längst hatte der Zauberer, der sich ebenso ungehindert in Anadyrsk bewegen konnte wie bei den Korjäken, erfahren, daß ein anderer Wind bei den Russen wehte, und daß die, die man früher in die Bleibergwerke verbannte, jetzt zu großen Herren geworden.

Ruhig hätte Iwan sich zeigen können — wenn man nicht seine kleinen Raubzüge in Anadyrsk wußte. Aber der Schamane hütete sich wohl, dies dem Russen zu sagen. Zwei Männer, intelligenter als die anderen, außerhalb ihrer Gesellschaft, der eine immer allein in der Taiga, der andere oft aus Klugheit gezwungen, scheinbar zu verschwinden. Kalpuginik, der Schamane, log nicht einmal so arg, wenn er den Korjäken erzählte, er sei wieder bei den Dämonen gewesen. Bei *einem* Dämon hatte er dann wirklich gehaust — bei Iwan Michaelowitsch im Blockhaus am Rande der Taiga. Manches gab es da zu lernen, was ihm nutzen konnte und dann den Korjäken als Wunder erschien, und dafür erwies man auch manchmal gern einen Dienst.

So war Iwan an den Schamanen herangetreten:

„Schaff' mir das Weib!"

Der Schamane hatte überlegt. Ein Faß Wodka? Der Spiegel? Ganz gut, Wodkarausch war Abwechslung gegen das Pilzfleisch. Trotzdem, besser waren zwei andere Dinge. Taraß war alt, und Byttcha, seine Tochter, zart und schwach. Kergeß wäre ihnen erwünscht gewesen als Eidam. Nicht umsonst hatte Taraß dem Schamanen ins Ohr geflüstert:

„Bringst du mir Kergeß als Sohn, spende ich die Hälfte der Hochzeitsgabe für die Dämonen."

Nicht umsonst hatte Byttcha ihm ins Ohr geflüstert:

„Bring mir Kergeß, und ich gebe dir, was du willst."

Das war an einem Abend gewesen, und er hatte vorher Wodka getrunken. Schließlich, auch der Schamane war Mann, und im eigenen Stamme durfte er ein Weib nicht berühren. Und jetzt?

Er haßte Kergeß, weil er wußte, daß jener nicht an ihn glaubte, seit er in Anadyrsk von dem Popen getauft war, wenn auch nicht viel vom Christentum übriggeblieben war. Jedenfalls haßte ihn der Schamane und gönnte ihm lieber Byttcha als die schlanke Tara, gönnte ihm sogar, der Vater des Schamanenkindes zu werden, das jener Torheit entspringen sollte.

Und endlich: Gut war's, Lachergeß und den Seinen einmal die Macht der Dämonen zu zeigen.

So hatte der Schamane eingewilligt, dem russischen Sträfling Tara zu verschaffen und damit der kleinen Byttcha den sehnigen Kergeß.

Klug war es erdacht. Zwischen dem Blockhaus des Russen und dem Lager der Korjäken war das Bett des Anadyr.

Jetzt nicht zu erkennen, nur eine Senkung in der Tundra, dieselbe Schlucht, in der Kergeß mit dem Schlitten verunglückte. Aber das Frühjahr stand vor der Tür. Oder nein, Frühjahr gibt's nicht in Sibirien, der Sommer folgt fast unvermittelt sofort auf den Winter. Schon brach draußen im Meere das Eis. Bald würde der Fluß bersten. Jetzt im Winter verirrte sich wohl ein Korjäke über das zugefrorene Tal, war erst der Fluß wieder frei, dann war nördlich das Jagdgebiet der Tschuktschen und südlich das der Korjäken, so war es von jeher. Niemand würde Tara in seiner Hütte suchen, zumal wenn man glaubte, die Dämonen hätten sie geraubt.

*

Unruhig war Iwan Michaelowitsch diesen ganzen Tag. Er hatte im Walde gejagt, obgleich noch Fleisch in der Hütte war. Aber nur leere Fallen hatte er gefunden, denn der Wolf hatte seine Beute zerrissen, und das erlegte Renntier mußte er im Stiche lassen, weil ihm jetzt erst einfiel, daß seinen Hundeschlitten der Schamane mit sich genommen, und auf das kleine Ding, das dem Zauberer gehörte, konnte er das Wild nicht legen. Zudem, so ein Tier zu bezaubern, verstand der Schamane; jedenfalls war das Renntier, das er ihm zurückgelassen hatte, störrisch und gehorchte Iwan nicht.

Der Abend sank nieder, die Hochzeitsfeier, bei der der Schamane das Mädchen rauben wollte, war längst vorüber. Sie mußte schon da sein. Wie dumm diese übertriebene Angst!

Warum hatte der Schamane es ihm verboten, mitzufahren, in der Nähe zu warten, Tara in die Arme zu nehmen und heimzubringen.

Jetzt stand er wie ein Narr und harrte auf das Geheul der mit dem Schlitten zurückkommenden Hunde. Nichts ließ sich vernehmen, nichts als draußen im Meere das Krachen des Eises.

Seine Ungeduld wuchs. Wie lächerlich das war! Er hielt's nicht mehr aus, stülpte die Wolfskappe über das Haupt, zog den Pelz zusammen, nahm sein Gewehr und trat in das Freie.

Neblig war es, undurchsichtig die Luft. Es roch nach dem nahenden Frühling.

Iwan schritt eilig geradeaus. Tausendmal war er in dieser Richtung gegangen, er konnte sie auch nicht im Nebel fehlen. Er ging eine volle Stunde, stand immer wieder, lauschte, hörte nichts als die Töne des Tauens und schritt weiter. Ein Nordlicht strahlte am Himmel. Es konnte nicht durch den Nebel dringen, aber sein Leuchten gab der Dunstschicht, die über der Erde lag, einen wunderbaren, unwirklichen Schein, ein mattes grünblaues Schimmern, in dem alles, die Bäume der Taiga, der Schnee der Tundra, auf die er jetzt hinaustrat, aussah wie ein Land des Todes und der Gespenster. Iwan stand still und erschrak. Eine Uhr besaß er ja schon lange nicht mehr, aber er wußte, daß er mindestens eine Stunde gegangen. In einer halben Stunde hätte er das Tal des Anadyr erreichen müssen.

Dummkopf, der er war! Sich jetzt zu verirren! In dieser Nacht! Das kam davon, daß seine Sinne bei der kleinen Tara waren, anstatt daß er auf den Weg achtete.

Sehr schlimm war es nicht. Das Nordlicht war stärker und damit die grünfahle Dämmerung heller geworden. Er wußte auch, wo er war. Zu weit östlich gekommen.

Jetzt schnell zurück! Sicher hatte Kalpuginik Tara inzwischen zur Hütte gebracht.

Er stand wieder still und lauschte. Was war das? Mitten in der Stille ein Laut — ein Stöhnen aus menschlicher Kehle.

Sein Herz klopfte unwillkürlich. Wer konnte das sein? Ein leiser wimmernder Laut?

Tara?

War etwa auch sie verirrt?

Er lauschte — da war es wieder. Er rannte einige hundert Schritt, stand, lauschte, eilte weiter, stand wieder. Nun war es ganz in seiner Nähe — dort auf dem Schnee etwas Dunkles, ein Mensch — aber kein Hundeschlitten in der Nähe. Er bückte sich. Nicht Tara — ein Mann, der auf seinem Gesicht lag, der wohl den Fuß verletzt hatte und laut aufstöhnte, als Iwan versuchte, ihn umzuwenden. Nun sah er in sein Gesicht, wirklich war jetzt die Nacht heller geworden — Kergeß!

Er zuckte zusammen. Hätte er gestern noch diesen Mann, diesen Nebenbuhler bei Tara, einsam im Walde getroffen, vielleicht hätte er sich nicht beherrscht und ihn niedergestochen.

Sein Todfeind lag vor ihm, aber ein Gefühl des Glückes zog bei diesem Anblick in seine Brust. Kergeß war hier.

War nicht im Lager, war nicht in heißer Umarmung mit seinem jungen Weibe im Hochzeitspolog. Die Tat war gelungen, Kalpuginik, der Schamane, hatte sein Wort gehalten. Tara war jetzt sicher in seiner Hütte und Kergeß mit Schimpf und Schande geflohen. Iwan sprang auf, überlegte, tat ein paar schnelle Schritte, dann hörte er wieder ein Stöhnen aus dem Munde des Kranken. Wie merkwürdig das war! Jetzt im Augenblick der Gewißheit des eigenen Glückes war er voll Mitleid mit dem Mann, dem er sein Glück heute geraubt hatte. Er überlegte rasch, dann trat er an Kergeß heran. Klar war es, daß dieser, der ohne Pelz hinausgelaufen war in die Tundra und nun halb erstarrt mit verletztem Fuße hier lag, außerstande zu gehen, dem sicheren Tode verfallen war. Iwan war stark. Mit kräftigen Armen hob er den noch lauter aufstöhnenden Ohnmächtigen empor und warf sich die schlanke Gestalt über die Schulter; dann ging er mit raschen Schritten wieder zurück. Leicht war es, den Weg zu finden. Der warme Hauch des Tauwindes hatte den Schnee der Tundra schon etwas erweicht, und so waren die Spuren seiner Füße, die er vorher gemacht, deutlich zu sehen.

Gleichmäßig, ohne Hast, aber nicht langsam stampfte Iwan seinen Pfad. Still war es um ihn. Ein Glück, daß die Wölfe weit in der Taiga blieben und ihn nicht witterten.

Seltsam waren seine Gedanken, ein befriedigtes Lächeln spielte um seinen derben Mund.

In der Hütte wartete Tara auf ihn, die Braut, die für ihn mitten aus ihrer Hochzeit gestohlen war, und den Bräutigam trug er jetzt selbst auf den Schultern der nämlichen Hütte entgegen.

Ein Lebensretter war er und ein Teufel zugleich.

Ohnmächtig war Kergeß und unfähig, ihm zu schaden.

In die kleine Nebenkammer seiner Hütte wollte er ihn legen, in der er seine Felle verwahrte. Dort mochte er liegen, mochte erwachen, mochte hören, wie Tara, seine geraubte Braut, unter den Küssen des gewaltsamen Liebhabers stöhnte. Kergeß würde es hören und sich nicht rühren, denn er wußte ja nicht, daß Tara es war.

Fast eine Stunde war wieder vergangen, die Hütte mußte in der Nähe sein. Wieder stand Iwan und lauschte. Sein Herz pochte so laut, daß er kaum seine Last noch zu tragen vermochte. Die Ahnung seines Glückes war schon Gewißheit geworden. Lautes Kläffen der Hunde scholl an sein Ohr. Seine Hunde! Sein Schlitten! Tara war da! Kalpuginik, der Schamane, hatte sie gebracht! Er ging noch schneller, jetzt rannten ihm schon die Hunde entgegen. Sie waren nicht in dem gewohnten Gehege. Natürlich! Wie konnte er verlangen, daß der Schamane sie besorgte, wie sie es gewohnt waren. Jetzt sprangen sie um ihn herum, diese halb wilden, wolfsartigen Hunde! Umkläfften ihn, schnupperten an dem ohnmächtigen Kergeß empor. Laut mußte er sie zur Ruhe weisen.

Das Nordlicht war immer stärker geworden. Es mußte ganz dunkelrot leuchten, denn die immer noch über dem Erdboden lagernde Dunstschicht zeigte einen rötlichen Glanz.

War die Erde früher in dem fahlen Grüngrau eine Landschaft des Todes gewesen, so war sie jetzt zu einem ebenso unwirklichen Märchenbilde geworden. Selbst das rohe Empfinden des Russen war gefangen.

Vor ihm lag jetzt das Blockhaus. Auch der glattpolierte Schneehügel, der es bedeckte, schimmerte rötlich.

Iwan stand still. Fast war es ihm eine Wollust, sein Glück zu verzögern. Er trat zuerst in die kleine Kammer, in der seine Felle lagen, und die nur ein Riegel verschloß.

Unsanft warf er Kergeß auf die Fellballen. Mochte er erwachen und stöhnen, was kümmerte es ihn.

Dann stand er eine Minute vor der Tür der Hütte und malte sich aus, was nun kommen mußte. Wie würde Tara aufschreien, wenn sie ihn sah! Gleichviel!

Schnell dem Schamanen sein Fäßchen Wodka und den Spiegel — dann fort mit ihm. Dann er allein, ganz allein mit Tara — ganz allein in der einsamen Taiga.

Er riß die Tür auf. Dunkel war es im Raum. Dunkel und totenstill. Kein Licht, kein Ruf der Begrüßung durch den Schamanen, kein Schrei des Mädchens!

Iwan Michaelowitsch war doch noch nicht ganz zum Wilden geworden, er besaß Zündhölzer, auch aus der Vorratskammer des Isprawnik. Er entzündete eines der Hölzer und steckte die Tranlampe an.

Die Hütte war leer — vollkommen leer. Kein Zeichen, daß irgendein lebendes Wesen sie betreten, seit er sie verlassen.

Iwan sprang wieder hinaus:

„Kalpuginik! Kalpuginik! Wo bist du?"

Keine Antwort!

Unfaßbar! Die Hunde waren da, der Schlitten war abgesträngt und stand, wo er immer stand, an der Wand der Hütte. Es war also unmöglich, was er zuerst gefürchtet, daß etwa die Hunde sich losgerissen hätten und führerlos durch die Tundra heimgestürmt wären. Menschen hatten sie hergeführt. Ein neuer Verdacht stieg in ihm auf. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß im Gehege der Hunde das Renntier angebunden war, das dem Schamanen gehörte. Er eilte hinüber.

Es war ein Gehege aus dicken Balken, die palisadenartig zugespitzt in den Boden gerammt waren. Sie umzäunten ein kleines Viereck, groß genug für die Hunde.

Das Renntier war fort und der Schlitten mit ihm. Jetzt glaubte Iwan alles zu wissen, und maßlose Wut überkam ihn.

Dieser Lump, der Schamane!

Hier war er mit Tara gewesen, und als er sah, daß Iwan sich nicht in der Hütte befand, hatte er das Mädchen auf seinem Renntierschlitten mitgenommen und war mit ihm weitergefahren.

Dieser Schuft! Dieser Dieb! Dieser Halunke!

In maßloser Wut wußte er nicht, was er beginnen sollte. Seine Hand hatte unwillkürlich die schwere Holzaxt ergriffen, Mordlust war in ihm. Abwechslung verlangte sein lodernder Zorn.

(Fortsetzung folgt.)

Aug. Lachenmeyer

Badeleben an einem märkischen See. Nach einem Gemälde von August Lachenmeyer.

LUDWIG DETTMANN

Professor Dr. Ludwig Dettmann.

An äußeren Ehrungen hat es Ludwig Dettmann, der am 25. Juli sein 60. Lebensjahr vollendet, niemals gefehlt. Mitglied und Ehrenmitglied aller nur möglichen Akademien, Direktor der Akademie Königsberg, hat er alle nur irgend erreichbaren Medaillen errungen und darf sich an der Genugtuung freuen, in Berlin und Königsberg, in Dresden und Elberfeld, in Venedig und vielen anderen Städten Hauptwerke in den Museen zu wissen, ganz abgesehen von den Monumentalbildern, mit denen er die öffentlichen Gebäude schmücken konnte. Aber die schönste Ehrung, die wir für Dettmann wüßten, hat er sich selbst in diesen Wochen kurz vor seinem 60. Geburtstag erwiesen: in der „Kunstschau" im Deutschen Opernhause zu Charlottenburg, die sich von der Großen Berliner Kunstausstellung abgespalten hat, sind es die Pastelle und Guaschen Ludwig Dettmanns, die an Empfindungsstärke und jugendlicher Ausdruckskraft alle anderen ausgestellten Bilder überragen. Und das ist eigentlich das maßgebende Kriterium. Es ist leicht, mit 20, mit 30 oder selbst noch mit 40 Jahren jung zu sein und die Natur immer wieder neu und frisch aufzufassen. Aber wer das mit 60 nicht nur kann, sondern aus natürlichem Zwange heraus tut, beweist damit die wahrhaft schöpferische Kraft seines Wesens so stark, daß alle Jubiläumsfeiern hieran nichts ändern können. —

Studie zum „Abendmahl deutscher Soldaten 1916".

Studie zum „Verlorenen Sohn".

Auf den ersten Blick mag es verwunderlich erscheinen, daß Dettmann eigentlich nie so richtig populär geworden ist. Ein natürlicher Mensch voller Eindrucksfähigkeit und Wandlungsfähigkeit, ein Meister der Technik mitunter bis zur Steigerung ins Virtuosenhafte, hatte Dettmann eigentlich ein selbstverständliches Anrecht darauf, einer der volkstümlichsten Maler Deutschlands zu sein. Wenn er dies nie wurde, wenn er seit Jahrzehnten ein bedeutender, mit Respekt und Scheu betrachteter Name ist, wenn sich sein Wesen für das populäre Empfinden niemals auf einen Generalnenner bringen ließ, so liegt das daran, daß Dettmann eben wirklich ein der Kunst getreuer Künstler ist. Die hohe, schlanke Figur mit dem feinen, etwas strengen Gesicht trägt in leichter Beugung die ernsten Spuren jenes innerlichen Erleidens der Kunst, das um ihr wirkliches Wesen weiß. Und in den Augen liegt ein leichtes Staunen darüber, daß man heute hier sein kann und morgen schon wieder ganz woanders, zugleich mit dem festen Willen, diese Schickung und Notwendigkeit auf sich zu nehmen.

Vielleicht ist das der einzige Standpunkt, von dem aus man wirklich einen Zugang zur Kunst Dettmanns finden und ihre verschiedenen Äußerungen um ein Zentrum gruppieren kann. Um das rätselhafte Zentrum des schöpferischen Ichs. Der in Adelbye Geborene, studierte fünf Jahre lang an der Berliner Kunstakademie, wo er die Richtlinien empfing, denen er lange treu bleiben sollte. Er stand zunächst auf dem linken Flügel der Großen Berliner Kunstausstellung, und er gehörte zu den ersten, die sich, als der neue Realismus siegreich vordrang, mit Entschiedenheit zu ihm bekannten. Dettmann hatte zu viel gelernt, er hatte zu viel recht wohlbegründete Vorurteile, als daß solches Bekenntnis und Bruch mit der Vergangenheit für ihn hätten gleichbedeutend sein können. Er sah Entwicklung und wollte Entwicklung. Wie harmonisch und selbstsicher seine Natur in den Kunstkämpfen der Jahrzehnte blieb, konnte man am besten in den Kriegsjahren erkennen, in denen Dettmann äußerst wertvolle künstlerische Leistungen geliefert hat, die der Hauch durchaus gestalteten Erlebens und welthistorischer Dauer umwittert.

Ohne Zweifel ist Dettmann keiner von den Schaffenden letzten Ranges, die ihrer Zeit das Neue und bahnbrechend Bleibende schenken. Aber welche Künstler dieses Formates könnte man überhaupt in den letzten Jahrzehnten in Deutschland nennen, und wieviel Schuld daran trägt hier der Künstler und wieviel die Zeit? Eine spätere, historisch streng wertende Epoche wird Dettmanns Namen mit seinen reinsten Werken sicher unter dem Dutzend deutscher Maler seiner Generation zu nennen haben, die das künstlerische Gesicht dieser Generation für die Zukunft festgelegt haben. Ein Leben, das in Konsequenz gelebt und gestaltet wurde, hat seine Spannkraft, seine Zähigkeit, sein produktives Gewissen so unverletzt zu erhalten gewußt, daß sie mit 60 Jahren nicht nur den Mut zur Reife, sondern auch den Mut zu immer erneutem Versuch, zu immer neuem Wagen und Lernen aufzubringen vermögen. Das bedeutet ein nicht alltäglich gutes künstlerisches Gewissen. Und wie man über diese Dinge auch mitunter lächeln mag, gerade dies ist der geheimnisvolle Urgrund, der eine künstlerische Existenz für immer schaffend und fruchtbar erhält. Lothar Brieger.

Kinderbegräbnis an der Ostsee.

Vorstehende Hündin.
Nebenstehend: Fragment aus „Fischerhochzeit".

Erstürmung der Düppeler Schanzen. Mittelbild des Triptychons zur Düppelgedächtnisausstellung 1914, Sonderburg.
Nebenstehend: Rechtes Seitenbild des Triptychons.

Nach dem Gewittersturm. (Museum zu Dessau.)

Grasendes Pferd.

ZUM 60. GEBURTSTAG LUDWIG DETTMANNS AM 25. JULI: BEMERKENSWERTE WERKE DES KÜNSTLERS.

Zeppelinsche Riesenluftschiffe. / Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Der diesjährige 2. Juli weckte die Erinnerung an den vor 25 Jahren zu Friedrichshafen erfolgten ersten Aufstieg eines Zeppelin-Luftschiffes, der gewaltiges Aufsehen in der ganzen Kulturwelt hervorrief. Bei dem Laien war es das Problem der Lenkbarmachung von Luftfahrzeugen überhaupt, das absolutem Unglauben begegnete, denn man hatte nur die Katastrophen im Gedächtnis, welche die Erfindungen getroffen hatten, die bis zum praktischen Versuch gekommen waren. In Deutschland war Dr. Wölfert am 12. Juni 1897 über dem Tempelhofer Feld mit seinem in Brand geratenen Luftschiff abgestürzt und samt seinem Begleiter verbrannt, und ein ehemaliger Angehöriger der Luftschiffertruppe, namens Jagel, der noch nie in einem Luftfahrzeug gesessen hatte, war am 3. November 1897 mit dem ganz aus Aluminiumblech gebauten Fahrzeug des Österreichers Schwarz bei Friedenau abgestürzt, selbst allerdings nicht zu Schaden gekommen.

Die Fachleute wiederum nahmen in erster Linie Anstoß an der gewaltigen Größe des Luftschiffes. Bisher hatte man mit weit geringeren Abmessungen das Problem zu lösen versucht. Die französischen Motorballone von Giffard, Dupuy de Lôme und Tissandier maßen 2500 bzw. 3200 cbm, 3450 und 1060 cbm. Und der Militärballon „La France“ der Kapitäne Rénard und Krebs hatte auch nur ein Fassungsvermögen von 1864 cbm. Das erste erfolgreiche Luftschiff, das die Welt sah, das des deutschen Ingenieurs Paul Hänlein, aus dem Jahre 1871, war 1408 cbm groß gewesen. Das schon erwähnte Schwarzsche Luftschiff endlich hatte 3700 cbm Gasinhalt. Und nun kam auf einmal ein ehemaliger Kavalleriegeneral und wollte gar ein Luftschiff von 11 000 cbm Gasinhalt bauen! Der mußte komplett verrückt sein! Graf Zeppelin sah voraus, was die Welt sagen würde, denn er äußerte: „. . . nötigte gleichs anfangs zum Bauen in so gewaltiger Größe, daß ich den bald eintretenden allgemeinen Zweifel an der Gesundheit meines Verstandes voraussah.“ In einem Gutachten hieß es: „Über solche schwerfällige Apparate schreiten die Erkenntnisse des Krieges fort.“ In einem Ausschuß des Vereins Deutscher Ingenieure war im Jahre 1901 die Größe ebenfalls mit ein Grund der Ablehnung gewesen. Graf Zeppelin bemerkte dazu: „Auch die Größe meines Luftfahrzeuges wurde bemängelt. Daß der Eindruck ein ‚verblüffender‘ sei, kann aber als eine sachliche Kritik nicht anerkannt werden.“ Und der bekannte Professor Dr. v. Linde war der Meinung, man solle kein solches „Monstrum“ mehr bauen, sondern kleine unstarre Luftschiffe, deren Ballone vielleicht mit Anwendung von flüssiger Luft steif zu erhalten wären.

Ein neuartiges Projekt zur Verwendung der Zeppelin-Luftschiffe: Das Luftschiff als Flugzeug-Mutterschiff.
Unsere Zeichnung veranschaulicht deutlich den Ausbau und die Verwendung eines Luftschiffes als Flugzeugträger nach den Plänen der englischen Kriegsmarineleitung.

Bei den Fachleuten war die Abneigung gegen große Luftfahrzeuge hauptsächlich darin begründet, daß sie nicht an die glatte Landung der riesigen Körper glaubten. Sie hatten als Vorbild den Freiballon vor Augen, dessen Landung bei Wind um so schwieriger wird, je größer die Fläche ist, die der Wind wie ein Segel fassen kann. Sie glaubten, eine Schleiffahrt, bei der der Wind den Ballon über Stock und Stein hinwegschleift, würde unvermeidlich sein und das Luftschiff vollkommen zerstören. Der Einwand eines bedeutenden Fachmannes, des Oberstleutnants Moedebeck, daß alle Ballone, die keine Eigengeschwindigkeit hätten, überhaupt nicht landeten, sondern nur strandeten, daß dagegen ein Motorfahrzeug durch die Kraft seiner Motoren eine ordnungsgemäße Landung durchführen könne, wurde als unsinnig abgetan. Und so sagte ein österreichischer Fachmann: „Aber wie sollte man einen so mächtigen Koloß gegen das Drängen des ungestümen Luftozeans halten können oder gar den Kampf mit ihm aufnehmen lassen?“ Und noch 1913 schrieb ein anderer österreichischer Fachmann in der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ vom 18. Oktober: „. . . . denn Zeppelin, das ist das starre System im deutschen Gehirn. Der deutsche Mann glaubt, der Zeppelin-Ballon sei ein Fortschritt, eine Errungenschaft; das ist er nicht, sondern er ist die größte technische Verfehlung, die die Welt je gesehen hat, der technische Unsinn in Kolossalität.“

Hätten alle die Kritiker geahnt, daß Graf Zeppelin gleich beim Bau seines ersten Schiffes in vertrautem Kreise gesagt hatte, er betrachte dieses nur als Modell, er müsse später viel, viel größere Luftschiffe bauen, dann würden sie wohl noch erregter geschrieben haben.

Jetzt kommt aus Amerika die Nachricht („Köln. Ztg.“ Nr. 460 vom 24. Juni), ein früher bei der Zeppelingesellschaft beschäftigt gewesener Münchner Ingenieur sei nach Neuyork gekommen, um in die amerikanische Luftschiffgesellschaft einzutreten, die nach seinen Plänen ein halbstarres Luftschiff von 300 m Länge (L. Z. 126 hatte 200 m Länge) bauen wolle, mit dem 500 Passagiere befördert werden könnten. Wenn eine solche Nachricht aus Amerika kommt, wird sie natürlich geglaubt, obwohl gerade Amerika das Land ist, das am wenigsten im Luftfahrzeugbau riskiert hat. Es sei nur daran erinnert, daß die Brüder Wright, die schon im Jahre 1903 einen Flug von 260 m Länge in 59 Sekunden und 1905 sogar einen solchen von 39 km in 38 Minuten gemacht hatten, keinerlei Unterstützung ihrer Landsleute zu finden vermochten. Mir hatte in Saint Louis im Jahre 1907 ein Bankdirektor, in dessen Gegenwart über seinem Gelände der große Flug von 1905 gemacht worden war, auf meine Frage, warum die Brüder Wright nach diesem weltbewegenden Erfolge in Amerika nicht unterstützt würden, geantwortet, das geschähe nicht, weil der Start des Flugzeuges mit einer besonderen Maschine erfolgen müsse. Als nach dem Kriege Professor Schütte mit den Amerikanern über den Bau seiner starren Luftschiffe verhandelt hatte, da kamen zwar überschwengliche Nachrichten über in Amerika geplante Riesenluftschiffe nach Europa, aber dann wurde es vollkommen still und ist bis zum heutigen Tage darüber still geblieben. Kaum anzunehmen ist jedenfalls, daß die Amerikaner vagen Plänen, hinter denen noch kein einziger praktischer Erfolg steht, mit großer Eile nachjagen, wie es jetzt nach den Nachrichten aus Neuyork scheinen könnte.

Wer sich auf sich selbst verläßt, ist nicht verlassen! Wir dürfen uns nicht auf die Amerikaner verlassen, sondern müssen in Deutschland handeln, so groß auch die wirtschaftliche Not ist. Deshalb sollten wir in Einigkeit alle unsere Kräfte anspannen, um das ernste Unternehmen zu fördern, das zur Erforschung der Arktis mit Riesenluftschiffen geplant ist. Amundsen hat jetzt auch eingesehen, daß die Erforschung der nordpolaren Gebiete nur mit einem großen Luftschiff möglich ist. Sein Landsmann Frithjof Nansen ist bereits Vorsitzender einer internationalen Studiengesellschaft, die auf Anregung des Zeppelin-Luftschiffführers Walter Bruns gebildet worden ist, zur Verfolgung der von Professor Hergesell und dem Luftschiffbau Zeppelin schon vor dem Kriege in Angriff genommenen polaren Flugpläne. Wenn Hergesell und Eckener sowie die in der Nansenschen Studiengesellschaft vertretenen Gelehrten sich zu gemeinsamer Arbeit zusammentun, dann ist die Gewähr dafür geboten, daß das Unternehmen bald zustande kommt.

Das für eine Polarexpedition zu bauende Luftschiff wird dem L. Z. 126 gegenüber wesentliche Verbesserungen und eine Vergrößerung des Gasinhalts und damit der Tragfähigkeit zeigen. Daß man auch in anderen Ländere an weitere Vervollkommnung der starren Luftschiffe denkt, zeigt das hier wiedergegebene Bild eines Flugzeug-Mutterschiffes. Wer Zweifel darüber hegen sollte, ob es einmal möglich sein wird, auf der Plattform eines Luftschiffes zu landen, der möge daran denken, daß auch die größten Schwierigkeiten durch Graf Zeppelin und seine Nachfolger überwunden worden sind.

Landschaftliche Schönheiten an der neueröffneten Rauma-Bahn.

Nach photographischen Aufnahmen von Wilse, Oslo.

Kartenskizze der Rauma-Bahn.

Die Eröffnung einer neuen Bahnlinie ist in Norwegen kein häufiges Ereignis. Bei 3½ Millionen Einwohnern sind die Reichseinkünfte naturgemäß bescheiden, und zum Überfluß sorgt die gebirgige Natur des Landes noch dafür, daß Bahnbauten sehr kostspielig werden. Vor kurzem hat Norwegen nun aber doch einmal wieder eine neue Bahnstrecke eröffnen können, die sogenannte Rauma-Bahn. Sie stellt eine neue Verbindung zwischen der Hauptstadt Oslo (Kristiania) und dem von Fremden vielbesuchten Molde an dem gleichnamigen Fjord dar. Bei der Station Domaas der Strecke Oslo—Trondhjem zweigt sie ab und führt hinauf nach Aandalsnaes, von wo der Reisende dann nur noch eine kurze, ganz ungefährliche, dafür wunderschöne Fahrt mit einem der Küstendampfer durch den Fjord bis Molde hat. Die neue Bahnlinie ist von großer wirtschaftlicher Bedeutung, vielleicht sogar auch für Deutschland. Wenigstens ist ernstlich der Plan aufgetaucht, eine schnelle Verbindung zwischen Aandalsnaes und Berlin über diese Strecke für die Beförderung von Frischfisch herzustellen. — Bei den Vergnügungsreisenden wird die neue Rauma-Bahn bald in besonderer Gunst stehen. Sie erschließt eine Gegend, die selbst nach norwegischen Begriffen ungewöhnlich schön und großartig ist. Dr. M.

Blick von dem 1400 m langen Großen Wendetunnel der Rauma-Bahn aus ins Tal.

Blick von der Bahnstrecke auf die Kylling-Brücke. Nach der Durchfahrt durch den Großen Wendetunnel führt die Bahn in das Tal und über die Kylling-Brücke zur anderen Talseite.

Das Romsdal mit den Vengezinnen und dem Romsdalhorn.
Links: Die Hexenzinnen im Romsdal an der unteren Rauma-Bahn.

Der Palio von Siena.

Wer Siena nur an einem gewöhnlichen Tage gesehen hat, dem bleibt es im Gedächtnis als eine entzückend künstlerische Provinzstadt, die unter einem ewig klaren Himmel im Kranz ihrer blauen Hügel, ihrer Olivenbäume und ihrer Reben dahinträumt. Und die Bewohner erscheinen ihm als die friedlichsten und manierlichsten Leute, die er unter den Italienern kennengelernt hat. Und das sind sie auch — 363 Tage im Jahr. Die übrigen zwei Tage sind sie toll, und wer die Anima sanese in Reinkultur kennenlernen will, der muß in diesen Tagen — 2. Juli und 16. August — nach Siena gehen. Er begreift dann auch, daß die Sienesen im Grunde heute noch dieselben sind, die sich im Mittelalter blutig und manchmal auch tot schlugen, weil der eine zur Partei des Volkes und der andere zur Partei der Adligen gehörte; heute schlagen sie sich blutig — und unter Umständen auch tot — weil der eine zur Contrada der „Gans" und der andere zum „Turm" gehört. Die altertümliche Einrichtung der Contraden findet man nur in Siena. Eine Contrada besteht aus den Bewohnern einer Anzahl von Gassen. Sie hat einen Namen, eine Fahne, besondere Farben, Beschützer, die sie mit Geld unterstützen, ein eigenes Kirchlein, in dem die Wappen dieser Beschützer hangen, ihre besonderen Feste, ihre eigene Verwaltung, kurz, sie ist ein selbständiger, lebendiger Organismus für sich. Und sie hat vor allem unter den 17 Contraden, in die Siena zerfällt, ihre Verbündeten und ihre erbitterten Feinde. Das große Fest der Contraden aber ist der Palio: ein Aufzug in mittelalterlichen Kostümen mit nachfolgendem Pferderennen. Schon Wochen vorher beginnen die Vorbereitungen. Da hört man jeden Sonntagnachmittag durch die stille Stadt den charakteristischen Trommelwirbel und weiß dann, die Komparsen ziehen umher und schwenken die Fahnen vor den Häusern der Beschützer. Die Comparsa besteht aus zehn Männern in mittelalterlicher Tracht in den besonderen Farben der Contrada. In der Mitte geht der Page mit üppigem, aber nicht selbstgezüchtetem Lockenwuchs. Er trägt die bunte schwerseidene Fahne der Contrada. Voran gehen drei Trommelschläger, hinterher die sechs Männer, die die Fahnen schwenken. Das Fahnenschwenken sieht sehr einfach aus, aber es will geübt sein. Der Fahnenstock darf nur mit dem Handgelenk bewegt werden, und der Schwenkende zieht ihn unter den Beinen durch, springt drüber, wirft schließlich die Fahne in die Luft und fängt sie im Fluge wieder auf.

1. Der Herold, der durch Blasen auf einem öffentlichen Platz den Beginn des Palios ankündigt.

Aber ernst wird die Sache erst sechs Tage vor dem Palio. Dann ist der schöne muschelförmige Ratsplatz nicht wiederzuerkennen. Eine Rennbahn wird abgesteckt und mit Erde bedeckt; eine bequeme Rennbahn ist es gerade nicht, denn es geht bergauf und bergab, und die Kurven sind außerordentlich scharf. Ringsum werden Tribünen errichtet, und nun beginnen die Proben. Die Aufregung steigert sich immer mehr, bis endlich der große Tag anbricht, der in der wunderlichsten Weise Sportliches und Kirchliches verbindet. Das Fest wird mit einer Messe in der offenen Kapelle des Ratspalastes eröffnet und mit dem Läuten der Ratsglocke, die nur an besonders festlichen Tagen erklingt, und mit dem Blasen des Herolds, der auf einem der alten öffentlichen Plätze den Beginn des Palios ankündigt (Abbild. 1). Fortgesetzt wird es mit der feierlichen Einsegnung von Reiter und Pferd, die nachmittags um vier Uhr in jedem der Contradenkirchlein stattfindet. Das Pferd sieht dabei meist etwas verdutzt drein, wenn es sich aber der Würde des heiligen Ortes gemäß benimmt, so sind die Contradengenossen wenig entzückt, denn merkwürdigerweise gilt ein unanständiges Benehmen des Pferdes als ein gutes Siegesvorzeichen. Dann begeben sich die Komparsen zum erzbischöflichen Palast. Zur Comparsa gehören an diesem Tage noch das Rennpferd,

2. Die Komparsen in ihren mittelalterlichen Kostümen mit dem Rennpferd (rechts).

3. Zug der fahnenschwenkenden Komparsen auf dem Ratsplatz.

das am Zügel geführt wird, der Reiter, der in schwerer Rüstung und mit einem Stahlhelm auf der wallenden Lockenperücke einhergeht, und ein Reiter hoch zu Pferd (Abbild. 2). Vor dem erzbischöflichen Palast werden die Fahnen kunstgemäß geschwenkt. Endlich bildet sich der Zug, und nun geht es auf den Ratsplatz. Erst kommt eine Schar von Trompetern, die den eigens hierzu komponierten Paliomarsch blasen, dann das schwarzweiße Banner von Siena, umgeben von den Bannern all der Städte, die Siena einst untertan waren, endlich die Komparsen, die fahnenschwenkend um den Platz ziehen (Abbild. 3). Der Umzug geht unter ohrenbetäubendem Lärm vor sich. Die Ratsglocke läutet schrill, die Trompeten gellen, die Menge auf dem Platz, auf den Balkonen, auf den Dächern schreit und pfeift oder klatscht, je nachdem sie der Contrada, die einzieht, freundlich oder feindlich gesinnt ist. Aber plötzlich tritt Totenstille ein: der Zug ist zum Stehen gekommen, die Statisten treten beiseite, und Pferde und Reiter, die kurz vorher im Ratspalast verschwunden waren, erscheinen wieder, diesmal nicht mehr im mittelalterlichen Schmuck, aber immer in den Farben der Contrada gezäumt und gekleidet. Die Pferde werden an ein gespanntes Seil herangeritten — ein Böllerschuß — das Seil fällt — und die wilde Jagd beginnt (Abbild. 4). Wirklich eine wilde Jagd, denn jeder Reiter hält in der Hand einen Lederriemen, mit dem er auf Pferd und Kopf der Reiter einhaut, die ihm zuvorkommen wollen, und das schaut gefährlich genug aus. Nur der Fremde weiß es meist nicht, aber der Einheimische weiß es ganz genau, daß das alles abgekartetes Spiel ist, und daß fast immer vorher ausgemacht worden ist, welche Contrada siegen soll.

Nach dem Palio ist es üblich, daß das siegreiche Pferd nach dem Contradenkirchlein zur Danksagung geführt wird, und dann hat es Ruhe bis zum nächsten Tage, an dem der Reiter nochmals mit ihm im Palio durch die ganze Stadt reitet. Noch ist das Pferd aber nicht ans Ende seiner wunderlichen Erlebnisse gelangt: in vier Wochen findet der Siegesschmaus der Contrada statt, dann sitzt es mit zu Tisch und bekommt vergoldeten Hafer zu fressen.

In der Contrada aber herrscht am Abend des Palios ein wildes Treiben. Sofort nach dem Rennen werden die Fahnen und die bunten Lichthalter in den Contradenfarben herausgehängt, es wird illuminiert, getrunken, getanzt und gesungen.

L. A.

4. Das Pferderennen auf dem Ratsplatz.

Die Ausstellung „Das Schwäbische Land" in Stuttgart.

Eine alte Goldschmiedewerkstätte aus Schwäbisch Gmünd.

Blick in den Raum der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine. Jede Woche beziehen Mitglieder eines anderen Zweigvereins das Zimmer, arbeiten dort am Spinnrad und Webstuhl und bewirten die Gäste.

Gemälde in der Besigheimer Koje: Flößereibetrieb auf dem Neckar.

Der großen Kultur- und Heimatausstellungen bringt das Jahr 1925 in Deutschland gar viele. Die Gefahr der Überfülle und Übersättigung ist dabei nicht so sehr zu befürchten, da gerade in unserer Zeit eine Sammlung der Kräfte und eine Selbstbesinnung auf die eigenen Werte not tut und uns auch mehr denn je am Herzen liegt. So hat denn das Schwabenland in seiner Hauptstadt eine große Ausstellung veranstaltet, in der es von seiner gesamten gegenwärtigen und vergangenen Kultur und seiner Heimaterde erzählen will. Eine derartige Ausstellung zustande zu bringen, verlangt, wenn sie wirklich treffend und bedeutsam sein soll, straffe Konzentration in der Darbietung, sorgfältige und strenge Auswahl und nicht zuletzt eine gefällige und ausstellungstechnisch einwandfreie Art, das Ausgewählte zur Schau zu stellen. Sie soll ja nicht wie eine Messe oder eine Fachausstellung auf letzte Einzelheiten eingehen, sondern durch pädagogisches Geschick in der Anordnung und in der Sorgfalt der Auswahl ein großes und umfassendes Bild von all dem geben, was in ihren Bereich gehört. Dies ist im vorliegenden Falle glänzend gelungen. Ebenso ist der trockene Museumscharakter glücklich vermieden worden. Da gibt es keine endlosen Reihen von Schaukästen und allerlei gleichartigen Funden, die höchstens dem Fachmann etwas sagen. Man hat Verständlichkeit und Faßlichkeit für alle erstrebt und erreicht. Eine Eigentümlichkeit dieser Ausstellung ist es auch, daß man nicht summarisch von einer oberen Stelle herab die Ausstellungswünsche der einzelnen Städte regelte. Vielmehr wurde eine jede für sich damit betraut, nach ihrem Ermessen und Gutdünken die Koje zu gestalten, in der sie dem Lande einen Überblick über ihre Geschichte und ihre heutige Bedeutung in Wirtschaft und Kultur geben wollte. Eine Methode, die hier recht gute Ergebnisse gezeitigt hat. Neuartig ist ferner die Idee, die schwäbischen Denker, Dichter, Forscher und Erfinder mit Beispielen ihres Schaffens in einer Halle zusammenzustellen. Dabei hat man sich von dem Gedanken leiten lassen, daß es im Grunde die gleiche schöpferische Kraft ist, die im Philosophen und Dichter wie im großen Erfinder und Bahnbrecher der Technik lebt. In reizvoller Ausgestaltung führt uns dann eine geschichtliche Abteilung Zeugen der Vergangenheit des Schwabenlandes vor Augen; besonders die Beiträge zur Siedelungsgeschichte verdienen da Beachtung. Weiter sind aus der Fülle der Darbietungen hervorzuheben die Theaterausstellung, die Musikabteilung, die Abteilung für Volkstum sowie die für Landschaft und die Gruppe „Erdgeschichtliche Vergangenheit des Landes". Jedenfalls lohnt es sich für jeden, den die Reise durch Süddeutschland führt, diese Ausstellung anzusehen, nicht nur dem Schwabenlande zuliebe, das nach jeder Richtung hin reicher ist, als man gemeinhin annimmt, sondern auch um der eigenen Reize willen, welche die Ausstellung in sich birgt.

Blick durch die Halle der Denker und Dichter, Forscher und Erfinder, von denen Werke in dem Raume links vom Gang ausgestellt sind.

Die Entwicklung des Zeppelin-Luftschiffes. Rechts ein Motor, wie er im Z. R. III („Los Angeles") eingebaut wurde; links ein Motor-Schulmodell; oben (hangend) Luftschiffmodelle.

Eines der ältesten Automobile von Gottlieb Daimler, dem Vorkämpfer auf dem Gebiet des Baues von Motorfahrzeugen.

Aus dem Insektenleben.

Von Dr. Willy Ramme, Kustos am Zoologischen Museum der Universität Berlin.

Mit dem Gedanken an ein zoologisches Museum verbindet sich im allgemeinen die Vorstellung von Schränken und Vitrinen, in denen man ausgestopfte Tiere, Skelette, anatomische Präparate usw. sehen kann, und von Glaskästen, in denen Käfer, Schmetterlinge und andere Insekten in Reih' und Glied aufmarschieren. In der Tat bildete diese Art der Aufstellung, die es sich vor allem zur Aufgabe machte, das System der Tiere und den Bau des Tierkörpers zu zeigen, bisher den wesentlichen Inhalt solcher Museen. Diese Aufgabe bleibt auch heute bestehen: in einer Beziehung aber ist es anders geworden. Es ist ein unbestreitbares Verdienst des amerikanischen, insbesondere des Neuyorker Museums, das zuerst mit seinen großen Tier-Dioramen Aufsehen erregte, auch der biologischen Richtung, der Darstellung der Lebensweise der Tiere, im Museum einen Weg gebahnt zu haben. Der Gedanke wurde in Deutschland bald aufgegriffen. So entstand im Berliner Zoologischen Museum in den letzten Jahren eine Fülle von biologischen Gruppen, unter denen die Säugetier-Dioramen einen ganz besonders hervorragenden Platz einnehmen. Von diesen soll später einmal die Rede sein. Aber auch die anderen Tierordnungen wurden, so weit wie irgend möglich, berücksichtigt, und so wollen wir uns einmal einige von den Gruppen ansehen, die den Insekten gewidmet sind.

Beerdigung eines Eichelhähers durch Totengräber.

Ameisen-Fangtrichter des Ameisenlöwen.

Freigelegtes unterirdisches Wespennest.

Um deren Lebensweise in einem fixierten Bild zu veranschaulichen, war zunächst ein schwieriges Problem zu lösen: die Darstellung der pflanzlichen Umgebung. Die bisher gebräuchlichen Methoden lieferten weder dauernd form- noch lichtbeständige Präparate. Durch unermüdliches Probieren ist es nun gelungen, dem Pflanzenmaterial — bis zur Grenze des Möglichen — sein natürliches Aussehen auf die Dauer zu erhalten. Man übersprüht nämlich mit einem Zerstäuber ein frisch ausgestorbenes Stück Pflanzenboden mit einer bestimmten Lösung, die alle Pflanzenteile mit einem gleichmäßigen dünnen Überzug bedeckt und nach dem sehr schnell erfolgenden Verdunsten des Lösungsmittels Stengel, Blätter und Blüten genau in Form und Lage fixiert, auch nach dem Verdunsten des in der Pflanze enthaltenen Wassers. Das Ganze wird nun mit einer einheitlichen grasgrünen Ölfarbe übersprüht, wodurch diese diskret wirkt; die andersfarbigen Teile, wie Stengel, Blüten bzw. Blätter mit abweichenden Nuancen des Grün, werden entsprechend ganz fein bemalt, indem lebende Pflanzen als Vorlage dienen.

Nun waren die weiteren Schwierigkeiten nicht mehr groß: der Erdboden (und etwa zu zeigende Querschnitte durch diesen) läßt sich durch Verwendung des plastisch gut zu bearbeitenden Torfes darstellen, den man sodann mit Leimwasser bestreicht und je nach Bedarf mit Erde, Humus oder Sand bestreut. Den Insekten selbst kann man durch geschickte Präparation jede nur gewünschte natürliche Stellung geben.

Da sieht man nun den Kadaver eines — hier natürlich ausgestopften — Eichelhähers, dessen Verwesungsgeruch zahlreiche Totengräber (schwarze oder schwarzgelbe Käfer der Gattung Necrophorus) herbeigelockt hat. Unermüdlich scharren sie den Sand unter dem toten Vogel hervor, so daß er immer tiefer einsinkt, um ihn dann, wenn er vergraben ist, mit Eiern zu belegen. Die ausschlüpfenden Larven finden einen reichgedeckten Tisch vor und mästen sich an dem Kadaver, bis sie erwachsen sind und im benachbarten Erdreich zur Puppe werden; der später ausschlüpfende Käfer bohrt sich heraus aus der Erde und geht nun seinerseits dem ererbten Beruf nach.

Oder wir sehen in einem sandigen Untergrund Trichter, die Wohnstätten des überall häufigen Ameisenlöwen, Larve eines Netzflüglers, der Ameisenjungfer. Der Ameisenlöwe sitzt ganz eingewühlt am Grunde seines selbstgefertigten Trichters und lauert dort auf Ameisen, die dem Kraterrand zu nahe kommen, in dem lockeren Sand keinen Halt finden und hinabgleiten. Tritt letzteres nicht gleich ein, so hilft der scharf aufpassende Ameisenlöwe durch ein heftiges Sandbombardement nach, das er mittels der langen Kiefer eröffnet. Diese letzteren sind durchbohrt und dienen zum Aussaugen der Beute, die nach diesem Akt in hohem Bogen wieder aus dem Trichter geschleudert wird. An den beiden Grasbüscheln sieht man je eine Ameisenjungfer sitzen, die aus der Puppe des Ameisenlöwen hervorgeht.

Ein anderes Bild zeigt uns ein freigelegtes unterirdisches Wespennest, das von den Wespen aus fein zerkauter Holzmasse angefertigt wird. Den Zugang dazu bildet eine Erdröhre; der Eingang selbst liegt verborgen in der Grasnarbe. — Um die „Pillendreher" genannten Käfer, zu denen auch der „heilige Skarabaeus" der Ägypter gehört, in ihrer Heimat bei der Arbeit zu sehen, müssen wir uns schon in das Mittelmeergebiet begeben, etwa nach Italien, Dalmatien oder Nordafrika. Unser Bild zeigt einen recht realistischen, übrigens aus echtem Material hergestellten „Kuhfladen"; zwei Pillendreher haben ein Stück herausgeschnitten und haben diesem durch Drehen und Wälzen Kugelform gegeben. Das eine Tier des Ehepaares zieht, das andere schiebt, und mit ziemlicher Geschwindigkeit bewegt sich die Mistkugel fort, um dann in eine selbstgegrabene unterirdische Kammer transportiert zu werden. Dort wird ein einziges Ei herangelegt und nun die „Brutpille" mit Erdmasse umkleidet. Durch die aufgesetzte Eikammer erhält sie eine birnförmige Gestalt. Zur Sichtbarmachung des Eies ist ein Stück herausgeschnitten. Die ausschlüpfende Larve zehrt von dem Mist.

Pillendreher bei der Arbeit.

Brutkammer und Brutpille (mit Ei) des Pillendrehers. (Querschnitt.)

Schließlich sehen wir noch sizilianische Riesengrillen, die in Erdlöchern leben, zuweilen ein halbes Meter und mehr unter der Erde. Das Männchen läßt gegen Abend durch Aneinanderreiben der Flügeldecken einen weithin schallenden schrillen Gesang ertönen. Die Geschlechter bewohnen getrennte Röhren; um sich der Männchen zu bemächtigen, graben die Sizilianer zunächst ein Weibchen aus, was recht mühevoll ist, binden es an einen Faden und lassen es in verschiedene Röhren laufen, um es dann zurückzuziehen. Aus den von einem Männchen bewohnten Röhren steigt dieses sofort dem Weibchen nach und kann dann ergriffen werden.

Mögen solche biologische Darstellungen dazu Anregung geben, draußen in Wald und Feld die Augen offenzuhalten, der Lebensweise der Tiere mehr Verständnis entgegenzubringen und ein wenig in die Geheimnisse der Natur einzudringen.

Sizilianische Riesengrillen an ihrem Erdloch.

Hinter den Kulissen des Rundfunks: Bei der Aufführung der Oper „Der Barbier von Sevilla" von Rossini durch Kräfte der Berliner Opernbühnen im Aufnahmeraum der Berliner Funkstunde im Vox-Haus, Berlin. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Kurd Albrecht.

Um den Ton zu konzentrieren, sind die Aufnahmeräume vollständig mit Tuch ausgeschlagen. Der Aufenthalt in ihnen bedeutet für die Mitwirkenden wegen der engen, den Erfordernissen des Radios angepaßten Aufstellung besonders im Sommer nicht gerade ein Vergnügen.

Grabvase mit buddhistischen Heiligen am Hals.

Becher mit Fuß; gelbes Lung-chüan yao.

Räuchergefäß in Gestalt eines Löwen mit sogenannten „Donnermustern“ in Form von Spiralen.

Vase mit Päonienzweig unter gesprüngelter weißlich-grüner Glasur.

Links nebenstehend:

Vase mit früher Sprüngelung in Form eines Flaschenkürbisses.

Rechts nebenstehend:

Henkelgefäß mit „Ameisengängen“ unter der Glasur.

Altchinesische Töpferkunst: Seladon-Keramik der Sung-Zeit (vermutlich 11. bis 13. Jahrhundert).

(Hierzu der Artikel von Dr. Otto Pelka in der Rubrik „Literatur und Kunst“.)

PRINZ LIESCHEN

VON EUGEN KALKSCHMIDT, MÜNCHEN

Zu Wolkenstein im Erzgebirge lebte zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ein Tuchscherer, dem sein allzufrüh verstorbenes Weib eine einzige Tochter hinterlassen hatte. Dem einsamen Manne, der sein blühendes Handwerk allezeit mit regem Eifer betrieb, wäre ein Sohn lieber gewesen, in dessen Hände er zu dem sauer erworbenen Wohlstand auch die von Väterzeiten her überlieferte handwerkliche Geschicklichkeit hätte überantworten können. Da ihm dies versagt war, und da der Witwer zu einer zweiten Heirat nicht den Mut fand, ließ er es sich angelegen sein, zum wenigsten der Tochter alle Feinheiten der Tuchmacherkunst beizubringen, hoffend, es werde sich zur rechten Zeit schon ein Eidam einstellen, der dieses Heiratsgut zu schätzen wissen werde.

Unter der harten Arbeitshand des Vaters wuchs Elisabeth zu einer stattlichen, wohlgestalteten Jungfrau heran. Ihr blondes Haar, das sie, um der Mühsal des Strählens enthoben zu sein, von Zeit zu Zeit kürzte, umlockte ein schmales wohlgemeißeltes Pagenantlitz, aus dem ein Paar stahlgraue Augen ruhig und beherzt in die Welt blickten. Ihr Sinn war nicht nach Art ihrer Gespielinnen auf Tand und Spiel und Schäkerei mit dem jungen Mannsvolk gerichtet, sondern zeigte von früh auf eine Sehnsucht nach den Dingen und Geschehnissen einer geheimnisvollen Fremde. Sie ließ nicht leicht einen Geschäftsfreund des Vaters von dannen ziehen, ehe er ihr nicht ausführlich vom Leben und Treiben der Welt draußen vor den Toren berichtet hatte. Durch ihre Fragen bewies sie, daß ihre Neugier nicht müßig war, sondern daß sie sich von allem Gehörten ein Bild zu machen strebte, das der Wirklichkeit so nahe wie möglich kam.

Besonders war sie beflissen, die Sitten und Gewohnheiten der vornehmen Leute kennenzulernen, soweit das Hörensagen eine solche Kenntnis vermitteln kann. Der Adel jener Zeit suchte und fand ja das Siegel seiner Vornehmheit in einem Aufwand von Komplimenten und vielfältigen Umgangsschnörkeln, den der bescheidene Bürger sich nicht wohl getrauen durfte zu erlernen, denn dazu gehörte jener geschäftige Müßiggang, wie ihn die Kavaliere und ihre Damen besonders bei Hofe zu einer vollendeten und unnachahmlichen Kunst ausgebildet hatten. Immerhin gab es für die Beflissenen aus niederem Stande gedruckte Wegweiser des vollendeten Benehmens, und so war auch Elisabeth bei guter Gelegenheit in den Besitz eines solchen Vademekums und Spiegels der großen Welt gelangt, aus dem sie besonders die „Auserlesenen neuen und recht kuriösen Konversationsgespräche" sowie das „Französische und Teutsche Titularbüchlein" mit wahrem Feuereifer studierte. Die Frucht dieser Bemühungen äußerte sich bei ihr in einem gesetzten und zeremoniösen Benehmen, das ihr ein wenig seltsam zu Gesicht stand. Es konnte also nicht ausbleiben, daß einige Spottvögel ihr am Zeuge flickten und ihr den Zunamen „Prinz Lieschen" verschafften. Die ganze kleine Stadt beehrte sie allgemach mit diesem Ehrentitel.

Auf die Erlernung des Hauswesens war Prinz Lieschen weniger bedacht. Eine alte Muhme besorgte den Haushalt zu des Vaters völliger Zufriedenheit. Ihm war es lieber, wenn die Tochter tüchtig in der Werkstatt schaffte und ihm Kost und Lohn eines Gesellen einsparte. Da sie nun fast Männerarbeit verrichtete, fand sie es bequem, auch ihren Werkanzug nach Männerart herzurichten, und der Vater hatte nichts dawider, anstatt eines zimperlichen Frauenzimmers einen behenden und biegsamen jungen Burschen bei sich hantieren zu sehen, der seine Sache kräftig angriff und den Lehrbuben ein gutes Beispiel gab.

So gingen die Jahre hin, ohne daß sich ein ernsthafter Freier an das stattliche Mädchen gewagt hätte. Denn obwohl sie nicht ohne Anmut war, hielt sie durch ihr vornehm zur Schau getragenes, formvolles Gebaren die jungen Leute in einem gewissen Abstand, der vertrauliche Annäherungsversuche nicht begünstigte. Es war etwas wie eine leere Luft um sie, wo immer sie ging und stand. Und es konnte geschehen, daß solch ein junger Geselle, der eben noch versucht war, mit übermütigem Scherz der Jungfer ein derbes Kompliment wie einen Federball in den Schoß zu werfen, mitten im Satze verlegen stockte, wenn Prinz Lieschen mit hochgezogenen Brauen den Lockenkopf zurückwarf und gelassen fragte: „Wie meint der Herr?"

Indessen war die Gelassenheit nur ein künstlicher Vorhang, hinter dem es bewegter zuging, als der flüchtige Beobachter ahnen konnte. Eine verzehrende Unruhe bemächtigte sich des Mädchens mehr und mehr, der unabweisliche Drang, etwas zu unternehmen und die engen Fesseln des gewohnten und ermüdenden Daseins abzuwerfen. Sie war nun dreiundzwanzig Jahre alt und kannte von der Welt nur Wolkenstein und die nächsten armseligen Dörfer. Wenn der Vater sie wenigstens auf seinen Geschäftsgängen ins Böhmische mitgenommen hätte! Schon in Annaberg wehte gewiß eine ganz andere Luft, und vollends in Brüx, Saaz oder dem Karlsbade gab es Dinge zu sehen und zu hören, von denen sich die guten Wolkensteiner wahrlich nichts träumen ließen. Jedoch der Alte wollte von solchen Weltreisen der Tochter nichts wissen, meinte, die Zeiten seien bewegt und die Landstraßen unsicher, zumal für eine Dirne, die keinerlei Waffen zu führen wisse. Sie solle sich an ihrer sicheren Heimat genügen lassen und das übrige Gott anheimstellen.

Mit solchem Troste war dem höheren weltlichen Trachten der prinzlichen Tochter wenig gedient; ihr unsteter Sinn nahm sie mehr und mehr gefangen, und so faßte sie eines Tages den abenteuerlichen Entschluß, das väterliche Haus zu verlassen und endlich einen leibhaftigen Blick in die Fremde zu tun.

Sie sprach zu niemandem ein Wort über diese Sache, sondern legte sich gleichsam auf die Lauer, eine günstige Gelegenheit für ihre Flucht zu erspähen. Während sie ihre Tuche spannte, walkte und wusch, überlegte sie und ward sich alsbald darüber klar, daß sie am leichtesten als Mannsperson ihr Vorhaben ausführen und allen lästigen Nachstellungen und Zufällen würde entgehen können. Am rechten männlichen Benehmen wollte sie es nicht fehlen lassen, die Bartlosigkeit entsprach der Mode der Zeit; einzig die Stimme konnte sie verraten. Indessen auch diese Gefahr war nicht groß, denn ihre Mädchenstimme hatte jenen tiefen und ein wenig metallischen Klang, den die werdende Männerstimme bei manchen sangeskundigen Knaben anzunehmen pflegt, ehe sie, ohne hörbaren Bruch, in die offenbare sonore Baßregion hinabsinkt. Da das Ohr der allermeisten Menschen weit weniger mißtrauisch und wählerisch ist als das Auge, durfte Prinz Lieschen hoffen, als ein junger und flaumbärtiger Wandergeselle allen äußerlichen Ansprüchen an ihre Männlichkeit Genüge zu leisten.

Es traf sich, daß der Vater an einem sonnigen Maientage wieder einmal mit ein paar Ballen Tuches ins Böhmische hinüberwanderte, von wo er nach seiner Gewohnheit keineswegs vor acht Tagen heimgekehrt sein konnte. Am Abend des nämlichen Tages bot Lieschen der brummelnden Muhme, die noch über ihren Schüsseln klapperte, früher als sonst eine gute Nacht, vorgebend, daß sie müde und der Ruhe bedürftig sei. Die schwerhörige Alte achtete nicht sonderlich darauf, verschloß nach vollbrachtem Tagewerk das Haus, löschte das Licht und schlürfte in ihre Kammer.

Inzwischen hatte Lieschen in aller Stille ihres Vaters Staatskleider durchmustert und nach einigem Schwanken sein schwarzes Festgewand, aus bestem Wolltuche gefertigt, mit Kennerblick ausgewählt. Auch seine Staatsperücke entnahm sie dem Schranke, probierte sie ungesäumt vor dem Spiegel und fand, sie deckte ihre blonden Ringellocken vollkommen unverdächtig zu. Mit Schuhen und Strümpfen hatte es weiter keine Beschwer, und so stand alsbald ein recht würdig dreinschauender junger Mensch im Licht der flackernden Unschlittkerze, den man auch bei hellem Tage recht wohl für einen Schulmeister oder gar Magister anstandslos konnte passieren lassen. Nachdem sie sich noch eines leichten Mantels versichert hatte, wartete Lieschen die Mitternachtstunde ab und verließ mit dem vertrauten Glockenschlage der alten Thomaskirche auf leisen Sohlen das Haus. Sie hütete sich wohl, das Stadttor zu benutzen, sondern schlich zum väterlichen Garten an der Stadtmauer, wo sie alsbald durch eine verwachsene niedere Pforte unhörbar wie eine Katze in die Dunkelheit entwich.

Wir müssen sie einstweilen allein ihren nächtlichen Pfad suchen lassen und uns einer anderen Richtung zuwenden.

Im Kurfürstentum Sachsen herrschte dazumal Friedrich August I., bekannt als August der Starke, erwählter König der polnischen Nation. Sein Hof in Dresden überstrahlte durch den Prunk seiner Feste, durch die Zügellosigkeit seines amurösen Lebens fast alle Höfe Europas, höchstens den des französischen Königs ausgenommen. Der Glanz der polnischen Königskrone ward aber gewonnen durch den Arbeitsfleiß des betriebsamen sächsischen Volkes, das unter der Last der Akzisen, Kriegssteuern, Gefälle und Umlagen ganz erbärmlich seufzte. Alle beweglichen Bittschriften und wohlbegründeten Vorstellungen an den verschwenderischen Landesherrn halfen nichts, ihm lagen seine Mätressen, seine Günstlinge, seine Prunkbauten und chinesischen Porzellane mehr am Herzen als die Nöte seiner Untertanen, und die Supplikanten mußten gewärtig sein, wegen ihrer ungebührlichen Vordringlichkeit noch obendrein in Strafe genommen zu werden, wenn es dem launischen Augustus nicht gefiel, irgendeinem armen Teufel, der sein Elend vielleicht mit einigem Galgenhumor vorzutragen wußte, ein wahllos bemessenes Gnadengeschenk zuzuwerfen, wie man etwa einem wohldressierten bettelnden Hunde eine Wurst zuwirft.

So hatte sich des rechtlosen und gedemütigten Volkes nach zwanzigjähriger Drangsal die schier vollkommene Hoffnungslosigkeit bemächtigt, daß es zu Lebzeiten des gegenwärtigen Herrn jemals anders werden könne. Ein neuer Geist konnte nur mit einem neuen Regimente kommen. Wenn erst einmal der Kurprinz die Zügel der Regierung in die Hände nahm, so mußte alles besser werden. Diese Hoffnung befestigte sich im Lande mehr und mehr, seit sich, man weiß nicht wie und woher, das Gerücht verbreitete, der junge Herr betätige eine früh erwachte ernsthafte Teilnahme am Ergehen des Volkes auch darin, daß er zeitweilig unerkannt umhergehe, um wie der berühmte Kalif des Morgenlandes selber zuzusehen, wo den gemeinen Mann der Schuh drücke. Dies Gerücht, das wohl aus einigen verkappten Liebesabenteuern des königlichen Prinzen seine Nahrung gezogen hatte, fand nicht nur in den Herbergen und Spinnstuben, sondern auch in den verstreuten Schlössern des Landadels bereitwilligen Unterschlupf, und wie alle dergleichen Fabeln, die von Mund zu Mund gehen und geheime Wünsche bekräftigen, ward auch diese Zeitung besser geglaubt als andere, die weniger angenehm klangen.

Als nun in den Dörfern und Städtchen des Erzgebirges da und dort unversehens ein zarter und vornehmer Jüngling auftauchte, der sich für einen auf der Wanderung begriffenen, vertriebenen Schulmeister aus dem erzkatholischen Böhmen ausgab und die protestantischen Glaubensgenossen um eine kleine Beisteuer zur Reise ansprach, belebte sich das Gerücht von der verschwiegenen Neigung des Kurprinzen aufs neue. Es wurde bestärkt von Leuten, die den Prinzen von Angesicht kannten und aufs bestimmteste versicherten, der vermeintliche Schulmeister sei ihm ähnlich wie ein Ei dem andern. Diese Behauptung war auch keineswegs aus der Luft gegriffen, denn in der Tat wiesen die Züge von Jungfer Lieschen eine gewisse, wenn auch nur entfernte Ähnlichkeit mit denen des Kurprinzen auf.

Sie war klug genug, sich diesen Umstand zunutze zu machen, als sie ihn merkte, was sehr bald geschah. Neugierige Anspielungen auf ihren wahren Stand beantwortete sie mit vorsichtiger Doppelsinnigkeit; sie verneinte die Fragen höflich und entschieden, aber sie wußte doch durchblicken zu lassen, daß hinter dieser Abwehr ein Geheimnis verborgen sei, das sie nicht preisgeben dürfe. Sie verstand es, durch diese kluge Zurückhaltung auch die Vertreter der Obrigkeit in gehörigen Respekt zu setzen, wenn sie etwa den vertriebenen Schulmeister nach glaubwürdigen Papieren inquirierten. Da sie nirgendwo länger als einen Tag zu verweilen pflegte, so ließ man sie unbeanstandet ziehen, denn die wenigsten der landfremden Glaubensgenossen, die ihr Glück in der Weite suchten, besaßen Brief und Siegel über ihre Herkunft.

Als sich Jungfer Lieschen auf solche Art ein paar Wochen lang ein billiges und bewegtes Leben verschafft hatte, gelangte sie in die Gegend des Schlosses Augustusburg. Hier saß als wohlbestallter kurfürstlicher Verwalter der Oberfischmeister Herr von Günther, ein stattlicher Mann von Ansehen und Vermögen, dessen einziger Kummer es war, daß die Polnische Majestät, sein Hoher Herr, von den staatsmännischen Gaben seines ergebenen Dieners nicht den rechten Gebrauch machte und ihn hier auf dem einsamen Schlosse versauern ließ. Um wieviel besser hätte es Herrn von Günther angestanden, statt der Aufsicht über die Karpfen und Hechte in den umliegenden Teichen die Leitung des Hofstaates dero Majestät zu führen, als Marschall oder Zeremonienmeister oder wenigstens als Kammerherr von der Sonne der königlichen Huld beschienen und gewärmt zu werden. Als nun die Kunde in das Schloß drang, der Kurprinz sei unerkannt, aber doch kenntlich in der Gegend gesehen worden, spitzte der Oberfischmeister beträchtlich die Ohren. Wenn es ihm gelänge, den jungen Herrn bei dieser passenden Gelegenheit für sich und seine stillen Wünsche einzunehmen, wäre sein Glück bei Hofe gemacht.

Und richtig sprach wenige Tage darauf der reisende Schulmeister auf dem Schlosse vor. Der Oberfischmeister war gerade damit beschäftigt, eine blinkende Ladung fetter Karpfen als Fastenspeise für die königliche Tafel abzufertigen. Er konnte seine freudige Überraschung kaum verbergen, eilte dem Ankömmling entgegen und nötigte ihn mit vorsichtigen Komplimenten in sein Gemach, um ihm einen Becher Weines zu kredenzen. Immerhin wollte er nichts übereilen, sondern dem bekannten Unbekannten vorher ein wenig auf den Zahn fühlen. Er fragte hin und fragte her, und Jungfer Lieschen machte ihre Sache so trefflich, daß der begierige Herr alsbald vollkommen überzeugt war: nimmermehr könne ein armer Schulmeister eine so ausgebreitete Kenntnis der feinen Welt besitzen, denn aus jedem seiner Worte leuchte die mit allem Fleiß versteckte Hoheit und Majestät geradezu strahlend hervor.

Der Herr von Günther ließ nun seine mühsame Vorsicht fahren und erklärte mit tiefen Verbeugungen: wenn ihn nicht alles täusche, so hielte sich unter diesem schlichten Gewande eine ganz andere, ja eine sehr hohe Person verborgen. Jungfer Lieschen errötete und erwiderte ein wenig bestürzt: sie sei, wer sie sei und niemand anderes. Die Doppelsinnigkeit der Antwort bestärkte den Herrn in seinem Glauben, und mit pfiffigem Augenzwinkern gab er submissest zu verstehen: er begreife sehr wohl, daß es Ursachen gäbe, die Ihro Kurfürstliche Gnaden veranlaßt haben könnten, in solcher Verkleidung im Lande herumzureisen. Er seinerseits werde sich glücklich schätzen, wenn Kurfürstliche Gnaden sich entschließen könnten, sein Haus als das Ihrige zu betrachten und über sein Vermögen nach freiem Ermessen zu verfügen.

Auf ein so weitgehendes Anerbieten war Jungfer Lieschen nicht vorbereitet. Sie schwieg, blickte nachdenklich durchs Bogenfenster in die sonnige Weite und sagte sich, daß eine solche Gelegenheit, sich auf Kosten der Dummheit gute Tage zu verschaffen, gewiß sobald nicht wiederkäme. Aber ihre natürliche Klugheit gab ihr ein, die aufgedrungene Prinzenrolle nur mit Vorbehalt zu übernehmen. Und so versetzte sie nach einigem Zögern, währenddes der Oberfischmeister aufgeregt an seinem Degengriff herumfingerte: sie bäte den Herrn, solche hohe Titel zu vermeiden, denn sie seien weder ihrem Stande noch ihren Absichten gemäß. Im übrigen wäre sie ihm für sein geneigtes Erbieten sehr verbunden.

Der Herr von Günther erwiderte devot, er wolle fürderhin ganz gewiß diese Titel unterlassen, um die geheimen Absichten dero Kurfürstlichen Gnaden nicht zu durchkreuzen. Er bäte aber dringend, seinem Hause die Ehre anzutun und fürliebzunehmen. Die Jungfer entgegnete mit Haltung: einem so freundwilligen Vorschlage wolle sie nicht entgegen sein. Worauf der beglückte Oberkammerherr und Minister in spe die Frauen und Bedienten zusammentrommelte und alsogleich die besten Zimmer des Schlosses für den vermeintlichen Prinzen instand setzen ließ. In der Küche aber hub ein gewaltiges Feuerwerk an, um zu beweisen, daß hinter dem Berge auch Leute wohnten und den Ansprüchen eines verfeinerten Gaumens vollauf Genüge zu leisten wüßten.

In der Nacht, die der freudig erregte Oberfischmeister nahezu schlaflos verbrachte, sann er auf weitere Mittel und Wege, sich in der Gunst seines fürstlichen Gastes für alle Zukunft zu befestigen. Er hatte im Dienste einiges beiseitegebracht und konnte für reich gelten; reicher noch hoffte er zu werden, wenn er jetzt die Dukaten springen ließ, wie es die Großen dieser Erde gewohnt sind.

Er machte also in der Frühe, sobald es die Zeit irgend erlaubte, dem Prinzen seine Aufwartung, und nachdem er bewegten Gemütes vernommen, daß der Gast nach den Strapazen des Tages durchaus wohl zu ruhen geruht habe, steuerte er unverweilt auf sein Ziel los. Er stellte dem Prinzen vor, wie er seine Absicht, unerkannt zu bleiben, weit sicherer erreichen könne, wenn er sich einen etwas höheren, etwa den gräflichen Stand beilegen würde. Denn je geringer sich der hoch und allerhöchst Geborene einkleide, desto unverkennbarer werde die angeborene Hoheit jedem Scharfsichtigen offenbar. Einem reisenden Grafen und Kavalier dagegen sähe man den angeborenen königlichen Adel leichter nach, ihm ständen auch alle die Türen offen, die sich vor dem Forscherdrange eines wackeren Schulmeisters schlechterdings verschlössen.

Hier wollte Prinz Lieschen etwas einwenden. Aber der übereifrige Menschen- und Lebenskenner ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern beteuerte: er wisse sehr wohl, daß Seine Kurfürstliche Gnaden, ohne Kammerherrn und Leibdiener, sehr wahrscheinlich nicht die Mittel zur Hand habe, um als Graf standesgemäß aufzutreten. Aber sei denn dies ein ernstes Hindernis? Wozu habe denn er, Herr von Günther, sein Vermögen, wenn er es nicht dem Erben des Thrones für seine edlen Volksstudien zur Verfügung stellen sollte?

Diesmal lehnte Jungfer Lieschen um einiges entschlossener ab. Aber der verführerische Reiz, nun endlich ans Ziel ihrer heißen Wünsche zu gelangen, ließ sie alsbald den beredten Bitten und Vorstellungen des Herrn von Günther ein geneigteres Gehör schenken. Sie wiegte zwar immer noch bedenklich das Haupt, erklärte, ihr wären derlei Anerbietungen ungewohnt und unerwünscht, gab aber schließlich zu verstehen, daß sie den Herrn in seinen Veranstaltungen nicht stören wolle.

Der Oberfischmeister empfand die Gnade und hohe Auszeichnung nach dem anfänglichen Sträuben des erlauchten Gastes mit verdoppelter Genugtuung und beeilte sich, zunächst die standesgemäße Ausstattung für den Herrn Grafen herbeizuschaffen. Ein kleines Magazin von bestickten Röcken, seidenen Westen, Hosen und Schnallenschuhen, Salben- und Puderbüchsen tat sich auf, und vier Bediente des Herrn Grafen von Gottorp — so nannte sich der heimliche Kurprinz — warteten alsbald seines Winkes. Jungfer Lieschen konnte nun ihrer Verkleidungslust nach Belieben frönen und aus einem Grafenkleide ins andere schlüpfen. Sie tat dies auch mehrmals am Tage und befestigte durch diese vornehme Übung ihr Ansehen im ganzen Schlosse erheblich. Aber aus begreiflichen Gründen lehnte sie bei ihrer Toilette die Hilfe eines Kammerdieners rundweg ab, was dem Bedientenvolke einigen Anlaß zur Mißbilligung gab.

Der Appetit kommt beim Essen, wie das Sprichwort sagt. Und so fand es auch Lieschen bald angenehmer, in einer Karosse zu sitzen als zu Fuße zu gehen. Der Herr von Günther, beflissen, jeden ihrer leisesten Wünsche im voraus zu erfüllen, überraschte sie eines Morgens durch das Geschenk einer sechsspännigen Kutsche mit feurigen Rappen, und da der Graf sogleich das Vergnügen einer längeren Spazierfahrt über Land genießen wollte, präsentierte ihm sein beglückter Gastfreund alsbald einen Beutel mit dreihundert Dukaten für Zufälligkeiten, wie sie einem vornehmen Herrn unterwegs wohl zustoßen konnten. So kutschierte unsere Jungfer fleißig und vergnügt im Lande herum, teilte die Goldfüchse großmütig nach allen Seiten aus, und der Ruf des fremden Grafen von Gottorp verbreitete sich allgemach freundlich unter dem niederen Volke.

Damit aber auch die Gesellschaft von Stande das Glück seines Hauses erfahre, bewundere und beneide, hatte Herr von Günther Vorsorge getroffen, den umwohnenden Adel häufig zu Gaste zu bitten. Er sei seinem Freunde, dem weitgereisten und welterfahrenen Grafen von Gottorp, einige Verbindlichkeit schuldig, sagte er bei solchen Empfängen. Insgeheim aber flüsterte er jedem Gaste ins Ohr, der Graf sei niemand anderes als der Kurprinz in eigener Person, sein hoher Gönner, dem er behilflich sei, die Schranken der strengen Hofetikette zu übersteigen und für einige Wochen als Mensch unter Menschen zu weilen.

Die guten Landbarone mit ihren Frauen und Töchtern, dankbar für die kurzweilige Unterbrechung ihres eintönigen Lebens, nahmen die überraschende Aufklärung ohne Arg entgegen und bemühten sich eifrig, unter äußerlicher Wahrung des Geheimnisses in beflissener Devotion es dem geschäftigen Oberfischmeister womöglich noch zuvorzutun. Prinz Lieschen wurde hofiert, bekurt und bekomplimentiert wie nie in ihrem bescheidenen Leben. Dicke Edelfrauen erstarben vor ihr, und die schnaufenden Eheherren zwangen ihrem Podagra die auserlesenste höfische Parade- und Kurstellung ab. Die jungen Damen aber verdrehten ihre schönen Augen schwärmerisch nach dem kühlen Prinzen, der dieses bunte Theater mit stillem Vergnügen, wiewohl des öfteren nicht ganz ohne Herzklopfen über sich ergehen ließ.

Schon war indes die Gewitterwolke im Anzuge, aus der der Blitz in dieses unwahrscheinliche Märchenglück des abenteuerlichen Mädchens einschlagen sollte.

Einige von den Edelleuten, die dem vermeinten Kurprinzen so fleißig aufwarteten, hatten Freunde bei Hofe, denen sie die wichtige und vertrauliche Nachricht nicht vorenthielten, daß der Kurprinz höchstselbst inkognito zu Augustusburg sich aufhalte und alle Welt durch seine Leutseligkeit bezaubere. So gelangte die Neuigkeit brühwarm auch zu den Ohren des Königs, der nicht wenig darüber erstaunte. Denn er wußte zuverlässig, daß sein Sohn den pflichtgemäßen Brautbesuch am Wiener Hofe abstattete, um die erneute Verbindung der Häuser Wettin und Habsburg einzuleiten. Die Sache bedurfte also dringend der Aufklärung, und der König sandte schleunigst einen geschickten Hofmann, der den Kurprinzen genau kannte, als Kundschafter nach Augustusburg ab. Der Bote berichtete: der sogenannte Graf von Gottorp sei dem Kurprinzen zwar entfernt ähnlich, wäre aber keineswegs dieser selbst. Worauf der König ein militärisches Kommando mit dem geheimen Kabinettsbefehl abgehen ließ, den Grafen und den Oberfischmeister nach Dresden zu holen.

Vor dem Angesichte des erzürnten Königs bewährte Jungfer Lieschen ihren Charakter vollauf und bezeigte mehr Mannesmut und Klugheit als manche Memme in Hosen oder auch als der arg zusammengeknickte Herr von Günther. Weit entfernt, irgend etwas an ihrem Sein und Verhalten zu verheimlichen oder zu beschönigen, entdeckte sie freimütig, daß sie kein Mann, sondern ein ehrbares Mädchen sei; daß sie sich wohl für einen Schulmeister, der Oberfischmeister sie jedoch für den Kurprinzen und für einen Grafen ausgegeben habe; daß endlich seine Aufwendungen, Traktamente und Geschenke wider ihren Wunsch und Willen erfolgt seien — was alles der Herr von Günther wahrheitsgemäß bestätigen könne. Auf die erstaunte Frage des Königs, ob dem so sei, gestand der Oberfischmeister kleinlaut: die Jungfer habe die lautere Wahrheit geredet.

Da konnte sich der gewichtige König Augustus eines schallenden Gelächters nicht enthalten, und alle seine Höflinge im Kreise sekundierten der belustigten Majestät. „Ei, seht mir doch diesen Schlaufuchs!" rief der König. „Dieser Karpfenschlucker will Goldfische fangen und zappelt nun selber im Netz eines Mägdleins, das so schlau nicht einmal war, als es leicht hätte sein können." — Mit solchen und ähnlichen Spottreden erleichterte der König noch eine gute Weile sein gnädig erheitertes Gemüt. Dann aber fand er es schicklich, die Angelegenheit durch einen höchsteigenen Urteilsspruch zu beenden.

„Ihr seid mir ein wunderliches Pärchen," hub der König an, indem er die beiden Übeltäter scharf betrachtete, „und von Rechts wegen sollte ich die Jungfer in Hosen wegen Überschreitung der Grenzen ihres Standes und Geschlechts in Gewahrsam bringen lassen auf fünf Jahre." Hier machte der erlauchte Richter eine Pause und zog die buschigen Brauen zu einer finsteren Wolke zusammen. „Indessen will ich", fuhr er alsbald leise schmunzelnd fort, „Gnade vor Recht ergehen lassen, wenn sich erweist, daß sie ein richtiges Frauenzimmer ist und sich als solches ebenso vollendet zu betragen weiß wie als Mannsperson. Es deucht mich sehr abscheulich und zuwider, wenn die Damen die Hosen anziehen wollen — nicht wahr, Euer Liebden?" wandte er sich zu der Fürstin Teschen, die, in eine Wolke von Spitzen vergraben, der Gerichtsszene ihres fürstlichen Liebhabers mit mokantem Lächeln folgte. Sie neigte zustimmend den gepuderten Lockenkopf. Der König sprach: „Es ist auch dem weiblichen Geschlechte nicht gedient, wenn die Männer zu Weibern werden. Wenn es aber der Jungfer gelingt, binnen Jahresfrist die Frau eines rechtschaffenen Mannes zu werden, dann soll ihr die Strafe erlassen sein. Unser diensteifriger Oberfischmeister wird ihr in diesem Falle, zur Strafe seiner Blindheit und Leichtgläubigkeit, eine volle Aussteuer beschaffen, nicht minder standesgemäß, als die Ausstattung ist, die er seinem vermeintlichen Kurprinzen aufgedrungen hat. Ihr seid als Hagestolz reich genug gebettet, um dies Opfer zu bringen, nicht wahr, mein lieber Günther?"

Dieser, trotz der gnädigen Anrede doch ein wenig schmerzhaft berührt, zuckte zusammen, verneigte sich aber gehorsam. Der Hofstaat steckte die Köpfe zusammen und pries mit halblauten Flüsterworten die erleuchtete Weisheit und Milde des Hohen Herrn. Die Fürstin Teschen aber, begierig, eine aktive Rolle in diesem Schauspiel zu übernehmen, erklärte unversehens, sie sei bereit, Jungfer Lieschen persönlich in die Schule der höheren Weiblichkeit einzuführen. Worauf König August mit einer galanten Geste bemerkte: dann sei der Erfolg gesichert, und die Jungfer werde kein Jahr auf den Freier zu warten haben.

In der Tat erwies sich Prinz Lieschen bei der nun folgenden Unterweisung in den Künsten des feineren weiblichen Auftretens, der Mode und des Benehmens so bildsam, daß sie nach einigen Monaten mit ebensoviel Glück hätte eine Prinzessin vorstellen können wie vordem einen Prinzen oder Grafen. Zudem vergrößerte das Gerücht den Ruf ihres wunderbarlichen Glückes und lockte die galanten Abenteurer, die höfischen Stutzer vor allem, verführerisch an. Sie ließ sich die Huldigungen gern gefallen, doch konnte sich keiner der Herren rühmen, ihre besondere Gunst zu genießen. Bis sich eines Tages zwei dieser Glücksritter fast gleichzeitig entschlossen, die Partie, die durch die Mitgift des Herrn von Günther als keine ganz schlechte Partie erschien, zu wagen und um Lieschens Hand anzuhalten. Sie erbat sich Bedenkzeit, und der ganze Hof verfolgte den Verlauf der Dinge mit einem Vergnügen, das durch die Schadenfreude über den geprellten Oberfischmeister seine feinste Würze erhielt.

Jungfer Lieschen jedoch hätte weniger weltklug sein müssen, wenn sie ihre Befreiung von der Strafe durch die sichere Knechtschaft in der

Ehe mit einem dieser zweifelhaften Mitgiftjäger hätte erkaufen wollen. Sie überdachte ihre Lage nach allen Seiten und bat dann kurz entschlossen den Herrn von Günther um eine Unterredung.

In leichter Verlegenheit empfing sie ihn im Vorzimmer der Fürstin und bewog ihn mit zierlichen Komplimenten, Platz zu nehmen. Dieser, durch das Gespött der Welt einigermaßen vergrämt, verharrte zunächst einsilbig und kühl auf seinem Sitze; im stillen aber war er nicht wenig erstaunt und fast betroffen durch den vollendeten Liebreiz seiner Partnerin, mit dem sie ihm ihre Bitte eröffnete, sie brauche den Rat eines erfahrenen Mannes, zu dem sie Vertrauen habe. Denn die Gelegenheit, ihre Freiheit zu erwerben, sei jetzt gekommen; sie könne die Bedingung des Königs erfüllen, da ihr die Herren von Trotha und von Minckwitz Anträge gemacht hätten. Sie wisse sehr wohl, fügte sie bescheiden errötend hinzu, daß diese Bewerbungen weniger ihrer unscheinbaren Person als vielmehr seiner, Günthers, unfreiwilligen Zubuße zu verdanken seien. Und obwohl sie natürlich bestrebt sei, den Spruch des Königs zu erfüllen, möchte sie doch nicht beides, Person und Mitgift, leichtfertig einem Verschwender überantworten. Der Herr möge ihr beistehen und freimütig raten, ob er die Gelegenheit, ihre Zukunft mit seiner Hilfe zu begründen, jetzt für gekommen erachte oder nicht?

Nach dieser längeren Ansprache, die sie zuweilen ein wenig stockend vorbrachte, erhob sie den Blick und wendete ihm ihr Antlitz mit dem Ausdruck eines so kindlich offenherzigen Zutrauens entgegen, daß er unwillkürlich zur Decke emporschaute, als ob er den schwierigen Fall erst überlegen müsse. In Wahrheit war es aber nicht ihre Sache, die ihn verwirrte, sondern ihre gepflegte und anmutige Person, die da in jugendlicher Hilflosigkeit vor ihm saß, ihn nur zu wohlbekannt dünkte und zugleich angenehm befremdete. Er stand auf, um sich in diesem seltsamen Zwiespalt der Empfindungen zurechtzufinden, und trat schweigend ans Fenster.

Was für ein bildsauberes Frauenzimmer war aus diesem Prinzen geworden! Fürwahr, keine üble lebendige Zugabe zu seinen schönen Heiratsdukaten. Und blitzartig kam ihm der Gedanke: Was die windigen Herren von Trotha und von Minckwitz wagten, das konnte am Ende ein wohlbestallter Herr von Günther mit noch besserem Recht. Denn ob er gleich mit seinen 45 Jahren ein Hagestolz war, so war er es weniger aus Überzeugung denn aus Bequemlichkeit geworden. Der bedenkliche Schritt, eine bürgerliche Jungfer zu sich zu erheben, ward wettgemacht durch die Aussicht auf ungeschmälerte Erhaltung seines Vermögens; die Mitgift, die ihm schon so gut wie verloren schien, erheiratete er sich dann mit kühnem Zugriffe selbst.

Noch unschlüssig, wendete er sich zögernd zu der Jungfrau zurück und begann, ihr mit umständlichen Worten von ihrem Plane abzuraten. Je länger er sprach, je schwärzer er die Unwürdigkeitt der Bewerber ausmalte, um so wärmer ward ihm dabei zumute. Im Eifer der Rede hatte er beschwörend ihre Hand ergriffen und saß ihr nun so nahe zur Seite, daß er unwillkürlich die Stimme dämpfte. Dabei bemerkte er wie von ohngefähr, daß sich unter ihrem pompösen Haaraufputz eine ihrer natürlichen Locken kecklich hervorwagte und den ebenmäßigen weißen Nacken um so heller schimmern ließ. Sie hatte das Haupt leicht zur Seite geneigt und lächelte, in Gedanken verloren, ein wenig schalkhaft vor sich hin, antwortete aber mit keiner Silbe auf seinen Redeschwall. Das munterte ihn vollends auf, Funken aus diesem Edelstein zu schlagen, und er rief, indem er ihre Hand an sein Herz drückte, wenn denn schon geheiratet werden müsse, so sei doch er gleichsam der nächste dazu! Und überdies: sei sie ihm nicht eine Genugtuung schuldig für den Streich, den sie ihm gespielt habe?

Wer mag entscheiden, ob Jungfer Lieschen sehr überrascht von dieser kuriösen Wendung war? Ob sie nicht im stillen denselben Wunsch genährt und seiner Erfüllung Vorschub getan hatte? Die Heiratswege der Frauen haben allezeit wunderliche Krümmungen aufzuweisen. Genug, Lieschen blieb auch in solcher heiklen Lage durchaus sich selber treu. Ohne zimperliche Finessen, mit freiem Anstand sagte sie nach kurzem Besinnen: sie sei glücklich, durch diesen ehrenvollen Antrag aus einer nicht unbedenklichen Zwangslage befreit zu sein. Damit bot sie ihm Hand und Mund, und der immer noch ein wenig verwirrte Bewerber besiegelte das Verlöbnis mit einem raschen und herzhaften Kusse.

Die Hochzeit wurde schon nach wenigen Wochen mit gewichtigem Aufwand auf dem prächtig geschmückten Schlosse Augustusburg begangen. König August der Starke, stets zu heiteren Festen aufgelegt und diesmal in besonders gnädiger Laune, erschien in Person, um die Wasserspiele, beleuchteten Grotten und Brunnen, die tanzenden Najaden und Faune in Augenschein zu nehmen. Die Kavaliere und Damen geleiteten ihn. Sämtliche Damen erschienen zum Feste in grünem Amazonenhabit und veranstalteten dann ein scherzhaftes Jagen auf das männliche Freiwild, wobei es an galanten Treffern nicht gefehlt haben soll. Die junge Hausfrau war die einzige, die im weitgebauschten Brokatgewand dem Herkommen der Tracht gefolgt war. Sie hatte es nicht ganz leicht, ihre neue Würde all den anzüglichen Späßen gegenüber zu behaupten, aber sie tat es auf eine so schlagfertige und schickliche Art, daß der König, neben dem sie den Ehrenplatz einnahm, den beglückten Herrn von Günther einmal übers andere ob seiner trefflichen Wahl belobte, ihm auch zu vorgerückter Stunde ein neues Wappen verlieh: eine Tuchschere, gekreuzt mit einem Angelhaken. Dies wunderliche Wappenbild führen die Nachkommen derer von Günther auf goldgrünem Grunde bis auf den heutigen Tag.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Tierwelt Germaniens und die alten Römer. Über die auffälligsten Tiere, mit denen die alten Römer zur Zeit ihrer Kolonisationstätigkeit in Germanien in Berührung kamen, sind wir durch die zeitgenössischen Schriftsteller unterrichtet. Zeitlich genau festgelegte Tierreste als Zeugen jener für Deutschland so wichtigen Kulturepoche haben erst in allerjüngster Zeit die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Dr. Max Hilzheimer, Abteilungsdirektor am Märkischen Museum in Berlin, hat zum erstenmal eingehend die im Saalburgmuseum aufbewahrten Tierreste aus römischer Zeit vergleichend behandelt (Saalburg-Jahrbuch V) und in den Rahmen einer kulturgeschichtlichen Betrachtung gestellt, deren Ergebnisse um so wertvoller sind, als hier die tierischen Reste selbst als handgreifliche Zeugnisse herangezogen werden. Die aus verschiedenen Kastellen der Römer auf germanischem Boden stammenden Knochen lehren zunächst, daß die römischen Krieger keine regelmäßige Jagd in Deutschland ausgeübt haben. Nur dem Reh ist sicherlich nachgestellt worden und gelegentlich auch dem Hirsch. Jedenfalls trugen die wilden Tiere nicht wesentlich zur Ernährung der Kohorten bei. Sehr bemerkenswert ist, daß eine Rehstange aus jener Zeit auf das genaueste mit den Stangen der heute noch im Taunus lebenden Rehrasse übereinstimmt. Somit haben sich diese Tiere in den seither verstrichenen nahezu 2000 Jahren nicht verändert. Während sich Überbleibsel von Bären, Hasen, vom Ur nur vereinzelt finden, sind Hirschstangenreste reichlich vorhanden. Die Hirschgeweihe wurden nämlich an Ort und Stelle zu allen möglichen Nutzgegenständen verarbeitet; so zu Haar- und Nähnadeln, Knöpfen, Schwert- und Dolchgriffen. Auch das Eichhörnchen belebte damals wie heute die Wälder des Taunus. Nicht minder interessant sind die Forschungen Hilzheimers über die von den Römern gehaltenen Haustiere in Germanien. Aus der Häufigkeit der Knochen ergibt sich, daß in erster Linie Schweine, in zweiter erst Rinder zur Ernährung dienten, während Ziegen und Schafe sowie Hühner nur eine geringere Rolle spielten. Diese Reihenfolge der Nahrungstiere entspricht sehr beachtenswerterweise derjenigen vor 1914 in Deutschland. Hervorgehoben sei, daß die Römer das Perlhuhn mitführten. Wenn das Rind als Fleischlieferer erst an zweiter Stelle stand, so war es naturgemäß doch als Wirtschaftstier in bezug auf Horn und Leder das wichtigste Haustier. Die Knochenfunde verraten, daß neben einem kleinen, etwas kümmerlichen einheimischen germanischen Rind auch ein großer, kräftiger Schlag vorkam. Diese großen Rinder haben dem gewaltigen Ur kaum nachgestanden. Verlangten doch die Römer von den Ubiern als Tribut Rindshäute von der Größe der Häute des wilden Urs. Diese Forderung vernichtete die blühende Rindviehzucht der Niederlande und trieb die Ubier zur Empörung. Pferde wurden nicht verzehrt, sondern dienten als Reittiere. Es handelt sich um mittelgroße Tiere, die aus Italien importiert wurden. Aber auch Reste der kleinen Germanenpferde wurden aufgefunden, war doch die Zahl der Pferde in Germanien nach dem Zeugnis lateinischer Schriftsteller ziemlich groß. So hatten die Zimbern allein 15000 Reiter. Seit Cäsar, der seinen germanischen Kriegern bessere Pferde gab, sind dauernd Pferde nach Germanien eingeführt worden. Zur Römerzeit waren in Deutschland mindestens drei Pferdeschläge vorhanden, das Germanenpony, das mittelgroße römische Kavalleriepferd und ein großes Offizierspferd. Zur Zeit der Römer lebten in Germanien schon zahlreiche Hunderassen, z. B. Zwergspitze, Schäfer-, Dachs-, Jagd-, Doggen- und Windhunde. Wenn auch die Vermutung naheliegt, daß manche dieser Hunderassen als Luxustiere von Italien aus ihren Herrn begleiteten, so ist es bei dem praktischen Sinn des Römers doch viel wahrscheinlicher, daß alle diese Hunde als Wachhunde Dienste leisteten, was besonders in den kleinen, abgesonderten Kastellen von großem Wert gewesen sein muß. Sind doch gerade die Zwergspitze sehr gute Wächter. Von der Anwesenheit großer Doggen auf deren Verwendung als Kampfhunde zu schließen, wäre falsch. Schon eine Vorschrift des Vegetius verlangt die Verwendung besonders scharfer und gut spürender Hunde als Lagerwächter. Das Studium der Knochenreste aus den römischen Kastellen auf germanischem Boden hat das Kulturbild jener fernen Zeit wesentlich bereichert.

Prof. H. v. Lengerken, Berlin.

„Siebenschläfer“ nennt man scherzhaft einen Menschen, der sich im Schlafen gar nicht genugtun kann. Diesem Ausdruck liegt eine Legende zugrunde. Sieben Diener des Kaisers Decius, spätere Heilige, sollen sich während der Christenverfolgung im Jahre 251 in einer Höhle bei Ephesus verborgen und eingemauert haben. Sie verfielen in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst fast 200 Jahre später erwachten. — Den indischen Fakiren wird die Fähigkeit nachgesagt, sich willkürlich in einen lang währenden Schlafzustand zu versetzen. Im wesentlichen sind allerdings zuverlässige, wissenschaftliche Berichte darüber nicht vorhanden. Das Versetzen in Schlaf bei den Fakiren hängt vielleicht mit willkürlicher Hemmung der Herztätigkeit durch Reizung des herzverlangsamenden Nerven (Nervus vagus) zusammen. — Französische Ärzte haben gewisse Stoffwechselstörungen (Nieren- und Gallensteinbildung, Gicht, Fettsucht) mit allzu langem Schlafen in ursächliche Beziehung gebracht. Sie nahmen an, daß die Behinderung des Blutkreislaufes durch die lange liegende Stellung im Schlaf die Anhäufung von Stoffwechselprodukten begünstige, die für den Körper giftig sind und sonst rechtzeitig ausgeschieden werden. Doch haben diese Untersuchungen noch nicht zu eindeutiger Klärung geführt. — Auf einer Gehirnstörung beruhen die Erscheinungen von Schlafsucht, wie sie nach bestimmten Grippearten zum Teil epidemisch auftreten. Auch nach dem Abklingen der lang andauernden Schlafsucht bleiben hier noch Zustände zurück, in denen es zu wiederholten, wenn auch kurz dauernden Schlafanfällen kommt. Bei gewissen Gelegenheiten kommt es immer zum Einschlafen, so beim Platznehmen in der Trambahn, bei ruhigem Sitzen. — Hysterische Veranlagung kann sich, wie in allen nur denkbaren Erscheinungen, so auch in hochgradiger Schlafsucht äußern. Es sind Fälle von mehrjährigem, bis zu 30 jährigem Schlaf beschrieben — der Schlaf wurde dabei nicht durch selbständiges Essen unterbrochen, sondern durch künstliche Ernährung. Allzuviel schlafen auch oft nervöse Menschen, die mit dem Leben nicht zufrieden sind und sich daher in Traum und Schlaf flüchten. Begrenzung auf die richtige Schlafdauer heilt manchen geradezu von seiner Nervosität. Dr. W. Schweisheimer.

Die Aufgabe der Leibeshöhle. Die strahlig gebauten, festsitzenden oder frei treibenden Polypen- und Quallentiere haben eine Leibeshöhle noch nicht; ihr Darm- und Magenraum reicht entweder fast bis an die Haut oder liegt in Gallertmasse. Erst das kriechende, wurmförmige Tier enthält eine mit Flüssigkeit gefüllte Leibeshöhle, die vom Darm und von etwaigen Nierenorganen und Blutgefäßen durchzogen ist. Daher scheint es annehmbar, daß die Leibeshöhle mit der kriechenden Bewegung auftrat und sie durch erleichterte Verschiebbarkeit der Teile unterstützte. Auch Strudelwürmer haben eine Leibeshöhle nicht, sei es „noch nicht“ oder „nicht mehr“, und ihr Darm ist ohne eigene Muskulatur, der Darminhalt wird lediglich durch die Bewegung des ganzen Körpers mitbewegt. Anders beim Regenwurm, dessen Darm die Leibeshöhle durchzieht und eine eigene Muskulatur hat. Die Auffassung, daß die Leibeshöhle die Verschiebbarkeit der Körperteile gegeneinander begünstigt, bewährt sich auch fernerhin. Der Lanzettfisch, das berühmte, höchstens fingerlange, niederste Wirbeltier, hat außer der eigentlichen, die Eingeweide bergenden Leibeshöhle in jedem seiner aufeinanderfolgenden Körperabschnitte rechts und links einen scharf umgrenzten Leibeshöhlenteil, der die starke Rumpfmuskulatur von der Skelettachse trennt: diesen Leibeshöhlenteilen, den „Sklerozölien“, wurde schon früher, und sicher mit Recht, eine „schleimbeutelartige“ Wirkung zugeschrieben, d. h. sie ermöglichen eine größere Verschiebbarkeit der Muskulatur an der Skelettachse. Die Leibeshöhle der Wirbeltiere und des Menschen ist als solche nur ein minimaler Spaltraum, da sie von den selbständig beweglichen Eingeweiden gänzlich ausgefüllt ist. Nun ist wesentlich, daß die Leibeshöhle in jedem Falle eine spiegelglatte Innenfläche hat,

ebenso wie jedes Eingeweide in der Leibeshöhle eine spiegelglatte Oberfläche besitzt (beides infolge Endothelüberzugs). Daher konnte man neuerdings die menschliche Leibeshöhle „geradezu als ein Gelenk zwischen den Eingeweiden und dem übrigen Körper betrachten, das die Bewegungen von Herz, Lunge und Darm von der des übrigen Körpers unabhängig macht". Verlust dieses Gelenks infolge von Entzündungen beeinträchtigt diese Beweglichkeit bedeutend. Das Herz liegt in der Leibeshöhle im Herzbeutel, der selber als abgegliedertes Stück Leibeshöhle entstand und sich in die übrige Leibeshöhle hineinsenkte. „Wenn dieses Gelenk zwischen Herz und Brustwand dadurch zerstört wird, daß die Oberfläche des Herzens mit der Innenfläche des Herzbeutels verwächst, so ist der Herzmuskel gezwungen, einen beträchtlichen Teil der Brustwand bei jedem Schlage mitzubewegen." Kann dies nicht operativ behoben werden, so ist der Herzmuskel (das Herz) seiner Aufgabe nicht gewachsen, es folgt tödlicher Ausgang. Vorstehendes ist ein Bericht nach eigenen neuerdings geäußerten Auffassungen des Unterzeichneten und nach den in Naturwiss. 1925, Heft 15 veröffentlichten von H. Petersen. Prof. V. Franz, Jena.

Der Gründer der Geldschrankindustrie. In älteren Familien sieht man noch oft hölzerne, wohl auch eiserne Truhen, bei denen der starke Umfang der Wände, riesige Schlösser und Schlüssel, dicke Rampen die unantastbare Sicherheit des Wertbehälters garantieren sollten. Diese Truhen muten uns heute, angesichts der Fortschritte unserer mechanischen Technik, die sich auch die Zunft der Großeinbrecher und Geldschrankknacker im weitesten Maße dienstbar gemacht hat, wie Kinderspielzeug an. Es ist nun das Verdienst des Berliner Mechanikers S. J. Arnheim, für die durch das Aufblühen von Industrie und Handel geschaffenen Geldwerte und Dokumente jeglicher Art entsprechende, gegen Feuer und Diebstahl schützende Behälter geschaffen zu haben. Er ist der Gründer unserer auch im Ausland zu größtem Ansehen gekommenen Geldschrankindustrie. Zu Beginn des Jahres 1832 war der junge Mechaniker nach Berlin gekommen und hatte sich, seinen bescheidenen Mitteln entsprechend, eine kleine Werkstatt eingerichtet, aus der schon im nächsten Jahr der erste Geldschrank hervorging. Bei seiner Aufstellung mag der Konstrukteur kaum geahnt haben, daß er damit das Fundament zu einer bedeutenden Industrie legte. Länger als ein halbes Jahrhundert waren Name und Erzeugnis des Gründers jener Industrie so eng miteinander verquickt, daß man vom feuerfesten Geldschrank schlechthin als von einem „Arnheim" sprach. Die Werkstatt dehnte sich, sie wuchs zur Fabrik. Die scharfkantigen Geldschränke jener ersten Epoche, deren Mäntel aus mehreren von Winkeleisen, Schrauben und Nieten zusammengehaltenen Teilen bestanden, denen an Schlössern und Türen alle Mängel einer neu erstandenen Industrie anhafteten, verschwanden. Den sich in ungeheurer Entwicklung aufeinanderdrängenden Fortschritten gerade der Metalltechnik gelang es, die ganze Schrankhülle aus einem einzigen Stück herzustellen, die Drehbewegung der Tür wurde verbessert, Arnheim konstruierte kunstvoll ausgedachte Schlösser, deren Mechanismus ebenso einfach, wie ihre Tätigkeit verwickelt war, so daß mit der Feuer- und Sturzsicherheit auch die Widerstandsfähigkeit gegen verbrecherische Eingriffe gegeben war. Aus den Geldschränken entstand die heutige Tresoranlage, ohne die wir uns eine Mittel- oder Großbank gar nicht mehr vorstellen können. Die Konstruktion dieser Tresoranlage, ihrer Tür und der sie umgebenden oft bis zu 1 m starken Mauer muß immer damit rechnen, daß die Gilde der Einbrecher längst nicht mehr mit Bohrer und Brechstange arbeitet, daß sie vielmehr Spreng- und Schmelzpulver besitzt, deren zerstörender Gewalt, deren intensiver Hitze auch die stärkste Stahlplatte keinen Widerstand leistet. Der Kampf zwischen Einbruch und Abwehr ist schwer, da beide Teile, Geldschranktechniker und Einbrecher, alle Vorteile einer fortschreitenden Technik ausnützen. Ideale und wirtschaftliche Erfolge sind dem Erfinder des Geldschranks in Fülle zuteil geworden, vor allem aber hatte er, als er am 13. Juli 1875, also vor nunmehr gerade 50 Jahren, starb, das beruhigende Bewußtsein, sein Sohn Karl führe das Werk im Sinne des Vaters weiter. Dr. Heinrich Wiesenthal, Leipzig.

Literatur und Kunst.

Altchinesische Töpferkunst. Bis vor etwa fünfundzwanzig Jahren waren die frühen Erzeugnisse der chinesischen Töpferkunst in Deutschland und überhaupt in Europa so gut wie unbekannt. Wohl waren seit dem 16. Jahrhundert, infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen, ostasiatische Porzellane in größeren Mengen nach Europa gekommen, und vollends seit dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, nachdem die Holländer sich an die Spitze des ostasiatischen Ausfuhrhandels zu setzen verstanden hatten, war durch ihre Vermittelung der beliebteste überseeische Luxusartikel das japanische und chinesische Porzellan geworden, das von Herrschern, man denke an Ludwig XIV. und August den Starken, und von den den Höfen nahestehenden reichen Adelskreisen leidenschaftlich begehrt wurde. Da das ganze Zeitalter des Sonnenkönigs auf Repräsentation und Prachtentfaltung eingestellt war und die Entwicklung der chinesischen Kunst in ebendieser Zeit zu gleichgesinnten Äußerungen führte, so war es natürlich, daß diese damals modernsten Werke der chinesischen Töpfer auf das Abendland eine besondere Anziehungskraft ausübten. Der größten Beliebtheit erfreuten sich die Porzellane, die unter der Regierung des Kaisers Kanghsi (1662—1722) in den zahlreichen Werkstätten des Landes entstanden, unter denen die Ofen von Kingtetschên die künstlerisch bedeutsamsten Waren lieferten. Dort entstanden die leuchtenden gelben, blauen, schwarzen und grünen Glasuren in den mannigfaltigsten Abstufungen, von denen sich mit nicht geringerer Brillanz die raffiniert feinen Malereien in dem ganzen Zauber einer einschmeichelnden, wenn auch fremdartigen Formensprache abhoben, um dem an derartige überwältigende Reize nicht gewöhnten Auge des Europäers Formen- und Farbenerlebnisse von bezwingender Nachhaltigkeit zu bringen. Trotzdem waren die besten und kostbarsten Stücke nicht über die Grenzen ihres Heimatlandes hinausgekommen, sondern im Besitz des Kaisers und des hohen Adels verblieben, und nur ganz selten war es einem Fremden vergönnt, diese schimmernden Schätze, das wirkliche Alt-China, bewundern zu dürfen, so daß Europa im allgemeinen eine nur oberflächliche, wenn nicht gar irrtümliche Vorstellung von den wahren Werten der keramischen Kunst Chinas empfing. Je weiter der Europäer seit dem 19. Jahrhundert in das Innere des Chinesischen Reiches vordrang und seine Kultur und ihre Quellen kennenlernte, desto mehr kam er zu der Einsicht, daß sich alles das, was aus China in früherer Zeit an keramischen Kunstwerken nach Europa gebracht worden war, nur als ein verschwindend kleiner Teil des Gesamtreichtums an keramischer Kunst, wenn auch aus ihrer letzten Blütezeit darstellte. Man lernte immer mehr mit den Augen des Chinesen sehen, dem das buntfarbige Porzellan des 17. Jahrhunderts und seine übereleganten Formen und überhaupt das Porzellan durchaus nicht als technische und künstlerische Höchstleistung keramischen Könnens erschien, dem vielmehr die strengen, einfachen und doch nicht plumpen Formen und die nach europäischen Begriffen nicht immer einwandfreien Glasuren mit der unnachahmlich köstlichen Leuchtkraft ihrer Farben und dem sparsamen, meisterhaft gemalten und plastischen Dekor unendlich höher standen und stehen. Aus alten chinesischen Beschreibungen und Abbildungswerken wußte man allerdings schon länger, wie erfindungsreich die Frühzeit der chinesischen Keramik gewesen war, aber nach den wenigen erhaltenen Originalen aus jener Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit konnte man sich doch nur eine sehr unzureichende Vorstellung von ihrem Umfang und ihrer Bedeutung machen. Unser Blick weitete sich fast mit einem Schlage, als etwa im Anfang dieses Jahrhunderts China begann, sein Binnenland durch Eisenbahnbauten zu erschließen, und der Fuß des Europäers Gegenden betrat, die für ihn jungfräulicher Boden waren. Bei der Legung der Strecken und durch die damit in Zusammenhang stehenden Erdbewegungen wurden unzählige Grabstätten aus längst vergangenen Epochen freigelegt. Und die Toten begannen zu reden. Sie erzählten, wie sie einst gelebt;

denn was sie im irdischen Leben am meisten erfreut, das hatten ihnen die Ihren pietätvoll mit ins Grab gegeben und überdies noch andere Gaben, wie sie die religiöse Überlieferung vorschrieb. Man war überrascht von der Fülle und der Mannigfaltigkeit der Bodenfunde. Die keramische Kultur einer Periode von annähernd zweitausend Jahren kam nach und nach an das Tageslicht. In der Hauptsache waren es Arbeiten aus der Zeit der Chou-Dynastie (1122—249 v. Chr.), der Han- (202 v. Chr.—220 n. Chr.) und Tangzeit (618—907) sowie der Sungperiode (960—1280 n. Chr.). Wenn auch noch nicht alle Schwierigkeiten behoben sind — vielleicht werden wir überhaupt nicht zu einer lückenlosen Kenntnis jener Kunst kommen — in der Zuweisung der Funde an einzelne Zeiträume und Kulturkreise oder an die einzelnen Entstehungsorte, so können wir doch heute schon in großen Umrissen uns ein Bild von der keramischen Produktion des älteren Chinas machen. Die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichte die chinesische Keramik während der Regierung der Sung-Dynastie. Obwohl das Chinesische Reich unter den Sung-Herrschern politisch keineswegs glückliche Zeiten erlebte, konnten doch die Künste ein goldenes Zeitalter feiern, wie es ihnen weder vorher noch nachher jemals wieder blühte. Es waren Zeiten des Wohllebens, des Luxus und einer überfeinerten Kultur, die geistig und materiell alle Lebensäußerungen durchdrungen hatte. Zu den bekanntesten Erzeugnissen der Sungtöpferei gehört das Lung-chüan yao oder, wie man es seit dem 17. Jahrhundert bei uns nennt, das Seladon, nach dem gleichnamigen Helden des Romans „Astrée" von Honoré d'Urfé vom Jahre 1610, der stets in einer seegrünen Kleidung erscheint. Unsere Abbildungen geben eine Anzahl Stücke wieder, die sich jetzt im Museum in Gotha befinden und wohl nicht sämtlich aus Ausgrabungen stammen. Während nämlich fast alle anderen Arten der Sungkeramik erst in den letzten Jahrzehnten dem Boden entnommen wurden, war mit den Seladonen bereits im 13. Jahrhundert ein schwunghafter Handel bis nach Europa getrieben worden, so daß nicht wenige dieser Töpfereien, besonders die schweren, dicken flachen Schalen, als Ausfuhrware vor dem Beginn der Ausgrabungen in europäische Sammlungen gekommen waren und sich hier dank ihrer kräftigen Konstitution vielfach unbeschädigt erhalten haben. Das Lung-chüan yao (yao = keramisches Er-

zeugnis) hat seinen Namen vom Bezirk Lung-chüan im Süden der Provinz Tschekiang, wo es am frühesten, etwa seit 1000 n. Chr. hergestellt wurde. Technisch genommen, ist es ein porzellanartiges Steinzeug, dessen gesprüngelte Glasur ihre grünliche Farbe von eisenhaltigen Bestandteilen erhält; seltene Abarten sind Stücke mit gelber Glasur, wie die auf der Tafel mitabgebildete Trinkschale mit Fuß. Dr. Otto Pelka.

Von Stern und Unstern. Unter diesem vielverheißenden Gesamttitel läßt die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, eine Sammlung von Lebensläufen erscheinen, die alle unter dem Zeichen eines merkwürdigen Schicksalswaltens stehen. Wie man gerade oft aus dem Anekdotischen den Geist einer Kultur am besten erkennt, so erscheinen auch grandiose Verbrecher, Abenteurer und Empörer großen Stils meist in einem viel stärkeren Maße charakteristisch für eine Zeit als führende, große Persönlichkeiten; denn da sich in ihnen die negativen Verhältnisse, die Schwächen, am deutlichsten spiegeln, werden immer auch die positiven Seiten dadurch um so klarer. Als Herausgeber dieser Sammlung fungiert Dr. Tim Klein. Die bisher erschienenen fünf Bändchen zeigen uns bereits merkwürdige Schicksale in verschiedenster Gestalt. Da ist neben dem Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann, den Josef Bernhart schildert, einem kraftvollen Emporkömmling und Repräsentanten spätmittelalterlichen Landsknechtstums großen Formats, der Genueser Admiral Andrea Doria, ein großzügiger italienischer Kondottiere, Freibeuter und Held in einer Person, dessen buntbewegtes Schicksal Alfons Freiherr von Czibulka vor uns aufleben läßt. Ferner widmete Jos. M. Wehner ein Bändchen Johann Friedrich Struensee, diesem eigentümlichsten Vertreter des Günstlingstypus aus dem galanten Rokoko. Sehr dankenswert war es, auch den Kotzebuemörder Karl Sand ausführlich zu behandeln — eine Aufgabe, die Karl Alexander von Müller mit Geschick gelöst hat — gehörte doch dieses Attentat zu den größten Sensationen der Biedermeierzeit, und wurde er selbst, der Mörder, wie ein Märtyrer von den Zeitgenossen gefeiert. Auch Rasputin fand seinen Biographen in dem baltischen Dichter Otto Freiherr von Taube, der unter Verwendung aller irgendwie erreichbaren Quellen nun wirklich endlich ein lebenswahres Bild dieses einflußreichen Bauernheiligen entworfen hat. Dr. B. T.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Ankunft

Rudolf Lipus 25

VERLAG J.J.WEBER LEIPZIG

SONDER-NUMMER REISE UND VERKEHR

NR. 4192. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 16. JULI 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4192. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. Juli 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Annehmlichkeiten der neuen Fern-D-Züge. Mit Einführung des neuen Fahrplanes ist auch die Einrichtung der sogenannten Fern-D-Züge wieder aufgelebt. Zurzeit verkehren solche Züge zwischen Berlin und Altona, Berlin und Köln, Berlin und München, Basel und Holland, Berlin und Holland sowie München und Holland. Da die nur I. und II. Klasse führenden Züge bei weitestgehender Einschränkung der Aufenthaltsstationen besonders beschleunigt durchgeführt werden, bedeutet ihre Benutzung einen erheblichen Zeitgewinn, der z. B. zwischen Berlin und München rund drei Stunden beträgt. Dabei ist die Fahrt nur unwesentlich teurer. Neben der tarifmäßigen Karte I. oder II. Klasse, wie sie jeder andere Zug auch erfordert, ist der Schnellzugszuschlag nur in doppelter Höhe zu zahlen. Die Mehrausgabe bei Benutzung dieser Züge beträgt daher in der II. Kl. 3 Mk., in der I. Kl. 6 Mk. Wer schnell und bequem reisen will, sollte vor allem diese Züge benutzen.

Der elektrische Zugverkehr in Oberbayern wird jetzt auf den Strecken München—Gauting (Nahbahn), München—Tutzing—Garmisch-Partenkirchen, München—Kochel und München—Herrsching für alle fahrplanmäßigen Züge betrieben. Damit im Zusammenhang sind Fahrplan und Betriebsweise wesentlich umgestaltet worden. Bemerkenswert ist die Kürzung der Fahrzeiten. Es beträgt die Fahrzeit eines Personenzuges München-Garmisch 2 1/2 Stunden gegen früher 3 3/4 bis 4 Stunden, eines Schnellzuges München—Garmisch 1 Stunde 30 Min. bis 1 Stunde 40 Min. gegen 2 Stunden 20 Min., eines Personenzuges nach Herrsching 46 bis 55 Minuten gegen 1 1/2 Stunden. Im Interesse des Fernverkehrs wird der Betrieb staffelweise geführt, d. h. es fahren Pendelzüge München—Pasing, München—Gauting und München—Starnberg. Die Zahl der Züge ist nicht unerheblich vermehrt. Der erste täglich verkehrende Zug verläßt München 5.05 früh und erreicht Garmisch 7.21. Der bisherige Sonntagsfrühzug konnte daher später gelegt werden, München ab 6.50. Sämtliche Nahzüge führen fortan nur die vierte Wagenklasse. Der Mittagsschnellzug München—Garmisch ist beschleunigt worden und erreicht in Innsbruck den Anschluß nach Bozen, während der Morgenschnellzug ab München 9.20 bis Innsbruck durchgeführt wird. Die Züge nach Herrsching

sind von vier Paaren auf zehn Paare vermehrt und verkehren nicht mehr von und nach dem Hauptbahnhof, sondern von und nach dem Starnberger Bahnhof.

Die berühmte österreichische Alpenfahrt, die schon in Friedenszeiten gefürchtet war, brachte einen hervorragenden Sieg für die deutschen Motorräder gegen schwerste Auslandkonkurrenz, indem Karl Kolmsperger-Pfarrkirchen, der bereits in der Deutschlandfahrt mit Zündapp siegte, auf seiner Zündapp die beste Wertung aller Maschinen und Fahrer erreichte. Damit hat die Nürnberger Zündapp-Maschine ihre bisherigen großen Auslanderfolge um den größten Erfolg bereichert, den es in Europa in einem Zuverlässigkeits-Wettbewerb zu erringen gibt. Dieses Ergebnis in Verbindung mit den übrigen von Zündapp gewonnenen internationalen Zuverlässigkeitsprüfungen, wie die Deutschlandfahrt, die Fernfahrt Mailand-Neapel, das Giro d'Italia, die Fahrt Rund um Katalonien, die Allrussische Zuverlässigkeitsfahrt usw. sind der schlagendste Beweis für die gesunden Konstruktionsgrundsätze der Firma. Zündapp baut von jeher nur praktischen Bedürfnissen entsprechende unverwüstliche Gebrauchsmaschinen, keine Spezial-Rennmaschinen, die einseitig auf Höchstgeschwindigkeit oder Steigfähigkeit über kurze Strecken hergerichtet sind, sondern eine robuste Allwettermaschine für jedes Gelände und jeden Zweck von langer Lebensdauer und sparsamen Betrieb.

Vom deutschen Verkehrsbureau in Neuyork (vgl. S. 1015/16 unsrer Nummer vom 25. 6. 25). Wie stark das neuerrichtete German Railroads Information Office, das die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung unter Mitwirkung des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes eröffnet hat, in Anspruch genommen wird, zeigt folgendes am 22. Juni in Berlin eingetroffene Kabeltelegramm: „Besucherzahl und schriftliche Anfragen täglich wachsend, muß Hilfskräfte für Sekretariat anstellen. Europaverkehr erreicht Hochflut, gestern und heute abfuhren neun Dampfer mit 8500 Reisenden, darunter ‚Amerika' nach Bremen mit einer Rekordzahl 1300." Das Bureau hat die Telegr.-Adr.: Germanrail Neuyork.

„Wanderer" auf der Deutschen Verkehrs-Ausstellung. Es versteht sich von selbst, daß auch die im Bau von Motorrädern führende deutsche Marke „Wanderer" auf der Münchener Ausstellung vertreten ist, und zwar findet der Besucher unter der Gruppe „Kraftverkehr" in der Kollektivausstellung des Reichsverbandes der Au-

tomobilindustrie das neue $1^{1}/_{2}$-PS-Modell, das sich schon sehr viel Freunde erworben und bereits bei einer Reihe von Wettbewerben dieses Jahres glänzend abgeschnitten hat, aber leider einstweilen noch nicht sofort zu erhalten ist. Dieses neue Modell läßt auf den ersten Blick den hohen Stand erkennen, den die Wanderer-Werke in der Fabrikation von Qualitäts-Motorrädern gefälliger Form erreicht haben. Außer dem Motorrad sind noch zwei „Wanderer"-Fahrräder in der Fahrrad-Kollektivausstellung des Vereins Deutscher Fahrradindustrieller zu sehen. Beide Räder, ein Herren- und ein Damenrad, machen den denkbar besten Eindruck und sind ein Beweis für die außergewöhnliche Leistungsfähigkeit der deutschen Fahrradindustrie im allgemeinen und der Wanderer-Werke im besonderen.

Der Sonnenkompaß, der sich auf Amundsens Nordpolflug so vorzüglich bewährt hat, ist von der Optischen Anstalt C. P. Goerz in Berlin-Lichterfelde 1 hergestellt. Dieser Sonnenkompaß ist ein Panoramafernrohr, das bei feststehendem Instrument, d. h. ohne jede Bewegung des Okulars und somit auch des Beobachters, gestattet, den ganzen Horizont nacheinander abzubilden. Die Bewegung des Eintrittsreflektors geschieht durch ein am Sonnenkompaß angebrachtes Uhrwerk. Beim Abflug wird an dem Instrument der vom Flieger gewollte Kurs nach dem Stand der Sonne eingestellt, das Uhrwerk auf die Greenwicher Zeit. Der Führer sieht nun vor sich im Instrument eine künstliche Sonne. Steuert er so, daß diese sich im Fadenkreuz des Sonnenkompasses befindet, so hält er auch den am Sonnenkompaß eingestellten Kurs inne. Dieser stimmt dann so lange, als das Uhrwerk mit der Greenwicher Zeit übereinstimmt. Weicht es davon ab, so kann es jederzeit korrigiert werden. Ist der Flieger aus irgendwelchen Gründen gezwungen, den Kurs zu ändern, so hat er nur nötig, diesen am Instrument einzustellen und wieder die künstliche Sonne anzusteuern. Durch dieses Instrument ist eine der größten Schwierigkeiten, die den Flug zum Pol bisher erschwerten, glänzend behoben worden.

Eine internationale Vogelschutzkonferenz beabsichtigt die schwedische Regierung mit den Regierungen von Deutschland, Großbritannien, Holland, Belgien, Dänemark, Norwegen und Finnland einzuberufen. Der Entschluß gründet sich auf die dänischen Jagdgesetze, die das Fortbestehen einiger Vogelarten schwer bedrohen.

Gegr. 1821

Felsche

SCHOKOLADE /// KAKAO /// PRALINEN

Überflüssiges Fett an:
Nacken
Schulter
Brust
Leib
Hüften
Schenkel
Waden
Knöchel

Eine neue, einfache unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett

an jeder gewünschten Stelle.
Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!

Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **„Sascha-Reduzierers“**. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **„Sascha-Reduzierer“** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Ausserdem wird durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **„Sascha-Reduzierer“** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5-Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden.

Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben.** Der **„Sascha-Reduzierer“ kostet Mk. 6.–** (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der

Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35 Abt. A. 12

Bestellschein!

An die Fa. Dr. Ballowitz & Co., Berlin W 35 Abt. A. 12. Senden Sie mir sofort unter Nachnahme des Betrages **1 Sascha-Reduzierer.**

Name: ....

Ort: ______________ Strasse: ______________

Die Original Lange-Uhr

A. LANGE & SÖHNE

Glashütte in Sachsen.

Bezug nur durch Uhrenhandlungen.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer, ***auch mit Motorantrieb.*** **Krankenfahrstühle,** solide Fabrikate. Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

MUSIK. Von J. C. LOBE. Neu bearbeitet von RICHARD HOFMANN. 30. Aufl. Preis geb. 1.20 R.-M. J. J. Weber, Leipzig 26.

Grosse Vorteile!
Waffen aller Art!
Aut. Pistol. vorzügl. Qual., Mk. 14.85, Garantie! Tausch! Liste!
Waffenfrankonia, Würzburg 32.

Die Kunst des Skatspiels. Ein Lehr- und Nachschlagebuch von Arthur Schubert. Herausgeber der Allg. Deutschen Skatordnung. Preis: in Pappe geb. 2.65 R.-M., in Leinen geb. 3.— R.-M. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Portius, Schachspielkunst. 14., verb. Aufl. von Dr. H. v. Gottschall. Gebd. 2.40 R.-M. J. J. Weber, Leipzig 26.

KAFFEE HAG

der vorzügliche Bohnenkaffee schont Herz und Nerven

KAFFEE HAG

Vaillants Gasbadeöfen.

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Ill. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.

Joh. Vaillant + Remscheid.

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit

Lavendel-Orangen

Erfrischend und nervenstärkend

Lavendel Orangen Seife
Mit dem erfrischenden Duft von Kölnischem Wasser Lavendel Orangen

Jünger & Gebhardt, Berlin

Vertretungen für Oesterreich und die Schweiz:
Gebrüder von Lorentz, Wien XVII, Währingerstrasse 157-159
Eduard Angst, Zürich, Neumarkt 29

Illustrirte Zeitung

Mit dem Flugzeug in die Sommerfrische:

Vor dem Start eines Aero-Lloyd-Verkehrsflugzeuges der Strecke Berlin-Leipzig-München auf dem Flugplatz in Leipzig.

Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Vom Wandern zum Reisen.

Von Paul Fechter.

Wandern ist kein Vorrecht des Menschen, sondern etwas, das beinahe allen Lebewesen gemeinsam ist. Von den Vögeln, die im Frühling und im Herbst noch heute endlos über die Erde ziehen, bis zu den Heuschrecken, den Ratten, den Büffelherden Amerikas wandert alles. Selbst die Fische, die Aale, die Rheinsalme sind diesem Urtrieb alles Lebens untertan.

Denn um einen solchen scheint es sich zu handeln. Es ist nicht bloß etwa so wie bei der Völkerwanderung, daß ganze Stämme und Völker aufbrechen und auf die Wanderschaft gehen, weil die alten Weideplätze nicht mehr genügen, weil das Land abgegrast ist. Sicher spricht das mit; wenn die Heuschrecken nichts mehr zu fressen finden, müssen sie weiterziehen, wenn sie nicht untergehen wollen. Aber neben dieser marxistischen Begründung des Wandertriebs sozusagen aus dem Wirtschaftlichen steht etwas anderes. Etwas kaum Deutbares, das aus letzten dunkeln, der Erinnerung nicht mehr zugänglichen Tiefen des Lebens noch heute emporstrebt. Irgendeine geheimnisvolle Beziehung zur Welt, ererbt vielleicht schon in Zeiten, da der Mensch der Tierheit noch viel näherstand, bricht im dunkeln Wandertrieb aus. Wie die Tiere immer wieder, von einem geheimnisvollen Instinkt geleitet, wenn die Zeit der Liebe und der Fortpflanzung beginnt, die heimatlichen Stätten, an denen sie gezeugt wurden, aufsuchen, so treibt den Menschen vielleicht auch ein Rest solch einer dunkeln Sehnsucht nach einer infolge seiner vielen Bildung längst vergessenen Heimat, nach einem Paradies, das heute im grellen Licht all der vertrackten Bewußtheit längst nicht mehr zu finden ist. Nur das Suchenmüssen ist geblieben, der alte Wandertrieb, über dem sich langsam im Lauf der Jahrhunderte das merkwürdige Kulturgebilde des Reisens als Überbau entwickelt hat.

*

Wandern ist eine Sache der Jugend. Das gilt für die ganze Menschheit wie jeweils für die einzelnen Generationen und für den einzelnen Menschen. Jugend hat noch das lebendige Gefühl für unmittelbar ererbtes seelisches Gut und sein Wollen; sie hat auch noch den Mut, gegen Schwierigkeiten anzugehen. Denn Wandern heißt Reisen mit Schwierigkeiten — was eigentlich kein Reisen ist. Wandern ist die Urform, geboren halb aus der Not des äußeren, halb aus einem Bedürfnis des inneren Lebens. Solange die Menschheit in halbwegs natürlichen Verhältnissen lebt, ist es die einzige Form des Reisens — falls man diesen Begriff auf jene primitiven Zeiten überhaupt bereits anwenden kann. Dem Wandern gehören Jahrtausende der Menschheitsgeschichte, dem Reisen kaum zwei Jahrhunderte. Vielleicht kann man das Reisen sogar als ein Symptom des Alterns der europäischen Kultur ansehen.

Das eigentliche Reisen wird nämlich in dem Augenblick erfunden, in dem ein Kulturbegriff in die merkwürdige Übung des Sichfortbewegens von einem Ort zum andern hineinkommt: der Begriff der Bildung. Junge Völker wandern, um bessere Verpflegungsgelegenheiten zu finden, junge Menschen späterer Geschlechter, weil der dunkle Drang nach ungewußten Zielen sie weitertreibt. Der Begriff des Reisens aber entsteht in dem Augenblick, in dem jemand sich aufmacht, die Beschwerden einer Fahrt nach einem anderen Ort auf sich nimmt, lediglich in der Absicht, diesen Ort und seine Besonderheit zu sehen und kennenzulernen. Und zwar nicht aus beruflichen, sondern rein aus diesen sozusagen platonischen Bildungsgründen. Dürers Reisen nach Italien, nach den Niederlanden sind Unternehmen, bei denen man noch zweifelhaft sein kann, ob man sie als Reisen im wirklichen Sinn bezeichnen soll; denn er macht sie in der ausgesprochenen Absicht, seine Handwerksgenossen und ihre Werke kennenzulernen, also aus einem durchaus vernünftigen, praktisch zweckmäßigen Grunde, und nicht nur um seine Kenntnisse, seine Bildung zu bereichern. Erst das 17. und das 18. Jahrhundert bringen mit der großen Tour und mit dem reisenden Engländer das Reisen in reiner Form zur Entwicklung, ohne praktischen, mit rein theoretischem, kulturellem Zweck.

Denn das ist es, was das Reisen grundsätzlich vom Wandern scheidet. Gewandert wird aus praktischen Gründen um des besseren Essens und der bequemeren Lebensbedingungen willen, um eine neue Stellung zu finden — oder aus dem reinen, unmittelbaren seelischen Bedürfnis heraus. Reisen dagegen entstehen nicht aus einem Trieb, sondern aus einem Zielgedanken (wenigstens ursprünglich): ein Kulturbegriff, Bereicherung der Bildung, gibt den Antrieb.

Und nun ergibt sich etwas sehr Merkwürdiges. Am Anfang des Wanderns stehen Massenwanderungen, Züge ganzer Völker, riesiger Tierscharen. Am Anfang des Reisens steht der einzelne. Die Wanderung wächst zuerst aus einem allgemeinen Bedürfnis, die Reise aus einer persönlichen Zielvorstellung. Der einzelne Wanderer, der freiwillige, ist zunächst die Ausnahme; der einzelne Reisende die Regel. Gemeinsam wandern ist das Normale; gemeinsame Reisen unternehmen in dieser Frühzeit nur Leute, die aus praktischen Gründen reisen, also eigentlich nicht reisen. Kaufleute, die sich zu mehreren sicherer fühlen, Menschen, die aus geschäftlichen Gründen, um Freunde zu sehen, Eltern wieder einmal aufzusuchen, das schwierige Beginnen auf sich nehmen, von einem Ort zu einem andern zu ziehen.

Es gehört heute zum Begriff des Reisens, daß es nicht von praktischen Gesichtspunkten aus unternommen wird. Die Zwecklosigkeit des alten Wanderns, dort instinktiv bedingt, kehrt hier auf der Stufe der Bewußtheit verwandelt wieder: Eine Reise, die einen praktischen Zweck hat, ist keine „Reise". Denn eine solche muß ihren Sinn in sich selber tragen: der Bildung oder gar sich selber dienen. Wie man wanderte um des Wanderns willen, reist man heute um des Reisens willen. Die Zweckreise des Geschäftsmannes wird nicht umsonst durch ein besonderes Kennwort bezeichnet, von der wirklichen, der richtigen Reise unterschieden. Es gibt Handlungsreisende, es gibt Erholungsreisende, Geschäftsreisende — und Reisende.

Es ist sehr lustig, zu sehen, wie Reisen und Wandern sich im Laufe der Zeiten ihre Hilfsmittel schaffen. Sie sind zweifacher Art, vor allem die des Reisens. Es gehören nicht nur die Methoden und Mittel der Fortbewegung dazu, sondern ebenso auch die Rastgelegenheiten. Der Wanderer braucht, sofern er sie braucht und nicht irgendwo im Freien unter dem Sternenhimmel, in einem Heuschober, einem Stall übernachtet, lediglich die Herberge, die ihm Schutz gewährt vor den Unbilden der Nacht und der Witterung; er braucht das Gasthaus, um dort gelegentlich einmal seinen Hunger, seinen Durst zu stillen, wofern er es nicht vorzieht, Eßbares und Trinkbares selber im Rucksack mit sich zu tragen. Der Reisende braucht mehr. Er braucht nicht nur die Post, den Wagen, die Eisenbahnen, die ihn von Ort zu Ort fahren, er braucht an den Orten, zu denen sie ihn führen, das Hotel. Das Haus, in dem er bequem und behaglich wohnen kann, das ihm das Zuhause ersetzt. Denn er will ja nicht nur übernachten, nicht nur Hunger und Durst stillen; er will wohnen. Der Wanderer fördert bestenfalls die Entstehung und Erhaltung von Herbergen und Wirtschaften; der Reisende schafft das Hotel.

Es ist kein Zufall, daß die Entwicklung des Hotels in großem Maßstab in dem Augenblick eingesetzt hat, in dem das Reisen begann, allgemein üblich zu werden. Gewiß, es gab auch in alten Zeiten Hotels, und der Ruhm der „Drei Mohren" in Augsburg reicht Jahrhunderte zurück. Das Hotel aber als allgemeine Einrichtung, als selbstverständliche Voraussetzung auch des kleinsten Städtchens konnte erst entstehen, als das Reisen seit dem 18. Jahrhundert immer weitere Kreise der gebildeten und bildungssüchtigen Schichten ergriff. Diese Entwicklung ist nicht nur eine Folge der technischen Entwicklung der Verkehrsmittel: sie geht ihr parallel. Die Erfindung der Eisenbahn wie die Entstehung wohnlicher Gaststätten überall da, wo der Reisetrieb die Menschen hinführte, sind Erscheinungen, in denen sich dasselbe seelische Bedürfnis, das mit dem 18. Jahrhundert aufkam, eben die neue Reiselust, zugleich dokumentiert und sich die Mittel zu ihrer Verwirklichung schafft.

*

Man hat diese im 18. Jahrhundert immer stärker hervortretende Lust am Reisen zur einen Hälfte mit der Aufklärung als dem wesentlichsten Bildungselement, zur andern mit Rousseau und dem neuerwachten Trieb zur Natur in Beziehung gesetzt. Sicher mit Recht; denn der Bildungsfaktor im modernen Reisen hätte allein lediglich zum Besuch von Städten und Sehenswürdigkeiten geführt. Die Sehenswürdigkeiten der Natur, Berge und Wälder, Meer und Gebirge, mußten ebenfalls erst als Faktoren der seelischen Bildung entdeckt werden, ehe sie als Reiseziele in den Vordergrund treten konnten und nicht nur als Begleiterscheinungen des Unterwegs oder als Nebensächlichkeiten den Wandernden überlassen wurden.

Eine Geschichte des modernen Naturgefühls ist noch nicht geschrieben worden. Wer sich einmal an dieses Unternehmen heranwagt, wird nicht vergessen dürfen, welch eine wichtige Rolle in der Entstehung dieses für die heutige Seele so unendlich bedeutsamen Lebensfaktors die Hotels gespielt haben. Es ist kein Paradoxon, sondern nur die Feststellung einer Tatsache, wenn man behauptet, daß die moderne Entdeckung der Natur zur Hälfte durch die Entstehung und Schaffung des modernen Hotels ermöglicht worden ist. Die Schönheit selbst der Alpen ist erst eine Entdeckung des 18. Jahrhunderts, d. h. einer Zeit, in der die ersten vernünftigen, brauchbaren Hotels entstanden sind.

Es wird Leser geben, die diese Behauptung als Blasphemie mit Entrüstung zurückweisen. Mit Unrecht. Die Natur ist da, wo sie noch Natur ist, d. h. Gegensatz zu aller Kultur und von ihr vollkommen unberührt, eine wilde, harte, dem Menschen feindliche und ganz unsentimentale, Gefühle durchaus nicht berücksichtigende Angelegenheit. Menschen, die in ständiger Beziehung zur Natur leben, Bauern, Fischer, Gebirgler, besitzen nichts von einem romantischen, gefühlsbedingten Verhältnis zu ihr, sondern haben lediglich eine sachliche, auf gesunder Gegnerschaft beruhende Beziehung. Man stelle einen Menschen ohne die Hilfsmittel der Kultur, wie man es mit den Soldaten im Kriege machte, in die Natur zurück, setze ihn ihr — es sei, wo es sei — vollständig aus, ihrer Freundlichkeit wie ihren Launen, der Sonne wie dem Regen, der Hitze wie dem Frost — und vom Naturgefühl, selbst wenn es vorher schon in ihm vorhanden war, bleibt nichts: er kehrt zur Sachlichkeit des mit der Natur lebenden Landmenschen zurück. Naturgefühl, Romantik, Erlebnis der Landschaft, des Gebirges und seiner Schönheit ist Kulturangelegenheit, d. h. eine Sache eines Lebensüberschusses, etwas, das sich erst ergeben kann, sobald die Kraft des Lebens nicht mehr vollkommen aufgebraucht wird im Kampf um das Leben mit der Natur, sondern sich irgendwo zu sammeln vermag. Die Becken aber, die eine solche Sammlung von Kraftüberschüssen ermöglichen, selbst in der Natur ermöglichen, sind die Hotels. Es klingt blasphemisch und ist doch so: die schönste Landschaft nach einer im Freien verbrachten, durchfrorenen Nacht, in der es geregnet hat, ohne anderes Frühstück als den berühmten Sonnenaufgang und ein Stück trockenen Brotes aus freier Faust — sie ist nichts als ein gleichgültig feindliches Konglomerat von Bäumen, Gras, Steinen, ansteigenden Wegen, auf denen man transpiriert, absteigenden, die schmutzig sind, und was dergleichen mehr ist.

Hat man dagegen die Nacht in der unwirtlichsten Gegend in einem guten Hotel verbracht und tritt, wohlausgeschlafen und ein gutes Frühstück im Magen, hinaus in die regengeklärte, frische Morgenluft, wenn die Tropfen noch von den Bäumen fallen und über Bergen und Wäldern der Kampf zwischen Sonne und Wolken anhebt — dann fühlt man auf einmal die ganze Herrlichkeit des Draußen, erlebt die Welt rein an sich ohne Beziehung zu den Aufgaben, die ihre Bewältigung dem Menschen stellt. Natur wird Glück, und Einssein mit ihr Erlebnis des eigenen wie des fremden Lebens. Und das alles lediglich auf der Grundlage des Überschusses, den das gute Frühstück und die durchschlafene Nacht gegeben haben. Metaphysik des Hotels: ohne seine Hilfe wäre Rousseau längst vergessen und die Romantik des Gebirges überhaupt noch nicht entdeckt. Das Reisen hätte sich im wesentlichen nach der Seite seiner Bildungskomponenten entwickelt, und die Menschheit wäre infolgedessen noch mehr verblödet und noch ärmer geworden.

Das Hotel, das Hotel im Freien, das vielgeschmähte Hotel auf Bergen und irgendwo in der unberührten Unwirtlichkeit der Natur, hat dem Menschen in aller Stille dazu verholfen, auf dem Umweg über das Reisen den Rückweg zum Glück des Wanderns zu finden. Was sonst nur Knaben und Jünglinge sich errangen, die im Bewußtsein ihrer Kraft und im Glück des Morgens ihres Daseins wandernd die Natur eroberten, das schenkt das freundliche Hotel heute selbst den Frauen, ohne daß sie von ihrer Schönheit und dem Schmuck ihrer äußeren Erscheinung auch nur das mindeste an Lodenrock und Nagelschuh abtreten müssen. Reisen und Wandern, einst eng verschwistert, dann durch die Erfindung der Eisenbahn, des Automobils feindlich getrennt, kommen hier am Ende der Kurve wieder zusammen: der Wanderer und der Reisende landen beim gleichen Erlebnis.

Aus dem Karwendelgebirge: Die Laliderer Wände im Abendlicht.

Nach einem Gemälde von Adalbert Holzer.

Die Deutsche Verkehrs-Ausstellung in München

Der Leuchtturm. Erbaut von Regierungsbaumeister Harbers.

Eine Ecke in der Wissenschaftlichen Abteilung für Luftfahrt.

Auf dem Gelände der Deutschen Verkehrsausstellung in München, draußen hinter der bekannten Oktoberwiese, erhebt sich ein 41 m hoher Aussichts- und Leuchtturm, der abends seine Strahlen weit hinaus in das Land sendet, die Bergkette der Bayerischen Alpen aufleuchten und wieder verschwinden läßt und die Felsen der Zugspitze bestrahlt. Im modernen Luftverkehr werden die Leuchttürme des Binnenlandes einst ihre Rolle spielen. In München hat man dem Leuchtturm auch ein Geläute von drei schweren Glocken aus Gußstahl gegeben, die von Zeit zu Zeit ihren harmonischen Dreiklang erschallen lassen. Die beiden 100 m hohen eisernen Gittertürme der drahtlosen Sendestation geben der Ausstellung ebenfalls einen äußeren Stempel. Die Reichweite kommt derjenigen Nauens gleich. Die Reichspostverwaltung zeigt uns dann in großen Hallen die neuesten Errungenschaften der Technik im Telegraphen- und Postbetrieb. Auch die fortschreitende Mechanisierung wird uns vor Augen geführt. Diese große Paketverteilungsturbine wirkt symbolisch: von der großen Verteilungsturbine der Natur werden wir Menschen jeder auf seinen Platz gestellt. Flugzeug und Automobil machen der Eisenbahn das Leben schwer. Die Luftfahrt wird vom Feinde niedergehalten, das Automobil stöhnt unter der Steuerlast, aber es nimmt den Kampf auf, und auch die deutsche Automobilindustrie geht zum Serienwagen über. Die Binnenwasserstraßen melden wieder ihre Existenzberechtigung im modernen Verkehr an; es entstehen die großen Wasserverbindungsstraßen vom Rhein zur Donau, von der Ruhr zur Nord- und Ostsee, und vom Meer nach dem Süden. Und in Verbindung damit wachsen die großen Kraftwerke und stützen die neue Dynastie auf den Schienen, die elektrischen Lokomotiven. Aber auch sonst macht die Eisenbahn gewaltige Anstrengungen, wie wir auf den Gleisen des weiten Ausstellungsbahnhofes sehen. Da sind all die vielen neuen Typen von Lokomotiven und Wagen. In einer besonderen Halle finden wir die modellmäßige Darstellung der modernen Bahnhofsanlagen; der Darstellung eines vollkommenen Eisenbahnbetriebes dient ein großes elektrisch betriebenes Eisenbahnmodell mit Hafenbahnhof, Güterbahnhof, Verlade- und Verschiebebahnhof. Eine Liliputbahn mit einer kleinen Schnellzugslokomotive führt den Besucher durch das ganze Ausstellungsgelände. In der Abteilung Seeverkehr erhalten wir ein Bild von dem neuen großen Aufschwung, den Deutschlands Anteil an dem Verkehr über See trotz Versailles wieder nimmt. Im ganzen eine lückenlose Spiegelung der gewaltigen Fortschritte des Verkehrs, wie sie bisher noch nicht geboten wurde.

Ewald Beckmann, München.

Blick vom Leuchtturm auf das Ausstellungsgelände und die beiden je 100 m hohen Funktürme. Im Hintergrund das Stadtbild von München. — Im Oval: Die Erdkugel in der Haupthalle. Dieses Werk des Professors Wackerle zeigt Darstellungen des Verkehrs und wird von allegorischen Figuren aus Terrakotta getragen.

Wanddarstellungen im Ausstellungsraum „Presse und Verkehr".

Auf dem Gelände des Ausstellungsbahnhofes.

Hauptbahnhof der Liliputeisenbahn, die rund um das Ausstellungsgelände fährt.

Das vielbewunderte Modell einer Verkehrsanlage, das den Mittelpunkt in der großen Haupthalle der Ausstellung bildet.

Aus der Deutschen Verkehrsausstellung zu München.

Nach Zeichnungen von Albert Reich.

Aus den Kindheitstagen der Eiſenbahn

Von Hanns Derſtroff

Die Eröffnung der erſten Eiſenbahn zwiſchen Nürnberg und Fürth am 7. Dezember 1835. Wandgemälde von Prof. Heinrich Heim im Deutſchen Muſeum zu München.

Der erſte Dampfeiſenbahnzug für den öffentlichen Verkehr zwiſchen Stockton und Darlington in England. 1825.

Die Geburtsſtätte des „iron horse“ — wie man in Killingworth die erſten Stephenſonſchen Lokomotiven nannte — liegt in England. Die erſte Mitteilung über eine Lokomotivfahrt ſtammt vom 15. Februar 1804. Damals ließ Trevithik infolge einer Wette einen „tram waggon“, der eine Laſt von 25000 kg ſchleppte, über die Schienen laufen.

Im Jahre 1813 baute dann Hedley den „Puffing billy“, jene Maſchine, die uns Heutigen ein Lächeln entlockt, wenn wir ſie im Keſington-Muſeum in London oder wenn wir ihre Nachbildung preßluftbetrieben im Deutſchen Muſeum in München ſehen; und doch hat dieſe alte Lokomotive 49 Jahre lang bis 1862 in Bergwerken ihren Dienſt getan.

In Deutſchland war die erſte Lokomotive nicht jener aus Stephenſons Fabrik bezogene „Adler“, der ſich 1835 dem Geleis der Nürnberg-Fürther Bahn vermählte, ſondern ſchon 1816 gab ein ſolches Wundertier, nach engliſchem Muſter von der Königlichen Eiſengießerei Berlin gebaut, auf einer Rundbahn ſeine Vorſtellung. Später iſt dieſe Lokomotive in Königshütte verſchollen. Ihr Bild blieb uns erhalten auf einer der damals üblichen gegoſſenen eiſernen Glückwunſchtafeln zum Jahreswechſel, die von der Königlichen Eiſengießerei verſandt wurden.

Die erſte Bahnſtrecke mit regelmäßigem, wenn auch vorzugsweiſe Güterverkehr wurde 1825 in England von Stockton nach Darlington eröffnet; meiſt haben Pferde die Wagen gezogen. Erſt das Jahr 1829 brachte mit Stephenſons genialer Maſchine „The Rocket“ den endgültigen Sieg des Eiſenbahngedankens. In dieſem Jahr fand am 8. Oktober bei Rainhill das denkwürdige „Wettrennen der Lokomotiven“ ſtatt, das ſo manchen ſatiriſchen Zeichnergriffel der damaligen Zeit in Bewegung ſetzte. Stephenſons Lokomotive ſchlug in dieſem Derby der „iron horses“ alle Konkurrenten: mit angehängten Wagen fuhr ſie mit einer Geſchwindigkeit von 46 Kilometer-Stunden, und ohne Belaſtung erreichte ſie ſogar eine Höchſtgeſchwindigkeit von 56 Kilometer-Stunden.

Nun war die Entwicklung der Eiſenbahn nicht mehr aufzuhalten, und am 15. September 1830 wurde zwiſchen Mancheſter und Liverpool die erſte Bahnſtrecke, wie wir ſie heute kennen, mit Brücken und Tunnels, Dämmen und Signalen eröffnet. Dieſe Großtat des Bahnbauers Stephenſons war eine ſchmetternde Fanfare des Verkehrs, den Beginn einer Entwicklung anzeigend, die von den meiſten Zeitgenoſſen des genialen Bahnbauers nicht vorausgeahnt wurde. Welche Schwierigkeiten hat man Stephenſon nicht bereitet, welche törichten Fragen wurden im Kreuzverhör des Abgeordnetenausſchuſſes nicht an ihn geſtellt! „Nehmen wir an,“ ſagte ein Ausſchußmitglied, „es komme bei einer Geſchwindigkeit von 14 oder 16 km (von mehr durfte ſchon gar nicht geſprochen werden. D. V.) eine Kuh der Maſchine in den Weg; glauben Sie nicht, daß das recht peinlich ſein würde?“ — „In der Tat,“ war die Antwort, „recht peinlich . . . für die Kuh!“ — „Werden die Pferde auf der Landſtraße nicht ſcheu werden,“ fragte ein anderer, „wenn ſie den rotglühenden Schornſtein ſehen?“ — „Ich hoffe,“ antwortete Stephenſon, „die Pferde werden denken, daß der Schornſtein nur rot angeſtrichen ſei

III. Wagenklaſſe.

II. Wagenklaſſe.

Einer der erſten amerikaniſchen Pullman-Schlafwagen. Um 1859.

I. Wagenklaſſe.

Sonderfahrt zum Rennen um 1854.

Eine der ersten Eisenbahnen in Nordamerika. 1831.

und werden ruhig bleiben.“ Trotz all dieser Einwände trugen am 15. September 1830 acht von Stephenson in Newcastle gebaute Lokomotiven 600 Personen, unter ihnen den Herzog Wellington und Robert Peel, den Staatssekretär, von Liverpool nach Manchester. Alle Lokomotiven und alle Wagen hatten Namen wie „Northumbrian“, „Traveller“, „Wellington“ u. a. Die Dächer der Wagen, soweit sie gedeckt waren, trugen das Gepäck der Reisenden. Die vornehmsten Fahrgäste hatten, wie es noch längere Zeit üblich war, ihre eigenen Kutschen auf Plattformwagen setzen lassen, die Wagen der anderen Wagenklassen waren teils ungedeckt, teils fensterlos. Die Güterwagen glichen Vogelkäfigen, da man sie der größeren Leichtigkeit wegen nur aus Gitterstäben zusammengesetzt hatte.

In Deutschland waren Harkort und Friedrich List die Vorkämpfer der Eisenbahn. Zunächst wurden einige kleine Schienenwege für den Pferdebetrieb in Westfalen gebaut. Die erste Dampfbahn lief zwischen Nürnberg und Fürth. Sie dankt ihr Entstehen vor allem einem Nürnberger Bürger, Johannes Scharrer, der den Vorschlag des bayerischen Oberbergrats v. Baader aufnahm, Nürnberg und Fürth mit ihrem regen Warenaustausch und Menschenverkehr durch eine Eisenbahn zu verbinden. Diese erste Bahn auf deutschem Boden, die Ludwigsbahn, wurde ebenso heftig bekämpft wie die ersten englischen Bahnen. Die Zeit war eben noch nicht reif für die Pläne weniger genialer Männer. Nur so ist es verständlich, wenn in jenen Tagen ein Bayerisches Obermedizinalkollegium folgendes köstliches Gutachten abgibt: „Die schnelle Bewegung muß bei den Reisenden unfehlbar eine Gehirnkrankheit, eine besondere Art des delirium furiosum erzeugen. Wollen aber dennoch Reisende dieser gräßlichen Gefahr trotzen, so muß der Staat wenigstens die Zuschauer schützen, denn sonst verfallen diese beim Anblick des schnell dahinfahrenden Dampfwagens genau derselben Gehirnerkrankung. Es ist daher notwendig, die Bahnstrecke auf beiden Seiten mit einem hohen dichten Bretterzaun einzufassen.“ — Als der erste Zug am 7. Dezember 1835 mit dem Engländer Wilson auf dem „Adler“ über die Schienen nach Fürth rollte, da erkrankten einem hohen Obermedizinalkollegium zum Trotz weder die Fahrgäste noch die Zuschauer an jenem schaurigen delirium furiosum — es sei denn, daß man die rauschende Begeisterung ein solches nennen will.

„Verdammter Wind! Der Hut ist zum Teufel!“

„Mein Herr, Sie haben vier Stationen verschlafen!“
Nebenstehend: Und dennoch zu spät!

Interessant sind die Verhaltungsmaßregeln für Fahrgäste, wie sie auf deutschen und österreichischen Bahnen jener Zeit ausgegeben wurden. Sie warnten, ja nicht die Beine unter die gegenüberliegenden Sitze zu stecken oder sonst ein Glied des Körpers an seiner Beweglichkeit zu hindern, weil bei jedem raschen Geschwindigkeitswechsel Knochenbrüche oder Quetschungen die Folge seien.

Heute speisen die Gäste im Wagen oder schlafen im frischen weißen Bett, in rasender Fahrt über die Schienen getragen. Heute umspannt das Netz der Schienen — 1200000 km — den Erdball, und die Züge stürmen mit Geschwindigkeit von 100 und mehr Kilometer ihren stählernen Pfad dahin. Jagende Fahrt tötet den Raum, und auch in uns noch lösen jene vor bald 100 Jahren geschriebenen Sätze ein Mitklingen aus, jener Bericht eines Augenzeugen der ersten Fahrt auf der Strecke Manchester-Liverpool im Jahre 1830, den uns Max Maria von Weber übermittelt: „Man mag vom Pol zum Äquator, von der Straße von Malakka bis zum Isthmus von Darien reisen und wird nichts so Bewunderungswürdiges sehen wie diese Eisenbahn. Die Donner der Ausbrüche des Vesuv und Ätna, die Konvulsionen der Natur bei einem Hochgewitter erschüttern durch ihre Größe, drücken aber den Stolz des Menschen tief darnieder, während die Szenen, die wir hier vor uns sehen, und die sich in ihrer Macht nicht würdig beschreiben lassen, ein hohes Selbstgefühl und eine Bewunderung der Geisteskraft des Menschen entwickeln, intensiver und lebendiger als alle Produkte der Poeten, der Maler und Philosophen.“

„Meine Herren, vier Personen müssen Platz haben!“

Momentbilder von der Eisenbahn aus der guten alten Zeit. Nach zeitgenössischen Darstellungen aus der „Illustrirten Zeitung“ von 1844.

Zwei Jahre später, 1837, wurde in Leipzig der erste Bahnhof eröffnet, jener kleine Vorgänger des heutigen Leipziger Hauptbahnhofs, der mit seinen gewaltigen Anlagen und seinen 26 Gleisen einer der größten Europas ist.

Und wieder ein Jahr später lief der erste Zug in Preußen von Berlin nach Potsdam. Friedrich Wilhelm IV., damals noch Kronprinz, sprach die prophetischen Einweihungsworte: „Diesen Karren, der durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf!“

Spottbild aus dem Jahre 1828 auf die Einführung von Dampfwagen. Ehedem Utopie — heute alltägliche Wirklichkeit in Gestalt von Kraftwagen und Motorrädern!

Ruine und Dorf Ulmen am Ulmener Maar (Eifel).

Im Oval:
Am Badersee in Oberbayern.

Unten links:
Blick auf die Marksburg bei Braubach am Rhein.

Der Regenstein bei Blankenburg im Harz.

Unten Mitte:
Im Bärental am Feldberg (Schwarzwald).

Unten rechts:
Im Kurgarten zu Wiesbaden.

Unser schönes Vaterland.

Nach photographischen Aufnahmen von August Rupp, Berlin

Das Tagewerk des Müßiggangs.

Ein Brief aus dem Seebad.

Von Hans Bauer.

Morgens 8 Uhr — — alles schläft!

Frühstück auf dem Balkon.

Liebste Erika!

Gebirge oder See? Deine Gewissensfrage beantworte ich heute, nach einwöchiger Praxis, mit einem herzhaften: Nur See! Welche Entscheidung freilich Dir mehr einen Aufschluß über meine Neigungen als die endgültige Beseitigung eines Zweifels bedeuten soll. Unrastvolle Wanderer, sportgeisterfüllte Abenteurer, naturbesessene Sonnenaufgangsschwärmer mögen getrost die Berge bevorzugen, für unsereinen, der keinen Ehrgeiz als den kennt, sich während der Ferienwochen zu pflegen und allen Strapazen fernzuhalten, auch denen der genußreichsten Ausflüge, gibt es nur die See als Erholung. Zuweilen fühle ich mich hier in die erste Kindheit versetzt. Nicht in jene, weißt Du, da man die Schulbänke drückte und schon so seine Sorgen hatte, nein, in jene vor dieser, in die Kindheitszeit vor dem ersten Schulgang, als es nur Spielen und Essen gab, und als man wahrhaft frei war. Frei von aller Bekümmertheit und Erkenntnis, von Pflichten und Verblendung. Als man nichts tat, als lebte.

Auch hier gibt es nur eine ewige herrliche Passivität, ein süßes Getragenwerden vom Leben. Man überläßt sich hier dauernd: frühmorgens einem langen Schlaf und des weiteren der Bedienung durch die Kellner und dem Wasser und dem Wind. Ich bin so träge geworden, daß ich schon fast die rhythmische Gymnastik, die ich ein wenig betreibe, und den täglichen Gang zum Friseur als eine beachtenswerte Leistung empfinde. Aber dieser mindestens muß sein, denn sage selbst, ob man mit dem, trotz der Badehaube, vom Tänzchen und vom Spritzkampf im Wasser immer etwas eingeruschelten Haar zum Mittagessen oder gar zur gemeinsamen Mokkastunde gehen kann! Am späten Nachmittag setzt dann die Kurpromenade ein, die Kleiderpromenade, wie sie Adolf nennt, ohne freilich damit den Dingen ganz auf den Grund zu kommen, denn ich möchte sie bei dem regen Informationenaustausch, der dabei gepflogen wird, nicht zuletzt auch als die kultivierte Steigerung und zivilisierte Verfeinerung des heimischen morgentlichen Treppenhausgespräches bezeichnen. Nicht freilich, daß Du denken dürftest, ich hätte mir das Klatschen angewöhnt. Aber man ist doch hier schließlich nicht zum Einsiedler geworden. Man hat neue Leute kennengelernt, Leute, mit denen man sich im Wasser tummelt, mit denen man lustige Stunden verbringt,

Auf dem Wege zum Bade.
Links: Ein Tänzchen am Strande.

Rhythmische Gymnastik.
Links nebenstehend: „Kinder, nur kein Wasser an mein Haar . . .!"

Ein Tag an der See. Nach Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.

Geschwind zum Friseur!

mit denen man immer wieder zusammentrifft. Da ist hier zum Beispiel ein Herr Müller, ein langer Hagerer. Wenn er am Strand mit mir tanzt, dann lachen die anderen immer, denn er ist zwei Köpfe größer als ich. Ich sage Dir, ehe der vor lauter Tasten und Fühlen nach der Temperatur ins Wasser zu bringen ist, da ist es allemal fast Mittag geworden. Aber gestern haben wir ihn kurzerhand reingestoßen, ob er wollte oder nicht. Und siehst Du, über solche Bekannte will man doch in Erfahrung bringen, was sie sozusagen außerhalb des Badeanzugs sind.

Abends gehen wir ins Kabarett oder ins Kurtheater: zu der zweistündigen geistigen nach der vierzehnstündigen körperlichen Erholung. Dann ist das Tagewerk vollbracht, das Tagewerk eines Müßiggangs, der für mich die Voraussetzung zur Ausübung eines nutzbringenden Tagewerks während der ferienlosen Zeit ist. Manchmal nehmen sich die Gedankengänge, die mich zu Hause plagen, die Unverschämtheit heraus, mich auch hier überfallen zu wollen. Aber da kommen sie bei mir gerade an die Rechte, da verkennen sie meine Abwehrenergie. Im Bad tauche ich dann unter Wasser, am Strand drehe ich mich schnell auf die andere Seite, und während der Kurpromenade versenke ich mich intensiv in die Muster der Kleider der Damen. Außer an so erfreuliche Erscheinungen wie an Dich, liebste Erika, habe ich mir hier zugeschworen, an nichts zu denken, was ich zu Hause

Bei der Frisur des Bubikopfes.

zurückgelassen habe. Den Kopf verdrehe ich mir hier prinzipiell nur bei gymnastischen Übungen, und ich belaste ihn mit nichts außer mit der Badehaube, was zu tun Dir dringend anempfiehlt

ewig Deine

Monika.

In strahlender Frische erscheint man zum Essen.

Links nebenstehend:
Ruhe nach Tisch.

Rechts nebenstehend:
Ein Täßchen Mokka in netter Gesellschaft.

Auf der Nachmittagspromenade.
Rechts nebenstehend: Abends im Kabarett.

Ein Tag an der See. Nach Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.

Almsommer.

Mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin.

Bergschafe an der Schneegrenze.

Gäste auf der Alm.

Auf Himmelfahrt habe ich die Alm bezogen mit meinen Bergfreunden Otto und Peter. Zu dieser Alm gehören mehrere verstreut liegende Hütten, und eine davon hat uns der Bauer zur Verfügung gestellt. Wir kennen ihn vom Winter her, als wir mit den Skiern die Gegend erforschten.

„Was beträgt die Miete?"

„Miete? — Betragen? — Mei, gebt's mer halt a Packl Tabak", hatte der Biedere gemurmelt.

So kostet diese möblierte „Dreizimmerwohnung" mit Stall und Schuppen, inklusive Heizung und Bedienung (Die Bedienung sind wir selbst!) — ein viertel Pfund Tabak für die „Saison".

Den beiden Freunden, hier oben „Buam" genannt, obliegen alle Schwerarbeiten. Sie haben Holz zu hacken, Wasser zu schöpfen, Feuer zu entfachen, Bretter zu legen, wenn es gilt, bei anhaltendem Regen den Verkehr mit der Umwelt aufrechtzuerhalten.

Der eine ist ein Maler, und unsere Nachbarn drängen sich, ihm zu sitzen: die Sennen Ägid und Hans, der Galthirt Wastl, das „Kuhmädchen" Philomena.

Der andere, namens Peter, ist ein Doktor in Ferien. Er saugt den Tag lang an seiner Pfeife und läßt sich von der Sonne bescheinen. Bisweilen kuriert er ein wenig in der Gegend umher: den verstauchten Fuß des Galthirten Wastl, die Kuh „Blume" oder den gesprenkelten Widder.

Jungvieh.

Der Bergsteiger am Grat.

Des Morgens badet man im Bergsee oder im Wildbach und sonnt sich zwischen roten Alpenrosen. Der Doktor tut dies eigentlich den ganzen Tag, wenn er nicht gerade Hüttendienst hat. Der Maler aber und ich gehen daran, das Vieh auf der Alm und die wuchtige Umwelt der Berge zu studieren.

So haben wir täglich unseren Spaß mit allerlei Menschen und Tieren. Bisweilen suchen wir die Einsamkeit am luftigen Grat und in den Stemmkaminen unserer Hausberge und treiben ernsten Sport. Oder wir ergeben uns hüben und drüben vom Joch auf der steilen Lehne, wo die Edelweiße blühen.

Die „Dreizimmerwohnung" wird eigentlich nur an Regentagen voll und ganz ausgenützt. Meist schneit es dann gegen Abend. Da entfacht der Doktor in dem großen gemauerten Stubenofen eine Höllenglut, in der wir später Brot und Kuchen backen. Man ist richtig zu Hause im Herrgottswinkel und auf der „Kutsche", wie die gepolsterte Ofenbank hierzulande heißt. Nach der Melkzeit kommen oft die Nachbarn zum „Heimgarten".

Mag es aber noch so lange regnen, schneien und stürmen — immer noch hat sich die Sonne eines Morgens aus letzten Schlechtwetternebeln geschält und den Schnee wie in Nichts aufgelöst. Dann leuchten alle Blumen doppelt rot, gelb und blau, die Herden ziehen höher gegen das Joch, und wir drei sitzen auf dem Zaun vor der Hütte und freuen uns, daß noch Bergsommer ist.

Lilli v. Weech, Garmisch.

Ein wichtiger Moment in der Sommerfrische: Die Ankunft des Briefträgers.

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Aus der Hotelperspektive

Von Karl Escher
Illustriert von Hans Hähnel.

Jetzt, da ich mich hinsetze, um die nachfolgenden schönen und lesenswerten Betrachtungen hinzuschreiben, merke ich, daß das Wörtlein „Hotelperspektive“ durchaus zweideutig ist. Es ist nämlich gar nicht gleichgültig, ob der Hotelgast das Perspektiv ansetzt oder die Hotelangestellten. Die Herren Besitzer, Direktoren und sonstige Führer des Hotels bis zu dem nunmehr kinomäßig berühmt gewordenen „letzten Mann“ im Waschraum („Der Alte sorgt für Reinlichkeit, drum gebt ihm eine Kleinigkeit“), sie alle sehen die ganze Welt tagtäglich aus der Hotelperspektive an, während wir übrigen Lebenden das für gewöhnlich nur ein paar Wochen lang im Jahr tun, wobei wir dann auch nur einen kleinen Bruchteil unseres Planeten von dem ungewohnten Blickpunkte aus betrachten.

Da wir uns selber gemeinhin für viel beachtenswerter als alle übrigen Lebewesen halten, so werde ich natürlich das hotelperspektivische Weltbild des Gastes ausführlicher und philosophischer darstellen müssen als das der Wirte (und was daran hängt und baumelt). Das aber muß ich unbedingt erst bemerken, daß es eine ganz besondere Sensation ist, Objekt hotelperspektivischer Betrachtungen zu sein! Man soll sich beileibe nicht einreden, daß jeder Portier, Kellner oder Hausknecht ein ausgepichter Psycholog oder formvollendeter Detektiv ist; wenn er einem neuen Gast sofort bis in die tiefsten, verstaubtesten Falten seiner Seele schaut und sogleich weiß, ob einer ein Filz oder ein Verschwender ist, ein Misanthrop oder ein lustiger Bruder, richtig verheiratet oder nicht, Bankdirektor oder Defraudant, so braucht kein Mensch darüber weiter erstaunt zu sein: die Herren haben eben ihre langjährigen Erfahrungen. Und handeln danach.

Außerdem glaube ich bestimmt, daß die Hotelangestellten in der ganzen Welt eine geheime Verständigungsmöglichkeit haben, mit der sie sich Botschaften über den einzelnen Hotelgast zuschicken; Warnungen und Hinweise auf die guten und bösen Charaktereigenschaften des Reisenden. Wenn mich nicht alles täuscht, geschieht das mit den bunten Zetteln, die sie auf die Gepäckstücke der Hotelgäste kleben, Zettel, die ganz harmlose Aufschriften tragen: etwa Astoria-London, Elite-Cannes, Baur au Lac-Zürich, und so weiter, und auf die man gemeinhin sehr stolz ist, weil sie jedermann ankünden, daß man über Leipzig und Bremen hinaus die Welt kennt. Also: ich glaube, daß diese Zettel nach einem höchst raffinierten Esperanto-System auf die Gepäckstücke geklebt werden, so daß sie jedem, der in die Mysterien des Hotelbetriebes eingeweiht ist, sogleich verraten, was mit dem Inhaber der Gepäckstücke los ist.

Die Anspruchsvolle im Kreise dienstbarer Geister.

Des zum Beweis will ich unter der Voraussetzung strengster Verschwiegenheit folgendes erzählen: Im vergangenen Herbst kam mein Freund Edgar zu mir und bat mich, ihm meinen flachen Lederkoffer zu leihen, einen sogenannten Coupékoffer, da er eine zwei Wochen lange Reise unternehmen wollte. Augenzwinkernd vertraute er mir an, daß er nicht allein zu fahren gedächte ... Pünktlich bekam ich meinen Koffer zurück, geschmückt mit vielen bunten Etiketten, aus denen ich Edgars Reiseroute bequem ablesen konnte: Nürnberg, Augsburg, München, Bozen, Meran. Ich muß sagen, ich war ein bißchen stolz auf meinen Koffer. Aber mit Unrecht. — Im Winter reiste ich mit meiner Frau ins Gebirge. Und nahmen unsern weitgereisten Koffer mit. Und nun geschah dies: in jedem Hotel wurden wir mißtrauisch angesehen, abgewiesen und sogar fortgeschickt, und wenn wir schon aufgenommen wurden, bekamen wir zwei kleine, elende Zimmerchen, die ganz weit auseinanderlagen. Wir konnten uns diese Unfreundlichkeit von seiten ganz fremder Menschen gar nicht erklären, von Menschen, die doch eigentlich von Berufs wegen nett sein müssen, und denen wir nur Gutes tun wollten ... bis wir uns einmal auf einem Ausflug verspäteten, den Zug versäumten und ohne weiteres Gepäck in einem Hotel landeten, allwo wir mit größter Herzlichkeit aufgenommen wurden! Da dämmerte es uns schaurig auf: die sprechenden Etikette an unserm Koffer! Edgars Etikette! Für seine Sünden mußten wir büßen! Er war nicht ganz richtig verheiratet auf Reisen gegangen, das wußten wir — aber ob er nicht auch sehr mit Trinkgeldern geknapst hatte, ob er sich nicht mit verschiedenen Portiers verkracht, die Rechnungen beanstandet, die Weine schlecht gefunden hatte, die Zimmer bemäkelte, die Hausknechte beschimpfte ... das wußten wir nicht genau, aber wir glaubten es bestimmt. Und am nächsten Tag lösten wir gemeinsam die verräterischen, verleumderischen Papierfetzen von unserm Köfferchen ab — und uns ging's besser seitdem!

Genug. Reden wir von der Hotelperspektive des Gastes. Der ideale Hotelgast sieht die ganze Stadt mit allem, was sie an Sehenswürdigkeiten birgt, nebst ihrer engeren Umgebung überhaupt nur als Anhängsel zu seinem Hotel an. Entspricht das Hotel seinem Geschmack, so gefällt ihm auch der Ort oder das ganze Land. Wie viele, die einen „Trip“ durch Europa machen, sehen von diesem beachtenswerten Erdteil nur zwei, drei Dutzend Hotels. Und sind von ihren Reiseeindrücken sehr befriedigt. Von dieser Gemütsverfassung aus — wollen wir mal sagen — betrachtet, ist Europa ja auch ein sehr angenehmes Ländchen. Aus dieser Hotelperspektive gesehen, gibt es keine politischen und keine gesellschaftlichen Parteien, keine Mißstände und kein Elend.

Einmal fragte ich Frau Margret Hobson aus Oklohama (ihr Herr Gemahl ist der Rasierseifenstangen-Hobson, wissen Sie), wie es ihr in Berlin gefallen habe. — „Oh, Berlin ist eine großartige, sehr komfortable und angenehme Stadt.“ — „Nicht wahr? Die breiten Straßen in Charlottenburg, der gut gepflegte Tiergarten, die eleganten Villen-Vororte, die Kunstschätze, die Theater und Opern!“ rief ich aus. Sie aber meinte: „Wissen Sie, ich kann nicht alles behalten, was ich in Ihrem Land sehen muß, aber das Hotel in Berlin — first class; ich bin in den drei Tagen, die ich in Berlin war, gar nicht fortgegangen; im Hotel gab's ja alles, was ich brauchte. Berlin ist eben eine ganz moderne Stadt.“ —

Es gibt auch weniger ideale Reisende, die das Hotel als notwendiges Übel ansehen. Was übrigens eine Gedankenlosigkeit ist. Es sind sehr wählerische Hotelgäste, denn sie wählen unaufhörlich das Hotel aus, das ihnen am billigsten Unterkunft zu gewähren gewillt ist. Und wundern sich dann noch, wenn sie es nicht so gut und bequem haben, wie sie es sich in ihren kühnen Träumen vorstellten. Sie sind auch die mit Recht gefürchteten Gäste, die stets ein kleines Zimmer im fünften Stock verlangen. Sie sind sehr anspruchsvoll und pflegen gleicherweise die ihnen neue Welt von der Hotelperspektive aus anzusehen. Aber ihr Blick geht weiter, sehr weit sogar. Sie sind zumeist kritisch veranlagt und halten mit ihrer Kritik nicht hinterm Berge. Der Weg zu ihrem Zimmer ist ihnen zu lang, dafür finden sie aber das Menü des Mittagsmahles zu kurz; irgendein berühmter Kirchenturm ist weit niedriger, als sie es gedacht haben, aber ihre Wochenrechnung ist viel höher, als sie es vermuteten. So finden sie Ausgleiche — und das tröstet sie noch nicht einmal! In dem billigsten Hotel, das sie auftreiben konnten, fühlen sie sich übervorteilt, und die ganze gerühmte Umgebung, die Stadt mit all ihren Wundern, das ist alles nicht so besonders großartig. Mit ihrem Hotel-Ärger gehen sie los und betrachten die ganze Welt voll Mißmut. Aus ihrer Hotelperspektive heraus ist alles unsympathisch, wobei sie nicht vergessen sollten, sich selber mit einzuschließen.

Das sind keine gern gesehenen, keine beliebten Gäste! Da ist der nette, liebenswürdige und joviale Herr schon ein anderer Kerl, der überall zu Hause ist, für den es eigentlich keine Hotelperspektive gibt, weil er es gewohnt ist, alles von seiner zwar begrenzten, aber doch eigenen Perspektive aus anzusehen. Der genügsame Reisende, der die feste Absicht hat, sich von vornherein wohlzufühlen. Er ist von seinem Hotel begeistert, vom Wirt, vom Zimmerkellner, vom Pikkolo. Leider ist die Begeisterung meistens einseitig, denn er verfügt über alle Menschen, die ihm in den Weg kommen, gibt ihnen Aufträge, fragt sie um Rat, alles Dinge, die er für gratis erteilt und für freundschaftliche Gefälligkeiten hält. Er ist so liebenswürdig in eine wunderliche Hotelperspektive geraten, daß er schließlich in den festen Glauben gerät: Alles, was sich in dem weiteren Umkreis des Hotels befindet, müsse zu seinem kleinen Kämmerchen im Hotel gehören, der Strand und die Berge, die Straßen in der Stadt und die Wälder in der Ferne. Überall fühlt er sich als eingeschriebener Hotelgast und ist gewissermaßen überall zu Hause. Kein Wunder, daß ihm alles gefällt, er aber nicht allen! ...

Die Welt aus der Hotelperspektive! Das ist wahrlich eine wunderliche Welt. Ob sie schön ist oder häßlich? Wer weiß das! Es kommt drauf an, wie man sie von diesem Blickpunkt aus betrachtet. Mir jedenfalls gefällt sie ganz gut; das kommt aber wohl daher, weil ich sie alle Jahre nur einmal vier Wochen lang aus der Hotelperspektive beschauen kann. Aber ich glaube, es würde mir nicht schwer werden, mich auch dauernd daran zu gewöhnen!

Abschiedsparade.

Auf der Seepromenade in Starnberg am Starnberger See (Oberbayern).

Nach einem Gemälde von Edward Cucuel.

Für die Ferienzeit

Kleidsames Mieder zu geblumtem Bauernrock. Trägerin: Fräulein Grossinger. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Rechts: Schottischer, schwarz-grüner Taftbadeanzug. Dazu Gummihaube und Strandschirm. Trägerin: Die Schauspielerin Hedy Pfundmeyer. Modell: Zwieback. (Phot. Zimbler, Wien.)

Die Tänzerin Tilli Losch im Badetrikot. Modell: Zwieback. (Phot. Zimbler, Wien.)

Links: Bestickter hellblauer Badetrikot. Dazu schicke Gummihaube und kleiner Strandschirm. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Zwieback. (Phot. Zimbler, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Die Fahrten des Sanitätsrats Kluge

Novelle von Karl Federn

Der Wagen des Sanitätsrats Kluge stand vor seinem Hause. Die blankgeputzten Braunen schüttelten die Köpfe und ließen das neue Ledergeschirr klirren; die schwarzgelb lackierte Kutsche glänzte; der Kutscher trug den Sonntagsrock. Der Sanitätsrat, der noch sehr jung war für seinen Titel, kam in grünem Frack, weißen Hosen und Stulpstiefeln aus dem Hause; er trug den braunen Havelock über dem linken Arm und seinen Stock in der rechten Hand. Alles war in peinlicher Ordnung, blank und reinlich, wie alles bei ihm und an ihm sein mußte. In seinem glattrasierten, schönen, strengen Gesicht lag ein versonnener Ausdruck.

Inzwischen hatte der Diener den Instrumentenkasten und ein längliches schwarzes Etui in den Wagen gelegt und die Decken zurückgeschlagen. Der Sanitätsrat stieg ein, der Kutscher nahm die Zügel auf, tat einen Zungenschlag, berührte das Handpferd leicht mit der Peitsche, und die Braunen gingen, nicht zu schnell, nicht zu langsam; gut ausgreifend liefen sie durch die Straßen, und so glitten Wagen und Gespann auch durch den schwarzgerahmten Spionsspiegel, der im Fenster der Frau Bürgermeister Pohl hing, und die Bürgermeisterin hob den Kopf mit den grauen Löckchen und sagte: „Der Sanitätsrat fährt zu Frau Sommer!"

Ihr gegenüber saß Annette am Stickrahmen und beugte ihren Kopf mit den vielen braunen Löckchen tiefer auf ihre Arbeit.

„Hans Christian!" rief die Bürgermeisterin.

„Ei gewiß!" sagte ihr Mann ärgerlich und legte die Zeitung weg. „Ist es nicht eine Schande?"

„Und den Kopf trägt er so hoch! Als ich damals, da Othmar die Sache mit der ..." Ein Blick seiner Frau auf die Tochter ließ ihn abbrechen. Im Geiste sah er den starren Ausdruck noch, mit dem der Sanitätsrat damals sein Ansinnen zurückgewiesen hatte.

„Beim Babettchen hat er drei Nächte gewacht", sagte Annette leise. Sie dachte daran, wie er sie selbst als Kind, vor wenigen Jahren, gesund gemacht hatte, und manches kleine Ereignis fiel ihr ein.

„Ja, er hat wohl Pflichtgefühl," meinte der Vater, „aber es fehlt ihm an Wohlwollen."

„Es ist eine Schande", wiederholte seine Frau. Sie sah ihre hübsche Tochter an, die kein Wort mehr sagte. Aber alle drei saßen in Gedanken über den Sanitätsrat, dessen Wagen schon lange vorüber war und bereits durch das Stadttor rollte und dann in den grünen Talweg einbog. Und die Leute, die in der Abendsonne vor ihren Häusern oder an den Gartenzäunen standen und grüßten, oder die aus den Fenstern sahen, wendeten sich zu ihren Frauen oder Angehörigen und machten eine rasche Bemerkung darüber.

Und dies wiederholte sich an jedem Sonnabend seit mehr als einem halben Jahr, denn an jedem Sonnabend, und wenn er einmal verhindert war, an einem andern Abend der Woche fuhr der Sanitätsrat nach dem kleinen Landhause mit den blühenden Rosenstöcken davor, in dem Frau Sommer an ihren guten Tagen — denn ihre erste Jugend war vorbei — selbst wie eine Rose durch den Garten ging.

Drei Herren kamen jeden Sonnabend zu ihr, der Vermesser Antonius, der Hauptmann Scherer und der Sanitätsrat, und in der schönen Zeit sah man sie mit ihr im Garten sitzen und plaudern, Tee trinken oder Boston spielen oder hörte sie aus den offenen Fenstern miteinander musizieren. Sonst aber kam so gut wie niemand zu ihr, und die Frauen blieben alle fern. Sie hatte auch niemanden aufgesucht oder eingeladen, und wie die drei Herren eigentlich zu ihr gekommen waren, wußte man nicht recht. Über die beiden anderen wunderte man sich weniger, denn vom Hauptmann erwartete man manches und von dem Vermesser gar nichts; über den Sanitätsrat wunderte man sich. Aber niemand hatte den Mut, ihm etwas zu sagen, und als eine Dame es dennoch wagte, da hatte der Sanitätsrat nur den Kopf ein wenig gehoben und etwas steif gesagt: „Ich glaubte, Madame, Sie hätten mich zu einer ärztlichen Visite gebeten", und die Fragerin war erschrocken und errötend verstummt.

Und so fuhr der Wagen auch diesen Sonnabend durch den grünen Talweg, und der Sanitätsrat saß, beide Hände auf den rotweißen Porzellanknopf seines Stockes gestützt, sehr gerade darin, bis sie vor der Gartentür angekommen waren, wo er ausstieg, während der Kutscher zum nahen Gasthaus „Zur schönen Hirtin" zurückfuhr, Decken über die Pferde warf, sich in den Garten setzte und wartete, um bereit zu sein, falls nach seinem Herrn geschickt wurde.

Der Sanitätsrat aber ging, den schmalen schwarzen Kasten unterm Arm, an den Rosenstöcken vorüber ins Haus und trat in das dämmernde Blumenzimmer mit den großen offenen Fenstern und dem kühlen Goldfischglas unter dem Blattwerk. Er machte noch in der Tür eine tiefe Verbeugung. Frau Sommer schritt ihm entgegen und reichte ihm erfreut und vielleicht ein wenig errötend die Hand. Er setzte sich und fragte nach ihrem Befinden, nach den Rosen und anderm, und sie erzählte die kleinen Vorfälle der Woche oder auch von einem Buch, das sie gelesen, oder fragte nach seinen Patienten. Dabei arbeitete sie an einer Häkelei oder netzte, und nur wenn sie lebhafter sprach, hörte das Spiel ihrer Finger auf, und manchmal auch, wenn sie zuhörte und die Lippen öffnete und ihre Augen gespannt auf den Redenden richtete. Immer waren Blumen im Zimmer, aber es fiel ihm auf, daß heute deren mehr als sonst auf einem kleinen Tische standen und auch zwei große Bonbonnieren, auf denen buntgekleidete Schäferinnen in Strohhüten mit flatternden Bändern und mit Hirtenstäben in glänzenden Farben zwischen schimmernden Goldrändern leuchteten.

Er ging sogleich darauf zu, sah alles, auf seinen Stock gestützt, an und wendete sich bestürzt nach Frau Sommer um: „Ist heute Ihr Geburtstag?" fragte er.

„Mein Namenstag!" verbesserte sie. Sie hatte ihn lächelnd beobachtet, aber nun wich das Lächeln aus ihren Zügen.

„Daran hätte ich auch denken können!" Er biß sich auf die Lippen, denn andere hatten offenbar daran gedacht. Und in der Verwirrung sagte er: „Gestatten Sie, daß ich wenigstens meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage darbringe!"

„Danke, aber es ist mein Namenstag. — Meinen Geburtstag feiere ich nicht", sagte sie hart. Eine Wolke war über ihr, und da sie eine Frage in seinem Gesicht las, fügte sie zögernd und mit einem leichten Beben in der Stimme hinzu: „An meinem Geburtstag ward ich verheiratet, und an meinem Geburtstag ward ich geschieden."

Es ward ganz still im Zimmer. Der Sanitätsrat schwieg, dann hustete er und stand auf. Er schien die Möbel und Bilder im Zimmer zu betrachten, bis er wieder vor den Geschenken stehen blieb. Auf dem gleichen Tischchen stand eine kleine Miniatur, die sie selbst vorstellte. Frau Sommer folgte ihm mit den Blicken, aber als er sich wieder umwandte, fielen ihre Augen auf ihre Arbeit, und die Finger spielten rasch und zierlich wie vordem.

Da sprach er von den Raupen, die den Waldbestand bedrohten.

Und dann klingelte es; ein leichtes Stirnrunzeln des Sanitätsrats war in der Dämmerung nicht sichtbar. Der Hauptmann Scherer trat ein, rot und kräftig unter weißen Haaren, mit einem lauten Scherz, und küßte Frau Sommer die Hand, und mit ihm kam Antonius, lang, mager und mit unzähligen kleinen Falten in dem immer lächelnden, weder jung noch alt aussehenden, rasierten Gesicht, und Frau Sommer dankte den beiden Herren für ihre Geschenke, und das Gespräch wurde laut. Nur der Sanitätsrat saß still da und redete kaum mit.

Das Mädchen brachte den Tee. Frau Sommer füllte die gelben Tassen aus dünnem Porzellan, auf denen kleine blaue oder lilafarbene Chinesen standen oder liefen. Dann setzte Frau Sommer sich ans Klavier, Herr Antonius zog seine Flöte aus dem seidengefütterten Kästchen, und der Sanitätsrat entnahm die seine dem schwarzen Behälter, den er mitgebracht hatte. Das Trio begann mit großem Ernst. Als es beendet war, sang Frau Sommer zu ihrem eigenen Spiel, und gelegentlich fiel der Hauptmann mit seiner tiefen Männerstimme ein. In den Pausen, wenn gesprochen wurde, ging der Sanitätsrat im Zimmer auf und ab. Jetzt blieb er im dunkleren Teil des Zimmers vor einem Glasschränkchen stehen, in dem zierliche kleine Gegenstände, Andenken und Geschenke, schön geordnet lagen; eines der Türchen stand offen, und er nahm das eine oder andere Stück heraus und betrachtete es. Er hatte eben eine Dose geöffnet und auf der Innenseite des Deckels ein Porträt entdeckt.

„Wer ist das?" fragte er, ins Licht zurücktretend.

Alle drei Männer sahen, wie Frau Sommer blutrot wurde, als sie antwortete: „Der Erbprinz Franz Ludwig."

Alle drei schwiegen. Eben schlug es zehn Uhr, und wie jedesmal standen die Herren auf und empfahlen sich. Sie erneuten zum Abschied ihre Glückwünsche, aber irgendwie gingen alle drei nachdenklich fort, und auf dem Wege zur „Schönen Hirtin" sprachen sie kaum ein Wort miteinander. Der Sanitätsrat nahm die beiden anderen eine Strecke in seinem Wagen mit, bis ihre Wege sich trennten. Auf seinem Zimmer angekommen, trug er die ärztlichen Besuche des Tages in sein Buch ein. Hierauf ging er in unruhigen Gedanken auf und ab, seufzte einigemal tief; dann löschte er die Lampe aus, setzte sich ans Fenster, vor dem die laue dunkle Nacht über den Gärten lag, und sah lange hinaus, ehe er zur Ruhe ging.

Drei Tage später saß er in der „Ressource" neben der Gattin des Bürgermeisters und sprach mit ihr. Er war spät gekommen und beteiligte sich nicht am Tanz, auch nicht am Kartenspiel der älteren Herren. Die Blicke der Bürgermeisterin folgten ihrer Tochter, die im weißen Ballkleid mit kurzen Puffärmeln, mit einem Kranz von kleinen Rosen im Haar so reizend aussah, daß selbst ihr Vetter Othmar ihr seine Anerkennung nicht versagte, als er sie zur Contredanse aufforderte. Und obwohl er es in herablassender Weise tat und sie spöttisch antwortete, war sie darüber erfreut. Kein anderer hatte so hübsch gelocktes Haar; trotz der Hitze trug er zwei Westen, die obere aus zartem Wildleder, die untere aus pfaublauer Seide, und unter der engen Hose über den Schuhen mit den großen Schleifen waren die gestreiften Seidenstrümpfe sichtbar. Beide kamen jetzt heran; die Mutter steckte Annettens Frisur fest. Othmar verbeugte sich vor dem Sanitätsrat, der steif dankte und dem Paar stirnrunzelnd nachsah.

Beim nächsten Tanz hatten die Damen zu wählen, und Annette knickste vor dem Sanitätsrat. Im schwarzen Frack und in Seiden-

strümpfen sah er sehr gut aus. Er tanzte mit gemessener Anmut, dann promenierte er auf Annettens Bitte in dem kühleren, offenen Gang mit ihr auf und ab und führte sie zuletzt an den Tisch ihrer Eltern zurück, die schon zu speisen begonnen hatten.

Das hübsche Mädchen saß gedankenvoll. „Ich habe Ihre Manöver beobachtet, Annette," hatte der Sanitätsrat gesagt, „junge Mädchen sollten nicht so kokett sein!"

„Wer soll dann kokett sein?" hatte sie lächelnd geantwortet; sie hatte nicht anders können.

Er lächelte auch, wurde aber wieder ernst. An einem Pfeiler lehnte Othmar Pohl, den Hut an der Hüfte, das eine Bein vorgesetzt, und zeigte seine tadellose Figur, sein hübsches Gesicht, das gelangweilt aus der hohen Halsbinde sah.

„Das ist ein platter und dennoch ein gefährlicher Bursche", hatte der Sanitätsrat im Vorübergehen gesagt.

Annette wußte, warum der Sanitätsrat ihren schönen Vetter so hart beurteilte, wenn sie es gleich nicht wissen durfte. Sie hatte das Mädchen gekannt und wußte genau, wie sie abgefunden worden war. In diesem Punkte kannte der Sanitätsrat keine Gnade.

All dies ging ihr jetzt durch den Kopf, und sie sprach kaum ein Wort.

Als der Sanitätsrat sie in den Speisesaal geführt hatte, waren sie an dem Tische vorübergekommen, an dem der Hauptmann Scherer mit anderen Herren beim Burgunder saß. „Sapristi!" hatte der Hauptmann gerufen; der Sanitätsrat hatte ihn gar nicht bemerkt. Sie sahen neugierig nach dem Tische des Bürgermeisters hinüber, wo Annette jetzt dem Sanitätsrat Geflügel vorlegte und sein Glas mit Rheinwein füllte. Er mußte irgendeine Bemerkung gemacht haben, denn sie sahen das Kind bis zu den vielen braunen Löckchen an den Schläfen erröten.

„Das sieht nach Freierei aus", sagte der Domänendirektor.

„Das wäre ja Fahnenflucht!" rief der Hauptmann. „Ein so süperbes Weib!" Der dunkelrote Wein schaukelte im Glas, und die Flaschen klirrten leise aneinander.

Der Forstmeister, der auf der anderen Seite neben ihm saß, stopfte seine Pfeife. „Mancher zieht eben das Kälberne vor", sagte er paffend, während er sie anzündete.

So kam es, daß in den nächsten Tagen ein Gerücht sich in der Stadt verbreitete, rasch wie mit scharfen Glöckchen und Schellengeklingel von Weiberzungen, das bis in das kleine Haus in der Waldstraße drang.

Frau Sommer, die, einen Turban um die Stirn gewickelt, ihre Blumen begoß, als das Mädchen es, vom Markt heimkommend, ihr erzählte, hob den Kopf ein wenig; dann zuckte sie die Achseln. Aber ein guter Teil des stäubenden Strahles hatte den grünseidenen Stuhl getroffen, der beim Blumentisch stand.

Die Magd, die nichts weiter zu sagen wagte, hatte das Zimmer verlassen. Frau Sommer blieb regungslos mitten in der Stube im Sonnenschein stehen; vergeblich nahm sie eine Arbeit zur Hand. Sie erinnerte sich, daß sie in der Stadt Besorgungen hatte, kleidete sich an und ging.

Sie war noch nicht weit gekommen, als der Wagen des Sanitätsrats sie überholte, in dem noch ein anderer Herr saß. Obwohl sie mit dem Sonnenschirm ihr Gesicht schützte, erkannte er sie doch und grüßte ehrerbietig.

In dem großen Kaufmannsladen am Markt, in den sie trat, stand Annette Pohl und wählte seidenes Band aus. Andere Damen standen vor dem Kundentisch. Eine Stille trat ein, in der man die Meßstäbe und die großen Scheren klirren hörte. Frau Sommer mußte ziemlich lange warten. Als sie wieder aus dem Laden trat, bog sie in eine Seitengasse ein und lehnte sich tief atmend an einen Zaun. Die Glocke schlug vom Turm, ein kleiner Hund bellte. Nachdem sie noch Baldriantropfen in der Apotheke gekauft hatte, eilte sie nach Hause.

Vor der Stadt begegnete sie Herrn Antonius. Er trug ein länglich rundes hölzernes Gefäß und erzählte ihr, daß es besonders schöne Forellen enthalte, die er heute gefangen, und bot ihr an, sie bis zu ihrem Hause zu tragen, falls sie sie annehmen wollte. Sie wolle ihn nicht berauben, sagte sie; aber er bat sie darum und ging mit ihr zurück und erklärte ihr eifrig, wie man Forellen fangen müsse, und merkte ihre Unaufmerksamkeit nicht.

Als sie vor dem Gartentor ankamen, trat der Postbote aus dem Hause. Er hatte einen Brief, den er ihr persönlich übergeben müßte. Wie Frau Sommer die Handschrift sah, wurde sie blaß und rot. So sichtlich war ihre Verwirrung, daß Herr Antonius mit verwirrt wurde und bei ihrem eiligen Abschied, denn sie lief fast ins Haus, die Forellen völlig vergaß und erst, als er bereits eine Strecke Weges gegangen war, sich ihrer erinnerte. Mehrmals schwankte er, ob er umkehren und sie der Magd übergeben sollte, wagte es aber nicht. Auch war es inzwischen spät geworden, und er hatte in einer Vermessungssache beim Bürgermeister zu tun.

Als dieser ihn eine halbe Stunde später, noch redend, hinausbegleitete, sah er den Behälter mit den Fischlein liegen und bat Herrn Antonius, sie ihm zu verkaufen, da er den Sanitätsrat zu Tisch gebeten habe und seine Frau damit überraschen wolle. Und so kam es, daß der Sanitätsrat mit Annette Pohl die Forellen verspeiste, die schon für Frau Sommer bestimmt gewesen waren.

Am Nachmittag hatte der Vermesser beim Hofrat Högerlein zu tun und trank den Kaffee bei ihm. Die Hofrätin ersah die Gelegenheit und erzählte mit ihrer hohen, schrillen Stimme, daß Frau Sommer heute bei Bahlmann grünseidenes Band und Rüschen gekauft habe und so aufgeregt gewesen sei, daß sie das Zahlen vergessen und fortgehen gewollt, so daß der Kaufmann sie zurückrufen und daran erinnern mußte. Annette Pohl aber sei blutrot geworden.

„Warum das?" fragte Antonius, der an die Aufregung Frau Sommers beim Empfang des Briefes dachte.

„Nun, weil sie doch den Sanitätsrat heiratet", sagte die Hofrätin.

Herr Antonius war so erstaunt, daß er zunächst gar nicht antwortete. Er dachte an die Forellen, die der Bürgermeister gekauft hatte. Die Hofrätin aber erzählte weiter, daß mehrere Damen am Ladentische bei Bahlmann deutlich um einen Schritt weitergerückt seien, weil sie nicht mit einer geschiedenen Frau zusammenstehen wollten.

„Das sieht den Gänsen ähnlich", sagte der Vermesser ruhig mit seiner klanglosen Stimme, und der Hofrat lachte laut.

„Ich würde nicht so weit gehen", rief die Hofrätin giftig.

„Gott behüte, Frau Hofrätin!" erwiderte Antonius mit seinem höflichsten Lächeln.

„Die Herren müßten einmal auf Schloß Wiswold nachfragen", fuhr die Dame fort. „Ihr Vater war ja dort Musikmeister und... anderes. Das sind dunkle Gewässer mit unsauberem Grund."

Herr Antonius kombinierte nicht schnell; aber da die Hofrätin den Namen des Erbprinzen nannte, fiel ihm unwillkürlich die Dose ein. Er hütete sich, etwas zu sagen, aber als er nach Hause kam, hatte er sehr viel zu denken. Und am nächsten Morgen stand er zeitig auf, ging nach dem Felsbach, der am Bergabhang zwischen den Tannen niederschoß, und angelte nach Forellen, die er Frau Sommer schicken wollte, aber er hatte kein Glück und fing nur eine einzige, und das lohnte nicht.

Das war am Freitag gewesen. Des Sonnabends erschienen nur der Hauptmann und er bei Frau Sommer; der Sanitätsrat blieb aus. Das war schon öfter geschehen, wenn ein später Krankenbesuch ihn abgehalten hatte. Trotzdem wollte diesmal das Gespräch nicht recht in Gang kommen, das musikalische Zusammenspiel zwischen dem Klavier und der einen Flöte glückte nicht, und zum Singen hatte Frau Sommer keine Lust. Als sie es zuletzt dennoch tat, versagte ihr die Stimme. Die Lichter brannten trüb, am Himmel standen Wolken, und der Mond hatte einen Hof. Schweigend saßen alle drei auf der Veranda. Wenn hie und da ein Wagenrollen näher kam, warteten sie gespannt; aber jeder Wagen rollte vorüber. Als die beiden Herren gingen, veranlaßte der Hauptmann den Vermesser, mit ihm noch bei der „Schönen Hirtin" einzukehren. Herr Antonius, der nie trank, mußte an einer Flasche Leistenwein teilnehmen; infolgedessen erzählte er, was er an dem Tage erlebt hatte. Der Hauptmann hörte mit vielem „Hm" und „Ha" zu. Da er von dem Benehmen der Damen bei Bahlmann hörte, sagte er, wenn es Männer gewesen, hätte er sie vor seinen Degen gefordert, gegen Damen könne ein Kavalier nichts machen. „Aber ich will Ihnen etwas sagen, Antonius," fügte er plötzlich hinzu, „auf Schloß Wiswold ist ein Luderleben geführt worden."

„Wenn ich über Land gehe," sagte der Vermesser, „sehe ich manche reine, schöne Blume aus einem Sumpf erwachsen."

„Das haben Sie sehr gut gesagt, Antonius. Aber das männliche Empfinden ist etwas sehr Eigenes, etwas... Intolerantes, besonders wenn die Erfahrung fehlt. Ich habe selber ein wildes Leben geführt... Ein so süperbes Weib! Nun — tu l'as voulu, George Dandin!" Er lachte kurz auf. Dann gingen sie.

Herr Antonius, der sonst nie träumte, träumte diese Nacht von zahllosen Forellen, die blaugesotten sich aus dem Wasser in Schüsseln und Teller warfen, während in der Ferne die Hofrätin Högerlein Frau Sommer mit grünseidenem Band verfolgte; zuletzt sah er alle, den Hauptmann und den Sanitätsrat und Bahlmann und die Damen am Tische des Bürgermeisters sitzen, sehr dicht gedrängt vor lauter verschlossenen Schüsseln, die niemand aufdeckte, bis der Hauptmann donnernd rief: „Antonius, wo ist die Dose?" und er erwachte.

Draußen ging ein stiller, langwieriger Regen nieder. Die Plätze und Straßen waren leer. Es regnete auch an den folgenden Tagen.

Am Montagabend hielt der Wagen des Sanitätsrats, aus dem oberen Waldtal kommend, vor Frau Sommers Haus. Der Kutscher schlug die Regendecke zurück, der Sanitätsrat im Havelock stieg aus, ging durch den Garten und klingelte. Frau Sommer selbst öffnete ihm die Tür und bat ihn, einzutreten.

Er sei am vergangenen Sonnabend zu kommen verhindert gewesen, sagte er beklommen. Frau Sommer erwiderte nichts. Er legte den Havelock ab und folgte ihr ins Haus. Es war ein regentrüber Abend; in der Stube, der die Pflanzen auf dem Blumentisch das karge Licht nahmen, war es nicht hell. Frau Sommer setzte sich auf das kleine Sofa und wies ihm einen Stuhl zu. Er zog sein seidenes Tüchlein aus der Tasche und fuhr damit mehreremal über die Stirn und sein blondes Haar. Er saß sehr gerade; seine stahlblauen Augen wurden groß, und die Worte kamen schwer aus seinem Munde. Er habe ihr etwas zu sagen, begann er und verstummte wieder.

Sie wartete, daß er weitersprähe, und kam ihm nicht zu Hilfe.

Sie habe ihm an ihrem Geburtstage gesagt, fuhr er endlich fort, daß sie einst am gleichen Tage von ihrem Manne geschieden worden... Würde sie sich ihm so weit anvertrauen, daß sie ihm erzählte, warum sie damals geschieden worden sei?

Frau Sommer machte eine Bewegung. Über ihr Gesicht ging eine jähe Röte; dann wurde sie bleich.

„Ich weiß, ich habe kein Recht zu dieser Frage", sagte der Sanitätsrat.

„Warum stellen Sie sie dann?" rief sie. Sie war aufgesprungen, und auch er erhob sich. „Was wollen Sie von mir?" fragte sie heftig.

(Schluß folgt.)

Die Reise um die Erde heute und morgen

Jules Verne (1828—1905), der Vorläufer eines Wells, eines Kurd Laßwitz und wie sie alle heißen mögen, die in Zukunftsromanen genialisch Werdendes vorausahnten, schrieb einmal einen Roman: "Voyage autours du monde en 80 jours." — Damals eine phantastische Unmöglichkeit — und heute?

Ohne auf unmittelbare Anschlüsse zu achten, die herzustellen ja keine technische Unmöglichkeit, sondern nur eine Frage der Organisation ist, kann man heute, mit normalen Verkehrsmitteln, von Berlin über London-Neuyork-Frisco-Jokohama-Sibirien-Moskau reisend, in 42 Tagen und 23½ Stunden um den Erdball getragen, wieder in Berlin landen.

Das Flugzeug trägt den Gast in 9 Stunden von Berlin nach London, 2½ Stunden braucht der Expreßzug von London bis Southampton, wo in jagender Fahrt — eine Eigenart englischer Expreßzüge — der Southamptonwagen „abgeslippt" wird. Der schnellste englische Dampfer hat die Atlantik 5½ Tage nach seiner Abfahrt in Southampton durchpflügt und macht in Hoboken, dem Hafen Neuyorks, fest. Wieder nimmt der Expreßzug den Reisenden auf und trägt ihn von Neuyork in 4½ Tagen an die pazifische Küste nach San Franzisco (Frisco) in rasendem Lauf. Dann durchschneidet der Dampfer in 16 Tagen den Pazifischen Ozean und landet in Jokohama. Der Schnellzug nach Hoji an der Westküste Japans legt seinen Weg in 20 Stunden zurück, und von Hoji nach Wladiwostok braucht das Schiff 3 Tage; 12 Tage lang rast der Sibirienexpreß durch Asiens Steppen, durch Tunnels und an Seen und Städten und Dörfern und Hütten vorbei bis Moskau. Dort steigt das Flugzeug auf und landet 16 Stunden

——— Die Reise um die Erde nach dem augenblicklichen Stand der Verkehrsmittel in 43 Tagen.
- - - - - Route der von W. Bruns geplanten Weltverkehrslinie mit Luftschiffen.

später in Berlin. Berlin—Berlin über drei Erdteile in 43 Tagen. Und morgen? Fischer v. Portuzyn hat in seinem Buche die Entwicklungsmöglichkeiten des Weltflugverkehrs geschildert. Unsere Welt von der Zeitgröße eines anderthalben Monats wird kleiner werden: eine Welt von 8 bis 14 Tagen. Wie viele Pläne reifen nicht in diesen Tagen schon zur Tatsache! Amerikas Air Service Company, die den Flugdienst Neuyork-Frisco durchführen will; Englands gigantische Pläne einer Luftschifflinie von London über Bagdad, Buschir nach Bombay und über Lahore, Kalkutta nach Singapore oder über den schwarzen Erdteil nach Kapstadt; die Zeppelinpläne Deutschland-Neuyork und Paris-Madrid-Bahia.

Die interessantesten, nur scheinbar unmöglichsten Verkehrslinien sind die von dem Hauptmann W. Bruns geplanten (Denkschrift der Internationalen Studiengesellschaft zur Erforschung der Arktis mit dem Luftschiff) von Amsterdam über Petersburg, Archangelsk, Dicksonhafen, Bulun, Nome, Aleuten, hier sich teilend in eine ostpazifische und eine westpazifische Linie, die gleichzeitig Jokohama mit San Franzisco verbindet. Die Durchführbarkeit dieser Linie wird von den Ergebnissen der arktischen Forschungen mit dem Luftschiff abhängen. Zehn Tage und 11 Stunden (ohne Berücksichtigung der Anschlußverhältnisse) braucht man heute von Berlin nach San Franzisco und 21 Tage auf dem schnellsten Wege nach Jokohama. Ein auf der Brunsschen Linie (dem kürzesten Wege, weil fast einem größten Kreise) geführtes modernes Luftschiff braucht 5 bis 6 Tage (der Dampfer heute nach Jokohama über Suez 45 Tage). Eine zweite Linie, die von Bruns angeregt wird, führt von Dicksonhafen über Jakutsk, Ajan an die Westküste Japans, etwa Akita. Diese Strecke, der die Goldlager in Jakutsk besonderen Wert geben, legt das Luftschiff in weniger als 5 Tagen zurück. Der Luftfahrpreis Amsterdam-Jokohama wird etwa 25 Proz. höher liegen als der Preis I. Klasse auf dem Dampfer. — Noch sind es Pläne, doch schon nicht mehr Phantasien, sondern ernste, geprüfte, realisierbare Pläne. Die Zukunftsromane von Gestern sind Tatsachen von Heute geworden. Und morgen, übermorgen?

Links: Vom vierten Hanseatentag in Hamburg am 5. Juli, der von den Angehörigen der ehemaligen Infanterieregimenter der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck veranstaltet wurde: Der Festgottesdienst auf der Moorweide, den Pastor Kiekbusch von der Großen St. Michaeliskirche abhielt. (Phot. O. Reich, Hamburg.) — Rechts: Die Einweihung eines Denkmals zu Ehren der im Weltkriege Gefallenen aus den Dörfern Altmark, Neumark, Kalwe, Neunhuben, Kontken, Mlecewo, Troop, Groß-Waplitz, Telkwitz, Ramten und Buchwald in Altmark (Westpreußen) am 22. Juni: Während der Feier.

Inkognito!

Von Karl Ettlinger (München).

„Diesmal reise ich inkognito ins Seebad!“ nahm sich Alwin Selber, der große Mime vor. Unerkannt, unbemerkt wie irgendein beliebiger Herr XYZ will ich mich meiner Sommerfrische freuen!“

Er wiederholte sich diesen Satz mit lauter Stimme dreimal, denn seine Sätze hatten den Vorzug, ihm zu gefallen.

War das in den letzten Jahren überhaupt noch eine Erholungsreise gewesen? Schon beim Einsteigen, auf dem Bahnsteig, ging es jedesmal los. Irgendein vorwitziger Backfisch tuschelte: „Nein, diese Ähnlichkeit von dem Herrn mit Alwin Selber!“, und dann erforderte es natürlich der Anstand, ihr im volltönendsten Bariton hinüberzulächeln: „Gnädiges Fräulein, ich bin es selbst!“ Ganz diskret lächelte er ihr dies hinüber, so daß es kaum die nächststehenden hundert Leute hören konnten. Und fünf Minuten später ging ein Wispern durch den ganzen D-Zug: „Alwin Selber fährt mit!“ Wenigstens kam es ihm so vor. Leute, die im Wagengang nicht das geringste zu suchen hatten, trieben sich vor seinem Abteil herum, nur um hineinschielen zu können. Wenigstens hatte er diesen Eindruck. Trat er in den Speisewagen, so wurde wie auf Kommando das Gespräch leiser, die Köpfe drehten sich nach ihm, und alle Hirne dachten gleichzeitig: „Wenn er sich doch zu uns setzen wollte!“ Wenigstens schien es ihm so. Und die Kellner traten behutsamer auf und setzten beim Bedienen eine verschmitzte Miene auf: „Wir wissen, wer du bist! Wir dürfen es bloß nicht sagen!“ Wenigstens hatte er dieses Gefühl.

„Ja, man hat es nicht leicht, so berühmt, so allbekannt, so mit Recht gefeiert zu sein!“ ging es dann bekümmert durch sein bescheidenes Gemüt.

Und erst im Kurort selbst! Vom Hoteldirektor bis zum unausgewachsensten Pikkolo titulierten sie ihn nicht anders als „Herr Hofschauspieler“. Nein, das hatte er nicht beabsichtigt, als er den Meldezettel ausgefüllt hatte: „Alwin Selber, Hofschauspieler.“ Kein Wunder, daß ihn die Kurgäste auf Schritt und Tritt ehrfürchtig anstarrten! Nein, das beabsichtigte er keineswegs, wenn er, ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, die Promenade auf und ab wandelte und das Lernen einer Rolle markierte. Und natürlich brachte jedesmal die Kurzeitung eine lange Notiz über seine Anwesenheilt und sein Bild! Und das hatte er doch ganz gewiß nicht beabsichtigt, als er dem Redakteur einen Besuch gemacht und ihm zur Erinnerung sein Bild geschenkt hatte. Und selbstverständlich mußte er auch wieder mal „Das Hexenlied“ rezitieren! Und nie und nimmer hatte er dies beabsichtigt, als er die Veranstaltung eines Wohltätigkeitsabends vorgeschlagen und nur mit großer Mühe durchgesetzt hatte.

„Fürwahr, es hat seine Schattenseiten, ein so bedeutender, gewissermaßen unsterblicher Mann zu sein!“ seufzte er dann bescheidenen Herzens. Daß aber auch immer gerade ihm, dem alles Aufsehen so zuwider war, derartiges passieren mußte. Und er trat vor den Spiegel und machte ein bekümmertes Gesicht.

Die zweite große Ruderregatta des Leipziger Regatta-Vereins auf dem Hochflutbecken in Leipzig am 4. und 5. Juli: Kranzabwurf von einem Flugzeug für den Sieger im Ersten Achter, Wratislavia-Breslau am 5. Juli. (Phot. P. Fisch, Leipzig.)

Prof. Freiherr Hugo v. Habermann, der Präsident der Münchener Sezession, dem die Friedensklasse des Pour le mérite verliehen wurde.

Lothar Meggendorfer, Begründer der „Meggendorfer Blätter“, bekannter Maler-Humorist, † in München am 7. Juli im 78. Lebensjahr.

Prof. Dr. Ferdinand Sauerbruch, Geheimer Hofrat, bedeutender Chirurg an der Universität München, feierte am 3. Juli seinen 50. Geburtstag.

Schwedischer Flottenbesuch zur Kieler Woche 1925: Die schwedischen Kriegsschiffe im Hafen, wo sie am 5. Juli eintrafen. (Phot. A. Renard, Kiel.)

Geh. Komm.-Rat Ritter v. Philipp, Generaldirektor der Fritz Schulz jun. A.-G. in Leipzig, † am 7. Juli im 72. Lebensjahre. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Die 500-Jahrfeier der Schützengilde in Lübben im Spreewald vom 5. bis zum 12. Juli: Der historische Festzug am Triumphtor. Links der Festwagen der Schützenbrüderschaft 1425, darauf die Fahne mit dem Bilde des heiligen Sebastian, des Schutzpatrons der Schützen. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Die Feier des 450jährigen Bestehens des Festes „Die Landshuter Hochzeit 1475" vom 4. bis zum 12. Juli: Historisches Hochzeitstanzspiel im Rathausprunksaal zu Landshut in Bayern am 5. Juli. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen.

Das Landshuter Hochzeitsfest geht zurück auf die Vermählung des Herzogs Georg mit der polnischen Königstochter Hedwiga. Hierbei war ein Konflikt zwischen den Bürgern von Landshut und Herzog Ludwig dem Reichen ausgebrochen, der durch das Dazwischentreten seines Sohnes Georg, des jungen Bräutigams, einen versöhnlichen Ausklang fand.

Aber diesmal hatte ihm der Arzt unbedingteste Ruhe, strengstes Ausspannen befohlen. Und deshalb nahm er sich vor: Inkognito, inkognitissimo! Natürlich ist das leichter gesagt als getan. Nehmen wir einmal an, Bismarck oder Napoleon Bonaparte oder Chaplin oder Alwin Selber gingen über die Straße — würde das Volk sie nicht erkennen?

„Sind nicht meine durchgeistigten Züge aus allen illustrierten Zeitschriften bekannt?" fragte er sich selbst mit tragischer Gebärde. „Zumal ich seit fünf Jahren alljährlich meinen fünfzigsten Geburtstag feiere? Oh, daß wir großen Männer so selten uns selber angehören dürfen!"

„Vor welchem Photographenapparat bringst du eigentlich diesmal die Theaterferien zu?" hatte ihn sein Kollege Berner, dieser ekelhafte Mensch, gefragt. Und er hatte geantwortet: „Ich reise inkognito. Nie sollt Ihr mich befragen, wohin ich geh' der Fahrt!" Und Berner und die übrige Bande, diese Nichtskönner, hatten gelächelt.

Vom 1. Sudetendeutschen Sängerbundfest in Aussig vom 4. bis zum 7. Juli, an dem mehr als 100000 Sudetendeutsche teilnahmen: Während des Konzerts des Berliner Lehrergesangvereins auf dem Ausstellungs-Festplatz.

Würde es ihm gelingen, sein Inkognito zu wahren?

Alwin Selber veränderte sein Äußeres wie ein Kintoppdetektiv. Er besorgte sich eine fabelhafte Perücke, klebte sich ein Bärtchen an, ließ eine Hornbrille auf seiner Nase reiten.

Er versteckte den volltönenden Bariton in seine verborgenste Bauchfalte und übte sich in einer meckernden Aussprache.

Er ließ jenen wallenden Umhang (Schnittmuster Goethedenkmal) zu Hause und kleidete sich wie ein Kleinbürger.

Ebensowenig nahm er sein großes Lichtbild, das er sonst im Hotelzimmer aufzuhängen pflegte, mit. Und das Gerolsteiner Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft heftete er nicht auf seinen Frack, sondern steckte es in die Hosentasche. In der Zerstreutheit, denn eigentlich wollte er es gleichfalls zu Hause lassen.

Wie Harun al Raschid, der auf nächtliche Abenteuer ausgeht, kam er sich vor. „Wie seltsam das Leben ist!" dachte er in seiner bescheidenen Art. „Da sitze ich nun im Eisenbahnabteil unter fremden Leuten, und niemand ahnt, daß Alwin Selber mit ihm fährt!"

Der feierliche Empfang Roald Amundsens nach der Rückkehr von seinem Nordpolfluge in Oslo am 5. Juli: Begrüßung Amundsens durch den Präsidenten des Norwegischen Aeroklubs.

„August Meier, Konservenfabrikant", schrieb er auf den Meldezettel. Und der ahnungslose Portier redete ihn mit „Herr Meier" an. Ha, wie würden die Leser lachen, wenn er diese Episode in seinen „Memoiren eines schlichten Kunstjüngers" erzählen würde!

Das Inkognito klappte. Hurra, es klappte!

Im überfüllten Speisesaal saß er mit einem jungen Ehepaar zusammen. Sehr nette Leute. Sie sprachen sogar von Kunst. Und fragten ihn um seine Ansicht. Aber er erwiderte: „Mein Gott, wir einfachen Konservenfabrikanten können da nicht mitreden!" Ohne jeden Unterton sagte er das; so etwa, wie der alte Fritz gesagt haben könnte: „Mein Gott, was verstehe ich vom Militär!"

In seinem Zimmer freilich schüttete er sich vor Lachen aus. Vor Bühnenlachen. Seine Rolle fing an, ihm zu gefallen. „Unter keinen Umständen werde ich mein Inkognito lüften! Außerdem hat es mir ja der Hausarzt verboten!" Erst später, vier Wochen nach seiner Abreise, würde er eventuell dem jungen Ehepaar seine Porträtpostkarte schicken: „Herzliche Grüße von Ihrem Tischgenossen." Ha, würden die Augen machen!

Alwin Selber als Konservenfabrikant Meier — ich hätte gar nicht geglaubt, daß eine derartige Begabung fürs komische Fach in mir schlummert! Eigentlich sollte ich mal in einer solchen Rolle auf die Bretter gehen! Aber nein, ich will Pallenberg nicht brotlos machen! . . .

Beim Tee saß er wieder mit dem Ehepaar zusammen. Auf der Terrasse. Das junge Frauchen schwärmte vom Theater.

„Theater?" meckerte er. „Ich habe seit zehn Jahren kein Theater mehr betreten!" (Genial hatte er das gesagt! Diese Antwort könnte in einem Shakespeareschen Lustspiel vorkommen!)

„Meistens ist ja auch das heutige Theater eine Enttäuschung!" stimmte ihm der junge Ehemann bei. „Einen Stiefel spielt die heutige Generation zusammen! . . . Man sieht überhaupt keine anständigen Vorstellungen mehr!

„Das kann man doch nicht so allgemein sagen", schwebte es Alwin Selber auf der Zunge. „Im Hoftheater unserer Landeshauptstadt zum Beispiel, da ist ein gewisser Alwin S . . . ." aber er besann sich noch rechtzeitig und verschluckte diese Erwiderung.

„Oh, Männe," antwortete für ihn das Frauchen, „du mußt nicht so verallgemeinern. Es gibt noch wundervolle Schauspieler! (Ein dankbarer Blick traf sie). Neulich, beispielsweise, in unserem Hoftheater (Alwin Selber nahm alles zurück, was er jeweils gegen die Frauen gesagt und gedacht hatte), da gastierte Alexander Moissi . . ."

Alwin setzte die Teetasse nieder. Sie wäre ihm sonst aus der Hand gefallen.

. . . „Weißt du, Männe, Moissi ist doch zu himmlisch! Seine Darstellung des Hamlet, diese Sprachkunst, diese Tiefe der Auffassung, diese . . ."

Da erhob sich Alwin Selber in seiner ganzen Größe und donnerte über die Terrasse, so daß man es bis in den entferntesten Winkel des Kurparks hörte: „Moissi hat **überhaupt** keine Auffassung! Ein Scharlatan ist das! Wenn ich Ihnen das sage, können Sie es glauben! Ich bin nämlich der berühmte Hofschauspieler Alwin Selber!"

Zwei Tage später stand im Kurblatt die übliche Notiz mit Lichtbild; drei Tage später sah man wieder einen Mann rollestudierend über die Promenade wallen, und acht Tage später fand ein Wohltätigkeitsfest unter gütiger Mitwirkung des Herrn Hofschauspielers Alwin Selber (auf allgemeinen Wunsch: „Das Hexenlied" von Wildenbruch) statt.

„So geht es einem!" erzählte Alwin seinem Hausarzt. „Morgens um elf war ich angekommen, und nachmittags um fünf hatte es sich schon herumgesprochen!" Und der medizinische Menschenkenner meinte: „Ich begreife es! Sie haben sich zwar bewunderswert in der Gewalt, Herr Hofschauspieler, aber: einen Fachgenossen loben hören — das hält kein Bühnenmensch aus!"

Links: Das große Erd- und Seebeben in Kalifornien am 29. Juni, von dem der bekannte Badeort Santa Barbara schwer betroffen wurde: Blick in das Innere eines gänzlich zerstörten Fabrikgebäudes. — **Rechts:** Von der historischen Ausstellung zu London anläßlich des 100jährigen Jubiläums der Eisenbahn: Der Graf und die Gräfin von York bei der Besichtigung alter Lokomotiven anläßlich der Eröffnung der Ausstellung. Rechts moderne Schnellzugslokomotive.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises.

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(4. Fortsetzung.)

Aus dem Verschlag nebenan kam ein lautes Stöhnen. Iwan blieb stehen. Seine Augen waren blutunterlaufen. Tor, elender Tor, der er war! Er hatte den Menschen dort durch den Wald geschleppt und darüber die Zeit verloren. Hätte er ihn liegen lassen und wäre heimgelaufen, er wäre zur rechten Zeit gekommen. Sicher!

Er, Iwan, hatte Kergeß die Braut geraubt, aber der Kranke, der Elende, hatte sie ihm wieder gestohlen.

Er war um seine Freude betrogen, und jener da sollte lachen?

Die Axt in der Hand, sprang er hinaus, fest entschlossen, mit einem Schlage das Haupt des Kergeß zu zerschmettern. Wieder stockte sein Fuß. Der gleichmäßige Hufschlag herbeieilender Renntiere klang durch die Nacht.

Was war das? Wer kam jetzt zu seiner Hütte? Wilde Renntiere waren das nicht, die würden ganz anders, ungleichmäßiger laufen.

Jetzt sah er bereits deutlich einen Schlitten heransausen und erkannte die hohe Eulenfedermütze des Schamanen.

Kam der jetzt erst? Brachte er Tara?

Die Axt entsank seiner Hand, und er stand wartend da. Schon war auch der Schlitten heran.

„Kalpuginik, du?"

Der Schamane stieg ab und hatte ein erstauntes Gesicht, dann lachte er auf.

„Du hier draußen im Schnee? Ich glaubte, du hättest jetzt Wichtigeres in der Hütte zu tun."

„Bringst du mir Tara?"

„Die ist doch bei dir, und ich komme, mir Wodka und Spiegel zu holen."

„Tara ist nicht hier."

Wieder lachte der Schamane.

„Du betrügst mich nicht um den Lohn. Die Hunde sind da, also ist Tara auch hier."

Wieder stieg in Iwan die Wut auf.

„Tara ist nicht hier. Du hast sie vielleicht mit den Hunden gebracht und dann wieder entführt."

Auch der Schamane wurde erregt.

„Betrüge mich nicht um den Lohn!"

Iwan hielt sich nicht mehr. Sprang auf den Schamanen zu und packte ihn an der Schulter.

„Lump, der du bist!"

„Kommst du mir so?"

Beide Männer umstrickten sich mit den Armen, fielen zu Boden, rangen wild miteinander. Groß und stark war der Russe, schmächtig, aber katzengewandt der Schamane. Sie verbissen sich ineinander. Sie wußten, jetzt geht es um Leben und Tod. Ihre Brust keuchte. Der Schnee spritzte empor, und die Hunde heulten dazu grauenvolle Musik, und der Kranke stöhnte laut in dem Verschlag.

Geschmeidigkeit war wieder einmal mächtiger als rohe Kraft. Der Schamane entwand sich den Griffen des Russen, sprang auf und hatte jetzt die Axt in der Hand.

„Narren, die wir sind. Balgen uns wie die Kinder, anstatt zu sprechen, und verlieren die Zeit. Erzähle mir lieber, was mit den Hunden und dem Schlitten war?"

Nachdem der Tobsuchtsanfall vorüber, war auch Iwan ruhiger geworden. „Ungeduld trieb mich aus dem Hause. Ich wollte dem Schlitten entgegengehen. Ich verirrte mich im Nebel des Abends, und als ich zurückkam, waren Hunde und Schlitten hier, Tara aber nicht."

In diesem Augenblick stöhnte Kergeß wieder in dem Verschlag, und der Schamane fuhr auf:

„Siehst du, wie du lügst. Dort ist Tara. Du hast ihr ein Leid getan."

„Das ist Kergeß, ich fand ihn ohnmächtig in der Taiga und war dumm genug, mich seiner zu erbarmen und ihn mit mir zu nehmen."

Kalpuginik lachte gellend und laut auf.

„So ist es recht! Die Braut wolltest du stehlen, und den Bräutigam hast du gefangen."

Wieder stieg in dem Russen der Groll auf.

„Sage mir endlich die Wahrheit, wo ist Tara?"

„Ich schwöre dir, daß ich es nicht weiß."

„Dein Renntier und dein Schlitten sind fort, daher weiß ich, daß du sie entführt hast."

„Mein Renntier? Mein Schlitten?"
Er ſprang in das Gehege der Hunde und überzeugte ſich ſelbſt.
„Nun verſtehe ich auch nicht."
Der Ton ſeiner Stimme zeigte dem Ruſſen, daß der Schamane nicht log, und ſein Zorn ſchlug in Angſt um.
„Kalpuginik, was iſt geſchehen?"
Der Schamane hatte raſcher begriffen.
„Nichts, als daß du ein Narr warſt und ſelber an allem die Schuld trägſt."
„Ich trage die Schuld?"
„Niemand als du."
„Sprich deutlicher, wenn ich begreifen ſoll."
„Warum warſt du ungeduldig und warteteſt nicht in der Hütte?"
„Ich begreife dich nicht."
„Und doch iſt es ſo einfach."
„Alles, was ich bereitet, iſt trefflich gelungen, und ohne deine törichte Ungeduld wäre Tara jetzt dein."
„Sprich nicht in Rätſeln."
„Tara war hier, war allein, ſo wie ich es gewollt. Sie ſah ſich allein in dem Hauſe, ahnte vielleicht, was hier geſchehen ſollte, und was ihr bevorſtand, nutzte die Zeit, ließ die widerſpenſtigen Hunde zurück, nahm ein Renntier und floh."
Iwan ſtarrte ihn an.
„Wenn du nicht lügſt?"
„Sieh her, auf meinem Schlitten ſind die Felle, die Kergeß als Brautgabe brachte für Tara."
Jetzt lachte der Ruſſe.
„Die haſt du dir auch noch ergaunert?"
Kalpuginik machte ein feierliches Geſicht.
„Ein Schamane ſtiehlt nicht, ich bringe ſie Kergeß zurück."
„Dann kannſt du ſie ihm ja geben, er iſt dort drinnen."
Der Schamane nickte, ohne eine Miene zu verziehen.
„Das werde ich tun."
Iwan fuhr wieder auf.
„Wo aber iſt Tara?"
„Verkommt irgendwo in der Taiga."
„Sie iſt zu ihrem Stamme zurück."
Der Schamane ſchüttelte den Kopf.
„Niemals. Vermochte ſie ſchon mein Tier in den Schlitten zu ſpannen — nie kann ein anderer das dreſſierte Renntier eines Schamanen lenken. Sicher ſtürmte es mit ihr irgendwo in die Taiga hinaus, gewiß aber nicht in das Lager zurück."
„Dann iſt ſie verloren."
„Durch deine Schuld, da du fortliefſt wie ein ungeduldiger Knabe."
Iwan hörte nicht zu. Etwas Neues war in ihm, ein Gefühl der Verantwortung. Oder war es wirklich etwas wie Liebe — oder nur der Ärger über den Verluſt des Spielzeuges ſeiner Sinne?
„Ich will ſie ſuchen."
„Wie willſt du ſie ſuchen?"
„Mit den Hunden." Er war an den Hundeſchlitten getreten.
„Da hängt ein Fetzen ihres Gewandes, den gebe ich den Hunden als Witterung."
„Tu's, aber gib mir erſt meinen Lohn."
„Deinen Lohn?"
„Der Fetzen des Kleides zeigt, daß ſie hier war. Ich habe ſie dir geſchickt. Meine Schuld war es nicht, wenn du ſie wieder entlaufen ließt." Iwan war ſchon bei den Hunden und ſpannte ſie ein, jetzt hatte er anderes zu denken.
„Im Hauſe ſind der Wodka und der Spiegel. Tu, was du willſt, Oder kommſt du mit mir?"
„Ich muß zu Kergeß."
Iwan hatte dem Leithund den Fetzen unter die Naſe gehalten und ſeinen Kopf gegen die Erde gedrückt. Jetzt ſprang er auf den Schlitten und ſchnalzte mit der Zunge. Mit wildem Gekläff jagten die Hunde mit dem Schlitten davon und waren bald in der Dämmerung verſchwunden.
Kalpuginik ſtand und blickte ihm lachend nach.
Wieder ein Tor! Ein Korjäkenköter iſt kein Spürhund, wie er ſelbſt in Anadyrſk bei einem europäiſchen Jäger geſehen. Der kümmerte ſich den Teufel um den Fetzen von Taras Kleid. Wenn ihm Iwan den Schlitten überließ. Glück zu! Wer weiß, in welches Wolfsneſt die jagdfrohen Hunde den Ruſſen trugen. — —

*

Kalpuginik hantierte in der Hütte, als ſei er darin zu Hauſe. Zuerſt nahm er einen tüchtigen Schluck Wodka. Gift gegen Gift. Das war gut gegen den vielen Fliegenpilz, den er vorhin gegeſſen, und machte den Kopf klar.

*

Kergeß erwachte. Er lag auf einem weichen Fell ausgeſtreckt auf der Schlafbank des Ruſſen. In manchen Künſten war der Schamane erfahren. Jetzt hatte er lange vor Kergeß geſtanden, nachdem er ihm Bruſt und Stirn mit Branntwein gewaſchen und den verſtauchten Fuß eingerenkt hatte, nun machte er mit ſeinen Händen gleichmäßige Striche über den Körper des wieder ohnmächtigen Mannes.

Jetzt schlug Kergeß die Augen auf und sah unwillkürlich in die des Schamanen, der ihn fest und scharf anblickte.

„Wo bin ich?“

„Bei mir.“

Verwunderung war in der eigentümlich matten Stimme des Kranken.

„Kalpuginik, bei dir?“

„Bei mir.“

Kergeß suchte seine Erinnerung zusammenzuraffen.

„Ich lief über die Tundra bis an den Rand der Taiga — ich stürzte und vermochte mich nicht mehr zu regen.“

„Ich habe dich gerettet und trug dich hierher in die Hütte.“

„Du?“

„Auf meinen Schultern.“

Ein dumpfes Gefühl hatte Kergeß, daß ihn jemand aufgenommen und getragen hatte. Verwundert sah er auf die schwächlichen Schultern des Schamanen. Aber wie konnte er zweifeln!

„Ich sagte dir gestern morgen, daß die Dämonen dir wohlwollen. Ich bin ihr Diener, und so mußte ich dir helfen.“

Kergeß schwieg, und der Schamane sah, daß ihn jetzt die Erinnerung an Tara kam.

Er fuhr fort:

„Es ist kein Zufall, daß ich dich fand. Ich bin dir nachgefahren, um dich zu suchen. Ich habe dir eine Botschaft zu bringen.“

„Von wem?“

„Von Lachergeß und seinem Stamm. Sie bitten dich, ihnen zu verzeihen, daß sie dich höhnten, weil sie glaubten, du habest die Hochzeitsprobe verloren.“

Kergeß richtete sich rasch auf und wunderte sich, daß sein Fuß nicht mehr schmerzte.

„So habe ich nicht —?“

„Tara hätte dich im letzten Poloch erwartet, aber Dämonen haben sie geraubt.“

Kergeß starrte ihn an.

„Geraubt?“

Der Schamane fühlte den Zweifel.

„Ich sah, wie sie niederstiegen in die Jurte und mit ihr durch das Rauchloch entschwebten. Ich habe mit ihnen gekämpft.“

„Das ist nicht wahr!“

„Du brauchst mir nicht zu glauben. Du hast mich ja auch an diesem Morgen geschmäht. Gehe in das Lager zurück, wenn du willst, und jeder wird dir bestätigen, daß Tara verschwunden, und daß kein Räuber in der Nähe des Lagers gewesen. Sagte ich dir nicht gestern früh, daß Tara den Dämonen gehöre, und daß die Dämonen wollen, daß du Byttcha, die Tochter des Tarassß, zur Frau nimmst? Hättest du getan, was ich dir riet, dann lebte Tara noch. Jetzt ist sie durch deine Schuld bei den Dämonen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Dichter und die Immobilien.

Ein Bild aus der Sommerfrische von Richard Rieß.

In einer Pension in der Sommerfrische ist die ganze Welt eine große Familie. Man ißt an einem Tisch, bespricht das Wetter, die Tagesereignisse und allerlei, was einen selber — und daher eigentlich nicht den anderen — angeht. Aber — man lernt sich kennen, geht, wie es so schön heißt, ein bißchen aus sich heraus, und jedermann freut sich, feststellen zu dürfen, daß die Menschen eigentlich alle gleich sind.

Es ist natürlich ein schreiendes Unrecht, wenn ein an solchen Pensionstisch verschlagener Gast für sich eine Extrawurst in Anspruch nimmt, was natürlich nur bildlich gemeint ist. Sonst wäre das Unrecht natürlich noch viel schreiender, zumal wenn Herr Blumenau, Immobilien (möglichst en gros), ihm seine Stimme lieh. Gerade neben Herrn Blumenau aber sitzt ein solcher Außenseiter. Ein Mensch, der, wenn er das Zimmer betritt, eine Verbeugung macht, aber keiner noch so gearteten Konversation geneigt ist.

„Darf ich um das Salz bitten?“ flötet seine Nachbarin zur Rechten. „Sie müssen nämlich wissen, ich esse gern scharf. Scharf ist meine Devise. Überhaupt finde ich scharf sehr fesch. Nicht wahr: scharf und schneidig?“

Der junge Mann gibt das Salz und sagt nichts als „Bitte sehr“. Was die Schärfe betrifft, so verschweigt er seine Ansicht.

„Der hat die Gescheitheit auch nicht mit Löffeln gegessen“, denkt Frau Eberl, die Fragerin, und tut mit der nun nachgesalzenen Suppe ein solches.

„Hem ... hm ...“ stößt nun Herr Blumenau heraus und lächelt, „Sie sind wohl noch nicht lange hier?“

Es ist nicht anzunehmen, daß dem anders sei, da der fremde Mann eben die erste Mahlzeit an diesem nahrhaften Tische einnimmt. Er erwidert: „Gewiß!“ und schaut verträumt auf die Veranda hinaus, wo Fräulein Dora ihren Platz hat, die bestellten Getränke je nach den Zimmernummern der Auftraggeber zu verbuchen. Hinter ihr sieht man den Zug der Berge mit den zerklüfteten Felsen. Einsamkeit ...

„Pils Nummer 23 ... Lim 16 ... Apoll ... 14“, flüstert das bedienende Fräulein der Buchführerin zu. Der mit Apoll Gekennzeichnete soll freilich nicht mit dem strahlenden Gotte verglichen werden. Nur: er hat einen Sauerbrunnen ähnlichen Namens bestellt. Im übrigen ist es kein anderer als jener weltgewandte Vertreter des Immobilienhandels, der sich jetzt, gewohnt, Eise zu brechen, an seinen Nachbarn wendet: „Angenehmes Wohnen hier? Nicht? Vor allem die Verpflegung ... primissima ...“

Nachdenklich nickt der fremde Herr. Und hört weiter:

„Interessieren Sie sich auch für Natur und so? Ich für meine Person sehr. Schon aus beruflichen Gründen, nicht wahr? Wenn ich so in den, haha! lachenden Morgen hineinwandere und all die Terrains vor mir sehe ... nicht wahr?, dann

denke ich mir: das alles sollte schleunigst bebaut werden, und Blumenau & Co. sollten die Grundstücke an der Hand haben. Berechne ich mir dann den Preis nach Quadratfuß und so, dann komm' ich selber mitten hinein ins Baugeschäft ... Luftschlösser-Bau, versteht sich ... tja ... weil man eben sozusagen einen Zug ins Poetische-Phantasievolle hat."

Der fremde Herr denkt: Wenn ich doch Watte bei mir hätte, meine Ohren zu verstopfen! Warum bin ich hierhergefahren? Aber plötzlich empfindet er einen Druck an der Stirn, als ob irgend etwas mit leisem Finger an ihr poche, als Einlaßbegehrendes. Der fremde Herr gibt nach und schaut nach der Seite: Richtig! Die Blicke eines jungen Mädchens sind es, die seine Stirne treffen, und wie er nun seine großen, grauen Augen ihnen zuwendet, sagen diese ein gastliches „Herein!"

Herr Blumenau hat seine Mahlzeit beendet und faltet nun die Hände über dem Spitzbäuchlein. Er wiederholt die schönen Worte von der Natur und dem ihm selber innewohnenden Zug ins Poetische. Der fremde Herr aber ist aufgestanden und begibt sich nun ins Lesezimmer, wo das junge Mädchen bereits in einer illustrierten Zeitschrift blättert. Der Dichter — denn nichts anderes ist der junge und fremde Herr — beginnt nun ein Gespräch, indem er sagt: „Sind Sie schon lange hier, liebes gnädiges Fräulein?" Und indem er es sagt, lächelt er über sich selber, denn es kommt ihm in den Sinn, daß er seine Unterhaltungen genau so banal anknüpfe wie Herr Blumenau.

Das junge Mädchen spricht sich daraufhin aus, es sei mit den Eltern hier. Papa leide an der Blase, und Mutter benutze die Gelegenheit zu einer kleinen Entfettungskur. Sie aber, sie sei nur Begleitung, dafür falle ihr eben ein, sie kenne in ihrer Vaterstadt Finsterwalde einen Herrn, der dem fremden Herrn aufs Haar gleiche; es sei der Herr Schullehrer Meinicke. Ob der Herr diesen Herrn vielleicht zufällig kenne?

Merkwürdig, denkt der Dichter, wie anmutig ist dieses Kindes Banalität! Und wie plump würde sie mir erscheinen, spräche ihre Mutter die gleichen Worte! Und er erinnert sich der korpulenten Dame, die er vorhin an des Fräuleins Seite gesehen.

Er plätschert ein wenig im Wasser solcher Unterhaltung und fragt dann, ob sein niedliches Gegenüber am Abend ins Kurtheater gehen werde. Zu dem neuen Stücke, das in Berlin solch rauschenden Erfolg gehabt.

Sie antwortet, Papa habe den Gedanken schon erwogen, aber ihn wieder fallen lassen. Es sei ja keine Operette. Und „für ohne Musik" die Einlaßkarte zu teuer. Das sei schade, erwidert der andere. Aber er kenne den Direktor und werde sich gestatten, den Herrschaften ein paar Karten zu stiften.

Freikarten wirken in der Sommerfrische faszinierend. Fräulein Ella verzeiht, von ihnen bezwungen, den Ausfall der Chansons. Sie trägt die gute Kunde zu zu ihrer Mama, die sich gerade mit Herrn Blumenau über die Geheimnisse des „Patience"-Legens sachkundig unterhält. „Freikarten?" sagt Herr Blumenau und ärgert sich, daß er bereits seinen Parkettsitz gelöst hat. Und denkt, sich des schweigsamen Herrn erinnernd: „So'n Duckmäuser ... hähä ..."

Der Fremde aber hat einen Spaziergang gemacht, durch sommerliche Wiesen den Bergen zu, und erfrischt durch die Begegnung mit dem jungen Mädchen, fühlt er sich mit all den bunten Leuten versöhnt, die ihren Alltag auch in die Ferien getragen haben und sich untereinander eigentlich nur dadurch unterscheiden, daß Nr. 23 von Fräulein Dora mit „Pils" belastet wird, während sie für Nr. 14 einen „Apoll" bucht. Und er beschließt, sich in diesen Kreis zu fügen, und wandert freudig erregt in die Pension zurück, sich für den Abend umzukleiden.

Die Pensionsgesellschaft ist eine große Familie. Das Parkett des Theaters in dieser Sommerfrische eine größere. Man huscht zueinander und tuschelt. Denn der eine kennt den anderen: vom Morgenspaziergang, vom Kurkonzert, von der Badehalle her.

„Wo nur der nette junge Mann ist?" fragt die Mutter des jungen Mädchens, und sie dreht sich und wendet sich und sucht mit der kämpferisch erhobenen Lorgnette. Und da die Entfettungskur noch in ihren Anfängen steht, macht die Pfadfinderarbeit der Dame sichtlich Mühe. Und da sie den Gesuchten nicht findet, denkt sie an den Lehrer Meinicke aus Finsterwalde, der ihm so ähnlich ist, aber sicherlich besser wisse, was sich schicke: „Freibilletts spenden und sich nachher unsichtbar machen? Ich bitt' Sie, Frau Justizrat!"

Der Herr Blumenau, Immobilien en gros, aber, der in der Mitte der zweiten Reihe sitzt, erhebt sich des öfteren und zwängt sich zwischen den Sitzen durch, zum Ausgang hin, wo er eben einen Bekannten erspäht hat. Warum auch nicht? Hat vielleicht er seine Karten nicht voll bezahlt? Er hat. Und rächt sich dafür.

Als aber dann das Stück vorüber ist und Beifallsausbrüche auch den Dichter rufen — der seiner Aufführung beiwohnen werde, wie es im Kurblatte glaubhaft zu lesen war — da recken Mutter und Tochter ihre Hälse, und Herr Blumenau sagt: „Ja, wie gefällt einem das ... Das ist ja ..."

Herr Blumenau hat recht: Es ist der junge Mann aus der Pension, derselbe, der jeder Konversation so abhold gewesen. Und Herr Blumenau ist einen Augenblick lang empört, daß er das Eintrittsgeld habe erlegen müssen ... bei solchen Beziehungen zum Dichter. Aber dann freut er sich doch und klatscht nochmal so wild. Und ruft, rechtshin und linkshin: „Der wohnt doch in unserer Pension. Was wollen Sie? ... Der sitzt doch jeden Tag dreimal neben mir ..." Als wollte er damit sagen, daß die Begabung dieses Dramatikers damit eine sehr natürliche Erklärung gefunden habe.

Wieder sitzt man bei Tisch: der Dichter neben Herrn Blumenau, und von links her kommen die zärtlichen Blicke des sanften Mädchens. Wieder gibt Fräulein Dora die Bestellungen weiter: „Pils ... und Apoll ... und Lim." Und wieder führt der Meister des Immobilienhandels das große Wort: „Ich kann Ihn' sagen, Herr, das Theaterstück ist großartig. Tja, so was muß man gelernt haben ... Ich könnte das nicht". Und als seine Nachbarin ein solches Maß von Bescheidenheit nicht zulassen will: „Nein, wirklich . . . so könnte ich das nicht. Dafür versteh' ich was von Grundstücken . . . Jeder, was er gelernt hat, gelt, junger Mann?"

Als der aber nicht anderes erwidert als nur ein leichtes Lächeln, da erkennt Herr Blumenau doch, daß er im Begriffe stehe, sein eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen, und ergänzt seine Worte dahin, daß er sich auch schon mal literarisch versucht habe. „Es war sehr hübsch ... ein Gedicht für meine Älteste ... und gereimt hat sich alles ..."

„Nein ..." sagt nun, aufs höchste interessiert, die Tischdame: „Wirklich?"

„Ja. Und gedruckt bin ich auch schon. Und wie! Ein Eingesandt in einem Witzblatt. Tjaa. Einen ‚Kindermund'."

Da verblaßt der noch so junge Ruhm des sein Gemüse schaufelnden Dramatikers von gestern abend. Und alle Anteilnahme wendet sich zu Blumenau, Immobilien en gros.

Was soll man sich auch mit einem Menschen beschäftigen, der sich um seine Tischgenossen überhaupt nicht kümmert?

Am Nachmittag reist der Dichter ab. Man nimmt wenig Notiz davon. Nur eine schaut ihm nach: das junge Mädchen mit den Sehnsuchtsaugen, und ihr Herz klopft ein wenig.

Mama merkt's und tritt an sie heran. Und sie flüstert: „Er hat dir gefallen? Na also! Nun entschließ' dich und nimm Lehrer Meinicke. Der sieht aus wie er. Und ist dabei pensionsberechtigt!"

Blumenau tritt ein und reibt sich die Hände.

Das Mädchen Dora kramt die Servietten fürs Abendbrot hervor.

Und in der Ferne pfeift der Zug ...

Aus Wissenschaft und Technik.

Amundsens Sonnenkompaß. Das wichtigste richtungweisende Instrument zu Lande, zu Wasser und in der Luft ist der Kompaß. Wir verfügen heute über eine ganze Reihe von Kompaßkonstruktionen, die den verschiedensten Sonderzwecken angepaßt sind. Wir haben den Trockenkompaß in den mannigfachsten Ausführungen, den Fluidkompaß, bei dem die mit einem Hohlkörper verbundene Rose in einem mit Flüssigkeit gefüllten Behälter untergebracht ist, und den Kreiselkompaß, von dem es zahlreiche Ausführungen gibt. Auch für Flugzeuge sind Kompasse geschaffen worden, die die Einhaltung einer bestimmten Flugrichtung bei unsichtigem Wetter ermöglichen. In der Arktis am Erdpol, in dessen Nähe der magnetische Pol liegt, versagen jedoch alle bislang bekannten Kompaßkonstruktionen. Soweit das Arktisbecken bekannt ist, bietet es, wie auch Amundsen auf seinem Fluge feststellen konnte, dem Flieger keinerlei Anhaltspunkte, den Kurs zum Pol auch ohne Richtungsweiser nach der Geländeorientierung zu finden. Mit Hilfe eines Theodoliten sowie eines Chronometers lassen sich auch in der Arktis von der Erde aus durch Beobachtungen der Sterne oder der Sonne genaue Ortsbestimmungen ausführen. Die Bestimmung des Ortes nützt dem Flieger jedoch wenig. Er braucht ein Instrument, das ihm auf seinem Fluge die gewünschte Richtung weist. Die Sonne käme wohl als richtunggebendes Element in Frage, doch gibt sie keine feste Richtung an, sondern ändert sie innerhalb 24 Stunden um 360 Grad. Als Amundsen seinen Nordpolflug plante, bildete die Schaffung eines solchen für die arktische Region brauchbaren Kompasses eine der schwierigen Aufgaben. Die Lösung fand die deutsche optische Anstalt C. P. Goerz, die ein besonderes Instrument, den Sonnenkompaß baute, der die Schwierigkeiten der unerwünschten Richtungsänderung der Sonne behebt. Der Sonnenkompaß ist ein Panoramafernrohr, das gestattet, bei feststehendem Instrument, d. h. ohne jede Bewegung des Okulars und somit auch des Beobachters, den ganzen Horizont nacheinander abzubilden. Die Bewegung des Eintrittsreflektors geschieht durch ein an dem Sonnenkompaß angebrachtes Uhrwerk. Die Handhabung des Instrumentes ist außerordentlich einfach. Beim Abfluge wird an dem Instrument der Kurs, den der Flieger zu nehmen gedenkt, gegenüber dem Stand der Sonne eingestellt. Das Uhrwerk wird auf die im Augenblick herrschende Greenwicher Zeit gestellt. Der Führer sieht nun vor sich im Instrument eine künstliche Sonne. Steuert er so, daß diese sich im Fadenkreuz des Sonnenkompasses befindet, so hält der auch den am Instrument eingestellten Kurs inne. Letzterer stimmt dann so lange, wie das Uhrwerk mit der Greenwicher Zeit übereinstimmt, weicht es davon ab, so kann es jederzeit korrigiert werden. Ist der Flieger aus irgendwelchen Gründen gezwungen, sei es der Windgeschwindigkeit wegen, den Kurs zu ändern, so hat er es nur nötig, diesen am Instrument einzustellen und wieder die künstliche Sonne anzusteuern. Durch dieses Instrument ist eine der größten Schwierigkeiten, die den Flug zum Pol bislang erschwerten, behoben worden. — Neben dem Sonnenkompaß führt das Flugzeug auch noch einen Kurs- und Geschwindigkeits- sowie einen Grundgeschwindigkeits- und Abdriftmesser an Bord. Mit dem Grundgeschwindigkeitsmesser und Abdriftmesser kann man gleichzeitig die Geschwindigkeit über Grund und den Driftwinkel, d. h. den Winkel zwischen der Zielrichtung des Fahrzeuges und der wahren Fahrtrichtung über Grund, messen.

Karl Hansen, Berlin.

Die Hypnose beim Tiere und beim Menschen. Schon seit Jahrhunderten kennt man bei Tieren eigenartige Zustände von Bewegungslosigkeit und allgemeiner Hemmung, deren Ähnlichkeit mit der menschlichen Hypnose auffallend ist. Daniel Schwenter, Mathematikprofessor und Orientalist der Universität Altdorff, beschreibt als erster in seinem „Diliciae physicomathematicae“ 1636 das Experiment, „Eine gantz wilde Hennen so zaam zu machen, daß sie von sich selbst unbeweglich still und in großen forchten sitze“. Man soll einer Henne den Schnabel auf den Tisch halten und von dem Schnabel an einen langen Kreidestrich auf den Tisch ziehen. Wenn man die Henne dann losläßt, würde sie ganz erschrocken stilliegen, den Strich anschauen und nicht von dannen fliegen. Zehn Jahre später beschrieb der Jesuitenpater Athanasius Kircher, anscheinend unabhängig von Schwenter, das Experimentum mirabile über die Einbildungskraft des Huhnes. Spätere Versuche, namentlich von Czermak, Darwin, Preyer und Verworn, haben dann gezeigt, daß derartige Zustände bei sehr vielen Vögeln, Katzen, Kaninchen, bei Schlangen, Fröschen und bei zahlreichen Wirbellosen teils künstlich erzeugt werden können, teils auch unter natürlichen Umständen im Leben des Tieres vorkommen. Hierher gehört das Sich-tot-Stellen der Insekten, Käfer, Spinnen, das der Franzose J. H. Fabre, der Homer der Insekten, beschrieben hat. Die Ähnlichkeit der tierischen Hypnose mit der menschlichen ist auf den ersten Blick sehr groß. Es handelt sich um einen schlafähnlichen Zustand mit Fehlen der Ortsbewegung und der Lagekorrektion mit Veränderungen der Muskelspannung und der Sinnestätigkeit (Herabsetzung der Schmerzempfindung). Dieser Zustand tritt ein als Folge einer Erregung; sein Wesen ist in einer Hemmung zu suchen. Tierversuche von Ernst Mangold („Hypnose und Katalepsie bei Tieren im Vergleich zur menschlichen Hypnose“; Gustav Fischer, Jena, 1914) haben ergeben, daß diese Hemmung bei Wirbeltieren (Hühnern) auch nach Entfernung der Großhirnrinde eintritt. Der große Unterschied zwischen menschlicher und tierischer Hypnose liegt in der Art der einleitenden Erregung. Beim Menschen handelt es sich wohl stets um eine Suggestionshypnose; zwischen dem Hypnotisierten und dem Hypnotiseur stellt sich ein Rapport her. Die körperlichen Erscheinungen der menschlichen Hypnose, so charakteristisch sie auch sind, treten doch an Bedeutung hinter dem eigenartigen seelischen Zustand zurück. Dagegen genügt beim Tier eine rein mechanische Ursache, ein Druck, ein gewaltsames Verhindern von Flucht und Abwehrbewegungen, eine „suggestion mécanique“, wie ein Franzose es genannt hat, im Gegensatz zur Verbalsuggestion. Indessen soll bei höheren Affen, Pferden und Hunden übrigens auch diese Verbalsuggestion wirksam sein. Hierbei ist auch auf die Dressurversuche hinzuweisen. Wenn wir unserem Hund befehlen: „Hol' den Maulkorb“, so kommt es dabei hauptsächlich auf die Schärfe der Betonung an; zweifellos aber erwecken wir in ihm die Zielvorstellung des Maulkorbholens. Das Tier führt „also die volle ungewollte und unkontrollierte Entwicklung der angeregten Tendenz aus“ wie ein hypnotisierter Mensch. Für diese Zustände hat Kircher die Einbildungskraft des Huhnes verantwortlich gemacht: das Huhn glaube noch immer gefesselt zu sein, auch wenn die Schlinge gelöst ist. An psychologische Vermittlungen, und zwar an Schreckwirkung, glaubte auch noch Preyer. Indes müssen die psychologischen Theorien der tierischen Hypnose endgültig verlassen werden. Für die biologische Bedeutung dieser eigenartigen Starrezustände lassen sich verschiedene Gesichtspunkte anführen; keiner trifft für alle Fälle zu. Bei der Stabheuschrecke steht die Katalepsie im Dienste der Mimikry. Das Tier hat untertags das Aussehen eines dürren Zweiges. Bei manchen Wirbellosen werden Starrezustände während des Begattungsaktes beobachtet. Daß sich schwache Tiere, anstatt zu fliehen, totstellen, wäre eine biologisch zweckmäßige Einrichtung. Man gewinnt aus dem großen Material, das Mangold zusammengetragen hat, mannigfache Anregung für die Erforschung der menschlichen Hypnose, nur darf man nicht übersehen, daß im Mittelpunkt der menschlichen Hypnose das seelische Geschehen steht. Wie sehr, das zeigt die Tatsache, daß die Hypnose im unentwickelten Seelenleben des Kindes bis etwa zum 6. Lebensjahr nicht gelingt. Wille und Aufmerksamkeit des Kindes sind noch nicht genügend konzentrationsfähig. Erwachsene sind nach Forel in 95 bis 98 Proz., nach Trömner sogar in 100 Proz. hypnotisierbar. Über die biologische Bedeutung einer so allgemeinverbreiteten Disposition geben Entwicklungsgeschichte und Tierexperiment bis jetzt noch nicht genügend Aufschluß.

Dr. med. et phil. W. Eliasberg, München.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Die Thomaskirche in Leipzig

(Zum 175. Todestage Johann Sebastian Bachs am 28. Juli.)

Streller

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4193. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 23. JULI 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4193. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. Juli 1925.

Reichsausstellung „Deutscher Wein“ Koblenz 1925.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ öffnet am 8. August ihre Pforten. Die Ausstellungsleitung glaubt, daß die Öffentlichkeit Interesse hat zu hören, in welchem Rahmen die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ sich darbieten wird. Das Ausstellungsgelände befindet sich in der städtischen Festhalle und in den Anlagen zum Rhein hin. In dem Säulenbau der Mittelrheinischen Industrie-Ausstellung 1924 sind Durchgänge geschaffen, die zu den Industrie-Anlagen und zum Weindorf führen. Über eine Freitreppe gelangen die Besucher in den Ausstellungshof, haben zur linken und rechten Seite die Hallen für die kulturelle Abteilung und als Mittelstück die 2000 qm große Halle, in der die wirtschaftliche Abteilung Unterkunft findet. Durch die Halle gelangt man wiederum über eine Freitreppe zu den Anlagen des Weindorfes, in dem jedes Weinbaugebiet berücksichtigt worden ist. Typische Häuser in der Bauart der einzelnen Weinbaugebiete geben ein harmonisches und ein Zusammengehörigkeitsbild. Das Weindorf wird zusammen von Weinbau- und Weinhandelsverbänden beschickt, und die Proben der einzelnen Weinbaugebiete werden in denselben von weiblicher Bedienung in ihren Landestrachten kredenzt. Die Gesamtanlage des Weindorfes wird einen kunstgeschichtlichen Beitrag zur Volkskunde der Weinbaugebiete darstellen. Dem Besucher wird Gelegenheit gegeben, auf seinem Rundgang eine kleine Ruhepause einzulegen, um den „Wein als Getränk“ kennen zu lernen. Den Abschluß der Ausstellung bildet die chemische Industrie mit einem großen Kalibergwerk, einer Weinbrennerei und Sektverarbeitung.

Industriehalle und Ehrenhof.

In der Festhalle wird die wissenschaftliche Hauptgruppe der Ausstellung Unterkunft finden und einen außergewöhnlich großen Umfang einnehmen. Die Ausschüsse für Ampelographie, Züchtung, für Organographie und Physiologie, für Pathologie und Rebenveredelung, sowie für Klimatologie und Geologie können heute schon übersehen, welche Stücke zur Ausstellung gelangen. Hier kommt eine wissenschaftliche Musterschau zustande, wie sie bisher selbst ein Museum für Naturkunde nicht aufzuweisen hat. Die bedeutendsten Fachwissenschaftler der deutschen Weinbauinstitute sind als Sachbearbeiter gewonnen. Die Lehr- und Forschungsanstalten der gesamten deutschen Weinbaugebiete haben alle in dankenswerter Weise die Arbeiten gefördert. Auch die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem mit ihren Zweigstellen in Naumburg und Trier wird mit besonderen Präparaten die Veranstaltung beschicken. Sämtliche Rebenveredelungsstellen stehen zur Verfügung.

Sämtliche staatlichen und kommunalen Stellen, sowie die wirtschaftlichen Verbände der Weinbaugebiete von Rhein, Mosel, Saar, Ruwer, Nahe, Glan, Ahr, Lahn, Hessen, Pfalz, Franken, Baden, Württemberg, Saalegebiet, Sachsen und Schlesien gehen als Freunde und Förderer der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ Hand in Hand. Ein mustergültiges und reibungsloses Arbeiten hat die Vorbereitungen in überraschend kurzer Zeit zu dem heutigen Ergebnis geführt. Die Ausstellungsleitung ist bestrebt, das umfassende Gebiet durch besonders typische Dinge zu erläutern. Alte und neue Kunstwerke sind der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt worden, besonders ist die Unterstützung des Koblenzer Unternehmens durch die National-Galerie in Berlin zu erwähnen. Der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Hauptgruppe liegt räumlich in der großen Halle, welche die Abteilung „Der Wein und die deutsche Industrie“ aufzunehmen hat. Wie bereits erwähnt, soll die neue Halle in erster Linie den Ausstellungsraum für die Maschinen darstellen. Erfreulicherweise sind die Anforderungen von Seiten der Industrie zur Beschickung dieser Abteilung sehr groß, so daß für die noch dauernd einlaufenden Angebote kein Raum mehr zur Verfügung steht.

Alle deutschen Länder und alle charakteristischen Weinbaugebiete wetteifern in ihren Bemühungen, um zu zeigen, in welcher Art und Weise Land und Leute mit dem deutschen Wein verbunden sind. Wein-Geographie, Weinbau-Geschichte, typische Weinanlagen, historische Stücke, die Erziehungsarten, landesübliche Geräte für Weinbau, Weinbehandlung und dergleichen mehr werden zur Schau stehen. Trotz der Vielheit und Verschiedenartigkeit der deutschen Landschaften kann von einem einheitlichen Bild gesprochen werden. Möge die Arbeit aller, die am Werke beteiligt sind, ihren Lohn finden! Wenn Ziel und Zweck der Ausstellung erreicht werden, so schlingt sich von der Stadt am deutschen Eck, jedem ihrer Gäste ein herzlicher Willkommenzuruf, ein Band durch alle Gaue, die an der Freude von Rheinland und Reich teilnehmen! Möge der Weinstock mit seinen tiefen Wurzeln das Symbol sein für die Treue, welche die tausendjährige Schicksalsgemeinschaft zusammengefunden hat; möge am Zusammenfluß von Rhein und Mosel bei einem Glase deutschen Weines für uns und unsere Kindeskinder diese Treue aufs neue besiegelt werden! Wer weiss, ob es nicht von einem höheren Willen so gefügt ist, daß am Eingange zur Ausstellung am Rhein das Denkmal des Freiheitssängers Max von Schenkendorf steht, der die vaterländische Mahnung geprägt hat: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn Ihr einig seid und treu!“

Auch in diesem Sinne will die Ausstellung Zeugnis geben. Nicht ohne Grund ist die Veranstaltung in eine wissenschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Hauptgruppe gegliedert. Sie will unterstreichen, daß Geistes- und Handarbeit zusammenstehen müssen, um gemeinschaftlich die deutsche Kultur zu stützen.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ stellt sich bewußt in den Dienst des deutschen Wiederaufbaues. Sie sieht hierin ihre hehrste Aufgabe, die zusammengefaßt sei in die Worte: „Für Rheinland und Reich!“

Allgemeine Notizen.

Jubiläumsgabe für die Universität Marburg. Im Juli 1927 wird die Universität Marburg die 400jährige Wiederkehr des Tages feierlich begehen, an dem sie von Landgraf Philipp dem Großmütigen gegründet wurde. Schon jetzt hat sich ein Ausschuß gebildet, der die Mittel dazu sammeln will, einen seit langer Zeit gehegten Wunsch der Universität nach einem groß angelegten Institut zu erfüllen, das der Pflege der gesamten Kunstwissenschaft von der Vorgeschichte über das Altertum bis zur Kunst der letzten Vergangenheit und der Gegenwart dienen soll. Andere Institute und Bibliotheken sollen dem Jubiläumsneubau angeschlossen oder dort untergebracht werden; auch für eine öffentliche Gemäldegalerie soll eine Reihe von Sälen geschaffen werden. Die Stadt Marburg hat bereits einen rund 7000 qm großen Bauplatz im Wert von etwa 100000 Mark als ihre Jubiläumsgabe zur Verfügung gestellt; mit dem Bau, dessen Kosten auf 900000 Mark veranschlagt wurden, soll bereits diesen Sommer begonnen werden. Zusagen von Geldspenden werden recht bald an den Ausschuß für die Jubiläumsgabe zur 400-Jahrfeier der Universität Marburg in Marburg, Universitätsstraße 7 erbeten; Zahlungen auf Konto „Jubiläumsgabe für die Universität Marburg" nehmen die Landeshauptkasse in Kassel (Postscheckkonto Nr. 3719 Frankfurt a. M., oder Nr. 11 Hannover) und die Nassauische Landesbank in Wiesbaden (Postscheckkonto Nr. 600 Frankfurt a. M., oder Nr. 49638 Köln) entgegen.

100000 Mk.-Roman-Preisausschreiben des Hamburger Fremdenblattes und der Münchner Neuesten Nachrichten. Herr Fedor von Zobeltitz in Berlin ist zum Mitglied des Preisrichter-Kollegiums ernannt und von seinen Kollegen anstelle des kürzlich verstorbenen Landgerichtspräsidenten Mayer zum Vorsitzenden gewählt worden. Dem Preisgericht gehören ferner an die Herren Hans Friedrich Blunck, Hamburg; Albert Broschek, Verleger des Hamburger Fremdenblattes; Gustav Frenssen, Barlt i. Holstein; Frau Ricarda Huch, München; Bernhard Kellermann, Berlin; Dr. Tim Klein, München; Max Alexander Meumann, Hamburg; Dr. Friedr. Trefz, Verl.-Dir. der Münchner Neuesten Nachr.

Ein Preisausschreiben für Kammermusik erläßt Dr. Hochs Konservatorium in Frankfurt am Main für ein

Kammermusikwerk für zwei beliebige Streichinstrumente ohne Begleitung. Der als Förderer zeitgenössischer Musik bekannte Verlag B. Schotts Söhne in Mainz stellte für Preise 2000 Mark zur Verfügung. Einsendungstermin ist der 31. Dezember 1925. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle von Dr. Hochs Konservatorium, Frankfurt a. M., Eschersheimer Landstraße 4.

Die Luisenburgfestspiele 1925. Die ersten vier Spieltage sahen bereits 9000 Besucher; bezeichnend ist, daß wegen des starken Andrangs schon zwei Vorstellungen eingeschoben werden mußten. An hervorragenden Persönlichkeiten besuchten bis jetzt die Aufführungen unter anderm Prinz Alfons von Bayern, der Regierungspräsident von Strössenreuther nebst Gemahlin. Alle bisherigen Urteile stimmen darin überein, daß die diesjährigen Aufführungen geschlossener und abgerundeter, die Massenszenen belebter und wuchtiger geworden sind. Hält die bisherige rege Nachfrage an, wofür alle Anzeichen sprechen, so wird der Rekord des Vorjahres (36 Vorstellungen mit rund 60 000 Besuchern) übertroffen. Prospekte und Textbücher sind von der Festspielleitung in Wunsiedel (Fichtelgebirge), Rathaus erhältlich.

Die Bauausstellung in Essen wird noch bis zum 16. August geöffnet sein. Sie umfaßt fünf Gruppen: Baustoffe für den Auf- und Ausbau; Baumaschinen, Baugeräte und Bauhilfsmittel; Neue Baukonstruktionen unter Berücksichtigung der Gesundheitstechnik und Wärmewirtschaft des Hauses; Ausstellung „Deutsches Bauwesen“, veranstaltet von den Vereinen des Verbandes Deutscher Architekten und Ingenieure; Industriebau. Welche Bedeutung man in Fachkreisen dieser Ausstellung beilegt, geht schon daraus hervor, daß der Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine seine Wander-Versammlung mit der Essener Bauausstellung verbunden hat.

Das amerikanische Hilfswerk. Der deutsche Zentralausschuß für die Auslandshilfe teilt mit: Aus den Erträgnissen der großen Sammlungen des amerikanischen Hilfskomitees für die deutschen Kinder, des sogen. Allen-Komitees, sind zur Unterstützung der Kindererholungsfürsorge nochmals 200 000 Kilo Kakao und 7000 Kisten kondensierte Milch zur Verfügung gestellt worden. Mit dieser Hilfe ist es möglich, die künftigen Wirkungen von Ruhe und Bewegung in Sonne und Luft durch eine entsprechende Ernährung zu steigern. In erster Linie wird diese Spende den durch Tuberkuloseinfektion in

ihrer Gesundheit gefährdeten Kindern zugute kommen. Zur besonderen Fürsorge für diese Kinder, zur Förderung geeigneter Heilstättenkuren, wurden außerdem vom Central Relief Comité der Deutschamerikaner Waren und Bargeld im Wert von 250000 M. in Aussicht gestellt.

Zur Einreise in das besetzte Gebiet ist, worauf wiederholt dringend hingewiesen wird, unbedingt ein Reisepaß oder ein Personalausweis erforderlich. Für Reisen in das Saargebiet ist ausschließlich ein Reisepaß notwendig. Es wird das reisende Publikum wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß jeder, der ohne einen vorgeschriebenen Ausweis das besetzte Gebiet betritt, bei einer Kontrolle der Besatzungsbehörden die größten Unannehmlichkeiten hat, ihm außerdem eine hohe Geldstrafe auferlegt wird. Die Ausstellung dieser Pässe bezw. Personalausweise sind beim zuständigen Polizeiamt mindestens 5 bis 6 Tage vor Antritt der Reise zu beantragen.

Bäder-Almanach, 13. Ausgabe 1925. Verlag Rudolf Mosse in Berlin. An dem in der langen Zeit seines Bestehens bewährten Charakter des Buches, das in allererster Linie dazu bestimmt ist, dem praktischen Arzt als Ratgeber und Nachschlagebuch zu dienen, ist auch bei der neuerschienenen 13. Ausgabe festgehalten worden. Der „Bäder-Almanach" ist indessen nicht nur für die Ärzte ein sehr geschätztes Hilfsbuch, er ist auch ein vielbenutzter Ratgeber für Laien. Das in gefälliger Ausstattung vorliegende Buch ist zum Preis von 5 Mk. durch den Buchhandel oder zuzüglich Porto direkt vom Verlag erhältlich.

Die Herkunftsbezeichnungen fremder und deutscher Waren sind international geschützt. Bei der Einfuhr werden Waren mit falscher Herkunftsbezeichnung beschlagnahmt. Es empfiehlt sich daher, die Herkunftsbezeichnungen der Packungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Wird den Anordnungen der Zollbehörden zur Beseitigung der falschen Herkunftsangabe nicht entsprochen, oder ist die Beseitigung nicht möglich, wie bei Waren mit eingeprägtem Namen, so darf die Zollbehörde die Einziehung der Waren durch Strafbescheid bewirken.

Als Postpakete nach Spanien dürfen zufolge einer Bekanntmachung der Zollabteilung des Postamts in Barcelona Kataloge, Druckschriften oder maschinengeschriebene Prospekte nicht versandt werden. Sie müssen vielmehr als Drucksache oder als Post zweiter Klasse aufgegeben werden, je nachdem es sich um Druckschrift oder um Maschinenschrift handelt. Zuwiderhandlungen werden bestraft.

Einhunderttausend Mark

für den besten Zeitungsroman.

Häufige Anfragen zu unserem Roman-Preisausschreiben, welcher Art die einzusendenden Romane sein müssen, um bei der Auswahl für den Preis in Frage zu kommen, veranlassen uns, den ersten Satz des Preisausschreibens zu wiederholen:

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Nach dem Tode des Mitgliedes des Preisrichterkollegiums Herrn Landgerichtspräsidenten Wilhelm Mayer, München, ist als Ersatzmann Herr Fedor v. Zobeltitz, Berlin, in das Preisrichterkollegium aufgenommen worden. Das Kollegium hat sich inzwischen konstituiert und Herrn Fedor v. Zobeltitz mit dem Vorsitz betraut. Es besteht sonach aus den Herren:

Fedor v. Zobeltitz, Berlin, als Vorsitzender,
Hans Friedrich Blunck, Hamburg,
Albert Broschek, Verleger des Hamb. Frdbl.,
Gustav Frenssen, Barlt (Holstein),
Frau **Ricarda Huch**, München,
Bernhard Kellermann, Berlin,
Dr. **Tim Klein**, München,
Max Alexander Meumann, Hamburg,
Dr. **Fr. Trefz**, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Exemplare der seinerzeit durch die deutschen Tageszeitungen veröffentlichten Bedingungen für das Preisausschreiben können von den unterzeichneten Verlagen kostenlos bezogen werden.

Verlag des Hamburger Fremdenblattes.
Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1–7.

Bekanntmachung! Das außergewöhnliche Angebot im Anzeigenteil auf Seite 151 (100 Rentenmark in bar) ist kein Reklamescherz, sondern durchaus rechtsverbindlich.
F. Oderich, Hamburg 19.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Blick in verlorenes deutsches Land: Vor dem Stadttor in Altbreisach am Rhein. Im Hintergrund das Elsaß mit den Vogesen in der Ferne.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

NEUE WEGE DER BACH-FORSCHUNG

ZUM 175. TODESTAGE JOHANN SEBASTIAN BACHS AM 28. JULI

Im Juli dieses Jahres feiert die „Neue Bach-Gesellschaft" ihr 25jähriges Jubiläum, und das in Essen in diesen Tagen stattfindende 13. Deutsche Bach-Fest erhält durch diese Tatsache eine erhöhte Bedeutung. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch den Umstand, daß die „Neue Bach-Gesellschaft" ihre Jubiläumstagung im besetzten Gebiet abhält und damit klar zum Ausdruck bringt, daß es ihr ein Bedürfnis ist, die Musik Bachs, als den erhabenen Ausdruck deutscher Kunst und deutscher Frömmigkeit, gerade den Brüdern unseres Volkes in diesem Jahr in der bestmöglichen Art und Weise zu vermitteln, die unter dem Druck der Fremdherrschaft noch immer stehen müssen. Ihnen soll das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Leidensgemeinschaft aller Deutschen von neuem gestärkt werden durch das Erleben eines der köstlichsten Besitze deutscher Kunst und Kultur, durch die Darbietungen der Jubiläumstage der „Neuen Bach-Gesellschaft". Das allgemeine Verständnis für die Unwegdenkbarkeit des Bachschen Gesamtwerkes aus dem Kunstleben unserer Zeit legt die Frage nahe, ob dieses schon immer, in Bachs Zeiten selbst und in den seinem Tode folgenden Zeiten, so gewesen ist. Und da ergibt sich folgendes Bild, das an dieser Stelle allerdings nur in großen Umrissen entworfen werden kann. Es schließt sich in den wesentlichen Punkten der Darstellung an, die Hermann Kretzschmar im 46. Jahrgang der Gesamtausgabe der Werke Bachs gegeben hat. Auf die Geschichte dieser Ausgabe soll hier später kurz eingegangen werden.

So erstaunlich es klingt, so ist es doch Tatsache, daß Bach zu seinen Lebzeiten in seiner eigentlichen und wahren Bedeutung nicht erkannt worden ist, und zwar aus Gründen der Lage der Musik zu Bachs Zeiten überhaupt. Bach stand völlig außerhalb der damals allein herrschenden italienischen Schule, die seit den Tagen von Schütz und Haßler in Deutschland als der unübertreffliche Höhepunkt der Musik in Geltung stand. Erst mit dem Niedergang der Italiener tritt die Wendung ein zu Bachs Gunsten, deren Höhepunkt wir in unseren Tagen erlebt haben. Allerdings geschah dies nur in großen Abständen und im Verlauf von etwa 150 Jahren, vom Jahre 1780 an gerechnet. Geebnet wurde der Weg zum neuen Verständnis der Lebensarbeit J. S. Bachs durch seine Schüler, die zuerst die Klavierwerke für den Unterricht und die Hausmusik in Aufnahme brachten und gelegentlich in den Kirchenmusiken auch die eine und die andere der Kantaten aufführten. Wir nennen hier die Namen der Altnikol, Hering, Kellner, Kittel u. a. Von den Klavierwerken Bachs war wohl das „Wohltemperierte Klavier" das am frühesten verbreitete. Eine eigentliche, freilich kleine „Bach-Gemeinde" entstand zuerst in Berlin unter Führung von Marpurg und Kirnberger, die auch die erste große Sammlung Bachscher Handschriften und Drucke zusammenbrachten.

Johann Sebastian Bach. Nach einem Gemälde von E. G. Hausmann im Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig.

Von größerem und reichhaltigerem Einfluß auf die Wiederbelebung Bachs war aber die von Breitkopf & Härtel im Jahre 1798 gegründete „Allgemeine musikalische Zeitung", die auch in der Gegenwart noch eine reichfließende Quelle für das Musikleben in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts darstellt. Hinsichtlich Bachs gibt die Zeitung Aufschlüsse über Aufführungen Bachscher Werke in den Leipziger Kirchen und im Thomaner-Konzert. Bemerkenswert ist auch die Bemühung der Zeitung und ihres Besitzers Härtel für die notleidende Tochter Bachs. Der deutsche Charakter Bachs aber wird von der A.-M.-Ztg. zuerst und aufs stärkste betont, für sie ist er der „Albrecht Dürer der Musik".

Der nationale Antrieb zur Neuerweckung der Werke Bachs aber findet seinen stärksten Ausdruck in der ersten, großen Bach-Biographie, die Joh. Nicolaus Forkel im Jahre 1802 veröffentlichte, und in der er ausdrücklich betonte, daß „die Erhaltung des Andenkens an diesen großen Mann nicht bloß eine Kunstangelegenheit, sondern eine National-Angelegenheit" sei.

Der unmittelbare Erfolg der Forkelschen Biographie war aber nun, daß jetzt gleich drei Verleger auf den Gedanken einer Gesamtausgabe der Werke Bachs verfielen. So wurden also Simrock in Bonn, Nägeli in Zürich und Hoffmeister & Kühnel in Leipzig die eigentlichen Vorläufer der „Alten Bach-Gesellschaft", und zwar 50 Jahre vor deren Gründung. Keinem der drei Verleger gelang es allerdings, sein Ziel zu verwirklichen, das von vornherein auch die Kräfte eines einzelnen weit überstieg. Veröffentlicht wurden in der Hauptsache nur eine Anzahl Klavier- und Orgelwerke; die größten Werke Bachs, die Passionen, Messen, Kantaten, waren bei keinem der ersten kühnen Wegbereiter vertreten. Den Anfang mit den Vokalwerken Bachs wagten erst Breitkopf & Härtel, die 1803 zum ersten Male Bachsche Motetten veröffentlichten in der bekannten Ausgabe des Thomaskantors Schicht. Erst um das Jahr 1818 werden weitere Vokalwerke Bachs gedruckt, und zwar zuerst die Kantate „Ein feste Burg", die wie die 1819 erscheinende Motette „Lob, Ehr und Weisheit" von Breitkopf & Härtel herausgegeben wurde. Damit hörte allerdings bis auf weiteres der Druck von Vokalwerken wieder auf, und man wendete sich von neuem den Instrumentalwerken zu, die durch Hoffmeister & Kühnel einer Gesamtausgabe nahegeführt wurden.

Neues Leben kam in die Bachsche Vokalmusik erst durch die berühmte Aufführung der „Matthäuspassion" durch Felix Mendelssohn-Bartholdy im Jahre 1829. Durch diese Aufführung wurde erst Bach als ein viel größerer Meister erkannt, als man bis dahin angenommen hatte. Die Partitur der „Matthäuspassion" wurde erstmals 1830 bei Schlesinger in Berlin verlegt und damit der Bachverlag überhaupt neu belebt.

Immerhin war die neue Bach-Bewegung, zu der die Aufführung der „Passion" den Anstoß gegeben hatte, noch nicht so kräftig, daß ihr dadurch die Zukunft gesichert worden wäre, und der Gedanke einer „Bach-Gesellschaft" fing an sich zu regen. Wir müssen die Vorgeschichte der „Alten Bach-Gesellschaft" hier übergehen. Sie verdankt ihr endliches Erstehen dem Einfluß und der Arbeit Otto Jahns, des bekannten Biographen Mozarts.

Im Juli 1850 erging von Leipzig aus der Ruf zur Gründung einer Bach-Gesellschaft, die nach den Statuten vom Januar 1851 ein Subskribentenverein war, dessen Gedeihen von der Tätigkeit des Direktoriums abhing, das die Wahl der Werke vornahm und die Redaktoren bestimmte.

Am 25. Januar 1851 wurde mitgeteilt, daß als erste Veröffentlichung der Gesellschaft die H-Moll-Messe bestimmt sei; dieser Plan mußte aus verschiedenen Gründen aufgegeben werden, und man wählte für den ersten Band zehn Kantaten, die bis dahin ungedruckt geblieben waren. Mit teilweise ungeheuren Schwierigkeiten wurde das Werk fortgesetzt, und am 22. Dezember 1897 wurde der 45. Jahrgang vorgelegt, mit dem die Aufgabe der Bach-Gesellschaft beendet war.

Die Gesamtausgabe hat einen großen und wichtigen Teil der Werke Bachs zum erstenmal in den Druck gebracht. Wenn auch die neuere Bach-Forschung an der Hand ihres reicheren Materials und neuerer wissenschaftlicher Methoden die alte Gesamtausgabe in vielen Punkten berichtigen muß, so bleibt doch das Verdienst der Männer, die sie begonnen und vollendet haben, unvergessen.

Das Schlußwort Hermann Kretzschmars im „Bericht und Verzeichnis" zur Gesamtausgabe (46. Jahrgang) lautete: „Unsere Bitte und unser Rat geht dahin, der alten Bach-Gesellschaft eine neue folgen zu lassen, die da, wo noch Lücken sind, die Arbeit der Vorgängerin in die Praxis überführt und den Werken Bachs eine lebendige Zukunft sichert!" Dieser Wunsch wurde im Jahre 1900 in Erfüllung gebracht. An dem Tage der Vorlegung des letzten Bandes der Gesamtausgabe, am 27. Januar 1900, wurde von den anwesenden Mitgliedern die „Neue Bach-Gesellschaft" gegründet. Sie sucht ihren Zweck zu erreichen durch regelmäßig wandernde Bach-Feste und durch Veröffentlichung von Bachschen Werken zu billigen Preisen in Urgestalt oder in Bearbeitung, um so die Arbeit des vergangenen halben Jahrhunderts fruchtbar zu machen und ihr zum rechten Segen im deutschen Volke zu verhelfen. Die neue Bach-Gesellschaft ist eine künstlerische Notwendigkeit, wie die alte eine kunstwissenschaftliche war. Die Gründung eines Bach-Museums in dem von der Gesellschaft angekauften Geburtshause Johann Sebastian Bachs in Eisenach soll es ermöglichen, Unterlagen für Bach-Studien zu bieten.

Von Joh. Seb. Bach ausgestellte Quittung.

Die Ausgabe der „Neuen Bach-Gesellschaft", die sog. „Veröffentlichungen der N. B.-G.", soll dazu dienen, sämtliche Kirchenwerke Bachs in praktischer Ausgabe mit ausgesetzter Cembalo- und Orgelstimme in vollständigem Aufführungsmaterial vorzulegen. Sie soll ein geschlossenes Ganzes anstreben. Diese Aufgabe wird planmäßig durchgeführt. Den Zwecken der Gesellschaft dienen ferner das „Bach-Jahrbuch" und die alljährlichen großen deutschen „Bach-Feste", die ein Sammelpunkt aller Freunde der Kunst dieses großen deutschen Meisters geworden sind und immer wieder einen Quell tiefinnerlicher künstlerischer und menschlicher Erbauung bieten. Gerade den „Bach-Festen" verdanken die weitesten Kreise unseres Volkes die Kenntnis von dem ewigen und unvergänglichen Wert, der in dem Werke Bachs uns gegeben worden ist, und der Dank für diese Gaben wird dieses Jahr, beim fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Neuen Bach-Gesellschaft", ein aufrichtiger und allgemeiner sein!

Dr. Wilhelm Hitzig.

Familienzimmer im Bach-Haus zu Eisenach.

Links nebenstehend: Das Bach-Denkmal vor der Georgenkirche in Eisenach. Nach dem Entwurf von Prof. Adolf v. Donndorf.

Geburtshaus Johann Sebastian Bachs in Eisenach, jetzt Bach-Museum.

Mitte rechts: Bachs Geburtszimmer.

Die Thomaskirche und die 1902 abgebrochene alte Thomasschule (rechts) in Leipzig. Nach einem alten Stich.

Bachs Sarkophag in der Johanniskirche zu Leipzig.

Zum 175. Todestage Johann Sebastian Bachs am 28. Juli: Bach-Stätten.

Links: Die Feier zur Erinnerung an den Abstimmungssieg in Süd-Ostpreußen am 11. und 12. Juli in Allenstein: Während der Ansprache des Kultusministers Dr. Becker bei der Grundsteinlegung für das Abstimmungsdenkmal am Allensteiner Stadtwald. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.) — Rechts: Die kürzlich erfolgte Einweihung eines Denkmals für die im Weltkrieg Gefallenen des ehemaligen 1. Unter-Elsässischen Infanterie-Regiments Nr. 132 (Straßburg i. Elsaß) in Oberkirch (Baden).

Die Kulturaufgabe der deutschen Frau in der Gegenwart.

Der Krieg und die Nachfolgezeit haben naturgemäß eine Verschiebung der Begriffe und Sitten hervorgebracht, die, durch die außergewöhnlichen wirtschaftlichen Verhältnisse gesteigert, auch in der Frau und dem Jungmädchen unserer Tage eine große Umwandlung bewirkten. Fern davon, dem Intellektzuwachs oder der energischen Tatkraft des modernen Frauentyps entgegen zu sein, sondern sie vielmehr als gesundes Gegenmoment für die moralischen Auswüchse unseres Geschlechts betrachtend, dürfen wir doch nicht übersehen, daß das neue Frauenideal eine bedenkliche Schwenkung zur Schattenseite des Lebens vollzogen hat und trotz einer gewissen Bravour der Individualität eine Oberflächlichkeit der Gesinnung an den Tag legt, die nur bei der Kurzsichtigkeit der Jugend entschuldigt werden kann, aber bei der reiferen Frau, mit den Augen des reifen Mannes gesehen, verurteilt werden muß.

Gewiß hat Natürlichkeit, d. h. die Ungezwungenheit der äußeren Formen, den Vorzug vor alberner Geschraubtheit, wenn jedoch die erstere so weit geht, das Auftreten des anderen Geschlechts zu kopieren, entsteht ein Zwitterwesen höchst unharmonischen Ausmaßes. Darum muß und soll die Frau in erster Linie stets Frau bleiben — begibt sie sich dieses Vorrechts, so geht ihr nicht nur der feinste und eigentliche Reiz verloren, sondern auch jenes gewisse Übergewicht sittlicher Unberührtheit, die doch immer und ausschließlich das Frauenideal des rein denkenden Mannes bleibt. Der Wunsch nach Gleich-

Die feierliche Eröffnung der neuen Erfurter Hütte des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins am 5. Juli, die an Stelle der alten, am 10. Oktober 1920 niedergebrannten Hütte auf dem Maurizköpfel in der Rofangruppe (Tirol) in einer Höhe von 1834 m errichtet wurde.

Vom Historischen Automobil-Korso anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Allgemeinen Schnauferl-Clubs, der im Rahmen der Deutschen Verkehrsausstellung in München am 12. Juli stattfand: Links: Der erste im Jahre 1900 erbaute Opel-Wagen, gesteuert von Fritz v. Opel. Mitte: Das erste Motor-Niederrad mit stehendem Zylinder und seitlichen Schutzrädern, 1885 von Gottlieb Daimler erbaut. — Rechts: Daimler-Wagen aus dem Jahre 1890.

Der Historische Automobil-Korso anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Allgemeinen Schnauferl-Clubs zu München am 12. Juli: Alte Benz-Motorfahrzeuge vor der Bavaria.

Im Vordergrund der 82jährige Dr. Karl Benz, der Vorkämpfer des Automobilismus, mit seinem Sohn, Ingenieur Eugen Benz, auf dem Benz-Viktoriawagen von 1891.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

Links: Vom Wohltätigkeits-Sportfest der Jockeys auf der Rennbahn in Karlshorst bei Berlin: Sprung über eine Hürde beim Wettlauf. — Rechts: Die von der Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz veranstaltete große Provinzial-Pferdeausstellung, die zum ersten Male wieder nach dem Kriege vom 10. bis zum 12. Juli in Verbindung mit der Rheinischen Grünen Messe stattfand: Viererzug aus dem Landesgestüt Wickrath.

berechtigung, der sich in äußerlicher „Vermännlichung“ in Kleidung und Manieren zeigt, bringt rückwirkend auch jenes Entgegentreten des anderen Geschlechts hervor, das, frei von jeder Rücksichtnahme, sich der Frau gegenüber ohne jeden Zartsinn beträgt und einen allgemeinen Tiefstand der Umgangsformen zeitigt, der auf die Dauer geradezu, verrohend wirkt. Das alte Privilegium der Frau, verfeinernd auf die Sitten der Männer zu wirken, geht dadurch völlig verloren; jene ist dann nicht mehr die Hüterin ästhetischer Kulturideale, und von dem Bewußtsein irgendwelcher Hemmungen verlassen, verfällt der rauhere Mannessinn nur allzugern der ihm angeborenen, gröberen Lebensart. Instinktiv jedoch erwartet der Gefährte von der Gefährtin den veredelnden Einfluß ihrer Gegenwart und ist innerlich um so mehr von ihrer Freiheit der Sitten abgestoßen, als das sogenannte „Sichgehenlassen“ der Frau einen unverzeihlichen Fehler dem ganzen erzieherischen Geist der Gesellschaft gegenüber sowie eine Unnatur der weiblichen Psyche selbst darstellt.

Und gerade jetzt, da rücksichtsloser Realismus den Mann als Förderer der Familie zu derberem Vorgehen zwingt, sollte die Frau in ihrer Fraulichkeit den Gegensatz betonen, den die Natur schon in ihr verkörpert zeigt. Die Verrohung der Kriegssitten, eines auseinandergerissenen häuslichen Kreises müssen weibliche Würde und Wohlanständigkeit von der Schwelle zu bannen suchen. Der Charakter der deutschen Frau war von jeher auf Sitte und Moral eingestellt; das schönste und wertvollste Gut echter Weiblichkeit darf nicht um äußerer Mätzchen willen verschleudert werden. Anmut und Liebreiz dulden kein männliches Gebaren, und die Gleichberechtigung eines Sichauslebens auf erotischem Gebiet führt in den Sumpf eindeutiger Weibwesen, aus dem weder Gattinnen noch Mütter erstehen, die dem Vaterland eine zukunftsstarke neue Generation schenken. Auch nie war der Ruf nach dem starken, treuen und warmherzigen Frauentypus der Vergangenheit dringender als heutzutage, in einer unzulänglichen Gegenwart, die sich mehr denn je als Ausgleich auf das Glück in der Familie angewiesen sieht. Die vornehmste Aufgabe der Frau aber ist es, dies durch ihren Einfluß zu bewirken. Dazu gehört vor allem, daß sie sich Respekt vor ihrem Geschlecht, ihrer Persönlichkeit und ihrem Auftreten zu verschaffen weiß, was sie jedoch am sichersten durch eine Betonung ihrer Wesensart erreicht. Nicht dem Manne in allen Dingen zu gleichen, sei ihr Ehrgeiz, sondern als selbständiges Geschöpf, d. h. in Tiefe der Empfindung, Lauterkeit der Gesinnung und Kraft des Handelns ihm ebenbürtig zu sein. Die Frau soll unter Anwendung jener Gebote durchdringen, die ihre Veranlagung vorschreibt. — Dann wird sich jene Harmonie der Gemeinschaft einstellen, die aus der Familie heraus den Volksgeist erstehen läßt, der für den siegreichen Aufstieg des deutschen Vaterlandes Vorbedingung bleibt.

Marie Schempp.

Der Blumenkorso anläßlich der Rheinischen Festwoche der Stadt Mainz am 12. Juli, an dem über 200 blumengeschmückte Wagen teilnahmen: Ein „Flettner-Rotorschiff“ im Festzug.

Albert Broschek, Herausgeber des „Hamburger Fremdenblattes“ starb, 58 Jahre alt, am 10. Juli in Königsberg i. Pr. (Phot. Dührkoop, Hamburg.)

Professor Robert Schleich, bekannter Landschaftsmaler, Ehrenmitglied der Münchener Kunstakademie, feierte am 13. Juli seinen 80. Geburtstag.

Leopold Jeßner, Intendant des Staatlichen Schauspielhauses zu Berlin, der als Leiter der neuen Staatlichen Schauspielschule zum Professor ernannt wurde.

Von der Zoppoter Turn- und Sportwoche: Radfahrkunstreigen auf dem Seesteg in Zoppot am 12. Juli.

Dr. Bernhard Dernburg, Reichsminister a. D. und ehemaliger Leiter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, beging am 17. Juli seinen 60. Geburtstag.

Links: Das 17. Kreisturnfest in Schwerin vom 11. bis zum 13. Juli: Während der Schlußfeier. (Phot. F. Esch, Ludwigslust i. M.)
Rechts: Vom Besuch eines Teiles der Besatzung der in Swinemünde liegenden schwedischen Torpedobootdivision in Stettin am 9. Juli: Generalfeldmarschall v. Mackensen im Gespräche mit Kapitän Elliot, dem Kommandeur der schwedischen Schiffe.

Links: Italienischer Flottenbesuch in Bremen: Die drei auf der Rückreise aus der Ostsee befindlichen italienischen Torpedobootzerstörer im Bremer Hafen. — Rechts: Eine hervorragende deutsche Flugleistung: Empfang des Fliegers Lange in Moskau, der die Strecke Königsberg-Moskau in nur fünf Stunden zurücklegte.

Links: Radio im gefährlichen Bereiche des Vulkans: Versuche mit Radioapparaten auf dem Vesuv unmittelbar am Rande des Kraters. — Rechts: Die Eröffnung einer deutschen Musterausstellung anläßlich des Besuches deutscher Wissenschaftler, Industrieller und Kaufleute in Mexiko am 29. Juni. Sitzend von links nach rechts: Generalsekretär Genaro Estrada; Frau Direktor Goerz; Enrique Huber, Vorsitzender des „Deutschen Hauses"; Staatssekretär Luis M. Morones; Herr Alvaraz; Unterstaatssekretär Aaron Sáenz; Direktor Carl Duems. (Phot. Agenzia Duems, Mexiko.)

Zur Heidelbeerzeit. / Von Emil Gienapp, Hamburg. Mit 4 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Die blaufrüchtige Heidelbeere, im Volksmunde auch Besinge, Bick-, Blau-, Schwarz- oder Taubeere genannt, gehört zu unseren wertvollsten Wildfrüchten. Es gibt wohl keinen Haushalt in Stadt und Land, in dem nicht diese aromatische, saftige Beerenfrucht vom Freitische der Natur in einer ihrer vielen möglichen Genuß- und Verbrauchsformen (naturfrisch und getrocknet, gekocht und eingemacht, verbacken, gekeltert, destilliert und für Heil- und Medizinzwecke) ausgiebig benutzt und hoch geschätzt wird.

Die Heidelbeere ist ein typischer Bewohner unserer Nadelholz- und lichten Mischwaldbestände. Ihre frischgrün beblätterten und kräftig bestengelten fußhohen Sträucher überziehen hier als Unterholz die Walddecke meilenweit in teppichartiger Dichte und gewähren mit ihrem saftigen blauen Beerenbehang zur Zeit der Reife einen verlockenden Anblick. Als Hauptverbreitungs- und Erntegebiete kommen zunächst die hannoverschen Forsten mit den ehemaligen kaiserlichen Jagdgebieten der Göhrde und Raubkammer, den riesigen Tannenforsten beim Munsterlager, bei Bremen, Unterlüß, Ülzen, Fallingbostel und in den Kreisen Lüneburg (Bispingen, Betzendorf, Amelinghausen) und Harburg (Rosengarten, Kleckerwald, Sunderwald und Stuvenwald) in Betracht. An diese reihen sich mit ähnlich ergiebigen Pflückstätten die mecklenburgischen und pommerschen Küsten- und Binnenwälder, ferner die brandenburgischen, schlesischen, westfälischen, thüringischen und badischen Nieder-, Hoch- und Bergwaldgebiete mit ausgedehnten Bestandsflächen an Heidelbeersträuchern, wenngleich die hier geernteten Beeren im allgemeinen kleiner und auch weniger saftreich als die in den hannoverschen Forsten gewachsenen Früchte sind. Dafür besitzen sie aber eine längere Haltbarkeit und vor allem eine größere Transportfähigkeit, wodurch sie für Markt- und Versandzwecke ungleich geeigneter als jene sind. Am empfindlichsten für den Transport sind die hannoverschen Beeren; sie bleiben nur zwei bis drei Tage nach dem Pflücken selbst bei sorgsamster Verpackung in nur kleinen Körben bei gutem marktfähigen Aussehen und werden deshalb auch vorwiegend in den dem Pflückgebiete am nächsten liegenden Städten, namentlich auch auf dem Zentralmarkte in Hamburg, abgesetzt. Eine etwa fünf- bis sechstägige Haltbarkeit besitzen die schlesischen und brandenburgischen Beeren. Mit ihnen wird hauptsächlich der Konsum Berlins und der mitteldeutschen Groß- und Industriestädte versorgt; auch das rheinische Industriegebiet stellt einen gewaltigen Konsumenten dar. Am längsten frisch und haltbar bleiben die den pommerschen Wäldern entstammenden Heidelbeeren; Reisewege bis zu acht Tagen überstehen sie bei sachgemäßer Verpackung ohne jede Beeinträchtigung. Deswegen wurden sie auch in Friedenszeiten mit Vorliebe als Ausfuhrgut zur Befriedigung des englischen Marktes, der für Heidelbeeren eine große Aufnahmefähigkeit hatte, benutzt.

Die Haupternte der Heidelbeeren fällt in die Zeit der sogenannten „Hundstage", also von Mitte Juli bis August; je nach der Gegend und den Witterungsverhältnissen beginnt sie unter Umständen auch schon Wochen früher und dauert bei abnehmenden Erträgen zuweilen bis Mitte und Ende September, da die Sträucher die Eigentümlichkeit besitzen, wochenlang neue Blüten zu bilden und immer wieder neue Früchte anzusetzen. Während der Haupterntewochen werden die Heidelbeerwaldungen alltäglich von großen Scharen Pflückern und Pflückerinnen aus den Dörfern und Städten der näheren und weiteren Umgebung aufgesucht. Viele kehren jahraus, jahrein zur gewohnten Pflückstätte zurück und wissen durch jahrelange Übung nicht nur die ergiebigsten Pflückstellen zu finden, sondern auch die täglichen Ernten zu Rekordleistungen zu steigern. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, daß eine rührige erwachsene Person 25 Pfund Beeren und darüber an einem Tage pflückt, und daß selbst ein fleißiges Kind es bis auf zwei Drittel dieser Menge bringt, so daß also der Tagesverdienst einer mehrköpfigen arbeitsamen Familie unter Zugrundelegung des heute gezahlten hohen Pflücklohnes einen Betrag ausmacht, wie er leichter und höher wohl durch keine andere einfache Arbeitsleistung verdient werden kann. Soweit die gepflückten Beeren nicht für den eigenen Haushalt bestimmt sind, werden sie nach vorheriger Reinigung durch das Windgebläse einer Mühle an einen an Ort und Stelle anwesenden Aufkäufer zum tagesüblichen Pflücklohn verkauft, der sie in gleichmäßigen Spankörben mit 6 bis 8 Pfund Inhalt verwiegt, auf sein Fuhrwerk verladet und sie auf stundenlangen und holprigen Wegen zur nächsten Bahnstation fährt, von wo aus sie mit der schnellsten Verbindung dem Markte zugeführt werden.

Da es sich bei den Heidelbeeren um eine sehr empfindliche und namentlich bei nassem Pflückwetter leicht verderbliche Ware handelt, so hängt es viel von der praktischen Übung und Erfahrung des Versenders ab, ob sie in gutem Zustande an ihrem Bestimmungsort eintreffen. Nicht ganz einwandfreie Beeren werden zu Mus und Marmelade verwertet, erzielen aber natürlich nicht den gleichen Preis wie tadelsfreie Ware. —

Wenn dann die Hausfrau auf dem Markt ihren Bedarf deckt, so mag sie wenig an die viele Mühe und Sorgfalt denken, die auf die kleinen blauen Beeren verwendet wurden, und noch weniger werden sich die Kinder darum bekümmern, wenn sie sich schmunzelnd gegenseitig ihren blauen Mund, den beredten Zeugen ihres Genusses, zeigen.

Heidelbeerensammler im Walde.

Links: Beim Reinigen der Beeren in der Beerenmühle — Im Oval: Abnahme des Pflückertrags durch Händlerinnen. — Rechts: Aufkäufer beim Abwiegen der Beeren.

Am Balloxen-See bei Upsala (Schweden). Nach einem Aquarell von Otto Weigel.

CHINAS ERWACHEN

VON FELIX BAUMANN.

Chinesenjunge beim Reisessen.

Straßenbarbier in Peking.

Unbemerkt vom europäischen Auge hat sich im letzten Jahrzehnt ein neuer Patriotismus im chinesischen Volk gebildet. Noch vor zwölf Jahren war das Wort „Ai-kuo“ (Vaterlandsliebe) mehr oder weniger ein von den heißblütigen Umstürzlern künstlich in das chinesische Volksempfinden gepflanzter Ausdruck. Heute ist es ein Wort geworden, dessen tiefe Bedeutung die chinesische Volksmasse zu begreifen beginnt, und das in den gebildeten Kreisen schon so tiefe Wurzeln gefaßt hat, daß es, wie die jüngsten Ereignisse in China beweisen, als Zaubermittel zu politischen Taten drängt. Das chinesische Volk scheint jetzt durch die drohende Not zusammengeführt zu werden.

In den letzten Jahren ist in China das Verlangen immer stärker geworden, sich vom Ausland unabhängig zu machen. Und es ist charakteristisch für das neuerstarkte Selbstgefühl des jungen China sowohl als auch für seine Presse dem Ausland gegenüber, daß so gut wie alle Blätter, mögen sie sonst noch so weit in ihren Ansichten auseinandergehen, darin einig sind, die Reform Chinas an Haupt und Gliedern, die notwendigen Neuerungen auf dem Gebiet der Verwaltung, die neu zu lösenden Kulturaufgaben und die verschiedenen Fragen des wirtschaftlichen Lebens möglichst ohne Hilfe und Mitwirkung der fremden Mächte zur Lösung zu bringen. Die sogenannte gelbe Monroedoktrin „China für die Chinesen“ ist heute zum allgemeinen Losungswort des Reiches der Mitte geworden.

Angesichts des Boykotts englischer und japanischer Waren und des Geistes und der Macht, die die Chinesen hierbei offenbaren, zeigt es sich wieder einmal, daß sie von jeher Meister im Boykott gewesen sind. Für die Chinesen ist der Boykott eine Wissenschaft, und zu keiner Zeit ist ihr Erfolg in dieser Hinsicht angezweifelt worden.

Die Chinesen haben wohl am längsten gebraucht, bis ihnen die Verantwortung des einzelnen Staatsbürgers, seine Pflicht, einen strebsamen Willen zu zeigen, klar geworden ist. Bisher galt das dunkle Schicksal, dem man sich mut- und machtlos unterwarf, der unberechenbare Zufall, dem man blind und unsicher entgegenging, als aller Weisheit Anfang und Ende. Erst heute gelingt es, den Willen herauszuheben aus seiner Einklemmung, damit er als Herrscher im Bewußtsein des Volkes throne. Und wie jede Wahrheit, die einmal erkannt und erfaßt ist, den Menschen nicht wieder losläßt, so dürften auch jene Erkenntnis und die Folgerungen daraus in China für alle Zeiten das Feld behaupten. — Eine große Zeit scheint für China angebrochen zu sein. Zwar befindet sich noch alles im ersten Anfang und ist im Werden begriffen, aber überall regt es sich, keimt, sproßt und wächst — das Land hat führende Männer gefunden, die die große Vergangenheit neu belichten und dem Volk das Bild des werdenden China in neuen, edlen Zügen vor Augen stellen. Die bemüht sind, dem Volk einen festen Willen beizubringen, der mit Arbeitslust und Tatendrang gepaart ist. Der Wille zum Fortschritt, zur Arbeit, zur Erreichung höherer Zwecke ist das Neue, das das heutige China kennzeichnet; er bildet den Grundton, auf den das Leben in China abgestimmt wird.

Wohl verharren noch große Massen in dem schier endlosen Millionenreiche, denen das Licht zu höherer Pflicht noch nicht aufgegangen ist, in einem willenlosen Zustand, aber die Führer der neuen Bewegung werden nicht müde, als treue Propheten ihres Volkes von hoher Warte aus der chinesischen Welt eine nahende große Zukunft zu verkünden.

Beim Altwarenhändler in Peking.

Ob man heute durch den abseits des großen Pekinger Verkehrs gelegenen Teng Shih K'ou-Bezirk pilgert, wo noch die Pfeil- und Bogenarbeiter lange Bogen und federgeschmückte Pfeile herstellen, wo sich das coram publico abspielende Leben in seiner patriarchalischen Einfachheit erhalten hat und sich ein friedliches Tohuwabohu von Gold- und Silberschmieden, von Sattlern, Kupferschmieden, Kuriositätenhändlern, Seidenhändlern usw. dem Auge darbietet; oder ob man die belebte Hatamönnstraße entlangschlendert, wo die Waren in den Porzellanläden bis zur Decke aufgestapelt sind, wo sich Teebuden, Althändler, Sargmagazine, Fahrrad-Niederlagen, Teppichknüpfer, Wäschereien, Geldwechsler, Rikscha-Kulis, Barbiere, Wahrsager, Märchenerzähler, billige Restaurants, Gemüse- und Fruchtläden, Esel- und Kameltreiber, Aussätzige und Bettler zu einem pittoresken Gesamtbilde vereinen: man kann sich trotz dieses Altchinesentums in Reinkultur nicht des Eindrucks erwehren, daß China heute am Erwachen ist.

Es ist natürlich sehr schwer, aus dem politischen Vielerlei der letzten Zeit irgendwelche definitiven Schlüsse auf die Gestaltung der chinesischen Zukunft zu ziehen.

Von den im Sowjetsolde stehenden, äußerst rührigen Agitatoren mit dem struppigen Haar, deren verwilderte „Charakterköpfe“ ihre Mentalität versinnbildlichen, hat das ausgedehnte Land sicherlich nichts zu erwarten, was ihm zum Heile gereichen könnte. Die folgenschwerste Frage in der ostasiatischen Politik dürfte aber wohl die Gestaltung der politischen Beziehungen zwischen Japan und China sein.

Chinesische Pfadfinder.

Anschauungsunterricht in einer chinesischen Knabenschule zu Hongkong.

Chinesisches Volksleben.

Oben links:
Ein fliegender Teeausschank.

Oben rechts:
An der Stadtmauer von Peking.

Mitte links:
Ein Geldwechsler auf der Straße in Peking.

Mitte rechts:
Ein chinesischer „Bibelmann", ein Kuli in Diensten der Missionare, der bei Umzügen als Lastträger verwendet wird.

Unten links:
Eine Prozession in den Straßen Hongkongs.

Unten rechts:
Die „Blumenstraße" in Hongkong.

Chinesisches Volksleben.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(5. Fortsetzung.)

Kergeß antwortete nicht.

„Sieh dich um, Kergeß, und bitte mich um Verzeihung. Dort liegen die Felle, die du Lachergeß als Morgengabe gebracht hast. Er schickt sie dir wieder, weil du die Probe ja nicht verlorst, und er glaubt, daß du keine Schuld hast, daß die Dämonen Tara raubten."

Kergeß erkannte seine Felle. Jetzt wußte er selbst nicht, was er zu denken hatte. Lachergeß gab die Felle zurück. Sagte der Schamane die Wahrheit? Der Schamane blickte ihn ernst an.

„Siehst du nun endlich, daß ich dein Freund bin? Sei klug und gehorche dem Willen der Dämonen, damit sie nicht auch dich treffen. Ich brachte dir deine Felle zurück. Opfere die Hälfte davon den Dämonen."

Blitzschnell überlegte Kergeß. Ein Bettler war er geworden, der Schamane brachte ihm sein Vermögen zurück, er hatte das Recht, zu fordern.

„Nimm dir die Hälfte."

Kalpuginik machte ein gekränktes Gesicht.

„Nicht für mich, ich nehme sie für die Dämonen. Du aber nimm den Schlitten, fahre mit dem Rest der Felle zu Taraß und bringe sie ihm als Hochzeitsgabe für Byttcha. Höre, die Dämonen w o l l e n es, und Taraß wird zufrieden sein damit und Byttcha im ersten Poloch deiner harren. Während er sprach, sah er Kergeß unverwandt mit seinen starren Blicken an, und dieser fühlte, daß sein eigener Wille dem des Schamanen unterlag.

„Du schwörst mir, daß Tara verschwunden und nie mehr zurückkehrt?"

„Ich schwöre es dir bei allen Dämonen."

Auch jetzt ließ ihn Kalpuginik nicht aus den Augen, und langsam senkte Kergeß sein Haupt.

„Ich gehorche."

Auf die Behandlung verstauchter Füße verstand sich der Schamane. Wie Kergeß jetzt vom Lager aufstand, konnte er das kranke Glied wieder gebrauchen. Schweigend und mit traurigen Augen sah er zu, wie der Schamane genau gleichmäßig die Felle teilte und dann mit der einen Hälfte den Schlitten belud.

Draußen war ein warmer Wind, und schon begannen sich kleine Pfützen auf der Schneedecke zu bilden, und das Krachen und Donnern und Dröhnen weit draußen auf dem Meer wurde stärker und stärker.

Halb im Schlaf saß Kergeß jetzt auf dem Schlitten und hielt den Zügel.

„Siehst du den Stern, der dort durch den Nebel scheint? Ihm fahre immer entgegen."

Kergeß nickte automatisch, der Schamane schnalzte mit der Zunge, die Renntiere zogen an und jagten mit dem Schlitten davon.

Kalpuginik trat in die Hütte zurück. Schenkte sich einen Becher voll Wodka ein und schnitt ein tüchtiges Stück von der Renntierkeule des Russen. Er war mit seinem Tage zufrieden. Der Stamm zitterte vor ihm und war von seiner Zauberkunst überzeugt, an Lachergeß hatte er sich gerächt, Byttcha bekam ihren Mann, von den Fellen war die Hälfte rechtmäßig sein Eigen, und von dem Rest mußte ihm wieder Taraß die Hälfte geben. Auf ein Viertel hatte er verzichtet, aber er hatte nicht gestohlen, dafür aber das Wodkafäßchen und den Spiegel bekommen. Es ist nicht schlecht, Zauberer zu sein bei dummen Korjäken, wenn man sein Handwerk versteht und selber klug ist.

Was kümmerte es ihn, daß die kleine Tara darüber zugrunde gegangen? Er war müde, legte sich auf das Bärenfell und schlief ein.

IV.

Als Tara aus ihrer Betäubung erwachte und mit zuerst blinzelnden, dann starr aufgerissenen Augen um sich blickte, war es ihr unmöglich, zu verstehen, was mit ihr geschah. Sie war nicht mehr in dem Poloch — sie saß in einem Hundeschlitten, fest an die Kufen gebunden, und dieser Schlitten raste mit ihr über die Tundra. Zuerst saß sie ganz still und hatte nicht die Kraft nachzudenken. Im Gegenteil, sie lächelte sogar. Denn die gleitende Fahrt über den schon ein klein wenig weichen Schnee, das ruhige Laufen der Hunde, der fast warme Wind, der über ihr brennendes Gesicht strich und ihre vom Kopfschmerz pochende Schläfe kühlte, das alles war wie ein wieder einschläferndes Wiegenlied.

Dann aber schrak sie zusammen. Wo war sie? Was war geschehen? Je klarer durch den Luftzug, der sie umspielte, ihre Gedanken wurden, um so rascher kam die Erinnerung.

War sie tot? War das eine Fahrt zu den Dämonen? Sie zwang sich zum Denken. Sie stand doch im Poloch — in dem letzten der Polochs und harrte auf Kergeß. War im innersten Herzen aufgewühlt über die Qualen, die Kergeß erduldet hatte, war voll Zorn und Haß gegen alle die Weiber, die ihn mit lachenden Gesichtern mißhandelt hatten, und gegen die Männer, die roh darüber lachten. Hatte vollkommen vergessen, daß sie selbst bei anderen Hochzeitsproben mit am hellsten gelacht hatte. War voller Liebe, war ihrer Mutter gram, daß diese sie immer wieder von Poloch zu Poloch zog.

„Im letzten! Nicht vor dem letzten darfst du ihn erwarten."

Nun stand sie, nun hatte sie ihre Arme gebreitet, um sie ihm entgegenzustrecken. Und dann — ja, was war dann gewesen? Sie war plötzlich hintenübergerissen worden, und eine Hand hatte sich ihr auf den Mund gepreßt, eine andere ihren Hals umspannt und sie gewürgt. Sie hatte keinen Laut aus der Kehle gebracht. Und dann?

Nur noch ein ganz undeutliches Dämmern — als ob ihr Körper am Boden schleifte, als ob man sie schob und zog. Dann war alles vorbei gewesen.

Und nun?

Jetzt saß sie auf einem Schlitten, einem Schlitten, der ihrem Vater nicht gehörte, und dreizehn starke Hunde waren davorgespannt und rasten mit ihr über die Tundra! Es war bereits dämmerig. Der Weg war ihr unbekannt — kein Mensch war an ihrer Seite. Ihre Arme aber waren gefesselt, so daß sie diese nicht zu rühren vermochte, und wie zum Hohn hingen dicht vor ihren gebundenen Händen die Zügel des Schlittens.

Je klarer ihre Gedanken wurden, um so mehr wurde sie sich ihrer Lage bewußt. Was eigentlich mit ihr geschah, das vermochte sie natürlich nicht zu erklären. Hatte sie jemand geraubt? Wer sollte sie rauben? Wer sollte in das Zelt kommen, sie mitten aus dem Kreis der Ihren hinwegnehmen? Und dann — wer sie raubte, der war auch bei ihr!

Es fiel ihr ein, wie gestern abend, am letzten Abend vor ihrer Hochzeit, der Schamane vor ihr gestanden. Ganz plötzlich, als sie allein vor dem Lager bei den Renntieren war, um den Mist in das Lager zu tragen.

„Ich habe mit dir zu reden!"

Sie hatte immer geheime Furcht gehabt vor dem Schamanen und wußte doch eigentlich selbst nicht, warum. Es war wohl, weil ihr die alten Frauen erzählt hatten, daß sie als Kind eigentlich den Dämonen zum Opfer gebracht werden sollte. Sie hatte den Schamanen darum ängstlich angesehen und wäre am liebsten davongelaufen.

„Du willst das Weib des Kergeß werden?"

„Morgen."

„Fliehe vor Kergeß! Die Dämonen wollen nicht, daß du sein Weib wirst. Die Dämonen meinen es gut mit dir."

Dann hatte der Schamane die Augen in die Ferne gerichtet und hatte mit der seltsam singenden Stimme gesprochen, die er stets hatte, wenn er Prophezeiungen von sich gab.

„Glück ist dir beschieden, Tara! Die Jurten wirst du verlassen, und in einem hölzernen Hause sollst du wohnen, wie es die Russen haben. Einen langen Bart hat der Mann, der dein Gatte wird. Stark ist er und mächtig und ein Freund der Dämonen. Den Blitz gaben sie in seine Hand und den Donner, und er kann beide schleudern auf die Tiere der Taiga! Fliehe vor Kergeß!"

Dann aber stand er vor ihr mit großen feindlichen Augen, die sie anstarrten, als wollten sie ihr das Mark aus der Seele saugen.

„Hörst du? Fliehe vor Kergeß!"

Aber sie hatte beide Hände vor ihre Augen gepreßt und war fortgelaufen.

Das war gestern gewesen. Als sie dann in den Poloch kam, da waren die anderen Mädchen da und lachten und scherzten, und Sycha, die alte Näherin, die von Jurte zu Jurte zog, wo es galt, einen Hochzeitstorbochan mit geschickten Fingern zu nähen, war da und brachte das Kleid.

Da hatte sie über all der erwartenden Freude ihre Sorgen und ihr Erlebnis vergessen.

Jetzt flog das blitzschnell durch ihren Kopf. War sie in der Hand der Dämonen? Sie suchte vergebens ihre Hände von den umschlingenden Renntierriemen zu befreien. Sie wendete ihren Kopf. Sie war ganz allein in der Tundra, mußte schon lange gefahren sein. Von dem Lager war nichts mehr zu sehen, ganz glatt und weiß lag die endlose Ebene vor ihr. Der Wind war stärker und wärmer geworden, er verwehte hinter ihr die Spuren des Schlittens.

Ihr Herz erstarrte vor Angst.

Unrettbar verloren — wenn nicht die Hunde, diese Hunde, die führerlos mit ihr dahinrasten und doch schnurgerade einem bestimmten Ziele zuzustreben schienen, sie irgendwohin brachten.

Was hätte es ihr genutzt, wenn es ihr gelungen wäre, ihre Arme freizubekommen und die Zügel zu fassen? Was hätte es ihr genutzt, die Hunde zum Stehen zu bringen, etwa den Schlitten zu verlassen? Wie hätte sie zurückgelangen sollen zum Lager? Und selbst wenn sie es vermocht hätte, den Schlitten umzulenken, die Hunde zu regieren! Wohin sollte sie lenken? Wo war das Lager? Die Hunde aber rasten, ohne zu bellen, mit nach hinten gelegten Ohren lautlos dahin.

Kinderbildnis.

Nach einer Rötelzeichnung von Arthur Grunenberg.

Jetzt schob sich ein tiefer Einschnitt in die Tundra hinein. Die Hunde zögerten keine Sekunde, machten eine Wendung, rasten den Hang hinunter, ein Stück drunten über das noch glattere Bett eines Flusses — Tara erkannte das wohl — und dann an dem jenseitigen Hang wieder empor.

Es war ein ganz bestimmter, ein sicherer Weg, den diese klugen Hunde verfolgten.

Tara mußte immer mehr an den Schamanen denken.

Waren das überhaupt Hunde? Waren diese stummen, pfeilschnellen Tiere, deren Leiber im Dunst der Dämmerung dampften, Dämonen, die Tiergestalt angenommen? Es wurde schnell dunkel. Nicht eigentlich dunkel, aber der Nebel, derselbe Nebel, den Iwan Michaelowitsch empfunden, stieg auf.

Am Himmel erschien das Nordlicht, und der fahle grüngraue Schimmer lag über der Fläche.

Einzelne dürre Baumstämme erschienen, wurden zahlreicher, schlossen sich in unregelmäßigen Reihen zusammen.

Tara erkannte: Das war die Taiga, und damit wußte sie, daß sie Stunden gefahren war, denn weit war es vom Lager in der Tundra bis zur Taiga.

In der Dämmerung, in dem Nebeldunst, war es ihr, als sähe sie jetzt überall Gestalten huschen. Lautlos, übergroß. Waren es Dämonen? Waren es Wölfe?

Unwahrscheinlich, denn die Hunde stürzten sich nicht daran und rannten weiter. Dann begannen sie aber zu bellen. Fast war das Tara wie eine Erlösung. Bellen Dämonen? Sie wußte es nicht, aber der tierische Laut war ihr fast wie die Stimme eines Freundes.

Das Bellen ging in freudiges Heulen über. Dann aber hielten die Hunde ebenso plötzlich an. Nicht durch einen Führer geleitet, standen sie mit einem Ruck. Von diesem Stoß stürzte der Schlitten um, die Tiere schleiften ihn wieder ein Stück, und ihr Bellen wurde zu kläglichem Heulen.

Dieses jammernde Heulen war ihr Musik. Dämonen jammern nicht! Sie richtete sich auf, so gut es der umgestürzte Schlitten erlaubte und sah, daß während dieses Sturzes die Riemen gelockert waren. Sie konnte ihre Hände freibekommen, löste nun mit diesen die schmerzenden Bande.

Tara war frei, stand auf und fühlte jetzt, wie das Blut in ihren Gliedern gestockt hatte.

Sie blickte sich um. Wieder ein furchtbarer Schreck.

Kein Mensch, wie sie erhofft, aber vor ihr, teilweise von Schnee überdeckt, aber doch deutlich erkennbar, zumal die Dämmerung durch das starke Nordlicht heller geworden: ein hölzernes Haus! Ein Haus, wie es die Russen haben. Ein Haus, aus dem ein eisernes Rohr aufragte.

Ein einziges Mal hatte sie ein solches gesehen. Als sie den Vater bis in die Nähe von Anadyrsk begleitet hatte. Nicht bis in die Stadt, denn die mochte der alte Korjäke nicht betreten.

Aber ein solches Haus, genau wie dieses, hatte dagestanden, unweit der Stadt, und der Vater hatte ihr gesagt, daß dort ein Russe wohne. Ein Mann aus dem Westen, der ein Verbrecher sei und seine eigenen Brüder fürchte.

Nicht selten waren solche einsame Männer in der Tundra. Solche, die einst in den Bergwerken gearbeitet hatten, und denen man dann die Freiheit geschenkt, und die in der Nähe der Städte in solchen Häusern wohnten, und andere, wie Iwan Michaelowitsch, die sich selbst befreit hatten und weit in der Taiga bei den Wölfen und Bären hausten.

Tara starrte auf das einsame Blockhaus.

„In einem hölzernen Hause sollst du wohnen, wie es die Russen haben.“ Ihr graute! Mußte jetzt nicht der fremde Mann mit dem wilden Bart kommen, der ihr Mann sein sollte?

Alles war still, nur die Hunde heulten. Sie überlegte. Sie wagte es, an die offene, nur durch einen Holzriegel verschlossene Tür zu treten.

Leer, dunkel, einsam, still war dieses Haus. Unheimlich in seiner Stille. Was sollte sie tun?

Dann sah sie wieder die Hunde, und sie taten ihr leid.

Nein, das waren keine Dämonen, das waren Tiere, arme Tiere, die ihr Instinkt zu dem Hause geführt hatte, und die nun darauf warteten, daß ein Mensch kam und sich ihrer erbarmte. Die Riemen von ihnen löste, in denen sie sich jetzt verstrickten.

Ein neuer Gedanke: Das Heulen der Hunde mußte den Herrn herbeirufen, diesen Herrn, den sie fürchtete. Sie verstand mit Hunden umzugehen. Mit raschen Fingern löste sie die Gurte, und die befreiten Tiere sprangen umher, legten sich dann in Klumpen zusammen.

Jetzt ärgerte sich Tara. Hätte sie die Hunde nicht zwingen sollen, mit ihr umzukehren?

Nein — sie hätten ihr nicht gehorcht, und sie waren erschöpft.

Da hörte Tara einen anderen Laut. Sie zuckte zusammen. War das der Mensch, vor dem ihr graute?

Nein — auch dieser Laut war ihr vertraut. Ein scharrendes Renntier. Sie trat auf die andere Seite des Hauses, sah den Verschlag der Hunde und in ihm das Renn und den Schlitten des Schamanen.

Um so gewisser wußte sie jetzt, daß hier ein Mensch wohnte.

Wieder ging sie zum Hause. Ihre Nerven zitterten, ihr Herz pochte, ihr Hirn arbeitete fieberhaft.

Wie sie hier, die Hände vor ihr Herz gepreßt, frierend dastand — denn nun merkte sie eigentlich erst, dessen sie sich, solange sie in die Pelzdecken des Schlittens gehüllt war, nicht bewußt geworden, daß sie ja noch immer den kostbaren Torbochan anhatte, der ja zwar auch aus Pelzwerk, aber doch aus feinerem, zarterem als die Kleidung bestand, die man auf den Reisen trug — da war es ihr, als erleuchte sie wirklich ein Dämon. Aber ein guter, ein hilfreicher.

Jetzt stand plötzlich vor ihren geistigen Augen ein großer, bärtiger Mann. Vor einigen Wochen war er in das Lager gekommen, hatte vom Vater ein paar Hunde gegen Beile und Messer getauscht, und es war ihr aufgefallen, daß er sie selbst mit heißen, wilden Augen anblickte und dann sein rohes, häßliches Gesicht zu einem grinsenden Lachen verzog.

Sie hatte den Vater gefragt:

„Wer war der Mann?“

„Ein Russe, der in der Taiga lebt. Was kümmert er uns!“

Also einer der Männer, von denen man flüsterte, daß sie Verbrecher und Mörder seien, die der Korjäke duldete, aber deren Gemeinschaft er mied.

An demselben Tage sah sie den Mann vor dem Lager noch im Gespräch mit dem Schamanen, ehe er davonfuhr.

Mit dem Instinkt des Weibes, das auch bei den Korjäken klüger ist als die Männer, wußte Tara in dieser Minute alles. Wußte, was geschehen, wenn auch nicht, wie es geschah.

Jener Mann hatte Gier nach ihr. Jener Mann war der Freund des Schamanen. Kergeß hatte oft schlecht von dem Schamanen geredet. Glaubte nicht an seine Gottheit. Jetzt fühlte Tara, daß er ein Gehilfe des Russen war.

Sie war entführt! Der Schamane hatte seine Hände im Spiel! Deshalb an jenem Abend die Prophezeiung.

Ein Mann mit wallendem Bart, der den Blitz regiert.

Sie hatte einst gesehen, wie ein russischer Jäger, der einen Winter lang im Gebiet der Korjäken lebte, mit einem Stock den Blitz aussandte und die Tiere des Waldes erlegte.

Der Mann, dem das Haus hier gehörte, war jener, vor dem ihr schon damals gegraut.

Kein Dämon — ein Mensch!

Um so schlimmer jetzt ihre Furcht. Er war nicht daheim, aber jetzt wußte sie auch, warum die Hunde mit ihr führerlos durch die Tundra gerast waren. Es waren des Mannes Hunde, und sie kannten den Heimweg.

Tara überlegte, dann raffte sie sich auf und rannte davon. Hinaus in die Taiga. Nur fort! Nur fort, ehe der schreckliche Mann kam und sie zwang! Sie rannte einige hundert Schritte, dann stockte sie wieder. Ihre Füße schmerzten. Sie trug einen leichten Pelzschuh, wie er zum hochzeitlichen Gewande gehörte, aber nicht für die Tundra oder Taiga paßte.

Schon jetzt pochte ihr Herz. Sie fühlte, daß sie nach kurzer Zeit zusammenbrechen mußte. Wie sollte es möglich sein, daß ein schwaches Weib zu Fuß in der Nebelnacht durch Taiga und Tundra einen Weg fand, den es niemals gegangen!

Schon jetzt erschöpft, sank sie auf einen alten Baumstumpf und schluchzte krampfhaft. Nur einen Augenblick, dann zwang sie die Tränen hinunter. Ein Weib, das von Kind auf es gewohnt ist, mit einer wilden Natur zu ringen, ist auch gewohnt, Geistesgegenwart zu besitzen. Kein verzärteltes Geschöpf ist die Korjäkin, die jahraus, jahrein in Sommer und Winter in Taiga und Tundra umherzieht, deren Hände die Felle über die Jurten spannen und die Hunde und Renntiere zu lenken verstehen.

Wieder überlegte Tara, dann zuckte sie zusammen.

War das eine Rettung? Das Renn?

Sie sprang auf, lauschte, lief einige Schritte, wieder in der Richtung des Hauses, stand und lauschte von neuem.

Alles war still, sogar die Hunde. Hätte sie menschliche Laute gehört, gewußt, daß der Mann gekommen — lieber den sicheren Tod in der Tundra als in dessen Gewalt.

Alles still. Sie schlich heran. Merkwürdigerweise blieben sogar die Hunde stumm. Sie kannten sie wohl, weil sie sie hierhergebracht hatten.

Die Hütte stand ebenso dunkel, ebenso verlassen wie vorher. Ganz leise tastete Tara heran, schlich an der Tür und an den zu Klumpen zusammengerollten Hunden vorüber. Jetzt war sie im Verschlage, in dem das Renn stand.

Noch einmal lauschte sie mit angehaltenem Atem. Dann trat sie an das Renntier heran. Dieses sprang unruhig zur Seite. Nicht umsonst hatte Taras Mutter ihre Tochter manchen Kunstgriff gelehrt, wie man störrische Renntiere beruhigt; furchtlos legte sie ihre Hand auf den Kopf des Tieres, vermied geschickt die Stöße des Geweihes, kraute das Fell des Tieres und flüsterte dazu mit halb singender Stimme leise beschwörende Worte. Stolz war Mutter Kyrga gewesen, daß sie dereinst, als sie selbst noch Mädchen war, diesen Beschwörungsgesang dem alten Zauberer Oldochony abgelauscht hatte, und oft war es ein stiller Triumph für sie gewesen, wenn sie als Frau unruhige Renntiere zu beruhigen verstand, mit denen die Männer nicht fertig wurden.

Von der Mutter hatte Tara den leisen Singsang gelernt.

Das Renn hob den Kopf, schnupperte, stand ganz ruhig und scheuerte leise seine Schnauze an Taras Kleid.

(Fortsetzung folgt.)

Erd- und Felsenwohnungen in Afrika.

Wie sich der Araber mit seiner charakteristischen Kleidung, dem „Baraccano“, einem großen weißen Tuch aus Schafswolle, gegen die Glut der afrikanischen Sonne zu schützen versteht, ebenso weiß er seine Wohnung geschickt den klimatischen Verhältnissen anzupassen. Typisch dafür sind die Nomadenstädte Gharian und Nalut im Westen von Tripolis, die beide in ziemlich hohem Gebirgsgelände etwa 120 km von der Küste entfernt liegen. Gharian hat ungefähr 30000 Einwohner, von denen die Eingeborenen sämtlich in eigenartigen unterirdischen Wohnungen leben. Dadurch wird die ganze Stadt fast unsichtbar; nur hier und da im Boden rings verstreute Löcher sind zu bemerken.

Gesamtansicht von Gharian.

Eine solche unterirdische Wohnung ist folgendermaßen eingerichtet: Von oben führt ein etwa 4 m im Geviert großes, 4 bis 5 m tiefes schachtartiges Loch in die Erde, das einen Lichthof bildet. Hier liegen die Eingänge zu den unterirdischen, nur mit dem nötigen Haushalts- und Ackergerät ausgestatteten Zimmern, in denen die Familienmitglieder hausen. Von einem der Zimmer führt dann ein Gang schräg nach oben und mündet etwa 20 m von der Troglodyten-Wohnung in Form eines kleinen unauffälligen Loches draußen auf dem Felde. Auch Nalut, das nahe an der Grenze von Tunis liegt, hat unterirdische Wohnungen; sie sind aber nicht, wie die von Gharian, in die Erde gegraben, sondern in den Fels gehauen. Auf die Felsen sind Türmchen und Kuppeln aufgesetzt, wodurch die Stadt ein sehr malerisches Aussehen erhält. — Hat man als Fremder einmal Gelegenheit, unter den Eingeborenen ein paar Stunden zu verbringen, dann wird man sich oft dem Eindruck nicht verschließen können, daß diese Menschen in ihren primitiven Wohnhöhlen glücklicher und zufriedener leben als mancher überzivilisierte Europäer bei allem Luxus und aller Bequemlichkeit.

Blick auf die Felsenstadt Nalut. — Im Oval: Der Schacht einer Erdwohnung mit Eingängen zu den unterirdischen Zimmern.

AUSSTELLUNG DES KAISER-FRIEDRICH-MUSEUMS-VEREINS IN DER AKADEMIE DER KÜNSTE ZU BERLIN.

Der Kaiser-Friedrich-Museums-Verein, der zum ersten Male wieder seit Beginn des Krieges mit einer umfassenden Ausstellung aus dem Besitze seiner Mitglieder an die Öffentlichkeit tritt, ist ein Werk Wilhelm v. Bodes, der ihn am 16. Juni 1897 gegründet hat. Durch ihn unternahm es der geniale Schöpfer der Berliner Museen, Einfluß auf das unorganisierte Sammelwesen der deutschen Reichshauptstadt zu gewinnen. Der allergrößte Teil dessen, was man ehemals in den Häusern der großen Berliner Kunstliebhaber sah, ist auf den Rat Bodes erworben worden, oft sogar von Bode selbst besorgt. So hat er in Berlin die Liebe für die italienische Frührenaissance geweckt, so die Sammler auf Rembrandt hingewiesen, dessen Jugendzeit er der Kunstwissenschaft erst erschlossen; so hat er auf die frühen Niederländer den Blick gelenkt und in neuerer Zeit wiederum das italienische 17. und 18. Jahrhundert in die Privatsammlungen eingeführt.

Jacopo Robusti, genannt il Tintoretto (1518–1594): Auffindung Mosis.

Welche großen Vorteile sich aus einer solchen engen Verbindung der zünftigen Kunstwissenschaft mit dem Privatsammelwesen ergeben müssen, leuchtet jedem ein. Der Kunstliebhaber fand immer bereitwilligen Rat, tatkräftige Unterstützung. Er brauchte gleich von Anfang an nicht erst im Dunkeln zu tappen, nicht Lehrgeld zu zahlen durch Erwerbungen von Fälschungen oder von teuren Minderwertigkeiten; sein Sammeln wurde in eine bestimmte Richtung gelenkt, sein Geschmack kultiviert, seine Kollektion zu einer Einheit entwickelt. Die Museen ihrerseits jedoch erhielten eine Gemeinde freudiger Bejaher und opferbereiter Gönner, die ihre Dankesschuld zu jeder Zeit gern anerkannten und sie durch reichliche Stiftungen abzutragen sich bemühten.

Durchwandert man das Berliner Museum, so findet man eine Reihe hervorragender Werke, deren Erwerbungen ganz oder teilweise der regen Tätigkeit des Kaiser-Friedrich-Museums-Vereins zu verdanken sind. Ich nenne die „Kreuzigung“ des Jan van Eyck, den Niccolo Strozzi des Meisters von Flémalle, ein männliches Bildnis von Memling, eine Madonna von Dirk Bouts. Von Rubens wären drei kleinere Bilder aufzuführen, von Dürer das Frauenbildnis 1507, von Schongauer die „Anbetung der Hirten“, von Baldung das Bildnis des Grafen Löwenstein, von Masaccio vier einzelne Heilige, von Giotto der große Tod Mariä, von Tintoretto die „Verkündigung“, von Rembrandt der Mann mit dem Helm, der Rabbiner, von Pieter de Hooch die Goldwägerin, von Terborch das junge Paar, eine Reihe, die sehr wesentlich ausgedehnt werden könnte.

Francisco José de Goya (1746–1828): Der General D. Josef Queralt.

Auf hervorragende Ausstellungen kann der Kaiser-Friedrich-Museums-Verein in den 28 Jahren seines Bestehens zurückblicken. Noch kurz vor dem Kriege konnte er ein halbes Dutzend Rembrandts unter anderm in ebenden Sälen zeigen, in die er heute wiederum ein kunstinteressiertes Publikum geladen hat. Krieg und Inflation haben leider die meisten großen Berliner Privatsammlungen aufgelöst. Viel unersetzliches Kunstgut hat sich zerstreut, manches ist ins Ausland abgewandert. Aber es ist ein Zeichen für die Solidität des deutschen Geistes, daß jene Ernsthaftigkeit des Sammelns, die einst die alten Mitglieder beseelt, auch die jungen ergriffen hat, die sich nicht minder bemühen, fruchtbare Sammelarbeit zu leisten. Nach wie vor steht neben ihnen der jugendliche Greis Wilhelm v. Bode, der mit seinen 80 Jahren nicht müde wird, seinen Museen eine neue Sammlergeneration zu erziehen. Was die heutige Ausstellung zeigt, ist der Beweis seines erfolgreichen Wirkens. Man blickt auf das neue Land, das die Kunstgeschichte soeben erschließt, auf die Italiener des 17. und 18. Jahrhunderts, die in hervorragender Weise vertreten sind. Man sieht auch eine vorzügliche Auswahl der großen spanischen Maler, drei unvergleichliche Goyas, zwei Grecos und eine kleine Madonna von Morales. Daneben bemerkt man, daß die Liebe für die niederländische Kunst des 17. Jahrhunderts noch immer, und wir glauben, mit Recht, besteht. Wir finden hochqualifizierte Werke von Jan Steen, von Terborch, von Ruysdael. Im großen Saale erblicken wir zwei prachtvolle Stücke von van Dyck und frühe Bilder von Rubens. Mit einer schönen Wand begrüßt uns die noble Kunst des englischen 18. Jahrhunderts. Was dieser Ausstellung ihr besonderes Gepräge gibt, das ist die rege Anteilnahme des Berliner Kunsthandels, der Werke von einer Qualität beigesteuert hat, wie er es früher kaum gekonnt hätte.

Fassen wir zusammen, so erhalten wir von neuem den Eindruck von der unverwüstlichen Geisteskraft des deutschen Volkes, das in seiner Hauptstadt nach den furchtbaren Schicksalsschlägen, die ihm Krieg, Revolution und Inflation zugefügt haben, schon wieder in der Lage ist, mit der Produktion einer ebenso ernsthaften wie großzügigen Sammlertätigkeit aufzuwarten.

Dr. Alfred Kuhn.

Links:
Jacob Jordaens (1593 bis 1678): Mädchen mit Papagei und lachender Alter.

Rechts:
Rembrandt Harmensz van Rijn (1606–1669): Die beiden Gelehrten.

Pieter de Hooch (geb. etwa 1630, gest. nach 1677): In der Schenke.

Antonius van Dyck (1599–1641): Heilige Familie.

Albrecht Dürer (1471–1528): Heilige Familie.

Jan Steen (1626–1679): Die Kinder Steens beim Schulunterricht.

Links: Francisco José de Goya: Der Überfall. – Rechts: Jean Baptiste Greuze (1725–1805): Brustbild eines sinnenden Mädchens.

Gemäldeausstellung alter Meister aus Berliner Besitz in der Akademie der Künste zu Berlin.

Wunder des Tiefseeschlammes.

Von K. Diederichs.

Mit sieben Abbildungen nach Mikrophotographien des Verfassers.

Seitdem sich die Wissenschaft mit der Erforschung der Tiefsee und ihrer Bewohner befaßt, hat sie auch ihr ganz besonderes Interesse der Beschaffenheit des Meeresgrundes gewidmet. Mit eigens dafür konstruierten Apparaten ist man in die tiefsten Schlünde der Ozeane eingedrungen und hat von dort unten den Bodenschlamm heraufgeholt, um ihn am Licht des Tages auf seine Beschaffenheit hin zu untersuchen. Und ebenso wie die Tierwelt der Tiefsee, ist auch der Schlick des Meeresgrundes reich an Wundern, die dem staunenden Auge des Forschers das Mikroskop enthüllte. — Weit entfernt von der Strandregion ist der Boden der großen ozeanischen Becken mit einer Schlammschicht bedeckt, die aus vorwiegend organisch zusammengesetzten Sinkstoffen besteht. Es handelt sich dabei meist um Gerüst- und Skelettrückstände mikroskopisch kleiner Meeresbewohner, aus der Klasse der einzelligen Urtiere, die in so ungeheuren Mengen die Fluten bevölkern, daß sie eine hervorragende Rolle im Stoffwechsel des Meeres spielen. Wenn die Lebenssubstanz, das Protoplasma, dieser Einzeller abgestorben ist, dann sinken die unvergänglichen Schalen wie ein feiner ewiger Regen langsam im Wasser auf den Grund. Im Laufe der Jahrmillionen haben sich gewaltige Massen am Meeresgrunde angesammelt, über deren Ausdehnung uns die Tiefseeforschung genaue Einzelheiten mitgeteilt hat. So bedecken nach den Berechnungen Prof. O. Krümmels die Stützgerüste der Radiolarien oder Gittertierchen, deren Mannigfaltigkeit und Formenschönheit uns Bewunderung abringen, mehr als zwölf Millionen Quadratkilometer Meeresboden. Weit größer aber ist die Fläche, die vom sogenannten Globigerinenschlamm gebildet wird; sie hat die gewaltige Ausdehnung von 105,6 Millionen Quadratkilometer. Die Globigerinen sind Foraminiferen oder Kammerlinge, deren Schalen nicht wie die der Radiolarien aus nahezu unverwüstlicher Kieselsäure bestehen, sondern aus Kalk gebildet sind. Daher findet man sie auch nicht mehr im Schlamm der größten Tiefen, weil der dort herrschende starke Kohlensäuregehalt des Wassers die Kalkschalen langsam zerstört. Diese Foraminiferenablagerungen haben noch eine besondere erdgeschichtliche Bedeutung, da viele wichtige Gesteins- und Felsbildungen der heutigen Erdoberfläche aus den Schalen fossiler Arten zusammengebacken sind. So besteht z. B. der geschichtete Kalk der nördlichen Kalkalpen fast ganz aus den Überresten einer Familie der Foraminiferen, den sogenannten Nummuliten, ebenso wie auch das Mokattamgebirge in Ägypten, aus dessen Felsgestein die Pyramiden erbaut sind. Unsere Abbildung zeigt uns ein winziges Pyramidenstückchen, das, ganz dünn geschliffen und vergrößert, deutlich die gekammerten Schälchen der Foraminiferen erkennen läßt. Aber nicht allein tierische Rückstände finden wir im Schlamm des Meeresbodens, sondern auch die Pflanzen beteiligen sich daran. Sowohl im Meere als auch im Süßwasser gibt es eine eigenartige Pflanzenfamilie, die Diatomeen oder Schachtellinge. Es sind einzellige Kieselalgen, so genannt, weil ihr Stützgerüst aus reiner Kieselsäure besteht. In ungeheuren Mengen durchsetzen diese Pflänzchen schwebend die oberen Wasserschichten, und ihre abgestorbenen Schalen bedecken gewaltige Flächen des Meeresgrundes, besonders in den nördlichen Regionen. 23,2 Millionen Quadratkilometer groß ist nach Prof. Krümmel die Fläche am Boden der Ozeane, die von Diatomeenschlamm gebildet wird.

Fossile Foraminiferen aus dem Mokattam-Gebirge bei Kairo.

Foraminiferenschlamm aus dem Indischen Ozean.

Radiolarien und Spongiennadeln aus dem Großen Ozean.

Verschiedene Foraminiferenschalen aus dem Meeresschlamm.

Diatomeenschlamm aus dem Golf von Mexiko.

Foraminiferenschlamm aus dem Adriatischen Meer.

Diatomeenschlamm aus der Nordsee.

Werkstätten deutscher Arbeit: In der Lokomotivbauhalle. Nach einer Zeichnung von A. Paul Weber.

Für den Sommer-Abend.

Nach photographischen Aufnahmen von Ernst Sandau, Berlin.

Links: Complet aus ekrüfarbenem Crêpe Marocain mit Pelzbesatz. Modell: Manheimer.

Rechts: Orangefarbenes Abendkleid mit gleichfarbenem Cape mit breiten Goldspitzen. Modell: Becker.

Buntbestickter Mantel mit kirschroten Aufschlägen und Sealbesatz. Dazu passender Samthut. Modell: Moßner.

Unten Mitte: Beigefarbenes Jumperkleid mit Goldborte und Knöpfen, Faltenrock und Mantel. Dazu kleiner brauner Samthut. Modell: Gerson-Prager—Hausdorff.

Unten rechts: Schwarz und weiß gemustertes Complet aus Crêpe Georgette mit eingesetzten tomatenfarbenen Plisseeteilen und schwarzem Wildledergürtel. Modell: H. Gerson.

Die Fahrten des Sanitätsrats Kluge

Novelle von Karl Federn

(Schluß.)

Der Sanitätsrat sah ins Leere; er verschränkte die Finger. „Ich will Klarheit“, sagte er endlich. Sie sah ihn entrüstet an.

Wie mit schwerstem Widerstande kam es von seinen Lippen: „Ich möchte schon lange sprechen... Sie haben mir ein außerordentliches Gefühl eingeflößt... und ich möchte Sie bitten, mein Leben zu teilen... Sie sind sehr schön und sehr gut...“

Jetzt lächelte sie, ja, sie lachte beinahe. Da fuhr er fort: „Aber dann habe ich ein Recht zu wissen und muß erst wissen...“

Das Lächeln schwand aus ihrem Gesicht; er war ihr so nahe gekommen, daß er ein Zucken darin wahrnahm. Da eilte sie ans Fenster und stand abgewandt, so daß er nichts mehr sehen konnte. Er folgte ihr und wartete eine ganze Weile, ehe sie sich wieder umkehrte. Hier im letzten Licht sah er, daß ihr Gesicht hart und böse geworden war.

„Sie müssen also erst wissen...“ sagte sie heftig. „Wie es scheint, wollen Sie mir die Ehre erweisen, sich um meine Hand zu bemühen, und ich muß für diese Ehre tief dankbar sein, aber... Sie müssen erst wissen, nicht wahr, ob ich dieser Ehre auch würdig bin, weil ich... weil ich... weil ich...“ Sie sprach nicht zu Ende, sondern brach in ein so fassungsloses Weinen und Schluchzen aus, daß sie sich zuletzt über den Tisch warf. Nicht minder fassungslos blieb der Mann vor ihr stehen und sprach unzusammenhängende Worte, auf die sie nicht achtete. Immerzu weinte sie in ihre Hände und dann in ihr Taschentüchlein, das sie aus ihrem Kleide hervorgesucht hatte.

„Aber, liebe Freundin, Verehrte, was ist es denn?“ sagte er und berührte mit halb schüchterner Bewegung ihre Schulter. Da zuckte sie zusammen und sprang auf. „Gehen Sie fort! Ich brauche Ihr Mitleid nicht, noch Ihre Werbung. Gehen Sie! Gehen Sie!“ wiederholte sie immer heftiger und griff nach ihrem Herzen. Und was immer er sagte und bat, sie antwortete mit der gleichen Aufforderung, so daß ihm zuletzt nichts übrigblieb, als betroffen und verzweifelt sich zurückzuziehen.

Als er im Vorzimmer den Mantel vom Kleiderständer nahm, kam die Magd eben zurück, schüttelte das Regenwasser von ihren Überkleidern und Schuhen und sah dem an ihr vorübereilenden Herrn ganz erstaunt nach.

Völlig bestürzt schritt er über die Kieswege nach seinem Wagen, rief dem Kutscher, der darin gesessen und jetzt herausgesprungen war, in ungewöhnlich heftigem Ton „Nach Hause!“ zu und stieg schnell ein. Der Kutscher zog den Pferden die Decken ab, legte die eine unter und breitete die andere über sich, die Tiere zogen an, und der Wagen rollte über die nassen Straßen, deren Wasserlachen das letzte Tageslicht widerspiegelten, zwischen den dunkelnden Wiesen und Waldhängen der Stadt zu unter trostlosem Regen.

Am Wochenende erschienen Herr Antonius und der Hauptmann wie sonst in Frau Sommers Garten, aber sie wurden nicht empfangen. Madame sei unpäßlich, sagte die Magd. Auch die nächsten Abende glichen den früheren nicht mehr. Der Sanitätsrat fehlte, Frau Sommer war bleich und still oder sprach mit einer heftigen Heiterkeit, die nicht natürlich war. Wenn sie kamen, fanden sie sie oft über Briefen und Rechnungen sitzend, die sie sogleich beiseitelegte und einschloß.

„Die guten Menschen sind noch schlimmer als die bösen“, sagte sie einmal, als Herr Antonius von guten Menschen sprach.

„Die Menschen sind weder gut noch böse, sondern Narren sind sie“, meinte der Hauptmann. Antonius hatte indessen die Karten verteilt; alle drei betrachteten und ordneten ihre Blätter. „Hier ist der Erbprinz!“ sagte der Hauptmann und spielte den Buben aus. Im nächsten Augenblick biß er sich auf die Lippen. Frau Sommer hatte ihr Blatt gesenkt und starrte ihn an. „Die guten Menschen sind noch schlimmer als die bösen“, wiederholte sie. Antonius stach mit seiner Karte und forderte sie auf zu spielen, als ob nichts geschehen wäre. Das Spiel kam wieder in Gang, aber nicht das Gespräch, und noch ehe es zehn schlug, gingen sie in gedrückter Stimmung auseinander.

„Ich muß ein Glas Wein trinken“, sagte der Hauptmann und zog den Vermesser durchs Gartentor der „Schönen Hirtin“. „Ich begreife nicht, Antonius, wie mir das entschlüpfen konnte; ich wollte das Wort nicht gebrauchen. Gedanken in mir müssen sich gekreuzt haben. Was muß sie von mir glauben?“

„Haben Sie den Sanitätsrat in letzter Zeit gesehen?“ lenkte Antonius ab.

„Nein“, erwiderte der Hauptmann unwirsch.

„Er besucht auch das Haus des Bürgermeisters nicht mehr“, sagte der Vermesser. „Die Högerlein hat Annette gefragt, was mit ihrer Verlobung wäre. Diese antwortete, sie wisse nicht, wovon die andere spräche. Annette, sagt die Högerlein, werde sich mit ihrem Vetter Othmar verloben, mit dem sie beständig zusammen sei.“

Es kam dem stillen Mann seltsam vor, daß er all diese Kunde auskramte. Sie waren die einzigen Gäste in der Wirtschaft. Über ihnen breitete eine Linde ihre Zweige; auf ihrem Tische stand ein Windlicht. Der Hauptmann hatte den weißen Kopf in die Hand gestützt und sah in sein Weinglas. Herr Antonius, der diesmal vorsichtig ein Dünnbier bestellt hatte, zog seine Flöte hervor und putzte das Mundstück mit seinem Taschentuch.

„Es ist nichts mit dem Zivil“, sagte der Hauptmann, der ihm zusah. Die Nachtfalter flogen um ihr Windlicht; rings um sie war völliges Dunkel. Herr Antonius fing an, die Flöte zu blasen, und die sanften wehmütigen Töne zogen zu den Fenstern des nahen Hauses, hinter denen Frau Sommer schlaflos lag.

In der oberen Stadt saß der Sanitätsrat mit starrem Gesicht vor der Studierlampe und versuchte in einem medizinischen Werk zu lesen, das auf dem alten Schreibtisch vor ihm aufgeschlagen war.

Unten auf dem Markt ging ein verspäteter Bürger nach seinem Hause; der Nachtwächter blies auf seinem Horn und rief die Stunden aus. Im Kaffee Hahn beim alten Schloß saß Othmar Pohl und schäkerte mit der Kellnerin, während er die letzten Modenzeitungen durchsah. Ein Bild des jungen Lords Duncannon ließ ihn erkennen, daß seiner Garderobe etwas mangelte, und er beschloß, am nächsten Tag nach der Residenz zu fahren, um sie zu ergänzen.

Acht Tage später erschien er auf der Promenade nach der Kirche in einem kurzen, auf Taille geschnittenen drapfarbenen Rock mit ganz schmalem Umlegekragen und an den Schultern keulenförmig geweiteten Ärmeln, einer gelben, mit schmalem, bräunlichem Ornament gleichsam punktierten Nankinghose. Über der weitausgeschnittenen Weste und der kunstreich geschlungenen hellen Krawatte sah sein Gesicht genau so frisiert und genau so unbeweglich wie das Lord Duncannons unter dem geschweiften grauen Zylinderhut hervor. Die linke Hand stak in der Seitentasche des Rocks, die rechte hielt ein Stöckchen mit dem gebogenen Griff nach vorn und abwärts. So schritt er über das Pflaster, als ahnte er das Aufsehen nicht, das er erregte. Die Bürgermeisterin sah ihn nicht ohne Wohlgefallen, und Annette hing sich in den ihr gebotenen Arm.

Dann trat er ins Kaffeehaus, um die Stunde bis zum Mittagessen beim Billard zu verbringen, und noch im Hochgefühl des Eindrucks, den er gemacht hatte, schlug er den Hauptmann Scherer in zwei Partien, was ihm sonst nicht leicht gelang. Mißmutig setzte der Hauptmann sich an einen Tisch und bestellte ein Glas Kirschwasser, indes Pohl mit einem jungen Mann eine neue Partie begann. Während der andere spielte, sah er, auf seinen Billardstock gestützt, durchs Fenster. Frau Sommer ging im lichten Kleid, das runde Hütchen ums Gesicht, ihr Strickbeutelchen am Arm, draußen vorüber, und da Othmar, obwohl er schon wieder an der Reihe war, immer noch auf die Straße hinaussah, und die anderen lachend fragten, nach wem er sähe, antwortete er, wie man bisweilen völlig vergißt, vor wem man spricht: „Nach der Sommer, der Hetäre aus der Waldstraße.“

Des Hauptmanns rotes Gesicht wurde dunkelbraun, und während Othmar ahnungslos an dem kleinen Tischchen, an dem er saß, vorüber um die Ecke des Billardtisches ging und sich zum Stoß anschickte, griff er nach ihm, bekam aber nur den Rockschoß zu fassen. Wie Othmar sich weit hinüberbeugte, um dem elfenbeinernen Ball einen kräftigen verkürzten Stoß von oben zu geben, riß unter der Bewegung das kostbare drapfarbene Tuch erst in der Naht, dann im Stoff, so daß alle es reißen hörten. Der Hauptmann aber schlug, als er die üppige nankinggelbe Rundung, die er enthüllt hatte, vor sich sah, klatschend zu, während der Stoß vom Ball abglitt und in das Billardtuch fuhr, das gleichfalls einen Riß bekam.

Rasend kehrte Othmar sich um. „Herr!“ schrie er, den herunterhängenden Rockschoß mit der linken Hand aufnehmend.

„Bube!“ rief der Hauptmann, „knie nieder und widerrufe!“

Schon waren Leute zwischen sie getreten; die meisten hielten es für einen Streit über das Spiel, und während die hübsche Kellnerin Nadel und Faden brachte, um den Schaden notdürftig gutzumachen, während die einen lachten und andere schrien, wurde rasch von den nächsten eine Begegnung verabredet und allen tiefstes Stillschweigen auferlegt.

Sie trafen sich noch am selben Tage in einer Lichtung im Walde, und da kein Teil den Sanitätsrat angehen wollte, so hatten sie nur den Bader aus der Rosengasse mitgenommen, den sie schon ziemlich angeheitert in einer Wirtschaft gefunden hatten.

Der Hauptmann war trotz seinen fünfundfünfzig Jahren ein gefährlicher Fechter, während Othmars schöne Bewegungen etwas langsam waren. Anspringend kam der wilde kleine Herr ihm so nahe, daß er ihm den Säbel über den Magen schlug, und wenn auch nur die flache Klinge, so hatte es doch peinliche und lächerliche Folgen. Der Bader, der dem jungen Mann den Kopf hielt, sagte grinsend, auf Blessuren solcher Art sei er nicht gefaßt gewesen. Mit blassem Gesicht trat Othmar wieder an. Er kam kaum mehr zur Parade; der Hauptmann schlug sie glatt durch, und blutüberströmt brach er zusammen.

Bestürzt standen die unerfahrenen Sekundanten; der Bader begann unsicher an ihm herumzupfuschen; schließlich stieß der Hauptmann ihn beiseite und machte selbst einen Notverband; dann trugen sie den Ohnmächtigen vorsichtig vom Platz. Kaum auf der Straße angekommen, sahen sie die Braunen des Sanitätsrats herantraben, der mit Verwunderung ihren Zug sah und halten ließ. Scherer rief ihn an, der Sanitätsrat stieg aus, und Othmar, der nur wirr um sich blickte, wurde in den Wagen gelegt und nach dem nahen Forsthause gebracht, wo der Sanitätsrat, nachdem er alles Nötige gefordert, sich mit ihm und dem Feldscher einschloß.

Der Hauptmann saß indessen mit dem Forstmeister bei dessen berühmtem und sonst sorgfältig verschlossenem Kirsch und leerte ein Glas nach dem andern. Endlich öffnete der Sanitätsrat die Tür; der Verwundete lag mit entblößtem Oberkörper, den Kopf verbunden und die Haare von Blut gereinigt, auf dem Bette und schlief. Er sah wie eine antike Statue aus.

„Wie schade, daß in dieser schönen Hülle so gar keine Seele lebt," sagte der Sanitätsrat, „aber Gefahr scheint zunächst nicht vorhanden."

Er wünschte nun auch den Anlaß zu kennen und bemerkte, daß er grundsätzlich gegen das Duellwesen sei. Aber sein Gesicht wurde noch starrer, als es sonst werden konnte, da der Hauptmann ihn auf diese Frage scharf ansah, das Glas, das er eben zum Munde erhoben hatte, hinstellte und „Es handelte sich um eine Dame!" sagte. Danach stand er auf, trank sein Glas aus, setzte es heftig auf den Tisch und ging.

Der Sanitätsrat aber blieb stehen und sah vor sich hin.

Als Frau Sommer zwei Tage später in die Apotheke kam, hörte sie den Provisor zu einem andern Kunden sagen: „Er wird sterben. — So jung!" Als die Männer sie bemerkten, verstummten beide und starrten sie an, dann gab ihr der Provisor die verlangten Tropfen mit frostiger Unhöflichkeit. Sie trat wieder auf die Straße. Dort sah sie in einem Fenster einen alten Mann, der seine Pfeife rauchte und sie jetzt aus dem Munde nahm und damit nach ihr wies. Eine Frau kam ans Fenster, sagte etwas und blickte ihr nach. Aus den Läden traten Frauen und blieben stehen, als sie vorüberkam. Zu Hause erfuhr sie von ihrer Magd, wovon die ganze Stadt sprach. Als sie wieder allein war, lachte sie auf, mußte aber sogleich Tränen abtrocknen; dann schrieb sie mehrere Briefe an den Hauptmann, die sie alle wieder zerriß. Es schien ihr richtiger, auf seine Erklärungen zu warten.

Inzwischen fuhr der Sanitätsrat täglich nach dem Forsthaus, und täglich schickte der Hauptmann seinen Diener, sich nach Othmars Befinden zu erkundigen. Wenn e r in den Barbierladen oder ins Kaffeehaus trat, öffnete und schloß man die Tür für ihn, nahm ihm Hut und Stock mit doppelt beflissener Höflichkeit ab; die jungen Leute machten ihm nicht ohne Ehrfurcht Platz.

Für Mittwochabend war er vom Domänendirektor eingeladen. Durch ein leeres halbdunkles Zimmer kommend, während im zweiten die Gesellschaft versammelt war, hörte er eine hohe, schrille Frauenstimme Worte sprechen, die ihm das Blut wieder zu Kopf steigen ließen.

„Ihr Vater, der Kapellmeister," sagte die Stimme, „hat sie an den Erbprinzen verkauft; der hat sie an den alten Sommer verheiratet, und dem ist sie wieder davongelaufen . . ." Sie verstummte, als der Hauptmann eintrat. Es wurde so still im Zimmer, daß man die große Standuhr auf dem Spiegeltisch ticken hörte; und er sah unwillkürlich auf die Uhr und die Porzellangruppe an ihrem Fuß, eine Nymphe, die einem Flötenspieler lauschte. Dann erst bemerkte er auf dem geblümten Sofa die Bürgermeisterin, die ihn mit großen kampfbereiten Augen ansah. Die Högerlein neben ihr hielt die ihren gesenkt; ihre Nadel ging stechend weiter, während ihre Zunge schwieg. Der Domänendirektor schob, den Hauptmann mit beiden Händen begrüßend, seine mächtige Gestalt wie eine Mauer dazwischen und suchte ihn nach einem der Tische im Nebenzimmer zu leiten, auf dem Flaschen und Gläser bereitstanden. Aber der Hauptmann in seinem Grolle sträubte sich, dabei stieß er an den Spiegeltisch, und da er seine Hand heftig befreite, schlug er mit dem Ellbogen gegen die Uhr, die herabstürzte und in Stücke brach.

Eben trat der Sanitätsrat ein und sah alle um die Scherben versammelt. Das rosig überhauchte Köpfchen der Nymphe lag auf dem Tisch und erinnerte beide Männer irgendwie an ein anderes, das sie kannten. Der Flötenspieler war unverletzt geblieben; er saß allein und spielte ins Leere.

Dann kam das Dienstmädchen mit Schaufel und Besen und trug die Stücke fort.

Vergeblich suchten alle nach einem Gespräch. Der Sanitätsrat begrüßte die Bürgermeisterin: „Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihr Neffe außer Gefahr ist", aber ihm selbst schien die Mitteilung jetzt und hier nicht am Platze zu sein. Sie wurde ihm auch nicht warm gedankt, und er ging weiter. In einem winzigen Eckzimmer standen drei junge Mädchen unter der Lampe; von kleinen Töpfen und Brettern fiel zartes Grün in Rankengewinden und Blättchen herab und umrahmte Annettens hübsches Gesicht. Sie redete.

„Das hat sie schon vor vielen Jahren auf dem Schloß gelernt," erklärte sie, „sie ist eine alte Schauspielerin. Überhaupt, wenn man so alt ist . . ." Sie wand sich plötzlich wie ein Schlänglein, das gestochen hat und gefaßt wird; denn in der Tür sah sie das Gesicht des Sanitätsrats, das schöner und strenger aussah als je. Ihre Wangen wurden blutrot; dennoch mußte sie lächeln.

Aber der Sanitätsrat sah sie mit funkelnden Augen an: „Sie scheinen ein böses Kind geworden zu sein, Annette!" sagte er und wandte sich ab. Da traten Tränen in ihre Augen.

Das Gespräch kam nicht in Gang, bis der Hauptmann und der Sanitätsrat wieder verschwanden, jeder für sich, wie sie gekommen waren. Dann ward es um so lebhafter. Nie hatte man die Bürgermeisterin so zornig gesehen. Noch auf dem Heimweg in den dunkeln Gassen, ohne des zu achten, daß sowohl Annette als auch der Bediente, der mit der Laterne vorausging, sie hören mußten, rief sie: „Ich habe dir's immer gesagt, Pohl! Kluge ist ein Narr!"

„Er fährt ja schon lange nicht mehr zu ihr", erwiderte ihr Gatte. Aber er kam nicht zu Ende.

„Sie haben nie ein wahreres Wort gesprochen, Frau Bürgermeisterin!“ sprach eine tiefe Stimme aus der Dunkelheit. „Sie sind eine böse Zunge, aber eine gescheite Person!“ Als der Diener die Laterne hob, beleuchtete er das rote Gesicht und die weißen Haare des Hauptmanns, der mit höflich gezogenem Hut vorbeischritt, während die Bürgermeisterin ihm mit großen zornigen Augen nachsah und Mann und Tochter und Diener ausschalt, die sie solchen Insulten aussetzten.

Am andern Tage bestellte der Diener des Hauptmanns für seinen Herrn einen Platz auf der Post, und zwei Stunden später sah man ihn, hinter dem Postillion sitzend und seine Pfeife rauchend, zum oberen Tor hinausfahren. Er kam erst am Sonnabend spät zurück, und so war Herr Antonius der einzige, der an diesem Abend bei Frau Sommer erschien, und er wußte ihr wenig zu sagen, denn er hatte die ganze Woche außerhalb der Stadt zu tun gehabt und weder den Hauptmann noch den Sanitätsrat gesprochen. Ein wenig verloren saß er ihr gegenüber und wollte zuletzt seine Flöte hervornehmen, aber sie wehrte ihm. „Sie sind der letzte, der zu mir kommt, Antonius,“ sagte Frau Sommer, „und Ihnen will ich darum etwas sagen. Ich gehe von hier fort.“ Er machte eine Bewegung. „Ich muß von hier fort. Ich kann hier nicht länger leben.“

Beide schwiegen. Der stille Mann sah sich in dem Zimmer um, in dem er im letzten Jahre die wohligsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Da blieb sein Blick auf dem Tischchen haften, auf dem die Miniatur Frau Sommers stand. Neben ihr lag die silberne Dose, die der Sanitätsrat an jenem Abend in der Hand gehabt; das Porträt war herausgenommen und stand an ein Kästchen gelehnt im vollen Licht. In den zarten und glänzenden Farben auf dem Porzellan sah das Gesicht des verstorbenen Erbprinzen mit einem spöttisch überlegenen Lächeln herüber.

Frau Sommer folgte den Blicken ihres Besuchers.

„In der Hölle, in der ich aufwuchs,“ sagte sie langsam, „war ein Mann, der sonst vielleicht nicht der Beste war, gut zu mir. Und darum bleibt sein Bild in meinen Erinnerungen. An meinem zwanzigsten Geburtstag ward ich dann verheiratet und kam in eine andere Hölle, aus der ich Jahre später wieder an meinem Geburtstag entfloh. Dann kam ich hierher. Nun ist auch das vorüber. Ich sage es Ihnen: Die guten Menschen sind schlimmer als die bösen!“

Viele Gedanken waren in Herrn Antonius' Kopf, und seine Seele war bewegt, aber er saß hilflos. In dieser verwirrten Welt konnte man gerade noch den eigenen Weg mit einiger Sicherheit gehen.

„Wenn ich Ihnen irgendeinen Dienst erweisen kann“, sagte er endlich. Aber es lag viel mehr in diesen Worten.

„Ja, Antonius,“ sagte sie, ihn freundlich ansehend, „wenn Sie mir für Dienstag Plätze auf der Post bestellen, und wenn Sie mich dann zum Wagen begleiten wollen ... wenn Sie wollen, Sie müssen keineswegs“ — er machte eine beteuernde Bewegung — „und dem Hauptmann nachher diesen Brief übergeben.“

Er versprach alles.

„So, und jetzt müssen Sie gehen,“ sagte sie, „ich habe noch viel zu tun.“

Als er fort war, setzte sie sich an den Schreibtisch und rechnete und schrieb. Aber oft ging sie ans Fenster und stand dort lange und lauschte auf Schritte, die nicht kamen, und von denen sie wußte, daß sie nicht kommen würden. Die Nacht wurde einsamer und stiller und ihre Gedanken erregter. Mit sich selber sprechend und klagend, ging sie auf und ab, bis das Mädchen, das schon geschlafen hatte, aufstand und sie bewog, ihre Tropfen zu nehmen, und sie zu Bett brachte. Sie schlief aber nicht, und am nächsten Morgen begann sie, obwohl übernächtigt und müde, ihre Schränke auszuräumen und ihre Kleider durchzusehen, und hieß den Gärtner ihre Koffer vom Boden bringen und abstäuben.

Es war ein strahlender Morgen. Hoch oben im Wald stand Antonius seit Stunden am Bergbach mit der Wurfangel und löste eine schöne rotgefleckte Forelle nach der andern vorsichtig vom Haken und tat sie in das hölzerne wassergefüllte Gefäß neben ihm. Die Gräser leuchteten noch vom Tau; jetzt trat er über weiches Moos durch das Dickicht auf den Weg hinaus und sah den weißen Glast in der Ferne auf Feldern und Hügeln liegen. Die alte Stadt lag mit ihren engen krummen Straßen gerade unter ihm, rings um sie blitzte der Fluß. Spiegelnd warfen die Fenster des Schlosses oben den Sonnenglanz zurück; zwischen den Häusern im Schatten der Gassen sah er kleine Wagen und noch kleinere Menschen gleichsam kriechen. Aus der Domkirche hallte der ferne Orgelton zu ihm herauf, und jetzt rollte Glockenläuten von allen Türmen.

Unten auf dem Platz strömte die Menge aus der Kirche, noch unter dem Eindruck der Worte des Propstes, der alle zur Sittenreinheit und zu friedfertigem Wesen ermahnt hatte. Hinter dem Bürgermeister und seiner Frau kam Othmar, einen schwarzen Streif auf der blassen Stirn, von seiner Cousine Annette liebevoll gestützt. Da sahen alle ein neues Schauspiel: Vor dem Gasthof „Zur Sonne“ stand die offene gelbe Kalesche des Wirts angeschirrt, und aus dem Tor trat der Hauptmann in Uniform, im dunkelgrünen Rock mit roten Aufschlägen und silbernen Litzen, seine Orden an der Brust, den Degen an der Seite, eine Rose im Knopfloch. Man sah ihn einsteigen, seinen Diener neben dem Kutscher Platz nehmen, und die nächsten hörten ihn laut das Haus in der Waldstraße nennen. Eine Ahnung ergriff die Leute. Der kleine Herr sah entschlossen vor sich hin, die beiden Schimmel zogen an ... Von der andern Seite fuhr der Wagen des Sanitätsrats über den Platz. Der eine Schimmel wieherte dem Braunen

zu; die beiden Herren grüßten einander überrascht und höflich, dann waren beide Wagen in verschiedenen Straßen verschwunden.

Ganz unwillkürlich setzten die Leute, die ihren Vormittagsspaziergang sonst auf Markt und Graben beschränkten, ihn heute fast alle durch das Tor fort, auf die grüne Waldstraße hinaus, und einige kamen so weit, daß sie den Wagen vor Frau Sommers Haus stehen sahen. Aber sie und der Kutscher warteten lange, und da die Mittagszeit kam, gingen sie mit ungestillter Neugier nach Hause.

Als der Hauptmann endlich zurückfuhr, war ein merkwürdiges Leuchten in seinen Augen. Er fuhr zum „Sonnenhof", wo die Zimmer schon leer standen, und speiste allein; seinen Diener aber schickte er mit einem großen Blumenstrauß, den der Sonnenwirt auf seine Bitte im Garten für ihn hatte schneiden lassen, zu Frau Sommer.

Schon um vier Uhr hörte der Sanitätsrat, der auf einem Besuch weit draußen gewesen war, und dessen Pferde staubbedeckt und müde durch die leeren Straßen trotteten, aus dem Garten eines Patienten, an dem er vorüberkam, von den eifrig darin Sprechenden angerufen, daß Frau Sommer dem Hauptmann ihr Jawort gegeben.

Er hob den strengen, schönen Kopf einmal und senkte ihn wieder, sagte langsam: „Das ist ja recht schön und erfreulich", und fuhr grüßend weiter, während alle ihm schweigend nachsahen.

Er aß nicht, er blieb auch nicht in seinem Hause: er ging in schweigender Qual durch die Waldwege. Seine Gedanken jagten ohne Klarheit, aber bitter war jeder.

Er wußte nicht, wie lange, noch welche Wege er gegangen war. Wo er Menschen hatte kommen sehen, war er ausgewichen. Auf einmal befand er sich vor einem kleinen grünen Zaun, an dem der Weg endete. Jenseits waren Büsche und Blumen. Er erkannte, daß er unbewußt Flötentönen gefolgt war, die so leise und sanft erklangen, daß sie zur Stille des Sommernachmittags zu gehören schienen, dessen Ruhe überall war, nur nicht in ihm.

Er blieb gebannt stehen; die Töne fluteten voller. Ihm war, er träumte; obwohl er genau wußte, daß er vor dem Häuschen des Vermessers stand. Oben im Rahmen des schmalen Holzfensters unter dem Weinlaub, das die Mauer bedeckte, saß Herr Antonius und blies. Ihm gegenüber im Fenster seine alte Mutter, die bei ihm wohnte. Unten aber, in dem kleinen Gärtchen, saß an einem weißgedeckten Tisch im Grünen der Hauptmann auf seinen Arm gestützt und hörte zu. Auf dem Tisch vor ihm standen eine Flasche und ein Glas und ein kleines elfenbeinernes Miniaturbild, das der Sanitätsrat kannte. Neben dem Bildchen lag eine Rose.

Im gleichen Augenblick sahen ihn die anderen. Antonius verstummte, und der Hauptmann stand langsam auf.

Da streckte der Sanitätsrat ihm über den Zaun die Hände entgegen und sagte: „Lieber Freund, ich beglückwünsche Sie. Sie haben tapfer getan, wozu ich zu kleinlich und zu vorurteilsvoll war."

„Das ist alles recht schön und gut," sagte der Hauptmann, „aber ich heirate Frau Sommer nicht."

„Wie?... Warum?..." stotterte der Sanitätsrat.

„Weil sie mir einen Korb gegeben hat."

Der andere konnte ihn nur verwirrt anstarren.

„Weil sie nicht noch einmal ohne Liebe heiraten will. Ich habe ihr gesagt, daß bei dem Altersunterschied sie das Opfer bringt, und daß ich ihr's schuldig bin, weil ich sie neuerlich ins Gerede gebracht habe, und daß sie mir die Ehre erweist... aber sie will nicht. Ihr Mann war ein wüster Schurke... Er schreibt ihr noch jetzt Drohbriefe. Und nun zieht sie von hier fort... Wenn ich Sie wäre... aber die Bürgermeisterin hat recht: Sie sind ein Narr!"

Der Sanitätsrat war so blaß geworden, daß der Hauptmann das kleine Glas von seinem Tisch holte: „Der Forstmeister hat mir da eine Flasche von seinem Kirsch geschenkt. Wollen Sie?"

Aber Kluge dankte. Er drückte dem Hauptmann die Hand, und sie sahen nur seinen Rücken, wie er sich eilig entfernte.

„Anspannen, Emmerich!" rief er seinem feiertäglich vor der Stalltür rauchenden Kutscher zu.

„Die Braunen sind heute schon viel gegangen, Herr!" sagte der Kutscher.

„Heute müssen sie nochmals gehen."

Der Wagen fuhr durch die dunkelnden Straßen, unbeachtet. Die Pferde trabten schnaubend und die Köpfe schüttelnd durch die Waldstraße. Auch der Kutscher schüttelte den Kopf.

Sie hielten. Der Sanitätsrat öffnete das Gartenpförtchen, als Frau Sommer eben aus dem Hause trat. Die späten Sommerrosen standen blaß in der Dämmerung. Er ging gerade auf sie zu. „Liebe Freundin," sagte er, „wollen Sie meine Ungeschicklichkeit verzeihen?"

Sie stieß ein leises „Ach" aus, dann lächelte sie, und er folgte ihr ins Haus.

Eine Stunde später standen sie auf dem Balkon. Sie standen schweigend und glücklich.

Im Zimmer hinter ihnen wurde die Tür geöffnet. „Frau Sommer," rief das Mädchen, „soll ich die Forellen blau kochen?"

„Ja, ja", sagte sie, sich umwendend. „Ich hatte es ganz vergessen. Antonius hat mir Forellen geschickt. Wir wollen sie zusammen essen."

Unten stampften die Pferde. „Fahr zur ‚Schönen Hirtin', Emmerich," rief der Sanitätsrat zur Stiege hinunter, „und hole mich dann ab wie immer. — Kommen Sie, Cäcilie," sagte er, „es wird kühl. Und Sie müssen so müde sein!"

Aus Wissenschaft und Technik.

Die „Erbsünde" in der Biologie. In einer im Verlag Bergmann, München, erschienenen kleinen Schrift, die in außerordentlich anziehender Weise auf einige biologische „Ketzereien" zu sprechen kommt, behandelt der bekannte schwedische Anatom Ivar Broman auch die Erbsünde vom biologischen Standpunkt aus. Wie er ausführt, sind viele Eigenschaften bei dem nicht vollentwickelten Menschen als ein Erbe von verschiedenen früheren Tierstadien anzusehen. Auch das menschliche Hirn kann, bevor es seine höchste Entwicklungsstufe zeigt, in einzelnen Punkten mit jener gewisser Tiergehirne übereinstimmen. Diese Übereinstimmung verschwindet zum Teil im Laufe der Entwicklung, zum Teil dürfte sie das ganze Leben hindurch erhalten bleiben. Daraus folgt, daß Eigenschaften, die der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat, um so zahlreicher sind, je weniger sein Hirn entwickelt ist. Die Anforderungen, die an die Moral der Tiere gestellt werden, sind bedeutend niedriger als bei den Menschen. Wenn ein Hund einem andern ein Stück Fleisch wegschnappt, so kann er mit erhöhtem Ansehen unter anderen Hunden rechnen statt mit vermindertem. Wenn der Hirsch in Gegenwart der Hirschkuh den Nebenbuhler tötet, so erregt er dadurch nicht den Abscheu der Hirschkuh, sie schenkt ihm vielmehr als Belohnung ihre Liebe. Wenn ein kostbarer Rassestier einer einzigen Kuh „treu" bleiben wollte, so wäre das vom menschlichen Standpunkt aus sehr respektabel, aber sicher würde ihn deswegen kein noch so moralisch zartfühlender Besitzer bewundern. Diese Beispiele genügen zu dem von Broman gezogenen Schluß, daß alles, was bei dem zivilisierten Menschen als Verbrechen oder Sünde angesprochen wird, in gewissen Tierstadien als einwandfreie Handlungen betrachtet werden muß. Die Tendenz des Menschen, einzelne tierische Seelenzustände zu wiederholen, die für den zivilisierten Menschen — gelinde gesagt — unpassend geworden sind, nennt Broman eben Erbsünde, vom biologischen Standpunkt aus. Von der Gewalt dieser Erbsünde über die Handlungen wird der Mensch erst in allmählicher Entwicklung mehr oder weniger vollständig befreit, teils durch Erziehung (Strafe und gutes Beispiel), teils durch die gleich-

zeitige, immer höhere Entwicklung des Hirnes. Sogar der Verstand eines Tieres veranlaßt es, aus Furcht vor Strafe von Handlungen abzusehen, die wir Menschen als Sünde betrachten. Ein Hund, der gestraft wurde, weil er das Essen vom gedeckten Tisch gestohlen hat, beachtet das Eigentumsrecht seines Herrn an diesen Speisen, auch wenn er im Zimmer allein gelassen wird. Eine wirkliche Befreiung von der Erbsünde setzt aber eine höhere Entwicklung der ethischen Zentren des Hirns voraus. Am meisten beruht die Höherentwicklung der Moral bei einem Menschen, wie Broman glaubt, doch auf den Erbfaktoren, die er von seinen Vorfahren mitbekommen hat. Es gibt freilich auch „schwarze Schafe" unter den Nachkommen, aber die Erbmasse des Kindes kann auch bedeutend besser werden als die der Eltern. Verschiedene Seiten der Erbsünde werden ungleich leicht überwunden. Es ist deshalb nicht so gewiß, daß die Person, die unter keinen Umständen eines Mordes fähig wäre, nicht vielleicht doch stehlen würde, wenn dies auf einmal straffrei für sie würde. Es ist theoretisch denkbar, daß ausnahmsweise die höhere Entwicklung der ethischen Hirnzentren, die die Voraussetzung für das Verschwinden der Erbsünde bedeuten, in allen Punkten vollkommen wird. Das Ergebnis wäre dann der Mensch in seiner höchsten Vollendung als ethisches Wesen: der Mensch ohne Sünde. An die Möglichkeit einer solchen Entwicklungsstufe wagt Broman nicht zu glauben. W. S.

Die Unterernährung in ihren Folgen. Die Hungersnot in Rußland hat den dortigen Gelehrten eine vorzügliche Gelegenheit gegeben, die Folgen einer ungewöhnlichen Unterernährung zu studieren. Der russische Physiologe Iwanowski und seine Mitarbeiter haben 2114 Personen drei Jahre hindurch beobachtet, soweit die Betreffenden nicht vorher gestorben sind. Die Leute wurden alle sechs Monate gewogen. Es ist leicht begreiflich, daß die Folgen der Hungersnot sich hauptsächlich in einer Abnahme des Gewichts bemerkbar machen, die bis zu 30 Proz. ging. Zuerst verschwindet natürlich das Fett aus dem Organismus, dann nehmen die Muskeln an Umfang und Gewicht ab, und in dritter Linie verkümmern die Leber und die Bauchspeicheldrüse, während Herz und Nervensystem nur wenig in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Körpergröße des hungernden Menschen wurde fast durchweg geringer. Bei den Männern betrug die Größeabnahme 3,77 bis 6,50 cm, bei den

Frauen 3 bis 5 cm; sie war bei jungen Personen stärker, doch ließ sie sich bei diesen schnell ausgleichen, sobald wieder eine genügende Ernährung einsetzte. Die russischen Berichte behaupten, daß sich auch die Form des Kopfes verändert habe; da aber die Schädelknochen unverändert bleiben, kann es sich nur um ein Dünnerwerden der die Knochen bedeckenden weichen Gewebe handeln. In der Breite nahm das Gesicht mehr als in der Länge ab, infolgedessen hat sich natürlich der Gesichtsausdruck bei vielen verändert. Das Haar wuchs langsamer als früher, fiel auch häufig vorzeitig aus und ergraute sehr schnell. Die Haut verlor ihre Geschmeidigkeit, der Körper beugte sich, und der Gang wurde schwächer und unsicherer. Der Geschlechtstrieb nahm ebenfalls sehr stark ab. Früh- und Totgeburten waren häufiger als sonst, auch waren zahlreiche Mißbildungen neugeborener Kinder zu verzeichnen. Bei den Unglücklichen, die sich oft mit den widerwärtigsten Sachen ernähren mußten, traten sehr häufig Magengeschwüre auf. Allgemein war die Widerstandskraft des Körpers so gemindert, daß oft sogar einfache Furunkeln oder Pusteln an den Händen, die unter anderen Umständen sehr schnell heilen, geradezu gefährlich wurden. Dr. Fk.

Kohlensäureschnee als Ersatz für Eis. Daß der Kohlensäureschnee, zu dem die flüssige Kohlensäure bei schnellem Austritt aus den Stahlzylindern sich verdichtet, bei der Verdunstung, mit Äther gemischt, eine Temperatur von — 120° C erzeugt, ist in Amerika dazu benutzt worden, diesen Kohlensäureschnee in den Dienst von Kühlzwecken zu stellen. In Montreal hat man kürzlich durch großen Druck Kohlensäureschnee in Blockform gebracht und ihn so in Kühltransportwagen an Stelle von Kunsteis mit bestem Erfolg verwendet. Die Fischladungen waren nach sechs Tagen noch vollkommen frisch, da die Temperatur ständig unter 0° gehalten wurde. Außerdem verhindert die verdunstende Kohlensäure die Entwicklung der Bakterien und wirkt so konservierend auf die Lebensmittel. Wenn sich die Rentabilität dieser Kühlungsart herausstellen sollte, dürfte die Verwendung von Kohlensäureschnee allgemeine Einführung erfahren, zumal die Kosten des Eises für Kühltransporte sich ziemlich hoch stellen. So wurden in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Kanada im letzten Jahre allein 15 Millionen Tonnen Eis im Werte von 60 Millionen Dollar verbraucht. R. Sch.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG I·I·WEBER LEIPZIG

NR. 4194. 165. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 30. JULI 1925

Reichsausstellung „Deutscher Wein“ Koblenz 1925.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ öffnet am 8. August ihre Pforten. Die Ausstellungsleitung glaubt, daß die Öffentlichkeit Interesse hat zu hören, in welchem Rahmen die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ sich darbieten wird. Das Ausstellungsgelände befindet sich in der städtischen Festhalle und in den Anlagen zum Rhein hin. In dem Säulenbau der Mittelrheinischen Industrie-Ausstellung 1924 sind Durchgänge geschaffen, die zu den Industrie-Anlagen und zum Weindorf führen. Über eine Freitreppe gelangen die Besucher in den Ausstellungshof, haben zur linken und rechten Seite die Hallen für die kulturelle Abteilung und als Mittelstück die 2000 qm große Halle, in der die wirtschaftliche Abteilung Unterkunft findet. Durch die Halle gelangt man wiederum über eine Freitreppe zu den Anlagen des Weindorfes, in dem jedes Weinbaugebiet berücksichtigt worden ist. Typische Häuser in der Bauart der einzelnen Weinbaugebiete geben ein harmonisches und ein Zusammengehörigkeitsbild. Das Weindorf wird zusammen von Weinbau- und Weinhandelsverbänden beschickt, und die Proben der einzelnen Weinbaugebiete werden in denselben von weiblicher Bedienung in ihren Landestrachten kredenzt. Die Gesamtanlage des Weindorfes wird einen kunstgeschichtlichen Beitrag zur Volkskunde der Weinbaugebiete darstellen. Dem Besucher wird Gelegenheit gegeben, auf seinem Rundgang eine kleine Ruhepause einzulegen, um den „Wein als Getränk“ kennen zu lernen. Den Abschluß der Ausstellung bildet die chemische Industrie mit einem großen Kalibergwerk, einer Weinbrennerei und Sektverarbeitung.

Eingang zum Weindorf.

In der Festhalle wird die wissenschaftliche Hauptgruppe der Ausstellung Unterkunft finden und einen außergewöhnlich großen Umfang einnehmen. Die Ausschüsse für Ampelographie, Züchtung, für Organographie und Physiologie, für Pathologie und Rebenveredelung, sowie für Klimatologie und Geologie können heute schon übersehen, welche Stücke zur Ausstellung gelangen. Hier kommt eine wissenschaftliche Musterschau zustande, wie sie bisher selbst ein Museum für Naturkunde nicht aufzuweisen hat. Die bedeutendsten Fachwissenschaftler der deutschen Weinbauinstitute sind als Sachbearbeiter gewonnen. Die Lehr- und Forschungsanstalten der gesamten deutschen Weinbaugebiete haben alle in dankenswerter Weise die Arbeiten gefördert. Auch die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem mit ihren Zweigstellen in Naumburg und Trier wird mit besonderen Präparaten die Veranstaltung beschicken. Sämtliche Rebenveredelungsstellen stehen zur Verfügung.

Sämtliche staatlichen und kommunalen Stellen, sowie die wirtschaftlichen Verbände der Weinbaugebiete von Rhein, Mosel, Saar, Ruwer, Nahe, Glan, Ahr, Lahn, Hessen, Pfalz, Franken, Baden, Württemberg, Saalegebiet, Sachsen und Schlesien gehen als Freunde und Förderer der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ Hand in Hand. Ein mustergültiges und reibungsloses Arbeiten hat die Vorbereitungen in überraschend kurzer Zeit zu dem heutigen Ergebnis geführt. Die Ausstellungsleitung ist bestrebt, das umfassende Gebiet durch besonders typische Dinge zu erläutern. Alte und neue Kunstwerke sind der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt worden, besonders ist die Unterstützung des Koblenzer Unternehmens durch die National-Galerie in Berlin zu erwähnen. Der Schwerpunkt der wirtschaftlichen Hauptgruppe liegt räumlich in der großen Halle, welche die Abteilung „Der Wein und die deutsche Industrie“ aufzunehmen hat. Wie bereits erwähnt, soll die neue Halle in erster Linie den Ausstellungsraum für die Maschinen darstellen. Erfreulicherweise sind die Anforderungen von Seiten der Industrie zur Beschickung dieser Abteilung sehr groß, so daß für die noch dauernd einlaufenden Angebote kein Raum mehr zur Verfügung steht.

Alle deutschen Länder und alle charakteristischen Weinbaugebiete wetteifern in ihren Bemühungen, um zu zeigen, in welcher Art und Weise Land und Leute mit dem deutschen Wein verbunden sind. Wein-Geographie, Weinbau-Geschichte, typische Weinanlagen, historische Stücke, die Erziehungsarten, landesübliche Geräte für Weinbau, Weinbehandlung und dergleichen mehr werden zur Schau stehen. Trotz der Vielheit und Verschiedenartigkeit der deutschen Landschaften kann von einem einheitlichen Bild gesprochen werden. Möge die Arbeit aller, die am Werke beteiligt sind, ihren Lohn finden! Wenn Ziel und Zweck der Ausstellung erreicht werden, so schlingt sich von der Stadt am deutschen Eck, jedem ihrer Gäste ein herzlicher Willkommenzuruf, ein Band durch alle Gaue, die an der Freude von Rheinland und Reich teilnehmen! Möge der Weinstock mit seinen tiefen Wurzeln das Symbol sein für die Treue, welche die tausendjährige Schicksalsgemeinschaft zusammengefunden hat; möge am Zusammenfluß von Rhein und Mosel bei einem Glase deutschen Weines für uns und unsere Kindeskinder diese Treue aufs neue besiegelt werden! Wer weiss, ob es nicht von einem höheren Willen so gefügt ist, daß am Eingange zur Ausstellung am Rhein das Denkmal des Freiheitssängers Max von Schenkendorf steht, der die vaterländische Mahnung geprägt hat: „Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn Ihr einig seid und treu!“

Auch in diesem Sinne will die Ausstellung Zeugnis geben. Nicht ohne Grund ist die Veranstaltung in eine wissenschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Hauptgruppe gegliedert. Sie will unterstreichen, daß Geistes- und Handarbeit zusammenstehen müssen, um gemeinschaftlich die deutsche Kultur zu stützen.

Die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ stellt sich bewußt in den Dienst des deutschen Wiederaufbaues. Sie sieht hierin ihre hehrste Aufgabe, die zusammengefaßt sei in die Worte: „Für Rheinland und Reich!“

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4194. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 30. Juli 1925.

Schmalspur-Lokomotiven

für Feldbahn-Bau-u. Abraumzwecke

Güter-u. Spezial-Wagen

KG

Rheinmetall DÜSSELDORF

2561

Allgemeine Notizen.

Fortbildungskurse für praktische Ärzte finden an der Medizinischen Fakultät der Universität Leipzig vom 12. bis zum 24. Oktober d. J. unentgeltlich statt. Programme können kostenlos vom Sekretariat der Medizinischen Fakultät, Leipzig, Augustusplatz 5 bezogen werden. Außerdem ist beabsichtigt, an einzelnen Abendstunden des Wintersemesters allgemein orientierende Vorträge abzuhalten. Das Programm dieser Kurse kann Anfang November unentgeltlich von derselben Stelle bezogen werden.

Die Landwirtschaftstudierenden hegen den dringenden Wunsch, sich während der dreimonatigen Ferien ab 1. August praktisch zu betätigen, im besonderen, um einige Mittel zur Fortsetzung des Studiums zu erlangen. Die Studierenden sind bereit, sämtliche Arbeiten in der landwirtschaftlichen Praxis zu übernehmen. Bei der bekannten Notlage der heutigen Studierenden erscheint eine Unterstützung des landwirtschaftlichen Nachwuchses auch nach dieser Richtung hin dringend erwünscht. Anfragen und Angebote sind an die Studentengruppe des Reichsbundes akademisch gebildeter Landwirte, z. H. des Stud. agr. Bath, Berlin N 4, Invalidenstraße 42 zu richten.

Allgemeiner Deutscher Bankiertag. Der Vorstand des Zentralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes hat beschlossen, den 6. Allgemeinen Bankiertag vom 14. bis zum 16. September d. J. nach Berlin einzuberufen. Verhandlungsgegenstände sind: Notwendige Vorbedingungen für die Erfüllung der heutigen gesamtwirtschaftlichen Aufgaben des privaten Bankgewerbes; Die deutsche Währung vor und nach der Stabilisierung; Kredite und Beteiligungen des Auslandes in der deutschen Wirtschaft; Vervollkommnung der Organisation des Börsen-, Effekten- und Zahlungsverkehrs.

Die diesjährige Tagung des Auslandsdeutschtums findet vom 29. August bis zum 5. Septbr. in Berlin statt.

Die Lurag-Linie Ruhrgebiet—Amsterdam—London ist nunmehr vom Reichsverkehrsministerium genehmigt worden. Der Betrieb erfolgt durch die Junkers Luftverkehr-A.-G. mit einem Großflugzeug. In Amsterdam besteht Anschluß an die mit Junkers-Flugzeugen beflogene Linie Malmö—Hamburg—Amsterdam—London.

Den Seebäderluftverkehr hat die Junkers Luftverkehr A.-G. auch auf den Strecken Bremen—Borkum (Bremen ab 8.45), Bremen—Wangeroog—Norderney (Bremen ab

8.30) und Bremen—Wangeroog—Norderney—Borkum (Bremen ab 3 Uhr nachmittags) mit Anschlüssen an die großen Luftverkehrsstrecken und Eisenbahnlinien alltäglich aufgenommen. Die Flugzeiten betragen 1 bis 1½ Std.; die Flugpreise schwanken zwischen 15 und 50 Mk.

IV. Internationales Klausenrennen 22. bis 23. August. Die Organisationsarbeiten sind in ihrem gesamten Umfang aufgenommen worden. Die Abnahme der Touren- und Sportwagen erfolgt am 22. August morgens in Glarus, die Wagen der offenen Klasse und die Motorräder werden am 22. August morgens in Linthal abgenommen und parkiert. Der Beginn des Rennens ist am 22. August auf 4 Uhr, am 23. August auf 9,30 Uhr angesetzt. Am Sonnabend starten die Herrenfahrer der Motorrad- und Sidecar-Klasse, ferner die Tourenautomobile und das Hauptkontingent der Sportwagen, am Sonntag die Berufsfahrer der Motorrad- und Sidecarklasse sowie der Rest der Sportwagen und alle Rennwagen. Alle Anfragen über Unterkunft sind an das Quartierkomitee des Klausenrennens in Glarus oder an den Verkehrsverein Altdorf-Klausen in Altdorf zu richten. Nennungsschluß: Montag, 10. August 1925.

Rund um Rotenburg. Der Nordwestdeutsche Automobilklub (ADAC) in Bremen hält die altbekannte Prüfungsfahrt „Rund um Rotenburg" für Motorräder und Wagen am 16. August ab. Die preußische Regierung hat die Genehmigung erteilt. Ausschreibungen sind vom Sekretär Theo Kruse, Bremen, Contrescarpe 172 zu beziehen. Von den vier Staatsmedaillen des Bremer Senats entfallen je zwei auf die Motorrad- und Wagenklassen.

Die Zoll- und Paßprüfung in den FD-Zügen Hoek van Holland—Berlin, die an die Stelle der ausgefallenen Luxuszüge London—Berlin getreten sind, findet auch von dem aufgegebenen Gepäck unterwegs im fahrenden Zug statt, und zwar in der Richtung von Holland nach Deutschland auf der Strecke Bentheim—Osnabrück, in der Gegenrichtung auf der Strecke Bentheim—Deventer. Die Reisenden müssen sich auf diesen Strecken im Wagenabteil aufhalten. Der Gepäckschein sowie der Paß sind dem diensttuenden Zoll- und Paßbeamten vorzuzeigen, auch muß sich der Reisende auf Verlangen nach dem Gepäckabteil begeben, um sein eingeschriebenes Gepäck für die Zollkontrolle bereitzuhalten. Der Aufenthalt im Speisewagen ist auf den obengenannten Strecken bis zur Beendigung der Zollkontrolle untersagt.

Bad Steben. Die Reichsbahn hat auf Eingabe der staatlichen Badeverwaltung Steben die Einlegung eines Nachtzugpaares Sonnabends und Sonntags ab Hof 10.30, zurück ab Steben 12.10 nachts genehmigt. Durch diese seit Jahren erstrebte Zugverbindung ist es namentlich den aus Sachsen und Thüringen zum Besuch ihrer Angehörigen nach Steben kommenden Gästen ermöglicht, in Hof den Anschluß an die Nachtschnellzüge nach allen Richtungen zu erreichen.

Wertvolle Teppiche bleiben Mottenbrutstätte — und bei fleißiger Behandlung leiden wertvolle Teppiche. Durch einfachste Behandlung bekämpft man Mottenbrutstätte, gibt neue Griffigkeit, frischt Farben auf, reinigt neu auf und macht wertvolle Teppiche appreturfest. Kostenlosen Rat erteilt gern, wenn der Anfrage Freikuvert beigelegt ist, Chem. Labor. Lindner, Leipzig 1.

Doppelt lebt, wem tiefer Schlaf beschieden

Am gesündesten und besten schläft jeder in Steiners Paradiesbett, dem wirksamsten Grundmittel zur Hygiene des Schlafes. — Leicht und weich, urmollig und wohlig ist jedes Paradiesbett, sommers und winters eine ideale Lagerstatt!

Steiners Paradiesbetten

die gesündesten und schönsten, sind zugleich die dauerhaftesten, anerkannt preiswertesten Betten der Welt. Über die bedeutende Auswahl in jeder Preislage und für jeden Geschmack unterrichten unsere Sonderpreislisten Gruppe J.

Paradiesbettenfabrik *M. Steiner & Sohn A.-G. / Frankenberg, Sa.*

Eigene Verkaufsstellen: *Chemnitz, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Stuttgart, München, Breslau.*

Ihr Haar wird
seidenweich und locker
duftig und schmiegsam
durch ständigen Gebrauch von

ELIDA
HAARPFLEGE.

Das sodafreie Shampoo

Senden Sie den Abschnitt ohne Zusatz als Drucksache ein, und Sie erhalten kostenlos eine Original-Packung ELIDA-HAARPFLEGE.

Parfümerie Elida A.-G. 4, Leipzig-Wahren

Senden Sie mir kostenlos eine Original-Packung ELIDA-HAARPFLEGE.
Meine genaue Adresse ist auf der Rückseite des Briefumschlages angegeben.

Felsche

SCHOKOLADE
KAKAO
PRALINEN

Illustrirte Zeitung

Ein alter Brauch zur Erinnerung an die Königin Luise von Preußen: Die Trauung der „Luisenbräute" in der Garnisonkirche zu Potsdam am 19. Juli. Während der Traurede des Oberpfarrers Dessin. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Kurd Albrecht.

Alljährlich findet am Sterbetage der Königin Luise zu ihrer Todesstunde die Trauung der „Luisenbräute" in der Garnisonkirche zu Potsdam statt. Die jungen Mädchen, die den Bund fürs Leben schließen wollen, erhalten aus der Stiftung „Luisen-Denkmal" einen Beitrag zur Aussteuer. In den 113 Jahren ihres Bestehens half die Stiftung fast 700 Paare ausstatten.

Links: Von der Eröffnung der Großen Schweizerischen Kunstausstellung in Karlsruhe am 19. Juli: Während der Ansprache von Dr. W. F. Stork, Direktor der Badischen Kunsthalle. — Rechts: Von der Trauerfeier für den verstorbenen Führer der Berliner Sezession, Prof. Lovis Corinth, im Großen Saale der Sezession zu Berlin am 21. Juli: Mitglieder der Sezession beim Tragen des Sarges zum Leichenwagen.

Die Fortentwicklung des ostasiatischen Sturmfeldes.

Von Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D.

Seit dem 30. Mai, an dem in Schanghai die verhängnisvollsten Schüsse angelsächsischer Machtträger seit jenen von Amritsar von 1919 fielen, die aus Gandhi den Führer der indischen Befreiungsbewegung machten, hat sich das Sturmfeld im Fernen Osten durchaus folgerichtig weiterentwickelt.

Den Erschießungen demonstrierender chinesischer Arbeiter und Studenten durch die Polizei der westmächtlichen Niederlassung in Schanghai folgten solche in Hankau und in der Fremden-Niederlassungsinsel Schamien bei Kanton. Die Entrüstung darüber — geschickt durch Träger der russischen Sowjetideen in die Bahnen der großen Politik geleitet — hat sich vor allem durch die jungen Intellektuellen über die chinesischen Provinzen verbreitet und zu einem Einheitsempfinden nationaler Abwehr geführt, das bis jetzt schon dem Handel der beteiligten Fremdmächte schwere Wunden geschlagen hat. Weit größer noch als der augenblickliche Schaden, den Schanghai, Hongkong und Schamien in erster Linie, alle großen Außenhandelsplätze Chinas aber in zweiter, der Welthandel in dritter Linie erfahren, ist die Drohung für den westmächtlichen Herrschaftsgedanken, die daraus entspringt.

Unter den verzweifelten Versuchen Frankreichs, sich außerhalb der Haßwelle zu halten, die mit voller erster Stärke England trifft, in die es freilich auch Japan mit allem Geschick hereinzuziehen bemüht ist, war das Zusammenwirken des diplomatischen Korps in Peking auseinandergebrochen, soweit man überhaupt noch von einem solchen sprechen konnte. Schon vor einigen Monaten hat eine treffende Spottzeichnung des genialsten und boshaftesten Zeichners im Fernen Osten „Sapajou" diesen diplomatischen Körper als einen wohlbeleibten, aber ahnungslosen behäbigen Herrn dargestellt, der, wie

Die Ankunft des Neuyorker Beethoven-Gesangvereins auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin am 21. Juli: Begrüßung der Sänger durch Reichsminister a. D. Bernhard Dernburg.

Prof. Robert Kahn, bekannter Tonkünstler, Lehrer an der Akademischen Hochschule für Musik in Berlin, Senator und Mitglied der Akademie der Künste, wurde am 21. Juli 60 Jahre alt.

Oberstleutnant v. Ramsay, der von der preußischen Akademie der Wissenschaften wegen seiner Verdienste auf dem Gebiete der Kartographie und Archäologie mit der Leibniz-Medaille ausgezeichnet wurde.

Prof. Dr. Eduard Sachau, Geh. Ob.-Reg.-Rat, hervorragender Vertreter auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, feierte am 20. Juli seinen 80. Geburtstag.

Von der Süddeutschen Gartenbauausstellung in Ludwigshafen a. Rh., die vom 28. Mai bis zum 12. Oktober stattfindet: Blick auf den Haupteingang mit Sternbassin. (Phot. G. Tillmann-Matter, Mannheim.)

Dr. Karl Rudolf Heinze, Reichsjustizminister a. D., Abgeordneter der Deutschen Volkspartei im Reichstag, konnte am 22. Juli seinen 60. Geburtstag begehen.

Die Deutschen Faltbootmeisterschaften in München am 19. Juli auf der 57 km langen Strecke Bad Tölz-München: Links: Am Start der Damen bei Wolfratshausen. Rechts: Otto Amannshausen (Salzburger Faltbootklub), der Gewinner der Deutschen Meisterschaft im Herren-Einerboot beim Durchfahren einer Stromschnelle der Isar.

Die Ausbreitung des Polospiels in Deutschland: Moment aus dem Polowettspiel des neugegründeten Poloklubs Berlin auf dem Spielplatz in Frohnau bei Berlin am 16. Juli. — Links nebenstehend: Die Brandenburgischen Leichtathletik-Meisterschaften am 19. Juli zu Berlin: Lebke, der Sieger im Stabhochsprung (3,40 m), beim Sprung.

Links: Das neue Stadion mit Rasensportanlage in Neiße (Schlesien), das vor kurzem in Gegenwart des Oberpräsidenten Proske und des Landeshauptmanns Piontek als erstes Stadion der Provinz Schlesien eröffnet wurde. — Rechts: Von der Regatta des Deutschen Kanu-Verbandes auf dem Langen See bei Grünau am 19. Juli: Der siegreiche Damen-Doppelkajak der Kanu-Vereinigung Neptun-Berlin.

Links: Der Beſuch eines Geſchwaders ſchwediſcher Marineflugzeuge zu Ehren des deutſchen Konſtrukteurs der Maſchinen, Dr. Ernſt Heinkel, in Warnemünde: Dr. Heinkel (×) im Kreiſe der ſchwediſchen Gäſte auf dem Flugplatz. — Rechts: Von der Sonderſchau des Kontinentalen St.-Bernhards-Klubs in Hamburg am 19. Juli: Einige hervorragende Exemplare von Bernhardinerhunden.

ein Fremder der alten Zeit, im Schaukelſtuhl raſtend, einen Führer durch Peking lieſt, während unter ſeinem ſtattlichen Geſäß eine Bombe liegt, deren Lunte langſam heranbrennt, indes ihr Rauch ein Fragezeichen bildet: Wann explodiere ich? — Es war die beſte politiſche Karikatur, die uns ſeit langem die oſtaſiatiſchen Verhältniſſe erläuterte; und nun iſt eben die Lunte ſo nahe an die Bombe herangebrannt, daß der diplomatiſche Körper die Hitze direkt von unten ſpürt. Dennoch kann er ſich nicht zu rettendem Handeln aufraffen. Die Vereinigten Staaten von Amerika brachten einen Konferenzvorſchlag zur Aufhebung der gehäſſigen Fremdenrechte, dem England mit einer feſten weſtmächtlich-japaniſchen Front begegnen wollte, der ſich aber Frankreich wie Japan verſagten. So kommt es zum ſchwächlichen Kompromiß einer Zollkonferenz.

Vom deutſchen Standpunkt aus gibt es im Fernen Oſten jetzt für uns nichts Beſſeres zu tun, als das Selbſtbeſtimmungsrecht der Menſchheit, das man uns ſelbſt genommen hat, wenigſtens platoniſch hochzuhalten, uns um fremde, gehäſſige Machtangelegenheiten nicht zu kümmern und im übrigen unſeren — bei ſolcher Haltung nicht leidenden — Geſchäften nachzugehen.

Seit die Leſer der „Illuſtrirten Zeitung" (Nr. 4149) das letzte Mal mit den Vorgängen im oſtaſiatiſchen Sturmfeld vertraut gemacht wurden, ſind von drei Seiten Dokumente von außerordentlicher Wichtigkeit dafür erſchienen, zwei unmittelbar für China einſchlägig: der bedeutſame, demnächſt in der Zeitſchrift für Geopolitik erſcheinende letzte Wille Dr. Sun Yat Sens, des „Erzrevolutionärs" von 1911, und die „chriſtlichen Pronunciamentos" des „chriſtlichen" Generals Feng Yu Hſiang. Ein drittes iſt indirekt wichtig: die Rede des britiſchen Staatsſekretärs für Indien, Lord Birkenheads, über die Selbſtbeſtimmungsfragen Indiens, aber auch der Monſunländer im ganzen.

Von der diesjährigen Sommerreiſe deutſcher Kriegsſchiffe in den norwegiſchen Gewäſſern: Deutſche Matroſen bei einem Landausflug auf dem Wege von Ulvik nach Eide (Norwegen).

Unmittelbar am wichtigſten für China ſcheinen uns aber doch die beiden Aufrufe von Feng Yu Hſiang an die chriſtliche Welt, deshalb vor allem, weil dieſer kluge Miſſionsſchüler dieſe chriſtliche Welt durch höchſt gewandten Gebrauch ihrer eigenen Phraſeologie in größte Verlegenheit bringt.

Vom Standpunkt chineſiſcher Reichseinheit aus iſt er ja allerdings ein merkwürdiger „Generaldirektor der nordöſtlichen Grenzverteidigung" — denn er verteidigt dieſe Grenze wohl mehr nach innen zu, gegen die augenblickliche chineſiſche Zentralregierung und den ſie angeblich ſtützenden mandſchuriſchen Generaldirektor eigener Ermächtigung, Marſchall Chang Tſo Lin, als gegen ſeine ruſſiſchen Freunde, die ihn mit Schießbedarf und allen ſonſtigen Kriegsmitteln über den Handelsweg Irkutſk-Kalgan verſehen. Damit tun ſie allerdings nichts anderes als z. B. die franzöſiſche Flugfirma Bréguet, die auch erſt vor kurzem die Mandſchurei mit 18 franzöſiſchen „Handelsflugzeugen" verſah. Opium- und Waffenſchmuggel blühen heute mehr als je im Fernen Oſten, zuſammen mit der Piraterie, leider aber auch die öffentliche zwiſchenſtaatliche Gewalttätigkeit.

In China wird heute behauptet, daß bis jetzt 70 Tote und 500 Verwundete, darunter Halbwüchſige, Frauen und Kinder, den unfreundlichen Maßnahmen der fremden Raubmächte, ihrer „Polizei" und ihren Maſchinengewehren zum Opfer gefallen ſeien, ohne daß man die Behauptung widerlegt hätte. Und ebenſowenig läßt ſich widerlegen, was der Miſſionarſchüler Feng, über den amerikaniſche Miſſionare ein geradezu überſchwenglich be-

Deutſche Heldenehrung: Links: Das von dem Bildhauer Paul Juckoff (Skopau) geſchaffene Kriegerdenkmal in Möckerling bei Merſeburg, das unlängſt feierlich eingeweiht wurde. Rechts: Die nach den Plänen von Prof. Joſ. Graf, Karlsruhe, errichtete Gedächtniskapelle für die im Weltkrieg gefallenen Bundesbrüder des Studentenvereins „Brisgovia" (Freiburg i. Br.) auf den Schwarzwaldhöhen zwiſchen Lenzkirch und Schluchſee. (Phot. C. Brugger, Lenzkirch.)

geistertes Buch geschrieben haben, das Liebenzeller Missionare, wie eine zweite Lebensbeschreibung Konstantins, ins Deutsche übersetzten, über das verlegene Schweigen der Missionare gegenüber Vorgängen sagt, die er als Greuel bezeichnet, und was er ihnen dabei über ihre Menschenfurcht vor den sie bezahlenden imperialistischen und kapitalistischen Mächten vorgeworfen hat. „Fürchtet nicht jene, die den Leib töten, aber die Seele nicht töten können.... Wenn wir unsere Augen diesen Weisungen des Meisters verschließen, was ist denn dann die Pflicht eines Christen?... Seid auf keinen Fall so schweigsam wie eine erfrorene Zikade... Gerade weil ihr unter dem Druck des Imperialismus steht, solltet ihr erbittert für die Aufrechterhaltung christlicher Moral und die Ehrenrettung der Missionen kämpfen. Nur wenn ihr dies getan haben werdet, wird man sagen können, daß das Christentum vor dem Bankerott gerettet werden kann..." Es ist schwer, diese „Botschaft des Marschalls Feng Yu Hsiang an alle unterdrückten Christen der Welt" zu entkräften. Es ist doppelt schwer namentlich dann, wenn man vorher verhimmelnde Bücher über den Mann, als den wahren Streiter Christi, geschrieben hat, „für den wir im Westen beten sollen", und wenn man sich, wie in Mitteleuropa, selber als ein unchristlich unterdrückter und ausgebeuteter Christenmensch fühlt.

Das Weltnachrichtenspiel über die Ereignisse im Fernen Osten ist nur mit größtem Mißtrauen zu lesen. Die Neigung auf angelsächsischer Seite, vor allem Japan mit hineinzuziehen, auf amerikanischer und französischer, sich um jeden Preis außerhalb der Wurfweite des nationalen Abwehrstreiks in China zu halten, auf russischer, die Kluft zwischen den kapitalistischen Weltmächten und dem chinesischen Markt zu erweitern, ist zu offenbar. Daneben ist die niederländisch-indische Welt von heller Angst erfüllt und bestrebt, das Überspringen des panasiatischen Selbstbestimmungsgedankens auf ihre reichen und übervölkerten Kolonialinseln zu verhindern, soweit es nicht längst dafür zu spät ist. Kurz, es zeigt sich, wie sehr in Wahrheit pazifische Machtfragen hinter der Szene das ganze Handeln der großen und mittleren Mächte in den letzten Jahren geleitet haben, und auch der Wunsch bei ihrem Austrag, Mitteleuropa und Zwischeneuropa — und sei es durch die verlogensten, für die Zukunft unmöglichsten Vertragsbindungen — einstweilen aus dem Spiele zu halten, wenn ihre Einheit über dem Kampf um den chinesischen Markt und den künftigen Besitz der Monsunländer endgültig in die Brüche geht. Darum vor allem müssen unsere Leser über diese großräumigen und nur aus der Ferne verworren scheinenden Vorgänge im Bilde bleiben, damit sie aus eigener Einsicht entscheiden können, wieweit wir uns für nahende Entscheidungen von ungeheurer Tragweite für die Zukunft der Erde binden und damit den eigenen Unterdrückern und Ausbeutern mittelbar Gefolgschaftsdienste leisten dürfen. Torheiten der Sowjetpolitik in Europa sollten nicht darüber wegtäuschen, daß die große asiatische Politik Moskaus wenigstens im Augenblick in China, aber auch an verschiedenen anderen Stellen von Erfolg zu Erfolg schreitet, und daß es immer noch besser sein könnte, wenn man schon machtlos ist, wenigstens in unbelasteter Neutralität beiseitezustehen, als sich ohne gesicherten Dank mit fremdem Haß und der furchtbaren Enttäuschung zu belasten, die dann 760 Millionen Menschen uralter Kulturvölker erfüllen wird, welche sich mit Berechtigung wenigstens Sympathien von gleichfalls unterdrückten Kulturvölkern, nicht Bütteldienste und Beihilfe dazu erwartet hatten.

Auf dem Festplatz. — Oben: Der Schlußwagen aus dem Festzuge mit der Schutzpatronin Bayerns.

Vom althistorischen Ruethenfest in Landsberg am Lech am 19. und 20. Juli.

Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Albert Reich.

Das Ruethenfest ist ein altberühmtes Kinderfest, dessen Ursprung im Mittelalter liegt. Die Bezeichnung „Ruethenfest" geht sprachlich auf das Wort Rute zurück.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(6. Fortsetzung.)

Kein Zauber war es und kein Dämonenspuk. Von Oldochony hatte Taras Mutter den Spruch gelernt, und denselben Spruch hatte Oldochony seinen Schüler Kalpuginik gelehrt.

Wieder lauschte Tara nach dem Hause ängstlich hinüber, dann blickte sie sich um. Jetzt war die Zeit, in der das grünliche Licht langsam in den rötlichen Schimmer überfloß. Sie sah den kleinen Schlitten des Schamanen, das Riemenzeug war noch daran. Das Renn ließ sich willig an den Schlitten heranführen und die Zugriemen befestigen. Noch einmal mußte Tara hinaus, mußte an den Hundeschlitten und die große Felldecke aufheben, in die sie gehüllt gewesen war.

Da plötzlich sprangen die Hunde auf, bellten und heulten und rasten in wilden Sprüngen hinaus in die Taiga.

Tara fühlte ihr Blut stocken, eine Schwäche überkam sie, sie glaubte ohnmächtig niedersinken zu sollen.

Jetzt kam der Herr der Hunde zurück, jetzt war es zu spät! Wieder raffte sie sich zusammen. Das Renn war unruhig geworden und zerrte an dem Riemen, der es noch an den einen Pfosten des Geheges fesselte. Offenbar fühlte auch das Renn das Kommen des fremden Mannes. Gehörte das Renn nicht diesem Manne?

Tara hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Ein schneller Blick zeigte ihr, daß die Riemen des Schlittens in Ordnung waren. Sie stieg hinauf und löste den Haltstrick. Das Tier wartete kein aufmunterndes Zeichen ab, sprang los, und während das Gebell der kläffenden Hunde näher und näher kam, jagte das Renntier mit dem kleinen Schlitten und seiner leichten Last in der entgegengesetzten Richtung dem Ende der Taiga entgegen.

Tara atmete auf. In diesem Augenblick fühlte sie sich erlöst. Sie dachte nicht mehr an die Macht der Dämonen. Wären es Dämonen gewesen, die sie zu diesem Holzhaus und in die Gewalt dieses Mannes, den sie nicht gesehen, und den sie dennoch zu kennen glaubte, gezwungen, wie hätten es diese Dämonen zugelassen, daß sie jetzt wieder dem Hause entfloh?

Sie setzte sich bequemer zurecht, hüllte sich eng in das warme Fell, zog die weiche Hochzeitskappe aus weichem Zobelfell tief über ihr Gesicht und hielt die Zügel in ihren Händen.

Sie versuchte nicht zu lenken. Wohin hätte sie lenken sollen? Jetzt war es ihr, als sei jedes Ausgreifen dieser schnellen Füße ein Schritt der Rettung entgegen.

Das Renntier jagte mit ihr durch die immer lichter werdenden Stämme der Taiga. Wie eigentümlich das war! In dieser Schreckensnacht war Tara, der Mensch, vollkommen in der Gewalt der Tiere.

Zuerst hatten die wilden Hunde sie dem Verderben entgegengeführt, jetzt glaubte sie fest, daß das schöne, stolze Renntier mit dem hocherhobenen Haupt und dem stattlichen Geweih ihr Freund sei und sie retten würde.

Der rötliche Schein am Himmel verblaßte, aber die Sonne ging noch lange nicht auf.

Das wilde Knacken, Krachen und Donnern, das die ganze Nacht hindurch vom Meere her in ihre Ohren geklungen, wurde stärker und stärker. Es schreckte sie nicht, denn von Kind auf war sie es gewohnt, in jedem Jahre diese gewaltige Musik des kommenden Frühlings zu hören. Warmer Wind spielte um ihre Schläfen, dichte Nebelschwaden waren um sie herum, wurden in Fetzen und phantastischen Riesengestalten vom Winde emporgerissen, hingen als fast schwarze, wehende Tücher an den Bäumen oder krochen um sie herum auf dem Boden.

Sie fühlte die Feuchtigkeit des Taues auf ihrem Gesicht, und jetzt war es fast dunkel.

Das Renntier schnaufte auf, warf das Geweih zurück und verdoppelte seinen Lauf. Auf Sekunden zerriß der Nebel, und sie sah die grauen, mageren Gestalten einiger Wölfe unweit des Schlittens.

Jetzt hatten die Bestien die Beute gewittert. Es war wieder dunkel geworden, der Nebel so dicht, daß Tara kaum das Geweih des Renns noch erkannte. Ein Wunder, daß dieses zwischen den Bäumen immer hindurchfand.

Aber hinter sich hörte sie das kläffende Bellen der Wölfe. Erst schienen es wenige zu sein, drei oder vier. Dann aber antworteten andere Stimmen von rechts oder links. Ein ganzes Rudel winterhungriger, hagerer Bestien raste hinter ihnen her.

Kampf um Leben und Tod. Waffenlos Tara im Schlitten!

Ein Krach, hoch bäumte die eine Kufe sich auf, war gegen einen Baumstumpf gestoßen, Bruchteil einer furchtbaren Sekunde, Tara festgekrallt an dem leichten Gestell des nur mit Lederriemen zusammengebundenen Schlittens!

Gute Dämonen!

Der Schlitten stürzte nicht um, fiel auf beide Kufen zurück und wurde weitergerissen.

Immer näher kam das Heulen der Wölfe, die Tara nicht zu sehen vermochte. Dicht mußten sie schon heran sein.

Jeden Augenblick glaubte Tara, sie an der Seite des Schlittens zu fühlen, ihren heißen Atem zu spüren. Ängstlich hielt sie die Hände mit den Zügeln empor, damit die Bestien nicht zuerst nach diesen schnappten. Ihr feines Ohr vernahm das keuchende Atmen der Wölfe. Dann wurde es heller vor ihr. Nicht daß der Nebel stieg, aber die Bäume traten zurück.

Der Weg wurde gleichmäßig und eben, keine Wurzeln stießen mehr gegen die Kufen. Die weite, leuchtende Schneefläche der Tundra lag vor ihr.

Die Gegend schien leicht abzufallen, noch schneller jagte der Schlitten dahin. Tara preßte beide Hände auf ihre wild pochende Brust, krampfhaftes Schluchzen war in ihrer Kehle.

Die Tundra!

War sie gerettet? Niemals wagen sich die Wölfe weit aus der Taiga heraus, und auch jetzt blieben ihre heulenden Stimmen langsam zurück.

Liebes, gutes, schnelles Renn!

Doch das Krachen und Donnern wurde immer gewaltiger. Im Osten wurde es ganz langsam ein wenig hell. Wie eine rote, von Strahlen umgebene matte Scheibe suchte sich die junge Sonne durch den Dunst zu kämpfen. Das Renntier verlangsamte seinen Lauf. Das sicherste Zeichen, daß die Wölfe verschwunden. Von Minute zu Minute wurde es wärmer; längst hatte der heiße Atem des heranstreifenden Frühlingswindes die Temperatur über den Gefrierpunkt erhoben. Anders hörte es sich jetzt an, wenn die Hufe des Renntieres den Boden berührten. Nicht mehr das harte, metallische Klingen, sondern vielmehr ein Patschen, denn schon begann die oberste Schicht des Schnees zu tauen.

Immer näher um sie herum war das Dröhnen und Brechen des Eises. Und ganz plötzlich fegte ein heftiger Windstoß den Nebel hinweg.

Die Fläche der Tundra war verwandelt. Das blinkende Weiß war jetzt schmutziges Grau, große Pfützen erschienen und vergrößerten sich zusehends. Das Renntier lenkte ab, lief eine kleine Erhöhung hinauf und stand. Seine Flanken zitterten. Die ganze Nacht war vergangen, und spät war heute der Tag erschienen.

Tara löste sich aus den taunassen Fellen und stieg aus dem Schlitten. Sie blickte um sich. Jetzt zum ersten Male; nun diese wilde Jagd, diese Flucht zuerst vor dem fremden Mann und dann vor den Wölfen zu Ende, kam ihr ein Augenblick der Überlegung.

Wo war sie?

Sie schaute nach Osten, wo die Sonne jetzt siegreicher aufstieg. Kluges Renn! Wenige Schritte weiter, dann brach die Fläche der Tundra ganz unvermittelt zu einer wilden Steilküste ab, und gegen diese Küste brandete das aus dem Winterschlafe erwachte Meer. Gewaltiger Anblick!

Gelbe Wogen mit weißen, schaumigen Köpfen, große Eisfelder, die mit krachendem Donner auseinandersprangen, gurgelnde Wellen mit grünlichen, leckenden Zungen drängten sich zwischen diesen Spalten hervor. Schollen türmten sich übereinander, wurden von unten von unsichtbaren Gigantenhänden durcheinandergeschüttelt, stürzten wieder zusammen, zerschmetterten Eistafeln zu wirbelnden Brocken, ließen Spritzwellen hoch emporschleudern.

Weit draußen am Horizont aber das freie Meer, auf das abgesprengte Eismassen hinauszogen, und das wie ein gieriges Ungeheuer, das seinen sicheren Raub nicht erwarten konnte, heranstürmte, vom Frühlingswinde gepeitscht, und mit seinen gelbgrünen Pranken am Eise riß und laut brüllend an der Küste emporzuklettern versuchte.

Tara war auch diesen Anblick gewohnt, und er war ihr wie eine freudige Botschaft.

Gutes Renn!

Anstatt in die ewige Taiga hineinzurasen, in die Heimat der Wölfe und Bären, in die Taiga, die Tausende von Meilen sich hinzieht, und in der sie sicher verloren gewesen wäre, hatte das Tier sie zur Küste getragen. Unweit der Küste war das Lager ihres Vaters.

Jetzt noch, denn wenn nun in wenigen Tagen die Eiskruste schwand, wenn wie durch einen Zauberschlag fast in wenigen Stunden sich der Boden mit grünenden Gräsern und knospenden Blüten überdeckte, wenn eilig, als wüßten sie, welche kurze Spanne das Lebensglück ihnen beschieden, sich die Bäume der Taiga mit jungen Blättern schmückten, wenn zauberhaft zwitschernde Vögel in diesen Bäumen ihre Lieder erklingen ließen und spielende Falter und geschäftige Käfer um ebenso rasch erwachte duftige Blumen huschten, dann zog der Korjäke in die Taiga hinein, um, ehe wieder die furchtbaren Mückenschwärme des Sommers erwachten, den Renntieren die junge Weide zu gönnen.

Ein furchtbarer Krach ließ jetzt urplötzlich Tara in ihre Knie sinken. Unwillkürlich sprang auch das Renntier, dessen Zügel ihre Hände noch hielten, zurück und riß sie jetzt vollends zu Boden. Sie taumelte auf. Die Steilküste war jetzt viel näher; ein großes Stück von ihr war abgebrochen, und mächtige Eisbrocken überstürzten sich in den noch stürmischer aufgurgelnden Fluten.

Tara begriff. Auch dies war ihr vertraut.

Sie stand nicht mehr auf dem festen Lande. Fast unmerklich waren Land und gefrorenes Meer ineinander übergegangen. Schreck durch-

Vom Rennen um den Großen Preis von Berlin, dem sog. Berliner Derby, auf der Grunewaldbahn in Berlin am 12. Juli: Moment aus dem Finish.

Freiherrn S. A. v. Oppenheims Dreijähriger „Weißdorn“ siegt unter Varga vor Herrn Lewins „Roland“, dem Gewinner des Deutschen Derbys 1925, unter Haynes und Herren v. Weinbergs „Ganelon“ unter O. Schmidt.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Adolf Dahle.

zuckte sie. Der Instinkt des Renntieres schien gleiches zu wittern. Sie sprang auf den Schlitten, und willig wandte das Tier sich um. Tara wußte, sich nach der Sonne zu richten, und fuhr schräg südwestlich. Jetzt erst hatte sie Zeit, Umschau zu halten; jetzt erst konnte sie es, denn nun war es heller Tag um sie her. Ihr Auge schweifte im Kreise. Das war nicht mehr die Tundra, auf der sie war. Sie war weit draußen im Busen von Anadyrsk.

Wahrscheinlich reichte die Taiga an dieser Stelle bis dicht an die Küste, und als vorher, wie sie vor den Wölfen flohen, der Weg abschüssig wurde, da waren sie von dem festen Land auf das erstarrte Meer herabgefahren, und das Renntier hatte bei der wilden Flucht vor den Wölfen es ebensowenig geahnt wie die junge Korjäkin. Deshalb auch blieben die Wölfe so rasch wieder zurück.

Ein neues Donnern! Deutlich fühlte sie den Boden unter sich beben. Nach Süden zu riß eine Spalte quer durch das Eis, und sofort bildete sich dort ein von Minute zu Minute breiter werdender, schäumender Strom.

Wieder lenkte Tara zurück. Jetzt geradeswegs nach Westen, von wo sie gekommen. Dem Rande der Taiga entgegen! Auch das Renntier fühlte die neue Gefahr und spannte seine Kräfte aufs höchste. Überall um sie herum krachte und dröhnte es jetzt.

Tara wagte es nicht, sich umzublicken; ihr war, als verfolge das wütende Meer sie mit riesigen Schritten.

Endlich dämmerten vor ihr die ersten Bäume der Taiga. Jetzt sah sie, welch steilen Abhang sie in der Nacht herabgerast war. Wäre es Tag gewesen, nie hätte sie zweifeln können, daß hier das Ufer zu Ende war, wenn es sich auch allmählich zum Meere senkte.

Wenige hundert Meter noch zum Strande, aber die Gefahr drängte. Trogen Tara ihr Sinn und die aufsteigende Todesfurcht? Schwankte jetzt nicht der ganze Boden mit ihr, schwankte, von den darunter herkriechenden Wellen gehoben und wieder versinkend?

Sie stand aufrecht im Schlitten und schnalzte anfeuernd mit dem Munde. Unnütz, denn das Renn gab von selbst her, was es vermochte.

Wieder ein dumpfer Krach! Tara stürzte aus dem Schlitten und fiel hart auf das Eis; das Renn brach mit den Vorderfüßen in die Knie, und der Schlitten wurde wild zur Seite geschleudert.

Tara schmerzten die wungeschlagenen Glieder. Sie hatte die Augen geschlossen und wagte es nicht, sie zu öffnen; sie fühlte, wie sie auf und nieder schwankte, und raffte sich empor. Mit entsetzten Blicken sah sie, daß der Kopf des Renntiers und mit ihm der Schlitten nicht mehr in der Richtung auf das Ufer zu standen, und daß dieses —

Sie stand und starrte mit entsetzten Blicken. Das Ufer war nicht mehr mit der Eisfläche, auf der sie sich befand, verbunden. Ein breiter, sich rasend schnell vergrößernder Wasserstreifen, gefüllt mit wirbelnden Eisbrocken, war zwischen ihr und dem Festland, und die drehende Bewegung der Eisinsel zeigte ihr, daß sie, vollkommen losgelöst und von Minute zu Minute schneller in den Wirbel des Treibeises gerissen, dem offenen Meere entgegengetrieben wurde.

Breitbeinig, mit geblähten Nüstern und gesträubten Haaren stand das Renntier jetzt wieder aufrecht.

Laut aufschluchzend schlang Tara die Arme um seinen Hals:

„Liebes Renn, du wolltest uns retten, und jetzt sind wir beide verloren!"

V.

Kergeß fuhr in das Dunkel des Taumorgens hinaus. Der erste Schimmer der roten Sonne, der am Rande der Taiga schon ganz leise den Nebel durchdrang, war in ihrem Innern noch nicht sichtbar. Auch hier hingen die Schwaden des Morgendunstes wie Fetzen in den Ästen, und überall in den Bäumen und am Boden knackte und krachte das tauende Eis.

Zuerst fuhr Kergeß wie ein Schlafwandelnder dahin. Seine Hände hielten die Zügel der beiden Renntiere, und seine Augen blinzelten halbgeschlossen zwischen den schlafschweren Lidern hindurch.

Aber je weiter er fuhr, je mehr der holprige Weg ihn zwang, aufzupassen, desto munterer wurde er. Die Renntiere waren von der Richtung, auf die sie der Schamane gebracht hatte, abgewichen. Selbstverständlich! Kergeß' Hand war in seinem Traumwachen lässig, und sie waren aus dem Lager des Lachergeß. So suchten sie mit dem Instinkt des Tieres, zu ihrer Futterstelle zurückzufinden.

Der Weg wurde abschüssig. Kergeß fuhr auf; er sah, daß es ihm fast so ergehen sollte wie am Morgen vorher, als er mit den Hunden in eine ähnliche Schlucht fiel. Er raffte sich zusammen und lenkte mit rascher, jetzt wieder sicher gewordener Hand die Renns auf den Fluß hinab — es war der zugefrorene Anadyr, wie er sofort wußte — und auf der anderen Seite wieder empor.

Der Fluß hatte schon Risse und Rinnen gezeigt, und auf dem Eise standen bereits Lachen von den Wässern, die als kleine Taubäche von allen Seiten an den Hängen herabflossen.

Jetzt stand der Schlitten wieder auf sicherem Boden, aber Kergeß war durch diese Nötigung, seine Sinne zusammenzunehmen, vollständig wach geworden, und der Vorhang, der durch die Suggestion des Schamanen über seinem Denkvermögen gebreitet gewesen, war fort.

Kergeß ließ die Renntiere langsam gehen. Jetzt erst kam er dazu, zu überlegen. Tara war fort! War von den Dämonen geraubt! Der Schamane hatte mit diesen Dämonen gekämpft! Hatte ihn im Walde gerettet! Hatte ihm die Felle wiedergebracht, die eigentlich Lachergeß verfallen waren. Allerdings hatte er dann die Hälfte dieser Felle ihm abgenommen und von ihm verlangt, daß er den Rest der Felle der häßlichen Byttcha als Hochzeitsgabe brächte. Das alles war seit gestern geschehen.

In dieser Stunde erinnerte sich Kergeß seit langem zum erstenmal daran, daß er Christ sei. Das heißt, an den Popen, der ihn in Anadyrsk getauft hatte, und an den Russen, in dessen Begleitung er damals die Eisfüchse jagte, und der ihn auch mitnahm nach Anadyrsk.

Der Russe war klug. Er wußte vieles, was ihm, dem Korjäken, fremd war. Der Russe war jedenfalls ein mächtiger Zauberer, und Kergeß wußte wohl, daß er sich immer lustig machte über die Schamanen.

Oft hatten sie in der Nacht gejagt, oft waren sie in Schlupfwinkeln gewesen, die jeder mied, weil sie als Wohnungen der Dämonen galten. Aber der Russe hatte gelacht.

„Es gibt keine Dämonen! Die Schamanen sind elende Betrüger!"

Auch der große Schamane der Christen, den sie Pope nannten, hatte ihm eindringlich gesagt, daß es keine Dämonen gäbe, sondern nur einen einzigen Gott, und daß dieser gut sei.

Kergeß war es gegangen, wie es allen geht, die die Taufe erhalten, ohne daß ihr Hirn fähig ist, zu verstehen, was das Christentum will und bedeutet. Er hatte eben den Popen als den Schamanen der weißen Männer genommen und die heiligen Bilder in der Kirche zu Anadyrsk als die Bilder der Dämonen der Christen. Nur das glaubte er fest, daß diese Christendämonen gut waren. Besser, viel besser als die Dämonen der Korjäken, denn offenbar waren die weißen Männer unter der Hut dieser Dämonen und des Oberdämonen, den sie Gott nannten, und seines Sohnes glücklicher und besser versorgt.

Das alles hatte er fast wieder vergessen. Im Leben des Alltags und wenn alles seinen geregelten Gang geht, denkt eben der Mensch nicht viel an Dinge, die er doch nicht versteht, und die ihm unbehaglich sind.

Eigentlich hatte er auch diesen Russendämonen gezürnt. Als man ihn in der Kirche zu Anadyrsk taufte, hatte er bestimmt geglaubt, er würde nun selbst so klug und so reich sein, wie die Russen es waren; aber es hatte sich auch durch die Taufe durchaus nichts verändert in seinem Leben. Er mußte genau so arm zurück in die Tundra, mußte genau so mühsam seine Fallen stellen wie früher, und als er dem Russen seine Enttäuschung noch vor dem Abschied klagte, hatte dieser gelacht.

So war ihm von seinem ganzen Christentum nichts geblieben als der Zweifel an der Zaubermacht der Schamanen.

Jetzt dachte er wieder an das, was er in Anadyrsk gehört.

„Es gibt keine bösen Dämonen! Der Schamane ist ein Mensch wie alle, und er nutzt eure Dummheit aus! Gott ist gut und bestraft nur die Schlechten!"

Seltsam, daß dies jetzt immer in seinen Ohren klang.

Warum sollten Dämonen Tara rauben? Tara war gewiß gut! Warum sollten sie ihn so strafen? War er schlecht?

Er überlegte. Wie das alles so merkwürdig war! Der Schamane wußte recht gut, daß er nicht sein Freund war. Er hatte auch oft genug gezeigt, daß er ihn haßte. Und nun wurde er der Schutzengel, der sein Glück wollte? Der ihm die Felle brachte? Der?

Jetzt kam ihm noch anderes merkwürdig vor. Er war oft im Lager des Taraß gewesen. Taraß und Lachergeß waren zwei verwandte Teione. Oft hatte er Byttcha gesehen, aber erst, als er das letzte Mal dort war, fiel ihm auf, daß sie hinter ihm her war. Er hatte dazu gelacht! Aber was hatte Fergoß, der Renntierhirt, ihm damals gesagt? Hatte der nicht Kalpuginik, den Schamanen, mit der kleinen Byttcha zusammen gesehen?

Jetzt lachte Kergeß. Deshalb? Darum hatte der Schamane den alten Taraß beredet, mit dem kleinen Hochzeitsgeschenk zufrieden zu sein? Deshalb war keiner von den jungen Männern des Stammes begierig, die Häuptlingstochter zum Weibe zu nehmen? Weil keiner des fremden Schamanen Kuckucksbrut haben wollte.

Kergeß schmerzte über der ungewohnten Denkarbeit der Kopf. Er sah auf den Weg und merkte, daß die Renntiere wieder schneller liefen und gar nicht weit mehr von dem Lager des eigenen Stammes entfernt waren.

Wieder überlegte Kergeß, dann hatte er einen Entschluß gefaßt. Der Schamane hatte ihm gesagt, daß man ihn um Verzeihung bat wegen des gestrigen Hohnes. Wenn das so war, warum sollte er dann nicht zurückkehren zu seinem Stamm? Warum sollte er so eilig zu Byttcha?

Jetzt sah er schon die Jurten. Auch hier war nun das Dröhnen des tauenden und springenden Meereises stärker geworden, wenn auch die Stelle, an der das Lager errichtet war, an einem geschützteren Winkel der Bucht von Anadyr und von dieser selbst noch mehrere tausend Meter entfernt lag. Aber auch hier wehte der warme Wind, und darum war alles außerhalb der Jurten und sogar bereits mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Zwischen den Jurten brannte ein helles, mächtiges Feuer, und um dieses herum hockten klagende Frauen. Unweit davon ein anderes Feuer, an dem man das Morgenmahl zubereitete. Heute war es im Freien schon wärmer als in der Jurte selbst. In einem gewaltigen Kessel wurde die Manjalla gekocht. Ein Gemisch aus geronnenem Blut, vielem Talg und vor allem halbverdautem Renntiermoos, wie man es in den Mägen der geschlachteten Tiere findet, die man mit Absicht erst tötet, wenn sie tüchtig gefressen und noch nicht völlig verdaut haben, um möglichst viel von dieser köstlichen Speise, die der Korjäke für ebenso wohlschmeckend wie bekömmlich hält, zu erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Oben links: Admiral Behncke, Führer eines deutschen Geschwaders in der Schlacht am Skagerrak, während einer Studienreise in Chile inmitten führender Persönlichkeiten aus deutschen und chilenischen Kreisen der Hauptstadt Santiago. Sitzend von links nach rechts: Prof. Johow; Timmermann, der Senior der deutschen Kolonie; der deutsche Gesandte Graf v. Spee; Admiral Behncke; Konsul Schacht; Rektor Veit; Prof. Brüggen. — Oben rechts: Ein neues Gesellschaftsspiel in Amerika, bei dem man aus kleinen Kanonen Metallkügelchen auf einen in der Mitte des Tisches liegenden Lederball schießt, um dadurch den Ball in das Tor des Gegners zu bringen. — Mitte: Vom 58. Eidgenössischen Turnfest in Genf vom 17. bis zum 21. Juli, an dem auch eine starke Riege der Deutschen Turnerschaft teilnahm: Während der Freiübungen der 20000 Turner. (Phot. H. Jullien, Genf.) — Unten links: Auf dem französisch-marokkanischen Kriegsschauplatz: Französische Artilleristen bei der Aufstellung eines 12-cm-Geschützes. — Unten rechts: Von dem durch eine Dampfexplosion verursachten Einsturz des Hauses des Pickwick-Klubs in Boston am 4. Juli, in dem sich gegen 200 Paare bei einer Tanzveranstaltung aufhielten: Blick auf das vollständig verwüstete Gebäude. 75 Personen kamen bei dem Unglück ums Leben.

Reisejachten. / Von H. de Meville.

Der Segelsport hat in den Jahren nach dem Kriege in Deutschland einen Aufschwung genommen, den noch vor kurzer Zeit auch in eingeweihten Kreisen niemand vorauszusagen gewagt hätte. Ganz besonders gilt dies von der Kreuzersegelei, die vor dem Kriege bei uns eine verhältnismäßig bescheidene Rolle spielte und auch heute noch von der großen Menge der Nichtsegler keineswegs so beachtet wird, wie sie es verdient. Es ist noch viel zu wenig bekannt, welche Möglichkeiten der Besitz einer selbst nur mittleren Segeljacht erschließt, und noch weniger, daß alle diese Vorzüge mit einem geringfügig zu nennenden Anlagekapital erreichbar sind. Schon bei verhältnismäßig kleinen Abmessungen bietet gerade die Segeljacht die Möglichkeit, die ganze Ostsee zu bereisen, und gestattet dem Besitzer und seiner Familie, wochenlang mit aller Bequemlichkeit an Bord zu wohnen und zu leben, so daß im ganzen kaum ein größerer Kapitalaufwand erforderlich erscheint, als er für die normale Badereise gleichfalls notwendig wird.

Art und Umfang der Wohnungseinrichtung einer modernen Jacht richten sich naturgemäß nach ihrer Größe, reichen aber schon bei verhältnismäßig bescheidenen Booten aus, neben einem bezahlten Mann, der im Vorschiff sein Quartier hat, etwa drei bis vier Personen die erforderliche Behaglichkeit zu gewährleisten. Welche Möglichkeiten aber zu erzielen sind, wenn man in der Lage ist, mit einem Fahrzeug etwa mittlerer Größe zu rechnen, dürfte am besten aus der beigegebenen Skizze einer amerikanischen Hochseejacht, die gleichzeitig dem Laien einen Begriff von der Anordnung der Wohnräume an Bord gibt, ersichtlich sein. Das rund 15 m lange Fahrzeug (die Länge in der Schwimmwasserlinie beträgt etwa rund 10 m) besitzt eine sehr schöne und bequeme Eignerkabine mit zwei Betten, die vollständig abgeschlossen ist, eine durch Vorhang abgeteilte Gästekoje im Durchgangsraum und einen Hauptwohnraum mit zwei Schlafsofas sowie Küche, Mannschaftsraum und das nötige Nebengelaß, so daß also außer der Mannschaft, die, wenn zwei Herrensegler sich an Bord befinden, auf einen tüchtigen Matrosen beschränkt werden kann, fünf Personen mit aller Bequemlichkeit für eine sehr ausgedehnte Reise an Bord untergebracht zu werden vermögen.

Ebensowenig wie über die Einrichtungsmöglichkeiten eines Fahrzeuges dieser Größe dürfte sich nun aber der Laie ein Bild davon machen können, wie derartige immerhin kleine und enge Räume behaglich zu gestalten sind, und die beigegebenen Bilder, die von ausgeführten Fahrzeugen dieser Größe stammen, werden für nicht wenige eine kleine Überraschung bedeuten. So gering selbst bei noch größeren Fahrzeugen die Abmessungen der einzelnen Räumlichkeiten naturgemäß sein müssen, so behaglich ist ihre Einrichtung.

Berücksichtigt man dabei, daß unsere Ostsee in ihren westlichen Teilen in dem Revier der dänischen Inseln und weiterhin in der schwedischen Schärenküste landschaftliche Reize ganz außerordentlicher Art bietet, deren Genuß für den Wandersegler nicht durch die gebotene Rücksichtnahme auf Fahrpläne, Unterkunftsmöglichkeiten und ähnliche Dinge beschränkt wird, so erscheint es begreiflich, daß die Gemeinde der Segler, die im wesentlichen auf Wettfahrtlorbeeren verzichten, von Jahr zu Jahr im Wachsen begriffen ist.

Für den Nichtsegler oder den, der gezwungen ist, seine Zeit mit unbedingter Sicherheit einzuteilen, ist dasselbe erreichbar mit Hilfe der Motorkreuzerjacht. Allerdings erfordert der Motorkreuzer naturgemäß einen etwas höheren Aufwand an Mitteln, denn selbst bei bescheidenen Abmessungen wird man immerhin mit einer Maschine von mindestens 25 Pferdekräften rechnen müssen, die auf längeren Strecken doch schon beachtliche Mengen von Brennstoff verbraucht, während der Wind noch immer kostenlos zur Verfügung steht.

Der goldene Mittelweg in Gestalt des Hilfsmotors auf einer Segeljacht, der für den wirklichen Kreuzer nahezu die Regel bedeutet, erfreut sich unter diesen Umständen besonderer Beliebtheit und ist auch ganz zweifellos schon aus anderen Gründen für jeden vorzuziehen, der nicht die Mühe scheut, sich die erforderlichen Kenntnisse für die Bedienung und Führung eines Segelfahrzeuges anzueignen. Bei Flauten und in engen Gewässern, deren Befahren meist insofern besonders lohnend erscheint, als sie landschaftlich die größten Reize zeigen, steht der Motor jeden Augenblick zur Verfügung und gestattet eine genaue und von den Wetterverhältnissen unabhängige Zeiteinteilung, während andererseits bei frischem Winde auf See die Schönheit der Segelfahrt in keiner Weise zu überbieten ist.

Es ist unter diesen Umständen in jeder Beziehung besonders zu begrüßen, daß die Wandersegelei großen Stils bei uns noch immer in aufsteigender Linie sich bewegt.

Skizze einer 15-m-Jacht im Typ des amerikanischen Fischerschoners.

Links nebenstehend: Schlafkabine einer Kreuzerjacht.

Rechts nebenstehend: Küche einer mittleren See-Kreuzerjacht.

Koje einer mittleren Segeljacht.

Salon einer stählernen 15-m-Motorkreuzerjacht.

Cosima Wagner mit ihrem Sohne Siegfried.

Rechts oben: Mitwirkende an den diesjährigen Festspielen.
Von links nach rechts: Obere Reihe: Zimmermann (David), Lüttjohann (Donner), Correck (Gunther), Wittich, Reuß-Belce, Wolff (Loge), Elschner (Mime), Soomer (Gurnemanz, Fasold). Untere Reihe, sitzend: Humperdinck, Fiedler-Ranzenberg (Fricka), Generalmusikdirektor W. Kaehler, Watzke (Titurel); stehend: Guth (Fasner).

Zar Ferdinand, der ehemalige König von Bulgarien (links), auf dem Wege zum Besuch einer Generalprobe. Rechts: Lauritz Melchior (Siegmund, Parsival)

Vor dem Bühnenweihfestspielhaus während einer Pause.

Links nebenstehend:
Die Kinder Siegfried Wagners: Friedelind, Virena, Wieland, dahinter Wolfgang.

Links: Mitwirkende in einer Erholungspause. — Mitte: Frau Winifred Wagner, Siegfried Wagners Gattin. — Rechts: Emmy Krüger (Kundry, Sieglinde) [links] und Emmi Leisner (Erda, Erste Norne) [rechts] vor dem Festspielhaus.

Von den diesjährigen Festspielen in Bayreuth, die am 22. Juli mit der Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" eröffnet wurden.

Nach photographischen Aufnahmen von E. Sammet, Bayreuth, und Photothek, Berlin.

Der Schuß des Stürmers

Novelle von Rudolf Hirschberg-Jura.

Schräg empor spritzen links und rechts die Frühlingspfützen um die Gummireifen des hellroten Autos. Hartnäckig weht schon seit gestern abend der Südwind und hat nun mit eigensinniger Liebenswürdigkeit die letzten Wolkenfetzen sauber weggeblasen. Ein wenig blaß schaut ja das junge Himmelsblau noch aus und einigermaßen überrascht von all dem plötzlichen Licht und Glanz auf seiner zarten Wölbung. Aber die Märzsonne hat nun mal heute ihre muntere Laune, sendet schon am Vormittag siegreich recht sommerliche Pfeile hernieder, und da kann der liebe Himmel gar nichts anderes machen, er muß so heiter sein, als wäre er ein Juni-Himmel.

Ringsum zittert die Luft vor unbekümmerter Vergnügtheit. Rotglänzend, mit fieberhaft pulsierender Hast zieht der rasche Wagen das langgestreckte Straßenband heran, streift es unter sich hinweg und wirft es hinter sich. Und doch möchte der ungeduldige Dr. Konrad Normann die höchste Geschwindigkeit noch mehr beschleunigen. Aber er hat das Auto nicht zu führen, und das ist gut so, denn er hat das ja nicht gelernt. Und es gehört ihm auch nicht, sondern Ottilie von Zöllnitz heißt die junge, entzückende Besitzerin. Sie hat ihm den Wagen heute früh schon in die Stadt geschickt, und gestern hat er die reizende Einladung von ihr bekommen.

Immer noch einmal holt er jetzt den unnatürlich schmalen Brief hervor. Doch der Perlmutter-Spiegel des Sees da vorn wirft ihm so viel Sonne in die Augen, daß er nicht lesen kann. Warum auch lesen? Blinzelnd sieht er drüben am anderen Ufer eine lange Reihe weißer Birkenstämme vor dunklem Kieferforst stehen. Denen könnte er den ganzen Brief auswendig erzählen.

„Lieber Doktor!

Schon so manche Stunde habe ich Sie auf Ihrer Kanzlei in Anspruch genommen. Jetzt muß ich Ihre Freundschaft noch stärker ausnutzen. Unser Gegner erscheint Sonnabend mittag persönlich auf dem Kampfplatz. Der teure Vetter hat sich einfach hier auf Zöllnitz bei mir angesagt. Er schreibt mir ganz treuherzig, unter Verwandten solle man doch solche Erbschafts-Sachen nicht benutzen, sich zu verfeinden, sondern sich näherzukommen. Darum wolle er, um mich zunächst mal kennenzulernen, die weite Reise nicht scheuen und sich friedlich, gütlich mit mir besprechen. Meine Einladung oder doch Zustimmung wartet er gar nicht ab, und Sonnabend ist er also hier. Denn abtelegraphieren mag ich ihm auch nicht. Es wird ganz gut sein, wenn er sieht, mit wem er es zu tun hat. Nämlich mit uns beiden! Seinen Anwalt bringt er ja nicht mit. Doch überrumpeln will er mich ganz offenbar. Und so möchte ich seiner Keckheit nicht ganz ohne Ihren Rat und Ihre Hilfe gegenüberstehen. Er kennt Sie zwar schon aus Ihren Schriftsätzen. Aber ich freue mich darauf, Sie nun persönlich einander gegenüberzustellen. Es kann ganz amüsant werden. — Im Bücherschrank habe ich übrigens einen mächtigen Stoß Familienpapiere entdeckt. Vielleicht finden Sie darunter noch Brauchbares. Natürlich rechne ich darauf, daß Sie mindestens den Sonntag über auf Zöllnitz bleiben. Überhaupt, solange Sie es ohne Ihre Kanzlei aushalten. Sie müssen doch ein wenig meinen Besitz kennenlernen, um den Sie so tapfer für mich kämpfen. Auch wird mein Herr Vetter das Gastrecht wohl mehr als nur einen Tag in Anspruch nehmen, und es wäre doch schön, wenn wir ihm sein Siegesbewußtsein gleich gemeinsam recht gründlich abgewöhnten. So werde ich mich denn sehr freuen, Sie bei mir begrüßen zu können. Sonnabend früh acht Uhr hält mein Auto vor Ihrem Hause. Auf ein frohes Wiedersehen! Mit herzlichem Gruß

Ihre
Ottilie von Zöllnitz."

Es ist der einzige Brief, den er bis jetzt von ihr besitzt. Aber er möchte ihn küssen. Wenn das nicht zu abgeschmackt und schülerhaft wäre! Alles, was diese klaren, festen Schriftzüge so munter aussprechen, ist beglückender Beweis, daß seine Träume und Hoffnungen nicht zu kühn gewesen sind. Warum hätte sie denn auch auf seiner Kanzlei so oft noch weitergeplaudert, wenn die paar Rechtsfragen längst erledigt waren? Warum hätte die Hand, wenn er sie küßte, sich so manches Mal mit zuckenden Fingern in die seinen geschmiegt? Warum? Zwischen jeder Zeile lacht ihm die Antwort entgegen.

Mit welcher Selbstverständlichkeit sie über ihn verfügt! So lange er es ohne seine Kanzlei aushalten kann, soll er bei ihr auf Zöllnitz bleiben. Daß es außer ihr selbst und ihrer Erbschaftssache nach etwas Wichtiges für ihn geben dürfe, das kommt ihr gar nicht in den Sinn. „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!"

Zum Glück hatte er heute wirklich keinen Termin wahrzunehmen. Die laufenden Geschäfte sind beim Bureau-Vorsteher in guter Hand, und er wird erst Montag früh zurückzufahren brauchen.

Nun gleiten mit dunklen Dächern und hellen Giebeln die Gutsgebäude an ihm vorüber. Mit weichem Ruck drückt ihn eine jähe Wendung des Autos rechts gegen die grünen Lederpolster. Vom Geäst kahler Kastanien zittern matte, dünne Schatten auf dem glatt gewalzten, weichen Kies der Allee. Viel braunes Laub, vom fernen Herbst vergessen, duftet zwischen den stillen Bäumen des tiefen Parkes. Dort aber, auf dem säulengetragenen Altan über dem Vorbau des Herrschaftshauses, steht eine hellblaue schlanke Gestalt und winkt mit weißem Tuch.

Wie eine Burgfrau auf dem Söller! Und ihm winkt sie zu! Eifrig bemüht er sich, die fest um das Kinn geschnallte Lederkappe zum Gegengruß zu schwingen. Es gelingt nicht, und da hält der Wagen schon auf der Rampe unter dem Burgfrauen-Söller, und er meint, über seinem Kopf die leisen Tritte ihrer Gegenwart zu spüren.

Doch ihre Füße haben den Ort schon verlassen, auf dem eine Viertelstunde lang ihre Blicke sehnsüchtig Ausschau gehalten. Mit raschen, schmalen Schritten ist sie ins Haus gelaufen. Nun ihre Augen ihn begrüßt, bebt sie vor Ungeduld, ihn auch mit Hand und Lippen zu empfangen. Von ihren Lippen mit frohen Worten, da er zu anderem noch nicht kühn genug ist, der liebe, gewissenhafte Mensch!

Am liebsten möchte sie ihm die breite Treppe hinunter entgegeneilen. Aber sie darf ihre Würde nicht verlieren, darf nichts verschwenden, darf seinen klaren, nüchternen Sinn nicht berauschen. Es ist ihr so süß und klug, sich zurückzuhalten. Denn vielleicht zerreißt sonst das zarte, feine Etwas, das sich in den letzten Wochen um sie gewoben, und das sie jetzt noch fester einspinnen soll, wenn sie ihn nun bei sich hat.

Ahnen soll er es, aber wissen muß er es nicht, wie sehr sie ihm gehören will mit allem, was sie hat. Und das ist wahrhaftig nicht wenig. Er soll Augen machen ringsum zu all dem, was er ja bis jetzt noch nicht gesehen. Im Innersten wird er dann spüren: Es lohnt sich, die Hand nach ihr auszustrecken und zu kämpfen. Um sie und für sie. Und wie ist sie selbst glücklich, sich in seiner treuen Hut zu wissen!

Jetzt hört sie seine Schritte draußen. Der alte Joseph führt ihn über den Gang. Der Alte sieht gut aus heute in seiner Festtags-Livree und gar nicht ländlich. Fast wie ein Haushofmeister. Oft hat sie gelächelt über Tante Luise, daß sie solch vornehme Schloßmanieren auf Zöllnitz einführte. Heute ist sie ihr dankbar.

Nun knackt das Türschloß, und groß und eckig schiebt sich durch die sich öffnende Tür der Ritter herein, auf den die Burgfrau so stolz ist, und den sie auch recht stolz machen möchte auf ihre Person und auf alles das, was sie mit ihm teilen wird.

Aber er sieht gar nicht überwältigt aus von irgendwelchem Eindruck. Weder vom hellroten Auto noch von der frühlingshellen Weite des Parks. Nicht vom hochherrschaftlichen Joseph und nicht von der blauseidenen Tapetenpracht und den feierlichen Ebenholzmöbeln ihres geräumigen Empfangssaales. Er sieht das alles nicht. Mit vergnügtem Schuljungen-Gesicht zögert er ein wenig und stürmt ihr dann entgegen, die mit nachlässiger Haltung im Fenstersessel lehnt.

Erschrocken ist sie plötzlich über ihre Albernheit, eben erst ihm mit wehendem Tuch zuzuwinken und nun auf einmal so zu tun, als läse sie, von der Märzsonne beschienen, in einem schön gebundenen Buch und habe die Gnade, sich von einem lieben Besuch überraschen und in der Lektüre stören zu lassen.

Aber er hat das nicht bemerkt. Männer merken ja überhaupt nichts. Eben hat sie noch Zeit gehabt, vor seinem Ansturm aufzustehen. Nun kann er doch nicht so auf sie herabschauen mit seiner guten Überlegenheit. Denn fast genau so groß wie er steht sie nun vor dem langen Mann.

Kräftiger als nötig hält er mit vertraulichem Druck die Hand umschlossen, die seine Lippen küssen, und ihre Fingerspitzen krümmen sich suchend in seinem Griff.

„Wie schön Ihr Haar heute ist!" Er sagt das ganz sachlich, gar nicht im Ton einer Salonschmeichelei, und begierig wie ein Jagdhund nähern sich seine Nasenflügel den matten schwarzen Wellen, die sie ganz in der Frühe schon so sorgfältig gepflegt. Das wenigstens hat er gemerkt!

Ein passender Eintrittsgruß freilich sind diese Worte nicht. Auch ihm selbst kommt das zum Bewußtsein. Ein wenig verlegen wird er, wie so oft. Doch das überwindet er rasch, wie immer, und mit fröhlicher Dankbarkeit redet er weiter:

„Sie haben mich so freundlich erwartet, gnädiges Fräulein!"

Da ist sie irgendwie befremdet und fühlt sich getrieben, ihn etwas zurückzustoßen.

„Natürlich habe ich Sie erwartet. Mit Ungeduld. Unter den Papieren können ja die wichtigsten Dokumente sein, die vielleicht die Entscheidung bedeuten."

„Gefunden haben Sie noch nichts?"

„Nein. Ich habe noch gar nicht gesucht."

Seine braunen Augen weiten sich in kindlichem Staunen. Mißbilligend schüttelt er den schmalen Kopf.

Lesende Frau.

Nach einem Aquarell von Bertha Meißner.

„Aber das begreife ich nicht."

„Lieber Doktor, ich wußte ja, daß Sie kommen. Warum dann sollte ich das ganze Zeug durchwühlen? Das ist doch Ihre Sache. Kommen Sie an die Arbeit! Aber einen Imbiß nehmen Sie vorher?"

„Sehr gütig, meine Gnädige!"

„Darf ich bitten?"

Sie führt ihn durch einen kleinen Salon in das Arbeitszimmer, wo auf dem breiten Schreibtisch ein Stoß Papiere sich türmt. Rechts daneben, auf der ausgezogenen Seitenplatte, locken Kaviarbrötchen, Schinkensemmeln, Rotwein und Rauchgerät.

Von einer dicken Zigarette ergreift Ottilie von Zöllnitz flammenden Besitz, atmet tief, läßt die ersten zwei feinen Rauchstrahlen aus feinschmeckerischen Nüstern entschweben und drängt den Gast nun mit vertraulicher Ungeduld. Das kurze Befremden ist von ihr gewichen, sowie sie ihn an ihrem Tisch weiß und bei seiner Arbeit.

„Essen Sie, lieber Freund, und greifen Sie zugleich in die Papiere!"

„Ich weiß doch nicht recht..."

Mit Wort und Blick und Händen zögert er unentschlossen zwischen rechts und links. Sie aber schiebt ihm lachend ein Kaviarbrötchen in den Mund und kommandiert wohlwollend:

„Nur nicht ängstlich, Doktorlein! Wenn wir auch auf einem Schlosse wohnen, wir sind Bauern und kennen keine Genierlichkeit. Ich habe keine Furcht, daß Sie mir Fettflecke in die Familienpapiere machen. Lassen Sie Ihre Rechte nicht wissen, was Ihre Linke tut!"

Nun freut sie sich, wie er mit beiden Händen gehorcht und den treuen Blick in die Dokumente vergräbt.

„Sie dürfen mich nicht für gleichgültig halten. Ich weiß, es geht um mein Lebensschicksal, und ich bin von Herzen neugierig, ob Sie mir nun endlich mal Klarheit geben werden. Mit Spitzfindigkeiten hin und her und heute so und morgen so haben Sie mich genug geplagt."

Da setzt Dr. Normanns Hand ruhig das Rotweinglas auf den Teller, die Linke klappt mit leichtem Schlag einen Brief zur Seite, und seine nachdrücklichen Worte klingen wie eine Erklärung vor Gericht:

„Bitte sehr, mein verehrtes gnädiges... meine gnädige Freundin, wenn ich so sagen darf! Ich habe Sie nie im unklaren gelassen und ihnen die verwickelte Lage stets mit voller Deutlichkeit beleuchtet, wie sie sich in jedem Stadium von neuem ergab. Ich wiederhole noch einmal: Nach allgemeinem Recht wären unzweifelhaft Sie die einzige Erbin. Denn Sie sind, als die Bruderstochter des vorverstorbenen Gatten der Erblasserin, dieser ja viel näher verwandt als Herr Helmut von Zöllnitz. Es sind nur die verzwickten Majoratsbestimmungen, die widerspruchsvollen Hausgesetze und alle die unklaren Familien-Verträge, die der gegnerische Anwalt immer ausgräbt, und die immer neu Verwirrung anrichten. Dann sind da noch die Briefe der Erblasserin an Ihren Herrn Vetter, in denen sie ihm schon vor Jahren die Erbschaft zugesichert hat. Denen widersprechen aber ihre wiederholten mündlichen und schriftlichen Erklärungen, die sie Ihnen und auch zu Ohren unserer lieben Frau Weber abgegeben hat. — Ich habe dann wohl noch Gelegenheit, sie zu begrüßen? — Doch all solche Erklärungen und Versprechungen sind kein gültiges Testament. Die Erblasserin scheint ihre Absicht, letztwillig zu verfügen, immer hinausgeschoben und nie ausgeführt zu haben. Aber wie ich Ihnen schon neulich sagte, und soweit ich jetzt die Lage überschaue, haben wir die allerbeste Hoffnung, daß wir den Prozeß gewinnen, auch wenn sich kein formelles Testament finden läßt. Finden wir es aber doch, vielleicht jetzt unter diesen Papieren, nun, dann ist aus der Wahrscheinlichkeit Gewißheit geworden. Dann brauchen Sie mich überhaupt nicht mehr. Ich wäre ja so glücklich, Ihnen als der anerkannten Herrin dieser schönen Besitzung huldigen zu dürfen!"

„Suchen Sie also, lieber Freund, suchen Sie! Denn wenn wir verlieren, dann muß ich genau so arm aus dem Hause gehen, wie ich vor vier Jahren hier eingezogen bin!"

„Oh, Herr von Zöllnitz ist immerhin ein Edelmann und würde Ihnen gewiß schon aus Familiensinn eine auskömmliche Rente..."

„Ich werde kein Almosen annehmen von einem, der mich um mein Eigentum bestiehlt! Zöllnitz gehört mir ganz, und Sie müssen dafür sorgen, daß ich es behalte. Mit oder ohne Testament. Ein so gescheiter Mensch wie Sie wird es doch verstehen, seinen, unsern Gegner zu überlisten! Meinethalben mit Schwindel und Betrug. Wozu sind Sie denn Anwalt?"

„Nun, zum Betrügen wohl nicht. Und das wird ja auch nicht nötig sein."

„Wie Sie's machen, ist mir gleich. Aber haben muß ich's. Ich mag nicht leben ohne Zöllnitz. — Mein lieber Freund, arbeiten Sie für mich!"

„Das tue ich ja und tue es so gern."

In fröhlichem Eifer überfliegt er ein Papier nach dem andern und legt es mit bedauernder Sorgfalt beiseite. Briefe sind es und Rechnungen, Kaufabschlüsse und Pachtverträge und andere gleichgültige Dokumente. Jetzt aber zuckt ein Papier in seiner Hand, mit freudigem Ruck wendet er sich der ungeduldigen Raucherin zu:

„Da, Ottilie!... gnädiges Fräulein Ottilie, wir haben gesiegt! Hier ist das eigenhändige Testament."

„Ja? Geben Sie!"

Aber schon hält seine rasche Bewegung ein. Die Linke läßt den steifen, mit großen Buchstaben beschriebenen Bogen auf die Tischplatte sinken, und der Zeigefinger der Rechten deutet auf eine Zeile:

„Herr Helmut von Zöllnitz ist Alleinerbe."

Schweres Schweigen liegt ein paar Atemzüge lang zwischen den beiden. Dann stößt Ottilie grimmig einen Rauchstrahl aus eingekniffenen Lippen und danach die Worte:

„Also bin ich arm und werde es bleiben."

Die grauen Augen hat sie gesenkt, muß sie aber alsbald wieder heben, weil sie den warmen braunen Blick des Freundes fühlt. Und den weichen Klang seiner Stimme vernimmt sie, ohne freilich im Schmerz ihrer Enttäuschung sogleich zu verstehen, was der liebe Mensch ihr sagt. Jetzt aber begreift sie. Sie soll nicht arm sein und sich keine Sorgen machen. Das will e r für sie tun! Sein Vermögen ist nicht groß. Aber die Anwaltspraxis geht gut, und nun wird er auch das glänzend bezahlte Syndikat annehmen, das ihm der Textilverband angeboten hat. Dann hat er reichlich genug für zwei, und es wird ihn so glücklich machen, mit ihr zu teilen!

Groß und ernst blicken ihm die grauen Augen unter dem weichen Madonnenscheitel entgegen.

„Ich danke Ihnen, mein Freund. Und es ist schön, daß Sie erst jetzt mir diesen Antrag machen, nachdem Sie mir dies Papier gezeigt. Aber es wäre mir doch lieber, ich wäre es, die mit Ihnen teilen könnte! Ganz Zöllnitz und was da alles dazugehört. Sie werden zugeben, mit Ihrer Praxis können Sie uns das nicht ersetzen!"

„Aber Sie wissen jetzt, daß ich Sie liebe."

„Drum eben möchte ich mein Glück mit Ihnen teilen! Und ist es — ist es denn schon verloren? Ich bin es, die dies Papier in Händen hat, und nicht mein Vetter. Wir — wir brauchen es ihm ja nicht zu zeigen!"

„Ja, wie denn? Ich weiß doch nicht, ob meine Pflicht..."

Ein helles Lachen spottet ihn an.

„So seid ihr Männer! Ihr springt ins Wasser für uns und geht durchs Feuer. Ihr würdet einen giftigen Drachen töten, wenn sich das heutzutage noch machen ließe. Aber einen beschriebenen Zettel zu zerreißen, dazu fehlt euch der Mut!"

„Es handelt sich nicht um den Mut. Es geht ums Recht!"

„Ach was! Um mein Glück geht es. Um unser Glück! Und was steht dem entgegen? Ein Fetzen Papier!"

Ohne Leidenschaft hat sie gesprochen, in kühler Überlegenheit. Mit gekräuselten Lippen faßt sie nach einer neuen Zigarette, dreht und knüllt mit ihren langen, schlanken Fingern aus dem verachteten Testamentsfetzen einen Fidibus zurecht und setzt ihn in Brand. Genießerisch entzündet sie das duftende Tabaksröllchen an der raschen Flamme, dann wirft sie die kleine lodernde Fackel in die flink geöffnete Ofentür.

„So, nun haben wir das Erbe! — Aber dergleichen Selbstverständlichkeiten sind wohl für das Gewissen eines Mannes zu schwer? Oder zu leicht und einfach?"

Ein wenig lächerlich ist die staunende Hilflosigkeit gewesen, mit der Dr. Konrad Normann ihrem unbekümmerten Tun zugeschaut hat, und das stimmt ihren heiteren Stolz seltsam verdrießlich. Unzufrieden wendet sie sich zur Tür.

„Ich will Sie nun nicht weiter in der Arbeit stören. Vielleicht können Sie bis zur Ankunft meines Vetters die Papiere schon bis zu Ende durchgesehen haben?"

„Das werde ich gern versuchen. Es wäre ja möglich, daß sich noch ein Schriftstück späteren Datums findet, das ausdrücklich zu Ihren Gunsten spricht."

Doch achselzuckend ist Ottilie von Zöllnitz gegangen, ohne noch recht auf seine Worte zu hören. Eine ingrimmige Beschämung hat sie ihm zurückgelassen.

Nichts als Ungeschick ist seine Korrektheit gewesen. Er ist ja nicht zum Richter bestellt oder gar zum Staatsanwalt. Er hat einfach die Interessen seiner Mandantin zu vertreten, den Vorteil der geliebten Freundin wahrzunehmen. — Aber das kleine räuberische Unrecht hat er sie selbst tun lassen, hat nicht den Mut gefunden, es ihr abzunehmen. Ist es etwa seine Aufgabe, das papierene Recht triumphieren zu lassen? Die Erblasserin hat ja ganz offenbar schon seit Jahren die feste Absicht gehabt, ihren letzten Willen zugunsten Ottiliens zu ändern. Nun, jetzt wird dieser Absicht Genüge getan. Doch nicht durch s e i n Verdienst! — Aber so etwas wird ihm nicht wieder geschehen. Es soll sich bewähren, was sie vorhin spottend gesprochen: Alles Schwere wird er künftig für sie tun. Durch jedes Feuer wird er für sie gehen. Und vor Mord und Diebstahl wird er nicht mehr zurückschrecken, da es nun mal keine Drachen mehr zu töten gibt. Aller Vorurteile weiß er sich nun ledig. All seine Kräfte, jedes Mittel, das sich bietet, wird er in den Dienst seines Glückes stellen. In den Dienst Ottiliens!

Jetzt erst weiß er, welch ein Glück die Liebe ist!

Und hartnäckig bohrt seine Aufmerksamkeit wieder in den Papieren.

*

Altenbach heißt die Station, bis zu der Helmut von Zöllnitz die Bahn hat benutzen können. Sie liegt noch auf Zöllnitzer Flur und nur zwei Kilometer von Gut und Schloß entfernt.

In wenigen Minuten bringt ihn das hellrote Auto über die Landstraße heran. Doch mit scharfem Blick findet er auf der kurzen Fahrt wiederholt Anlaß, den Kopf zu schütteln. An der kleinen Ziegelei dicht vorm Gut möchte er am liebsten gleich halten lassen und aussteigen. Aber da kann er ja am Nachmittag mal hineinschauen. Jetzt wird er erwartet, und er will nicht unhöflich sein. (Fortsetzung folgt.)

Links oben: Die Schauspielerin Sari Fedak im Strauß-feder-Halsschmuck. (Phot. Förster, Wien.)

Rechts oben: Die Schauspielerin Margarete Hruby mit schwarzem Federfächer. (Phot. Zimbler, Wien.)

Im Federschmuck

Links: Rotes Gazecape mit Schildhahnbordüre. (Phot. Edith Barakovich, Wien.) — Mitte: Smaragdgrünes Cape mit gleichfarbiger Schildhahngarnierung. Trägerin: Die Schauspielerin Hilde Wall. (Phot. Zimbler, Wien.) — Rechts: Paradiesreiher zu dunklem Samthut. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Hutmodell: Berteaux, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

(Siehe hierzu den Beitrag „Vogelfedern in der kommenden Mode“ auf Seite 187.)

L O V I S C O R I N T H.

Professor Lovis Corinth.
(Phot. E. Bieber, Berlin.)

Lovis Corinth ist tot. Gestorben, so meldet der Telegraph, im holländischen Badeort Zandvoort an den Folgen einer Lungenentzündung. Man gewöhnt sich schwer an den Gedanken, daß dieser Robusteste, Hartknochigste, Elementarste aus der Berliner Sezessionistenkorona, dieser Sinnenfreudigste, Lebensheißeste unter den deutschen Klassikern der neuzeitlichen Malerei nun doch noch früher als mancher schwächere Mitkämpfer von der Tafel des Lebens hat aufstehen müssen, an der er über sechs Jahrzehnte, breit, mit aufgestemmten Armen, sieghaft lachend, schaffend und genießend gesessen hat. Die deutsche Kunst der Gegenwart, und ganz speziell die Berliner Malerei, verliert mit dem Verschwinden dieses urwüchsigen Talents, in dessen Adern die Sinnlichkeit, Lebensgier und das Maltemperament eines Rubens, Jordaens, Hals schäumte, einen ihrer charaktervollsten Bahnbrecher und Repräsentanten. Darüber hinaus aber hat unsere Zeit in diesem Toten etwas Bedeutendes, Seltenes verloren: eine starke, ungebrochene, leidenschaftliche, ganz festgefügte Persönlichkeit. Wie dieser schwere, stiernackige Ostpreuße seinen Weg gegangen ist mitten durch eine unerhört aufgeregte, geschwätzige, neuerungs- und sensationssüchtige Zeit, mitten durch das Gestrüpp wild wuchernder Kunstmoden hindurch, wuchtig, bedächtig, klug und spöttisch-kritisch sich nach allen Richtungen umschauend, nie sein starkes Selbstbewußtsein verlierend, sich langsam hier und dort, daheim und in der Fremde equipierend, bis er sich plötzlich aufrichtet und just auf heißestem, schlüpfrigstem Boden, in Berlin, mit ungestümer wilder Kraft, herausfordernd breitbeinig sich hinstellt, Posto faßt und die schwarze Fahne seiner eigenen, ungestümen, ganz und gar unkonventionellen Malerei entfaltet, darin liegt etwas hinreißend Persönliches, überlegen Bewußtes, bezwingend Starkes, das selbst Widerstrebende unterjochen und mit suggestiver Gewalt die Bahn freimachen mußte zur richtigen Beurteilung und zum Genuß der selbstherrlich-neuen ungeschminkten Kunst, die dieser trotzig selbstbewußte Maler-Kondottiere darbot.

Man hat sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, Corinth als einen der Führer des neudeutschen Impressionismus zu betrachten. Berlin vor allem hat ihn als integrierenden Bestandteil seines eigenen, nordisch sezessionistischen Malstils neben Liebermann und Slevogt für sich reklamiert. Ist er nun in der Tat auch als Teilnehmer an dem heftigen Generalmarsch der Berliner Sezessionisten gegen die Malkonventionen Deutschlands aus dieser Malergruppe nicht wegzudenken, so darf doch heute nicht mehr übersehen werden, daß ihm der Impressionismus an sich durchaus kein alleinseligmachender Kunststil gewesen ist. Er nahm ihn vielmehr auf und hat ihn für sich verwertet, weil die Gelegenheiten zu stürmischem Draufgängertum, die er bot, seinem eigenen Temperament prachtvoll entgegenkamen. Genau so hat er sich in seinen letzten Lebensjahren dem neuen Stilevangelium, dem Expressionismus, gegenüber verhalten. Auch hier nahm er, was ihm als Kleid für seinen eigenen Körper paßte, hat es mühelos assimiliert und hat es den Bedürfnissen seines eigenen heißen Temperaments dienstbar gemacht. Eben das ist das Besondere, Ausschlaggebende in der Kunst dieses Modernen, daß sie kein Produkt von Stilanschauungen war (obwohl sie allzeit mitten im Strom des neuesten Stils zu stehen schien), sondern unmittelbar mit heftiger Selbstverständlichkeit aus dem heißen Blut einer kraftstrotzenden, herrischen Persönlichkeit herausgewachsen ist, die im Grunde nie einen anderen Stil gekannt hat als den souveränen eigenen.

Höchst bezeichnend für Corinth, wie er sich Zeit gelassen hat, zu diesem Stil zu kommen. Am 21. Juli 1858 in dem ostpreußischen Flecken Tapiau geboren, als Sohn eines Gerbermeisters, der altpreußischem Bauerngeschlecht entstammte, scheint er weit weg von allem, was Kunst ist, dies Leben zu betreten. Zufällig weckt ein befreundeter Zimmermann die Lust zum Zeichnen in ihm. Zäh hält er fest daran und setzt es durch, daß er nach mühevoller Erreichung des Einjährigen-Zeugnisses direkt von der verhaßten Schule weg die Königsberger Akademie besuchen darf, um Maler zu werden. Von dort geht es 1880 nach München, wo er vier Jahre bei Löfftz studiert, dann weiter über Antwerpen nach Paris auf die Akademie Julian und ins Atelier Bouguereaus. Im Jahre 1887 läßt er sich als Maler in Königsberg nieder, siedelt aber schon 1890 nach München über und bleibt hier zehn lange Jahre. 1900 vollzieht

Kreuzabnahme. (Original im Museum der bildenden Künste zu Leipzig.)

Die Grazien.
Links nebenstehend: Die Grablegung Christi.

Am Wasser, (Photographien v. Jos. Mühler)

Indianische Musikkapelle in Walpi.

Bei den Moki-Indianern in Neu-Mexiko.

Mit drei Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers.

Der „California Limited" hält mitten in dem Pueblodorf Laguna. Steigt man aus dem bequemen Pullman, so glaubt man sich sofort einige tausend Jahre, in die Zeit unserer prähistorischen Vorfahren, zurückversetzt. Die weltumstürzenden Fortschritte des weißen Mannes haben die primitive Lebensweise der hier hausenden Moki-Indianer kaum beeinflußt, und so bietet sich dem heutigen Reisenden der gleiche Anblick wie vor 400 Jahren, als die harten spanischen Konquistadore den alten Santafé-Pfad heruntergeritten kamen.

Die Pueblo-Architektur besitzt nicht das reich Ornamentale der Aztekenruinen von Mexiko. Gewöhnlich sind die mit Plattformen versehenen, einfachen Häuser vier bis fünf Stockwerke hoch und an das Nachbarhaus angebaut. In das Innere gelangt man mittels einer Leiter von der Plattform des niedrigsten Stockwerkes aus.

Decken webender Moki-Indianer in Oraibi.

Für den Künstler ist das etwas abseits auf einem Felsenplateau gelegene Pueblo Acoma von größtem Interesse. Man überblickt von hier, aus einer Höhe von 150 m, die Painted Desert („Gemalte Wüste"), die durch die fortwährend wechselnden Farbenerscheinungen berühmt ist. Von dieser burgartigen Ansiedlung aus haben einst die Bewohner mit den Mannen Coronados so manchen harten Strauß ausgefochten. Jedoch ist der Moki von heute friedlicher Gesinnung. Die Männer gehen in der Hauptsache auf die Jagd, sehen nach dem Nutzvieh oder bauen Häuser, während die Frauen für den Hausstand sorgen.

Das sonst so stille Acoma ist zur Zeit des „Schlangentanzes", in den späten Augusttagen, der Wallfahrtsort der umliegenden Pueblobewohner, die, zu dem Zwecke festlich gekleidet, eines Abends sich auf der weiten Plaza versammeln. Eine Schar von Musikanten mit Trommeln und Klappern hat auf der einen Seite Aufstellung genommen und singt langgezogene Klagelieder. Die Tropensonne wirft bereits lange Schatten über die Pueblos, und alles blickt gespannt nach der Richtung, aus der die Tänzer erwartet werden.

Indianerin in Pueblo Laguna.

Tom-tom-tom! ertönen dumpf die Trommeln, und ein rhythmisches Stampfen verkündet das Erscheinen der Antilopentänzer, fünfundzwanzig an der Zahl, barfüßig, den nackten Oberkörper mit kalkweißen Linien bemalt, eine schwarze Decke um die Lenden und Klappern in den Händen. Sie stellen sich zu beiden Seiten der Plaza in Linie auf. Die Trommeln werden lauter und geben mit dem Geklapper der Tänzer und dem Geheul der Zuschauer einen ohrenbetäubenden Spektakel.

Es ist dies die Vorbereitung des Einzuges der Schlangenpriester, die alsbald mit majestätischen Schritten und unter Ausstoßen wilder Schreie aus der bereits anbrechenden Dunkelheit herangezogen kommen. Die Haut grellrot bemalt und die Gesichter zu gräßlich schwarzen Fratzen entstellt, machen sie einen wahrhaft diabolischen Eindruck.

Aus großen Körben wird eine Unmenge von Schlangen in die Mitte des Platzes gehoben, die alsbald überall frei herumkriechen. Die feuerroten Körper der Priester winden sich im Takte der Musik, und geschickt tanzen die nackten Füße zwischen dem giftigen Gewürm, ohne es auch nur zu streifen. Der Tanz dauert einige Zeit, bis plötzlich der Oberpriester eine besonders große Klapperschlange hochhebt und mittlings in den Mund nimmt. Die Natter windet sich, zuckt mit beiden Enden und fährt mit dem Kopfe die unbedeckte Brust des Tänzers entlang. Alle anderen Priester folgen dem Beispiel, und jeder hält eine sich krümmende Schlange zwischen den Zähnen. Viermal wird im Kreise herumgetanzt, dann werfen sie die Schlangen wieder auf den Boden. — Da bricht plötzlich die Musik ab. — Mit feierlicher Gebärde schreitet der Oberpriester in die Mitte des Kreises und streut eine Handvoll Getreide auf den Sand. Die Schlangen werden eingesammelt und auf das Korn geworfen, damit sie die Regengottheit bewegen sollen, dem heißen, dürren Sommer durch ausgiebige Regengüsse ein Ende zu bereiten.

Die Musik setzt wieder mit großem Lärm ein. Im Gänsemarsch marschieren die Priester an den Schlangen vorbei, jeder erfaßt eine oder zwei und verschwindet mit dieser schauerlichen Bürde in der Dunkelheit der Nacht. Die Zeremonie ist aus. R. A. Loederer, Neuyork.

Vor den Toren der Großstadt: Rast in einem Gartenlokal. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

Vom alten Andersen. / Zu des Märchendichters 50. Todestag am 4. August. / Von Mathilde v. Leinburg.

H. C. Andersens Geburtshaus in Odense auf der dänischen Insel Fünen.

Villa „Rolighet" bei Kopenhagen, H. C. Andersens Sterbehaus.

Als mein Vater, Gottfried v. Leinburg, im Jahre 1871, vielgefeiert wegen seiner Tegnér- und Oehlenschläger-Übersetzungen, den skandinavischen Norden bereiste, wurde er in Kopenhagen auch von dem greisen Märchendichter Hans Christan Andersen besucht, der ihn bat, doch eine neue Ausgabe seiner Märchen in deutscher Sprache zu veranstalten, da keine der bisher erschienenen deutschen Übersetzungen seinen vollen Beifall finden könne. Mit Hilfe seiner ältesten Tochter Olga, die bei den Übersetzungsvorarbeiten fleißig mithalf, war es meinem Vater möglich, dem nahen Siebziger doch noch zu Lebzeiten die Freude zu machen, seine Märchen übersetzt zu wissen, „so, wie ich sie für meine dänischen Kinder erzählt haben möchte", mit welchen Worten Andersen diese Übersetzung dann dankbar begrüßte. Ein spärlicher, zuletzt nur noch diktierter Briefwechsel mit dem drei Jahre lang dahinsiechenden Schwerkranken folgte noch, aber schon am 4. August 1875 starb der weltbekannteste aller dänischen Dichter in der Villa „Rolighet" („Ruhe") bei Kopenhagen, in der der ganz schrullig gewordene einsame Junggeselle bei dem reichen Bankiersehepaar Melchior endlich ein Heim gefunden hatte.

Wie schwer Andersen zu behandeln war, schildert beispielsweise eine im Kopenhagener Freundeskreise überlieferte Anekdote: Auf einer seiner vielen Reisen speiste Andersen einmal in Begleitung eines Freundes in einem Gasthof. Zum Abendessen wurden Koteletts aufgetragen.

„Hurra, Hammelkoteletts!" begrüßte der Freund das Gericht. — „Es sind Kalbskoteletts", dämpfte Andersen.

„Das sind doch Hammelkoteletts, das sieht man doch auf den ersten Blick!"

„Hast du was gegen mich? Es sind doch Kalbskoteletts!"

„Aber, lieber Andersen, so sei doch vernünftig, es sind wirklich Hammel —"

„Du bist bös, du bist bös!" jammerte da Andersen, brach in Tränen aus, und schnitt somit, wie so oft in seinem Leben, jede weitere Erörterung ab.

In der Villa „Rolighet" verstand man es jedoch, dieses mimosenhaft-überempfindliche Gemüt der „guten Seele", wie Andersen schon als Jüngling von seinen Freunden genannt wurde, zu hegen und zu pflegen, und hier wußte man es auch, daß man einen wirklichen Dichter beherbergte. In dieser Erkenntnis hütete Frau Etatsrat Melchior nach Andersens Tode mit rührender Pietät alles, was je ihres berühmten Gastes Besitz gewesen war, und legte damit den Grundstock zu dem dänischen Andersen-Museum, das unter dem Namen „H. C. Andersens Haus" in Odense zum 103. Geburtstag des Dichters, am 2. April 1908, in Andersens Geburtshaus eröffnet worden ist. Dieses kleine Häuschen an der Ecke der Hans-Jensens-Gasse und Bangs Boder genügte freilich nicht, all die vielen Erinnerungen, namentlich die Andersens Weltruhm am anschaulichsten zeigenden Ausgaben seiner Werke in allen Sprachen unterzubringen; man mußte das Nachbarhaus dazukaufen, in dessen Hofe, der die beiden Gebäude miteinanderverbindet, man sinnig einen auf das „Fliedermütterchen" anspielenden großen Fliederstrauch pflanzte.

Noch manches aus Andersens Hab und Gut hat sich im Laufe der Jahre wieder hierher zurückgefunden: sein Federstiel, der nach Andersens Tode im Besitz von Edvard Grieg gewesen war, sein Federmesser, das Edvard Griegs Frau gehört hatte, sein Schaukelstuhl, von dem norwegischen Dichter Kielland wieder zurückgestellt, u. a. m. Daß sich bei jemandem, der, wie Andersen, nie im Leben etwas weggeworfen hat, viel ansammelt, darf man glauben. Hat Andersen doch zeitlebens auch jedes Bildchen, das ihm in einer illustrierten Zeitschrift gefiel, zierlich ausgeschnitten und womöglich irgendwie verwendet; entweder zu Bilderbüchern, die er für seine Lieblinge, die Kinder, selbst verfertigte, oder für den später berühmt gewordenen Ofenschirm aus ungehobeltem Holz, den er über und über mit phantastisch erzählenden Bildern beklebte. Sein dankbares Gemüt hob auch jede Blume, an die sich ihm im Leben irgendeine Erinnerung knüpfte, schön sorgfältig getrocknet und gepreßt, auf. So finden sich heute noch neben der betreffenden Stelle der ersten Ausgabe seines früher so vielgelesenen Romans „Der Improvisator" jene Blumen, die ihm in Paestum von dem „blinden Mädchen" geschenkt worden waren. — Neu dürfte es sein, daß Andersen eigentlich auch sozusagen als der Erfinder der Ansichtskarten angesehen werden kann. Ohne je im Zeichnen auch nur im mindesten ausgebildet worden zu sein, hatte sich Andersen von allem, was ihm gefiel, namentlich auf seinen häufigen Reisen, Federzeichnungen angefertigt, mit denen er sich und andere beglückte, und auf deren stetig anwachsende Menge er sehr stolz war. Von Andersens weitausgedehnten Reisen erzählen auch die Andenken, die er sich selbst mitbrachte: ein Stück Marmor vom Parthenon, Kork aus Setubal, ein Fächer aus Spanien, ein Rosenkranz aus Italien und vor allem seine vielen Reisetaschen. Und erst die süß-schmerzlichen Erinnerungen an des „häßlichen Entleins" unglückliche Lieben! Ewig aufbewahrt hat er einen ledernen Beutel seiner einstigen Jugendliebe, der braunäugigen Riborg Voigt, und die tiefste Leidenschaft seines verschwiegenen Herzens, die „schwedische Nachtigall" Jenny Lind, hat bis zu Andersens Tode in einer Büste des englischen Bildhauers Joseph Durham den Ehrenplatz auf des Dichters Schreibtisch beibehalten.

Rührend war Andersens Fürsorge für seine früh zur Witwe gewordene, arme alte Mutter, die er innigst liebte. Ein schönes Zeugnis des Menschen Andersen ist aber auch sein Testament: das bitterarme Schusterssöhnchen von Odense, nachmaliger Ehrenbürger der Stadt, hat die dortige Armenschule, der er sein erstes, viel später in Kopenhagen mühevoll ergänztes Wissen verdankte, mit einem Legat bedacht.

Die Hauptstadt der Insel Fünen hat ihrem größten Sohne, der sein Leben lang in seinem Herzen ein großes Kind geblieben war, ein Denkmal gesetzt mit der Schaffung des „H. C. Andersens Hauses"; Denkmäler Andersens aus Erz stehen in Kopenhagen und in — Chicago. Das unvergänglichste Denkmal hat sich der Märchendichter aber selbst gesetzt in den Kinderherzen der ganzen Welt.

H. C. Andersen auf dem Sterbebett. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.

LAXIN

die-eilige Johanna

Eine deutsche Plakettenkünstlerin.

Mit vier Abbildungen nach Plaketten von Else Fürst.

In unserer auf große Sensationen eingestellten Zeit haben es die Künstler auf dem Gebiet des Kleinen, noch dazu Unfarbigen, wie es die Plakette ist, schwer, sich zur Beachtung durchzuringen. Besonders wenn sie von der stillen und schlichten Art sind, wie die der Else Fürst, auf die wir hier einmal den Blick der Kunstfreunde lenken wollen. Ihre Plakettenkunst zeigt eine Stilart, die ihre Werke von denen ihrer deutschen Kollegen gleicher Überzeugung stärker unterscheidet als von denen der französischen Blütezeit der Plakettenkunst unter Roty, Chaplain, Vernier u. a. Auch sie gibt das Bild in ungemein melodischem und graziösem Linienschwung in nur zarter Erhebung von der Platte, zuweilen sogar in einer fließenden Form, die sich mit dem Grunde malerisch zur Einheit verschmilzt, wie bewegt aus ihm auftauchend, nicht fest umgrenzt davon abgesetzt. So die hier abgebildete Plakette der Schwester, der Geigenkünstlerin Helene Fürst, von 1912, so auch die „Schumann-Sonate“, die Helene Fürst bei Ausübung ihrer Kunst zeigt. Durch ihre romantische Stimmungskraft einerseits, durch einen stärkeren Zug zur intimen, ja scharfen Charakteristik andererseits, die bei Männerbildnissen, besonders wie dem des Schweizer Obersten Rüedi, aber auch der alten Frau d'Italia von 1913, der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm von 1916 mit dem habichtartigen Kopf eines alten Feldherrn (in der Plakettensammlung des Leipziger, des Kaiser-Friedrich-Museums und des Märkischen Museums zu Berlin) auch zu einer ganz anderen, rauher gekneteten Technik trotz flächenhafter Behandlung führt, unterscheidet sich die Kunst Else Fürsts von der ihrer französischen Vorgänger und — nicht bewußt und absichtlich, sondern aus ähnlicher Veranlagung heraus befolgten — Vorbilder.

Auch in der Arbeitsweise unterscheidet sich die Künstlerin von diesen und den deutschen Kollegen, indem sie meines Wissens die einzige Künstlerin ist, die die kleinste Form in Originalgröße modelliert, nicht vergrößert, so daß sie erst durch mechanische Reduktion hergestellt werden müßte. Dadurch kann vielleicht eine gewisse Präzision verlorengehen, andererseits aber auch eine frische Großzügigkeit selbst im kleinsten Format bewahrt werden, die die Reduktion leicht vermissen läßt, weil man bei Arbeiten in größerem Format schwer beurteilen kann, welche Striche und Linien mit dem Modellierhölzchen bei Verkleinerung ausdruckslos, also überflüssig werden.

Bei den Kinderplaketten spricht sich die mütterliche Anteilnahme und das Verständnis der Frau für die Kinderseele deutlich aus. Niemals aber läßt sich die Künstlerin zu einem künstlerisch nicht gebändigten Genre der Darstellung hinreißen. Der kleine Prinz von Schönaich-Carolath zum Beispiel (jetziger Stiefsohn Wilhelms II.) ist so genau berechnet in der Linienführung seines schlanken Figürchens und der Bewegung seines Händchens, das einen sich hungrig reckenden Hahn füttert, daß sie mit den Eichen (Namensandeutung), die stilisiert

Kind mit Katze.

Die Geigenkünstlerin Helene Fürst.

Schumann-Sonate.

Kinderbildnis.

das schmale hohe Rechteck umrahmen, und der Namensunterschrift in einem unlösbaren Rhythmus zusammenklingt. Ebenso das Geigenkind und das „Bilderbuch“ (im Museum zu Leipzig und angekauft vom Sächsischen Kunstverein in Dresden). Das hier abgebildete Kind mit Katze von 1912 zeigt noch eine Plakettenbehandlung, die mehr Verkleinerung eines Hochreliefs darstellt, was die Künstlerin später als nicht echten Plakettenstil vermied. Im Jahre 1915 arbeitete die Künstlerin im Auftrag des Direktors des Berliner Münzkabinetts für die Schaumünzenvereinigung die Plakette des Fliegers Immelmann, der Führerin der Frauenbewegung, Helene Lange, der Gründerin der Leipziger Volkskindergärten und Frauenhochschule, Henriette Goldschmidt, und die Genreplakette: Das Märchen von den Sterntalern. Die Immelmann-Plakette der zweiten Fassung von 1916 erwarb das Dresdner Münzkabinett, während das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin 1917 noch das feine Bildnis Ernst Herters der 1913 erworbenen Plakette „Gabriele“ und der Dohmplakette hinzufügte, wozu 1920 sich noch die Plakette „Schumann-Sonate“ gesellte. Auch in der größten Berliner Privatsammlung von Elkan ist Else Fürst mit etwa zehn Plaketten vertreten.

Die Künstlerin hat, ebenfalls gleich ihren französischen Vorgängern, die Plakette auch kunstgewerblich ausgewertet. Schon 1901 entstand ein silberner Handspiegel „Schwertlilien“, abgebildet im „Kunstgewerbe fürs Haus“ 1903, 1913 eine Medaille, die der Berliner Studentinnenverein als Abzeichen trägt, und 1920 sehr reizvolle silberne Anhängerplaketten und eine Schützenmedaille mit einer Telldarstellung.

Von größeren Reliefwerken seien nur ein Bildnisrelief für einen Stadtbrunnen in Sorau und die beiden Reliefs des Prinzen und der Prinzessin von Schönaich-Carolath (jetzigen Gattin Wilhelms II.) 1920 erwähnt.

Wie die meisten Jungen, begann die Künstlerin 1901 ihre Laufbahn in noch unreifer Überschätzung ihres Könnens mit Großplastik, die ihr aber nicht den erwünschten Erfolg brachte. Jetzt beschränkt sie sich weise in der Rundplastik auf Zierkunstentwürfe für Bronze, Porzellan, Goldbronze, Elfenbein und farbigen Marmor, wozu die Anmut ihrer Erfindungen sehr geeignet ist. Eine ganze Anzahl Firmen sind ihre regelmäßigen Besteller, und trotz der schwindelnd hohen Preise, die die Materialien und Arbeitslöhne der Ausführung dieser Figürchen und Gruppen der Kleinplastik verursachen, finden sie reißenden Absatz. Genannt seien unter vielen: die Bronzegruppe „Der Raub auf einem Elch“ von 1908, die anmutsvolle Gitarrespielerin, „Romanze“ betitelt, in Goldbronze und Elfenbein, 1911, ebenso die Kranzbinderin 1921/22 bei Gladenbeck, Berlin, das knospenhafte Jungmädchen, „An der Schwelle des Lebens“, das in Marmor und in Bronze in den Werkstätten von Lauchhammer Ausführung fand. Künstlerisch den Plaketten gleichstehend ist eine Porträtstatuette in Bronze eines Herrn in Tracht des Tropenjägers, das erlegte Tier zu seinen Füßen, von 1913, in Leipziger Privatbesitz.

Die in ihrem sprühenden Temperament noch immer jugendlich erscheinende Künstlerin erblickte am 23. Juni 1873 in Leipzig das Licht der Welt, hat also schon ein halbes Jahrhundert durchschritten. Die Modellierstunden beim guten alten Lehrer Mühlbach in der alten Thomasschule wurden nach Übersiedelung nach Berlin durch Adolf Jahn fortgesetzt, der zuerst die künstlerischen Saiten in der Seele der Anfängerin zum Erklingen brachte. Einige Monate in Paris, wo sie Akt zeichnete und modellierte, vor allem aber die vertiefenden Eindrücke von Kunst und Natur der Seinestadt empfing, und zwei Jahre als Meisterschülerin bei Hermann Hausmann in Berlin vollendeten die Ausbildung. Nach einer Reise nach London wurde 1899 ein lichter Raum hoch oben in einem Gartengebäude am Kurfürstendamm das stille Gehege für eine unermüdlich strebende Künstlerseele, der die Zeit die Anerkennung für ihre Leistung auf begrenztem, aber doch vollbeherrschtem Gebiet nicht versagte. Der Name Else Fürst wird in der Plakettenkunst neben den größten männlichen Vertretern dieses Faches mit Ehren bestehen für alle Zeit.

Dr. H. Heyne.

Der Besuch.

Skizze von Grete Massé.

Albin Grahl blieb auf seinem Wege stehen und sah der sinkenden Sonne zu. Die Hälfte des Himmels lohte noch in feurigem Brand, doch nach Westen hin begann ein gleichmäßiges Aschgrau die Wölbung zu überziehen, dessen aufgerollte Ränder das edle Gelb der Teerosen zeigten. Jeden Abend, wenn er heimwärts schritt, stand er so und blickte in das glühende Farbenspiel. Das unerhörte Wunder des niedergehenden, entfliehenden Tagesgestirns ward ihm nichts Gewohntes. Er sah es immer wieder mit erregtem und aufgeschlossenem Herzen und empfänglichen Augen, und er dachte daran, wie er Jahr um Jahr nur auf der Bühne den Sonnenuntergang bengalischer Beleuchtung über gemalten Fluren und gekleckten Hügeln zu Gesicht bekommen, in deren Leinwand man, wenn man wollte, mit gespießtem Zeigefinger ein klaffendes Loch stoßen konnte, ohne daß man mehr als fünf Schritte zu tun brauchte.

Dann ging er langsam weiter, den Purpurbrand des Sonnenuntergangs hinter sich lassend, und schritt, ohne noch einmal Rast zu machen, seinem Hause zu. Er wußte, Lola wartete mit der Abendmahlzeit auf ihn. Sie wartete in der hölzernen Veranda, die schmalen braunen Hände auf das Gitter gestützt, im weißen Leinenkleide, das ihren Nacken freiließ, über dem das Nest ihrer schwarzen geflochtenen Zöpfe von goldenen Nadeln gehalten wurde. Sie war seine einzige Gefährtin und die einzige Erinnerung an seine Bühnenlaufbahn. Als er diese abgeschlossen hatte, in scheinbar jähem und launischem Entschluß (in Wahrheit war es doch so gewesen, daß im Laufe der Jahre heimlich Wellchen auf Wellchen zusammengeflossen, bis der Strom so stark war, daß er auf einmal mächtig alle Dämme der Vernunft und Gewohnheit niederriß), als er die Bühne und die Großstadt verlassen, hatte er alles von sich gewiesen, was von dort kam. Er verbat sich Briefe und Zeitungen und Besuche von Kollegen. „Ich schaffe mir zwei mächtige Doggen an und erziehe sie mir“, drohte er. „Sie werden dressiert, mir alles vom Hofe zu jagen, was jemals die Fingerspitzen in einem Schminktopf gehabt hat und mit den Ärmeln an Kulissen vorübergestreift ist.“

Nun hatte er wirklich vier Jahre mit Lola in der Wald- und Wieseneinsamkeit verlebt, ohne daß seine Doggen nötig gehabt hätten, die Wunder seiner Dressur zu zeigen, ohne daß Briefe oder Zeitungen kamen, ausgenommen das harmlose Blättchen des nächsten Kreisstädtchens, über dem einem vor Langerweile die Augen zufallen konnten. Scheinbar vermißte ihn die Welt dort draußen so wenig, wie er sie vermißte. Er hatte nur ein Verwundern darüber, doch keinen Schmerz. Der Gutsherr Albin Grahl hatte nichts mehr mit dem Theater zu schaffen.

Grahl war nun bei seiner Wanderung an eine Wegkreuzung gekommen, von der aus er sein Haus erschauen konnte. Sein Blick suchte zuerst, wie er es gewohnt geworden in den vier Jahren der Landeinsamkeit, die hölzerne Veranda. Sie war leer. Wo ist Lola? dachte Grahl. Was ist mit ihr? Bekommt sie Launen? Sie war doch sonst verläßlich.

Er ging rascher, plötzlich beflügelt von einer inneren Unruhe. Auch als sein Schritt im Hofe erklang, zeigte sich Lola nicht. Als er die Stufen zur Veranda emporstieg, blieb er verdutzt stehen. Drinnen sprach man. Eine fremde Stimme sprach Verse. Sein geschultes Ohr erkannte sofort den Berufsschauspieler. Wo waren die Doggen? Wo war Lola, den Eindringling mit zürnender Gebärde fortzuweisen von der Schwelle Albin Grahls?

Er überquerte die Veranda, um zur Tür zu gelangen. Da sah er durch die Glasscheiben Lola und einen Fremden, der stand, sprach, gestikulierte und ihm den Rücken zuwandte. Lola saß regundslos mit gesenkten Wimpern. Ihr Antlitz war das einer inbrünstig Lauschenden. Sie trank die Musik der Verse in sich ein,

wie ein Durstiger nach weiter Wanderung im Sonnenbrand am Brunnen die erste Handvoll frischen Wassers trinkt. Ihr bräunlicher Teint hatte die Farbe der Freude und Erregung. Ihre Lippen sahen so jung aus, so schimmernd, so rot.

Grahl stieß die Tür auf und trat heftig ein.

Lola sprang sofort erschrocken auf und umfaßte beschwörend seine Hand.

„Es ist Wolf Lucius. Er hat mir doch damals mein erstes Engagement an der Weimarer Bühne verschafft. Das vergißt unsereins nicht. Ich konnte ihn nicht fortweisen ...“

Der Rezitierende hatte mitten im Wort abgebrochen und sich umgewandt.

„Servus, Grahl!“ sagte er ruhig. „Laß dich anschauen, wie du dich ausnimmst in der Rolle als Landmann und Bauer.“

Grahl schlug die Fingernägel in die Schulter des Schauspielers, daß es diesen dünkte, die Pranke eines Löwen wuchte auf seinem Rocke.

„Spielst du den Ahnungslosen, Lucius? Ich weiß nicht, ob du dabeigewesen bist, als ich nach meinem letzten Auftreten sagte, daß ich niemanden von euch jemals haben will, wo ich mich anbaue. Aber erzählt ist dir's bestimmt worden. Du weißt ganz genau, daß ich gesagt habe, ich würde die Hunde auf den hetzen, der meinen Gutshof betritt.“

„Theaterdonner!“ antwortete Lucius gleichmütig. „Er grollt, aber er hat keinen Blitz, der einschlägt. Ich habe einen Bärenhunger. Sei kein Barbar.“

Die Tür öffnete sich. Die Magd erschien und erbat von dem Fräulein den Schlüssel zum Wäscheschrank, um ein Bett für den Gast zu überziehen.

Grahl nahm den Schrankschlüssel aus Lolas Hand und steckte ihn in die Tasche seiner Joppe.

„Ich will kein Unmensch sein, Lucius! Am Nachtmahl kannst du teilnehmen! Aber logieren tust du hier nicht. Das schlagt euch aus dem Kopf. Beide!“

Während sie auf der Veranda zu dreien aßen und tranken, sank die Sonne gänzlich. Der Himmel nahm die Farbe bläulichen Eisens an. Sterne kamen, blaß und unsicher zitternd und flimmernd. Schatten sanken auf das Land.

Grahl hatte sich eine Zigarre angezündet und sich auf der Veranda ein wenig abseits in einen Korbsessel gesetzt. Er schwieg, und auch Lola schwieg. Aber Lucius sprach in der Dunkelheit. Dann und wann glomm in dem Dunkel das feurige Pünktchen seiner Zigarette auf. Manchmal kam sein Lachen durch die Nacht, hell, melodisch, das ihm auf der Bühne die Herzen aller Zuhörerinnen gewann. Lucius sprach nur vom Theater. Natürlich! Gab es für ihn etwas anderes als die Scheinwelt auf den staubigen Bretterplanken des wunderlichen Schiffes, das Sturm und Donner und Brausen und Meeresstille kennt, ohne je den Leib auf einer Welle geschaukelt zu haben. Namen klangen an das Ohr der beiden Lauschenden, die ihnen im Laufe der Jahre hinabgesunken waren ins Vergessen; Szenen wurden erzählt, die der Komödie oder Tragödie entnommen zu sein schienen, Geschichten aus dem Bühnenleben, aus der Presse, aus dem Großstadtjubel und -trubel.

„Es ist genug!“ sagte Grahl plötzlich. „Was du da erzählst, meinst du, mir läute es in den Ohren lieblich wie Vinetaglocken? Ich hab' siebenundzwanzig Jahre in dem Sumpf gestanden, bis ich ihn unter mich gestampft. Laß den Kulissenklatsch jenseits unserer Grenzen. Wenn du jetzt gehst, bekommst du auf der Station noch den letzten Zug.“

Lucius war fort und doch nicht fort. Tagsüber war ja alles wie sonst. Albin hatte seine Arbeit in Hof und Feld, Lola die ihre im Stall und im Hause. Aber wenn sich der Abend senkte über den Gutshof und Lola und Grahl beisammensaßen, trat aus diesem oder jenem Winkel Lucius hervor, ein Lucius, der sich von der Wirklichkeit unterschied und gleichsam zur Idealgestalt der Schauspielkunst geworden. Oh, wie seine Augen leuchteten, wie lebendig sein Mienenspiel war, wie ausdrucksvoll jede Gebärde und sein Antlitz wie eine Landschaft, über die Wolken oder strahlende Sonne unaufhörlich eine wechselnde Beleuchtung zauberten! Und Lucius lachte, Lucius sprach, Lucius lockte. Wie Feuerfunken ging es von ihm aus, wie Atem der Leidenschaft, wie klirrender Haß, wie Gluthauch der Liebe.

Albin Grahl sah, wie Lolas stille Augen Glanz bekamen, wie ihr Mund blühte, genau wie in jener Abendstunde, in der er sie mit Lucius überrascht und sie mit geschlossenen Augen, einer Verdurstenden gleich, die lang entbehrte Musik der Verse in sich eingetrunken. Er sah, wie ihre Lippen sich bewegten, als begönnen auch sie Bruchstücke einer Rolle zu murmeln, wie an ihrer Haltung, an ihrer Gestalt und ihren Gesichtszügen die Wandlung zu modellieren begann, die einsetzt, wenn sich der Schauspieler zur Figur des Dichters verändert.

„Lola,“ sagte schließlich Grahl, „hast du alles schon vergessen? Weißt du nicht mehr, wie das zwischen den Kulissen zischelt und raunt, hetzt und verhetzt? Wie sich das aufbläht vor Eitelkeit, prahlt und lügt, schikaniert und höhnt? Weißt du nicht mehr, wie die Cantinelli so lange intrigiert und gewühlt, bis sie dir die Rolle weggeschnappt hatte, die erste große Rolle, die du spielen solltest? Weißt du nicht mehr, wie ich dich am Brückengeländer fand, bereit, dich vor Verzweiflung in den Fluß zu werfen, als die Presse deine Leistung vom Abend vorher verrissen, obwohl du an dein Spiel hingegeben hattest, was du nur an Blut und Nerven und Sinnen und Seele zu geben vermochtest. Weißt du nicht mehr, daß wir Freiwild sind, ausgeliefert jedem, der uns beutelüstern nachspürt, daß sie uns nachschnüffeln, wie wir wohnen und lieben, leben und träumen, leiden und lächeln?“

„Du hast recht, Grahl“, sagte Lola leise. „Ich habe es nicht vergessen.“

„Denke daran, daß der Ekel dich und mich gewürgt. Daß in unseren Gehirnen schließlich kein anderer Gedanke hämmerte als der: ‚Heraus aus dem Plunder!‘ Denke daran, wie wir jauchzten, als uns hier der Wagen von der Station holte und wir das erste Feld vor unseren Augen liegen sahen, reif und gelb, mit schönen, dunkelblauen Blumen dazwischen, als wir die erste Lerche hörten, den ersten freien Wind einatmeten ...“

Lola schwieg.

„Sieh dort hinaus“, sagte Grahl und deutete auf das Fenster. „Sieh den blauen Duft des Abends über unserem Land! Spür', wie es atmet und sich senkt und hebt in diesem Abendtraum wie die Brust eines Schlummernden. Der Wind bringt den Geruch des Ackers mit und sogar ein wenig vom Salzhauch des fernen Meeres. Bald geht der Mond auf. Dann liegt es noch unwirklicher, noch geheimnisvoller unter dem kühlen Silberlicht, daß es uns ist, als wären wir auf einem fremden Stern.“

Lola schwieg.

Grahl seufzte, stand auf und legte die Hand auf ihr schwarzes Haar. „Sage mir, mein Kind, sind wir hier nicht glücklich gewesen, tiefsten Friedens voll, vier lange, ruhige Jahre hindurch?“

„Ja, Grahl“, antwortete Lola ernst. „Wir sind sehr glücklich gewesen.“

Am andern Morgen fand Grahl ein Briefblatt, bedeckt mit Lolas Schrift. Er las:

„Verzeih! Ich habe dagegen gekämpft, aber ich kann nicht mehr kämpfen. Alles, was ich versunken geglaubt, wurde wieder wach, als Lucius sprach. Du weißt es, daß Lucius jeden Abend in der Stille wiederkommt! Du weißt, daß Lucius ruft und lockt! Ach, Lucius war nur ein Gaukelbild, weniger — war nur ein Begriff! Die Bühne ist es, die Bühne, die Bühne, die mich ruft und lockt — und dich! Ich kann nicht anders! Ich werfe mich ihr entgegen, wie der Schwimmer dem Strom, der nicht weiß, ob er ihn tragen wird oder niederreißen. Heute gehe ich — aber, Grahl, ich kenne dich, kenne dich besser als meines eigenen Herzens Schlag — morgen oder übermorgen oder wenn der Sommer gegangen, dann kommst du mir nach!"

Aus Wissenschaft und Technik.

Eine Expedition nach dem zweithöchsten Berg Nordamerikas. Auf unseren Karten und in unseren Nachschlagewerken finden wir als zweithöchsten Berg Nordamerikas den Mount Logan mit einer Höhe von 5956 m angegeben. Er liegt scheinbar ganz nahe der Küste des Stillen Ozeans, fast am südlichen Ende der geraden, nordsüdlich verlaufenden Linie, welche die Grenze zwischen Kanada und Alaska bezeichnet, noch auf kanadischem Gebiet. Wenn man seine Lage auf unseren Karten betrachtet und dazu die auf das Meter genau angegebene Höhe liest, ist man überzeugt, daß dieser Teil Nordamerikas, der auch den weit berühmteren Nachbarberg, den Eliasberg, enthält, recht gut bekannt sein müsse. Aber weit gefehlt! Ein wildes, stark vergletschertes, vollkommen unbewohntes Hochgebirgsland mit außerordentlich unwirtlichem, sehr niederschlagsreichem Klima, sind diese „Eliasalpen" erst sehr ungenügend erforscht, obgleich man vom Meere aus ihre Gletschergipfel aufsteigen sieht. Als es im Jahre 1897 dem italienischen Königssohne, dem Prinzen Ludwig von Savoyen, mit Hilfe ausgewählter Alpenbergführer gelang, den dem Meere nähergelegenen, 5486 m hohen Eliasberg zu besteigen, da erntete er, was Geologen und Geographen der Vereinigten Staaten in mehrjähriger, mühevoller Aufklärungs- und Pionierarbeit vorbereitet hatten. Auf dieser in erster Linie alpinistischen italienischen Expedition, die dank der wundervollen photographischen Aufnahmen der Gipfel und Gletscher durch einen Vittorio Sella auch bleibende wissenschaftliche Werte mit heimbrachte, wurde der Mount Logan zum ersten Male gesehen und photographiert. Daß er etwa 500 m höher ist als der Eliasberg und somit der höchste Berg Kanadas, erkannte man aber erst 1913, als bei der Festlegung der Grenze zwischen Kanada und Alaska eine genauere Vermessung vorgenommen wurde. Wenn nun in diesem Jahre die Bezwingung des Logangipfels gelingen sollte, so würde damit eine bergsteigerische Leistung vollbracht werden, die sich der Bezwingung des Mount Everest im Himalaja sehr wohl an die Seite stellen könnte. Zwar erscheint die Höhe des Logan gegenüber der des Everest nur unbedeutend, beträgt doch der Höhenunterschied fast 3000 m (5956 gegen 8880 m). Dafür ist aber der Anmarsch zum Gipfel um so schwieriger. Er kann nicht direkt von Süden, etwa von der nahen Yakutatbai aus, erfolgen, sondern muß weit von Norden her ausholen. Die Expedition ist so gedacht, daß von dem kleinen alaskanischen Hafen Cordova aus die den Tälern des Kupfer- und dann des Chittynaflusses folgende Eisenbahn bis zu ihrem Endpunkte benutzt wird. Dann sind im Chittynatale aufwärts etwa 130 km bis zum unteren Ende des Logangletschers zurückzulegen. Nun erst beginnen die eigentlichen Schwierigkeiten: der Logangletscher, der in seiner ganzen Ausdehnung überwunden werden muß, ist über 80 km lang! An seinem oberen Ende soll am Fuße des prächtigen „Königs-Eisfalles" in 2800 m Seehöhe das eigentliche Standquartier der Expedition angelegt werden, von dem aus bis zum Gipfel immer noch 26 bis 27 km in Luftlinie auf gewiß großenteils sehr schwierigem Gelände, meist über Eis, zurückgelegt werden müssen. Wenn man außerdem berücksichtigt, daß der Nebel die Eiswanderer häufig zum Stilliegen zwingen wird, so erkennt man, daß an ihre Ausdauer und Widerstandsfähigkeit außergewöhnlich harte Ansprüche gestellt werden. Eine Vorexpedition ist bereits im zeitigen Frühjahr aufgebrochen, um die für die Hauptexpedition erforderlichen Depots anzulegen. Am 2. Mai ist der Haupttrupp von Seattle nach Cordova abgefahren. Die Rückkehr soll im August erfolgen. Das ganze Unternehmen ist vom Kanadischen Alpenklub organisiert; Leiter der Expedition ist A. H. Mac Carthy, der das Gelände schon im vergangenen Jahre erkundet hat.

Dr. W. Gerbing.

Ameisen als Feinde des Menschen. Die Ameisen sind nicht nur biologisch von größtem Interesse, sondern auch in vielen Arten praktisch wichtig. Abgesehen von dem Nutzen, den sie als nicht unwesentliche Faktoren der biologischen Selbstreinigung des Bodens bringen, werden manche Vertreter unter ihnen zu unter Umständen sehr unangenehmen, ja gefährlichen Feinden des Menschen. So sind z. B. die Treiberameisen in Afrika und Amerika in der Lage, großen Sachschaden anzurichten, wenn sie auf ihren Wanderungen in menschliche Behausungen eindringen. Nahen diese Tiere, so muß der Mensch mit allem, was er retten will, flüchten. Schon einheimische Arten, wie die Gebirgsbewohnerin Myrmica rubida, können schmerzhaft stechen oder beißen. Von der soeben genannten Ameise gibt der bekannte Forscher Forel an, sie steche so heftig wie eine Wespe. Die gefährlichsten Stecher gibt es aber in den Tropen. Schomburg schildert, wie ihn eine amerikanische Art (Paroponcra clavata) in den Daumen gestochen und der Stich brennende, schneidende Schmerzen verursacht habe, die sich dem ganzen Körper mitteilten. In Baumwollfeldern von Texas lebt eine Art, durch deren Stich ein Mensch in der Regel ohnmächtig wird oder mindestens Schwindelanfälle bekommt. Wieder andere Ameisen stürzen sich auf brütendes Hausgeflügel und verhindern das Brutgeschäft. Das Ameisengift ist ein Eiweißstoff, dessen Bestandteile man noch nicht kennt. Die bekannte Ameisensäure allein erklärt die Vergiftungserscheinungen nach dem Bisse jedenfalls nicht. Auch in hygienischer Beziehung können Ameisen gefährlich werden. So kommen Hausameisen gelegentlich massenhaft in Krankenhäusern vor, wo sie Krankheitserreger auf Speisen übertragen und z. B. Infektionen mit Typhusbazillen verursachen. Auch Pestbazillen sollen sie, indem sie pestkranke Ratten (in

Indien) fressen, übertragen. Andererseits fallen einheimische Hausameisen durch ihre Vorliebe für menschliche Nahrungsmittel lästig. Die weitverbreitete Rasenameise (Tetramorium caespitum) fällt über Fette, Zucker u. a. her. Die wohl ursprünglich aus Indien eingeschleppte Pharao-Ameise, ein kleines, bernsteinfarbenes Tier, hat sich in Häusern angesiedelt, wo sie ihre Nester in den Mauern anlegt. Manchmal treten die Tiere in solchen Massen auf, daß Häuser unbewohnbar werden. Sie fressen ebenfalls Vorräte und können außerdem empfindlich stechen. In Deutschland ist diese Ameise gerade in letzter Zeit stellenweise in Riesenscharen aufgetreten. Die Holzameise (Lasius tuliginosus) zerfrißt Gebälk und Möbel, besonders solche, in denen schon Bohrkäfer gearbeitet haben. Die sog. Argentinische Ameise (Tridomyrmex humilis), die an alles Genießbare herangeht, ist im Begriff, sich immer weiter auszubreiten. Sie hat sich schon weite Länderstrecken erobert und kann eines Tages genau so gut wie die obengenannte Pharao-Ameise in Deutschland dauernd heimisch werden. Die Bekämpfung der Hausameisen gestaltet sich meist sehr schwierig, weil ihren Nestern nur schwer beizukommen ist.

v. L.

Für die Frauenwelt.

Nach den goldenen Schuhen kommen jetzt die Strümpfe mit goldenen Maschen. Sie sind nicht so auffallend, wie man das im ersten Augenblick glauben könnte. Das feine Gewebe bringt hübsche Farbentöne auf die Beine, und die Haut scheint sich in sanftem Glanz zu heben. Der goldene Strumpf ist durchsichtiger als der Seidenstrumpf und ziemlich wirkungsvoll. Ob er auch haltbar ist? Ach, welcher Strumpf ist das heutzutage!

Die neuen Handschuhe sind aus feinem, weichem Leder und umschließen die Hand so eng, daß man das pulsierende Leben darunter noch deutlich erkennen kann. Helle Handschuhe mit Musketiermanschetten in abweichenden Farben oder Aufschlägen, die durchbrochen, in Blattform ausgeschnitten, perforiert, mit Rüschen oder Volants versehen werden, sind das Modernste, was auf diesem Gebiet augenblicklich hergestellt wird.

Vogelfedern in der kommenden Mode. Die Federn des Paradiesvogels und des Straußes haben sich von jeher großer Beliebtheit bei den Frauen erfreut. Neuerdings wird die Straußfeder besonders als Schmuck des Kopfes und des Halses bevorzugt. Vor allem bei großen Gelegenheiten soll sie in mannigfachen Arrangements den Kopf zieren. Da die Farben der Saison sich vorzugsweise in roten und rosa Nuancen bewegen, ist dieser Kopfputz hauptsächlich für dunkle Frauen geeignet. Freilich paßt er nur zu Toiletten, die einfach in der Linienführung sind, weil sonst leicht ein grotesker Effekt zustande kommen kann. Weniger gefährlich ist in dieser Hinsicht die Halsgarnierung mit Straußfedern, die, in Bordüren arrangiert, durch die Feinheit der modernen Pastellfarben sehr wirksam ist. Eine sehr schmeichlerische Folie zu Frauenschönheit bildet auch die langhaarige Federnrüsche, die man von vorn nach hinten wirft. Hier und da finden sich ferner auf grellfarbenen Kleidern kleine Federn-Rosen, in die man einen Brillanten oder eine Perle einfügt. Natürlich darf dann dazu nicht ein enormes gen Himmel strebendes Federnarrangement auf dem Haupte getragen werden, sondern man breitet wie ein Bandeau ein Federband um den Kopf und läßt das kurze Haar nur ahnen, ohne es sichtbar werden zu lassen. Die große Mode in diesem Jahr ist aber der Schild- oder Spielhahn, das Männchen des Birkhuhns, der, in den schönsten Farben gefärbt, der erkorene Liebling der Damen wurde. Seine Federn werden den pastellfarbenen Stoffen zugefärbt und in breiten Bordüren zum Beispiel um ein duftiges rotes Gazecape gelegt, oder sie garnieren einen lila Gazerock, der als Kostüm einer Schönheit auf der Operettenbühne gedacht ist; nicht selten aber kommt Schildhahn als Kopfputz vor, wenn es gilt, dadurch den Eindruck eines effektvollen Kostüms noch zu erhöhen. Besonders wirksam zeigen sich Schildhahnbordüren, die in auffallenden Farben gearbeitet werden; das Smaragdgrün der Federn an einem Crêpe-mongol-Cape gibt ein ganz außerordentliches Bild.

Claire Patek, Wien.

Ein neuer Talisman. Er ist klein und vermöchte ganz unbemerkt zu bleiben, obwohl die Stelle, an der er angebracht wird, von aller Welt gesehen werden kann. Es handelt sich um sterilisierte Marienwürmchen, die kleinen Herrgottskäfer, die die Damen auf den Revers ihrer Jacke oder auf die Schulter nähen lassen.

In unserem Verlage erschienen:

H. A. KORFF

GEIST DER GOETHEZEIT

Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte.

Erster Teil: Sturm und Drang.

Broschiert 7.50 RM, Halbleinen 8.50 RM.

„. . . . eine der bedeutendsten neueren Erscheinungen über den großen Gegenstand . . .“ Bund.

„Den Reichtum von Korffs Buch auszuschöpfen, ist unmöglich; es kann nur zu eigener Lektüre nachdrücklich ermahnt werden . .“ Hannoverscher Kurier.

„. . . . eine tiefschürfende gewaltige Leistung“. Frankfurter Zeitung.

„Wir haben es hier unzweifelhaft mit einem Standardwerk der Literaturgeschichte zu tun“. Die schöne Literatur.

„. . . Der Bedeutung und inneren Lebendigkeit des Korffschen Werkes ist eine Wirkung über die Fachwissenschaft hinaus auf weitere Kreise der Bildung zu wünschen“. Vossische Zeitung.

Band 2 soll im Jahre 1926 erscheinen.

HUMANISMUS UND ROMANTIK

Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes.

Fünf Vorträge über Literaturgeschichte.

In Halbleinen gebunden 3.20 RM.

„. . . . Ein klarer und unbestechlicher Führer . . .“ Weser-Zeitung.

„. . . . Schon diesen wenigen kurzen Andeutungen ist zu entnehmen, welche entscheidende Bedeutung der an Umfang so kleinen, an tiefen Gedanken so reichen Schrift Korffs zukommt. Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden“. Deutsche Allgemeine Zeitung.

Soeben erschien:

DIE LEBENSIDEE GOETHES

In Leinen gebunden 6.50 RM, broschiert 4.50 RM.

Das Buch enthält die nachfolgenden fünf Vorträge, von denen die letzten drei zum ersten Male gedruckt erscheinen, die ersten beiden aus einem vergriffenen Buche des Verfassers neu aufgelegt wurden:

Goethe und der Sinn seines Lebens; Der Geist des Westöstlichen Divans; Das klassische Humanitätsideal; Die Entwicklung der Faustidee; Die Lebensidee Goethes.

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LUSTSPIELS

Von Karl Holl,

Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.

Mit 100 Abbildungen. Halbleinen 13.50 RM.

„. . . . wird die größte Befriedigung hervorrufen, und zwar nicht nur bei der sogenannten engeren Fachwelt, welche die ebenso glänzende wie zuverlässige Arbeit . . . Eine ungeheure Arbeit ist mit großer Besonnenheit und nie ermüdender Kraft zu Ende geführt worden . . . Das Werk selbst ist ganz vorzüglich ausgestattet . . .“ Karlsruher Tagblatt.

„. . . . daß wir es hier mit einem ernsten und verantwortungsbewußten Werke zu tun haben. Es ist ein gründliches, man möchte sagen gelehrtes Werk, . . . Freilich, dies Buch ist kein bequemes Nachschlagebuch, es will im Zusammenhang und mit gesammelter Aufmerksamkeit gelesen werden, erweist sich dann aber als ein Werk von freiem Weitblick, außerordentlicher Anregungskraft und oft auch erheiternder Unterhaltsamkeit . . . “ Westermanns Monatshefte.

GOETHE UND SEIN KREIS

Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen.

Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit.

Von Franz Neubert.

16.–25. Tausend. Gebunden 13 RM.

„Die Einleitung erweitert sich zu einer, Biographie und Charakteristik gewandt vereinenden Gesamtübersicht von Goethes Werden; die Schlußbemerkungen ergänzen die Bilder durch eingehende zuverlässige Nachweise, ein kleines Goethe-Handbuch in alphabetischer Form. Jedem Besitzer muß die schöne Gabe zur Quelle dauernder genußreicher Belehrung werden“. Literar. Echo.

„. . . . Franz Neubert hat diese Bildersammlung mit einer gründlichen Biographie eingeleitet und durch sorgfältige Anmerkungen Stück für Stück erläutert . . . Hier haben wir die beste und umfassendste bildliche Ergänzung zu jeder Goethe-Biographie und zu den Goethischen Werken selbst“. Westermanns Monatshefte.

MARTIN LUTHER

Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen. Von Paul Schreckenbach und Franz Neubert.

17.–26. Tausend. Halbleinen 10 RM.

„. . . . Das schöne, vorzüglich angelegte Werk . . . Paul Schreckenbach, der Verfasser des Textes, hat es verstanden, das Wesen Luthers als das des echt deutschen Mannes und Kämpfers dem Leser lebendig vor Augen zu führen . . .“ Reclams Universum.

„Auf lange Zeit hinaus wird diese Sammlung von zeitgenössischen Darstellungen der wichtigsten Persönlichkeiten, von Bildern der hauptsächlichsten Lutherstätten, von Wiedergaben geschichtlicher Dokumente und bedeutsamer Handschriften, der wertvollste Bilderschatz zu Luthers Leben und Wirken sein“. Mitteilungen der Luthergesellschaft, Wittenberg.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung

Zur Reichsausstellung „Deutscher Wein" in Coblenz

Verlag • J. J. Weber • Leipzig

NR 4195 165 BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. AUGUST 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4195. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 6. August 1925.

Aussteller auf der Reichsausstellung „Deutscher Wein“

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellereien u. Weingutsverwaltung Coblenz a. Rhein u. Mosel.

Zum Besuche unserer altdeutschen Weinkoststube auf der „Reichsausstellung deutscher Wein“ laden wir ergebenst ein.

Zugleich empfehlen wir besonders einen Besuch unserer alten Gewölbe-Keller in der Fischelstraße, wo für eine gute Führung gesorgt ist.

Zur Besichtigung unseres nahe bei Koblenz gelegenen Kurfürstlichen Weingutes heißen wir Sie willkommen.

A. Wilhelmy, G. m. b. H., Hattenheim i. Rheingau

Weinbau und Weingrosskellereien

Schloss Reichartshausen

Spezialität:

Erstklassige Flaschenweine

Besuchen Sie bitte unsere Sonderausstellung auf der Reichsausstellung „DEUTSCHER WEIN“, Coblenz, sowie unsere sehenswerten historischen Kellereien in Hattenheim i. Rheingau, Schloss Reichartshausen.

Weinbergsbesitzer **JUNG & CO.** Weingrosshändler

GEGRÜNDET 1847

RÜDESHEIM a. Rh.

Rheinweine — Moselweine — Deutsche Rotweine

Wir bitten Preislisten zu verlangen.

An Alle! **Worin besteht der Reiz der Pfalzweine?: In ihrer Lieblichkeit, ihrer Fülle, ihrer sonnengereiften Art und Blume, wie sie kein anderes Weinbaugebiet zu edler Harmonie vereint!** Wir reichstreuen Pfälzer wollen Euch nach wie vor hierin auf das Beste betreuen und bieten zu köstlicher Probe unsere Kinder der Natur im Weinhaus „Rheinpfalz und Franken“ auf der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in Koblenz vom 8. August bis 13. September, in reizvollen Gewächsen ihre Lippen Euch dar. Aus meiner Naturweinkellerei **(Naturwein ist das reine Produkt der Rebe ohne jeglichen Zusatz)** findet Ihr dort meine Pfleglinge: 1924er Haardter 1.20; 1922er Neustadter Vogelsang 1.80; 1922er Gimmeldinger Kieselberg 1.90; 1923er Neustadter Mönchgarten 2.40; 1923er Neustadter Gutleuthaus Riesling 2.80; 1922er Wachenheimer Hägel 3.—; 1923er Königsbacher Reiterpfad 3.20; 1922er Königsbacher Mühlweg 3.50; 1923er Forster Elster Riesling 5.—; 1921er Deidesheimer Erdner Auslese 24.—, welche von der pfälzischen Jury ausgewählt wurden. **Naturweinkellerei Konrad Hammell, Hoflieferant, Neustadt an der Haardt, Rheinpfalz.**

ANDREAS BRAUN
Volkach am Main

Spezialhaus für
Frankenweine

Versand in Gebinden und in Boxbeuteln

J. Botzet
Weingrosshandlung / **Coblenz am Rhein**

Weingutsbesitzer
in Lieser, Kinheim und Erden an der Mosel.

Man verlange Preislisten und Proben vom Büro in Coblenz.

WEINSCHLÄUCHE garantiert „bleifrei" aus **roten** und dunklen **Para** Qualitäten
mit dieser Schutzmarke
sind unsere Spezialität seit über 35 Jahren.
Hill & Müller H&M Gummifabrikate, **Mannheim**
Zweigniederlassung Freiburg im Breisgau

Vertreter und zum Teil Lager in:

Coblenz: Wilh. Brunnabend, Bahnhofstr. 29
Trier: Paul Breinig, Kölnerstr. 38
Traben-Trarbach: Chr. Imig jr., Kirchstr. 25
Enkirch: Heinrich Gerhard
Rüdesheim: Bernhard Steinheimer
Bingen: Otto Eich, Salzstr. 5
Berncastel-Cues: B. Hoffmann Wwe., Kellerei-Artikel
Kitzingen a. M.: Ad. Gehrig
Kreuznach: Gustav Bechtel
Bad. Dürkheim: Gg. Abel IV, Kellerei-Art.
Edenkoben: Adolf Treber, Kellerei-Artikel
Landau: Rud. Doerr, Kellerei-Artikel, landw. Maschinen
Gönnheim: Fr. Meinhardt, Inh. Alb. Meinhardt, Kellerei-Artikel

Reichsausstellung „Deutscher Wein" Coblenz, Halle F, Stand Nr. 23.

Versäumen Sie nicht
den **Richard Michel'schen Edelweinen** im Weinhause für
Rheingau, Nahe und **Hessen** Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.
Flaschenweinkellerei
Richard Michel, Kreuznach (Rhld.)
Weinbau / elektr.-hydr. Grossweinkelterei. / Gründungsjahr 1900.

N.G.-Busch
Punktisken
die wissenschaftlich und technisch vollkommenen
Augengläser
Stellen die volle Sehschärfe wieder her
Erhältlich in allen optischen Fachgeschäften
Aufklärende Druckschriften durch die Fabrikanten:
Nitsche u. Günther A.-G. Optische Werke
Emil Busch A.-G. Optische Industrie
Rathenow

PHILIPP HILGE, MAINZ
Spezialfabrik seit 1862 für
Weinpumpen,
speziell
modernste Elektropumpen,
Sicherheitsfassfüllhähne,
neue Fassverschlüsse,
PRIMA WEINSCHLÄUCHE usw.

Hantelbüchlein von Dr. M. Kloss. 80 Pfg. J. J. Weber, Leipzig 26.

Bade dich gesund!
durch
„Saturo"-
Kohlensäurebäder
der Firma
HEINRICH AMEND, G.m.b.H.,
HANAU AM MAIN,
Fabrik für gesundheitstechnische Anlagen und Apparate-Bauanstalt.
Gesetzlich geschützt.
Erhalte dir Jugend und Spannkraft.
Vertreter allerorts gesucht.

PERFA
IHR AUGE
erreicht bei Fehlsichtigkeit wieder die
Leistung der Normalsichtigen
durch das in jeder Blickrichtung
punktscharfe Abbildung vermittelnde
PERFA
Punktuell-Glas
Verlangen Sie bei Ihrem Optiker
stets das **Perfa-Glas** aus
den Optischen Werken
G. RODENSTOCK
MÜNCHEN X
Druckschrift „Perfa B" kostenlos

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit
Lavendel-Orangen
Erfrischend und nervenstärkend
Lavendel Orangen Seife
Mit dem erfrischenden Duft von Kölnischem Wasser Lavendel Orangen
Jünger & Gebhardt, Berlin
Vertretungen für Oesterreich und die Schweiz:
Gebrüder von Lorentz, Wien XVII, Währingerstrasse 157-159
Eduard Angst, Zürich, Neumarkt 29

Allgemeine Notizen.

Der neue Lehrplan der Universität Leipzig. Das Wintersemester 1925/26 beginnt am 15. Oktober und endet am 15. März. Die Immatrikulationen sind in der Zeit vom 15. Oktober bis einschl. 15. November 1925 zu bewirken. Die Vorlesungen beginnen im allgemeinen innerhalb der letzten Oktoberwoche. Zur Immatrikulation sind von den Studierenden deutscher Staatsangehörigkeit Schul-, Universitäts- und Führungszeugnisse sowie ein Lichtbild vorzulegen. Von den die Immatrikulation nachsuchenden Ausländern, zu denen die Deutschösterreicher nicht zählen, sind einen Monat vor Beginn des Semesters (15. September) Aufnahmegesuche an die Immatrikulations-Kommission der Universität Leipzig einzureichen, die enthalten müssen: Zeugnis über die schulwissenschaftliche Vorbildung, amtliches Führungszeugnis, Nachweis über Kenntnis der deutschen Sprache und die zum Studium erforderlichen Mittel. Urkunden in fremder Sprache bedürfen einer beglaubigten Übersetzung. Der Lehrplan hat wiederum wesentliche Ergänzungen erfahren. Die den Lehrplan enthaltende Druckschrift, der Übersichtspläne der Universitätsbauten beigefügt sind, kann vom Kastellan der Universität oder durch die Universitätsbuchhandlung von Alexander Edelmann in Leipzig, Dörrienstraße 9 gegen Einsendung von 40 Pfennigen bezogen werden.

In der Universität Münster ist jetzt auch die medizinische Fakultät eröffnet worden, so daß Münster nun Volluniversität ist. Gegründet im Jahr 1773, besaß die Universität Münster ursprünglich nur die beiden theologischen Fakultäten und eine philosophisch-naturwissenschaftiche. Dann wurde ihr eine rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät angegliedert. Seit mehreren Jahren wurden im Hinblick auf die baldige Eröffnung einer medizinischen Fakultät eine Reihe von Kliniken gebaut, die nunmehr in den Besitz der Universität übergeführt worden sind. Das Anatomische Institut wird von Professor Ballowitz geleitet, das chirurgische von Professor Coenen, die Frauenabteilung von Professor Esch, die physiologische von Professor Rosemann.

Ein Preisausschreiben auf Grund der Stiftung des Geheimrats Ottmar Strauß in Köln schreibt die Wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Köln für die beste, voll befriedigende Lösung

der „Einwirkung des Geldwertschwundes auf das Staatsgefühl und den sozialen Frieden" aus und gewährt dafür einen Preis von 3000 Mk. Die Geldwertveränderungen sind bisher vornehmlich nach ihrer wirtschaftlichen Seite hin behandelt worden. Es erscheint wünschenswert, diese Betrachtung zu erweitern und den sozialen und politischen Folgen eines unbeständigen Geldwertes in der Geschichte nachzugehen. Zeiten des Währungsverfalls, von der Kipper- und Wipperzeit über die Assignatenwirtschaft der französischen Revolution bis zur deutschen Inflation, zeigen ein starkes Umsichgreifen politisch-sozialen Unfriedens. Die Preisarbeiten sind bis zum 31. Dezember d. J. an den Dekan der Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät einzusenden. Der Name des Verfassers ist in verschlossenem Umschlag beizufügen. Arbeit und Umschlag müssen das gleiche Erkennungswort tragen. Die Beteiligung steht jedermann frei.

Die Geschichte der Emil Busch A.-G., Rathenow von Dr. Karl Albrecht. (Gebr. Richters Verlagsanstalt, Erfurt.) Die vorliegende Veröffentlichung gibt die Geschichte des Mutterhauses der deutschen optischen Industrie in allen seinen Schicksalen. Die ersten Versuche des Predigers Duncker werden geschildert, es wird gezeigt, wie und weshalb diese Versuche im Gegensatz zu verschiedenen vorhergehenden vergeblichen Unternehmungen gelingen. Es werden die wirtschaftlichen, technischen und sozialen Verhältnisse in ihrer 125jährigen Entwicklung verfolgt. Die allgemeinen Ereignisse des deutschen Wirtschaftslebens in der so interessanten Epoche des deutschen Kapitalismus werden in ihren Einwirkungen auf die Einzelunternehmung untersucht. Dadurch gewinnt diese Monographie Bedeutung über den Rahmen der rein geschichtlichen Darstellung hinaus; es wird der Versuch unternommen, zu einer Erkenntnis des typischen Verhaltens der Einzelwirtschaft im Rahmen der Gesamtwirtschaft zu gelangen und so die Struktur der kapitalistischen Wirtschaftswelt überhaupt zu geben. Diese eingehenden Untersuchungen wurden ausschließlich in engster Anlehnung an die Ergebnisse einer sorgfältigen Quellenforschung durchgeführt. Dies bringt es mit sich, daß auch für die Geschichte der deutschen Optik diese Arbeit wesentliche und bisher unbekannte Beiträge liefert.

Die Kellereimaschinen - Industrie ist einer der Glanzpunkte der Reichsausstellung „Deutscher Wein" in Koblenz. Der Besucher der Ausstellung wird sehr

bald den Eindruck gewinnen, daß eine Firma unter den Ausstellern hervorragt, sowohl durch die Großzügigkeit ihrer Teilnahme an der Veranstaltung, als auch durch die große Vielseitigkeit und Gediegenheit ihrer Erzeugnisse. Wir lesen schon im „Musterkeller“ an den meisten Maschinen den Namen „Seitz-Werke, Kreuznach“; wir finden diese Firma wieder in der „Industriehalle“, wo ihre Erzeugnisse das große Halbrund der Apsis füllen, und wir lesen diesen Namen nochmals in dem „Asbach-Uralt-Haus“, wo mit „Seitz'schen Brennereigeräten“ deutscher Weinbrand hergestellt wird. Aus kleinen Anfängen heraus haben sich die Seitz-Werke zu einem Welthaus entwickelt, deren Erzeugnisse fast in jeder deutschen Weinkellerei und in allen Weinbau treibenden Ländern der Erde anzutreffen sind.

Der Außenhandel der Vereinigten Staaten. Nach dem jetzt vom Handelsamt ausgegebenen Bericht, der sich über zehn Monate erstreckt und mit dem 1. Mai abschließt, stand Deutschland in dieser Zeit unter den Kunden der Vereinigten Staaten an zweiter Stelle. Der Wert des Exportes von den Vereinigten Staaten nach Deutschland belief sich auf 412 000 000 Dollars. England kaufte beinahe dreimal soviel, nämlich für 1 464 000 000 Dollars, während wiederum die Spanne zwischen Deutschland und dem drittgrößten Kunden, Frankreich, das für 253 106 000 Dollars kaufte, sehr beträchtlich ist. Der Wert des Exportes nach Italien betrug 193 843 000 Dollars, nach Japan 198 566 000 Dollars. In der gleichen Zeit importierten die Vereinigten Staaten aus England für 666 949 000 Dollars Waren. Die entsprechenden Ziffern für die anderen hauptsächlich in Frage kommenden Länder sind: Japan 297 889 000 Dollars, Kuba 242 462 000 Dollars, Brasilien 172 865 000 Dollars, Deutschland 142 012 000 Dollars, Frankreich 131 434 000 Dollars.

Der Zigarettenverbrauch der Welt. In den Vereinigten Staaten von Amerika raucht nach einer kürzlich veröffentlichten Statistik jeder Einwohner jährlich 628 Zigaretten, eine Ziffer, die zur Zeit der Weltrekord des Zigarettenverbrauchs ist. Unmittelbar hinter Amerika erscheint in der Reihe der Verbraucher Deutschland mit 599 Zigaretten je Kopf der Bevölkerung. Es folgt Belgien mit 513 und in großem Abstand dann weiterhin Italien mit 284 und Frankreich mit 249 Zigaretten. Nach dem Ausweis dieser Statistik kommen ferner auf jeden Einwohner Schwedens jährlich 184 Zigaretten.

MAGIRUS
MAGIRUS ULM
Die bevorzugten Lastkraft=Wagen
Der schnelle·leichte Last=Kraftwagen von 1-1½ u. 2-2½ to · Cardanantrieb so=wie Omnibusse und Nutz=fahrzeuge für alle Zwecke.
DUX · RRESTO
Deutscher Automobil-Konzern (D·A·K) G.M.B.H. Leipzig Tröndlinring 4
MAGIRUS · VOMAG
VOMAG
Vomag
2-2½ to u. die schweren unver=wüstlichen Lastkraftwagen v. 3-5 to, mit Anhänger bis 15 to, m. Cardan oder Kette, Spezialwa=gen u. Omnibusse jeglicher Art.

Torpedo
WEILWERKE A.G. FRANKFURT a/M.-RÖDELHEIM

MAN VERLANGE IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
JOSEPHINENHÜTTE
Die Marke
Josephinenhütte
Deutsches Edel-Kristall-Glas
JOSEPHINENHÜTTE A.G. PETERSDORF IM RIESENGEBIRGE

Vaillants Gasbadeöfen.
Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.
Joh. Vaillant · Remscheid.

Knippenbergs Patentmatratze
ist die beste!
Langjährige Garantie.
Dreifache Federung, lang, quer und vertikal.
A. Knippenberg, Matratzenfabrik, Ohrdruf i. Thür.
Beratende Druckschrift C zum Ankauf von Polstermöbeln auf Wunsch umsonst

---

Photo-Moment-Apparate Mordhorst- Berlin W. 30
Lichtstärkste Klein-Kameras für Reise, Sport, Technik, Theater und Nacht-Aufnahmen. — Katalog 111 frei.
Viktoria-Luise-Platz 2 am Untergrund-Bahnhof.

MUSIK. Von J. C. LOBE. Neu bearbeitet von RICHARD HOFMANN. 30. Aufl. Preis geb. 1.20 R.-M. J. J. Weber, Leipzig 26.

Der Imker der Neuzeit. Handbuch der Bienenzucht. Von Otto Pauls. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. Preis gebunden 7.50 R.-M. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Farbige Kunstblätter der Jllustrirten Zeitung.
Prächtiger Zimmerschmuck. Als Geschenk geeignet.
Verlagsbuchhandlung J. J. Weber (Jllustrirte Zeitung) in Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1-7.

Eg-Gü ist der Fortschritt in der Schuhpflege
Eg-Gü in der Tube
für den eleganten Modeschuh
Eg-Gü-Puderkissen
für den Wildleder- u. Nubukschuh
Gü-Putz in der Dose
für den einfachen schwarzen Schuh
und bürgen für eine Lederpflege sie sind Edelprodukte in höchster Vollendung
Welt-Wachs-Werk Egbert Günther Söhne, Dresden-A

STEIFF SKIRO
Der Qualitätsroller
Ueberall zu haben. Prospekt L kostenfrei.
Margarete Steiff G.m.b.H., Spielwarenfabrik, Giengen a. Brenz 7 (Württ.).

DR. DRALLE'S Lavendel Crème
das ideale Hautpflegemittel
GEORG DRALLE HAMBURG
Seeluft und Seewasser
wirken mächtig auf die Haut ein. Schütze sie vor Röte, Brennen und Sprödewerden durch regelmäßige Pflege mit
Dralle's Lavendel-Seife und Dralle's Lavendel-Crème
Du erhöhst dadurch Deine Freude am herrlichen Wassersport oder an der genußreichen Seereise.
Lavendel-Seife St. —.75, Lavendel-Crème eleg. Glasdose 1.50, Tube —.60. Karton 3 St. 2.10.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Eine Fahrt auf dem schönen deutschen Rhein: Frohe Reisegesellschaft an Bord eines Rheindampfers.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.

FREUDENBRINGER WEIN

VON HERMANN RITTER.

Skulptur „Rheinwein“ vom Ehrenmal des deutschen Weines auf der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in Koblenz. Das Denkmal wurde im Auftrage der Vereinigten Weingutsbesitzer in Koblenz von dem Bildhauer Josef Henselmann, München, geschaffen.

Vor mir liegen bunte Blumenbeete und erfüllen die Gartenlaube mit berauschendem Duft. Zwischen den Hochstämmchen ihrer Rosen schaue ich hindurch auf grünen Wiesenstreifen, an dem der Fluß in glitzerndem Bande vorbeizieht. Ich sehe auf die Rebterrassen der anderen Seite, die schartiges Ruinengemäuer krönt, blicke in den blauen Himmel, der über der ganzen Herrlichkeit sich wölbt. Haben meine Augen sich gesättigt an der Schönheit der Landschaft, so fallen sie in träumerischer Zärtlichkeit wieder zurück zu der halbleeren Flasche auf meinem Laubentisch, auf den goldigen Wein, der in meinem Glase blinkt.

Die Sonne reinsten Behagens und Glücks hat meine Seele durchtränkt. Ich genieße mit allen meinen Sinnen. Eins der schönsten Fleckchen deutschen Weinlandes, ein Paradies der Schönheit und Fruchtbarkeit liegt vor mir. Der Duft der Blumen umschmeichelt mich, aber wenn ich nach einer Pause wieder nach meinem Glase greife, drängt sich zärtlich wie ein Mädel voll süßen, prickelnden Reizes wieder der Duft der Weinblume vor die Duftwellen der Rosen. Meine Körperlichkeit fühlt sich wohlig aufgelöst in dieser wunderbaren Stille, in dieser Genußsphäre voll poetischer Stimmung. Meine Seele lebt auf, beginnt lustiger zu grünen und zu blühen nach jedem langsam geschlürften Schluck des köstlichen Weines. Die Phantasie zaubert mir fröhliche Bilder vor aus jenen Zeiten, da dort oben auf der Burg noch trinkfeste Mannen und holdselige Burgfräulein lebten. Sie dichtet mir Geschichten von Lieben und Lust, von fröhlichem Mädchenlachen. Sie läßt mir Bilder aus verflossenen Jahren aufsteigen, Szenen, die ich in solcher Farbenfreudigkeit lange nicht mehr sah. Alte Freunde schickt sie mir in die Laube, fröhliche Gesellen, Maler und Dichter, mit denen ich einst bald am Rhein und bald an der Mosel pokulierte, phantasierte und lustige Lieder sang, deren Melodien mir auf einmal alle im Ohre klingen wollen. Zu fröhlichem Jauchzen hat der Wein wieder einmal mein draußen in der Hatz des Lebens etwas müde gewordenes Herz angeregt. Er, das köstlichste Produkt dieser Sonne, dieses Tales und Flusses, hat mein seelisches Ich in herrlicher Harmonie in diese lachende Natur eingeschaltet, so daß ich mich wie von geheimnisvollen Erd- und Himmelskräften durchströmt fühle und in unendlichem Glücksgefühl mein Glas abermals an die Lippen führe. —

„Nichts als der Alkohol ist der Schöpfer dieser glücklichen Stimmung und ungesunden Selbsttäuschung“, sagte plötzlich eine grämliche Stimme neben mir.

Ich fuhr herum, starrte auf ein schemenhaftes, gespenstisches Wesen mit kalten Stockfischaugen, das sich da unmerklich an meine in Freude getauchte Persönlichkeit herangedrängt hatte.

„Ich bin der Geist der Abstinenz“, sagte, ungerührt durch meinen Schrecken, das widerwärtige Schattengebilde. „Du haßt das Wort ‚Alkohol‘, es ist dir ein beleidigender Gedanke, daß der Erreger deiner unnatürlichen Fröhlichkeit schließlich ebensowohl in einem gemeinen Schnapse wie in deinem teuren Wein enthalten ist.“

Bei dem Wort „Schnaps“ gingen Verblüffung und Ekel in Wut über, und ich erhob die Hand, um diesen jammervollen Störenfried aus der Laube zu werfen. Dann aber besann ich mich darauf, daß Geister auf solche Angriffe nicht reagieren. Ich mußte dem Geist des Anti-Alkoholismus mit Geist begegnen, mußte mich aufraffen aus meiner Träumerei, um mit diesem Jammergebilde ein erfolgreiches Turnier auszufechten. So sprach ich vorsichtig: „Du willst behaupten, daß alle Getränke, die durch Alkoholgehalt Nerven und Phantasie beleben, verwerflich sind?“

Der Geist nickte ernsthaft und sprach dann in belehrendem Tone etwas von der Chemie und ihren Offenbarungen hinsichtlich der Bedürfnisse des menschlichen Körpers, von der Zwecklosigkeit, ja, Schädlichkeit mancher von uns aufgenommenen Substanzen, von der Notwendigkeit, den Lebenswandel nur der Nützlichkeit und den wirklichen Bedürfnissen anzupassen.

Eine lustige Idee fuhr mir derweil durch den Schädel, „Verehrter Nützlichkeitsmann,“ sagte ich, „hast du schon einmal ein hübsches, junges Mädel so recht lieb und herzlich geküßt?“

Er meinte grämlich, er könne sich noch auf so etwas besinnen, sah aber dabei nicht sehr glaubwürdig aus.

„War das nicht ein beseligender und köstlicher Augenblick?“

Auch das bejahte er mit verdrießlichem Nicken.

„Warst du nicht einmal genötigt, aus Familienrücksichten oder aus Nützlichkeitsgründen eine alte Tante zu küssen, und hat dir das dasselbe Vergnügen gemacht?“

„Diese Handlung hatte von vornherein nicht den Reiz der Freiwilligkeit“, meinte sehr richtig mein Gegner.

„Nein, freiwillig war sie nicht, aber sie geschah mit denselben Organen, mit denen man ein junges Mädchen küßt. Wir wollen uns also dahin einigen, daß Kuß und Kuß himmelweit verschiedene Handlungen und Genüsse sind, ebenso wie der Alkoholgenuß in einem gemeinen Schnaps und einem guten Glas Wein.“

Mein Gegner meinte brummend, beim Alkoholgenuß handele es sich jedenfalls um eine Unnötigkeit, die sich durch allgemeine Übertreibung bereits als riesengroße Schädigung des Volkswohlstandes ausgewachsen habe.

„Ist der Kuß keine Unnötigkeit,“ sagte ich, „gehört er zu den lediglich der vernünftigen Erhaltung des Körpers dienenden Handlungen? Können Küssen und Lieben bei unvernünftigem Betrieb nicht noch weit mehr als das Trinken Moral und Barbestände schädigen?“ meinte ich triumphierend. „Nein, wenn jedes Glas Bier oder Wein verpönt sein soll, so müssen wir uns auch für die Abschaffung des unnötigen und gefährlichen Küssens und Liebens einsetzen.“

„Du weißt, daß die Liebe eine Vorbedingung ist für die Erhaltung der Rasse, für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, daß wir sie trotz aller Dummheiten und der offensichtlichen Schädigungen, die sie im Gefolge hat, nicht entbehren können“, belehrte mich grämlich der Vertreter der Abstinenz.

„Und du meinst, das maßvolle Trinken, der Genuß dieser edlen Gottesgabe ließe sich entbehren?“ fuhr es mir heraus. „Wir trinken, wie wir lieben, nicht aus Nützlichkeitsgründen, sondern ganz einfach, weil es uns Glück und Freude schafft. Wir hungern stets nach Freude in einem Leben, das uns sonst soviel Trübes und Häßliches bietet. Wir bedürfen der Freude, wie der Berg, der Fluß, wie die ganze herrliche Landschaft des Lichtes bedürfen. Licht und Freude führe ich mir zu mit diesem Wein. Der Extrakt dieser frohen und schönen Landschaft fließt in mein Blut, während ich bedächtig und sinnig schlürfe. Als Freudenbringer hat der Himmel den Wein erschaffen, aus dem Saft der Reben läßt er die geheimnisvollen Götterfunken, von dem unser großer Dichter Schiller singt, uns Staubgeborenen entgegenblicken.“

Skulptur „Moselwein“ vom Ehrenmal des deutschen Weines auf der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in Koblenz.

„Dichterphantasien“, meinte verächtlich der lästige Gast. „Allzeit sind solche lustige Gebilde um das volle Glas gezogen und haben dem Alkohol, ja, sogar der Völlerei eine schändliche Verherrlichung geschaffen. Ein flüchtiger Freudenrausch hat selbst innerhalb der Mäßigkeitsgrenzen keinen Wert. Er trübt den Blick für das Erkennen der nüchternen Wirklichkeit, er ist kein Faktor von volkswirtschaftlicher Bedeutung.“

„Ach, du Nützlichkeitsmann, du meinst also, die Freude habe keine Bedeutung für das Volk! Die Freude und ihre Werte lassen sich gewiß nicht aus dem Leben herausdestillieren und in jeder Form nach Graden berechnen, wie der Chemiker es macht, wenn er aus Wein den Alkohol herauszieht und glaubt, dann dessen ganze Seele erfaßt zu haben. Du wirst nie ahnen, welche Freude mir dieser Wein macht, wie sehr mir die Erinnerung an die schönen Stunden hier im Weinlande schon allein später den Mut zum Daseinskampfe beleben wird. Die Gottesgabe frischte mich so auf, gab mir so heiteren Mut, daß ich mich zum Trinken einer zweiten Flasche, oder, mit dir zu reden, zur Fortsetzung meiner Alkoholisierung entschlossen habe. Dann soll eine ganze Kiste, fünfzig Flaschen, mir in die Heimat folgen, um mich gelegentlich zu erinnern an die schönen Stunden geistiger Wiedergeburt, die ich hier erlebte, um mich wieder fröhlich zu machen, wenn mir Alltagsstaub auf der Seele lagert.“

„Denke einmal nach, was seit unendlichen Zeiten ein gutes Glas Wein dem einzelnen sowie den Geschlechtern gewesen ist! Was wäre das Leben des deutschen Volkes ohne deutschen Wein, ohne die Fülle von Fröhlichkeit, von Poesie, Kunst und Liedern, die ihm aus dem Rebensaft seit Jahrhunderten erblühte? Ahnst du nicht, daß der Herrgott unserem etwas dickblütigen, schwerfälligen und zu einer gewissen dumpfen Schwermut neigenden Volke sein Weinland und seine duftigen Weine gab, damit es sich zuweilen des Reichtums seines germanischen Herzens und seiner Germanenkraft voll bewußt werde? Begreifst du, mit welch unzähligen feinen Fäden unser Volkstum mit seinem Weinlande verbunden ist, mit dem Lande seiner Poesie und Lieder, das es nie fahren lassen will und kann, weil es hier seines Gemütes beste Wohnstätten weiß?

Antworte mir oder laß dich bessern und trinke schweigend!“

Aber der Geist der Abstinenz zog vor, laut- und spurlos zu verschwinden.

Bespritzen der Reben gegen Peronospora. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.

Abend am Rhein. Nach einem Gemälde von Christian Eduard Böttcher (1818—1889).

(Mit Genehmigung des Verlags Kupfer & Herrmann in Berlin)

ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN WEINBAUES

VON DR. F. v. BASSERMANN-JORDAN.

Römisches Glasgefäß, ein Weinfaß mit beiderseits sechs Reifen darstellend. Gefunden 1808 in einem Weinberg der „Hoheburg" bei Ruppertsberg (Pfalz). In Deidesheim.

Weinglas etwa aus dem 6.—7. Jahrhundert. Gefunden bei Deidesheim. In Deidesheim.

Die früher allgemein verbreitete Ansicht, daß „die Rebe", also jede Weinrebe, aus Vorderasien nach Südeuropa und weiter zu uns gekommen sei, ist heute völlig verlassen. Zahllose Funde, insbesondere aus der Tertiärzeit, haben erwiesen, daß die Rebe ziemlich in allen Ländern der Erde ursprünglich heimisch war, bis hinauf nach Island. Die in Mitteleuropa, vor allem in Deutschland festgestellten vorgeschichtlichen Reben, meist Vitis teutonica genannt, könnten vielleicht in irgendeinem Zusammenhang stehen mit den noch heute an vielen Flüssen Mittel- und Südeuropas wildwachsend vorkommenden Reben (Vitis labrusca silvestris); in Deutschland gedeihen diese ganz ausschließlich nur im Rheintal, nicht nördlicher als etwa bis Mannheim, in der Pfalz sind sie amtlich unter die zu schützenden Naturdenkmäler aufgenommen worden. Nicht die Rebe, sondern die Rebkultur mag zu uns gewandert sein und mit ihr und auch später manche Rebsorte. Gewiß haben die Griechen einen wesentlichen Anteil an der Entwicklung des italienischen Weinbaus, wie die Römer an der des gallischen, der aber, unabhängig von den Römern, durch griechische Phokäer bei Marseille um 600 v. Chr. begründet worden war. Die Römer haben ihn immer weiter nach Norden getragen, so zu den Allobrogern in Burgund und weiter zu den Sequanern, die bis ins obere Elsaß und am linken Rheinufer saßen, weiter nach der Pfalz, Rheinhessen, dem linken Mittelrhein, der Ahr und gleichzeitig auch im Moseltal abwärts in das Saar- und Moselgebiet. Als ungefähren Zeitpunkt wird man die ruhige Regierung der großen römischen Kaiser um 100 bis 200 n. Chr. annehmen dürfen. Zahllose Bodenfunde beweisen diesen linksrheinischen Römerweinbau. In der Pfalz fördert man immer wieder gerade das galloromische Winzermesser mit römischen Gefäßen usw. aus Gräbern zutage, an der Mosel sind eine Menge römische Winzergeräte (besonders zu Cobern-Gondorf) gefunden worden, an der Ahr sogar ein ganzer römischer Weinberg und darin römische Münzen u. a. Obwohl der Limes das rechtsrheinische Gebiet ungefähr von Ems bis an die Donau (ausschließlich des Frankenweingebiets) umgab, haben die Römer auf diesem den Germanen gegenüber minder sicheren Boden anscheinend nur innerhalb der agri decumates, dem heutigen Baden und Württemberg, Weinbau eingeführt. Daß sie es in dem vorzüglichen Rheingaugebiet nicht taten, ergibt sich schon daraus, daß dort die besten Reblagen, welche die Römer mit sicherem Blick auszuwählen verstanden, nachweislich erst viel später, im 11. bis 12. Jahrhundert, mit Wein angelegt worden sind (Rüdesheimer Berg, Johannisberg, Steinberg, Markobrunner, Hochheim u. a.). Das Moselgebiet kann sogar einen römischen Dichter als Zeugen seines römischen Weinbaus vorweisen, den Ausonius und seine „Mosella" (um 370 n. Chr.), bezeichnenderweise besingt er aber in erster Linie dortigen Rotwein, wie überhaupt im Altertum bis gegen Ende des Mittelalters der rote Wein völlig vorgeherrscht hat, und zwar in allen Weinbaugebieten. Das in Deutschland einzigartige historische Weinmuseum in Speyer besitzt noch eine Römerwein enthaltende, in einem Grab bei Speyer gefundene römische Glasamphora.

Wachtturm im Weinberg, Winzermesser, Winzerarbeit, schädliches Säugetier usw. Aus dem Codex Falkensteinensis von Kloster Weyarn, Oberbayern, 1165—1193. Hauptstaatsarchiv, München.

Der Weinbau der Römer ist von den Stürmen der Völkerwanderung, von Hunnen, Normannen usw., nicht vernichtet worden. Die deutschen Stämme hatten sich mit römischer Kultur im Westen und Süden des heutigen Deutschlands schon stark befreundet, ihre Volksrechte lassen meist das Vorhandensein ausgedehnten Weinbaus erkennen, und auch schon die Urkunden merowingischer Zeit zeigen deutlich, daß der Weinbau nicht vernichtet war, so vor allem die Schenkung des Weinzehnten im Speyergau durch König Siegbert III. an Bischof Principius von Speyer um 653. Diese Urkunde ist völlig unbestritten, während man so manche andere aus merowingischen und karolingischen Zeiten als Fälschung hat aufgeben müssen, so die Bleidenstadter Urkunden für Rheingauer Orte, die Urkunden vor 700 für das Moselgebiet. Eine Menge ganz einwandfreier Klosterschenkungen aber gibt aus karolingischer Zeit Reborte aller rheinischen Weinbaugebiete an, einschließlich Badens und Württembergs, im Rheingau nicht vor dem 9. Jahrhundert. Es sind vor allem die Klöster Fulda, Lorsch und Weißenburg, deren Urkunden eine Menge weinbaulicher Ortsabgaben enthalten. Die Klosterschenkungen verweisen auf die ungeheure Bedeutung, die nach Erlöschen der Römerherrschaft die zunehmende Macht der Kirche für den Weinbau und seine Ausbreitung gewonnen hat. Auch die Verdienste der größten Monarchen, wie Karls des Großen, den die Sage vom Schloß zu Ingelheim aus die frühe Schneeschmelze am Rüdesheimer Berg beobachten und diese Lage (die erst Jahrhunderte später als Weinberg angelegt wurde) mit Reben bepflanzen läßt, bestehen hauptsächlich eben darin, daß sie die weinbaufördernde Kirche begünstigten. Die Klöster in erster Linie, die eine Menge Wein zum Gottesdienst (auch den Laienkelch) als Almosen, zur Gastlichkeit usw. benötigten, haben dann den Weinbau im Laufe der nächsten Jahrhunderte nach Franken und Bayern (7. bis 8. Jahrhundert), Thüringen und Sachsen (10. bis 11. Jahrhundert), Brandenburg und Pommern (12. Jahrhundert), Schlesien, Lübeck, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, West- und Ostpreußen (13. bis 14. Jahrhundert), ja, bis in die späteren russischen Ostseeprovinzen getragen. Die Ausbreitung des Weinbaus dauerte fort bis zum Ende des Mittelalters, damals setzten die Gründe des Rückganges ein, vor allem der Handel der Hansa, die, wie heute wieder die neueste Handelspolitik, das Land mit billig erzeugtem, in wärmeren Ländern gewachsenem Wein überschwemmte und dadurch sowohl des deutschen Winzers Erzeugnis unverkäuflich machte als auch allgemein den Geschmack für einfachere, deutsche Weine zerstörte. Auch die Reformation mit Aufhebung zahlloser Klöster hat schweren Schaden am Weinbau angerichtet, wenn auch die Wiedereinführung des Laienkelches den Konsum etwas förderte. Das übrige zur Vernichtung des größten Teils der deutschen Rebfläche taten die Fehden und Kriege insbesondere des 17. Jahrhunderts, die den Winzer samt den Weinbergen vernichteten. Immerhin fanden aber noch in dem Gebiet, das als geeignetste Weinbaufläche übriggeblieben war, die geistlichen Weinbaubetriebe gegen Ende des 18. Jahrhunderts Zeit, zur strengsten Qualitätskultur überzugehen, die Klöster des Rheingaus waren darin führend, denen noch im 18. Jahrhundert die Pfalz, von Deidesheim ausgehend (A. Jordan), folgte, woran sich bald alle anderen geeigneten Weingelände anschlossen, so daß um 1820 der Qualitätsweinbau in den hervorragenden Reborten aller Weinbaugebiete verbreitet war. Das 19. Jahrhundert brachte aber die Einschleppung der amerikanischen Rebschädlinge (Oïdium, Reblaus, Peronospora) und ungeahnte Vermehrung der altbekannten, wie des Sauerwurms, dazu eine unheimliche Vervollkommnung der „Weinverbesserung", die schließlich zu einer Herrschaft der Chemie im Weinbetrieb ausartete. Alles dies führte zu den jämmerlichsten Verhältnissen im Weinbau, dem die beliebig falsche Benennung der Weine als angebliche Gattungsbegriffe noch den letzten Rest gab. Manche vorzügliche Weinbaugebiete, wie besonders die Pfalz und Franken, waren auf diese Weise lange dazu verurteilt, anderen zum Ruhm zu verhelfen. Erst das Gesetz von 1909, das die Herkunftsbezeichnungen schützt, hat diesen Zuständen einigermaßen ein Ende gemacht. Aber der kurze Aufschwung ist in unseren Tagen infolge den Weinbau gefährdender Handelspolitik (spanischer Handelsvertrag!) wieder von den alten traurigen Verhältnissen im Weinbau abgelöst worden, so daß der deutsche Winzer zur Zeit mit größter Sorge in die Zukunft sieht.

Christus in der Weinkelter (Baumkelter mit Schraube), Schroten von Weinfässern mit Seil und Schrotleiter in den Kellerhals, Faßtrichter aus Holz usw. Gemälde aus der Frühzeit des 16. Jahrhunderts. Bayrisches Nationalmuseum zu München.

Gotische Schnitzerei in der Kirche zu Kiedrich im Rheingau.

Faßriegel von besonders guter Arbeit: Meerweibchen mit Mann. Um 1750. In Deidesheim.

Römisches Holzfaß, gefunden bei Mainz. Museum zu Mainz.

Gotischer Bildstock (am Sockel Winzer mit „Sesel") am Grain zu Deidesheim. Um 1430.

Römische Kärste. Museum zu Mainz.

Links: Alte Spindelkelter. Wein-Museum zu Speyer. — Mitte: Silberner Pokal der Küferzunft in Mannheim. Um 1700. Stadtgeschichtliche Sammlung in Mannheim. — Rechts: Römische Weinamphoren aus Mainzer Funden, die oberste Reihe aus Pompeji. Museum zu Mainz.

VON DER REBE BIS ZUM WEIN

VON DR. H. ZILLIG, LEITER DER ZWEIGSTELLE FÜR WEINBAUFORSCHUNG DER BIOLOGISCHEN REICHSANSTALT IN TRIER.

Tafeltrauben. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Neuanlage eines Weinbergs im Domänendistrikt Eltville-Rauenthal-Kiedrich. (Phot. F. Brodhag, Eltville a. Rh.)

Tafeltrauben. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Noch spielt der Herbstwind mit dem abgefallenen Reblaub, da beginnt der Winzer bereits für die Ernte des nächsten Jahres zu sorgen. Mit einer spitzen zweizinkigen Hacke, dem Karst, wird der Boden tief gelockert, um die aufschließende Kraft des Frostes auszunutzen und die Winterfeuchtigkeit aufzuspeichern. Wochenlang wird Stalldünger eingetragen, denn eine kräftige Düngung ist die Voraussetzung für einen gehaltvollen Wein. Auch künstliche Düngemittel werden daher im Wechsel mit der Stalldüngung in reichlicher Menge angewendet. Sobald die Gefahr der schlimmsten Fröste vorüber ist, also etwa im Februar, beginnt der Rebschnitt. Man entfernt dabei das Rebholz, das im Vorjahre Frucht getragen hat, und schneidet die im Vorjahre als „Fruchtholz" herangezogenen, also einjährigen Triebe auf eine je nach der Erziehungsart verschiedene Länge zurück. Bald darauf, im März bzw. April, erfolgt das „Binden". Bei den meisten Erziehungsarten wird das „Fruchtholz" im Bogen nach unten gebunden. Würde man die Triebe nach oben stehen lassen, so würden deren untere Knospen, die „Fruchtaugen", in denen bereits im August des Vorjahres die Rebblüten vorgebildet wurden, nicht austreiben, sondern der Saftstrom würde ungehindert nach der Spitze steigen und deren Weiterwachstum bzw. die Bildung unfruchtbarer Triebe, der „Geizen", bewirken. So aber wird er gewissermaßen abgebremst und veranlaßt die Entwicklung der Fruchtaugen zu Blüten bzw. Trauben tragenden „Fruchttrieben". Das Binden erfolgt mit besonders herangezogenen Bindeweiden. Bei den meisten Erziehungsarten werden Pfähle zur Befestigung des Rebstocks verwendet, da dieser ja von Natur aus zu den Lianen gehört und daher einer Unterstützung bedarf. In manchen Weinbaugebieten, z. B. der Pfalz, ist von alters her die Erziehung der Rebe an Drähten üblich. Verschiedene Formen der Drahterziehung sind neuerdings auch in anderen Weinbaugebieten wegen der damit verknüpften Vorteile in Zunahme begriffen. Jedes Weinbaugebiet hat seine besondere Erziehungsart, die durch örtliche, klimatische und Bodenverhältnisse sowie die Rebsorte, die gewünschte Ertragsmenge usw. bestimmt wird.

Im April beginnen die Rebknospen zu schwellen und alsbald auszutreiben. Die zarten, jungen Blättchen sind mit einem dichten Haarfilz bedeckt, den der Winzer als „Wolle" bezeichnet. Der Zeitabschnitt, in dem die Knospen „in die Wolle kommen", bringt gewöhnlich die letzten Fröste, und der Temperatursturz einer einzigen Nacht unter 0 Grad kann unermeßlichen Schaden stiften. Bald ist jedoch dieser Gefahrpunkt überstanden, und die heranwachsenden Blättchen lassen den Weinberg in lichtem Grün leuchten. Um diese Zeit beginnen die Weinbergsunkräuter ebenfalls kräftig zu wachsen. Sie schädigen die Rebe durch Nährstoffentzug und begünstigen das Auftreten von Rebkrankheiten durch Schaffung einer feuchten Luftschicht über dem Weinbergsboden. Der Winzer muß daher bereits im Frühjahr den Boden wiederum lockern und dabei die Unkräuter sorgfältig beseitigen, um andererseits auch die Feuchtigkeit im Boden zu erhalten und die Bodengare zu fördern. Dieses ebenfalls mit dem Karst ausgeführte „Rühren" unterscheidet sich von dem „Wintergraben" durch die geringere Tiefe der Lockerung. Je öfter die flache Bodenlockerung während des Sommers wiederholt wird, desto besser entwickelt sich die Rebe. Mindestens muß so oft „gerührt" werden als es die Unkrautbekämpfung erfordert. Neuerdings wird dies in geeigneten Lagen zur Ersparung von Arbeitskräften mit Gespanngeräten bewerkstelligt.

Pflugarbeit im Weinberg auf Rittergut Grünhaus bei Trier. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Doch ehe wir die Arbeiten im Weinberg weiterverfolgen, wollen wir einen Blick in die Kinderstube der Rebe werfen. Eine Vermehrung des Rebstocks aus Samen wäre außerordentlich langwierig und würde in den meisten Fällen nicht wieder die Ausgangssorte ergeben, denn die heute vorhandenen etwa 300 Kultursorten der Edelrebe sind durch natürliche und künstliche Kreuzung so stark vermischt, daß in den Sämlingen die Anlagen der verschiedensten Eltern zur Geltung gelangen würden. Die Züchtung von Reben aus Samen wird daher im allgemeinen nur von staatlichen Anstalten betrieben, und man hat in der Hoffnung, die Eigenschaften mancher Rebsorten noch zu verbessern oder vielleicht sogar zu einer krankheitwiderstandsfähigen Idealrebe zu gelangen, in den letzten Jahren besondere Züchtungsanstalten von Staats wegen begründet. Der Winzer selbst vermehrt die Reben, indem er einjährige Holzstücke von etwa 40 cm Länge entweder unmittelbar in den Weinberg einpflanzt oder sie zunächst in der Rebschule zur Bewurzelung bringt. Erst im vierten Jahre sind diese

Links: Einaugenstecklinge der Riesling- × Sylvaner-Rebe, 3 bis 5 Wochen alt. (Phot. Biologische Reichsanstalt, Trier.) — Mitte: Bewurzelung eines fünfjährigen Rieslingrebstocks. (Phot. Fueß, Bernkastel.) — Rechts: Vermehrung der Rebe durch „Blindholz": Beginn der Bewurzelung und des Austriebs. (Phot. Biologische Reichsanstalt, Trier.)

In den Kellereien der Vereinigten Weingutsbesitzer in Koblenz. Im Vordergrund rechts Abstechen eines Fuders, dahinter Abfüllen und Verkorken der Flaschen.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Arbeiter beim Schwefeln der Reben. (Phot. Biologische Reichsanstalt, Trier.)

Kelterhaus der preußischen Weinbaudomäne Avelsbach bei Trier. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Binderin im Weinberg. (Phot. Biologische Reichsanstalt, Trier.)

Setzlinge so weit erstarkt, daß sie Früchte zu tragen beginnen. Hochwertige Reben oder Neuzüchtungen lassen sich in Mistbeeten auch mit Hilfe einzelner Augen rasch vermehren. Nur in wenigen Weinbaugebieten, z. B. in dem der Mosel, Saar und Ruwer, ist der Boden so nährstoffreich, daß ein ausgehauener Weinberg sofort wieder neu bepflanzt werden kann. In den meisten Gegenden aber muß der Weinbergboden eine Ruhezeit von acht Jahren durchmachen, während deren er im allgemeinen mit Luzerne bestellt wird. Vor der Neuanlage wird der Weinbergboden etwa 1 m tief umgearbeitet (rigolt), um ihn gründlich zu lockern, denn die Wurzeln der Rebe reichen im allgemeinen bis zu einer Tiefe von 2 bis 3 m, manchmal noch tiefer hinab. Die Pflanzstellen der Reben werden sorgfältig mit guter Erde vorbereitet.

Bald nach dem Austrieb der Reben zeigen sich die Blütenanlagen, die „Gescheine". Jeder Fruchttrieb bringt gewöhnlich zwei Gescheine, nur ausnahmsweise drei und mehr. Je nach der Witterung, bereits in den letzten Maitagen, manchmal aber auch erst Mitte Juni beginnen sich die Gescheine zu öffnen. Ein resedenähnlicher, starker Duft durchströmt den Weinberg und verrät auch dem Unkundigen, dem die unscheinbaren, grünen Blütchen zunächst nicht auffallen, den Beginn der Rebblüte. Bei günstiger Witterung ist die Blüte in acht Tagen beendigt. Die zu einem fünflappigen „Mützchen" vereinigten Blättchen der Blumenkrone werden rasch nach oben abgeworfen. Bei kühler Witterung aber zieht sich die Blüte oft wochenlang hin und leidet dadurch empfindlich Not. Die Befruchtung erfolgt bei den zumeist zwitterigen Kulturreben häufig noch in der geschlossenen Blüte oder nach deren Öffnen unter Mithilfe des Windes. Um die Blüten und Fruchtbildung nicht durch übermäßige Laubentwicklung zu beeinträchtigen, beginnen meist schon vor der Blüte die „Laubarbeiten", die während des ganzen Sommers fortgesetzt werden müssen. Die unfruchtbaren „Geiztriebe" und die am Fuße der Reben entstehenden „Wasserschosse" werden hierbei möglichst frühzeitig entfernt und bald nach der

Bogenerziehung der Rebe (Moselerziehung). (Phot. M. Bätz, Trier.)

Blüte auch die Fruchttriebe bis auf etwa vier Blätter über der obersten Traube zurückgenommen. Nur so viele Triebe läßt man bei den meisten Erziehungsarten stehen als zur Sicherung des nötigen Fruchtholzes im nächsten Jahre erforderlich sind. Diese werden während des Sommers wiederholt am Pfahl hochgebunden und erst Ende Juli über dem Pfahlende gekappt.

Zu den Kulturarbeiten kommt der Kampf hinzu, den der Winzer beständig gegen die Krankheiten und Schädlinge der Rebe führen muß, um nicht erhebliche Ernteverluste, ja, ganze Fehlherbste zu erleiden. Von Pilzen müssen der echte Meltau durch Schwefeln, der falsche Meltau, der rote Brenner und die Stiel- bzw. Sauerfäule durch Spritzen mit kupferhaltigen Brühen bzw. Schmierseifelösungen bekämpft werden. Die Reblaus erfordert das Aushauen ganzer Weinberge, da sie nicht getötet werden kann, ohne daß man gleichzeitig den Rebstock, an dessen Wurzeln sie saugt, vernichtet, oder man muß die Edelrebe auf nicht anfällige, amerikanische Unterlagsreben pfropfen. Die Raupen zweier Kleinschmetterlinge, als „Heu- bzw. Sauerwurm" bezeichnet, befressen in der ersten Generation die Blüten, in der zweiten die noch unreifen Trauben und müssen daher durch Bespritzen und Bestäuben der gefährdeten Rebteile mit Giftmitteln unschädlich gemacht werden. Andere Insekten, wie der Rebstichler, der Dickmaulrüßler, Schildläuse usw., sind von mehr lokaler Bedeutung. Bedeutsame Fortschritte in der Bekämpfung dieser Krankheiten und Schädlinge wurden erzielt, seitdem sich die Wissenschaft um sie bekümmerte.

Hat so der Winzer in harter Arbeit die Traube bis zur Reife herangezogen, so bedrohen Frühfröste noch zuletzt die Ernte. Müssen doch die Trauben bis zu dem meist erst Ende Oktober eintretenden Blattfall hängenbleiben, um auszureifen! Sie werden dann mit der Schere geschnitten, in sauber gestrichenen Eimern oder ausgepichten Körben mit Hilfe von größeren Sammelgefäßen zum „Maischbottich" getragen und vor dem Einbringen mit Handmühlen zerquetscht. Vom Maischbottich wandern sie auf die Keltern, früher mit der Hand, jetzt meist mit hydraulischem Druck arbeitende

Gärkeller der preußischen Weinbaudomäne Avelsbach bei Trier. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Fertigstellen des Sektes. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Weinlese am Rhein. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Pressen, in denen sie mit etwa 60 Atmosphären Druck ausgepreßt werden. Der ablaufende Most wird in Fässer von 600 bis 1200 l Inhalt geleitet und bei einer Temperatur von etwa 15 Grad im „Gärkeller“ vergoren. Ist der Most im Faß, so wird in guten Jahren der glücklich eingebrachte „Herbst“ durch ein Erntefest mit Gesang und Tanz gefeiert.

Die Vergärung des Mostes bewirken winzige, bereits auf der Traube vorhandene Hefepilze. Diese zerlegen den im Most vorhandenen Zucker in Alkohol und Kohlensäure. Sobald die Haupt⸗ und Nachgärung beendigt sind, also nach zwei bis drei Monaten, wird der nun vorhandene „Jungwein“ von dem am Boden des Fasses abgesetzten „Hefetrub“ durch Umfüllen in andere Fässer getrennt oder, wie der Fachausdruck lautet, „abgestochen“. Er kommt nun bereits in den eigentlichen Weinkeller, wo er bei einer Temperatur von 8 bis 9 Grad unter Mitwirkung von Bakterien „ausgebaut“ wird. Während dieser Zeit wird er noch mehrere Male umgefüllt und dauernd gepflegt, denn auch hier bedrohen zahlreiche Krankheiten den Erfolg. Durch Essigbakterien kann der Wein zum Beispiel einen „Essigstich“ erleiden, während eine Menge Kahmpilze den Wein bei Berührung mit Luft trübe machen und geschmacklich ungünstig beeinflussen. Auch durch rein chemische Umsetzungen kann er Schaden nehmen, wenn etwa der Säure⸗ oder Alkoholgehalt der normalen Höhe nicht entspricht. Je nach dem Jahrgang wird der Wein nach Ablauf von einem bis mehreren Jahren auf Flaschen gefüllt, wo er noch weiterhin, hauptsächlich durch biologische Vorgänge, also mit Hilfe von Mikroorganismen, ausgebaut wird, bis er als trinkreif bezeichnet werden kann. Dieser Zeitpunkt tritt im allgemeinen um so später ein, je wertvoller der Wein ist, und kann erst nach Jahrzehnten gegeben sein. Nach Erreichung des geschmacklichen Höhepunkts beginnt der Wein allmählich wieder an Geschmackswert zu verlieren, er wird „firn“ und schließlich „tot“, wie der Kenner sagt. Der Geschmackswert und damit die Güte eines Weines wird durch den Alkoholgehalt (bei deutschen Weinen im allgemeinen 70 bis 100 g im Liter), durch die Säure (Weinsäure und Apfelsäure, bei deutschen Weinen 6 bis 15 Teile im Liter) und endlich durch den „Weinkörper“ oder „Extrakt“ bestimmt, d. h. diejenigen Stoffe, wie Glyzerin, Mineralstoffe usw., die beim Eindampfen des Weines zurückbleiben und bei deutschen Weinen etwa 20 bis 30 g im Liter betragen. Der Wert vieler Weine wird noch durch die „Blume“ oder das „Bukett“ erhöht, d. h. die Duftstoffe, die dem Wein bei einer bestimmten Temperatur entströmen.

Als „Naturwein“ bezeichnet man das in keiner Weise verbesserte Erzeugnis, während verbesserte Weine durch eine vom Gesetz erlaubte Trockenzuckerung bzw. Zuckerwasserzusatz von bis zu 20 Proz. des fertigen Produkts dem Geschmack angepaßt sind. Eine solche Verbesserung darf nur bis zu der Güte erfolgen, die im Durchschnitt einer Reihe guter Jahre in der betreffenden Lage erzielt wird.

Aus Wein wird durch eine vermittels Zuckerzusatz erzeugte neuerliche Gärung Sekt gewonnen. Auch dient Wein als Ausgangsmaterial für „Weinbrand“, während Tresterbranntwein aus den nochmals vergorenen Traubenrückständen (Trester) gewonnen wird. In beschränktem Umfange werden die Trauben besonderer Sorten als „Tafeltrauben“ genossen.

So sind für die Erzeugung des Weines nicht nur warme Süd- und Südwesthänge südlich des 50. Breitengrades erforderlich, sondern auch viel Mühe und Sachkenntnis von seiten des Winzers, und der Kenner wird daher einen guten Tropfen auch deshalb mit der nötigen Ehrfurcht genießen.

Weinprobe bei einer Weinversteigerung in Trier. Nach einer Zeichnung von Alfred Liebing.

DIE DEUTSCHEN WEINBAUGEBIETE

VON DR. FELIX MEYER-ZELTINGEN.

Der deutsche Weinbau nimmt hinsichtlich des Flächenraumes mit seiner im Ertrag stehenden, 75000 ha umfassenden Weinbergsfläche unter den weinbautreibenden Ländern Europas etwa die sechste Stelle ein. Hinsichtlich der Qualität und des Wertes der Weine aber steht er keinem anderen Lande der Welt nach. Der deutsche Wein ist eben Qualitätswein und gefällt vornehmlich drei Sinnesorganen, nämlich: dem Gaumen, der Nase und dem Auge.

Die deutschen Qualitätsweine wachsen hauptsächlich im Stromgebiete des Rheins und seiner Nebenflüsse. Das Gebiet der Rheinweine erstreckt sich von Basel bis zum Siebengebirge.

Vor allem ist es der Wein vom Rheingau, dem unter allen deutschen Gewächsen die Krone gebührt. Er bringt auf einem in einer Ausdehnung von 30 km sich hinziehenden, fruchtbaren Landstriche, mit eisenhaltigem Tonboden, angeschmiegt an die Hänge des heißblütigen, vulkanischen Taunusgebirges mit seinen zahlreichen Mineralbrunnen, durch dessen Höhenzüge vom rauhen Nordwind geschützt, unter dem längsten und günstigsten Einfall der Sonnenstrahlen, die besten Weine der Welt hervor. Charakteristisch ist der reine Rieslingsatz. Um den Vorrang streiten sich Schloß Johannisberg, mit seiner vollen und doch feinen Blume, die im Alter an brennenden guten Siegellack erinnert, und Steinberg, ein sehr energischer, vornehmer und geistiger Wein mit starkem Duft. Aber auch die Weine von Schloß Vollrads, der Erbacher, der Markobrunner mit seinem feinen Resedaduft, der elegante, würzige Rauenthaler, der Hattenheimer, der feste, aber duftige Gräfenberger, Hallgarter Schönhelle, Östricher Doosberg, Eltviller Taubenberg, der milde, zarte und doch feurige Hochheimer, Kirchenstück und Domdechaney, die nach Jasmin und Levkoien duftenden, schmalzigen Weine von Rüdesheim und Geisenheim, sie alle sind Perlen in der Kette der rheinischen Weingemarkung und gehören zu den Hochgewächsen Deutschlands. Dort, wo der Rhein eine scharfe Biegung nach Nordwesten macht, hört das klassische Weinland der Edelgewächse, das rheinische Paradies, die Hochburg des deutschen Weinbaues auf, Aßmannshausen bildet einen würdigen Schluß.

Das Ruwertal oberhalb des Rittergutes Grünhaus.

Die Rheingauer Trockenbeerenauslesen in kapitalen Weinjahren, aus rosinenartig zusammengeschrumpften und somit an Traubenzucker, Bukett und Extraktstoffen konzentrierten Trauben, bringen Mostgewichte von 200 bis 300 Grad (Öchsle) zutage. Diese goldigen Beerenauslesen mit ihrem honigsüßen und wundervollen Aroma, ihrer erquickenden Fruchtsäure, dem erwärmenden Geist ihrer Fülle und ihrem Wohlgeruch sind die Spitzen der deutschen Edelweine, sie werden nur in kleinen Mengen erzeugt und erzielen deshalb Seltenheits- und Liebhaberwerte wie kein anderer Wein der Welt. Rheinabwärts bringen an steilen Felshängen brauchbare Tropfen und angenehme Tischweine hervor: Lorch, Bacharach, Steeg und Osterspay. Nach Norden, stromabwärts, läuft der Weinbau am Siebengebirge aus. Dem Siebengebirge gegenüber tut sich auf der linken Rheinseite das wildromantische Ahrtal auf, an dessen steilen Felshängen der aromatische, würzige, feurige, der alkohol-, farb- und extraktreiche Ahrrotwein wächst, der wegen seiner heilbringenden Wirkung ärztlicherseits sehr empfohlen wird. Seine schmalzigen und vollen Weine können infolge der verbesserten Kultur, der Einführung des Entrappens der Burgundertrauben und der veredelten Gärungstechnik und Kellerwirtschaft den Bordeauxweinen an die Seite gestellt werden. Sein etwa 800 ha großer Rebbestand setzt sich zusammen aus 75 Proz. blauem Spätburgunder, 2 Proz. Frühburgunder, 8 Proz. blauem Portugieser und nur 15 Proz. weißen Traubensorten, unter denen der Riesling, Elbing und Sylvaner vorherrschen. Die Weine von Ahrweiler, Walporzheim, Bachem, Marienthal, Dernau, Rech, Laach und Reimerzhoven haben besonderen Ruf.

Der Spielberg bei Bad Dürkheim.

Am Deutschen Eck bei Koblenz begrüßt Altvater Rhein seine Tochter Mosel. Der Moselweinbau ist vorrömischen Ursprungs. Der Moselwein ist feminini generis, er ist die milde und zarte Tochter des feurigen und stolzen Rheinweines. Moselwein ist Rieslingwein, eine andere Rebsorte besteht nicht mehr; und Moselweinbau ist Qualitätsbau. Hier ringt in der nördlichsten Zone der unermüdliche Winzer den steilen Hängen auf rauhem und sonnendurchglühtem Schieferboden ein ganz vortreffliches Gewächs ab.

Ein eleganter, süffiger, prickelnder, rassiger, grüngoldiger und charaktervoller Wein, der je nach Jahr und Lage blumig, edel, reif, vornehm, voll, saftig, schmalzig, kraftvoll, mächtig und recht würzig ist.

Das Beste der Reben wächst an südlichen, durch starke Windungen des Flußlaufes gebildeten, gegen Nord- und Ostwind geschützten Berghängen in Winningen, Valwig, Entkirch, Kinheim, Erden, Ürzig, Zeltingen, Graach, Wehlen, Bernkastel, Lieser, Brauneberg, Winerich, Thron und Piesport. Der König bleibt unstreitig der Bernkasteler Doktor mit seinem typischen Rauchgeschmack.

An der Hand führt die Mosel ihre Kinder: Saar und Ruwer, die Enkel des Vater Rheins. Von Trier aus setzt sich der Weinbau fort in den Tälern von Saar und Ruwer. Hier wächst in Serrig, Ockfen, Wawern, Canzem und Wiltingen der stahlige, elegante, rassige Saarwein, ein lebensfroher Wildfang, und in Waldrach, Casel, Eitelsbach und Grünhaus der blumige, rassige und stahlige Ruwerwein.

An der Saar herrscht der Großbetrieb vor. Die Hauptweinhandelsplätze der Mosel sind Trier, Trarbach, Cochem und Koblenz.

Mit dem Scharlachberg bei Bingen eröffnet die Nahe ihren Reigen. Bretzenheim, Winzenheim, Kauzenberg, Laubenheim, Waldböckelheim und Schloß Böckelheim sind Namen von Klang und Fülle. Früher segelte der Nahewein unter falscher Flagge, heute aber hat er sich zur Selbständigkeit durchgerungen. Der Wein ist nicht wild und rassig wie der von Mosel, Saar und Ruwer, nicht schwer, wuchtig und massiv wie der vom Rhein, er ist ruhiger, gehaltvoller und blumiger. Er ist die Brücke vom Rhein- zum Moselwein, denn er hat von jedem etwas und weist in seinen besseren Gewächsen neben Blume und Frucht die Vorzüge der Rieslingweine auf. In Weinsheim, Sponheim, Hargesheim, Roxheim, Gutenberg und Wallhausen wächst auch ein guter Wein. Bei Kirn findet der Naheweinbau sein Ende. Der Haupthandelsplatz und auch der Hauptsitz der deutschen Kellereimaschinenfabrikation ist Kreuznach a. d. Nahe mit seinen berühmten Lagen: Kauzenberg, Kronenberg, Hinkelstein, Forst- und Kahlenberg. Der jährliche Umsatz an Wein beträgt etwa 30000 Stückfaß. Die ganze Nahe umfaßt etwa 55 weinbautreibende Orte, hat eine Weinbaufläche von 5000 ha, wovon 3000 ha auf den Kreis Kreuznach entfallen.

Im Süden schließt sich das umfangreiche hessische Weingelände an. Dort, wo der Rhein die beiden Provinzen Rheinhessen und Starkenburg scheidet, ziehen sich in einer endlosen Kette am linken Ufer des Stroms entlang die mit Reben bewachsenen Hänge, deren fruchtigen und edlen Weinen Rheinhessen seinen guten Ruf als Weinland zu verdanken hat. Doch sind es nicht nur die nach dem Rhein abfallenden Hügel, die in grünem Rebschmucke prangen, sondern auch im Innern der Provinz dienen weite, sanfthügelige Flächen einer ausgedehnten Rebkultur. Die Rebfläche Hessens umfaßt ungefähr 14000 ha, von denen nur etwa 300 ha auf Starkenburg entfallen. Die Weißweingewinnung beschränkt sich auf den Riesling und Sylvaner. Für den Rotwein sorgt der Burgunder und Portugieser.

Namen mit Klang und Farbe umfaßt das hessische Weinland. Bingen, Meckenheim, Worms (Liebfrauenmilch), Nierstein, Oppenheim, Bodenheim, Segelheim und Laubenheim. Nicht gerade

Staatliche Domänenkellerei in Aßmannshausen am Rhein. (Phot. F. Brodbag, Eltville a. Rh.)

Pflügen im Weinberg eines Beispielbetriebes der Provinzial-Lehranstalt zu Kreuznach in Waldböckelheim an der Nahe.
Rechts: St. Goarshausen mit Burg Katz. (Phot. August Rupp, Berlin.)

Mitte links: Die große Moselschleife zwischen Bullay und Pünderich. Auf der Berghöhe: Die Marienburg. — Mitte rechts: Bei der Weinlese in Nierstein am Rhein. — Unten links: Rebenhänge am Steinberg in Würzburg am Main. — Unten rechts: Ocfen a. d. Saar mit staatlicher Domäne. (Phot. M. Bätz, Trier.)

Alken an der Mosel.

Nach einem Aquarell von Prof. Hermann Schnee.

wuchtig und besonders blumig, aber süffig, frisch und görig sind Hessens Weine, und vor allem der rassige, edle, duftige Oppenheimer mit seiner saftigen Frische, gepaart mit Reintönigkeit und Milde, sowie die würzige und liebliche Liebfrauenmilch der Nibelungenstadt Worms können mit Recht den rheinischen Edelgewächsen gleichgestellt werden. In Ingelheim, der Pfalz der Karolinger, wächst ein aromatischer roter Burgunder. An den warmen, wellenförmigen Abhängen des Odenwaldes zieht sich die rebumkränzte Bergstraße hin mit Heppenheim, Bensheim, Querbach und Zwingenberg. Das Gros der süffigen Konsumweine liegt mehr im Innern der Provinz.

„Fröhlich Pfalz — Gott erhalt's!“ Ja — wirklich, weinfröhlich und stimmungsvoll ist hier das Volk, das uns die massiven, schmalzigen, natursüßen und milden Traminerweine und die feurigen und bukettreichen Rieslinggewächse sowie die frischen und angenehmen Sylvanerweine baut. Kein deutsches Weinbaugebiet weist eine solche Mannigfaltigkeit der Produkte auf wie die Rheinpfalz, vom kleinsten Massenwein bis zum Spitzengewächs. Charakteristisch ist das Fehlen der Säure und die große Menge unvergorenen Naturzuckers in guten Jahren. Die Haardt, das sogen. „Weingebirge“, schützt vor rauhen Nord- und Ostwinden. Das milde Klima läßt auch den Rebbau in der Ebene zu. In bezug auf Größe, Fläche und Qualität steht die Rheinpfalz an erster Stelle in Deutschland. Ihre Gesamtrebfläche beträgt rund 14000 ha, davon dienen 12000 ha der Herstellung des Weißweines und 2000 ha dem Rotweinbau. Aber vor allem im Qualitätsweinbau ist die Pfalz führend. Zum Qualitätsbezirk I gehören Forst, Deidesheim, Königsbach, Ruppertsberg und Wachenheim. Zum Qualitätsbezirk II: Dürkheim, Ungstein, Gimmeldingen, Haardt, Kallstadt, Neustadt, Winzingen und Niederkirchen.

Hügelheim bei Müllheim im Markgräfler Land. (Gegend im südwestlichen Teil des Schwarzwaldes.)

Die Rebfläche des Badener Landes geht von Jahr zu Jahr stark zurück. Trotzdem bietet es eine reichhaltige Weinkarte. Zwar ist der Seewein zuweilen recht herb und sauer. Aber auch er bringt in besseren Jahren auf der Insel Reichenau, in Meersburg, Hagnau und Immenstadt ganz brauchbare Weine hervor. Die Strecke von Basel bis Freiburg ist das Gebiet, das aus der Gutedeltraube den auf Lehmboden gewonnenen, berühmten Markgräfler, einen vortrefflichen, milden, zarten und mäßig sauren Tischwein, in den bekannten Lagen Müllheim, Laufen, Staufen, Ebringen und Kirchhofen liefert. Es ist eine Spezialität des Badener Landes, daß der Wein hierzulande offen ausgeschenkt wird und die Flaschenfüllung daher eine Ausnahme bildet.

Blick auf Freyburg an der Unstrut mit dem Jahnhaus.

Der Breisgau mit seinen verschiedenen Böden spendet kleine Weißweine, von denen der Glottertäler dem unvorsichtigen Zecher stark in die Glieder fährt.

An dem isoliert in der Rheinebene stehenden vulkanischen Gebirgsstock des Kaiserstuhls wächst bei intensiver Kultur und bei einem buntscheckigen Rebsatz, namentlich bei Ihringen, Bickensohl und auf dem Blankenhornsberg, ein säurearmer, recht guter Tisch- und Mittelwein, der den Weinen am Mittelrhein gleichgesetzt werden darf. Die Ortenauer- und Bühlergegend umfassen die größte Rebfläche des badischen Weinbaugebietes.

Nördlich von Ortenau tritt keine einheitliche Weinqualität mehr hervor. Eine Reichhaltigkeit und Verschiedenartigkeit von Böden und Rebsorten lassen einen einheitlichen Charakter nicht mehr aufkommen.

Auch Baden nimmt mit Hessen teil an dem am westlichen Odenwald sich hinziehenden Rebland der Bergstraße.

Das auf Muschelkalk und Buntsandstein gestockte Rebland im Taubergrund, dem die für den Weinbau erwünschte klimatische Bevorzugung fehlt, ist stark zurückgegangen. Man zählt es weinbaulich zuweilen zu Franken.

Der Frankenwein ist Bocksbeutelwein, so genannt wegen der sonderbar „plattkugeligen“ Flaschenform, in der er zum Ausschank kommt. Den Namen Frankenweine führen die im Gebiete des Mains und seiner Nebenflüsse von Staffelstein bis Hanau wachsenden Weine. Diesen Namen führen auch die Weine vom Saale- und Taubertale. In das Gebiet der Frankenweine teilen sich Bayern, Baden, Württemberg und Hessen. Die Bodenverhältnisse sind außerordentlich wechselnd. Der Hauptrebsatz ist der Sylvaner. Rotweinsorten, wie Burgunder und Portugieser, dehnen sich zwischen dem Spessart und Odenwald am Untermain aus. Die Weißweine sind markig, würzig und harmonisch; hauptsächlich in eigenartigen Mittelweinen, mit energischem Geschmack und Kraft, ist Franken besonders leistungsfähig. Die besten Weine sind die bei Würzburg reifenden, feurigen und würzigen Stein- und die zarten, duftigen und eleganten Leistenweine, das Fürstenpaar unter Frankens Edelweinen. Die Saaleweine sind markig und voll Körper, und der Wein des Taubertales ist der beliebte Schillerwein.

In Schwaben ist das Einkellern beim Erzeuger, wie in anderen Gebieten, nicht die Regel. Das Neckartal, Remstal, Enztal, der Zabergäu, das Kocher- und das Jagsttal, der Taubergrund und die Bodenseegegend können nicht genug Wein liefern, um den Durst der weinfröhlichen Landsleute zu stillen. Die Mannigfaltigkeit der Rebsorten, die Verschiedenartigkeit der Böden und der Erziehungsarten sind eine Sonderheit des württembergischen Weinbaues, der jedoch leider von Jahr zu Jahr an Fläche verliert.

Auch der sächsische und thüringische Weinbau geht mit Riesenschritten zurück. Die Verwüstungen des 30jährigen Krieges, der moderne Eisenbahnverkehr, der Fortfall der landsmannschaftlichen Zölle innerhalb des Zollvereins und schließlich die in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark auftretende Reblaus haben die Rebfläche stark verringert. Neuerdings baut sich der Weinstock vornehmlich bei Meißen und in der Lößnitz auf reblausfesten Amerikanerunterlagsreben auf. Großes hat hier die staatliche Rebveredelungsanstalt Naumburg gewirkt. Eine Spezialität dieses Gebietes ist der weiße Burgunder, der recht schöne, harmonische und runde Tischweine liefert. Auch hier unterscheidet man Schillerwein und den „Blanken“.

Der Wein unserer bedrohten Ostmark, der Grüneberger, darf nicht vergessen werden. Vielen mag der Weinbau in Schlesien als ein Witz erscheinen, obwohl er für die schlesischen Winzer selbst eine sehr ernste und wichtige Angelegenheit ist, die es verdient, nicht allein als historische Reminiszens, sondern auch als Faktor der schlesischen Wirtschaft und als vorgeschobene Insel, als Ostmark deutschen Weinbaues gewürdigt zu werden. Gegenwärtig sind etwa 1250 Weinbergsbesitzer mit 400 ha Anbaufläche vorhanden. Der Grüneberger Sandboden mit lehmigem Untergrund eignet sich erfahrungsgemäß sehr gut für den Weinbau, der bei einer brauchbaren Sortenwahl in den meisten Jahren gut ausreift und sogar ohne Zuckerzusatz einen recht guten, keinesfalls sauren Wein liefert, der meist im Produktionsgebiet flotten Absatz findet. Daß die Zahl der Rachenputzer im schlesischen Gebiet etwas größer ist als sonstwo, liegt nicht am Bau, denn der ist mustergültig, es ist dies lediglich eine Folge der Mißgunst der Natur.

Weinkelterei in Schlesien.

Wenn der deutsche Wein genannt wird, gehen unwillkürlich die Gedanken vom Rhein bis Grüneberg. Ein inniges Band umschlingt die deutschen Rebengaue. Die unglückliche Weinzollpolitik schmiedet sie noch fester zusammen zu einer Not- und Schicksalsgemeinschaft. Aber den Kopf läßt der deutsche Winzer nicht hängen, er arbeitet unverdrossen weiter in seinem Weinberg und bringt aus seinen heimischen Bergen zur deutschen Weinschau am Rhein, in der Stadt am Deutschen Eck, das Beste, was seine Reben spendeten. Diese reichhaltige und interessante Kollektion deutscher Gewächse, die dort zum Ausschank kommt, wird von dem Bienenfleiß des deutschen Winzers erzählen und den deutschen Männern von Nord und Süd und West und Ost ins Hirn hämmern: „Wer deutsch will sein, trinkt deutschen Wein.“

DER WEIN UND DIE DEUTSCHE KULTUR

VON DR. GÜNTHER WOHLERS.

Plastische Darstellung des Christus in der Weinkelter. 15. Jahrhundert, Doppelspindelkelter. Wein-Museum zu Speyer.

St. Urban. Aus dem Besitz von Dr. jur. v. Bassermann-Jordan, Deidesheim.

„Deutscher Wein und deutscher Sang ...", so klingt es im Deutschlandliede. Wohl kaum ein anderes Land wird seinem Rebensafte den Ehrenplatz in der Nationalhymne eingeräumt haben. Der Deutsche liebt seinen Wein; der deutsche Wein ist ein Volksgut geworden. Sagen und Legenden haben sich um den Weinstock gewoben, und selbst eine religiöse Weihe ist ihm zuteil geworden.

Die Erhebung des Weines in die mystische Sphäre der Symbolik des Abendmahles hat eine lange Kette künstlerischer Schöpfungen nach sich gezogen. Die kirchlichen Kultgeräte, Kelche, Kannen, Monstranzen und Paramente mit Trauben und Ähren als den Sinnbildern des Blutes und Fleisches Christi, haben im deutschen Mittelalter Ausführungen gefunden, die Perlen deutschen Geistes und deutschen Könnens sind. Es mag dieser kurze Hinweis genügen, weil es sich bei diesen Stücken um Werke handelt, die dem Wesen nach keine deutsche Eigentümlichkeit darstellen; denn Traubenranke und Ährenstrauß haben in allen Ländern christlicher Bekenntnisse als Symbole Verwendung gefunden. Aber in Deutschland ist das Volk aus sich heraus den man weitergegangen; neben der Kirche hat auch Wein in Verbindung mit dem Überirdischen gebracht. Weinkanne und Weintraube sind in der Ikonographie heimisch geworden. Der „Winzer Schutzherr Kilian", den das fröhliche Frankenfahrerlied in allen Gauen des Vaterlandes zum treuen Freunde fröhlicher Menschen hat werden lassen, ist der allgemeine „Weinheilige" geworden. Daneben kommen in den deutschen Weinbaugebieten noch viele lokale Schutzherren vor; meistens ist es der Patron der Pfarrkirche, den die weinbautreibende Gemeinde sich erkoren hat. Die ersten reifen Trauben legt man hier einer Gottesmutter in den Schoß, und dort bindet man die Frucht an den Arm eines heiligen Laurentius. Man läßt den Heiligen der Dorfkirche wissen, daß man ihm dankbar ist, da er die Mühen gelohnt. Und mehr noch! Die Traube galt schon früher als ein Symbol der Fruchtbarkeit. Sehr oft findet sich auf Madonnenbildern der spielende Christusknabe mit einer Traube, und die mystisch eingestellte Zeit, die von der Marienverehrung zu einer besonderen Huldigung der heiligen Anna gelangte, drückt sogar der Mutter Mariens die Traube in die Hand. Es mag sein, daß in vielen Fällen die Traube ein Hinweis auf das Erlösungswerk sein soll, wie ja auch die alttestamentlichen Traubenträger, die der Eisenguß im 16. und 17. Jahrhundert so beliebt gemacht hat, schon früh als ein Vorbild des Erlösungswerkes aufgefaßt worden sind. Auch die Darstellung des Christus in der Kelter steht mit dem Martyrium von Golgatha in engster Verbindung.

Der tiefe Sinn solcher Darstellungen des Schmerzensmannes, der nach mittelalterlicher Art die Trauben tritt, ist der, daß durch das Leiden des Herrn die Befreiung der Menschheit möglich wurde. Der Schmerz ist die Voraussetzung der Erlösung. In einem Gemälde, das sich im Bayrischen Nationalmuseum zu München befindet, sind die Mühsale, denen der Gottessohn sich unterwirft, besonders unterstrichen; das Kelterbrett ist durch das Kreuz ersetzt.

Überaus zahlreich sind die Beziehungen, die den Wein mit dem Religiösen verbinden. Nicht immer ist die Ursache die tiefe Glut jener Jahrhunderte, in denen der Streit um das Abendmahl den Glaubenseifer bis zum äußersten steigerte. Naive Volkskunst und recht häufig auch kecke Lebenslust haben einen Bund geschlossen.

Wer sich der Arbeit unterziehen wollte, einmal alle Weinpoesie nach psychologischer Methode zu ordnen, der fände eine fein abgestufte Leiter. Vom einfachen, aufrichtigen Volksglauben käme man von harmloser Andacht zum Lebensüberschwall, um schließlich bei unflätiger Frivolität zu landen. Wenn es wahr ist, daß der „rechte Adam" sich erst dann zeigt, nachdem der Mensch getrunken hat, so ist die Trinkpoesie bestimmter Zeiten und bestimmter Klassen gewiß einer der wichtigsten kulturgeschichtlichen Niederschläge. Hehres und Flaches stehen hier näher beieinander denn anderswo. Edles und Gemeinheit, Kunst und Kitsch sind oft schwerer zu sondern als Spreu und Weizen. Den einen macht der Freudetrank zum Herrn, den anderen zum Knecht. Das war schon immer so, und deshalb hat es stets Leute gegeben, die der Wein „erhöhte", und die deswegen dem Traubengotte ihre Lieder sangen, und solche, die auf den Zecher schimpften. Und seltsam! Auch durch die Gegner ist eine Verbindung mit dem Religiösen gefunden worden.

Weinlese von Mönchen.

Die Blaukreuzler des Mittelalters haben als Trinkerschreck das Podagra an die Wand gemalt, und das Podagra galt als „Sant Urbans Plag". Der Trinker im Weinsegen des Rosenplüt, dem der „Kitzelgaumen", wie er die „Naschung" nennt, so trefflich mundet, bekommt schon einen kleinen „Moralischen", als es ihm schmecket „besser denn alle Brunnen, die aus dem Felsen je sind gerunnen", und er betet, „da er die Enten nicht leiden mag":

„Behüt' Dich Gott vor Sant Urbans Plag
Und beschirm mich auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stiege hinab muß tauchen."

Zu Zeiten des trefflichen Hans Sachs' muß es ganz schlimm gewesen sein; denn da war „Sant Urbans Plag eine deutsche Plag, nämlich, daß sich einer voll saufe und mache ein Sewmaul". Und soll nun wirklich der heilige Urban, dessen Standbild Dr. v. Bassermann-Jordan der Reichsausstellung „Deutscher Wein" zu Koblenz in freundlicher Weise überlassen hat,

Winzerbecher im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.

Weinlese im 18. Jahrhundert. Stich von Claudine Stella nach einem Gemälde von Jacques Stella.

Freiheitsbecher der Burschenschaft „Germania", Erlangen.

Weinlese. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von L. Braun aus der „Illustrirten Zeitung“ von 1865.

Gesellschaft im „Krokodil“ zu München. Nach einer Zeichnung von Th. Pixis.

die Traube als Warnungszeichen erheben? Man kann es kaum glauben; und deswegen haben Leute, die weniger Angst vor dem Zipperlein haben, auch schon lange vor uns eine neue Legende gewoben. Sant Urban sei einmal durch einen Weinstock vor dem Tode gerettet worden, als er sich in dem strauchigen Buschwerk den Blicken seiner Verfolger entzog, und deswegen hält der würdige Pontifex die Traube hoch. Er warnt nicht vor dem Wein, er dankt ihm als einem Lebensretter.

Religiöse Motive kommen aber auch noch in anderer Hinsicht bei der „Weinkunst“ zum Ausdruck. Die Erkenntnis, daß es nach dem Tode im anderen Leben weniger feucht-fröhlich zugehen werde, läßt den wohlgemuten Zecher nicht an jene ferne Zukunft denken. Kirchliche Vorbilder werden herangeholt, um sie mit dem Geiste frischen Übermutes neu zu durchdringen. Die Marienhymnen und Psalmen werden nachgeahmt; lateinische Strophen und Orationen der Messe fließen in wenig kirchliche Texte mit ein. Die Mariengrüße finden Parodien in den „Weingrüßen“. „Nu grüß dich Gott, mein Rebensaft.“

Die Weinprobe. Nach einem Gemälde von Johann Peter Hasenclever in der Nationalgalerie zu Berlin.

Im Schritt der Prozessionen, auf die Melodie eines Wallfahrtliedes ziehen Landsknechte einher und beten zu „unser lieben frawe vom Kaltenbrunnen um eine warme sunnen“. Durch eine starke Ironie wird alsdann der religiöse Charakter zerschlagen.

Es sind Spielweisen, die durch Jahrhunderte immer wiederkehren, und die zur Zeit des „Überbrettls“ eine reiche Wiederbelebung erfahren haben. Die Vaganten, die Heimatlosen, „die tumben Brüderlein, so nicht wissen, wo sie sich hinkehren“, sie haben am meisten den Schatz der Trinklieder bereichert. Sie haben viele gute Dinge uns geschenkt und — vielleicht noch viel mehr schlechte. Was alles in Studentenkneipen, auf der Handwerksburschenpenne und am Lagerfeuer gesungen wurde, ist nicht immer wahre Poesie.

Mannigfaltig sind die Formen, die deutscher Geist in der „Weinkunst“ gefunden hat.

Das Wesen des Weines ist hier der Befruchter gewesen. Sonne, Natur, Frohsinn, Übermut, Groteske, Humor — sie alle haben zu allen Zeiten den zündenden Funken in Künstlerherzen geworfen. Das ist zwar auch in anderen Ländern der Fall, aber in Deutschland ist alles reicher. Wo ist der Anekdotenerzähler, der einmal alle die Märlein und Schwänklein sammelte; ein „fein — klein — Büchlein“, ein „Schatzkästlein“ wäre es. Die Historie vom „Wendewein“, vom „Elefanten in der Kelter“ und die Geschichte vom großen Sterben der Mönche, deren Magen „Pant“ gezogen hatte, weil der neue Abt gestrenger war als der weinfrohe Vorgänger.

Und was wäre das für eine Literaturgeschichte, wenn einmal über das Thema „Wein und Geselligkeit“ geschrieben würde! Seht die Gesellschaft im „Krokodil“ euch an. Habt ihr schon einmal selber „Phantasien im Bremer Ratskeller“ erlebt? Eine feierliche Weihe liegt in Deutschlands Gauen auf so mancher gastlichen Stätte. Am Rhein raunt es in der „Wackelburg“ zu Rhens von Geibel, Freiligrath und anderen, die „Krone“ zu Aßmannshausen ist schier ein Museum geworden, und wer an der Mosel einmal von Koblenz bis Trier gezogen ist und überall eine Flasche getrunken und dabei „geistige Interessen“ gezeigt hat, der ist beim Abschiedstrunke im „Roten Haus“ gegen jeden Literaturprofessor gewappnet. Er wird die Prüfung glänzend bestehen, da er von Ausonius bis Josef Lauff die gesamte Geistesgeschichte beherrschen wird. Und die Stuben von Stuttgart, Freiburg, Heidelberg und Würzburg? — Ein Rankenwerk geistiger Art verschlingt sich hier ebenso innig wie die Reben der Weingärten. Überall Poesie, überall Kunst, überall deutsches Gemüt. Gläsersammlungen, Riesenfässer, kunstvolle Küfergeräte, Zunftbecher und Studentenhumpen — erlauchte Zeugen früherer Zeiten, die beweisen, daß Deutschland seinem Wein ein treuer Hüter war.

Und daß dem heute noch so ist, will die Reichsausstellung „Deutscher Wein“ zu Koblenz beweisen. Mitten im besetzten Gebiete ist hier ein Werk erstanden, das neben den Beziehungen des deutschen Weines zur deutschen Wirtschaft die Verbindungen zur Wissenschaft und Kultur nicht vergessen hat. Die Häuser des „Weindorfes“ sind die Vertreter der altdeutschen Baukunst unserer Weinbaugebiete; neben dem alten Kunstgewerbe kommt das neue kräftig zum Wort. Selbst eine Neuschöpfung deutscher Plastik ist eigens für Koblenz geschaffen worden. Josef Henselmann, ein junger Münchener Bildhauer, der Träger des Großen Staatspreises für Bildhauerei 1925, hat, im Auftrage der Vereinigten Weingutsbesitzer Koblenz, ein deutsches Weindenkmal im Ehrenhof der Ausstellung errichtet.

Ein mächtiger viereckiger Block trägt auf Konsolen, die Putten mit Spruchbändern beleben, vier rassige Gestalten. Ein kräftiger, bärtiger, reifer Mann, lebensheiteren Blickes dem Licht entgegenschauend, ein lustiger, frischer Bursche mit dem Schalk im Auge, als wolle er eben einen kecken Streich anzetteln, eine minnige, schlanke, liebliche Jungfrau, fast ein wenig scheu und herbe, und ein in der Fülle fraulicher Reife prangendes, lachendes Weib, das sind die Charaktere des deutschen Weines, des schweren, besinnlichen Männerweines vom Rhein, des zur Ausgelassenheit lockenden, jungen Weines, der Frauenspende des lieblichen, duftigen, feinen, zarten Moselweines und des übermütigen, sprudelnden Schaumweines.

Das ist der Wein, der deutsche Wein, der trotz seiner Lebenslust gewillt ist, sein Recht in der Welt zu verteidigen.

Saurer Wein. Nach einem Gemälde von Edmund Harburger.

BERÜHMTE WEINJAHRE IN DEN LETZTEN DREIHUNDERT JAHREN

Der Ausfall der Weinernte ist nach Gunst der Natur, nach der geographischen Lage, nach dem Auftreten von Niederschlägen, von Schädlingen und Krankheiten, nach der Art der Traubensorte und des Bodens und nicht zuletzt nach der Intensität der Weinkultur von Jahr zu Jahr sehr verschieden. So kommt es, daß die Prädikate der einzelnen Weinernten in den verschiedenen Weinbaugebieten, sogar innerhalb eines Gebietes oder einer Weinbaugemarkung selbst ganz verschieden ausfallen, sich zuweilen konträr gegenüberstehen. Bei wirklich großen, kapitalen Weinjahren jedoch läßt sich schon eher innerhalb der einzelnen Gebiete eine gewisse gleichmäßige Tendenz im Ausfall der Ernten nachweisen. Diese Jahre sind es, die hier etwas näher betrachtet werden sollen. Es sind deren nicht viele, denn es ist ein Erfahrungssatz, daß durchschnittlich alle zehn Jahre eine wirklich vorzügliche Weinernte zu verzeichnen ist. Wenn diese Hauptjahre zuweilen auch kurz aufeinander folgen, so waren doch in der Regel nach solch guten Weinjahren jahrzehntelange Krisen zu erleben, die den Weinbau wirtschaftlich außerordentlich stark beeinträchtigten und ihn in seiner Ausdehnung zum Stillstand oder gar zum Rückgang kommen ließen. Jedoch der Winzer, der mit Leib und Seele an seinen heimischen Reben und seinen heimischen Bergen hing, blieb unverdrossen dem Weinbau treu und hoffte auf bessere Jahre, die ihm nach einer geraumen, aber ziemlich ungewissen Zeit auch beschert wurden. Der ganze Weinbau ist eine Abwechslung von Freud und Leid, ist Hoffen und Harren. Kein Jahr ist vollkommen nach Menge und Güte. Das Ergebnis mancher emsigen Arbeit ist oft durch einen Hagelschlag, Früh- oder Spätfrost vernichtet worden. Der intensivste Qualitätsbau ist heute noch nicht in der Lage, die Natur zu beeinflussen und gute Weinjahre zu schaffen; er kann der Natur lediglich den Weg zeigen.

Kein Tröpferl mehr! Nach einem Gemälde von Prof. Eduard v. Grützner.

Schon die römischen Agrarschriftsteller zeichneten die merkwürdigen Weinjahre auf, und speziell für Deutschland sind es die Limburger Chronik, Johannes Trithemius, die Gesta Trevirorum und einzelne Pfarrer, wie Strezzius in Enkirch und die Frühmesser von Zeltingen, die genaue Aufzeichnungen über den Ausfall der Weinernten der Nachwelt überliefert haben. Diese Angaben gehen oft weit auseinander, decken sich aber in den wirklich großen Weinjahren.

So berichtet der Chronist vom Jahre 1652, es habe viel und guten Wein gegeben, doch die Trauben seien sehr teuer gewesen. Der Jahrgang wurde „Das Wunderjahr“ genannt.

Das Jahr 1712 brachte so viele Trauben, daß sie an manchen Orten gar nicht alle gelesen wurden.

Im Jahre 1718 war bereits acht Tage vor dem Johannistag die Weinlese vorüber. Am 8. Juli fand man rote und weiße Trauben im Wein; bei der Lese waren sie sehr reif. Kaufleute und Wirte kauften alles bis auf den letzten Schoppen auf. In dem berühmten Weinort Zeltingen herrschte deshalb bald solcher Weinmangel, daß der Bürgermeister sich Meß- und Kommunionswein anderer Kreszenz von Köln mußte kommen lassen.

Bacchus. Nach einem Gemälde von Cäsar von Everdingen in der Staatlichen Galerie zu Dresden. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Das Jahr 1746 bezeichnet die Chronik als ein unvergeßliches Weinjahr. Die Lese fiel ganz hervorragend, allerdings nicht sehr reichlich aus.

Obwohl ein 24stündiger Regen alle Trauben mit einer sehr starken Fäule angesteckt hatte, so daß man schon den Tag nach Michaelis lesen mußte, gehört der Jahrgang 1762 zu den besten des Jahrhunderts. „Binnen einem halben Jahr haben die Faktoren für ihre Prinzipale, wegen des Abrufs der neuen Thaler, pro Fuder Wein 160 Rtlr. bezahlt, um ihren Verlust wegen ihrer aufbewahrten Gelder an dem allenthalben gering gemachten 62er Wein wohlprozentlich zu machen, und ist er auch der berühmteste und teuerste Wein verblieben“, weiß der Chronist zu melden.

Im Jahre 1811 wurde den Winzern so viel köstlicher Wein beschert, daß Mangel an Fässern eintrat. Am 21. Mai fand man die ersten blühenden Trauben; sie blühten ungestört bis zum 2. Juni. Am Jakobstag (25. Juli) bereits röteten sich die Trauben.

Ebenso reihen sich die Jahre 1819 und 1822 wie 1827 und 1834 den guten Weinjahren an.

Das Jahr 1857 lieferte vorzügliche Qualität, einen wahren Sonnenwein, voll Kraft und Blume; er wurde „Hypothekentilger“ genannt. Folgendes Scherzgedicht entstand:

„Es quoll aus den Reben
Ein Jubel und Leben,
Daß Noah im Himmel tät schrein:
‚Ach könnt ich doch drunten nur sein!‘“

Der Wein des folgenden Jahres war dem des vorhergehenden an Blume sogar noch überlegen, stand ihm aber an Kraft nach. Auch das Jahr 1865 verdient, genannt zu werden. Im Juli stieg die Hitze bis auf 30 Grad, und schon am 23. Juni sah man rote, reife Trauben.

Die vorwiegend trockene und heiße Witterung im Jahre 1893, in dem es binnen drei Monaten keinen Regen gab, zeitigte ein sehr befriedigendes Leseergebnis.

Auch das Jahr 1895 versprach einen guten Ertrag, die Peronospora (Rebenpilz) wirkte jedoch beeinträchtigend. Ebenso litt der 1897er Wein beträchtlich unter vielen Rebkrankheiten und -schädlingen.

Das sogenannte „Kometenjahr“ 1911 brachte dann wieder einen vorzüglichen Jahrgang hervor, einen würzigen, duftigen Wein, doch nicht allzuviel.

Auch das Jahr 1915 war nicht ungünstig. Man spricht bei ihm von „Frauenwein“ (weil die Männer im Kriege waren).

Das letzte bedeutende Weinjahr seither war das Jahr 1921, das einen hochedeln, kräftigen und feinen Jahrhundertswein mit Aprikosen- und Pfirsichduft und Kognakgeschmack lieferte.

Wenn behauptet wird, der 21er schlage in der Flasche um, so ist das nur bedingt richtig und darf nicht verallgemeinert werden. Nur der 21er, der zu früh auf die Flasche kam, nur ein noch nicht flaschenreifer 21er wird auf der Flasche trüb und verliert, weil bei noch nicht ausgegorenen Weinen auf der Flasche die Gärung erneut einsetzt. Und wenn diese Erscheinung gerade beim 21er häufiger als bei anderen Jahrgängen zu beobachten ist, so ist das ein Beweis dafür, daß der deutsche Konsument zu voreilig nach dem 21er verlangt hat. Es ist aber ein Erfahrungssatz: „Je alkoholreicher und voller ein Wein, desto später wird er flaschenreif.“ Wenn nun der Konsument auf Trübwerden des 21er schimpft, so gilt sein Vorwurf vor allem sich selbst, seiner Ungeduld. 21er, der jetzt auf die Flasche kommt, ist auch noch nach 10 Jahren 21er, nur noch viel reifer und edler, da er sich auf der Flasche noch ausbauen wird. Übrigens ist er als ausgesprochener Naturwein außerordentlich bekömmlich.

Wer behauptet, nur die besseren Lagen hätten guten 21er hervorgebracht, der irrt sich gewaltig. Trotz früher Flaschenreife hatten gerade die kleinen und mittleren Lagen vor den Spitzenweinen den Vorzug prickelnder Spritze bei angenehmer Fülle und daher flotten Absatz. Während die 21er der kleinen und mittleren Lagen fast ausnahmslos im Handel sind, ruhen nur noch die Spitzen im Keller des Produzenten.

Wenn von Weintrinkern behauptet wird, der 21er bereite Herzklopfen, er sei ein „Witwenwein“, so ist dem entgegenzuhalten, daß er den traurigen und apathischen Menschen wohl aufrüttelt, ihn weckt, fröhlich, gesprächig und freundlich macht, daß er auch das Herz vor Freude höher schlagen läßt, daß er aber keinerlei nachteilige Folgen auf das Herz ausübt, wenn er mit Maß und Ziel geschlürft wird.

Für die kommende Generation wird er also ein Wein werden, von dem sie nur mit Ehrfurcht sprechen, den sie aber kaum noch probieren wird, denn in einigen Jahren dürfte dieser König der Weine in festen Händen ruhen und im freien Handel kaum noch für erschwingliches Geld zu haben sein. —

So schaut die Chronik der Weinjahre unter der rosigen Brille aus. Sehen wir etwas näher zu, so finden wir, daß die großen Zwischenräume ausgefüllt sind mit Jahren schlechter Qualität oder geringer Quantität, mit Mißjahren, die den deutschen Winzer, der alljährlich ein großes Kapital in den Weinbau steckt, sehr bedrückten. Es gehört fürwahr beim Weinbau viel Liebe und Hingebung dazu, sich trotz aller Fehlschläge den Mut nicht rauben zu lassen. Dr. F. Biritor.

Von der Reichsausstellung „Deutscher Wein" in Koblenz vom 8. August bis zum 13. September: Leben und Treiben im Weindorf der Ausstellung.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

In dem Weindorfe sind die Weinbaugebiete durch Häuser in der typischen Bauweise der einzelnen Weingegenden vertreten. Der Besucher erhält hier Proben der verschiedenen Weine kredenzt.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(7. Fortsetzung.)

Herrliches, unschätzbares Renntier, ohne das der Korjäke nicht zu leben vermöchte! Es bildet mit seinem Fleisch seine kräftigste Speise, sein Fell gibt ihm Kleidung und deckt seine Jurten, seine Kraft und Schnelligkeit ziehen seine Schlitten und damit seine Habe über die eisige Tundra, und sogar verdauen muß es für ihn und das harte Renntiermoos, das er genießen muß, um nicht nur von Talg und Fleisch zu leben und zugrunde zu gehen, mit seinem schärferen Verdauungssaft so weit vorbereiten, daß ein Menschenmagen es weiterzuverarbeiten vermag.

Keinen vorzeitigen Ekel, zivilisierter Europäer. Auch „Schnepfendreck" ist eine Delikatesse für viele Gourmets, und Krammetsvögel nimmt man nicht aus. Schließlich ist Vogel- und Renntiermagen dasselbe, und der Ekel schweigt vor der eisernen Notwendigkeit des Lebens.

Kergeß hielt vor dem Lagerfeuer. Die Hunde heulten laut auf, und die Männer kamen ihm entgegen.

Eine seltsame Empfindung war jetzt in seiner Brust. Er dachte an die Peitschen von gestern. Er las in ihren Gesichtern, aber der Hohn war verschwunden, und der Teion streckte ihm die Hände entgegen.

„Hat der Schamane dich gefunden?"

Das Gesicht des Alten war ernst und traurig, auch die Mienen der anderen Männer gedrückt. Das ganze Lager schien in tiefer Trauer. Jedenfalls hatte der Schamane nicht vollkommen gelogen.

„Wir sind im Begriff, die Dämonen zu versöhnen!"

Taras Mutter warf eben wieder ein großes Stück köstlichen Renntiertalges in das durch die dauernden Fettgaben hochauflodernde Feuer.

„Du hast gestern, wie wir, in der Hand der Dämonen gelegen; jetzt kommst du zu dem Totenopfer. Wir halten es ab, wenn wir auch nicht einmal ihre Leiche verbrennen können; aber wir wollen die Geister versöhnen."

Kergeß sagte nichts. Daß Tara verschwunden war, bewiesen ihm die Gesichter der Menschen. Er ging um das Zelt des Teion und spähte umher. Schon waren die jungen Männer damit beschäftigt, die Riemen zu lösen. Wieder sagte Lachergeß: „Wir brechen noch heute auf. Wir fliehen von hier. Wer weiß, ob die Dämonen versöhnt sind? Kalpuginik will uns in das Gebiet anderer Dämonen führen, die nichts wissen von dem, was hier geschah. Gut ist er, und wir taten ihm unrecht. Jetzt hilft er sogar mit eigener Hand."

Wieder nickte Kergeß nur kurz mit dem Kopf.

Während der Alte sich an den Kessel setzte und sein Weib den ersten Bissen des Manjallagemisches heraushob, mit ihren schmutzigen Händen zu einem Klumpen zusammendrehte und diesen Leckerbissen ihrem Gemahl in den Mund schob, umkreiste Kergeß die Jurte.

Kalpuginik war hier! Kergeß verstand eigentlich nicht, wie dies möglich war. Allerdings hatte er selbst sich ja lange Zeit den Renntieren überlassen, während der Schamane wahrscheinlich einen kürzeren Weg genommen hatte.

Jedenfalls war er jetzt hier und war eifrig beschäftigt, einige der Riemen zu lösen, die das Fell des Außenzeltes hielten. Dann hob er die Decke, schaute vorsichtig hinein und ließ sie wieder fallen.

„Aus diesem Zelt ist Tara verschwunden!"

Der Schamane zuckte zusammen, als er die Stimme Kergeß' vernahm, sprang auf, hatte sich aber gleich wieder in der Gewalt.

„Du hier? Warum bist du nicht auf dem Wege zu Taraß?"

Wie ein Vorwurf klang seine Stimme. Kergeß war es, als verberge er einen Schreck unter der Maske des Zornes.

„Ich will Abschied nehmen und mit Lachergeß zu den Dämonen opfern!"

Kalpuginik sah ihn an, aber Kergeß hielt seinem Blick stand.

„Dann komm zum Feuer!"

Kergeß ging an seinen Schlitten zurück, nahm von diesem einen kleinen Zobel und ging zur Mutter Taras.

„Nimm das Fell und gib mir Talg, damit ich den Dämonen opfere."

Zustimmend nickte die Alte und strich trotz ihrer Trauer liebkosend über das zarte Fell.

„Sogar den kostbaren Torbochan nahmen sie mit!"

Kergeß beobachtete den Schamanen, während er das Fett in das Feuer warf. Doch dessen Gesicht war wieder ruhig. Dann setzte sich auch Kergeß zu der Manjalla. Lachergeß meinte es gut mit ihm. Er freute sich, daß Kergeß der gestrigen Hiebe, die er vergebens empfangen, nicht mehr gedachte. Er hatte auch gesehen, daß Kergeß den beladenen Schlitten wieder in sein Lager gebracht hatte. Die ganze Nacht wußte er ja selbst nicht, worüber er am meisten getrauert hatte, über den Verlust der Tochter, die erzwungene Zurückgabe der schönen Felle oder über den Zorn der Dämonen.

Neben dem Kessel hatte ein großes Stück Renntierfleisch über dem Feuer gehangen, und der Teion hatte sich mit dem Messer das beste Stück heruntergesäbelt. Jetzt biß er mit seinen Zähnen einen großen Happen von diesem Fleisch ab, nahm ihn mit den Fingern aus seinem Munde und steckte ihn Kergeß in den seinen. Dieser grinste vergnügt und schluckte ihn hinunter.

Inzwischen war die große Jurte niedergelegt, und die Felle wurden verpackt. Auch das Gestell aus Baumästen ließ man nicht stehen, sondern band diese zu Bündeln zusammen.

Sinnend sah Kergeß zu, während er aß. Der Schamane stand neben den Frauen, die sich von ihm trösten ließen. Da kam Kergeß ein Gedanke. Er stand auf und ging zu dem Platz, auf dem die große Jurte gestanden. Jetzt sah man nur ihren Grundriß noch auf dem Boden. Einen großen schwarzen Kreis. All den Schmutz und Ruß, der in den Winterwochen sich dort gesammelt, und in diesem Kreis konnte ein geübtes Auge acht kleine Kreise erkennen. Da hatten die Polochs gestanden. In der Mitte aber waren noch die Steine des Feuerherdes. Sorgsam spähte Kergeß umher. Er warf einen schnellen Blick zu dem Schamanen hinüber, aber der achtete nicht auf ihn. Kergeß suchte etwas Bestimmtes. Merkwürdig war ihm erschienen, daß der Schamane mitgeholfen hatte, die Jurte zu zerlegen. Sonst tat er das nie, weil er sich für etwas Besseres hielt als die anderen. Wie konnte der Diener der Götter gemeine Arbeit verrichten! Kergeß ließ sich auf den Boden fallen und starrte umher. Nichts war zu erblicken. Wenigstens da nicht, wo Kergeß suchte — am äußeren Rande des Außenzeltes. Dann spähte Kergeß weiter und machte sich an dem Schmutz des Innenzeltes zu schaffen. Der Schamane war von den Frauen weggetreten, jetzt stand er vor Kergeß. Wieder glaubte dieser etwas Lauerndes, Schreckhaftes in seinem Auge zu sehen, wenn er auch lachte:

„Du suchst wohl Tara?"

„Ich verlor gestern bei dem Kampf um die Polochs ein Amulett; ich hoffte, es wiederzufinden — da ist es!"

Er nahm ein Steinchen vom Boden und barg es anscheinend vergnügt in seinem Pelzkittel.

„Warum bist du nicht bei Byttcha?"

Noch einmal wiederholte der Schamane die Frage.

„Offengestanden, ich verfehlte den Weg. Da faßte ich den Entschluß, erst mit Lachergeß zu opfern. Willst du mich nicht führen?"

Der Schamane war sichtlich erleichtert.

„Dein Schlitten ist groß, gern will ich dich führen. Die Dämonen wollen es ja, und ich rate dir, fahre bald."

„Ich will nur Abschied nehmen von Vater Lachergeß, dann bin ich bereit."

Während sich der Schamane noch über die Bereitwilligkeit wunderte, trat Kergeß zu dem Teion und sagte mit lauter Stimme:

„Ihr habt mich gestern nicht aufgenommen in euren Stamm. Du gabst mir die Hochzeitsgabe zurück. Kalpuginik sagte mir, daß Taraß mir seine Tochter geben wird. Leb' wohl."

Lachergeß ärgerte sich. Wieder über vieles! Er ärgerte sich für sein totes Kind, daß Kergeß sie so ohne Trauer vergaß und sofort an eine andere Hochzeit dachte; er ärgerte sich, daß ihm die Felle verlorengingen und die kräftigen Arme, die Kergeß besaß, und er ärgerte sich über den guten Bissen, den er ihm vorhin umsonst gegeben. Aber er sah den Schamanen, der jetzt neben ihm stand.

„So geh!"

„Wo schlägst du das nächste Lager auf?"

„Was kümmert es dich?"

„Ich denke, daß wir gute Freunde bleiben, auch wenn ich der Sohn des Teion Taraß geworden."

Nachbarschaft muß gut sein, das wußte auch Lachergeß.

„Südlich vom Anadyr, wo wir immer sind."

„Laß es dir gut gehen."

Er ging zum Schlitten, an dem der Schamane schon stand, und stieg zu diesem auf.

Mit zornigen Blicken sah Lachergeß ihm nach. Gut, daß dieser nicht sein Sohn geworden! Gut für die kleine Tara, daß er ihr Mann nicht war! Da trauerte er stärker um sie. Auch die jungen Männer ballten die Fäuste. Tara fehlte allen. Man hatte nie viel Umstände gemacht, und Zärtlichkeiten waren überflüssige Dinge. Jetzt fehlte allen ihr munteres Lachen, ihr frohes Plaudern, ihre geschickten Hände!

Kergeß und der Schamane saßen nebeneinander auf dem Schlitten, aber sie sprachen kein Wort. Kalpuginik beobachtete Kergeß heimlich. Er verstand ihn nicht — seine Gefügigkeit war ihm verdächtig.

Sie fuhren einige Stunden, während deren der Tag wärmer wurde und auch auf sie der Schmelztau von den Ästen der Bäume herniederfiel.

Endlich sagte Kalpuginik:

„Du lenkst falsch, du mußt —"

„Ich fahre zuerst zu meiner Jurte in der Taiga, vielleicht, daß sich noch Zobel fingen in den Fallen oder ein Silberfuchs."

Von den riesigen Moor- und Heidebränden in der Umgebung von Hannover, die am 23. Juli ausbrachen: Mannschaften der Reichswehr und der Technischen Nothilfe bei den Löscharbeiten. (Phot. Wipro.) — Rechts: Das Schwäbische Landes-Turnfest in Ulm vom 25. bis zum 27. Juli: Der Festzug in der Hirschstraße. Im Hintergrunde das Ulmer Münster.

Franz v. Mendelssohn,
Mitinhaber des Bankhauses Mendelssohn & Co. in Berlin, Präsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin und des Deutschen Industrie- und Handelstages, beging am 29. Juli seinen 60. Geburtstag. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Zu den Ausweisungen der deutschen Optanten aus den ehemals deutschen Gebieten Polens: Ausgewiesene vor der Optantenvermittlungsstelle in Schneidemühl.

Direktor Dr. Kurt Sorge,
langjähriger Leiter des Krupp-Gruson-Werkes in Magdeburg-Buckau, Ehrenvorsitzender des Reichsverbandes der deutschen Industrie, feierte am 28. Juli seinen 70. Geburtstag.

Links: Die feierliche Wiedereröffnung des Häuschens, in dem Mozart im Jahre 1791 die Oper „Die Zauberflöte" schuf, durch den Bundeskanzler Dr. Rudolf Ramek auf dem Kapuzinerberg bei Salzburg. Das Mozart-Häuschen kam 1874 durch Schenkung des Fürsten Starhemberg von Wien hierher. Links davor die Bronzebüste Mozarts von E. Hellmer. — Rechts: Vom Einsturz der im Bau befindlichen großen Stuttgarter Stadthalle infolge eines Gewittersturmes am 23. Juli: Blick auf die Trümmerstätte.

Der Schamane antwortete nicht, und wieder fuhren sie eine Stunde. Ein dicht mit Bäumen besetzter Hang unweit des Anadyr lag vor ihnen. Ganz versteckt zwischen den Stämmen stand die einsame Jurte, in der Kergeß zwei Winter gehaust hatte, um seine Felle zu sammeln.

Klein, viel, viel kleiner als die im Lager des Teion. Auch sie war mit zwei doppelten Fellschichten gedeckt. Aber sie wies kein Eingangsloch auf. Die Felle, die ringsum sorgfältig mit Steinen beschwert waren, hatte Kergeß in kalten Nächten immer wieder mit Wasser begossen. Eine schwere Arbeit, erst das Wasser zu schmelzen und dann regelmäßig zu verteilen und wieder gefrieren zu lassen. Jedenfalls aber war so eine glatte und undurchdringliche Eisschicht ringsherum entstanden, daß ein wildes Tier, und wenn es auch ein Bär war, nicht einzudringen und den einsamen Schläfer zu überraschen vermochte. Freilich war es auch nicht so einfach, in dieses Zelt zu gelangen. Ein nicht zu starker Baum in der Nähe war seiner Zweige beraubt und nur so kurze Aststümpfe stehengeblieben, daß man auf ihnen wie auf einer, allerdings recht unbequemen Leiter hinaufsteigen konnte. Dann war da ein Riemen, der vom Ende des Stammes zum Rauchloch der Jurte hinüberreichte, und aus diesem Rauchloch ragte wieder ein Baumstamm heraus.

„Wir wollen etwas Warmes trinken, dann sehen wir nach den Fallen und fahren zu Taraß."

Der Schamane nickte. Sie schirrten die Renntiere ab und ließen sie an langen Riemen grasen. Dann schwang sich Kergeß als erster gewandt an dem Leiterbaum in die Höhe, zog diesen mit dem Riemen bis dicht an das Rauchloch und band ihn fest. Dann umfaßte er den inneren, vollkommen glatten Baumstamm und ließ sich an ihm in das Dunkel der Jurte hinuntergleiten, um direkt auf der Feuerstelle zu landen.

Ein unbequemer Abstieg, wenn der Herd kalt ist; größere Geschicklichkeit und Schnelligkeit aber erfordert er, wenn unten ein Feuer und der Ankömmling durch den Qualm hindurch den Baumstamm ergreift, um dann mit den Füßen mitten zwischen das Herdfeuer zu fahren.

Kergeß nahm auf seinen „heiligen" Gast wenig Rücksicht und begann ein Feuer zu machen, während der Schamane noch zum Rauchloch kletterte. Aber Gewohntes nimmt man nicht übel.

Ziegeltee mit Talg, anstatt mit Zucker mit Renntierhaaren gewürzt, brodelte über dem Feuer, und die Männer, denen der feuchte Tau unangenehmer gewesen als trockene Kälte bei Windstille, saßen zusammen. Wieder schweigsam, obgleich jetzt das Auge des jungen Korjäken lebhafter auf dem Gesicht des Schamanen ruhte. Dieser sagte endlich — nur um etwas zu sagen:

„Du hoffst, daß sich ein Silberfuchs fing?"

Kergeß lächelte.

„Ich hoffe, ich habe ihn schon."

Der Schamane sah auf. Des jungen Korjäken Gesicht war verändert; kaum beherrschte Leidenschaft zuckte in ihm.

„Du sahest die Fallen noch nicht nach?"

Etwas befangen klang des Schamanen Wort.

Kergeß sprang auf. Ganz plötzlich übermannte ihn die lange und mit Gewalt zurückgedrängte Leidenschaft, und er brüllte den Schamanen an:

„Wo hast du Tara? Ich weiß, daß du sie geraubt hast!"

Dieser Überfall war so plötzlich, daß Kalpuginik unwillkürlich zurücktaumelte. Er faßte sich jedoch schnell.

„Wie darfst du —? Die Dämonen!"

Kergeß hatte sich auf ihn geworfen, warf ihn zu Boden und hatte beide Hände um seinen Hals gepreßt.

„Es gibt keine Dämonen. Ich glaube nicht an Dämonen. Ich bin ein Christ! Ich bin klüger als du! Ich weiß, daß du sie geraubt hast. Gestehe!"

Kalpuginik wand sich unter seinen Fäusten, aber Kergeß kniete auf seinen Beinen und hatte seine Kehle umspannt. Vergebens suchte der keuchende Schamane, diese krallenden Hände zu lösen.

„Die Dämonen mögen dich strafen!"

„Mögen sie doch! Rufe sie, daß sie dir helfen."

Der Schamane wollte Vorteil aus diesem höhnischen Ausruf ziehen. Schnell und gellend schrie er ein paar russische Sätze, die ihm gerade einfielen, heraus, aber Kergeß lachte.

„Die Sprache kenne ich auch, und weiße Männer sind die Dämonen gewiß nicht. Die weißen Männer haben nur gute Dämonen, und die haben mir gezeigt, daß du Tara gestohlen hast. Rede schnell! Ein Druck, und meine Finger ersticken dich."

Er preßte seine Hände stärker zusammen, und der Schamane vermochte nur noch zu röcheln.

„Glaubst du, daß ich dir mehr verrate, wenn ich tot bin?"

Kergeß ließ mit dem Druck seiner Finger nach.

„So sprich!"

„Ich habe dir nichts zu sagen!"

„Dann bist du des Todes."

Wieder drückte Kergeß des Schamanen Kehle zusammen, bis dieser ohnmächtig zurücksank; dann sprang er auf. Der junge Korjäke wußte in seiner Jurte genau Bescheid. Ein schneller Griff brachte ihm einen langen Riemen aus Renntierfell in die Hand, einen Lasso, mit dem man die zum Schlittenziehen abgerichteten Renntiere aus der Herde zu fangen pflegt. Der Schamane begann sich bereits wieder zu rühren, aber schnell hatte Kergeß dessen ganzen Körper von oben bis unten mit dem Riemen umschnürt, so daß er kein Glied zu rühren vermochte. Dann setzte er ihn aufrecht gegen einen Baumstumpf, der ihm in der Jurte als Tisch diente.

Kalpuginik öffnete langsam die Augen. Sofort trat ein Ausdruck äußerster Wut in sein Gesicht, und er knirschte zwischen den Zähnen heraus: „Du hast dich an dem Schamanen, dem Freund der Dämonen, vergriffen. Furchtbar werde ich dich strafen. Weißt du nicht, daß ich ein gewaltiger Zauberer bin?"

Kergeß lachte laut.

„Nein, Kalpuginik, das bist du nicht; sonst säßest du nicht machtlos und gefesselt vor mir."

„Das tue ich, weil ich es will, aber sobald ich nur mag, werden meine Fesseln zerspringen und dann —"

Kergeß lachte noch immer.

„Dann werde ich warten, bis es dir gefällt, deine Fesseln zu lösen."

Der andere knirschte in maßloser Wut mit den Zähnen.

„Sage mir, wo Tara ist, und wir sind wieder Freunde."

„Bei den Dämonen."

„Das ist gelogen. Du hast sie aus dem Zelte geraubt."

Der Schamane zwang sich zu einem Gelächter.

„Wie hätte ich sie rauben sollen! Sie war im letzten Poloch, in der inneren Jurte. Der Poloch von den Weibern umringt! Ich lag ohne Besinnung und mit den Dämonen kämpfend am Boden der Jurte."

„Ich sagte dir schon, es gibt keine Dämonen. Wer aber hastig ein großes Stück Fliegenpilz verschlingt, der fällt in Krämpfe."

„Ich antworte dir nicht."

„Weil du nicht kannst."

Wieder zwang sich der Schamane zu einem höhnischen Lachen.

„Und wäre ich bei Besinnung gewesen, wie hätte ich Tara rauben und gleichzeitig im Zelt sein können!"

„Das ist für einen Schamanen nicht schwer."

„Siehst du, daß du glaubst, daß ich zaubern kann?"

„Zaubern nicht, aber arme, unwissende Korjäken betrügen. Wer hat bei dem Lärmen auf dich geachtet? Leicht war es für dich, in den letzten Poloch zu schleichen, während ich mit den Weibern an dem vorletzten kämpfte. Leicht ist es für einen Schamanen, der jedes Gift kennt, ein schwaches Mädchen zu betäuben, aus dem Zelte zu schleppen, wieder zurückzukehren und sich dann ohnmächtig zu stellen."

„So weißt du wenigstens, daß ich mich unsichtbar zu machen vermag. Oder habe ich vielleicht Tara offen durch die Jurte getragen?"

Kergeß antwortete nicht, aber er wechselte plötzlich den Ton.

„Du bist ein gefälliger Mann, Kalpuginik, gefälliger, als sonst Schamanen es sind."

„Was soll das —?"

„Ich habe gesehen, wie du geholfen hast, die Jurte niederzulegen."

Der Schamane verstand nicht, was der Korjäke wollte.

„Freilich hast du nur an einer Stelle geholfen, gerade an der Stelle, wo innen der letzte Poloch gestanden. Und merkwürdig ist es, daß, während sonst selbstverständlich überall die kleinen Bolzen, die die Zeltdecke im Eise festhalten, eingefroren waren, dort weder im äußeren noch im inneren Zelt Bolzen staken."

„Ich zog sie heraus."

„Ganz richtig, aber nicht heute, sondern vor Tagen, als du den Plan faßtest, Tara zu stehlen."

„Du träumst."

„Woher käme es sonst, daß dort nicht einmal Löcher mehr waren, sondern das Eis wieder zusammengefroren?"

In unwillkürlichem Schreck biß Kalpuginik die Lippen zusammen.

„Vorbereitet hattest du alles sehr schön, und während die Weiber mich peitschten und die Männer ihnen zuschauten, hast du dich in den Poloch geschlichen, die ahnungslose Tara betäubt und unter den Zeltwänden hindurch in das Freie gebracht. Natürlich war kein Mensch auf der Rückseite der Jurte, und wieder war es leicht, die Ohnmächtige durch die Renntierherde zu bringen und einem Helfershelfer zu geben, dann eiltest du auf demselben Wege zurück, schlucktest ein tüchtiges Stück Pilz und lagst rechtzeitig in Krämpfen, als ich den Raub entdeckte."

Während dieser Rede hatte der Schamane Zeit gefunden, sich zu sammeln.

„Gut gedacht, nur schade, daß es nicht wahr ist. Viele haben den Rauch gesehen, in dem Tara mit den Dämonen entschwebte."

„Glaubst du, ich wüßte nicht, daß das hölzerne Haus, in das du mich brachtest, das Haus eines Russen ist, der seine eigenen Brüder fliehen mußte? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß der Russe braune Erde hat, mit der er seinen Feuerstab füllt, um die Tiere zu töten? Solche Erde hast du in das Feuer geworfen, daher der Knall und der Rauch."

Der Schamane verbarg seine Unfähigkeit, zu antworten, hinter einem Lachen.

Kergeß warf sich vor ihm auf die Knie und schüttelte ihn derb an den Schultern.

„Willst du gestehen?"

Der Schamane überlegte blitzschnell. Gestand er, war es für immer vorüber mit seiner Macht.

„Ich habe nichts zu gestehen."

„Gut."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Befreiung des Ruhrgebiets: Die Räumung von Essen durch die Franzosen in der Zeit vom 27. bis zum 30. Juli, Abtransport einer französischen Division vom Verladebahnhof Essen-Rüttenscheid.
Auf der Brücke französische Artillerie auf dem Marsche zum Bahnhof.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Vom 5. Baden-Badener Autoturnier vom 21. bis zum 26. Juli: Karl Kappler auf Simson-Supra, Sieger bei der Geschicklichkeitsprüfung, in einer Kurve.

Eine Ferienbootsfahrt deutscher Pfadfinder nach Ungarn: Rast an der Donau kurz vor Budapest.

Von der Explosion des polnischen Torpedobootes „Kaszub", des früheren deutschen Torpedobootes V 108, im Danziger Hafen am 20. Juli: Das stark beschädigte Boot auf dem Schwimmdock der Werft.

Im Oval: Das Sommer-Skirennen auf Piz Corvatsch bei St. Moritz am 19. Juli: Während eines Sprunges.

Links: Vom Kriegsschauplatz in Marokko: Eine französische Patrouille auf dem Vormarsch gegen die Stellungen der Rifkabylen. (Phot. Times.) — Rechts: Vom Besuch des deutschen Gesandten in den Vereinigten Staaten von Amerika, Freiherrn v. Maltzan, bei dem Vizepräsidenten Charles Dawes, der durch das sogenannte „Dawes-Gutachten" bekannt geworden ist, in Evanston bei Chicago am 13. Juli. Von links nach rechts: Freiherr v. Maltzan; Dr. Steinbach, deutscher Generalkonsul in Chicago, und seine Gattin; Vizekonsul Rudolf R. Leitner; Vizepräsident Charles Dawes. (Phot. Underwood.)

Ueber die Herstellung des Weinbrandes.

Schon die Behandlung eines unserer edelsten Naturerzeugnisse, wie es der Wein darstellt, stellt an das Können und Wissen des Produzenten hohe Anforderungen, von deren Umfang sich der Laie nur in den seltensten Fällen ein auch nur annähernd richtiges Bild zu machen im Stande ist.

In noch viel größerem Maße ist dies der Fall bei der Herstellung des Edelerzeugnisses aus dem Wein, dem Weinbrand. Nur wenige Menschen wissen bei seinem Genuss etwas von der Mühe und Sorgfalt, die notwendig sind, um den Werdegang des Weines bis zur ausgesprochenen Weinbrandmarke zu vollenden. Früher in der Hauptsache durchaus ein Privileg Frankreichs, zu dessen Monopolstellung nicht wenig das kritiklose Verhalten der Anerkennung durch die deutsche Käuferschaft beitrug, ist es ein Verdienst einer unserer führenden deutschen Firmen, des Hauses Asbach & Co., dem deutschen Weinbrand in der Marke Asbach „Uralt" weit über den Rahmen unseres Vaterlandes hinaus Geltung verschafft zu haben.

Wie bei dem Wein die Qualität in erster Linie von der Lage des Weinberges abhängig ist, so richtet sich die Güte des Weinbrandes nach der Beschaffenheit der zur Destillation verwandten Weine. Im Herzen des deutschen Weinbaugebietes, in Rüdesheim a. Rh., sammeln sich, herbeigeführt in besonders konstruierten Tankwagen der Firma, die Weine aus den besten Weinbaugebieten der Welt, um in sorgfältiger Auswahl dem Destillationsprozeß unterworfen zu werden. In eigenen unterirdischen Leitungen wird der Wein durch elektrische Pumpen in riesige Zisternen befördert, um von hier aus in die einzelnen Destillationsapparate zu gelangen. Während das Wasser unter normalem Druck bei einer Temperatur von 100° verdampft, werden die in dem Wein enthaltenen Alkohol- und Bukettstoffe bereits bei einer Temperatur von 78° flüchtig. Die Erhitzung des Weines erfolgt in einem kesselförmigen Behälter, der Blase, welcher im Gegensatz zu den übrigen maschinellen Neuerungen in dem Brennereibetrieb im allgemeinen seine Form durch Jahrhunderte hindurch bewahrt hat. Hier setzt die Kunst des Brenners ein, der durch Regulierung der Temperatur und der Wasserkühlung den für die Gewinnung der köstlichen Bukettstoffe günstigsten Hitzegrad einstellt. Die entweichenden Alkoholdämpfe und die Bukettstoffe werden in einen Kühler geleitet und verdichten sich hier in der sogenannten Vorlage zu einer wasserhellen Flüssigkeit, dem Weindestillat. Durch die Affinität des Alkohols zu Wasser werden bei dem Destillationsvorgang noch Wasserteilchen mitgerissen, welche sich mit dem Weinalkohol in der Vorlage sammeln und den Alkoholgehalt des Destillates herabsetzen. Etwa 5 Liter Naturwein ergeben bei diesem Vorgang ein Liter Weinbrand, der in der Blase verbleibende Rückstand, die Schlempe oder das Phlegma, ist für den weiteren Destillationsprozeß nicht mehr verwendbar. Durch sorgfältige Wiederholung des Brennvorganges erreicht das Destillat den nötigen Grad der Feinheit, der für die weitere Behandlung grundlegend ist.

Wie bei dem Wein vollzieht sich auch bei dem Weinbrand der eigentliche Ausbau auf den Faßlagern. In Fässern bestimmter Größe, die aus einer besonderen Eichenart hergestellt sind, ruht das Destillat, um in jahrelangem Lagern den köstlichen Geschmack und die herrliche Blume zu entwickeln, die das Kennzeichen eines vollendeten Weinbrandes bilden. Gleichzeitig entzieht der Alkohol den Fässern den Farbstoff, um je nach der Dauer des Lagers zuletzt jenen prächtigen goldbraunen Ton zu erhalten, der das äußere Zeichen der Reife ist.

Zur Erzielung einer einheitlichen Beschaffenheit gelangen die einzelnen Destillate, die sich je nach Jahrgang und Lage in ihrem Geschmacke unterscheiden, nach Vollendung ihrer Lagerzeit in riesige Bottiche. Eingebaute Rührwerke sorgen für die innige Vermischung der verschiedenen Weinbrände. Eine unendliche Sorgfalt ist notwendig, um durch das richtige Mengenverhältnis der verschiedenen Arten der Weinbrände jene gleichbleibende Qualität zu erreichen, welche für eine führende Weinbrandmarke erforderlich ist. Nach kurzer Zeit der Ruhe in großen Lagerfässern, deren Inhalt nicht selten bis zu 30000 Litern beträgt, ist der Weinbrand fertig zum Abfüllen.

Die diesen Zwecken dienenden Abteilungen des Betriebes kennzeichnen sich durch restlose Ausnützung von automatischen Maschinen. Aus den Flaschenspülräumen bringt ein Paternosterwerk in unaufhörlicher Folge die Flaschen zur Füllstelle. Vor den großen Abfüllbottichen stehen die Abfüllmaschinen, welche selbständig jede Flasche genau mit derselben Raummenge füllen. Unmittelbar daneben stehen die Korkmaschinen, bei denen durch das Aufsetzen der Flasche der elektrische Kontakt zum Einpressen des Korkens ausgelöst wird. Sinnreich konstruierte Etikettiermaschinen bekleben in einem Gang die Flasche gleichzeitig mit dem für die Firma typischen Siegeletikett, der Halsschleife und dem Siegelstreifen. Weiter wandert die Flasche in die Kapselmaschine, um schließlich eingewickelt und in Original-Versandkisten verpackt zu werden. Auf dem Anschlußgleis der Brennerei bezw. auf dem unmittelbar an der Brennerei vorbeifließenden Rheinstrom erfolgt schließlich der Versand der Erzeugnisse des Hauses Asbach & Co. nach allen Ländern.

Bei der Bedeutung, die diese deutsche Industrie für unser Vaterland erlangt hat, war es selbstverständlich, daß sie bei der Reichsausstellung „Deutscher Wein" nicht fehlen durfte. Als die Ausstellungsleitung an das Haus Asbach & Co. zu Beginn dieses Jahres mit der Bitte herantrat, den Werdegang des deutschen Weinbrandes zu zeigen, war es für die Firma eine Ehrenpflicht, diesem Ruf zu folgen. In dem eigens zu diesem Zwecke errichteten „Asbach-Uralt-Haus" sieht man, wenn auch im Vergleich zu der Brennerei in Rüdesheim in sehr kleinem Umfange, die Entwicklung der Marke „Asbach Uralt" von dem Brennvorgang an bis zum Versand der Flaschenmarken. Selbst dem Fachmann wird dieser mustergültige Betrieb manches Neue zeigen, dem Laien aber wird offenbar werden, welche unendliche Mühe und Sorgfalt notwendig ist, um aus dem Naturprodukt des Weines seine veredelte Form, den Weinbrand, entstehen zu lassen.

Verwaltungsgebäude der Weinbrennerei Asbach „Uralt", Rüdesheim a. Rhein

Weinbrennerei (Teilansicht)

Exportbrennerei (Teilansicht)

Asbach „Uralt"-Lager Nr. 6

Asbach „Uralt"-Füllraum (Teilansicht)

Die Bedeutung der deutschen Kalisalze.

Die Geburtsstätte des deutschen Kalibergbaues ist das mitteldeutsche Städtchen Stassfurt, in welchem bereits seit dem Mittelalter Speisesalz im Salinenbetriebe gewonnen wurde. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts versuchte man daselbst, die Salzgewinnung dadurch rentabler zu gestalten, daß man das Steinsalz bergmännisch abbaute. Diesen Bemühungen war jedoch der Erfolg zunächst versagt. Als man auf die Salzlager stiess, stellte sich heraus, dass das Salz einen bitteren Beigeschmack hatte. Man musste erst grosse Mengen von bitterschmeckenden Salzschichten beiseite räumen, ehe man an das für Speisezwecke geeignete Salz kam. Um jene Zeit vollzog sich zum Glück nicht nur für die Kaliindustrie, sondern auch für die gesamte Landwirtschaft aller Länder ein bedeutender Fortschritt in der Agrikulturchemie. Justus v. Liebig unternahm es, das wichtigste und älteste Gewerbe der Menschheit, das landwirtschaftliche, in chemischer Hinsicht zu ergründen und wissenschaftlich klarzulegen. Während man bis dahin geglaubt hatte, dass die Pflanzen sich hauptsächlich aus dem Humus des Bodens nährten, und dass ihre Aschenbestandteile für das Wachstum bedeutungslos seien, trat Justus v. Liebig dieser Auffassung entgegen und behauptete, dass ohne die Aschenbestandteile, welche die Pflanze aus dem Boden aufnimmt, ein Wachstum überhaupt nicht möglich sei. Er folgerte weiter, dass, wenn einer dieser Stoffe im Boden fehlt, nur seine Zufuhr in Gestalt von mineralischen Salzen es ermögliche, den Ertrag über den bisherigen zu steigern. Nachdem für diese Theorie der Beweis bald geliefert war, entwickelte sich auf Grund derselben die „künstliche Düngung" der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen, durch welche den Pflanzen diejenigen Nährstoffe in mineralischer Form zugeführt werden, deren sie in erster Linie bedürfen, nämlich Stickstoff, Kali, Phosphorsäure und Kalk. Ein überaus glücklicher Zufall war es also, dass um jene Zeit die Salzlager in Mitteldeutschland erschlossen wurden, deren reicher Kaligehalt sich inzwischen ergeben hatte. Erklärlicherweise fand Liebigs Lehre und damit die Anwendung der Kalisalze als Düngemittel zunächst nur langsam Eingang in die praktische Landwirtschaft, während die Verwendung in der Industrie ziemlich erheblich einsetzte. Das Verhältnis kehrte sich aber bald um, und der Kaliverbrauch in der Landwirtschaft überflügelte die industrielle Verwendung schon nach etlichen Jahren. Heute finden über 90 % der gesamten Kalierzeugung ihre Verwendung in der Landwirtschaft.

Der deutsche Weinbau hatte naturgemäss — der Landwirtschaft nahe verwandt — die ausserordentliche Bedeutung der Kalisalze für die Düngung der Weinberge bald erkannt und war genau wie die Landwirtschaft zu der Überzeugung gekommen, dass eine Ertragssteigerung und Verbesserung der Beschaffenheit der Ernteprodukte nur durch Zufuhr ausreichender Kalimengen erzielt werden können.

Bei dem starken Kalibedürfnis der Reben — nach Untersuchung von Geheimrat Wagner-Darmstadt werden einem Hektar Weinberg in der Jahreserzeugung von 150 dz Trauben, 32 dz Holz und 30 dz Gipfel und Laub 100 kg Stickstoff, 115 kg Kali und 37 kg Phosphorsäure entnommen — ist die Kalidüngung von grösster Bedeutung für das Gedeihen der Reben. Kräftiges Holz und reiche, dabei gesunde Belaubung werden durch Kali bedeutsam gefördert, und hiervon hängt auch die Ausbildung der Trauben ab sowohl in Bezug auf Grösse wie auch auf Beschaffenheit. Grosse Blattflächen besitzen entsprechend leistungsfähiges Blattgrün, welches Stärke erzeugt und diese nach Umwandlung in Zucker in den Beeren ansammelt. In dem Masse, wie der Zuckergehalt in der reifenden Traube zunimmt, geht der Säuregehalt zurück. So wird durch die Kalidüngung nicht nur die Traubenmenge erhöht, sondern der Zuckergehalt des Mostes verbessert und die Säure gemildert, was sich praktisch dahin auswirkt, dass beispielsweise für ein Fuder Moselwein vom ungedüngten Teil eines Versuchsweinbergs M. 1090 gezahlt wurden, während von dem Teil desselben Berges, der eine Volldüngung mit Kali erhalten hatte, das Fuder mit M. 1960 verkauft werden konnte, und das Fuder Wein von einem Teilstück, wo kein Kali gegeben war, nur einen Erlös von M. 1755 brachte. Im Durchschnitt wurden für das Fuder mit Volldüngung — Stickstoff, Kali, Phosphorsäure — M. 870 mehr als für Weine von ungedüngten Teilstücken bezahlt. Ohne Kalidüngung war der Erlös gegenüber der Volldüngung um M. 205 geringer. Von der gleichen Fläche brachte der Weinberg, der neben Stallmist eine mineralische Volldüngung erhalten hatte, eine Mehreinnahme von M. 12362,35 je ha, d. h. rund dreimal so viel als die Einnahme vom Teilstück mit alleiniger Stallmistgabe. Fehlte jedoch an der Volldüngung der eine Nährstoff, das Kali, so entstand dadurch eine Mindereinnahme von M. 5019,56 je ha. Die Kalidüngung hat demnach gleichgünstig auf Ertragssteigerung und Qualitätsverbesserung gewirkt und dadurch sich ausserordentlich gut bezahlt gemacht.

Verstärkte und sachgemässe Anwendung der künstlichen Düngemittel, insbesondere der Kalisalze, neben gleichzeitiger Stallmistgabe ist daher die Losung auch für den deutschen Weinbau, der nur durch Erzielung reicher und sicherer Traubenerträge und Produktion von Weinen bester Qualität bei dem harten Konkurrenzkampf lebensfähig bleiben kann.

Gesamtansicht eines Kalisalzbergwerkes.

Düngungsversuch von Weinbauinspektor Wanner

Weisser Burgunder

durchschnittl. Ertrag je ha der Herbste 1922, 23, 24: ungedüngt 3472 kg Trauben

gedüngt mit schwefelsaurem Kali, schwefelsaurem Ammoniak und Superphosphat 5536 kg Trauben

Der Schuß des Stärkeren

Novelle von Rudolf Hirschberg-Jura.

(1. Fortsetzung.)

Ihn begrüßt die Burgfrau nicht mit wehendem Tuch vom Söller. Sowie sie von fern den Wagen hat kommen sehen, hat sie gleich sich in den Fenstersessel gelehnt und den Roman zur Hand genommen. Auch Frau Weber sitzt bei ihr. Ganz formell. Wie das vor einem Gegner am Platze ist, der sich offenbar einbildet, er kann hier einfach kommen, sehen und siegen. Oh, sie wird seine Anmaßung rasch in die gehörigen Schranken zurückweisen. Und wenn er gar rechthaberisch werden will, so ist ja Dr. Normann da, um ihm den Standpunkt klarzumachen.

Mit rascheren und festeren Schritten als vorhin der Doktor kommt er über den Gang. Der alte Joseph meldet ihn an. Aber ehe seine feierlichen Worte noch zu Ende gebracht sind, ist er schon beiseitegeschoben, und ein braunrotes Gesicht unter starrem, blondem Haarbusch blitzt die Damen mit vergnügten Augen an. Trotz der weiten Reise hält er frische Rosen in derber Hand. Der kurze Aufenthalt vor einer Stunde in Hannover hat ihm das ermöglicht.

Die ersten Worte und Gebärden der Begrüßung sind Selbstverständlichkeiten, die er mit nachlässiger Sicherheit erledigt. Doch wie ihn Ottilie nun zum Sitzen auffordert, ergreift er von dem tiefen Sessel ihr gegenüber mit einer übertriebenen Würde Besitz und lächelt:

„Feierlicher Empfang im Ahnensaal! Die feindliche Prinzessin geruhen, dem verhaßten Erbschleicher Audienz zu erteilen, umgeben von ihrer Hofdame."

Frau Weber hält es für eine Pflicht der Selbstachtung, sich über solch geringschätzigen Ton zu kränken. Aber der fröhliche Übermut des Spötters nimmt ihren zerknitterten Lippen die Kraft zum Schmollen und zwingt sie, zu lächeln. Ottilie vergißt nicht, was sie ihr und sich selbst schuldig ist:

„Frau Weber ist die beste Freundin unserer lieben Dahingegangenen gewesen. Sie ist in diesen Jahren auch die meinige geworden. Ihr hat sie die Augen zugedrückt. Das Ende überraschte uns ja so schnell, daß ich zu spät von Berlin zurückkam. Das wissen Sie doch alles."

Helmut von Zöllnitz steht wieder auf. Er erobert sich mit einem nochmaligen Handkuß bei der alten Dame Verzeihung und noch mehr, läßt sich aber in seiner Keckheit nicht beirren:

„Na ja. Aber ich mache doch hier keinen Beileidsbesuch, und pietätsvolle Erinnerungen können wir später noch hinreichend pflegen. Jetzt müssen wir uns erst mal gegenseitig den Standpunkt klarmachen. Schöne Cousine, wir haben dieselbe Urgroßmutter. Ich finde es da unnatürlich und beinahe als Blutschande, wenn wir ‚Sie' zueinander sagen. Du wirst mir also das Vergnügen zubilligen..."

Unausstehlich berührt sie dieser burschikose Ton, und sie ärgert sich über sich selbst, weil sie sich dagegen nicht zu wehren versteht, weil sie den Sprecher selbst doch nicht unausstehlich genug findet, weil sie zögert, ihn zurechtzuweisen. Er hätte wohl auch keinen Widerspruch beachtet und geht munter vorwärts:

„Also, in allen Ehren und unter Frau Webers gütiger Aufsicht den pflichtgemäßen Bruderkuß!"

Und ehe sie sich noch besinnt, hat er sich über sie gebeugt und ihren Mund geküßt. Kurz und sachlich.

Gleich so liebenswürdig zu tun, ist eigentlich eine Unverschämtheit! — Oder ist es eine Liebenswürdigkeit, gleich so unverschämt zu tun? — Sie kann nicht aufhören, sich über sich selbst zu ärgern!

„Meinethalben!" sagt sie. „Aber fragen hättest du wenigstens vorher können!"

Sie spürt eine unsägliche Albernheit in ihren Worten. Aber sie lacht belustigt, wie er ganz ernsthaft antwortet:

„Wozu? Entweder hättest du ja gesagt. Dann war die Frage überflüssig. Oder du hättest zunächst abgelehnt. Dann hätten wir stundenlang oder gar tagelang über diese Kleinigkeit verhandeln müssen. So viel Zeit habe ich nicht. Es gibt doch wichtigere Verhandlungen, denen es nur förderlich sein kann, wenn wir vertraulicher miteinander stehen. Wir wollen uns ja vertragen. Was? Ohne die Federfuchser!"

„Was mich betrifft, ich habe meinen ‚Federfuchser' bei mir! Herr Doktor Normann ist seit heute morgen auch hier auf Zöllnitz."

„Ach nee? Das hättest du nicht machen sollen! — Aber wenn du ihn schon mal da hast, laß ihn nur gleich auf mich los! Dann kann ich ihn um so schneller erledigen."

Ungnädige Röte fließt unter schwarzen Haarwellen über ihre Wangen herab.

„Ich habe ihn nicht eingeladen, um ihn erledigen zu lassen, sondern um einen Beistand gegen dich zu haben. Doktor Normann ist ein feiner, vornehmer Mensch. Ich erwarte, daß du ihm als meinem Gast alle Achtung erweist."

„Cousinlein, hältst du mich für einen Australneger? Und diesen Kultur-Rekruten sogar ist das Gastrecht heilig. Wenigstens solange, bis sie den Gast verzehrt haben. Wenn er appetitlich ist! — Ob ich deinen Doktor Normann fressen werde, weiß ich nicht. Auch nicht, ob er appetitlich ist. Aber bring ihn nur rein!"

Jetzt endlich findet sie die Ruhe der Schloßherrin, ist stolz darauf und erhebt sich:

„Wir können wohl ebensogut zu ihm hinübergehen. Er arbeitet unsere Papiere durch."

„Tüchtiger Mensch! Gleich betriebsam!" murmelt Helmut von Zöllnitz und folgt den Damen.

Im Schreibzimmer werden zwischen den Herren einige Höflichkeiten ausgetauscht, die auf Eis gelegen zu haben scheinen. Dann macht Helmut der Cousine den Vorschlag, vor Tisch einen Ritt durch die Besitzung zu machen. Man müsse doch kennenlernen, um was es sich handle.

„Wann wird bei dir gespeist?"

„Gewöhnlich um zwei Uhr. Aber es läßt sich wohl verschieben?" Frau Weber antwortet dem fragenden Blick:

„Natürlich. Es läßt sich auch auf drei Uhr noch einrichten."

„Na also, Cousinchen! Dann haben wir doch Zeit zur ersten Rekognoszierung. Wenn du mir einen Gaul geben kannst..."

„Selbstverständlich. Vielleicht macht unser lieber Doktor uns das Vergnügen, uns zu begleiten? Es wird Sie doch auch interessieren und kann von Nutzen sein."

„Ich bin kein Reiter, gnädiges Fräulein."

Ganz ruhig hat er es gesagt, ohne Bedauern oder gar Verlegenheit. Aber ihr ist, als habe sie sich für ihn um eine Art Minderwertigkeit zu schämen. Oh, ihr lieber Freund soll nicht zurückstehen vor dem anmaßenden Vetter.

„Dann werden wir das Auto nehmen."

Helmut zuckt geringschätzig die Achseln.

„Können wir denn überall durch mit dem Wagen? Oder hast du Wald und Wiese ringsum asphaltiert für Großstädter?"

Mit großem Blick fängt Dr. Normann einen spöttischen Strahl aus den kleinen hellen Augen des Gegners auf und erklärt ruhig:

„Es wäre mir lieb, mit diesen Dokumenten recht rasch noch fertig zu werden."

„Na, siehst du! Mach' doch den Herrn Doktor nicht seinen Pflichten abwendig! Du siehst ja, wie wohl ihm ist in deinem Dienst!"

Die beiden verlassen ihn und machen, bis die Pferde gesattelt sind, einen Rundgang durch Hof und Ställe. Wie sie dann abreiten, schaut der Zurückbleibende ihnen vom Schreibtisch aus nach. Spielerisch, wie eine Tänzerin, sitzt Ottilie im Sattel, und die ebenmäßige, gedrungene Gestalt ihres Begleiters scheint wie verwachsen mit seinem Tier. Bis herauf und durch das Fenster hindurch hört er sein unbekümmertes Lachen. Von Herzen preist er ihre Gewissenlosigkeit, daß sie dem hochmütigen Junker die Erbschaft verbrannt hat. Aber, weiß Gott, ehrenhaft oder nicht, wenn sie es nicht schon getan hätte, jetzt wäre er imstande, es selbst für sie zu tun. Ganz sicher würde er es tun! — —

Bei Tisch hat Helmut von Zöllnitz so leutselig geplaudert, als wären die Damen sowohl als auch der Doktor seine Gäste. Und allerhand Scherze hat er erzählt. Solche und solche. Die knitterigen Lippen Frau Webers haben immer erst wie Seidenpapier gezittert, ehe sie sich am allgemeinen Lächeln beteiligt haben. Und geschimpft hat er auch. Lustig, aber ganz ernsthaft. Über die Schweinewirtschaft, die er bei dem Ritt hat sehen müssen!

Jetzt haben sie die zerstörte Ordnung der breiten Mittagstafel verlassen und sich um das frische Behagen des kleinen runden Kaffeetisches zusammengerückt. Helmut schilt immer vergnüglicher und immer eindringlicher.

„Weißt du, Cousinlein, ob die gute Tante Luise sich von eurem Verwalter hat bestehlen und begaunern lassen, weiß ich noch nicht. Ich würde es aber ganz natürlich und menschlich finden. Aber daß der Kerl geschlafen hat, und daß ihr den Döskopp nicht hin und wieder mit einem sanften Tritt aufgerüttelt habt, das ist unverzeihlich! Da ist ja seit zehn oder zwanzig Jahren nichts Vernünftiges geschehen. Teufel noch mal, meine armselige Klitsche da oben ist besser imstande als eure Herrschaft hier. Na ja, der Palazzo ist tadellos lackiert, und an dem feudalen Park war nicht viel zu verderben. Das bißchen Verwilderung ist für meinen Geschmack nicht mal ein Fehler. Auch die Gärten und was man so vom Schlosse aus vor Augen hat, sieht alles ganz nett aus. Die gewalzten Wege und die gestutzten Hecken. Ich will von dem dreiviertel zugewachsenen Teiche nicht noch mal reden und von den beiden versumpften Wiesen. Aber zwei Dinge müssen sogleich in Ordnung gebracht werden. Die Ziegelei ist einfach eine Affenschande! Ihr habt einen Lehm, einfach zum Küssen! Porzellan könnten wir daraus zaubern! Aber ihr brennt ja noch wie zur Zeit Hugos des

Verschleimten! Da gehört ein Schweizer Ringofen hin! Den bauen wir dann natürlich unmittelbar an die Bahnstation. Dort sind uns die Gäule ja vorhin in der Lehmpatsche fast klebengeblieben. Wir legen uns ein Anschlußgleis und verladen die Ziegel direkt in die Loris! Und warum habt ihr keine anständige Brennerei? Ein paar Hektoliter den Tag müßten wir wenigstens machen. Das muß anders werden. Hunderttausende sind versäumt worden!"

Sein fröhlicher Ingrimm hindert ihn nicht, eine Reihe wundervoll gleichmäßiger Ringe in die Luft zu blasen, und seine Hand hält die Zigarre so ruhig, daß von der Spitze an, halb herabgebrannt, noch unversehrt die weiße Asche haftet. Jetzt aber nimmt er raschen Schlucks einen Benediktiner, und in diese kleine Pause springen Ottiliens Worte:

„Du bist nun ein paar Stunden hier und rechnest mir schon vor, wie viele Hunderttausende die Tante versäumt hat. Bis Abend bist du vielleicht auch mit dem Exempel fertig, wie viele Hunderttausende an Kosten deine großzügigen Reformen verursachen würden. Tante war sehr gütig. Nicht nur gegen mich persönlich. Sie war eine Wohltäterin großen Stils. Manches milde Unternehmen lebte ganz allein von ihr. Mir hat sie freilich nicht einmal einen russischen Windhund gegönnt. Und das Gartenhaus, um das ich sie so oft als Atelier gebeten habe, hat sie mir auch nicht dazu umbauen können. Wovon hätten wir da den neuen Ringofen bezahlen sollen und die Brennerei?"

„Aber, Otti, Cousinlein! Wir hacken einfach den Wald ab. Soviel nötig ist."

„Abhacken? Was sagst du? Den Wald? Tante würde sich im Grabe umdrehen! Bäume umschlagen war ihr wie Mord und Sünde."

„Ich rede natürlich nicht vom Park! Aber die Bestände im Forst sind einfach ein Skandal! Die Hälfte davon ist überständig. Es ist einfach unrationell, mit dem Schlagen länger zu warten. Da muß abgeholzt werden. Und der junge Wald über dem Bahndamm drüben gehört ordentlich durchforstet!"

Erschrocken schütteln die Damen die Köpfe, und so wendet sich Helmut an den Rechtsanwalt, der bis jetzt nur wenig gesprochen:

„Sie sind ein praktischer, ein rechnender Mensch, lieber Doktor. Sie müssen mir doch zugeben, daß ich recht habe?"

Dr. Normann zuckt die Achseln:

„In Land- und Forstwirtschaft bin ich nicht Fachmann, Herr von Zöllnitz. Ich bin Jurist, und von meinem Standpunkt aus, das wissen Sie, bin ich eben der Meinung, daß Zöllnitz dem gnädigen Fräulein gehört, und daß sie allein darüber zu befinden hat, ob sie den schönen Besitz geschäftlich ausschlachten oder einfach ihre Freude daran haben will. Auf die zweite Art hat es die Erblasserin gehalten, und jetzt ist es eben das Eigentum des gnädigen Fräuleins."

„Noch nicht, Herr Jurist! Das Gericht hat noch nicht gesprochen. Und ich bilde mir natürlich mindestens ebenso viele Hoffnungen ein wie Sie. Und mein Anwalt ist auch kein Dummkopf. Aber Sie haben doch jetzt das Archiv durchgesehen. Da müßte doch das Testament drinnen stecken, wenn die Tante wirklich eins gemacht hat."

Graue Augen unter schwarzen Flechten ruhen auf Dr. Normans Gesicht. Er fühlt es, wenn er dem Blick auch nicht zu begegnen wagt. Ruhig klingt seine Antwort:

„Unter all den Papieren befindet sich kein Testament oder dergleichen."

„Na, wenn Ihre Spürnase nichts findet, dann ist eben nichts da. Da kann man sich wohl auf Sie verlassen?"

„Jawohl, das kann man, Herr von Zöllnitz."

Helmut nimmt wieder einen Benediktiner und noch einen. Dann gibt er sich einen Ruck und sieht aus, als säße er im Sattel.

„Also, Kinder, da stehen die Chancen ganz gleich. Und Prozesse sind immer ein Glücksspiel. Vergleichen wir uns doch! Mir ist es, weiß Gott, nicht um den Reichtum zu tun. Was ich zum Leben brauche, habe ich auf meiner Klitsche auch. Und verheiratet bin ich ja nicht. Bis jetzt. — Aber verschlampt und verschludert darf doch der schöne Familienbesitz nicht werden! Meinethalben wäre ich auch zufrieden, die Sache in Ordnung zu bringen und in Ordnung zu halten. So als besserer Inspektor. Wenn du den Prozeß gewinnst, Cousinchen, ich wüßte dir keinen besseren zu empfehlen als mich. Eine solche Schlafmütze bin ich nicht, wie sie jetzt hier herumgepfuscht hat. — Aber vergleichen wir uns doch! Halb und halb! Wir werden Miteigentümer. Und ich garantiere dir: Wie ich die Karre schiebe, hast du aus deiner Hälfte ebensoviel Rente oder mehr als sonst aus dem Ganzen. Schlag ein!"

Er hält ihr die Hand hin. Sie aber schaut erwartungsvoll auf den Freund, der sich zu ihrem Unmut so sehr in den Hintergrund drängen läßt. Jetzt gleitet sein warmer brauner Blick von ihr zu Helmut und wird kalt:

„Ich bedaure, Herr von Zöllnitz, meiner Mandantin einen solchen Vergleich nicht empfehlen zu können. Als ihr Rechtsbeistand ..."

„Verzeihung, Herr Doktor Normann, von Rechtsbeiständen soll eben nun nicht mehr die Rede sein. Auch von Ihnen nicht. Wir wollen endlich mal die ganze elende Juristerei beiseite lassen und uns persönlich miteinander vertragen. Was, Cousinchen?"

„Ich meine ja auch, lieber Vetter, wenn ich mich vielleicht doch mit dir vergliche, so hätte ich — so hätte ich mir nichts vorzuwerfen. Aber es muß unsern Doktor, meinen lieben Freund, doch natürlich kränken, wenn er seine ganze Mühe umsonst getan haben soll."

„Na, was denn? Ich will ihn doch nicht um sein Geld bringen. Wir Zöllnitze sind keine Krämerseelen. Unsere Advokaten werden beide in voller Höhe honoriert. Selbstverständlich. Auch wenn wir den Prozeß abbrechen."

„Es ist mir nicht um meine Gebühren, Herr von Zöllnitz ..."

Ottilie sieht roten Unmut seine schmalen, blassen Züge durchflackern, legt ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm und sagt heiter:

„Lassen wir doch für heute die Geschäfte ruhen! Gehen wir noch etwas in den Park!"

Im Park raschelt das Herbstlaub, das vom Frühling noch nichts weiß. Nebelfetzen kriechen aus kahlem Gesträuch und haben den Sonnentag noch vor Dämmerung weggefressen. Ottilie geht zwischen den beiden Männern und meint, sie müsse die zwei voreinander schützen. Ihr ist es, sie vermöge das nicht, und doch bleibt sie unabänderlich immer zwischen ihnen.

Rasch dunkelt der Abend und feuchtet und kältet sich und treibt die drei Parkläufer zurück ins Haus. Am Teetisch wird geplaudert. Helmuts Reitergeschichten kann Dr. Normann nichts Gleichwertiges bieten.

„Sie singen doch?" fragt ihn Ottilie. „Sie haben mir erzählt, daß Sie mal an die Opernlaufbahn gedacht haben."

Dr. Normann ist gern bereit, hat aber keine Noten bei sich. Im Schrank findet sich eine Sammlung Schubert, Schumann und Franz, und Frau Weber begleitet ihn gewandt, zittert mit den knitterigen Lippen und fühlt ihr gutes altes Herz schlagen vor Rührung über die gefühlvolle Innigkeit seines Vortrages.

Ottilie dankt ihm nach ein paar Liedern mit Blick und Händedruck, und Helmut schneidet ihm die weitere musikalische Betätigung mit ausführlichen Anerkennungen ab.

„Ich begreife Sie nicht, lieber Doktor! Der Wolfram hätte Ihnen gewinkt und der Don Juan! Daß sie sich da in eine Kanzlei vergraben!"

„Ich bin wohl nicht genug reiner Gefühlsmensch, um Künstler zu sein!" — —

Der alte Joseph hat den Herren ihre Zimmer angewiesen. Dr. Normann blickt durchs Fenster, als vermöchten seine Blicke das schwarze Grau zu durchdringen, das sich gegen die Scheiben drückt. Da klopft es. Helmut von Zöllnitz tritt herein, gemessene Höflichkeit in seinem Wesen.

„Herr Doktor Normann, ich mache nicht gern viele Umstände und bin ein Mann von raschen Entschlüssen. Sie werden es ebenso begriffen haben wie ich: Einer von uns beiden ist hier zu viel."

„Das ist auch meine Ansicht, Herr von Zöllnitz. Ich würde mir nicht erlaubt haben, mich hier einzudrängen. Mich hat die Dame des Hauses eingeladen. Sie, meines Wissens, nicht."

Durch die weltmännische Ruhe des anderen droht ein Grollen:

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Jetzt nichts anderes, als was ich gesagt habe. Aber wir haben wohl bald noch Gelegenheit, ausführlicher miteinander zu reden. Es ist spät. Ich darf Ihnen eine gute Nacht wünschen."

Schweigend heften die beiden Männer ihre Augen mit kurzem Blick ineinander und verabschieden sich mit grüßender Verbeugung.

„Armseliger Kneifer!" spottet es in Helmuts Herzen.

Dr. Normann aber steht wieder sinnend am Fenster. Was er eben noch so rasch und klar als unabweisbare Notwendigkeit gefühlt und blitzschnell gedacht hat, das spinnt sich ihm jetzt mit kalter Überlegung zum deutlichen Plane aus.

Nie bis jetzt hat er so im Innersten gewußt, wie heiß er Ottilie liebt. Nie bis jetzt hat er je daran gedacht, einem Gegner mit der Pistole gegenüberzutreten. Mit diesem übermütigen Junker aber wird er sich schießen. Das weiß er nun. Und der Gegner soll am Platze bleiben. Er selbst hat keine Lust dazu.

(Schluß folgt.)

Frau Lieschens Kur. / Von Richard Rieß.

Frau Lieschen hatte nichts Besseres vor.

Paul, der Gatte, schrieb Versicherungspolicen aus. Denn das war der Beruf, zu dem ihn Gott geschaffen.

„Aach!" gähnte Frau Lieschen und ging noch mehr in die Breite, so daß das Korsett wehklagte und nicht aus noch ein wußte. „Gib mir etwas, damit ich die Zeit totschlagen kann!"

Paul griff mal schnell in den Bücherschrank und erwischte einen Stoß echter Leinenbände. Es war ein bißchen Klopstock, das finnische Epos „Kalevala", zwei Gedichtsammlungen eines befreundeten Lyrikers und die Broschüre: „Wie mache ich eine Bilanz?"

Das war der guten, rundlichen Frau Lieschen völlig gleichgültig. Sie wollte die Zeit totschlagen und begann zu lesen. Aber die Zeit ließ sich nicht so mir nichts dir nichts totschlagen und setzte sich zur Wehr. Frau Lieschen las eine Klopstocksche Ode, aber die Minuten krochen, als wollte jede zur andern sagen: Verweile doch, du bist so schön.

„Aach!" gähnte Lieschen, warf das Buch zur Seite, und die Zeit hatte gesiegt.

„Eine fette Provision", sagte Paul und machte unter seinen Namenszug auf der letzten Police einen besonders kunstvollen Schnörkel.

Von „fett" hörte Frau Lieschen nicht gern reden. Sie wog ja allerhand, zumal, wenn man bedenkt, daß sie knapp dreißig Lenze zählte. (Und Herbste gar erst neunundzwanzig.)

„Fett ... fett ..." murmelte Lieschen. „Was für vulgäre Ausdrücke du oft gebrauchst." Verärgert griff sie nach dem Morgenblatt. Sie hatte es bereits früh gelesen. Das heißt, sie hatte das Feuilleton überflogen, den Gerichtsbericht sowie

die Nachricht von der Entdeckung eines neuen Massenmörders verschlungen und die Familiennachrichten mit Bedacht studiert. Gott, wie des Menschen Weib eben Zeitung liest ... Nun aber hing sie sich noch ein bißchen in den Inseratenteil, und weil das Wort fett sie soeben geärgert, präsentierte es sich, aus purer Tücke, auch in dem Zeitungsblatt. Und noch dazu in der dicksten, fettsten — pfui, wie gemein! — kor—pu—len—testen Schrift. Frau Lieschen las. Aber diese Fett-Nachricht war ja eine Heilsbotschaft, eine Freudenkunde, eine Genesungs- und Erlösungsfanfare für die Welt der Dicken. Sie berichtete nämlich von der Erlösung vom Fett. Und zwar garantierte sie ein Fett-Minus von zwanzig Pfund, man kann hier mit gutem Rechte sogar sagen: runden Pfunden. Und alles innerhalb von fünf Wochen. Schlank sei ja der Schrei der Zeit, die zarte Linie ihr Mode-Umriß, „die Frau als Knabe“ ihr Schlagwort.

„Paul, möchtest du einen Knaben als Frau haben?“ fragte Lieschen zart. Paul schob seine Zwickergläser in die Höhe. War sein Weibchen übergeschnappt? Sie wird doch nicht ...?

Nein, sie lächelte harmlos. „Da, lies, bitte ...“

Paul schrieb erst mal den Satz zu Ende: „... und habe ich mir gestattet, Ihr Geschätztes unserm Herrn Subdirektor Gansbrust zur gefl. Erledigung zu übergeben.“ Dies, unterschnörkelt, legte er zu dem Erledigten und war dann für seine Gattin frei.

Er streichelte sie unters Kinneskinn und gab ihr, da, wo sie am rosigsten war, einen Kuß. „Also, was bitte, Schatz?“ sagte er, gut gelaunt, weil mit sich selber zufrieden.

„Hau-Kno-Pillen“ las er. Und: „Sie werden bald nur Haut und Knochen sein.“

„Fabelhaft“, bekannte die ausgepolsterte Frau an seiner Seite. „Zwanzig Pfund in fünf Wochen ... bitte, stelle dir das vor. Ich kann in einem Jahre mit Leich—tig—keit meinen Zentner abnehmen. Dazu Bubikopf ... bit—te, stell' dir das vor ...!!“

Pauls erster Gedanke war, Frau Lieschen zu versichern ... ja, wie denn? Natürlich zu versichern, daß man solchen schweren Substanzverlust nicht auf die leichte Schulter nehmen dürfe. Aber dann ließ er seine Augen um sie herumwandern, und er bemerkte, daß diese Wanderschaft ziemlich viel Zeit erfordere, und so verzichtete er in diesem Falle auf jede Versicherung; und dies um so eher, als es ja dabei keinerlei Policen in Bewegung zu setzen galt. Frau Lieschen aber kletterte aus ihrem Fauteuil, schob sich zum Schreibtisch und gab eine Bestellung auf Hau-Kno-Pillen. Für eine Kur von fünf Wochen. Bei hinlänglicher Einschrumpfung würden neue Aufträge erfolgen. —

Und sie wartete drei Tage. Gerade am Monatsersten brachte der Briefbote das Pillen-Päckchen. Gegen Nachnahme, versteht sich. Frau Lieschen nahm und nahm ein. Setzte sich dann in einen Klubsessel und verdaute die Hau-Kno. Schweigend beobachtete sie den Schwund ihres Zuviels. Sie bekletterte im Badezimmer die Personenwage. Sie stellte ihre Ziffer fest. Mit niegekanntem Mut sah sie mitten hinein in die blamable Arithmetik des Gewichtsmessers. Sie wußte ja: fünf Wochen noch und — „Hau-Kno“, flüsterte sie wie ein heiliges Bekenntnis. „In diesem Zeichen wirst du wiegen!“

Es geschah nun häufig, daß Frau Lieschen, wenn Paul kopfüber in Policen sich gestürzt, mit fliegenden Rockfahnen dem Gewichtsmesser zueilte, um die Veränderungen zu entziffern. Aber mit wachsender Beunruhigung nahm sie wahr, daß keine Wertminderung ihres Gewichtes eintrat. Die Vorsorglichkeit, die alle Hauptstücke des Kleiderbestandes zum Zwecke verengender Änderung der Schneiderin übergeben hatte, rächte sich beim ersten Teeabend, an dem Frau Lieschen, krebsrot in dem ihr die Luft abschneidenden Gewand, nur mit Mühe einer Ohnmacht entging.

„Was sie nur hat, die Frau Versicherungsbeamter Füll?“ fragte die verwitwete Oberoffizial Gerdellen ihre Nachbarin, eine Angehörige der Zweizentnerklasse. „Ent—fet—tungskur“ flüsterte diese, mit dem Unterton der Entrüstung. „Wenn's nur gut ausgehen wird ...“

„Wenn's nur gut ausgehen wird.“ Nichts anderes erschütterte auch Frau Lieschens Ruhe. Sie rechnete: Zwanzig Pfund in fünf Wochen. Bisher knapp hundert Gramm. Bleiben für restliche zehn Tage neunzehn Pfund und vierhundert Gramm übrig. Sie rechnete die Sache in Kilogramm um. Aber die Ziffer von knapp zehn ist für ebenso viele Tage auch eine Zumutung von erschreckender Gewalt.

Ihr Herz bebte, wenn sie nun die Wage betrat. Wie sollte sie von nun an so rapiden Gewichtsschwund ertragen? Was würde ihr Herz zu dieser Belastung mit Entlastung sagen? Sie zog Erkundigungen ein. Nachbars Ältester studierte bereits im fünften Semester Medizin. „Zwanzig Pfund Gewichtsverlust in einer Woche?“ Er zog die Stirn in Falten. Bedenklich ... Dem müßte mit allen Mastmitteln entgegengearbeitet werden.

Mastmitteln? Frau Lieschens Züge entgleisten nach bester Möglichkeit in die Breite. Ein Stilleben von Fettgänsen, Schweinskeulen, Rahmschüsseln, Streuselkuchenplatten und Stopflebern erschien vor ihrem geistigen Auge. Die soßenlose Diät der letzten Wochen verblaßte, und eine Vesper bei Konditor Klostermeier bei Schokolade und einem fünffach überladenen Kuchenteller erschien ihr als beglückende Fata Morgana.

Sie verschmolz mit einem Fauteuil und sann nach. Und kämpfte mit sich. In acht Tagen zwanzig Pfund abnehmen zu müssen, ist Folter. Sie würde an ihr zugrunde gehen. Sie würde sterben. Hinweg aus dieser Welt, in der so viele nahrhafte Dinge blühen, wachsen, reifen und zu Nahrungsmitteln kulinarisch verarbeitet werden. Was bedeutet denen gegenüber eine Schachtel Hau-Kno mit ihren mörderischen Versprechungen?

„Ich muß leben. Ich muß für Paul leben“, sagte Frau Lieschen. Sie beschloß, sich zu opfern. Mitsamt ihren zwei Zentnern. Sich — fürs Leben aufzusparen. Und heldenhaft nahm sie die Pillen und tat sie von sich. Kühn wie nur eine Heroin, telephonierte sie nach pommerscher Gänsebrust und kalten Schweinskoteletten. Sie wollte Waffen, um der mörderisch drohenden Abmagerung begegnen zu können. Oh, solche Geheimmittel sind ja oft höchst hinterlistig. Hau-Kno sparte, zur Erfüllung seiner fünfwöchigen Zwanzigpfund-Leistung, seine ganze Angriffskraft auf die letzte Woche. Und — jetzt erst fiel es Frau Lieschen auf — mit keinem Worte war auf dem Pillenkästchen von einem Versprechen die Rede, daß der unglückselige Patient die Kur lebend überstehen werde!

Als Paul abends heimkehrte, fand er eine Festtafel gedeckt.

Eine Woche lang kämpfte Frau Lieschen gegen die Nachwirkungen ihrer Abmagerungspillen. Als die Zeit der Kur verstrichen, begab sie sich wieder auf die Wage, um nun endgültig die Bilanz zu ziehen.

Sie hatte sechs Pfund zugenommen ...

Gedankensplitter. Von Ferdinand Bruger.

Wo die „Vernunft“ siegt, hat meist die Feigheit eine Schlacht gewonnen.

In unseren Herzen bleibt stets ein unerfüllter Rest, den wir — Sehnsucht nennen ... auch in Stunden höchsten Glückes ist bei allem Licht der leise Schatten einer Schwermut, eines unfaßbaren Leides — und dieser Schatten ist wohl ein Hauch des Dunkels jener Nacht des Todes, die düster, unentrinnbar drohend in der Ferne steht.

Was ist Mut? Pflichtgefühl und Jugendoptimismus, Furcht vor Schande, Haß und Notwehr der Verzweiflung — — zuweilen auch der tiefe Ernst eines inbrünstig erfaßten, großen Gedankenideals, um dessen Verwirklichung willen wir sogar zu sterben vermögen!

Viele meinen die Härte der Zeit erfaßt zu haben, wenn sie — gegen andere brutal sind!

Aus Wissenschaft und Technik.

Neue Untersuchungen über die Vergangenheit des deutschen Waldes. Unsere Kenntnis von der Entstehung des gegenwärtigen Waldbildes war bisher im Vergleich zu den Resultaten anderer paläontologischer Forschungen überaus dürftig. Wohl wußten wir schon lange, daß in den früheren großen Erdperioden ganz andere Wälder unsere deutschen Gaue bedeckten, Wälder, wie wir sie heute in den Tropen vor uns haben, oder solche, die es heute nirgends mehr gibt. Unsere Kohlenlager geben uns bekanntlich Zeugnis davon. Auch ist es uns nichts Neues mehr, wenn wir von den großen Umwandlungen der Wälder hören, die zur Eiszeit stattfanden. Zwar ist in der Frage nach der Natur und Wirkung der Eiszeit noch lange nicht das letzte Wort gesprochen, die Vorstellung einer großen Klimarevolution ist aber auf jeden Fall falsch. Immerhin machten die niedere Temperatur und die Nähe der nordischen und alpinen Gletscher dem Leben des Waldes an den meisten Stellen ein Ende. Wie sich nun aber nach dem Rückgange der Eiszeit unser Wald entwickelt hat, ob die einzelnen Bäume langsam aus ihrem Zufluchtsort in die eisfrei gewordenen Länder zurückwanderten und allmählich dann den Wald, wie wir ihn heute sehen, aufbauten, oder ob auch nach der Eiszeit noch eine oder mehrere tiefgreifende Umwälzungen eintraten, das war bis heute unbekannt. Diese offene Frage ist seit Ende des Krieges bis auf manche kleine Einzelheiten beantwortet worden. Die Untersuchungen, mit denen in Skandinavien begonnen wurde, und die in Deutschland mit Eifer fortgesetzt wurden, sind außerordentlich mühsam und eigenartig. Die Reste ganzer Wälder findet man nur in den seltensten Fällen. Aber einzelne Teile der Bäume haben sich an manchen Stellen sauber erhalten: der Blütenstaub, der in jedem Frühling durch den Wind aus den Blüten der Bäume geschüttelt wird und zum großen Teil auf den Boden fällt. Der Blütenstaub nun, der auf die Moore gelangt, hält sich dort jahrtausendelang, ohne einer Verwesung anheimzufallen. Das Moor deckt den Blütenstaub durch die dauernd wachsenden Moose zu, und die absterbenden Teile dieses Mooses bergen den Blütenstaub. Jene alten Teile sind dann die Torfe, die wir als Feuerungsmaterial verwenden. In den horizontalen Schichten eines Torfstiches, aus dem unsere Torfsteine gewonnen werden, sucht man nun mit dem Mikroskop nach dem Blütenstaub. Eine langwierige Arbeit, die die Forschergeduld auf eine harte Probe stellt. Aber die Arbeit war nicht umsonst. Man fand, daß Blütenstaub in den einzelnen horizontalen Schichten verschieden ist. Also muß auch die Zusammensetzung des Waldes, die den Blütenstaub lieferte, verschieden gewesen sein. So konnte man an einer Torfwand — in den Torfmooren, am Bodensee, im Schwarzwald, in Böhmen, in den Alpen usw. — die Geschichte unseres Waldes ablesen. Sie ist recht abwechslungsreich. Am Anfang, gleich nach der Eiszeit, gibt es nur Kiefern und Birken bei uns. Aber der Kiefern-Birken-Wald verschwindet, neue Bäume rücken mit Macht ins deutsche Land vor und nehmen von ihm Besitz: Eiche, Linde und Ulme. Ganze Lindenwälder in unserem Gebiete! Solche sind heute nur weit im Osten anzutreffen. Dann, nach langer Herrschaft dieses Laubwaldes, tritt ein neuer Konkurrent auf: die Tanne bzw. die Fichte. Die ganzen Gebirge werden von dem Nadelbaum erobert. Nur in der Ebene hält sich der Eichenmischwald noch ein wenig. Und bald darauf — aber erst dann — tritt die Buche mit auf den Schauplatz. Tanne, Fichte, Buche machen nunmehr das Waldbild aus. Wir sind in historischer Zeit. Bis noch vor 200 Jahren bedeckten diese drei Bäume unser Land, insbesondere das Gebirge, bis eine planmäßige Forstwirtschaft die Fichte zum Alleinherrscher machte. — Dieser mehrmalige Wechsel des Waldbildes bricht natürlich mit der Vorstellung einer allmählichen Entwicklung, vielmehr stehen wir vor den Dokumenten eines wechselhaften Kommens, Besitzergreifens und Verschwindens. Von großer Bedeutung ist dann der Rückschluß, den man von diesem Waldwandel auf die Klimaschwankungen machen darf. Nach der Eiszeit war es zunächst kalt: Kiefer. Aber dann wird's wärmer, und zwar wärmer, als es heute ist. Die die Wärme liebende Linde bildet ganze Wälder, Linde und Hasel steigen weit ins Gebirge hinauf, höher als heute. Das Auftreten der Tanne deutet auf ein Feuchterwerden. Dann wieder ein Wechsel: Linde und ihre Begleiter verschwinden, die Buche nimmt Anteil am Waldbild, d. h., es wird trockener und kälter. Viele Anzeichen, so die Austrocknung der Moore, der Rückgang der Alpengletscher, weisen darauf hin, daß wir in der Gegenwart wohl mit einer Zunahme der durchschnittlichen Jahrestemperatur zu rechnen haben. — Auf die sehr in Hypothesen steckenden Ansichten über die meteorologischen Ursachen dieses Wechsels und auf die lockeren Fragen, was hiernach im Altertum, zur Zeit der ägyptischen Dynastien usw., für ein Klima auf unserem Erdball war, sei an dieser Stelle nicht mehr eingegangen. Dr. Paul Magdeburg, Leipzig.

Vom Hören der Tiere. Noch im vorigen Jahrhundert war man in Gelehrtenkreisen der Ansicht, daß die Tiere im Grunde genommen dieselben Sinnesempfindungen hätten wie wir, und es ist erst der neueren Physiologie durch exakt durchgeführte Versuche einigermaßen gelungen, Licht in das zweifellos sehr dunkle Kapitel zu bringen. Von unserer eigenen Sinneserfahrung ausgehend, der Tatsache also, daß und wie wir, physikalisch genommen, hören, wenden wir uns erst an die uns nächst verwandten Tiere, die höheren Wirbeltiere, und dann in absteigender Linie herunter bis zu den niedersten, den Fischen. Was ist zum Hören erforderlich? Einmal ein Sinnesorgan mit der Befähigung, Schallschwingungen in spezifische Nervenerregung zu verwandeln, und sodann ein Nervenzentrum, das diese spezifischen Erregungen zu verarbeiten imstande ist. Aber die Schallschwingungen teilen sich nicht nur dem Hörorgan mit, es können auch andere Sinnesorgane infolge der durch die Luftschwingungen hervorgebrachten Erschütterungen erregt werden. Fährt ein Eisenbahnzug oder ein Lastauto an unserem Hause vorüber, dann nehmen wir nicht nur den Lärm wahr, sondern wir verspüren auch in verschiedenen Teilen unseres Körpers Erschütterungen, Vibrationen; ja, man spricht sogar heute von einem Vibrationssinn. Von solchen Sinneswahrnehmungen bleibt auch der Taube nicht verschont. Ist doch in dieser Hinsicht außer der bekannten Helen Keller zur Zeit ein Schweizer Bürger, ein Herr S., geradezu zu einem berühmten Beispiel geworden. Obwohl völlig taub, bekundet er großes Interesse an Konzerten und ist lediglich durch den Vibrationssinn imstande, den Charakter einzelner Musikstücke festzustellen. Aus alledem geht hervor, daß Reaktionen auf Schallreize nicht mit dem Hörvermögen auf eine Stufe zu stellen sind. Daher geht die Forderung dahin, den Nachweis zu erbringen, daß ein Sinnesorgan vorhanden sein muß, das in der Tat als Hörorgan anzusprechen ist. Nun haben alle Wirbeltier-Ohrlabyrinthe in ihren Grundzügen mehr oder weniger große Ähnlichkeit mit dem menschlichen. Über jedem Zweifel steht das Hören der Säugetiere und Vögel. Auch ergaben Versuche bei Krokodilen und Eidechsen di: Hörfähigkeit dieser Tiere, hingegen wissen wir von den Schildkröten in dieser Hinsicht noch gar nichts. Unter den Amphibien hören die Frösche und Kröten, wie durch sehr eingehende Experimente nachgewiesen wurde. Über das Hören der Fische konnte ich bereits in Nr. 4170 der „Illustrirten Zeitung" berichten und namentlich die von v. Frisch am Zwergwels angestellten Versuche (das Tier ging bereits nach sechs Tagen auf den Pfiff) im Prinzip wiedergeben. — Wie steht es nun mit den wirbellosen Tieren? Von diesen kommen nur die Gliedertiere, hauptsächlich die Insekten, in Frage. Alle übrigen Wirbellosen scheinen nicht zu hören; wenigstens fehlen uns vom Vorhandensein dieser Sinnesempfindung sämtliche Anhaltspunkte. Eingehende Untersuchungen mit positivem Erfolge wurden vor allem an Zikaden, Grillen, Heuschrecken und auch Schmetterlingen gemacht. Die sogenannten Tympanalorgane der drei erstgenannten sind echte Gehörorgane und lösen die spezifischen Reaktionen aus. Allerdings werden durch den Schall auch noch andere Sinnesorgane erreicht, vor allem die Fühler. Wenn auch bei diesen Tieren die Gehörorgane an den verschiedensten Körperstellen sitzen können (in den Beinen, an den

Fühlern oder bei den Fliegen an den Hinterflügeln), so will das an sich nichts besagen. Es sei nur noch kurz erwähnt, auf welche Weise man beispielsweise bei den Grillen die Hörfähigkeit erprobte. Der bekannte Grillenforscher Regen legte eine kleine Arena von 4 m im Quadrat an, setzte ein zirpendes Männchen in ein offenes Glas und überdeckte das Gefäß mit einem schwarzen Pappsturz. In diesem Gefängnis war es also für das Weibchen unsichtbar. Ein anderes Männchen, dem man die Schrillader durchschnitten hatte, und das dann wenigstens für das menschliche Ohr keine Laute mehr hervorbringen konnte, wurde in ein durchsichtiges Glas gebracht. In dem Augenblick, da das erste Männchen zirpte, ging das geschlechtshungrige Weibchen in der Richtung des Glases vorwärts und fand schließlich auch die Schallquelle. Es gelangte sogar in die kleine im Pappsturz angebrachte Öffnung und konnte dann durch eine entsprechende Vorrichtung in das Glas vordringen. Jedoch wurde vom Experimentator eine Kopulation zunächst nicht zugelassen, das Paar wurde vielmehr getrennt. Immer wieder lief das Weibchen zu dem zirpenden Männchen, während es an dem anderen vorüberging. Prof. Dr. Schmid.

Neues aus Ostgrönland. Als im Herbst 1921 Dänemark die Ausdehnung seines tatsächlichen Machtbereiches in Grönland, der zuvor nur das mildere und daher fast allein bewohnte Westküstengebiet umfaßte, auf die ganze arktische Rieseninsel und ihre Küstengewässer proklamierte, erhob sich in Norwegen ein Sturm des Unwillens, denn norwegische Fischer und Fänger hatten bis dahin die Fisch-, Tran- und Pelztierquellen längs der Ostküste Grönlands fast allein ausgebeutet, und wenn Dänemark sein staatliches Handelsmonopol auch auf dieses Gebiet ausgedehnt hätte, so wäre es mit einer ergiebigen Einnahmequelle Norwegens vorbei gewesen. Durch die in Norwegen entstandene Volksbewegung sah sich Dänemark schließlich gezwungen, in Verhandlungen einzutreten. Zwischen beiden Staaten kam dann ein „Ostgrönland-Abkommen" zustande, in dem es Dänemark nur gelang, die Norweger von zwei beschränkten Strecken der ostgrönländischen Küste ganz auszuschließen: von der dänisch-eskimoischen Kolonie Angmagsalik, die noch etwas südlich vom Polarkreise, aber bereits in recht rauhem Klima liegt, und von dem zehn Breitengrade weiter nordöstlich gelegenen größten Fjordgebiete Ostgrönlands, dem Scoresby-Sund. Über-

all sonst dürfen die Norweger am Land wie in den Küstengewässern nach Belieben jagen und fischen, auch Niederlassungen und Beobachtungs- und Signalstationen aller Art gründen. Um nun ihre durch dieses Abkommen gefährdete wirtschaftliche und politische Stellung in Ostgrönland zu festigen, unternehmen die Dänen seitdem geradezu heroische Anstrengungen, denen man um so weniger die Anerkennung versagen darf, als es sich um eines der unwirtlichsten Gebiete der Erde handelt, um einen schmalen, wüstenhaften Küstenstreifen zwischen dem grönländischen Binneneis und einem Meere, auf dessen Oberfläche jahraus, jahrein ein gewaltiger, aus dem Polarbecken kommender Treib- und Packeisstrom von einer arktischen Strömung nach Süden getragen wird. Für den größten Teil des Jahres schließt er die Küste vom offenen Meer überhaupt hermetisch ab, und von Schiffen kann er nur während weniger „Sommer"-Monate unter steter Gefahr des Zerdrücktwerdens durchbrochen werden. Um also das Niederlassungsrecht der Norweger unwirksam zu machen, wurde von den Dänen im Sommer 1924 an der Rosenvingesbucht des Scoresbyfjordgebietes unter $70^1/_2$ Grad nördlicher Breite eine neue dänische Kolonie angelegt. Die dreißig Eskimofamilien, die man hier dauernd anzusiedeln hofft, werden von dänischen Studenten geführt, die sich zu zweijährigem Ausharren verpflichtet haben. Was dies bedeutet, möge man daraus entnehmen, daß hier die Mitteltemperatur von fünf Wintermonaten mehr als 20° unter Null liegt. Die Ausrüstung der Niederlassung: Proviant und Material für die Häuser, wurde auf dem Schiffe „Grönland" an ihren Bestimmungsort befördert. Beim Einsegeln in den Scoresbyfjord wurde das Schiff durch eine Eispressung schwer beschädigt; vor allem brach die Ruderwelle. Dem Kapitän Nielsen und der tüchtigen Besatzung gelang aber das Kunststück, das steuerunfähige Schiff nicht nur bis zu der für die Niederlassung auserſehenen Bucht des weitverzweigten Fjordgebietes, sondern auch wohlbehalten durch den breiten Packeisgürtel vor der grönländischen Küste nach dem Skagafjord an der Nordküste von Island und von dort nach Kopenhagen zurückzubringen. Auf der Station blieb zunächst nur eine kleine Überwinterungsabteilung zurück, die aus drei dänischen Naturforschern und drei Zimmerleuten besteht. Die Kolonisten treffen erst in diesem Sommer ein.

Dr. W. Gerbing.

Für die Frauenwelt.

Die neuen Abendmäntel haben eine etwas chinesische Form, ganz gerade, seitlich sehr hoch geschlitzt, mit Ärmeln ohne Aufschläge. Als Bordüre zeigen sie eine goldene Tresse, und der Stoff, aus dem sie hergestellt werden, ähnelt jenen Möbelbrokaten, die gestickte goldene Seidenblümchen auf weißem Grunde zeigen. Wir sehen aber auch Ton auf Ton: Rosa, Gelb oder auf mattem Grunde große Seidenmotive. Weiß mit den kleinen Blümchen ist aber am beliebtesten. Ja, um ihrer Eitelkeit zu genügen, schreckt die Hausfrau oft sogar nicht davor zurück, die Flügel- oder Diwandecke für den Abendmantel zu opfern! Gibt es doch unter diesen alten Seiden so entzückende, zarte, verschwommene und — ach! — so kleidsame Nuancen!

Sportkleidung. Wenn Sport Mode ist, so ist die Mode unbestreitbar sportlich. Alle Kostüme und alle Kleider nehmen der „Bequemlichkeit halber" einen männlichen, ziemlich gefälligen Charakter an. Die Jacken sind kurz und gerade, die langen Mäntel eifern den Herrenpaletots nach, und die Röcke erscheinen so eng, daß sie Beinkleidern gleichen. Beim Regen ziehen die Damen einen „Waterproof" an, um keinen Regenschirm nehmen zu müssen, worunter der weiche, in der Mitte oder seitlich eingedrückte Filzhut nicht im geringsten leidet. Für Autofahrten werden besonders gern Stoffhüte, und zwar aus Kascha, getragen. Ein dazu passender Schal, der zwei-, dreimal um den Hals gewickelt wird, hat den doppelten Vorteil, hübsch zu sein und warm zu halten. Der Traum jeder Auto fahrenden Dame ist allerdings der elegante, widerstandsfähige, bequeme, wasserdichte Ledermantel, der alle Regengüsse über sich ergehen lassen kann, leicht und selbst unter der sommerlichsten Sonne nicht zu warm ist.

Immer wieder Gürtel. Jawohl, die Frauen lieben sie immer von neuem und nehmen die Gürtel immer wieder mit Wohlgefallen auf. Sie werden ganz lose getragen; ihr Ziel ist, das Kleid zu zieren, aber nicht seine Weite zu beeinträchtigen. Auf einfachen Modellen sind sie breit. Bald aus hartem, bald aus weichem Leder, werden sie mit einer Schnalle oder mit irgendeinem anderen Stoffmotiv, das dem

Kleid entnommen wird, geschmückt. Bleibt der Sitz der Taille unentschieden, so begnügt man sich, das Kleid an verschiedenen Stellen einzuschneiden und den Gürtel durch die Löcher zu ziehen. Auf eleganten Kleidern sind die „Butterfly"-Schleifen sehr modern. Manche Modelle zeigen auch weiche Gürtel, die über den Hüften geknotet werden, nachdem sie als Schal ihren Weg über die Schultern genommen haben. Aber diese Art von Gürtel verlangt eine sehr große Drapierungskunst und außerordentlich leichte Gewebe.

Schuhe mit halbrunden Spitzen aus braunem Chevreau, aus Wildleder, aus Seide, Lack, Eidechsen- und Schlangenhaut sind modern. Einfache Formen, einfarbiger Eskarpin mit diskreter Schnalle, symmetrischen oder asymmetrischen Patten. Es finden sich Zusammenstellungen mehrerer Leder auf ein und demselben Schuh. Die Hacken sind hoch, und für den Abendschuh kommen Silber-Goldlamé und mit Straß besetzter, funkelnder Atlas zur Verwendung.

Modestrümpfe. Bei den kurzen Kleidern muß auf die Bekleidung der Beine natürlich großer Wert gelegt werden. Der jugendliche, freimütige Charakter, der die aktuelle Mode belebt, hängt davon ab. Für den Abend gibt es nichts, was zu fein, zu spinnwebartig, zu durchsichtig, zu luxuriös wäre, und die zartesten Nuancen sind die schicksten. Am Tage sind die Strümpfe schon etwas widerstandsfähiger und die Farben ausgesprochener. In der Tonleiter von Blond und Grau wird alles getragen. Für morgendliche Spaziergänge eignen sich leichte, aber doch haltbare Florstrümpfe, die mit den Schneiderkleidern und Sportkostümen in farbliche Übereinstimmung gebracht werden.

Blumen sind die große Mode. Die rosa, himmelblauen und beigefarbenen Hüte haben das Erscheinen von Mohn, Rosen und Kamelien zur Folge gehabt. Schwarze Toques mit violetten Rosen zu beiden Seiten bringen eine heitere Note selbst in die einfachste Toilette. Es ist aber besonders darauf zu achten, in welcher Weise die Blumen angebracht werden. Sind sie groß, so wird ihre Zahl beschränkt, und man garniert sie in Tuffs, während kleine Blumen dicht aneinandergenäht werden, um Tressen, Streifen und Litzen zu bilden und Röcke wie Abendmäntel zu garnieren. Auch Gürtel werden mit Blumen besetzt, besonders mit Vergißmeinnicht, Geranien

und Parmaveilchen, und man kann sich nichts Entzückenderes, Weiblicheres denken als Sonnenschirme aus gekräuseltem Seidenvoile mit einer Blumenbordüre. Diese Blumen haben immer denselben Farbenton wie der Stoff und der lackierte Griff. Bisweilen sieht man auch Kristallgriffe.

Modeschmuck. Früher begnügte sich eine Frau ihr ganzes Leben lang mit ihrem Goldmedaillon und ihrem Haararmband — heute braucht sie einen ganzen Kasten von mehr oder weniger echten und kostbaren Steinen und Perlen. Nach dem übertriebenen Erfolg des modernen Schmucks interessieren sich die Frauen jetzt für künstlerische, ziselierte oder doch wenigstens sehr durchgearbeitete Schmuckstücke. Sie passen vielleicht nicht gerade für den Abend, wohl aber zum Kostüm und Nachmittagskleid. Ebenso will die Mode nicht alten (diese Bezeichnung gibt man den Broschen unserer Großmütter), sondern antiken Schmuck. Man trägt die schönen venezianischen Ringe aus dem 16. Jahrhundert oder den „Giftring" der Katharina von Medici. Nicht zu dem Ehering werden diese etwas schweren, breiten Ringe getragen, sondern auf dem Zeigefinger der rechten Hand.

Eine praktische Phantasie. Überzüge aus grauer Leinwand, die mit bunter Borte eingefaßt und mit farbigen Initialen bestickt werden, schützen die Handtaschen auf Reisen vor Schmutz und Schrammen. Der lebhafte Farbenfleck von Tresse und Monogramm erhellt das etwas neutrale, nicht leicht schmutzende Gewebe, aus dem diese praktischen Hüllen hergestellt werden.

Die Bretter im Wäschschrank werden gern mit einem Volant geschmückt, was ihnen ein hübsches, frisches Aussehen verleiht. Blauer Satin mit Zacken, durch die rosa Baumwollband gezogen wird, ist sehr nett, ebenso gelbe Leinwand mit krassem blauen Durchzug. Eleganter ist der weiße Batistvolant mit Tüllrüsche und kleinen, hier und da aufgesetzten Kretonneröschen. Auch Madeirastickerei, durch deren Durchbruch korallenfarbenes Seidenband gezogen wird, ist beliebt.

Gartenkissen. Aus hellem Rupfen lassen sich reizende, heitere Gartenkissen anfertigen. Gestickte Blumen in lachenden Farben: Sonnenblumen, scharlachroter Mohn, blaue und rosa Margueriten geben ihnen eine amüsante, fröhliche und zugleich originelle Note.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung

P. Preißler

Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4196. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 13. AUGUST 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4196. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 13. August 1925.

Allgemeine Notizen.

Leipzig als Ausstellungsstadt. Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat beschlossen, ihre 32. Wanderausstellung 1928 wieder in der Stadt Leipzig abzuhalten.

Die Zentrale für deutschen Seidenbau in Leipzig wird auf der Landwirtschaftlichen Landesausstellung Sachsen vom 4. bis zum 7. September d. J. in Dresden-Reick eine alle Einzelheiten des Seidenbaues zeigende Schau veranstalten. Es sollen dabei die Zuchtaussichten in ihrer gesamten wirtschaftlichen und finanziellen Bedeutung dargestellt werden. Neben der Aufzucht der Maulbeerpflanzen werden die Erziehungsform, die Futterbeschaffung, die Behandlung der jungen Raupen, das Einspinnen usw. den Beschauern vor Augen geführt.

Amend's „Saturo"-Kohlensäurebäder sind von außerordentlich günstigem Einfluß auf das Herz. Ein gesundes Herz ist das Geheimnis des widerstandsfähigen Körpers, der Erhaltung von jugendlicher Spannkraft bis ins hohe Alter. Zeigen sich Krankheitserscheinungen des Herzens, so benutze man nach ärztlicher Vorschrift die Amendschen „Saturo"-Kohlensäurebäder. Ihre Wirkung ist hervorragend; sie ermöglichen eine fortlaufende Kur ohne Berufsstörung. Die Aufstellung und Bedienung des „Saturo" ist denkbar einfach, die Kosten des einzelnen Bades nach erfolgter Anschaffung des Apparates außerordentlich gering. Sind „Saturo"-Kohlensäurebäder am Wohnsitz nicht erhältlich, so wende man sich an die Herstellerin Heinrich Amend, G. m. b. H., Fabrik gesundheitstechnischer Anlagen in Hanau a. Main.

Sommerpflege des Haares. Sportliche Betätigung und warme Tage machen eine intensive Pflege des Haares notwendig. Die zerstörende Wirkung des Schweißes, vermehrte Absonderung der Talgdrüsen, Staub und Sonne schädigen Farbe, Weichheit und Wellung. Zur Notwendigkeit für Bubikopf und lange Haare wird wöchentliche Waschung des Haares mit einem unbedingt mildem Shampoo. Ohne Spur schädlicher oder scharfer Zusätze reinigt Elida-Haarpflege durch seine milde Spezialseife Haar und Kopfhaut leicht und gründlich. Sie bildet einen üppigen, kräftigen Schaum, der mit seinen Millionen Bläschen alles Unerwünschte einhüllt. Elida-Haarpflege gibt dem Haar bleibenden diskreten Duft, bewahrt und verstärkt die natürlichen Wellen. (Vgl. die Anzeige auf Seite 270 der vorliegenden Nummer.)

Die Hauptziehung der Sächsischen Landeslotterie findet vom 2. bis zum 23. September statt. Näheres wolle der bezüglichen Anzeige der Staatslotterie-Einnahme von Hermann Straube in Leipzig auf Seite 272 der vorliegenden Nummer entnommen werden.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Aus Südtunesien: In der Oase Touzeur.

Nach einer photographischen Aufnahme von Lehnert & Landrock, Kairo.

Das Mittelmeer im Laufe der Weltgeschichte / Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

Während das Mittelmeer seiner Ausdehnung nach nur einen untergeordneten Rang einnimmt, spielt es seit den ältesten Zeiten bis heute in der Kultur und Kriegsgeschichte eine hervorragende Rolle.

Die ältesten Kulturen, die indische und chinesische, übten bekanntlich infolge ihrer Erstarrung auf die Fortschritte der Menschheit keinen besonderen Einfluß aus. Anders liegen die Verhältnisse bei den Ländern und Völkern, die das Mittelmeer umwohnen. Hier, in der nördlichen gemäßigten Zone mit ihrer glücklichen geographischen und klimatischen Lage, entwickelten sich früher als in anderen Gegenden fortschrittliche kulturelle, politische, wirtschaftliche und soziale Ideen, vor allem auch auf dem Gebiete des Seewesens. Das Mittelmeer trennt verschiedene Weltanschauungen, die Konkurrenzkämpfe hervorrufen.

Erstarrung schafft Stabilität, nur Kampf erzeugt Fortschritt; die Unzufriedenheit, der Widerstreit bewirken ewiges Sehnen, Streben, Arbeiten, nie Erfüllung. Dies ist die Signatur der Mittelmeerländer.

In den südlichen Mittelmeerländern stand die Wiege der Religionsstifter der monotheistischen Weltreligionen. Am Berge Sinai verkündete Moses sein Gesetz, an den Küsten Syriens wirkte Christus, in den südlichen Küstenländern des Mittelmeers erfolgte der erste erfolgreiche Vorstoß des Islams. In der klassischen Zeit des Altertums und im Mittelalter war das von den drei Kontinenten Europa, Asien und Afrika umschlossene Mittelmeer zugleich die Sammel- und die Zerstreuungslinse der damaligen Weltkultur.

Wenn der Weltkrieg aufs neue bewiesen hat, daß nicht einmal Kulturgemeinschaft, ja, Rassenverwandtschaft politische Freundschaft verbürgt, so ist es begreiflich, daß da, wo, wie am Mittelmeer, Abendland und Morgenland zusammenstoßen, stets nicht nur freundliche, sondern auch feindliche Berührungen stattfinden. Der friedliche Fortschritt vollzieht sich langsam, der Fortschritt mittels Kampfes rascher und gründlicher; so verdankt das ganze Seewesen den Kämpfen auf dem Mittelmeer einen guten Teil seiner Entwicklung.

Das Mittelmeer ist seit Jahrtausenden der Schauplatz größten Verkehrs. Der teils friedliche, teils feindliche Verkehr der Mittelmeervölker brachte aber nicht nur auf dem Gebiete des Handels und der Politik, sondern auch auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften anhaltende Fortschritte mit sich; die höchsten Errungenschaften der Geisteswissenschaften vollzogen sich in den Ländern, die das Mittelmeer begrenzen, besonders in Griechenland.

In den nördlichen Mittelmeerländern stand die Wiege der größten Eroberer des Altertums und der Neuzeit, der Vertreter der Weltherrschaftsidee, bezeichnet durch die Namen Alexander der Große, Cäsar, Napoleon I.; am Mittelmeer oder doch im Mittelmeergebiet liegen die Städte Rom und Byzanz, Jerusalem und Mekka mit ihrer ewigen Bedeutung.

Lassen wir nun in folgendem die Geschichte der Mittelmeerländer in ganz großen Zügen an unserem geistigen Auge vorüberziehen:

Schon vor 5000 Jahren hatten sich auf der Grundlage der Halbkultur in Ägypten, am Euphrat und Tigris die alten Kulturen entwickelt an Stellen, wo mit Hilfe künstlicher Bewässerung reiche Ernten erzielt werden konnten. Diese Kultur schuf bald Städte und große Staatswesen; den Bewohnern dieser Städte, den Ägyptern und Babyloniern, fehlte es aber an Initiative, an Tatkraft; sie waren passive Völker.

Nach den Großstromstaaten der Ägypter und Babylonier kamen die Phönizier, die sich allmählich an den Küsten zu einem Seevolk entwickelten; was sie weltgeschichtlich gemacht hat, ist die Tatsache, daß sie das erste Seefahrer-, Handels- und Kolonialvolk gewesen sind.

Die Phönizier und die Juden hatten aber nur Sinn für Handel und Verkehr; sie gingen an dieser Einseitigkeit zugrunde und verschwanden als Volk aus der Weltgeschichte, weil sie sich keinen Staat schufen, eine Warnung für die jetzige Zeit, in der viele alles Heil für die Zukunft von der Wirtschaft allein erwarten.

Schon bei den Phöniziern, noch mehr aber bei den Griechen und Römern kann man feststellen, daß ein Volk, das sich an der einen Küste des Mittelmeeres festgesetzt hat und sich an dieser Küste günstig entwickelt, auch danach trachtet, die

Die feierliche Einweihung eines Denkmals für die im Weltkrieg Gefallenen des Deutsch-Ordens-Infanterieregiments Nr. 152 (Marienburg und Stuhm) zu Marienburg am 2. August. (Phot. H. van der Piepen, Marienburg.)

Der Wiedereinzug der Schutzpolizei in Essen nach der am 30. Juli erfolgten Räumung durch die Franzosen: Die Mannschaften auf dem Marsch durch die Straßen der Stadt nach ihrer Ankunft auf dem Bahnhof.

Links: Vom Aufenthalt des japanischen Kronprinzen und seiner Gattin in Hamburg: Die hohen Gäste beim Besuch in Hagenbecks Tierpark in Stellingen. — Rechts: Die Durchfahrt von 300 österreichischen Kindern durch Berlin zu einem Ferienaufenthalt an der See: Begrüßung der Kinder durch den österreichischen Gesandten Dr. Felix Frank (1) und den Bürgermeister von Klagenfurt Prof. Friedrich Molsegger (2) auf dem Anhalter Bahnhof. In dem Zuge befanden sich auch 300 deutsche Kinder, die in Österreich zu Besuch waren.

Abholen von Ausgewiesenen mittels Lastwagen vom Bahnhof Schneidemühl in das Sammellager.
Oben rechts: Ein neuer Transport Vertriebener.

Essenausgabe an einem kleinen Kochherd.
Links: Eine kinderreiche Familie, die sich in primitiver Weise behelfen muß.

Notdürftige Schlafgelegenheit auf Strohsäcken für die Ausgewiesenen.

Ankunft einer heimatlosen Familie mit ihrer Habe.

Das Elend der aus Polen vertriebenen deutschen Optanten.

Vom 25. Brandenburgischen Provinzial-Bundesschießen in Küstrin vom 1. bis zum 6. August: Ein Wagen aus dem am 2. August veranstalteten historischen Festzuge, Leutnant Katte, den Jugendfreund Friedrichs des Großen, vor seiner Füsilierung auf dem Hof des Küstriner Schlosses darstellend.

Der Berghäuerzug in Iglau (Mähren): Parade der Berghäuer vor der Kirche. Der Berghäuerzug ist ein aus dem Mittelalter überkommenes Heimatfest, das an die einstige hervorragende Bedeutung Iglaus als Bergbaustadt erinnert.

gegenüberliegende Küste, sei es politisch, sei es wenigstens wirtschaftlich, zu beherrschen.

Das Bestreben nach Ausbreitung brachte die Perser in Konflikt mit den Griechen, die den Ostrand des Mittelmeers zu umrunden suchten; der Hauptfehler des griechischen Volkes war wie der unsrige die Zersplitterung, der Partikularismus; die Griechen kamen über den Begriff „Stadtstaat" und „Kleinstaat" nicht hinaus, was teilweise wie bei uns in der Gliederung ihres Landes begründet ist.

Vielleicht hätten die Griechen, wie wir, auch allmählich noch Sinn für einen nationalen Machtstaat bekommen, wenn die Perser die Griechen so wie uns die Franzosen viele Jahrhunderte hindurch mißhandelt hätten. Rom entwickelt sich zuerst als Landmacht; es ist auffallend, daß Rom von Hause aus ganz kontinental eingestellt ist und trotz seiner günstigen Lage so spät zur maritimen Politik übergeht. Der Vollblutrömer ging nicht gern zur See; als Seesoldat war der Römer tapfer, er verwandelte aber gern das Seegefecht in eine Art Landgefecht mit der blanken Waffe, wie die Anwendung der „Enterbrücken" beweist. Den Römern gelang dann bekanntlich die vollständige Umrundung sämtlicher Mittelmeerländer.

Zwei Ideen beherrschten im Laufe der Zeit die römische Außenpolitik: die Gewinnung der Donau- und Rheingrenze und die Beherrschung des Mittelmeers, d. h. die Herrschaft über die damalige Kulturwelt. Das römische Weltreich wurde am Ende des 4. Jahrhunderts von dem gewaltigen Anprall der Völkerwanderung erschüttert und zerfiel in zwei Teile, während der westliche Teil nach einem weiteren Jahrhundert dem Ansturm der jugendfrischen germanischen Völker erlag, erhielt sich die östliche Hälfte als oströmisches, griechisch-byzantinisches Kaiserreich noch ein volles Jahrtausend, allerdings als ohnmächtiges Gebilde. An den Gestaden des Mittelmeers kam zunächst der geheimnisvolle Drang, der von alters her die Völker von Osten nach Westen und von Norden nach Süden treibt zu zeitweiligem Stillstand. Nach der Völkerwanderung treten nördlich des Mittelmeers an die Stelle der alten Griechen und Römer buntzusammengewürfelte Mischvölker. Sowohl die heutigen Griechen als auch die heutigen Italiener leben in der Einbildung, Nachfahren der alten Griechen und Römer zu sein, in Wirklichkeit sind sie vollkommene Mischvölker; so bestehen die heutigen Italiener aus Nachkommen von Goten, Langobarden, Normannen, Spaniern, Galliern, Juden und freigelassenen Sklaven. Erst im Laufe von vierzehnhundert Jahren wurden die Italiener nach unzähligen Kriegen und Kämpfen nur mit Hilfe von großen Persönlichkeiten wie Dante, Machiavelli, Cavour, aber auch mit Hilfe Napoleons ein Volk mit Nationalgefühl, mit Sinn für Einigkeit. Ähnlich verhält es sich mit den Neugriechen.

Die Schwäche der nach der Völkerwanderung nördlich des Mittelmeers in Bildung begriffenen staatlichen Organisationen, die Tatsache, daß sich das Christen-

Vom Sommeraufenthalt des Reichskanzlers Dr. Luther in Wyk auf Föhr: Der Reichskanzler mit seiner Familie nach der Begrüßung durch Wyker Frauen und Mädchen in ihrer Tracht.

Dr. Käthe Schirmacher, bekannte Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung und Schriftstellerin, feierte am 6. August ihren 60. Geburtstag.

Vom 8. Deutschen Studententag in Berlin vom 31. Juli bis zum 4. August: Die Teilnehmer, unter denen sich auch Vertreter ausländischer studentischer Korporationen und Vertreter der Reichsregierung befinden, vor dem Herrenhaus.

Dr. Bernhard Naunyn, Geh. Med.-Rat, ehemals ordentl. Professor der Inneren Medizin an der Universität Straßburg, † zu Baden-Baden im 86. Lebensjahre.

Von der Ersten Großen Leipziger Kanu-Regatta, verbunden mit den deutschen Kanu-Meisterschaften des Deutschen Kanu-Verbandes, veranstaltet vom Leipziger Regattaverein auf dem Hochflutbecken in Leipzig vom 1. bis zum 3. August; Während des Rennens um den Meistertitel im Doppelkajak am 2. August. Nach einer Zeichnung für die »Illustrirte Zeitung« von Rudolf Lipus.

tum in die römische und griechische Kirche spaltete, begünstigte das Aufkommen neuer Ideen östlich und südlich des Mittelmeers. Durch Ideen wird die Welt beherrscht, mit Hilfe von Ideen werden Reiche gegründet und zertrümmert.

Jetzt, nach der Völkerwanderung, nach dem Zusammenbruch der weströmischen Weltherrschaft, entstand südlich des Mittelmeers bei dem arabischen Steppenvolk der Gedanke der religiös-politischen Weltherrschaft. Rasch verbreitete sich von Arabien aus die Lehre Mohammeds mit dem Ziel, diese Lehre mit dem Schwert der ganzen Erde aufzudrängen. So wurden die gesamten asiatischen und afrikanischen Küstenländer des Mittelmeers erobert. Bei den Säulen des Herkules, bei Gibraltar, wurde die neue Lehre, die neue Idee nach Spanien hinübergetragen. Sizilien und Neapel wurden gewonnen. Die Aufgabe, die christliche, die europäische, die abendländische Kultur, zusammengesetzt aus der hellenisch-römisch-germanischen Kultur, gegen die asiatische, morgenländische Weltanschauung zu verteidigen, sie womöglich wieder zurückzuwerfen, fiel bei der Ohnmacht des Oströmischen Reiches den abendländischen Staaten zu. Dieser Kampf zwischen Okzident und Orient wurde naturgemäß da, wo Okzident und Orient zusammenstoßen, am Mittelmeer, mittels der Kreuzzüge begonnen. Die Kreuzzüge bewirkten nicht nur feindliche, sondern auch friedliche Berührungen zwischen Abend- und Morgenland; sie verursachten die Blüte der italienischen und auch der süddeutschen Handelsstädte.

Schon zur Zeit der Kreuzzüge tritt bei den Franzosen die Fortsetzung der römischen Idee: „Beherrschung des Mittelmeers“ in die Erscheinung, neben der ebenfalls schon bestehenden Rheingrenzenidee.

Nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika erstarkte die atlantische Seefahrt auf Kosten des Mittelmeerhandels; nun kam der türkische Vorstoß, der bis nach Wien führte. Im Spanischen Erbfolgekrieg besetzt England Gibraltar, und in den Napoleonischen Kriegen verhindert Nelson durch die Seeschlacht von Abukir den Plan Napoleons, über Ägypten nach Indien zu marschieren. Im 19. und dann noch im 20. Jahrhundert bleibt die Bedeutung des Mittelmeeres nach wie vor in Geltung. Sebastopol, Suezkanal, der Abbau der Türkenherrschaft auf dem Balkan und schließlich der Kampf um die Dardanellen und das Saloniki-Unternehmen im Weltkriege bezeichnen die Etappen, die die fortgesetzte Wichtigkeit des Mittelmeers und der Mittelmeerländer darstellen. Schon vor dem Weltkriege trachteten alle nördlichen Mittelmeerländer, einem Naturgesetz folgend, kräftiger denn je danach, auch die gegenüberliegende Küste zu beherrschen; England gewann Ägypten.

Wenn jetzt nach dem Weltkrieg von den Gestaden des Schwarzen Meeres bis zu den Gestaden des Atlantischen Ozeans eine panislamitische antieuropäische Bewegung festzustellen ist, so ist dies vor allem darauf zurückzuführen, daß sich die asiatischen und die afrikanischen Mittelmeervölker dadurch enttäuscht und betrogen fühlen, daß die Ententemächte in keiner Weise daran denken, das von Wilson in die Massen geworfene Wort vom „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker praktisch einzulösen; nach wie vor findet am Mittelmeer ein stiller, aber zielbewußter Kampf der verschiedenen europäischen an Mittelmeerfragen interessierten Staaten statt. Sollte aber einmal über kurz oder lang der Konflikt zwischen der gelben und der weißen Rasse im Pazifischen Ozean ausgefochten werden müssen, so bieten sich allen Mittelmeervölkern verschiedene Möglichkeiten der Teilnahme an diesem künftigen Weltkriege; das eine scheint sicher, daß es auch in einem künftigen Weltkriege für das Mittelmeer keinen Frieden geben, daß das Mittelmeer niemals geschichtlich versanden wird. Wie schon seit Jahrtausenden, so trennt auch heute noch das Mittelmeer den Orient vom Okzident, deren Bewohner sich im Denken und Fühlen wesentlich unterscheiden. Der Verlauf der ganzen Weltgeschichte lehrt, daß die Schicksale der Völker vom Volkscharakter, von ihrer Abstammung und ihrer Umwelt abhängig sind, wobei die Abstammung, die Begabung wichtiger sind als die Umwelt.

Wenn heute in der Hauptsache immer noch England das Mittelmeer beherrscht, so ist dies die Folge der hervorragenden Begabung der Engländer für das Seewesen. England wurde rechtzeitig Seemacht, England ging rechtzeitig von der kontinentalen zur maritimen Politik über; die germanischen Engländer sind die Nachfolger der seeräuberischen Normannen, sind ein geborenes Seevolk, während die Franzosen mit ihrer unsinnigen Rheingrenzenpolitik, obwohl Mittelmeervolk, ohne genügende seemännische Begabung sind und so keine Vorherrschaft auf dem Mittelmeer erlangen konnten. Ägypter, Araber, Türken haben trotz der Nähe des Meeres keine besondere Begabung für das Seewesen. Sie sind Nachkommen von Oasenstädten, von Steppenvölkern, hieraus erklärt sich ihre geringe Vorliebe für die See.

Von der Schlußsteinlegung der Carolusbrücke in Frankfurt a. M.: Blick auf die neue, an der Stelle der alten historischen Mainbrücke erbaute Carolusbrücke, die Frankfurt mit Sachsenhausen verbindet, von der Frankfurter Seite aus.

Von den Segelflug-Veranstaltungen in der Rhön, die am 1. August mit dem Vorwettbewerb begannen: Verständigung des Piloten in der Luft durch Marinesoldaten mittels Winkerzeichen.

Links: Von der großen englischen Segelwoche in Cowes auf der Insel Wight, die am 3. August ihren Anfang nahm: Am Startplatz. — Rechts: Zum 250jährigen Jubiläum der berühmten Nationalsternwarte in Greenwich bei London, die auf Anregung des englischen Astronomen John Plansteed von Karl II. im Jahre 1675 gegründet wurde, und deren Meridian seit 1883 allgemein als Anfangsmeridian für geographische Längenbestimmung gilt: Blick auf die Anlagen der Sternwarte.

Vom 700jährigen Jubiläum der von deutschen Kaufleuten erbauten Domkirche St. Maria in der alten Hansastadt Wisby auf Gotland in Gegenwart des Königs Oskar Gustav V. von Schweden und der Königin Viktoria, einer Enkelin Kaiser Wilhelms I.: Das Königspaar bei der Landung in Wisby. — Rechts: Vom 50jährigen Priester- und 25jährigen Bischofsjubiläum des Bischofs Dr. Paul Wilhelm v. Keppler in Rottenburg am Neckar: Bischof v. Keppler in der Prozession anläßlich seines Doppeljubiläums.

Eine deutsche Forschungsexpedition nach Grönland: Prof. Dr. Fritz Klute, Gießen, (rechts) und sein Begleiter F. E. Krüger, die am 30. Juli mit dem Schiff „Hans Egede" von Kopenhagen aufbrachen. — Rechts: Prof. J. M. Keynes, bekannter englischer Wirtschaftspolitiker und eifriger Vorkämpfer für die Revision des Vertrages von Versailles, mit seiner Braut, der russischen Tänzerin Lopokava, beim Verlassen des Standesamtes in London.

Vom französisch-marokkanischen Kriegsschauplatz: Links: Eingeborene mit ihren Herden auf der Flucht aus ihrem vom Kampf bedrohten Dorfe. — Rechts: Einziehen von Erkundigungen bei Eingeborenen durch französische Verbindungsoffiziere vor Ain-Maatouf. (Phot. C. Chusseau-Flaviens.)

Die rätselhafte Basilika unter der Erde.

Unerschöpflich ist der Boden Roms. Von der Totenstadt in der Tiefe, dem Labyrinth der Katakomben, das weit umfangreicher ist als das Gebiet der modernen Hauptstadt darüber, kennen wir schätzungsweise erst ein Zehntel. Vielfache Hindernisse stehen einer völligen Aufdeckung im Wege. Aber zuweilen öffnet sich die Erde wie von selber, und die Menschen steigen hinunter in einen Schacht und stehen staunend und bewundernd vor — einem archäologischen Rätsel.

So senkten sich eines Tages die Eisenbahnschienen, über die jahrzehntelang die Schnellzüge nach Neapel hinweggedonnert waren, und als man der Ursache nachging, geriet man — dicht bei der Porta Maggiore, an der Via Praenestina — in einen Lichtschacht, der von einem seltsamen unterirdischen Bauwerk ausgeht, einem in Tuff gehauenen Hypogäum, das, über 13 Meter tief unter dem heutigen Niveau liegend, als die „unterirdische Basilika" schnell zu einer Weltberühmtheit wurde.

Wer aus der blendenden römischen Sonne in diese künstlich erleuchtete Basilika hinuntersteigt, den fällt ein Frösteln an. Die Wände sind eiskalt, Wasser tropft daran herab. Um so erstaunlicher ist es, wie verhältnismäßig gut die Stuckverzierungen erhalten sind, mit denen das ganze Gebäude in verschwenderischer Fülle übersät ist. Aber auf die Frage nach Nam' und Art geben sie keine oder eine verwirrende Antwort. Da ist die Apsis das Haupträtsel, und doch zweifellos der Schlüssel, wenn wir ihn erst einmal entziffern können. In der Mitte scheint eine Art Kathedra gestanden zu haben, denn darunter fand man Tierskelette, die Knochen eines Hundes und eines Schweines — Bauopfer, wie man wohl mit Recht annimmt. Was aber soll die Frauengestalt in Mantel und Schleier darüber symbolisieren? Steigt sie, von Eros unterstützt, ins Meer? Wird sie hineingestoßen? In den Wellen breitet ein Triton ein Tuch aus, sie aufzufangen; ein anderer bläst gelassen das Muschelhorn. Vielleicht Sapphos Sprung vom Felsen? Oder eine Allegorie der Seele? Viel wird in neupythagoreischem Sinne ausgelegt.

Und nun die Wände und Decken! Liegt den zahllosen Darstellungen ein einheitlicher Gedanke zugrunde? Es sieht aus, als habe der Künstler hier ein ganzes Musterbuch für Ornamente niedergelegt. Da ist — wenn die mythologischen Deutungen zutreffen — Orpheus und Eurydike zu sehen, die Bestrafung des Marsyas, der Raub des goldenen Vließes, Herakles, wie er die Äpfel der Hesperiden holt, die Entführung eines ganymedesartigen Mundschenkes durch einen Windgott; da sind Genreszenen ohne Zahl, eine Mänade mit dem Panther, Eroten auf der Schmetterlingsjagd, Athleten, Betende, Tänzer, Pygmäen. Köstliche Bilder aus der Schule mit dem gestrengen Herrn Lehrer, meisterhafte Opferdarstellungen. Dazwischen Viktorien (Aufstieg der Seele zum Licht?), Kandelaber (Kultgeräte?) und Masken und Blenden und Zierat ohne Ende.

Die Basilika kann ein Versammlungsraum einer verbotenen heidnischen Sekte gewesen sein, aber ebensogut eine Trauerhalle in Verbindung mit den umliegenden Grabstätten. Und warum nicht auch eine Basilika, die von den ersten Christen, wenn nicht gebaut, so doch dazu umgestaltet wurde? — Unerschöpflich sind die kunstvollen Geheimnisse tief unter der Ewigen Stadt.

Gustav W. Eberlein.

Aus der Schule. Oben links: Theoretischer Unterricht. Unten: Praktische Übungen im Waffenhandwerk.

Graziös und meisterhaft entworfene Stuckornamente, aber in archaisierender, scheinbar unbeholfener Technik ausgeführt.

Opfer.

Siegesgöttin.

Abessinische Vögel im Berliner Zoo. Nach einem Aquarell von Paul Neumann.

(Vgl. hierzu den gleichnamigen Beitrag in unserer Rubrik „Aus Wissenschaft und Technik".)

1. Königsglanzstar. — 2. Prachtglanzstar. — 3. Lappenstar mit Weibchen. — 4. Viehweber. — 5. Sperlingsweber.

Neue Abendkleider

Oben links: Gelbes Gazekleid mit Handmalerei. Modell: L. Schlesinger, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.) — Oben Mitte: Weißes Kleid mit Perlenfransen und Perlenstickerei. Trägerin: Die Schauspielerin Camilla Weber. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot Zimbler, Wien.) — Oben rechts: Die Schauspielerin Margarete Hruby in einem kirschfarbenen Gazekleid. Modell: S. Ungar, Wien (Phot. Zimbler, Wien.) — Unten links: Rosenholzfarbenes Spitzenkleid mit Rosenblättergarnitur Trägerin: Die Tänzerin Tilli Losch Modell: Wawruschka, Wien (Phot. Edith Barakovich, Wien.) — Unten rechts: Schwarzes Kleid mit blauroten Fransen. Trägerin: Frau Paulette Grünzweig. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(8. Fortsetzung.)

Kergeß stand auf, sein Gesicht war hart. Er warf das verglimmende Feuer auf dem Herde auseinander und schickte sich an, an der Kletterstange emporzuklimmen.

„Wo willst du hin?"

„Tara suchen."

Jener lachte spöttisch:

„Suche sie, aber löse vorher meine Fesseln."

„Warum soll ich sie dir lösen? Du bist ja ein Schamane! Ein großer Zauberer! Rufe deine Dämonen, sie werden zu dir herniederschweben und dich befreien."

„Und dich verderben!"

„Mögen sie es tun."

Kergeß kletterte langsam und ohne auf die Rufe des Schamanen noch zu antworten, an der Kletterstange empor, schwang sich zu dem äußeren Kletterbaume hinüber und löste dann den Riemen, der diesen mit der Stange im Rauchloch verband, so daß der Baum pendelnd zurückschnellte. Der Schamane rief laut von innen, aber Kergeß stieg zur Erde hinab.

Jetzt stand er und überlegte. Er wunderte sich über sich selbst. Hatte er jemals an den großen, guten Dämonen der Christen geglaubt, so war es jetzt. Wie wären ihm alle diese Gedanken gekommen, hätte ihm ein guter Geist nicht geholfen? Und nie hatte er so sehr gewußt, daß dieser ohnmächtige Schamane da unten, der sich in den Fesseln wand, die ein Mensch ihm umgelegt hatte, und jämmerlich wimmerte, ein Betrüger war, als in dieser Stunde.

Kalpuginik hatte Tara geraubt. War Kergeß' Herz voller Schmerz gewesen, solange er selbst an ihren Tod glaubte, jetzt war er voll Unruhe, aber auch erfüllt von einem festen Entschluß.

Tara war geraubt, sie lebte, sie war versteckt, also mußte es möglich sein, sie zu finden.

Arme, kleine, liebe, fröhliche Tara!

Er überlegte, stand mit gesenktem Haupt. Dann sah er zur Sonne empor. Es war Mittag. Von Minute zu Minute wurde es wärmer, überall begannen bereits Bäche zu rieseln. Er spannte die Renntiere vor den Schlitten. Diese hatten inzwischen an den Flechten, die bereits wieder, wenn auch noch winterlich trocken, aus der Schneedecke herausschauten, geknabbert.

Er blickte sich um. Heute kam er sich selbst fast wie ein allwissender Schamane vor. Jenes hölzerne Haus, in das ihn der Schamane gebracht hatte, war das eines Russen. Entweder war der Russe noch dort — dann war es nur zu wahrscheinlich, daß jener des Schamanen Helfershelfer war. Einen solchen mußte er ja haben, denn irgend jemand mußte Tara in Empfang genommen haben, als der Schamane sie aus der Hütte schleppte. Der Gedanke, daß die Hunde des Russen den Schlitten allein zu dem Hause gebracht hatten, kam ihm jedoch nicht.

War aber der Russe nicht mehr dort, war er tot oder fortgezogen, dann war es wahrscheinlich, daß der Schamane dieses Haus in Besitz genommen hatte und als Schlupfwinkel benutzte.

Wieder kam er sich vor wie ein allwissender Seher. Zwar hatte er noch keine Erklärung dafür, aus welchem Grunde der Schamane Tara gestohlen haben sollte, aber auch das glaubte er jetzt zu wissen. Vater Lachergeß hatte davon gesprochen, daß man ihm vorgeschlagen habe, Tara an den Russen zu verkaufen. Freilich hatte er nicht gesagt, daß der Schamane ihm diesen Vorschlag gemacht, aber jetzt reimte sich Kergeß das alles zusammen.

Jetzt schien es ihm wahrscheinlich, daß jenes Haus in der Taiga nicht mehr von einem Russen bewohnt war. Ein Mann, der als Geächteter in der Taiga lebt, kauft kein Weib! Aber nun war es Kergeß, als sähe er alles ganz deutlich. Der Schamane hatte Tara geraubt, um sie zu verkaufen. Russische Fellhändler, die mitunter auch solche schmutzigen Geschäfte machten, kamen, wenn das Eis brach, nach Anadyrsk. Bis dahin mußte der Schamane Tara verstecken. Und wo hätte er dies besser tun können als in diesem einsamen Hause am Rande der Taiga? Dazu hatte der Schamane selbst heute dem Korjäken geraten, eilig nach Süden zu ziehen, während jenes Haus im Norden des Lagers lag.

Je mehr er darüber nachdachte, um so klarer wurde es ihm: Tara war in jenem Hause! Befand sich wahrscheinlich schon darin, als er selbst dort gewesen! Der Schamane hatte nicht daran gedacht, ihn zu suchen und ihm die Felle zu bringen! Er hatte sie dem alten Lachergeß abgeschwindelt, um sie auch in jenem Hause zu verstecken. Nur ein einziges paßte zu alledem nicht: Warum hatte der Schamane ihn gerettet? Warum hatte er ihn nicht in der Taiga verkommen lassen? Vielleicht, weil er doch vor einem Morde zurückschreckte und fürchtete, er, Kergeß, könnte wieder zu sich kommen und Tara finden. Aber das war gleichgültig! Tara war in der Hütte, das war ihm jetzt Gewißheit. Er hätte sich schlagen mögen! Deswegen opferte der Schamane die Hälfte der Felle und schickte ihn zu dem weitentlegenen Lager des Taraß! Nur um ihn schnell und gutwillig fortzubekommen, und wenige Schritte von ihm hatte Tara wahrscheinlich ohnmächtig gelegen!

Er blickte zur Sonne empor. Mit dem Instinkt des Nomaden verstand er es, sich zurechtzufinden. Nördlich vom Lager lag das Haus, westlich war er gefahren, also mußte er nach Nordosten zurück.

Während drinnen in der Jurte der gefesselte Schamane tobte und schrie, schnalzte Kergeß mit der Zunge, und die frisch gesättigten Tiere jagten mit dem leichten Schlitten wieder in die Taiga hinaus.

VI.

Tara hockte neben dem Schlitten, und das Renntier stand immer noch breitbeinig aufrecht. Es hatte angstvoll geblähte Nüstern und zitterte. Die Augen der Korjäkin waren weit aufgerissen, und doch erfaßte sie kaum etwas. Ihr ganzes Innere war nun schon den ganzen Tag über aufgewühlt von Entsetzen und Todesnot. Jetzt sank die Sonne bereits im Westen. Ganz fern, kaum den Blicken der Unglücklichen erkennbar, vergoldeten ihre Strahlen einen ganz schmalen dunklen Streifen, der sich undeutlich, nur wie ein dünner Strich vom Himmel abhob. Und Tara wußte, daß dieser Strich der letzte Schimmer der Taiga war und der Küste. Der Küste, an der das Lager ihres Vaters lag.

Endlich war das furchtbare Fahrzeug, auf dem sie in ewig kreisender Bewegung auf den Wellen des Meeres dahintaumelte, etwas ruhiger geworden. Ein Wunder, daß nicht beide herabgeschleudert worden waren.

Ein wüstes Durcheinander losgebrochener Eisschollen jagte in dem grünen, schmutzigen Gischt der Wogen. Bald wurden sie weiter hinausgetrieben, dem offenen Meere zu, dann wieder drückte sie eine Gegenströmung zurück an das Ufer. Immer wieder starrte sie an diesem empor. Sie sah, wie inzwischen die nagenden Wellen neue Grotten und Höhlen von unten in das Eis gefressen hatten, sah, wie große Schollen ganz plötzlich niederbrachen, oft dicht neben ihr, oft auf das Eisfeld selbst, das sie trug, herniederstürzend und Brocken von diesem losbrechend oder, wenn sie dazu nicht schwer genug waren, durch ihr Gewicht das Eisfeld selbst schief unter Wasser drückend. Dann preßte das starke Renntier, das lautlos, aber mit gesträubtem Fell dastand, seine Beine weit gespreizt in das tauende Eis und hinderte, daß Tara, die beide Arme um den Hals des Tieres geschlungen hatte, mit ihm hinabrutschte.

Wieder war ein gewaltiger Berg auf den Rand ihres Feldes gestürzt und ließ dieses schräg in den Wogen liegen, da stürzte das Renn, aber der Schlitten glitt trotzdem nicht ab. Seine Kufen waren in der geschmolzenen und wiedererstarrten obersten Eisfläche festgefroren. Tara selbst zitterte vor Frost. Es war wieder kälter geworden. Außerdem überschüttete der überschäumende Gischt des Meeres sie mit sprühendem Regen, und der Torbochan war dünn. Neben ihr im Schlitten lag zwar die Decke, aber sie wagte es nicht, eine ihrer Hände von dem Hals des Renntiers zu lösen, um sie zu nehmen.

So vergingen Stunden, in denen die beiden von aller Welt Losgelösten an der tanzenden Eisscholle klebten.

Dann wurde es langsam ruhiger. Endlich waren sie weiter in der offenen Bucht. Das Eisfeld war nicht vollkommen zerbrochen, es war nicht gekentert, sondern nun schwamm es, immer noch von den Wogen gehoben und gesenkt, aber doch ruhiger als vorher auf dem breiteren Wasser, und zwischen ihm und den anderen treibenden Schollen vergrößerten sich die Zwischenräume immer mehr. Die Sonne war untergegangen. Es war vollkommen dunkel. Tara klammerte sich noch immer am Halse des Tieres fest, dieses aber hatte sich niedergetan, weil seine zitternden Beine es nicht mehr trugen.

Seit sie aus ihres Vaters Zelt fortgerissen, hatte Tara kaum einen Gedanken gefaßt. Immer nur hatten stärkste Eindrücke furchtbarer Geschehnisse wie Keulen auf sie niedergeschlagen, immer ein plötzlicher neuer Schreck sie zu einer raschen Tat gerissen, die die Minute erforderte. Jetzt lag sie noch, ohne einen Gedanken fassen zu können und ohne sich bewußt zu sein, ob das alles, was um sie vorging, Wirklichkeit oder ein schrecklicher Traum sei, auf ihren Knien neben dem Renntier, starrte in das Dunkel der Nacht, fühlte die spritzenden Wellen, die sie übersprühten, hörte das Rauschen dieser dunklen, feindlichen Wogen und hörte, zwar jetzt schon fern, das Brüllen und Donnern der Brandung am Ufer und das Krachen des Eises. — —

Tara fuhr auf. — Sie hatte geschlafen. So unglaublich das war, sie hatte geschlafen! Am Himmel stand ein Nordlicht. Ein ernster, großer, feierlicher Bogen aus roten, gelben und grünen Streifen und ein glutroter Schein waren über dem Himmel.

Tara hatte geträumt, daß sie an Kergeß' Seite in der Jurte geschlafen habe — eng an ihn geschmiegt, und daß dann plötzlich der

Schamane vor ihnen gestanden und sie laut lachend geweckt hatte, während der ganze Stamm um sie herum war und spottete, daß sie beide so lange geschlafen.

Bei ihrem Erwachen glaubte sie noch die lauten Stimmen in ihren Ohren zu hören. Um sie herum war es still. Das Meer war vollkommen ruhig geworden, der Wind hatte sich gelegt. Ganz leise schaukelte das noch immer ziemlich große Eisfeld auf dem Wasser, während der Schimmer des Nordlichtes dieses erhellte.

Das Renntier lag ausgestreckt am Boden und schlief. Auch seine Kräfte waren von diesem Tage erschöpft.

Tara überkam ein Gefühl vollkommener Verlassenheit. Sie stand jetzt aufrecht, sie wagte ein paar Schritte zu gehen. Nicht selten war es, daß im Frühjahr ein Unvorsichtiger, der sich beim Seehundsfang zu weit auf das Randeis gewagt hatte, hinausgetrieben wurde und niemals wiederkam. Jetzt erst, nun die augenblickliche Gefahr ihre Sinne nicht mehr in Anspruch nahm, wurde ihr ihre Lage klar — jetzt erst dachte sie an Kergeß. Sie konnte es nicht fassen, daß er sie vor Minuten im Traume in seinen Armen gehalten hatte, und daß er nun fort war — und der Vater — der Stamm!

Sie spähte aus. Nirgend mehr eine Spur von Land. Überall das Meer, dieses gewaltige, weite Meer, dessen Wogen so gleichmäßig und so unbarmherzig sich hoben und senkten, daß es ihr vorkam wie ein Ungeheuer, das sie mit seinen Armen umklammert hielt.

Da sie fror, trat sie an den Schlitten und nahm die Decke aus Bärenfell, sich einzuhüllen. Dann sah sie auf das Renntier. Es hatte seine Glieder weit von sich gestreckt, sein Fell zitterte. Tara nahm das Bärenfell und warf es nicht über den eigenen Leib, sondern über den des Tieres. Ihr war in dieser Stunde, als sei das Renntier der einzige Freund, den sie noch besaß, als sei es in seinem tierischen Instinkt klüger als sie. Sie zitterte um sein Leben, sie hüllte es in das Fell und fror lieber selbst.

Die Korjäkin war namenlos schwach, hatte nagenden Hunger! Vor der Hochzeitsfeier hatte sie nach dem Brauche gefastet, um dann um so kräftiger zulangen zu können, und dann war sie auf dem Hundeschlitten gewesen. Hierauf die entsetzliche Nacht — der Tag auf dem Eise — jetzt wieder die Nacht.

Wohl war sie es gewohnt, zu fasten, denn oft hatte es im Winter Tage und Wochen gegeben, in denen es im Korjäkenlager zu hungern galt, aber dann war sie nicht allein gewesen, war in der warmen Jurte und hatte nicht ihre Kräfte erschöpft.

Fast wäre es ihr lieber gewesen, wenn es wieder um sie gelärmt und getobt hätte, als diese entsetzliche Ruhe. Diese Ruhe des Meeres, das sich keine Mühe mehr um das ihm unrettbar verfallene Opfer zu geben brauchte. Tara ging wieder zum Schlitten, kroch dicht neben das Renntier, schlang wieder die Arme um seinen Hals und wärmte sich an seinem Leibe.

*

Morgen! Tara fuhr auf. Das Renn hatte ihr einen unsanften Stoß gegeben. Es stand aufrecht und hieb mit seinen Hufen wütend um sich, so daß die Eisstückchen, die es vom Boden lossplitterte, weit umherspritzten. Der ganze Platz um den Schlitten war von ihm zerstampft, dann kam es wie ein Stöhnen aus der Brust des Tieres. Es witterte zum Meere hinaus und stand wieder mit ängstlich keuchenden Flanken und gespreizten Beinen.

Armes Renn! Es hatte mit der Wut des Hungers nach Moos gescharrt. Wie sollte es wissen, daß der Eisblock, auf dem es stand, kein Moos zu erzeugen vermochte!

Auch Tara war aufgesprungen; sie glaubte wieder umsinken zu müssen. Ihre Lippen flüsterten unwillkürlich Kergeß' Namen. Wie lieb sie ihn hatte! Wie hatten sie miteinander gesprochen, daß sie wieder hinausziehen wollten in die einsame Jurte in der Taiga — zusammen Fallen stellen, Zobel und Eichhörnchen fangen und die kostbaren Eisfüchse. Und dann wollten sie mit den Fellen Renntiere eintauschen, gute, trächtige Renntiermütter — die Grundlage zu einem neuen Stamm. Kergeß war ja so gut, war anders, war klüger und geschickter als alle, war nicht so oft trunken vom Fliegenpilz wie ihr Vater.

„Kergeß! Kergeß! Kergeß!"

Sie schrie laut und gellend den Namen hinaus und erschrak dann über den Ton ihrer eigenen Stimme in dieser entsetzlichen Öde.

Rasender Hunger erfüllte sie, und Kälte stieg in ihrem Körper empor, obgleich sie sich jetzt in das Bärenfell gehüllt hatte. Sie lechzte nach einem Schluck warmer Ziegelteesuppe. Vor ihr stand breitbeinig die Renntierkuh, der ihr volles Euter lästig war, aus dem langsam von selbst die Milch herabträufelte.

Arme, kleine Korjäkin! Sie ahnte nicht, daß diese unter Schmerzen für das Tier aus dem Euter sinkende Milch ihr köstliche Nahrung und Wärme hätte geben können. Denn so sehr die Korjäken das Renntier auszunutzen verstehen, Milch trinken sie niemals, und im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern Sibiriens kennen sie weder Butter noch Käse.

Tara kauerte wieder auf dem Schlitten nieder. Sie schloß die Augen und hüllte sich in das Fell. Jetzt war ihr qualvoller zumute als gestern, denn sobald sie ihre Augen schloß, stand zum Greifen deutlich Kergeß vor ihrer Seele! Immer wieder Kergeß!

Sie schlief und schreckte wieder auf. Es wurde Abend. Immer dasselbe Bild — immer wieder dieselbe leise drehende Bewegung, die sie nicht verstand, immer dieses trostlose Meer. Und vor ihr, aufrecht stehend, das sein Schicksal ergebungsvoll erwartende Renntier. Wieder taumelte sie auf, jetzt war ihr Sinn wie umschleiert. Sie wußte nicht mehr, war die Sonne ein- oder mehrmal niedergegangen, seit sie hier draußen auf dem Meer schwamm. Sogar Kergeß und die Bilder des Lagers schienen in ihren Gedanken schon zu verblassen. Plötzlich raffte sie sich auf und sprang empor. Das Renntier hatte einen pfeifenden Laut ausgestoßen, stand aufgerichtet und gestrafft und senkte, wie zum Angriff auf einen Feind, sein Geweih. Auch begann das Eis wieder zu schwanken.

Es war eine dunkle Nacht, wenigstens dunkler als die vorige, denn es war kein Nordlicht am Himmel, wenn auch die Sterne hell und klar schienen. Aus dem Wasser erhob sich ein furchtbares Ungeheuer, wie sie es niemals gesehen hatte. Große, starke Flossenfüße suchten und fanden Halt auf dem unter ihnen schwankenden Eise, und ein mächtiger, grauenerregender Kopf wandte sich ihr entgegen, aus dessen Rachen zwei gewaltige Stoßzähne verderbenbringend hervorschauten. Der Leib, der sich immer mehr aus dem Wasser schob, war mehr als doppelt so lang wie der des Renntieres, und die Stimme des Ungeheuers war ein dumpfes Brummen, ähnlich wie das eines Bären.

Taras Herz stockte. Sie wußte, daß sie jetzt verloren war. Ein gewaltiger Dämon des Meeres stieg zu ihr empor, um sie zu verschlingen. Wohl hatte sie schon hier und da einen Seehund gesehen, aber niemals ein Walroß.

Das Walroß hatte sich jetzt auf das Eisstück hinaufgezogen, saß knurrend da und blickte das Renntier an, das noch immer mit gesenktem Haupt ihm gegenüberstand, während seine Flanken zitterten. Tara kniete, Schutz suchend, hinter dem Renntier und bebte am ganzen Körper.

Da geschah etwas noch Wunderbareres. Über ihren Kopf weg kam etwas geflogen. Etwas Langes und Scharfes und bohrte sich tief in den Leib des Seeungeheuers, das seine Augen fest auf das Renntier gerichtet hatte, nicht, um es anzugreifen, sondern in staunender Neugier. Jetzt brummte es wild auf, ein Blutstrahl schoß aus der Wunde, und das Walroß stürzte sich in die Fluten.

Tara stand aufrecht. Ihr war, als sei sie wieder von Wundern umgeben. Ein Mann stürzte an ihr vorüber, stieß mit großer Gewalt einen Speer in das Eis und warf sich nieder. Er hatte in den Händen ein langes Seil, das er um den dicken Schaft der Lanze band.

Die Aufmerksamkeit Taras wurde jetzt auf das Meer hinausgezogen. Dort ertönten gellende menschliche Stimmen. In zwei unendlich schmalen Kähnen saßen zwei Menschen. Wohl hatte auch sie an der Küste bisweilen plumpe Fahrzeuge gesehen, mit denen die seßhaften Küstenkorjäken fischten. Jetzt aber wußte sie nicht, waren diese flinken, schmalen Fellgebilde, mit denen die darin sitzenden Gestalten verwachsen schienen, Kähne, oder waren diese Wesen, die sie für Menschen hielt, Wasserdämonen, die statt der Beine solche Schwimmkörper hatten.

Das Walroß war aus den Fluten emporgetaucht. Der Mann auf dem Eise zog an dem Seil. Die beiden da draußen jagten heran, ruderten mit einer seltsamen, ihr fremden Stange, die an jeder Seite sich schaufelartig verbreiterte, waren jetzt dicht an dem Walroß und stießen mit langen Lanzen nach ihm.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete einen furchtbaren Kampf. Das Meer war weithin gerötet vom Blut. Die beiden Fischmenschen wurden von den aufgepeitschten Wellen auf und nieder geschleudert, tauchten unter und schienen sich zu überschlagen. Sie mußten unrettbar verloren sein, wenn es Menschen waren, und kamen doch immer wieder blitzschnell empor, richteten sich auf und kämpften weiter.

Über den Anblick hatte Tara sogar ihre eigene Angst vergessen.

Jetzt war der Kampf zu Ende. Das gewaltige Walroß lag tot und still auf dem Wasser, und auch die beiden Fischmenschen waren am Rande des Eises. Nein, es mußten doch richtige Menschen sein, denn jetzt sah Tara ein drittes solches Fellgebilde, wie es die beiden anstatt der Beine zu haben schienen, dicht am Eisrande schwimmen. Es war also wirklich ein seltsamer Kahn und gehörte jedenfalls dem dritten Mann, der auf dem Eise das Ungeheuer an dem langen Riemen gehalten hatte. Die drei sprachen miteinander in einer Sprache, die Tara nicht kannte, aber sie sah, daß die beiden, die auf dem Wasser schwammen, jetzt das tote Seeungeheuer mit Riemen an ihre Kähne banden.

Jäher Schreck durchzuckte sie wieder, denn sie merkte, daß die drei Männer, während sie sprachen, zu ihr und dem Renntier herüberblickten und auf sie zeigten. Und dann näherte sich ihr der eine Mann, der auf dem Eise stand.

Die an allen Gliedern bebende Tara konnte keine Freude empfinden über den unerwarteten Anblick von Menschen, vielmehr zitterte sie vor entsetzlicher Angst. Was mußten das für furchtbare, grausame und mutige Menschen sein, die es wagten, mit ihren Speeren auf dem Meere gegen ein so gewaltiges Untier zu kämpfen, und die es besiegten!

Der Vollmond schien jetzt ganz hell. Und der Mann, der zwar kleiner zu sein schien als Kergeß und die anderen Korjäken, dafür aber sehr breit und untersetzt war, kam auf sie zu.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerfreuden der Großstadt: Ein Fest in der Laubenkolonie. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Kurd Albrecht.

Hochgebirgstal in Mittelamerika mit Kaffeepflanzungen deutscher Siedler.

Vom Kaffeebaum und seiner Frucht.

Der Kaffeebaum ist ein ausgesprochener Aristokrat unter den Kulturgewächsen — edel in Form, vornehm in Haltung und Wuchs, bezwingend im fein abgetönten Farbenkleid des Blattes, der Blüte und Beeren, peinlich sauber in der Wahl des Stammsitzes — nicht schmutzende, vulkanische Schwarzerden — schön selbst noch im Tode, wenn sein erbleichtes Holz zur Verwertung im Ofen abgefahren wird. Ein Gang durch einen Kaffeegarten in den Hochländern von Guatemala, Mexiko oder Costa Rica, ein Ritt durch die riesigen Plantagen Brasiliens oder durch die Kaffeewälder in der arabischen Landschaft Caffa enthüllt stets dieselben Reize. Und diese aristokratische Luft, die ihm entströmt, geht auf den Menschen über: der Kaffeepflanzer ist überall so etwas wie eine Elite unter der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung; sein Wohlstand spricht aus den gut gehaltenen, modernen Aufbereitungsanstalten und herrschaftlichen Wohnsitzen.

Die Anbauzone des Kaffees erstreckt sich über die gut bewässerten, klimatisch geeigneten Höhenlagen der Tropen der Alten und der Neuen Welt. Von Caffa aus fand er, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, den Weg nach Süd- und Mittelamerika, wo er in erheblich größerem Umfang angebaut wird als in der Alten Welt. Von den feuchtheißen, schwülen und dumpfen Regionen der tropischen Tiefländer hat er sich stets ferngehalten. Dieses Revier überläßt er, der Aristokrat, der gemeinen, volkstümlichen Banane, die als proletarische Masse jene Lebensräume erfüllt oder ihm höchstens jenseits der Höhen von 600 m noch Schatten gewähren darf.

Sein Reich liegt unter der strahlenden Sonne der vulkanischen Tropengebiete, auf jenem heißen Boden, der, alljährlich von Erdbeben und Eruptionen erschüttert, gerade ihm im Gegensatz zum Menschen neue Lebensmöglichkeiten in Form nährreicher Vulkanaschen gibt. In 600 bis 1200 m Höhe dehnen sich an sanften Hängen, Bach- und Flußläufen, auf tellerflachen Hochebenen die Kaffeegärten. Scharf

Bewässerung eines Kaffeegartens in der Trockenzeit.

Abladen des frischen Kaffees an der Schwemmanlage.

Arbeiter beim Aufrühren des Kaffees in den Schwemmkanälen.

Sonnentrocknung des fermentierten Kaffees auf der Tenne.

Kampf im Tierreich: Wal gegen Wal; Angriff eines Schwarms Schwertwale auf einen Finnwal. Nach einer Zeichnung von Charles Pears.

Das Antarktis-Schiff des verstorbenen Polarforschers Scott ist unlängst aus den südlichen Meeren zurückgekehrt, wo es vier Jahre lang kreuzte, um die Lebensweise der Wale zu beobachten und im besonderen die Ursachen des immer seltener werdenden Auftretens der Finnwale (Balaenoptera), das die Existenz der Bewohner der Falklandsinseln bedroht, zu ergründen. Ein Teilnehmer der Expedition hat eine der Hauptursachen des Aussterbens der Finnwale im Bilde festgehalten. Es zeigt einen etwa 18 m langen Finnwal, der von einem Schwarm Schwertwale (Orca gladiator), Verwandte der Delphine oder Tümmler, überfallen, sich schmerzgepeinigt hoch aus dem Wasser wirft. Meterlange Fetzen reißen ihm seine Angreifer aus der Haut, zerfleischen ihm die Lippen, dringen in die Rachenhöhle ein und zerreißen die Zunge, so daß sich die Oberfläche des Wassers weithin rötet vom Blute des riesigen Opfers. — Der Schwertwal, der einen furchtbar bewaffneten Rachen besitzt, kreuzt die Küsten des arktischen und antarktischen Meeres, stillt seinen Hunger mit den Fischen der Flußmündungen, dringt bis in die Flüsse und Ströme vor oder jagt meilenweit draußen im offenen Meere. Der Naturforscher Eschricht fand im Magen eines 5 m langen Schwertwales 14 Rabben und 13 Delphine.

gerichtet im Abstand von 5:5 oder 5:6 m, sind aus den überdeckten Keimbeeten die jungen Pflänzlinge unter breiten Schattenkronen eingepflanzt, die Reihen wie Spargelbeete aufgeschichtet. Wo der Pflanzer sich die Anlage von Schattenbäumen ersparen kann, lichtet er den Urwald und setzt die jungen Sprossen in die humusreiche, fruchtbare Erde, die im zweiten bis dritten Jahre allmählich von dem nimmersatten, ungehemmten Baumwuchs befreit wird. Axt und Säge lichten die Bestände des Urwaldes, je mehr der Kaffeebaum, sorgfältig beschnitten und gepflegt, die starke Sonnenstrahlung ertragen lernt. Vom vierten Jahre ab tritt er ins Mannesalter und erreicht im ersten Jahrzehnt seines Lebens seinen vollen Wuchs (4 bis 5 m). Der Schnitt wilder Sprossen ergibt die äußere vornehme Erscheinung, die er immer aufweist.

Wenn bei Beginn der Regenzeit die ersten Schauer niedergehen, beginnt er zu treiben und mit unzähligen weißen, zartduftenden Blüten seine schlanken Zweige zu verhüllen. Heiter und satt leuchtet neben den schneeigen Blüten das Blätterdach. Da und dort drängt sich noch eine verspätete, saftig rote Beere in die Farbensymphonie ein. Keine Kulturpflanze bietet ein so abgetöntes, wohltuendes Bild. Die Landschaft gleicht auf unermeßliche Tiefe einem Blütenmeer. Um ihn sproßt das tropische Unkraut und sucht seinen Lebensraum einzuengen. Mit Buschmesser und Hacke befreit ihn der Mensch von den lästigen Mitessern. Die Kaffeeplantage ist kein Raum für faule Schmarotzer. Aus der feinkörnigen Schwarzerde saugt der edle Baum ohne Zugabe die kostbaren Nährstoffe. Wo Wasser mangelt, wird ein Gebirgsbach durch die Zeilenpflanzung geleitet.

Unter der sorgfältigen Pflege kundiger Arbeiter („peones") reifen die grünen Bohnen heran. In dichten Quirlen umlagern sie die Zweige. Ob die Bestäubung durch Insekten oder den Wind erfolgt, ist noch nicht festgestellt; der Duft der Blüte aber läßt darauf schließen, daß Insekten beim Befruchtungsgeschäft behilflich sind. Allmählich färben sich die Beeren tief rot. Es ist ein ununterbrochenes, auf Monate sich erstreckendes Reifen; monatelang wird auch, hauptsächlich in der Trockenzeit, geerntet und das Produkt aufbereitet. Wie zur Zeit der Kornernte oder der Weinlese in Europa, schwärmen von allen Seiten die Hilfsarbeiter heran. Die Indianer verlassen ihre zurückgezogenen Berg- und Waldsitze und verdingen sich im Akkord als Kaffeeleser. Die Plantage wird ein Tummelplatz flinker Hände, die behend in den um den Leib gebundenen Korb die frischen Beeren pflücken. Die vollen Körbe werden an den zweirädrigen Ochsenwagen abgeliefert, der, je nach dem ästhetischen Geschmack des „carreteros" mit allegorischen Figuren bemalt, in mehr oder weniger lebhaften Farben prangt. Die Zunft dieser Fuhrleute hält noch etwas auf blankes Geschirr. Schwerfällig gehen die Ochsen im Joch hinter dem Treiber, der über der Schulter den langen Stab mit dem Stachel trägt, wider den sie im altbiblischen Sinn „löcken". Die Ernteleistung wird nach Volumen gemessen und eine Kontrollmarke für jedes Gemäß ausgehändigt. Die Kontrollmarken werden am Lohntage in blanke Münzen umgewandelt. Ein Erntetag bringt gewöhnlich 1 bis 1,50 Dollar.

Schwerbeladen ziehen die Karreten nach dem „beneficio", der Aufbereitungsanstalt. Hier pocht das eigentliche Herz der Plantage. Die Frucht wird für den Weltmarkt aufbereitet, von ihrer Hülle befreit, gegoren, gewaschen, geschält, getrocknet, sortiert und verpackt. Wer behaglich am warmen Ofen seinen Kaffee schlürft, ahnt nicht, wieviel mechanische und geistige Arbeit an die schwarze Bohne vorher gewendet worden ist.

Die in ihrer Form einer Kirsche gleichende Kaffeebeere besteht aus einer harten, rotgefärbten Außenhaut, der „cáscara", unter der die fleischige Fruchthülle, der Kaffeehonig („miel de café") lagert. Weiter nach innen stoßen wir auf die sorgsam verhüllten, kostbaren Samen („grano del café"), die von der Pergamenthaut („pergamino") und von der feinen Silberhaut, der „tela" oder „telita" geschützt sind. Sie sind meist in Zweizahl vorhanden, doch kommt es auch gelegentlich zur Ausbildung nur einer Keimanlage, wie beim Perlkaffee. Die Befreiung der Bohnen von diesen Hüllen geschah früher wie das Dreschen des Getreides im Orient: Ochsen mußten die Früchte zertreten, bevor sie gewaschen wurden. Noch heute werden sie häufig von Eingeborenen, die über keine Aufbereitungsanstalten verfügen, einfach an der Sonne getrocknet und kommen „in der Schale" in den Handel. Ihren eigentlichen Wert für den Welthandel erlangen sie aber erst durch den komplizierten Prozeß der Aufbereitung.

Zunächst muß die Beere (Steinfrucht) von der harten, glänzenden Außenhaut befreit werden. Zu diesem Zweck schütten die Ochsenkarren ihre frischen Ladungen in ein Schwemmbecken, von dem aus verschiedene betonierte Kanäle nach den Entkernungsmaschinen führen. Schon auf dem Wege zu diesen wird unter Zuhilfenahme des spezifischen Gewichts die „Spreu vom Weizen", der leichte, obenschwimmende Kaffee von dem spezifisch schwereren getrennt. Die Entkernungsanlage bestand früher in einem mächtigen, massiven Steinrad („trillo"), das in einem kreisrunden, konisch nach unten abgestumpften Kanal läuft. Heute verwendet man moderne Schälmaschinen nach Art der Obstquetschen, deren Einstellung variiert werden kann, so daß zugleich eine Scheidung nach Qualitäten möglich wird. Mit zerquetschten und zerrissenen Schutzhüllen, aber noch behaftet mit dem gallertartigen Fruchtfleisch, dem „Kaffeehonig", gelangt der Kaffee in die Gärbottiche oder zementierten Fermentiertanks. Dort bleibt er 48 bis 55 Stunden einer Buttersäuregärung unterworfen, wodurch das Fruchtfleisch wasserlöslich wird. Eine längere Dauer dieses Fäulnisprozesses würde die Qualität der Samen beeinträchtigen. Die noch anhaftenden Teile des Fruchtfleisches entfernt man dann in dem Waschkanal durch Schwemmwasser. Längs des Schwemmkanals, der etwa 100 m lang und 50 cm breit ist und eine Neigung von $1/2$ Proz. aufweist, gehen Arbeiter mit langen Holzschiebern oder Holzschaufeln und rühren die Früchte auf. Hierdurch wird die Haupttrennung der Qualitäten nach ihren spezifischen Gewichten bewirkt; diese Scheidung bleibt dann bei der weiteren Aufbereitung beibehalten.

Aus den Schwemmanlagen kommt der gewaschene Kaffee auf die betonierten Trockentennen, die, in zahlreiche geräumige Felder geteilt, der stärksten Sonnenwirkung ausgesetzt sind. In Gegenden, wo starke Wolkenbeschattung vorliegt, muß in Trockentrommeln auf künstlichem Wege getrocknet werden.

Die trockenen Samen, die ihre Pergament- und Silberhäutchen noch tragen, werden unter wiederholter Umlagerung nach sechs bis acht Tagen auf Haufen geschichtet, sodann dem letzten Prozeß, der Entfernung der Hornschalen und des Silberhäutchens, in besonderen Reibemaschinen, unterworfen und schließlich durch Polierbürsten mit lebhaftem Glanz versehen. Hand in Hand damit geht die Sortierung nach Qualitäten, für welche Größe und Gewicht bestimmend sind. Die großen Bohnen werden ja auf dem Weltmarkt qualitativ am höchsten bewertet.

Die Hauptproduktionsgebiete sind Brasilien, mit dem Ausfuhrhafen Los Santos, das die bekannten, namentlich für Verschnittkaffee in Betracht kommenden Santossorten liefert. Hochwertigen Kaffee erzeugen Columbien, Venezuela, Costa Rica, Guatemala und Mexico, die zum Teil, wie die Guatemala- und Costa-Rica-Sorten, die höchsten Weltmarktpreise erzielen. Java und Sumatra sowie die früheren deutschen Kolonien in Afrika liefern mittlere Marktware. In der Alten Welt genießt der Mokkakaffee immer noch eine Vorzugsstellung.

Hamburg war vor dem Kriege der Haupteinfuhrplatz für Kaffee und verfügte über große Aufbereitungsanstalten. Hier vollzog sich auch der Verschnitt besserer mit geringeren Sorten für den Handel. Die Weltproduktion an Kaffee betrug vor dem Kriege durchschnittlich 1 Million Tonnen, nach dem Kriege (1922) 1,1 Million Tonnen. Davon entfällt der weitaus größte Teil auf die Neue Welt.

Dr. Otto Lutz, Konsul von Panama.

DIE MÜNCHNER KUNSTAUSSTELLUNG IM GLASPALAST 1925

Es ist fast zum geflügelten Wort geworden: Jede Glaspalastausstellung sieht aus wie die vom Vorjahr. Ganz gewiß nimmt die Entwicklung in der deutschen Kunst keinen derart rapiden Verlauf, daß sich von Jahr zu Jahr das Gesicht einer stets von den gleichen Künstlervereinigungen und -gruppen beschickten Ausstellung entscheidend ändern könnte, aber es ist an diesem geflügelten Wort kennzeichnend, daß es übertreibt und karikiert, wie alle geflügelten Worte. Man muß sich einmal daran erinnern, wie der Münchner Glaspalast vor zehn Jahren aussah, und damit vergleichen, wie er sich heute darstellt. Die wichtigste Zäsur in der Geschichte des Glaspalastes als Münchner Kunstausstellungsgehäuse ist der Eintritt der „Sezession" in den Kreis der Aussteller gewesen und die damit bedingte räumliche Beschränkung der Münchner Künstlergenossenschaft und der kleineren Gruppen, was als heilsame Folge eine strengere Auswahl der Ausstellungsobjekte und dadurch die Qualitätserhöhung mit sich brachte. Das hat seinerzeit das „Gesicht" der Ausstellungen gründlich geändert — und 1925 geschah etwas Ähnliches durch die endliche Wiederkehr auswärtiger Gäste unter den Ausstellern. Man hatte sie seit fast einem Jahrzehnt vermißt. Wirtschaftliche Momente hatten sich ihrer Heranziehung hemmend entgegengestellt, hieß es. Wirklich? Nur wirtschaftliche Gründe? War da nicht vielleicht doch der uralte, unausrottbare Zwiespalt zwischen München und Berlin am Werke gewesen? Nun, die Hand der Versöhnung ist hingestreckt worden. Die Berliner hatten sich zu ihrer Ausstellung in der Akademie der Künste die „Münchner Neue Sezession" in corpore eingeladen, von der „alten" Münchner Sezession ging dann eine Gegeneinladung aus, dergestalt, daß diesmal Max Liebermann, Corinth, Slevogt, Pechstein und die ganze Phalanx der extremen Jugend aufmarschiert und der Abteilung der „Sezession" das Gepräge gibt. Insofern kann man wohl von einem veränderten Aussehen der diesjährigen Ausstellung sprechen; man begrüßt es, und man begrüßt besonders die Maßstäbe, die einem diese Berliner Gemälde an die Hand geben, und hofft — vielleicht etwas zu optimistisch — schon einer großen Internationalen Kunstausstellung in München entgegen.

Wenn vom veränderten Gesicht des Glaspalastes die Rede ist, so gilt dies indessen nicht nur für die Berliner Invasion bei der „Sezession", sondern man hat das Gefühl, daß durchgehend eine Erneuerung und vor allem eine Verjüngung des Personalbestandes wie eine Erhöhung der Leistungen bei allen Gruppen und in allen Abteilungen erfolgt

Karl Schlageter: Landschaft mit Figuren. (Gemälde.)

Willy Schmid: Madonna mit Kind. (Gemälde.)

Gustav Traub: Verglühender Tag. (Gemälde.)

Theodor Baierl: Triptychon (Mittelstück). (Gemälde.)

Richard Sapper: Landschaft mit Wasserträgerin. (Gemälde.)

Oben links:
Prof. Matthäus Schiestl: Bergkapelle. (Temperagemälde.)

Oben Mitte:
Prof. Ernst Seger: Jugend. (Bronze.)

Oben rechts:
Walt. Ditz: Scherzo. (Gemälde.)

Mitte links:
LudwigEberle: Bildnisbüste des Malers H. J. L. (Terrakotta.)

Mitte rechts:
Ernst Haider: Rottenbucher Herbstlandschaft. (Gemälde.)

Unten links:
Carl Schwalbach: Morgen. (Gemälde.)

Unten rechts:
Edmund Steppes: Erscheinung. (Temperagemälde.)

nicht die wirtschaftlichen Fragen, sondern die künstlerischen in den Vordergrund schiebt, zusammengeschlossen. Sie nennen sich „Dreißig Münchner Künstler" und rekrutieren sich ihrem Stamm nach aus der Künstlergenossenschaft, greifen aber auch zur „Sezession" hinüber und haben auch bei der Gruppe der „Freien" ihre Mitglieder, z. B. den feinsinnigen Karl Schlageter, der leicht heroisierende Landschaften gern mit Figuren belebt, in deren Erscheinung er das Charakteristische der Landschaft ausklingen läßt, und einen „neuen Mann", Willy Schmid, der religiöse Gemälde schafft, die zugleich inbrünstige Andachtsbilder sind und Kunstwerke von einer eigenartig innigen Ausdruckskraft, die an Botticelli gemahnt. Die religiösen Motive treten neuerdings überall im Glaspalast stärker in den Vordergrund. Im Zeitalter des Impressionismus, da, trotz Uhde, auch ein Misthaufen oder ein Torfstich als höchst malenswerte Objekte erschienen, hat man sich um

Paul Ecke: Dekorationsgemälde.

René Reinicke: Kirchgängerin. (Aquarell.)

sei. Rufe ich mir ins Gedächtnis zurück, wie vor einem oder gar vor zwei Jahrzehnten im besonderen bei der nach Zahl und Einfluß ihrer Mitglieder damals unbestritten die Vorherrschaft behauptenden Künstlergenossenschaft nur die alten Herren, teils weil sie sich mit dem halbverblichenen Schimmer eines inzwischen längst vergessenen großen Namens und wirkungslos gewordener Leistungen von einst brüsten konnten, teils weil sie sich das Recht durch die Jahre treuer Mitgliedschaft „ersessen" hatten, mit ihren Bildern an die guten Plätze kamen, so fällt die Feststellung leicht, daß da inzwischen Abhilfe geschaffen wurde, und daß heute andere, bessere Zustände herrschen. Gerade in den besten Sälen dominiert die Jugend oder wenigstens die jüngere Generation. Überdies haben sich die Talentvollsten unter den Jüngeren zu einer Art idealer Arbeitsgemeinschaft, die

Ludwig Fuchs: An der Quelle. (Holzgruppe.)

oder durch eine zur malerischen Pointe zugespitzte, liebenswürdige Anekdote, wie sie René Reinicke, der unübertreffliche Meister des Aquarells, zu geben hat, erheitern lassen will, ja, es geht bis an die Grenze des Kunstgewerblichen, was aus den monumentalen Malereien Paul Eckes aufsteigt. Eine reiche Ausstellung, in der Tat, die auch in ihren taktvoll und mit Geschmack gewählten Abteilungen plastischer Werke, von denen hier einige markante Proben gegeben werden, und in ihrer Graphik-Abteilung viel Bemerkenswertes enthält.

Eine kleine Sonderausstellung gilt dem bayerischen Kunstgewerbe in Qualitätsleistungen; zusammen mit der Gruppe der Architektur gibt diese Sonderveranstaltung der Gesamtausstellung die nötige Buntheit und Abwechslung, so daß der Eindruck der Frische durchaus vorhält.

Georg Jacob Wolf.

das Stoffliche eines Bildes tatsächlich nicht viel gekümmert. Dies ist jetzt anders geworden. Eine große Welle der Religiosität, eines vertieften, individuell gestuften Glaubenslebens geht durch das Volk, und seine Niederschläge werden ganz besonders in der bildenden Kunst schaubar. Zunächst natürlich in Bildern rein religiösen Motivs, wie etwa in der „Pietà" Felix Baumhauers, der einer unserer zukunftsreichsten religiösen Alfresco-Maler und zugleich der idyllischelegischeste Dichter zarter Madonnenbilder ist, in den wuchtigeren Gebilden Paul Thalheimers, in der Plastik Ruth Schaumanns, in Graßls etwas grotesken Gestaltungen aus der Heiligen Geschichte, aber ganz besonders auch in Werken, die ihren Stoff, den Bildinhalt, nicht aus den Bezirken der religiösen Motive holen, aus deren Kunst aber gleichwohl der fromme Klang tiefer Religiosität aufsteigt. Wir können dies z. B. von Hans Thoma ohne weiteres behaupten, nicht minder von Karl Haider und, mit einiger Einschränkung natürlich, auch von dessen Sohn Ernst Haider, über dessen Landschaften die verträumte Stille und Sonnigkeit, die Feierlichkeit und Sabbatandacht liegen, die unmittelbar aus der Religiosität strömen. Es ist nicht anders bei den archaisierenden, gemütvollen Schöpfungen Matthäus Schiestls, dessen „Bergkapelle" ganz entfernt an ähnliche Idyllen Schwinds erinnert, und bei den aus tiefer Empfindung heraus aufsteigenden Landschaftsgebilden von Edmund Steppes, der mit aller Bewußtheit ein Einzelgänger und Eigenbrötler ist. Religiöse Züge umwittern auch die Schöpfungen von Walter Ditz, dem die Welt des Hans v. Marées nicht stumm blieb, von Theodor Baierl, der auf minuziös durchgearbeiteten, von delikatestem Kolorismus getragenen Tafeln altmeisterlichen Gepräges seelische Probleme symbolisiert, und Carl Schwalbach, der in Gruppen weiblicher Gestalten Stimmungen und Gefühlen schwermütiger Art Ausdruck verleiht.

Solchermaßen sucht man in der Glaspalast-Ausstellung dieses Jahres nicht vergeblich nach Problemen und ihren Lösungen — man braucht sie nicht einmal zu suchen, sie stellen sich ungerufen ein. Aber nicht nur der Problemsüchtige, sondern auch jener kommt auf seine Rechnung, der sich für die Kunst der Malerei an sich, für den Ausdruck interessiert, ebenso wer sich durch eine ansprechende Naturstimmung, wie man sie in den Landschaften von Gustav Traub und Richard Sapper findet, bewegen

Felix Baumhauer: Pietà. (Gemälde.)

Eugen Mayer-Fassold: Eva. (Kleinbronze.)

Aus der Eiswelt Graubündens

phot. M. Rudolf, Wolfgang-Davos.

Seilarbeit an der Casanna (2561 m).

Oben rechts: Auf dem Groß-Litzner-Gipfel (3111 m).

Mitte rechts: Silvrettahörner, Verstanklahorn und Schwarzkopf.

Spalte im Silvrettagletscher.

Rechts: Porchabellagletscher mit Piz Kesch (3420 m).

Der Schuß des Stärkeren

Novelle von Rudolf Hirschberg-Jura.

(Schluß.)

Wie oft hat er gelächelt über den Unfug des Duells! Gewiß, es gibt Ehrenkränkungen, die nicht mit einer gerichtlichen Sühne spießbürgerlich wieder gutzumachen sind. Eben weil sie überhaupt nicht gutzumachen sind. Auf keine Weise! Auch nicht durch solche blutige Komödie, die sich vom gerichtlichen Verfahren ja nur durch den größeren Mut unterscheidet, den sie erfordert, und durch die sinnlosere Zufälligkeit, der sie ausgesetzt ist.

Und doch: ein Gutes sieht er jetzt an diesem mit so viel Ritterlichkeit aufgeputzten Ehrenspiel! Es gibt dem Stärkeren das Recht, rücksichtsloser zu siegen, als es der Komment von Recht und Sitte sonst gestattet. Es kommt nur darauf an, wirklich der Stärkere zu sein! Oder der Geschicktere — der Klügere! Eben der Sieger! Gleichviel, auf welche Weise!

Wenn er dem anderen am nächsten Morgen schon gegenüberstehen müßte, da ginge er des Sieges wohl verlustig. Ganz gewiß! Er hat nie eine Pistole in der Hand gehabt. Es wäre strafbare Albernheit, den ungleichen Kampf mit einem alten Reiteroffizier zu wagen. Aber so sehr eilt die Sache ja nicht. In ein paar Monaten kann sich einer, der ein gutes Auge und eine sichere Hand hat, zum Kunstschützen ausbilden! Er wird seine Zeit nutzen und dem Gegner nicht eher wieder Gelegenheit zu anmaßenden Bemerkungen geben, bis er seiner Sache und seines Sieges sicher ist. Ungerüstet einen Krieg zu erklären, das ist auch für einen König ein Verbrechen. Er aber hat ein Königreich zu verwalten, das nicht ihm allein gehört. Das Königreich seiner Liebe!

*

„Aber weshalb müssen Sie schon heute am Sonntag wieder in die Stadt?"

Erstaunt hat Ottilie das Abschiedsgesuch des Freundes vernommen, und ihre schmalen, langen Finger umklammern so eng die Männerhand, als ob sie ihn fesseln wollten.

„Gnädiges Fräulein, ich spüre ja ganz deutlich, daß der Vergleich beschlossene Sache ist. Sie selbst können das nicht leugnen. Was brauchen Sie da noch einen Rechtsbeistand?"

„Sind Sie mir denn nicht mehr als nur das geworden?" Fast angstvoll preßt sie mit feinem Druck sein Handgelenk. „Merken Sie nicht, daß ich Sie jetzt mehr als je brauche? Fühlen Sie nicht die Gefahr, wenn ich hier allein bin? Sie dürfen mich jetzt nicht verlassen!"

„Verlassen werde ich Sie niemals, teuerste Freundin! Ich muß nur auf eine kurze Zeit gehen. Aber ich komme wieder. Bald!"

„Nur nicht so spät! Nicht zu spät!"

Wie seine Lippen die kühlen Finger berühren, die sein Gelenk umschließen, reißt Ottilie ihre Hand empor und küßt mit scheuer Hast auch die seine. — —

Nach ein paar Tagen schon kommt Ottilie in die Stadt und sucht ihn in seiner Kanzlei auf. Obwohl sie sich angemeldet, muß sie warten. Er hat sich auf dem Pistolenstand verspätet und entschuldigt sich mit irgend etwas anderem.

Den Wortlaut des Vergleichs legt sie ihm zur Beurteilung vor. Er heißt ihn gut. Sonst weiß er nichts zu sagen. Doch spürt sie, daß sein warmer Blick heiß geworden ist, und sein Händedruck ist fester als zuvor.

„Und wann habe ich Ihren nächsten lieben Besuch auf Zöllnitz? Mein Vetter wird bald wiedererscheinen."

„Ich komme gern, sobald ich kann und darf." —

Aber jede freie Stunde verbringt er auf dem Schießstand und findet nicht Lust noch Zeit zu der kleinen Reise.

Nach drei Wochen erhält er die Verlobungsanzeige. Er liest die Namen Ottilie und Helmut untereinander, fast ohne zu erschrecken. Nur pressen sich die schmalen Lippen noch fester aufeinander, und die Rechte krampft sich, als hätte sie die Waffe zu greifen! Jetzt ist Notwendigkeit geworden, was vielleicht noch zu vermeiden schien. —

Im Juni ist schon die Hochzeit. Helmut hält es nicht für passend, den Doktor einzuladen. Aber Ottilie besteht trotzig darauf. Da zuckt er nachgebend die Achseln:

„Na, wenn du den armen Kerl durchaus quälen willst! Dir macht's Spaß, und mir tut's nicht weh."

Aber Dr. Normann lehnt ab. Dringende Arbeiten lassen ihm keinen Tag frei. Doch bittet er um die Erlaubnis, die Herrschaften zum Herbst aufzusuchen. Von dem Bad Salzfurth, wo er seine Ferien verbringen will, ist es nur ein halbstündiger Spazierweg bis Zöllnitz, und wenn er ein paar Rebhühner schießen darf, wird er dankbar sein. — —

Heiße Sommertage liegen in den Straßen der Stadt und machen die Luft in den Häusern schwer und die Menschen müde. Er spürt nicht Hitze, nicht Schwere, nicht Müdigkeit. Er denkt nur an den kommenden Herbst.

Ein einziges Mal führt der Zufall ihm die beiden vor seine Augen. Vor einem Laden hält das hellrote Auto. Er erkennt es sogleich, und da steigt auch das junge Paar ein und fährt langsam an ihm vorüber. Sein höflicher Gruß wird freundlich erwidert. Aber Ottilie ist erschrocken vor der unheimlichen Ruhe seines ernsten Gesichts, das noch schmaler geworden zu sein scheint.

„Dein Doktor wird seine Erholung recht nötig haben. Er sieht ja miserabel aus."

„Krank doch nicht", widerspricht Ottilie leise, als habe sie ihn zu verteidigen.

„Na, aber dann etwas verrückt. Jedenfalls nicht normal. Sei froh, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin. Du wärest vielleicht doch auf ihn hineingefallen."

Schweigend blickt sie einen Augenblick vor sich hin. Dann, in plötzlicher Wallung, schmiegt sich ihre schlanke Gestalt innig an den Gatten. — —

Endlich haben die Felder weit und breit ihre Schuldigkeit getan und atmen Feiertagsruhe im milden Licht des Septembers. Dr. Normann hat sich in Salzfurth einen leichten Einspänner genommen, und heute fährt er in heißerem Sonnenbrande dieselbe Straße, auf der ihn vor einem halben Jahre das rote Auto nach Zöllnitz getragen. Heißer als damals blicken auch seine Augen heute. Und doch ruhiger zugleich. Ein Jäger fühlt er sich und betrachtet alles mit dem Blick des Schützen. Wenn ein Hase über den Weg flüchtet oder ein Volk Rebhühner hochgeht, tastet er unwillkürlich nach dem Browning, den er jetzt immer bei sich trägt.

Da, gleich neben dem Straßenrand, läßt eben ein Bub den selbstgefertigten Drachen steigen. Bunte Troddeln zieren das zeitungspapierene Ungetüm. Noch schwankt das kleine Flugzeug nicht hoch über dem Feld. Dr. Normann vermag deutlich die Knotung der Halteschnuren dicht unter dem Rumpf zu erkennen. Kein leichtes Ziel für eine Pistolenkugel! Aber er dürfte solch Ziel sich wählen! Stolz freut er sich seiner Sicherheit, nimmt den Strohhut ab und bietet die hohe, schmale Stirn der Sonne und dem Wind.

Kühl und schattig ist jetzt die glattgewalzte Kastanienallee, die zum Schlosse führt, und voll von dem bitteren Duft der späten Gärten nebenan. Doch im grünen Laub haben schon viele gelbe Blätter das Sonnengold an sich genommen und können es nun nicht mehr fahren lassen. Ruhe liegt auf dem Wege, den sein Wagen fährt.

Das Parktor ist verschlossen, und der Kutscher lenkt in den Wirtschaftshof ein. Ein Knecht springt herbei, ihm Bescheid zu geben und behilflich zu sein. Aus dem Kuhstall tritt Helmut von Zöllnitz hervor, und neben ihm taucht der rotlockige Kopf einer Magd aus dem Dämmer der Tür und verschwindet sogleich wieder.

Liebenswürdige Gastlichkeit atmet der Gruß, den der Gutsherr dem Ankömmling bietet, und nicht minder herzlich wird er von Frau Ottilie empfangen. Eine Höflichkeit erweisen sie dem Gast, die aus Ehrerbietung und Vertraulichkeit gemischt scheint.

Sie sind glücklich, ihm die neue Brennerei zu zeigen, die im Oktober fertig wird, und wenn er auch wenig davon versteht, er macht ihnen die Freude, den Neubau und die Anlage der Maschinen zu bewundern. Auch die Besichtigung des Schweizer Ringofens wollen sie ihm gönnen. Die Ziegelei an der Station Altenbach soll sogar schon kommende Woche in Betrieb genommen werden. Heute ist es freilich bereits zu spät, das alles gründlich zu würdigen, was Helmuts Tatkraft in der kurzen Zeit geschaffen hat. Aber der liebe Doktor hat ja wohl auch morgen noch Zeit?

Ehrliches Bedauern erregt seine Antwort, daß er morgen seinen letzten Ferientag in Salzfurth hat, und daß er dann wieder in seiner Kanzlei sitzen muß. Aber wenigstens das Atelier soll er heute noch besichtigen, das Helmut für Ottilie im Gartenhaus hat einrichten lassen, obwohl er selbst gar kein Verständnis für ihre Malerei hat.

„Aber Ihnen zeige ich's, lieber Doktor! Wir brauchen ihn gar nicht dazu. Heute nachmittag. Ich muß erst ein wenig Ordnung darin schaffen, damit ich vor Ihren Augen bestehen kann."

Seltsam bedrückt fühlt sich Dr. Normann von der Harmonie, die zwischen den Gatten zu herrschen scheint. Echt kann sie doch unmöglich sein! Aber wie hat Ottilie einer solchen Täuschung verfallen können? Sie bildet sich ein, glücklich zu sein mit diesem derben, selbstzufriedenen Menschen? Sie, die doch ihm gehört! Die ihm gehört hat, ehe die lachende Unbekümmertheit des Räubers sich zwischen sie gedrängt! Es ist seine Pflicht, hier einzugreifen. Er darf es und muß es.

Freilich, so leicht wie damals im Frühling läßt sich jetzt nicht gleich ein schicklicher Anlaß finden, durch einen Wortwechsel die Lage hinreichend zuzuspitzen. Aber wenn er ihn mal allein hat, wird er schon gewandt genug sein, ihn aus seiner heiteren Zufriedenheit aufzustören und ihm wieder die Erkenntnis wachzurütteln, daß noch immer einer von ihnen beiden zuviel ist. Jetzt in Gegenwart Ottiliens natürlich muß er weiter die Rolle des Weltmanns spielen. Gefallen hat ihm das nie. Jetzt ist's ihm sogar zuwider. Aber er tut's.

„Sie erfüllen der gnädigen Frau jeden Wunsch, wie es scheint, Herr von Zöllnitz?"

Am Strande. Nach einem Aquarell von Richard Duschek.

„Ich tue, was ich kann, lieber Doktor, und oft mehr, als ich selber mag." Unmerklich drückt er die gertenschlanke Frau an sich, deren feiner Wuchs den derben Mann fast überragt. „Sogar diesen Barsoi habe ich ihr genehmigt."

Der große weiße russische Windhund, der sich von der anderen Seite an die Herrin schmiegt, merkt, daß von ihm gesprochen wird, und hebt die lange, spitze Schnauze. Sie kraut ihm mit der Linken den Kopf. Ihre Rechte spannt sich um Helmuts herabhängenden Arm.

„Weil er mir so gut steht! Das gibst du selbst zu!"

„Er wirkt ganz dekorativ. Aber was man so einen braven, ehrlichen Hund nennt, das gibt es doch unter diesen armseligen Bestien nicht. Feige sind sie, tückisch und treulos."

„Treulos? Das glaube ich von Iwan nicht. Er würde jedem an die Gurgel fahren, der mir zu nahe käme. Er ist doch nicht wie die anderen. Er liebt mich, und wenn man liebt, ändert man eben seinen Charakter."

„Charakter hat doch solch Luxusköter überhaupt keinen. Er schnappt einfach jedem nach der Schlagader, der nicht auf seiner Hut ist. Vor mir hat er ja Angst!"

„Ach was, Helmut!" lacht sie. „Eifersüchtig ist er auf dich, weil er spürt, wie sehr ich dir gehöre."

„Es wird ihm nichts helfen!" Eine tyrannische Vergnügtheit wetterleuchtet über das braunrote Gesicht des Junkers. „Er weiß sehr gut, daß er immer einen Fußtritt kriegt, wenn er meint, er darf sich zwischen uns drängen. Das ist mein Recht, und so mache ich's mit jeder Kreatur, die mir irgend in mein Gehege kommt."

Ottilie kennt dieses herrische Leuchten in dem kleinen hellen Auge ihres Gebieters, und immer, wenn sie es aufzucken sieht, durchschauert sie süße Furcht zugleich und wonnige Geborgenheit.

Der Gast gewahrt wohl ihr zitterndes Erblassen. Aber schärfer durchschaut er die anmaßende Eitelkeit des Mannes, und er weiß jetzt, noch heute wird er sich mit ihm auseinandersetzen. Noch heute wird er den ersten Schritt tun, der die süße Frau aus dem Zauber roher Gewalttätigkeit befreien muß.

Auch bei Tisch denkt und fühlt er nichts anderes. Was seine Lippen auch sagen, um sich an der heiteren Konversation zu beteiligen, sein Herz hat nur die eine Beschäftigung, glücklich darüber zu sein, daß er nun bald die Macht haben wird, die Angebetete vor allem Leid zu behüten, vor jeder Gefahr eines Leides zu bewahren. — —

Der Kaffee soll im Atelier genommen werden. Jawohl, ausnahmsweise wird Helmut mal Zutritt haben. Die Herren sind beide geladen. Nur hat Helmut vorher in den Ställen zu tun. Eine Kuh ist krank, und die Mastferkel wollen nicht fressen. Aber der liebe Doktor ist schon um drei Uhr willkommen.

Jetzt hat er sich mit seiner Zigarre in den großen Empfangssalon zurückgezogen. Die eine Fensterreihe geht auf den Hof, die andere auf den Garten, aus dem Ottiliens Gartenhaus mit dem Atelier heraufgrüßt. Vor der schmalen grünen Tür in dem rotumlaubten Giebel liegt der Barsoi und blinzelt in die schrägen Strahlen des Nachmittagshimmels. Iwan, der feige, tückische und treulose Köter, wie er verächtlich gescholten worden ist! Aber unter seinem Schutz malt doch Ottilie ihre Bilder und lebt dort in dem Häuschen einer Kunst und einem verfeinerten Schönheitsgefühl, das zu verstehen der lachende Junker sich gar nicht bemüht. Warum nur liebt sie ihn?

Dr. Normann preßt die heiße Stirn gegen die kühle Scheibe. Wie damals in die dunkle Frühlingsnacht, so schaut er jetzt in den hellen Herbst.

Glücklich soll sie sein! Glücklich! Nichts anderes will er. Aber durch ihn soll sie ihr Glück haben! Ihm soll sie es danken!

Da schlendert Helmut von Zöllnitz über den gelben Kiesweg zwischen den abgewelkten Nelken und den bunten Georginen. Raschen Blickes hat er im Stall seine Anordnungen getroffen. Dann hat ihn noch die rothaarige Magd abgerufen. Das Heu habe sich erhitzt. Was zu tun sei? Er ist mit ihr auf den Boden gegangen. Aber das dumme Frauenzimmer hat sich geirrt. Doch ist solch aufmerksame Sorglichkeit ja nichts, was man bestrafen müßte.

Jetzt hat er es eilig, in das Atelier zu kommen. Warum soll Ottilie ohne Not so lange allein mit dem pedantischen Advokaten von Farbenflecksen schwärmen? Harmlos ist der Paragraphenonkel ja. Und nicht mehr gefährlich. Aber er war es einmal für Otti! Und es paßt ihm nicht, daß Otti sich etwa zu frei fühlt. Sie ist sein Eigentum! So hat er jetzt unwillkürlich seinen schlendernden Gang beschleunigt.

Dr. Normann sieht seinen raschen federnden Schritt. Er reißt das Fenster auf, als wolle er durchaus den Kies unter seinen Stiefeln knirschen hören. Unter den festen Stiefeln des sieghaften Nebenbuhlers, der ihm sein Glück geraubt.

Jetzt ist er vor der grünen Tür im rotumlaubten Giebel angelangt. Iwan, der treulos gescholtene, liegt quer davor wie eine Wache. Unmerklich nur hebt sich die spitze Schnauze. Über das weiße Fell geht leise ein Zittern geschmeidiger Trägheit.

Helmut von Zöllnitz ist keiner, der sich von irgend jemand den Weg versperren läßt. Am allerwenigsten den Weg zu seiner Frau. Ein verächtlicher Fußtritt fährt dem Köter in die überschlanken Weichen.

Doch mit raschem Sprung ist das Tier zu steiler Länge emporgewachsen, und schneidig, wie ein Dolch aus der Scheide, fährt das weiße Gebiß aus der spitzen Schnauze. Blitzschnell hat der Angegriffene den Arm zur Abwehr erhoben. Aber in drei Sekunden schon kann er die scharfen Zähne im Halse spüren.

Der am offenen Fenster steht, ist ein Mann von raschem Denken. Doch geschwinder noch als ein klarer Verstand flammt ein Gefühl auf, und ehe ihm noch sein Denken oder Fühlen zum Bewußtsein gekommen, hat er schon gehandelt.

Das Schießzeug, das er jetzt spielerisch immer bei sich trägt, hat rasche Arbeit getan. Wie eine Puppe sinkt der langgestreckte weiße Iwan zu Boden.

Nun erst erkennt er sich: Er hat ihr das Glück retten müssen! Das Glück, das sie braucht.

Helmut von Zöllnitz hat Schuß und Rettung mit einer Ruhe über sich ergehen lassen, als wäre ihm ein Apfel dicht vor der Nase vom Baume gefallen. Ottilie aber hat der Knall aus der Tür getrieben. Mit einem erstickten Aufschrei schlingt sie die Arme um den Mann, betastet ihm Kopf und Hals und hört nicht auf zu streicheln und zu küssen.

Nun blicken sie empor, erkennen den Schützen am Fenster, und nach wenigen Minuten stehen sie bei ihm.

Mit beiden Händen drückt Helmut die Faust, die die Pistole geführt.

„Doktor, wie soll ich Ihnen danken! Sie sind doch ein ganzer Kerl! Und da habe ich Ihnen abzubitten. So viel Schneid habe ich Ihnen gar nicht zugetraut. Mensch, ebensogut konnte die Kugel mich treffen!"

„Meinen Sie?" antwortet der andere mit einem kalten Ton, wie Ottilie ihn noch nie von ihm gehört. „Nun, jedes Gericht hätte mich dann wohl freigesprochen oder mir höchstens einer kleinen Fahrlässigkeit halber eine milde Strafe zuerkannt. Aber es wäre keine Fahrlässigkeit gewesen! Bei Gott, nein! Sehen Sie die beiden Tauben da unten am Beetrande? Die rechte hole ich mir. Den braunen Kopf nehme ich."

Ein Knall, und die Tat beweist, daß er so sprechen darf.

„Sie sehen, ich bin meiner Schüsse sicher und konnte meine Kugel wählen lassen zwischen zwei Köpfen."

Zitternde Blässe rieselt unter Ottiliens mattschwarzen Flechten über die Weichheit der Wangen. Ihre grauen Augen hängen erschauernd an den stolz zusammengekniffenen Lippen und suchen den braunen warmen Blick, der ganz verschwunden ist.

Helmut von Zöllnitz aber fragt mit heller, harter Stimme:

„Was wollen Sie damit sagen? Und seit wann sind Sie solch ein Kunstschütze geworden?"

„Ich habe mich geübt. Seit einem halben Jahr. Seit jener Nacht, da wir eine kurze Unterhaltung hier in meinem Zimmer miteinander gehabt haben! Und jetzt werden mir die Herrschaften erlauben, mich zu empfehlen." —

Rötlich verkohlt der runde Sonnenbrand und versinkt in der bleigrauen Wolkenasche des Abendhimmels. Der Teich am Wege, glatt und rechteckig gesäubert vom Schilf, bebt mit mattem Zittern unter der letzten Liebkosung eines müden Windes. Rasch und leicht rollt der kleine Einspänner über die Landstraße. Dem Insassen ist es, als rolle er schräg und steil hinab in ein endloses Tal. In ein Tal, das sein Ziel ist. In ein Tal, das keine Freude kennt.

Aber wozu Freude? Er duldet ja auch kein Leid!

Und auf einmal weiß er: Nicht abwärts rollt der Wagen. Aufwärts geht die steile Fahrt. Nicht in hoffnungslosem, dumpfem Tal liegt sein Ziel. Es winkt auf kühler, reiner Höhe! — —

Nun sitzt er das erste Mal wieder in seiner Kanzlei. Von Heißhunger erfüllt nach Arbeit. Zu oberst auf dem Stoß, der seiner wartet, lockt ein Brief von Ottiliens Hand.

Was kann sie wollen?

Nur leise schüttelt er den Kopf. Seine Hand bebt nicht, wie sie den Umschlag ruhig mit der Schere öffnet. Dann aber staunt er.

Sie bittet ihn, die Scheidung für sie einzuleiten! Noch heute wird sie ihn persönlich sprechen.

Eine Stunde später sitzt sie ihm gegenüber. Stumm vor Schmerz und Unentschlossenheit. Endlich findet sie auf sein gutes Zureden hin Worte. Aber andere, als er hat erwarten müssen!

„Ich kann es doch nicht! Ich kann nicht sein ohne ihn. Er hat mir zugestanden, die Magd zu entlassen. Sie ist schon weg. Denken Sie, mit einer Kuhmagd mir das anzutun! Aber ... aber, ich liebe ihn. — Und Sie sagen gar nichts? Sie hätten mir das alles vielleicht ersparen können. Vielleicht! Wenn Sie selbst mich stärker geliebt hätten. Damals!"

„Meinen Sie, gnädige Frau? Wenn man stark ist, so vergißt man das, was die anderen Liebe nennen. Wenn man ganz stark geworden ist durch ... durch irgend etwas, dann versteht man überhaupt nicht mehr, was die anderen haben wollen. Der Starke liebt nicht mehr, um liebzuhaben! Der Starke kennt nur Mitleid noch. Aber Mitleid mit jedem anderen. Außer mit sich selbst. Er braucht das nicht mehr."

„Und kann das glücklich machen?"

„Glücklich, gnädige Frau? Was nennen Sie glücklich? Ich glaube nicht, daß wir auf der Erde sind, um glücklich zu werden, sondern ... sondern ..."

„Was sollen wir denn werden?"

„Reif!"

„Und Sie selbst, Sie fühlen sich ganz stark? Und reif?"

Ernst und bescheiden antwortet ein Kopfschütteln ihrem wehen Spott:

„Nein, gnädige Frau. O nein. Aber ich weiß den Weg!"

Zur 700-Jahrfeier der Stadt Witzenhausen am 15. August.

Von Karl Löffelholz.

Mit 5 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hofphot. Eberth, Cassel, und H. Huhn, Witzenhausen.

Am linken Ufer der Werra, zwischen Cassel und Heiligenstadt, liegt in der Provinz Hessen-Nassau die reizvolle alte Stadt Witzenhausen, die mit ihrer 700-Jahrfeier in diesen Tagen die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Wie früher dort der beste Wein des unteren Werragebietes gedieh, so tritt Witzenhausen heute durch seine Kirschenkulturen hervor. Zählt es auch nur etwa 4500 Einwohner, so kann es doch auf eine große Geschichte zurückblicken. Im Jahre 1225 verlieh ihm Ludwig der Heilige Stadtrechte. Kein Wunder, wenn das schmucke Grenzstädtchen den benachbarten Landesherren begehrenswert erschien und immer hart umstritten war, zumal es an der großen Handelsstraße lag und sein Wohlstand von Jahr zu Jahr wuchs. Erst zu Kurmainz gehörig, kam es später an Hessen. Im Dreißigjährigen Kriege mußte auch Witzenhausen schwer leiden. Trotz der großen Feuersbrünste, die in den Jahren 1479 und 1809 die Stadt heimsuchten, blieben neben schönen Fachwerkbauten altehrwürdige Kapellen und Kirchen erhalten: Die romanische Annenkapelle in den „Weinbergen“ aus dem 12. Jahrhundert, die Michaelskirche mit ihrem 1392 erbauten gotischen Turm und die 1404 errichtete Liebfrauenkirche.

Aus dem alten, im Jahre 1527 aufgehobenen Wilhelmitenkloster wurde später der „Wilhelmshof“, eine Staatsdomäne; 1898 erwarb ihn Professor E. A. Fabarius, um hier die berühmt gewordene „Deutsche Kolonialschule“ zu gründen, die vor dem Kriege vielen deutschen Kolonisten eine gründliche Ausbildung gab und auch heute noch nach dem Verlust unserer Kolonien an ihrer Aufgabe festhält, tüchtige deutsche Kulturpioniere in die Welt hinauszuschicken.

St. Michaelskirche mit prachtvollem gotischen Turm.

Oben rechts: „Sommermanns Haus“, altes Fachwerkhaus aus dem Jahre 1420.

Mitte links: Diebesturm und Stadtkirche.

Mitte rechts: Alter Brunnen auf dem Marktplatz.

Unten: Blick auf die Stadt Witzenhausen.

In Lappland. / Von Willi Steinert.

Mit elf Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers.

Skifahrender kleiner Lappe aus Lappmarken.

Kautokeino-Schönheit mit ihrem Lieblingsrenntier

Lappe aus Lappmarken.

Zur Mittsommerzeit, wenn es Tag und Nacht gleich hell ist, reisen die Lappen in ihren bootsartigen, von einem Renntier gezogenen Schlitten zur Mittsommermesse nach Arvidsjaure und Arjeplog in den Lappmarken. Reges Leben herrscht dann in den kleinen Siedelungen. Ein Priester ist da, der die Ehen schließt, die im Laufe des Jahres geborenen Kinder tauft und Messen liest, ein schwunghafter Tausch und Handel mit Renntieren, Renntierfleisch und Renntiermilch, kunstvollen Silberarbeiten usw. gegen Geld, Schnaps, Kaffee oder Mehl setzt ein, politische Agitatoren aller Schattierungen suchen die nomadisierenden Lappen zu irgendeiner Partei zu bekehren, und Trinkgelage oder gar Schlägereien sorgen für allgemeine Erheiterung. Es sind festliche Tage für die armen Lappen, deren ganzes Leben nur ein ununterbrochener Kampf mit den Naturgewalten ist.

In den Lappmarken ist es neun Monate Winter und die übrigen drei Monate kalt — so behauptet man hier. Beim Besuch einer Lappkota, der primitiv aus Baumästen, Reisig und Renntierhaut hergestellten Behausung einer Lappenfamilie, hat man das Gefühl, daß diese Menschen vor tausend Jahren genau so gelebt haben müssen wie heute. Die Kultur steht hier still. Der Boden des Zeltes ist mit Reisig bedeckt, in der Mitte hängt der unvermeidliche Kaffeekessel über dem Holzfeuer. Der Rauch findet seinen Ausgang durch ein Loch in der Zeltspitze. Der Kaffee wird gesalzen und mit reichlich Renntiermilch getrunken, 25 bis 30 Tassen davon ist die Tagesration eines Lappen. Ist diese Brühe nicht kräftig genug, so wirft der Lappenpapa ein Stück Kautabak zur Verstärkung in den Kessel. Oder auch ein Stück Renntierfleisch oder sonst etwas, was kräftig schmeckt — die Qualität des Kaffees spielt jedenfalls weiter keine Rolle. Der Kaffeekessel wird natürlich, ohne besondere Reinigung, auch zur Zu-

Am Nördlichen Eismeer.

Lappe aus Finnmarken in Festkleidung.

Lappkota bei Mavasjaure.

Lappe aus Finnmarken in Festkleidung.

bereitung aller anderen Speisen verwendet, und das neugeborene Kind erhält darin auch sein erstes — und letztes Bad im Leben. Das Kapitel Reinlichkeit im Leben der Lappen ist etwas peinlich — wenn sie wegen ihres Nomadenlebens das Zelt nicht immer von neuem aufbauen müßten, würden sie bestimmt im Schmutz verfaulen.

Die Lappenmama trägt ihr Kind in einer sackartigen Tüte aus Renntierhaut auf dem Rücken. Passiert dem Säugling etwas Menschliches, so wird die Tüte einfach umgedreht und ausgeschüttet. Wind und Schnee halten sie von selbst rein. Vor der Kota im Schnee stecken die hier ganz unentbehrlichen Skis; darunter auch ganz kleine für die Kinder, die bereits mit zwei bis drei Jahren eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit im Skilaufen besitzen. Der Körper des Lappen hat sich seit Jahrhunderten dieser Art der Fortbewegung angepaßt. Mit krummen Knien und schaukelndem Oberkörper bewegt er sich schwerfällig ohne Ski, hat er sie aber unter den Füßen, dann ist er ein fixer Kerl. Ich sah einen Lappen mit Blitzesschnelle einen steilen, mit Gestrüpp bewachsenen Berg hinuntersausen — jeder Skiweltmeister hätte sich hierbei unfehlbar den Hals gebrochen.

Die Pflege und Wartung der Renntiere macht verhältnismäßig wenig Arbeit; die Hunde bewachen die Herden, und das Renntier sorgt für sich selbst. Unter dem tiefen Schnee kratzt es sich mit der Schnauze seine Nahrung hervor. In den südlicheren Teilen Lapplands gibt es auch einen kurzen Sommer. Dann sind die Täler, soweit das Auge reicht, mit blauen Azaleen bedeckt; Blaubeeren und Preißelbeeren reifen, und die Luft ist schwarz von Mücken — man kann sie würfelförmig herausschneiden. Aber die warme Zeit ist nur von kurzer Dauer, bald setzt wieder der eisige, neun Monate lange Winter ein. Tag und Nacht ist es dann gleich finster, und nur zuweilen läßt das Nordlicht die Konturen der düsteren und traurigen Berge Lapplands aufleuchten. Eng aneinandergeschmiegt liegt die Lappenfamilie um das Feuer herum, während draußen die Schneestürme mit einer uns unbekannten Wucht über die Berge heulen. Wenn der Schnee nicht

Karesuando-Lappen beim Trocknen von Renntierfleisch.

Vater Anders aus Jokkmokk.

Bilder aus Lappland.

Wandernde Lappen in Finnmarken.

fortwährend vom Eingang des Zeltes fortgeschaufelt wird, sind die Insassen in kürzester Zeit lebendig begraben. Dieser ständige Kampf mit den Naturgewalten hat die Lappen im höchsten Grade abergläubisch gemacht. Sie beschwören, verzaubern und sagen aus Kaffeegrund wahr; an Gott glauben sie zwar offiziell, aber sicherer und besser sind ihre aus Holz oder Renntierknochen geschnitzten Fetische und Amulette. Den Angehörigen einer anderen Rasse bringt der Lappe ein tiefes Mißtrauen entgegen, und er betrügt ihn, wo er nur irgend kann; indessen scheinen die Lappen untereinander ehrlich zu sein. Wahrscheinlich aus Klugheit. Die schwedische Regierung hat versucht, dieses Nomadenvolk seßhaft zu machen. Anscheinend wegen der Steuerfrage, die bei den Lappen nicht beliebt ist. Aber die seßhaft gemachten Lappen sind verweichlicht, und die Tuberkulose wütet ganz schrecklich unter ihnen. — Seitdem die Schweden und Norweger halb trocken sitzen, spielt der Schnaps im Leben dieser Völker eine hervorragende Rolle. Und bei den Lappen erst recht! Der Kapitän eines Erzdampfers hatte in einem nördlichen Hafen zum Laden zehn Lappen gegen einen Tagelohn von zwei Kronen und einen zweistöckigen Schnaps pro Hose engagiert. Nach der ersten Tagesarbeit traten die Lappen zur Empfangnahme des langersehnten Schnapses an. Der erste nahm den Schnaps, spülte sich damit den Mund aus und spuckte ihn dem zweiten Lappen in den Mund. Dieser tat desgleichen und gab ihn an den dritten weiter, und so ging es weiter, bis jeder einmal den Schnaps im Munde gehabt hatte. Der letzte spuckte hierauf den Schnaps wieder dem ersten in den Mund. Nun schluckte dieser den Schnaps endlich herunter, verhaftete hierauf noch alle anderen neun Schnäpse und wurde von seinen Kameraden — blau wie ein Ritter — vom Schiffe gebracht. Am nächsten Tage bekam der zweite Lappe alle zehn Schnäpse und so fort, so daß also nach zehn Tagen jeder der Lappen einmal richtig voll war.

Mutter mit Kind aus Lappmarken.

Der Psycholog. / Von H. H. Schefter.

Doktor Kassian befand sich auf dem Heimwege aus dem Vortragssaal. Seine bedeutenden Erfolge vor einem erlesenen Publikum, die Gratulationen der Kollegen und die Interviews der Journalisten tönten noch in seiner Seele nach. Der große Betrag, den ihm der Kassierer als Anteil an dem finanziellen Ergebnis überreicht hatte, versprach für Monate hinaus ein sorgenfreies Leben. Die Freude steigerte Kassians Mitteilungsbedürfnis, das sonst sehr gering war, bis zum unwiderstehlichen Zwang. Der früher sympathische Gedanke an ein ruhiges, einsames Heim stimmte ihn heute traurig.

Er suchte eine kleine, üble Kneipe auf, die er niemals vorher betreten hatte, setzte sich dort an einen Tisch, an dem schon ein Mann saß, bestellte ein Glas Bier und Zigaretten, und das alles erschien ihm selbstverständlich und nicht der Überlegung wert. Sonst ein von Natur aus zum Pessimismus neigender und schüchterner Mensch, beobachtete er nun völlig hemmungslos sein Gegenüber und stellte fest, daß der junge Mann ein reizend netter Bursche sei, mit dem sich wohl ein aufrichtiges Wort reden ließe.

Bald waren die zwei Männer miteinander in ein lebhaftes Gespräch gekommen. Der Fremde erzählte: „Ich habe nicht studiert, denn es ist mir schwer genug gefallen, die Volksschule zu absolvieren. Meine Eltern jagten mich aus dem Hause, als ich sechzehn Jahre alt war und nicht arbeiten wollte. Es ist mir bisher geglückt, ohne Beruf auszukommen, ohne auch nur ein einziges Mal Not leiden zu müssen. Ich fand stets gute Freunde, die sich meiner annahmen; mitunter waren es auch Frauen, die für meinen Lebensunterhalt sorgten. — Eine etwas rätselhafte Existenz, nicht?"

„Sehr interessant!" rief Doktor Kassian begeistert. „Sie müssen nämlich wissen, ich bin Psycholog von Beruf, mein Herr! Leider habe ich nur selten Gelegenheit, meine umfangreichen theoretischen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Aber wenn ich Ihnen einen Beweis meiner Wissenschaft geben wollte, würden sie staunen, wie leicht sich auch die schwierigsten Fälle in eine der überaus scharf abgegrenzten Kategorien der von mir in jahrelanger, mühsamer Arbeit zusammengestellten Schemata einreihen lassen."

„Ich bin durchaus Praktiker", erwiderte der Fremde lächelnd, „und habe deshalb zu Theorien wenig Vertrauen. Meine Existenz bringt es mit sich, daß ich ein guter Menschenkenner sein muß. Instinktiv drängt sich mir das Urteil über jemanden auf, oft, noch ehe ich ihn kenne. Nur selten täusche ich mich."

„Ohne Ihren Instinkt im geringsten anzuzweifeln, möchte ich Sie dennoch davor warnen, sich ihm ganz zu überlassen! Ich könnte Ihnen mit Hilfe meiner Lehrsätze sofort beweisen, daß der menschliche Instinkt in manchen Fällen vollkommen versagt."

„Oh, das weiß ich natürlich, hab's oft genug erfahren! Überall dort, wo ich auf Voreingenommenheit stoße oder auf offenes Mißtrauen ..."

„Wenn Sie so liebenswürdig sind, mir Ihre Adresse zu geben, sende ich Ihnen mein Werk: ‚Der Menschenkenner'. Haben Sie noch niemals von dem Buche gehört? Es erfreut sich außerordentlicher Verbreitung, ist neuerdings an einigen Universitäten als Lehrbehelf eingeführt worden, und ganz besonders wichtig ist es bei der Ausbildung für den Polizei- und Detektivdienst!"

„Leider habe ich keine Visitenkarte bei mir. Aber darf ich meine Adresse in Ihr Notizbuch schreiben? Natürlich bin ich Ihnen sehr dankbar für das Buch. Es kommt selten vor, daß ich wissenschaftliche Abhandlungen lese. Nur weil Sie mich interessieren, mein Herr, interessiert mich auch Ihr Buch."

Doktor Kassian reichte dem Unbekannten ein dünnes, abgegriffenes Heft über den Tisch hin. „Bitte, schreiben Sie deutlich!"

„Woher wissen Sie, daß ich über eine nur schwer entzifferbare Schrift verfüge?" fragte der Fremde und lächelte wieder. „Ich werde mich bemühen, deutlich zu schreiben, auch wenn ich meine Schrift verstellen muß."

Geschmeichelt nickte der andere ihm zu: „Das stört die Graphologen nicht. Im Gegenteil, sie können den Charakter eines Menschen aus der erzwungenen Schrift viel leichter feststellen als aus seiner natürlichen."

„Sind Sie auch Graphologe?"

„Nur nebenbei. Allerdings habe ich es schon zu einer ziemlichen Sicherheit gebracht."

„Würden Sie mit meiner Schrift einen Versuch machen?" Der junge Mann schrieb Namen und Adresse sehr umständlich in das Heft und gab es zurück.

„Gern. — Wirklich sehr interessant. Sie sind erst einundzwanzig Jahre alt?"

„Ja."

„Sehr genußsüchtig?"

„Ja."

„Haben schwere Enttäuschungen hinter sich?"

„Ja."

„Einmal total entgleist?"

„... Ja."

„Aber sehr energisch und willensstark. Wieder fest auf den Beinen. — Hüten Sie sich, junger Mann, Ihnen drohen Gefahren!"

Der junge Mann lächelte.

Doktor Kassian, begeistert über die Zustimmung des anderen, bestellte zwei Glas Bier.

„Glauben Sie nicht, daß es möglich ist, auch ohne Graphologie den Charakter, ja selbst die nächste Zukunft eines Menschen rein instinktiv ganz genau zu bestimmen?" fragte der Bursche, nachdem er seinem neuesten Gönner kräftig zugetrunken hatte.

„Die Zukunft nicht", versicherte dieser fachmännisch. „Das wäre vermessen!"

„Erlauben Sie mir den Versuch, ich hab's schon häufig und immer erfolgreich getan", behauptete der junge Mann bescheiden, aber doch mit solcher Bestimmtheit, daß Doktor Kassian den Vorschlag ernst nehmen mußte.

„Natürlich verpflichten Sie sich ehrenwörtlich, vor Betreten Ihrer Wohnung nicht zu lesen, was ich prophezeie", sagte der Bursche in gleichgültigem Ton.

„Sie scheuen den Spott?"

„Vielleicht."

„Sind Sie nicht selbst neugierig, ob Ihre Prophezeiung eintreffen wird?"

„Ich hoffe, Sie werden mich bald davon verständigen. — Geben Sie mir Ihr Notizbuch. — Ehrenwort?"

„Ja."

Der junge Mann schrieb einige Minuten lang mit absichtlich verstellter Schrift, dann klappte er das Heft zusammen und reichte es dem Doktor. „Danke."

Kassian zog die Uhr aus der Tasche und erschrak. „Zwölf! — Morgen früh um sechs Dienst in der Klinik! Nicht jeder hat's so gut wie Sie, junger Mann! Wollen Sie mich ein Stück begleiten?"

„Wenn Sie gestatten — gern." Der Angesprochene winkte den Kellner herbei. Doktor Kassian zahlte die ganze Zeche, der Fremde half ihm in den Havelock, ehe er den seinen anzog, und Arm in Arm verließen die neuen Freunde die Kneipe.

Sie hatten sich unterwegs noch sehr vergnügt unterhalten, und als Doktor Kassian von dem jungen Mann Abschied genommen hatte und — nicht, ohne eine neue Zusammenkunft zu verabreden — die Treppen zu seiner Mansardenwohnung

hinaufstieg, machte er sich die heftigsten Vorwürfe, lange Jahre ein Einsiedlerleben geführt zu haben und durch seine ihn nun in der Alkoholstimmung lächerlich anmutenden psychologischen Konstruktionen zu einem Menschenfeind geworden zu sein. Er trat in sein Kabinett, drehte das Licht an und setzte sich behaglich in den weichen Schreibtischfauteuil, um nachzulesen, was der interessante Jüngling, den er so genau analysiert hatte, ihm Schönes und Gutes prophezeite. Er las mit wachsender Verwunderung: „Mein Herr: Ich bin nicht erst einundzwanzig, sondern neunundzwanzig vorbei. Auch habe ich noch keine Enttäuschung erlebt, sondern andere haben dies für mich besorgt. Entgleist bin ich nicht einmal, sondern sechszehnmal, davon dreimal über ein Jahr. Auch war ich nicht energisch und willensstark, sonst hätte ich mich nicht immer wieder erwischen lassen. Augenblicklich bin ich sehr schwach auf den Beinen, denn die Polizei ist hinter mir her. Nur in dem letzten Punkt haben Sie recht: Mir drohen Gefahren! Ihnen nicht mehr, denn das Geld, das ich für die Flucht benötige, quittiere ich Ihnen hiermit dankend, und auch die Uhr ist schön. Wenn ich Ihnen in den Mantel helfen werde, wechselt Ihr Besitz seinen Besitzer. Für Ihr Buch ersparen Sie das Porto. Ich habe es bereits gelesen und verdanke ihm meine Menschenkenntnis. Diese bewies Ihnen mit Vergnügen Ihr ergebener Schüler."

Die leeren Taschen überzeugten den armen Doktor Kassian sofort von dem unerhörten Erfolg seiner wissenschaftlichen Arbeit.

Aus Wissenschaft und Technik.

Abessinische Vögel im Berliner Zoo. (Vgl. hierzu die farbige Bildertafel.) Abessinien spielte früher im Tierhandel und Zoologischen Garten nur eine ganz geringe Rolle als schwer zugängliches und von der Küste durch fremdes Gebiet getrenntes Land. In den letzten Jahren sind diese Schwierigkeiten aber durch wagemutige Reisende (Dr. Vageler, Kissonerghis) überwunden worden, und in der ersten Hälfte dieses Jahres hat der Berliner Zoo selber eine Tierfangreise nach Abessinien unternommen, die von meinem Sohn und Assistenten, Dr. Lutz Heck, geleitet wurde. So ist es gekommen, daß jetzt an abessinischen Tieren kein Mangel mehr herrscht und insbesondere auch schöne, merkwürdige Vögel von da gezeigt werden können, die man früher wenig oder gar nicht sah. Der weißköpfige Viehweber, ein stattlicher Vogel, erheblich über Finkengröße, ist zwar in früheren Jahren schon hier und da einmal eingeführt worden; aber in größerer Anzahl sein Nest bauend kann man ihn jetzt erst bei uns sehen. Er ist nämlich ein Gesellschaftsnister: mehrere Paare weben zusammen ein gemeinschaftliches Nest, in dem aber jedes Paar natürlich eine gesonderte Wohnung hat. Das Ganze hängt dann wie ein unförmiger Klumpen von den hohen Schirmwipfeln der Mimosen herab und ist sehr sinnig vor Raubzeug dadurch geschützt, daß auf allen zu ihm hinaufführenden Zweigen Dornen zusammengetragen werden. Der Sperlingsweber hat in Färbung und Zeichnung eine gewisse Ähnlichkeit mit unserem bekannten Schmarotzer, dem Spatzen, der tatsächlich ein Verwandter der Webervögel ist. Nur hat er an seinem liederlichen Nest von deren Webekunst nichts mehr aufzuweisen; dagegen sind ihm die Sperlingsweber wieder in unruhigem, lautem Wesen ähnlich. Sie nisten auch gesellig auf demselben Baum, doch webt jedes Paar für sich seinen nierenförmigen Hängebeutel mit zwei Eingängen auf der Unterseite. Der Lappenstar verdient seinen Namen vollauf dank reichlicher Hautlappenbildung am nackten Kopfe des Männchens. Er ist hauptsächlich Heuschreckenfänger, folgt scharenweise den Massen dieser fürchterlichen Schädlinge und nistet da, wo diese ihre Eier ablegen. So hat er in den ausschlüpfenden Jungen Futter für seine Brut. Er nistet ähnlich gesellig wie die Weber. Oskar Neumann schilderte der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft vor dem Käfig des Vogels, wie er an einigen 2—3 m hohen kleinen Akazien, die frei in der offenen Grassteppe standen, eine Brutkolonie fand. „Die Gesellschaftsnester bildeten riesige Klumpen von Dornzweigen, die die einzelnen Bäumchen miteinander verbanden und fast bis zur Erde reichten. Viele Hunderte von Lappenstaren brüteten oder brachten den Brütenden Nahrung." Der Prachtglanzstar ist von den übrigen, meist am ganzen Körper grün oder blau erzschillernden Glanzstaren sofort kenntlich durch den sattbraunen Bauch, der von der metallisch glänzenden Oberseite durch ein weißes Querband getrennt wird und zu ihr einen so wirkungsvollen Gegensatz bildet, daß der prachtvolle Vogel seinen Namen vollauf verdient. Unsere Tierfänger haben ihn auf ihrer ganzen Reise im Innern täglich gesehen. Schon um und in der Stadt Diredaua, wo sich unser Tierlager befand, ist er häufig und gewährt natürlich einen fabelhaften Anblick, wenn so 50 bis 60 oder noch mehr dieser farbenstrotzenden und -protzenden Vögel, nach echter Starenart eifrig schwatzend und zwitschernd, in der Tropensonne auf einem Baum am Wege sitzen. Noch schöner aber, vielleicht einer der farbenschönsten Vögel, die man überhaupt sehen kann, ist schließlich der Königsglanzstar, trotz einer gewissen Einfachheit in der Färbung: oben blau erzglänzend, unten sattgelb. Aber diese beiden Formen sind jeder für sich von so großer Schönheit und klingen beide so wirkungsvoll zusammen, daß wir zur Beschilderung am Käfig alsbald auf den auszeichnenden Namen Königsglanzstar verfielen. Wir mußten nämlich erst einen deutschen Namen für dieses Vogeljuwel erfinden; so selten ist die Art. Sie wurde jetzt zum erstenmal lebend eingeführt (wie noch eine ganze Reihe anderer Tiere unserer Fangunternehmung). In seiner Heimat bewohnt der Königsglanzstar gerade „die ödesten, nur mit Dornbusch bestandenen, wasserarmen, wüstenähnlichen Steppen des Somalilandes".

Prof. Dr. Heck.

Die Bedeutung der Röntgenstrahlung bei der Auffindung der neuen Elemente Masurium und Rhenium. Nachdem vor nicht langer Zeit das neue Element Hafnium entdeckt worden ist, gelang es deutscher Forschertätigkeit, auch die beiden Elemente, die an den Stellen 43 und 75 des periodischen Systems stehen, aufzufinden. Der Erfolg wurde durch ein Zusammenarbeiten der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt mit dem physikalisch-chemischen Institut der Universität Berlin und dem physikalischen Laboratorium des Wernerwerks M der Siemens & Halske A.-G. erreicht. In Heft 26 der „Naturwissenschaften" berichten Walter Noddack, Ida Tacke und Otto Berg über die neuen Elemente, denen sie die Namen Masurium (Ma) nach der Ostmark, und Rhenium (Re) nach dem deutschen Rhein gegeben haben. Auf Grund theoretischer Überlegung über die Stellung der Elemente im periodischen System war es wahrscheinlich, daß die Elemente entweder in gediegenem Vorkommen, in einem Platinerz, oder in Columbit oder Tantalit zu finden seien. Es konnte theoretisch die Häufigkeit der Elemente errechnet werden, und es ergab sich, daß, um sie sicher nachweisen zu können, eine Anreicherung nötig sei. Das Element 43 steht zwischen dem Element Mo mit dem Atomgewicht 96,0 und Ru mit dem Atomgewicht 101,7; sein Atomgewicht muß daher zwischen 98 oder 99,5 liegen. Dementsprechend muß das Atomgewicht des Elementes 73 bei 187—188 liegen. In ähnlicher Weise sind aus der Stellung im periodischen System die chemischen Eigenschaften vorauszusagen. Es wurden untersucht: Platinerze, Osmiridium und Sperrylith, ferner die Mineralien, in denen als Hauptbestandteil Columbit enthalten ist, nämlich Tantalit,

Wolframit usw. Zum Nachweis der unbekannten Elemente dienten die Röntgenstrahlen; es wurde nach jeder chemischen Reaktion mittels der Röntgenspektralanalyse festgestellt, welche Elemente vorhanden waren. Es ist hier also ein ganz ähnliches Verfahren verwendet worden, wie es Frau Curie bei der Auffindung des Radiums benutzt hat. Während dort die radioaktive Strahlung mit einem Elektrometer gemessen, als Anzeigevorrichtung für das Vorhandensein der strahlenden Elemente diente, wurde bei der Entdeckung der neuen Elemente die Röntgenspektralanalyse zur Analyse der verschiedenen Niederschläge benutzt. Es gelang, das Element 43 in einem Sulfitniederschlag auf etwa 0,5%, das Element 73 auf etwa 5% anzureichern. Das Verfahren der Röntgenspektralanalyse beruht darauf, daß jedes Element, wenn es auf die Antikathode einer Röntgenröhre gebracht und in der Röntgenröhre in der üblichen Weise mit Kathodenstrahlen bombardiert wird, Röntgenstrahlen aussendet, die für das Element charakteristisch sind. Es hat sich gezeigt, daß die Röntgenspektren einen viel einfacheren Bau besitzen als die Lichtspektren. Die Einfachheit und Regelmäßigkeit der Röntgenspektren ist so groß, daß man durch das Ausmessen der Spektrogramme aus den Linien, die entstehen, ganz genau auf das Element schließen kann. Aus der Gesetzmäßigkeit der Röntgenspektrogramme war es seit langem bekannt, welche Röntgenlinien für die neuen Elemente charakteristisch sein mußten. Beim Aufsuchen der Elemente diente dies als Kriterium. Sobald die Linien erschienen, die für die Elemente 43 und 75 charakteristisch sind, war der Nachweis für das Vorhandensein dieser Elemente erbracht. In genau der gleichen Weise war man beim Auffinden des Hafniums vorgegangen und hatte auch einen vollen Erfolg erzielt. Die Methode ist so empfindlich, daß bei einem Vorhandensein von 0,001 mg des Elementes die Röntgenspektren erscheinen, und zwar muß 1 mg Gesamtsubstanzmenge für das Aufbringen auf der Antikathode zur Verfügung sein. Sie ist die wichtigste Methode moderner chemischer Analyse solcher Elemente geworden, die nur in kleinsten Mengen vorhanden sind. In der Art, wie sie hier verwendet wurde, ist sie die sog. Emissionsanalyse; man bringt die Substanz, die untersucht werden soll, in der Röntgenröhre zur Emission von Röntgenlinien und ermittelt mit dem Spektrographen den Bau des Spektrums. Man kann auch die Absorption der

Röntgenstrahlen für die chemische Analyse verwenden. Dazu wird das zu untersuchende Material, das in diesem Falle in größeren Mengen vorhanden sein muß, in Form von Metallblättchen oder flüssig in einer Küvette in den Strahlengang der Röntgenstrahlen gebracht und die Absorption beobachtet. Auch bei der Absorption sind einfache Gesetzmäßigkeiten vorhanden, die den chemischen Charakter der durchstrahlten Substanz festzustellen gestatten. Neben der chemischen Analyse haben die Röntgenstrahlen noch auf einem andern Gebiete eine immer zunehmende praktische Bedeutung erlangt. Sie werden bereits weitgehend bei Durchleuchtung von Material der verschiedensten Art zur Feststellung des Vorhandenseins von Fehlstellen, Einschlüssen, Brüchen usw. benutzt. Das dritte praktische Anwendungsgebiet der Röntgenstrahlen ist die Strukturuntersuchung. Wenn Röntgenstrahlen auf Kristalle fallen, so werden sie nach Gesetzen zurückgeworfen, die von der Eigenschaft der Kristalle abhängig sind. Man kann daher aus der Art der Beugungsbilder auf die Kristallstruktur des bestrahlten Materials schließen. Eine ganze Anzahl verschiedener Verfahren sind ausgearbeitet worden und heute in vielen wissenschaftlichen Instituten der verschiedensten Art in Anwendung. Man hat sie benutzt zur Untersuchung der Struktur der Legierungen, des Einflusses der Bearbeitungsart (Walzen, Ziehen usw.), der Faserstruktur von elektrolytischen Niederschlägen usw. Der Kreis der Interessenten an Röntgenapparaten wächst daher von Tag zu Tag. Während im ersten Entwicklungsjahrzehnt nur der Arzt Interesse an einer Röntgenapparatur hatte, ist ein derartiger Apparat heute für fast jedes wissenschaftliche Laboratorium unentbehrlich geworden.

Ludwig Thor.

Messung von Luftströmungen in der Höhe mit künstlichen Wolken. Die Messungen von Luftströmungen in geringer Höhe kann man dadurch ausführen, daß man einen Windmesser aufstellt und beobachtet. In größeren Höhen aber hat man, abgesehen von Berggipfeln, keinen festen Standpunkt, und deshalb bringt man solche Körper in die Strömung, die in ihr gewissermaßen schwimmen, und mißt von unten ihre Ortsveränderung. Dabei muß man aber die Höhe kennen, in welcher der Körper schwebt. Man kann dazu Ballone aus Stoff, Gummi oder Papier benutzen und entweder aus der Steiggeschwindigkeit oder aus dem Winkeldurchmesser

des Ballons die Höhe genähert bestimmen, was meist dann genügt, wenn er seine größte Höhe erreicht hat und sich in ihr eine Zeitlang hält. Genauer bestimmt man die Höhe und Ortsveränderungen durch gleichzeitige Messung von zwei Orten aus in größerem Abstande. Am Potsdamer Meteorologischen Observatorium benutzt man dazu zwei Wolkenautomaten, die in reichlich 1 km Abstand voneinander elektrisch verbunden stehen und gleichzeitig genau senkrecht nach oben die Wolken photographieren; durch Ausmessen der gleichen Wolkenpunkte auf beiden Platten erhält man die Höhe der Punkte. Werden zwei Aufnahmen nacheinander gemacht, so berechnet man aus der Verschiebung der Wolkenpunkte die Ortsveränderung und damit die Luftströmung in jener Höhe. Bei diesem Verfahren ist man aber ganz von der Höhe abhängig, in der gerade eine Wolke schwebt. Deshalb ging man dazu über, durch Raketenschüsse in möglichst bestimmter Höhe künstlich Rauchwolken zu erzeugen; jedoch auch dieses Verfahren erwies sich als wenig zweckmäßig. Jetzt ist man nun in England dazu übergegangen, von einem Flugzeug aus, dessen Höhe man jeweils kennt, künstliche Wolken zu erzeugen, die man in dem Wolkenspiegel beobachtet und nach ihren Ortsveränderungen zahlenmäßig festlegt. Der Wolkenspiegel besteht aus einem genau wagerecht liegenden Glasspiegel mit einigen eingeritzten Richtlinien und einem Ständer am Rande, an den man das Auge in bestimmter Höhe hält. Man verfolgt dann das Spiegelbild eines Punktes der Wolke nach seiner Richtung und mißt die von ihm in dieser Richtung in einer gewissen Zeit zurückgelegte Strecke. Daraus kann man dann die wahre Geschwindigkeit in der Höhe berechnen. Am Flugzeug hing man unten eine Konservenbüchse an einem Draht auf, während ein zweiter Draht am Deckel befestigt war, so daß man ihn rasch abheben konnte. Gefüllt war die Büchse mit etwa einem halben Kilo Zinnchlorid, das bei Berührung mit der Luft stark raucht. Sobald jeweils die verabredete Höhe — nämlich 6000 Fuß (1830 m), 10000 Fuß (3050 m) und 15000 Fuß (4570 m) — erreicht war, wurde der Deckel der Büchse weggerissen, und das ausströmende Zinnchlorid bildete eine dichte weiße Wolke, die sich etwa eine Viertelstunde in dieser Höhe hielt und von unten genau beobachtet werden konnte.

Prof. Dr. C. Kaßner.

Wollen Sie **VORTEILHAFT** nach

ÄGYPTEN

reisen, so besuchen Sie dieses Wunderland im NOVEMBER, DEZEMBER bis 15. JANUAR oder nach dem 1. APRIL. Während dieser Zeit werden **erhebliche Nachlässe** auf die Hochsaisonpreise (15. Januar bis Ende März) der Hotels gewährt. — Dabei ist bekanntlich das Klima im November, Dezember und im April sehr angenehm. — Das unvergleichlich schöne Niltal ist reich an Kunstschätzen tausendjähriger Kultur und bietet erinnerungsreichen Aufenthalt in gepflegten Gaststätten.

BESUCHEN SIE:

CAIRO

HOTEL SEMIRAMIS
unvergleichliche Lage am Nil

HOTEL SHEPHEARD'S
weltberühmtes Haus

CONTINENTAL-SAVOY
freie Lage am Opernplatz und Esbekije Garten

MENA HOUSE
herrliche ruhige Lage am Fusse der grossen Gizeh-Pyramiden

LUXOR

WINTER-PALACE
am Nil, prachtvoller Garten

LUXOR HOTEL
gänzlich renoviert, moderner Komfort

HELUAN

das Heilbad für Nieren- und Rheumatismenkranke.
Das einzige Schwefelbad der Welt im warmen Klima

GRAND HOTEL und BAD
mässige Preise

ASSUAN

DIE SONNENSTADT

KATARACT HOTEL
am Rande der Wüste auf einem Nil-Felsen

GRAND HOTEL
mässige Preise

AUSKUNFT ERTEILEN:

In **Deutschland: Jakob Mayer,** Annoncen-Expedition, Frankfurt a. M.
Für **Cairo, Heluan, Mena House** d. Gen.-Direkt. Shepheard's Hotel, Cairo.
Für **Luxor und Assuan** die General-Direktion Winter-Palace, Luxor.
Im Sommer: Informationsbureau d. ägypt. Hotels, Haldestr., **Luzern.**

Damiette
Port Saïd
Alexandria
ÄGYPTEN
DAS LAND DER EWIGEN SONNE
PRACHTVOLLES WINTERKLIMA
Hotel Semiramis
Shepheards Hotel
Continental Savoy
Cairo
Heluan
Grand Hotel
Schwefelbäder
Vom 15. November bis 15. Januar kombinierte Fahrkarten für Eisenbahn und Hotelaufenthalt in Cairo, Luxor und Assuan.
Mena House
Tal der Könige
Luxor
Karnak-u. Luxortempel
Winter-Palace
Luxor-Hotel
Tut-Ench-Amuns Grab
Interessante Ausgrabungen
Kataract Hotel
Grand Hotel
Der erste Katarakt.
Assuan
Klimatischer Luftkurort, liegt am Nil und in der Nähe der Wüste. Wunderbare Ausflüge.

WEINBRAND
EDEL-LIKÖRE

MACHOLL
MÜNCHEN
St. Emmeram

CISSARZ

ASBACH
URALT
RÜDESHEIM A. RHEIN

CISSARZ

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

Illustrirte Zeitung

Hans Friedrich. Lorz 25.

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4197. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 20. AUGUST 1925

Allianz=Konzern

ALLIANZ-KONZERN

Gesamtprämieneinnahme 1924
Mark 107 931 519.—

Kapital und Reserven
der im Konzern vereinigten Gesellschaften insgesamt
Mark 102 277 832.—

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungs-anstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs von Deutschland in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

Gewohnheit ist es

ihm geworden, daß der vertraute, zuverlässige Freund ihm zur Seite steht. Und doch überzieht jedesmal wieder ein freudiges Aufleuchten die Züge des Meisters, wenn er seinen Flügel,

DEN ECHTEN STEINWAY

begrüßt.

*

Flügel und Pianinos auch mit „WELTE-MIGNON" und „PIANOLA"
Trotz steigender Rohstoffnotierungen und erhöhter Arbeitslöhne sind unsere herabgesetzten Preise noch in Kraft.

*

STEINWAY & SONS

Ausstellungsräume:
BERLIN / BUDAPESTERSTRASSE 6
HAMBURG / JUNGFERNSTIEG 34

Vertreter an allen größeren Plätzen der Welt.

NSU FAHRRÄDER

in Konstruktion und Ausstattung der Höchststand einer auf praktisch wissenschaftlicher Forschung fussenden Fahrrad-Technik.

NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G. / NECKARSULM

Sächsische Landes-Lotterie

jetzt auch in Preussen, Thüringen, Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz genehmigt.
Fast jedes 2. Los gewinnt.

2. September beginnt die **Hauptziehung** und dauert bis 23. Sept. 1925

500 000 150 000
300 000 100 000
200 000 2 x 50 000 R.-M.

und namentlich zahlreiche Mittelgewinne
Im Ganzen kommen 37200 Gewinne und 1 Prämie
8 Millionen 478000 Reichs-Mark
vom 2. bis 23. Sept. 1925 bestimmt zur Verlosung. Daher beteiligen sich viele erst zur Hauptziehung.

LOSE	Zehntel	Fünftel	Halbe	Ganze
R.-M.	15.—	30.—	75.—	150.

Gegen Voreinsendung (30 Pf Porto und Liste extra) oder unter Nachnahme durch die seit 1900 bestehende staatliche Lotterie-Einnahme

Ein guter Griff ev. 500000 M
Das Glücksrad

Hermann Straube
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Postscheckkonto: Leipzig Nr. 7516.

(In Österreich und Ungarn verboten.)

CRÊME ELECTRA

Das Hauptpflegemittel der Dame

einmal gebraucht unentbehrlich
Tube M. 0.75 Büchse M.1- parfümiert mit

Rosa Centifolia

dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarster Natürlichkeit. Flasche im Karton M.4,50 M.6,75 Probe M 2,50
Auch als Seife, Kopfwasser, Brillantine Puder Badesalz flüssige Kopfwaschseife etc. vorrätig in allen einschlägigen Geschäften.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstr. 26 Fabrik: Dreysestrasse 5
Proben von Crême Electra und parfümierte Karten gratis u. franko
Generalvertretung für Österreich: Rob. Schrauf Wien I Fleischmarkt 22

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4197. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. August 1925.

Hamburg-New York Hapag-Harriman

FÜR ÜBERSEEREISEN

werden die Dampfer **»Albert Ballin«, »Deutschland«, »Resolute«** und **»Reliance«** vorzugsweise benutzt. Größte Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. / Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum außerordentlich beliebt gemacht. / Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. / Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. / Abfahrten ca. alle 5 Tage. / Auskünfte und Drucksachen durch

(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

HAMBURG-AMERIKA LINIE (Hapag)
HAMBURG, Alsterdam 25
und deren Vertreter an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.
Gemeinsamer Dienst mit
UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

S.-R. Dr. Warda Nervenheilanstalt (offene Anstalt) **Bad Blankenburg** (Thüringen).

ST. BLASIEN VILLA GERTRUD
PENSION ab Mk 7,—. Liegehallen. Privatveranden. Infektiöse ausgeschlossen. Prospekte gegen Rückporto.

KURHAUS für Nervenkranke Tannenfeld bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Pension Hannover ROM (5), **Italien**
Gute Küche. Deutsch. Pens. 6½ Mark.

Grosse Vorteile! Waffen aller Art!
Aut. Pistol. vorzügl. Qual., Mk. 14.85, Garantie! Tausch! Liste!
Waffenfrankonia, Würzburg 32.

Dr. Köhlers Sanatorium BAD ELSTER.
Alle Kurmittel (spez. Moorbäder) im Haus, Zander-Institut, Röntgen-Therapie, Diätkuren
Das ganze Jahr geöffnet.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul.
3 Ärzte. Gute Heilerfolge. Prospekte frei.

Kurhaus Bad Nassau
Sanatorium für **Nerven-** und **innere Kranke**
Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.**

Sommer und Winter
Wald-Sanatorium Bad Sommerstein Saalfeld/Thür.
Schroth- u. a. Naturheil-Kuren.

FRANZENSBAD HOTEL KÖNIGSVILLA
Moderner Hotelbau. 120 Zimmer — 25 Badezimmer. Fliessendes warmes und kaltes Wasser. Zentralheizung in sämtlichen Zimmern.
Zimmer von Kč 40.-. Pension Kč 60.-.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.

ABBAZIA
bei Fiume, Italien.

Badesaison: Mai bis November.
6 grosse Badeanstalten (auch für Kinder), Strandbad „Lido"

Sommer-Pensionspreise inkl. Zimmer

von 45 Lire an:
Palace-Hotel, Hotels Regina und Quarnero, Hotel Quisisana, Grand- und Strand-Hotel, Savoy-Hotel

von 40 Lire an:
Hotel Imperial und Speranza, Hotel Breiner, Klügl's Hotel Esplanade, Hotel Bristol, Hotel Residenz, Hotel Istria, Pleterski's Pension Augusta, Pension Fabri

von 35 Lire an:
Pension Quitta, Hotel Louise, Hotel Auguszt, vorm. Pension Lederer, Pension Hausner, Pension Schlosser, Pension Lederer Parkhotel. Pension Venezia, Pension Royal, Pension Salus, Hotel Metropol, Pension Mascagni.

SANATORIEN von 45 Lire an:
Neues Kurhaus Dr. Lakatos und Villa Jeanette, Kurhaus-Pension Dr. Mahler.

Logierhaus „al mare" (ohne Pension). — Cafes: Principe Umberto, Pavillon Glacier.

8 Banken, Reisebureau, Schlafwagenagentur.
Kurprospekte d. d. Kurdirektion. Hotelprospekte bereitwilligst durch obige Häuser.

Spiel-Kasino ZAMET
Gleiche Attraktionen wie Monte-Carlo. 10 Minuten von Abbazia.
Für Besuche des Kasinos Zamet ist ein auf **mehrmalige Reisen** lautendes **italienisches Pass-Visum erforderlich.**

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür.
Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

Grösste Ausnützung des Kaffees
erreicht man mit
Leinbrock-Kaffeemühlen,
welche sich auf **feinstes Kaffeemehl** einstellen lassen.
Die Leinbrock-Werke sind als die bedeutendsten Kaffeemühlen-Spezialfabriken bekannt und bürgen für erstklassiges Fabrikat.

Jedermann sein eigener **Wetterprophet** mit Original Lambrechts
Wetter-telegraph.
— Druckschrift 696 —
Wilh. Lambrecht A.-G.
Gegründet 1859. **Göttingen.** Gegründet 1859.

Höhere Technische Lehranstalt
Ingenieur-Akademie
der Stadt Wismar a. Ostsee
für zeitgemäße Ausbildung zum
Maschineningenieur — Elektroingenieur
Bauingenieur — Architekt.
Studienbeginn: 20. Okt.

Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)
Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne. Anfragen nach Godesberg erbeten.

KAFFEE HAG
der vorzügliche Bohnenkaffee schont Herz und Nerven
KAFFEE HAG

Togal gegen **Schmerzen**
der Nerven, Rheuma, Gicht, Ischias, Kopfschmerzen, Grippe und Erkältungskrankheiten.
Togal-Tabletten stillen die Schmerzen und scheiden die Harnsäure aus. **Hervorragend bewährt!** Fragen Sie Ihren Arzt. In allen Apotheken erhältlich.
12,6% Lith., 0,46% Chinin, 74,3% Acid. acet. salic., ad 100 Amyl.

Dresden-A., Sophie Voigts Töchterheim
Goethestrasse 12. verbunden mit
Höherer Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule.
Fortbildung in Wissenschaften und Musik. Beste Verpflegung. Eigene Villa. Prospekt.

BARTHSCHE PRIVAT-REALSCHULE
Gegründet 1863 MIT SCHÜLERHEIM IN **LEIPZIG** Georgi-Ring 5
Die Anstalt besteht aus sechs Real- u. vier Volksschulklassen · Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses · Neues, modern eingerichtetes Schulhaus · Prospekte auf Verlangen · Direktor: Dr. L. Roesel

---

DANIEL SANDERS ZITATENLEXIKON
Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten u. Sentenzen.
Vierte Auflage. 712 Seiten.
Von diesem bekannten und beliebten Nachschlagewerk erschienen zwei Ausgaben: a) Ausgabe im gewöhnlichen Format unserer Handbücher in Pappband, Reichsmark 4.50. b) Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im grösseren Format von 14:20,5 cm, Reichsmark 6.—
VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG 26.

„Elephant" Tonbad
FÜR GASLICHTPAPIERE
WICHTIG FÜR PHOTO-AMATEURE
WUNDERVOLLER SEPIATON IN NUR 7 MINUTEN
Kraft & Steudel Fabrik photograph. Papiere G.m.b.H. Dresden 21

Allgemeine Notizen.

Die neuen Abzeichen der Leipziger Mustermessen sind von Gustav Oppel, einem bekannten Porzellanplastiker, geschaffen und wie die Abbildungen zeigen sehr fein durchmodelliert. Die Abzeichen werden in sattgrüner Farbe von der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal u. Co. A.-G. in Selb i. Bayern in echtem Rosenthal-Porzellan ausgeführt.

Die Waren-Ein- und Ausfuhr zur Leipziger Herbstmesse wird vom 30. August bis zum 9. September, soweit die Waren zur Ausstellung in Leipzig bestimmt und als solche in den Begleitpapieren bezeichnet sind, unter der Bedingung ohne Ein- bezw. Ausfuhrbewilligungen zugelassen, daß sie unter Zoll auf Sicht auf ein Leipziger Zollamt abgefertigt werden, während ihres Verbleibs in Deutschland dem Vormerksverfahren unter Zollaufsicht bleiben und innerhalb zwei Monaten nach Schluß der Messe wieder ausgeführt werden. Die Wiederausfuhr muß der betreffenden Zollstelle gegenüber sichergestellt werden.

Die neuen Abzeichen der Leipziger Mustermessen.

Die Leipziger Reklamemesse findet auch während der Herbstmesse vom 30. August bis zum 5. September in den Räumen der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe statt. Der für Ausstellungszwecke zur Verfügung stehende Raum konnte erheblich erweitert werden. Außerdem schweben Verhandlungen über Bereitstellung von Raum im Freien für Uhren, Reklamesäulen usw. Durch die bekannten roten Pfeile und Säulen, die viel stärker auftreten werden als im letzten Frühjahr, wird auf zwei Straßenzügen eine Straße zur Reklamemesse geschaffen. Verschiedene Ausstellun-

gen, die sich an das große Publikum zur Aufklärung über Reklame und Reklamebedeutung wenden, werden dafür sorgen, daß die Reklamemesse, die im Frühjahr schon 60000 Meßbesucher hatte, noch erhöhte Zugkraft ausübt.

Ein Werbeplakat für Berlin. Der Berliner Magistrat und die Reichsbahndirektion Berlin schreiben jetzt einen Wettbewerb unter den in Berlin ansässigen Künstlern bis zum 30. September dieses Jahres aus, um ein wirksames Werbeplakat zu erhalten. Es soll durch Bild und Text auf die Besonderheiten und die Vorzüge der Stadt Berlin und ihrer Umgebung sowie auf die Verkehrsbeziehungen Berlins hinweisen und zum Besuch anregen. Preise sind 1500, 800, 500 und 300 Mk. Im Preisgericht werden unter anderm Bruno Paul, Schlichting, O. H. W. Hadank und Ludwig Hoffmann sein.

Frida Schanz und Böcklin. Die in Berlin lebende, jetzt bald sieben Jahrzehnte zählende Dichterin Frida Schanz bewahrt eine heitere Erinnerung an den großen, 1901 in Fiesole bei Florenz verstorbenen Maler Arnold Böcklin auf. Es sind drei herzlich-launige Verschen, die der unsterbliche Meister antiker Landschaften der Dichterin zukommen ließ. Frida Schanz hatte einst in einem Gedicht, das an den Maler gerichtet war, den Namen Böcklin falsch, und zwar auf der letzten Silbe betont. Der Name Böcklin bedeutet aber das altdeutsche Böcklyn, oder soviel wie Böckchen oder Böcklein. Die Betonung muß daher auf der ersten Silbe liegen, was selbst zahlreichen Gebildeten nicht geläufig ist. Als dem Schöpfer der Toteninsel und der Insel der Seligen die liebenswürdigen Verse der Lyrikerin Frida Schanz unterbreitet wurden, verfaßte er die nachfolgenden humoristischen Zeilen:

Jetzt komm' ich, teure Frida, mit dem Stöcklin!
Und klopfe dir das Dichter-Unterröcklin.
Zum Teufel mit Böcklin! Ich heiße Böcklin!

Bachfest in Eisenach. Der Bachverein Eisenach hat sich die hohe Aufgabe gestellt, in der Geburtsstadt des Meisters der Töne durch Veranstaltung großzügiger Bachfeste die vielseitige Bachmusik in vorbildlicher Weise lebendig zu erhalten. In Ausführung dieses Zieles wird der Verein im Herbst d. J. aus eigener Kraft, unter Leitung seines Vorsitzenden Conrad Freyse ein mehrtägiges großes Bachfest in Eisenach veranstalten. Dasselbe sieht vier Konzerte vor: ein Orgelkonzert mit einem Solisten, ein Chorkonzert in der St. Georgenkirche, ein Kammermusik- und ein Orchesterkonzert. Zur Aufführung kommen Werke von Joh. Seb. Bach und seinen Söhnen.

Der deutsche Luftverkehr im ersten Halbjahr 1925 liegt in seinen Betriebsergebnissen nunmehr gesammelt vor. Der Deutsche Aero-Lloyd hat 900000 Flugkilometer, 15200 Passagiere und 103 Tonnen Fracht zu verzeichnen. Mit Junkers-Flugzeugen wurden dagegen 1508310 Flugkilometer zurückgelegt, 28389 Passagiere und 127 Tonnen Fracht und Gepäck sowie 36 Tonnen Post befördert. Hieraus ergibt sich die gewaltige Leistung von annähernd 2½ Mill. Flugkilometer und etwa 4318 Tonnen beförderter Nutzlast, also allein im ersten Halbjahr 1925 das Dreifache des Gesamtergebnisses vom Jahr 1923.

Eine internationale Neugründung in der Luftschiffahrt. Die seit längerer Zeit beabsichtigte Gründung einer internationalen Fluggesellschaft unter deutscher Führung ist nunmehr unter dem Namen Europa-Union in Form einer Kommanditgesellschaft auf Aktien in Anlehnung an die Junkers-Werke in Dessau erfolgt. Als Gründer treten auf: die Ad Astra Schweizerische Luftverkehrsgesellschaft in Zürich, die Aero Osaheytio in Helsingfors, die Estnische Luftverkehrsgesellschaft in Tallinas (Reval), die Aktie Bolaget Aero Transport in Stockholm, der Bayerische Luftlloyd in München, die Dansk Lufttransport-A.-G. in Kopenhagen, die Junkers-Flugzeug-A.-G. in Dessau, die Latvijas Geisa Satiksmes Akeiju Sabiedriba, Lettländische Luftverkehrsgesellschaft in Riga, die Österreichische Luftverkehrsgesellschaft in Wien, die Rumpler-Luftverkehrs-A.-G. in München, die Schlesische Luftverkehrs-A.-G. in Breslau, die Südwestdeutsche Luftverkehrs-A.-G. in Frankfurt-Main, die Sächsische Luftverkehrs-A.-G. in Dresden und Oberbürgermeister Dr. Bracht in Essen, letzterer für die Ruhr-Luftverkehrs-A.-G., für welche nach dem Abrücken der Besatzung die Möglichkeiten, für den Ruhrbezirk den Luftverkehr einzuführen, sich erheblich erweitert haben. Für Holland besteht eine besondere Gesellschaft, die zwar nicht der Europa-Union unmittelbar angehört, aber eng mit den Junkers-Werken zusammenarbeitet. Zum Teil haben die Gesellschaften den Verkehr bereits in Angriff genommen, zum Herbst dürfte er allgemein eingeführt werden.

In Friedrichroda (Thüringer Wald) finden im Waldsanatorium Sanitätsrat Dr. med. Bieling (Herzogsweg 17—23) innere, Nerven- und Stoffwechselkranke sachgemäße Behandlung und sorgfältigste Fürsorge nach jeder Richtung hin. Die Anstalt versendet auf Verlangen illustrierte Prospekte, die alles Nähere enthalten.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Vom Bau des Untergrund-Umformerwerkes der Städtischen Elektrizitätswerke auf dem Roßplatz in Leipzig: Blick auf die Baustätte.

Nach einer Radierung von A. Frank.

Das Untergrund-Umformerwerk dient der Umwandlung des in den Hauptwerken hergestellten hochgespannten Drehstroms in die Gebrauchs-Gleichstromspannung. Die Leistung der jetzt zur Aufstellung kommenden fünf Einanker-Umformer beträgt 10000 Kilowatt; es ist indessen Raum für den Einbau von zehn Umformern vorgesehen. Das Werk erhält eine Länge von 69 m, eine Breite von 23 m und eine Tiefe von 16,5 m, von denen 7 m im Grundwasser liegen.

Die Ankunft des Reichspräsidenten in München am 12. August: Begrüßung des Reichspräsidenten v. Hindenburg durch die Spitzen der bayrischen Behörden.

Reichspräsident v. Hindenburg bei der Begrüßung des Kriegervereins in Garmisch-Partenkirchen. (Phot. B. Johannes, Garmisch-Partenkirchen.)

Fahrt des Reichspräsidenten v. Hindenburg im Automobil durch Kochel unter dem Jubel der Bevölkerung.

Vom ersten Besuch des Reichspräsidenten in Bayern.

Der Sicherheitspakt im Geflechte der Geopolitik.

Eine politische Studie hauptsächlich unter englischem Gesichtswinkel.

Von Georg Widenbauer.

Wenn wir die in einem Staate vorhandenen lebendigen Triebkräfte richtig verstehen und ihre Gegenwirkung auf andere politische Körper, besonders auf den eigenen Staat, klar erkennen und unsere Maßnahmen danach treffen wollen, so müssen wir vor allem die Geopolitik zu Hilfe nehmen, die die Erdgebundenheit der geschichtlichen Bewegungen, der politischen Vorgänge zu erfassen sucht. Die Geopolitik erst deckt die geheimnisvollen Fäden auf, die zwischen dem Staat und seinem politischen Auftreten nach außen bestehen, und so können wir auch die Absichten, die politischen Hochziele, die Frankreich mit dem Sicherheitspakt verfolgt, in ihrem vollen Umfang erst begreifen, wenn wir sie mit geopolitischem Maßstabe messen.

Die erdgebundenen Grundlinien der französischen Politik erhellen deutlich aus Frankreichs Lage und Grenzgestaltung. Diese schreiben ihm gewissermaßen die Gesetze seines politischen Handelns zwangläufig vor. Frankreich liegt innerhalb des europäischen Großstaatensystems zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich. Diese Lage wurde bestimmend für seine Entwicklung seit seiner Gründung und wird ausschlaggebend bleiben, solange diese drei Mächte bestehen. Auf dem Schachbrett der hohen Politik bilden für Frankreich die beiden Nachbarn England und Deutschland die zwei Hauptfiguren, von deren Stellung zueinander ganz wesentlich die Entscheidung über Frankreichs Geschick abhängt, umgekehrt aber auch deren eigenes politisches Los bestimmt wird. Dabei fällt noch besonders schwer der Umstand ins Gewicht, daß Frankreich eine „amphibische Natur" besitzt, die Kjellén mit Recht als ein gewisses Moment der Schwäche bezeichnet. Denn sie bedeutet ein Hindernis für die Entfaltung der vollen Kräfte, die die Konzentration nach einer Richtung nach sich zieht. — Als Randstaat des europäischen Rumpfes hat Frankreich bedeutenden Anteil an der See. Von seiner Sechseckgestalt werden drei Seiten vom Meere bespült. Breit lehnt es sich an den Atlantischen Ozean an, zu dem vier Fünftel des Landes sich natürlich abdachen, wobei die Kanalküste miteingerechnet ist. Hierhin verweisen es auch die Laufrichtung und die großen Fluttrichter seiner Hauptflüsse. Andererseits besitzt Frankreich auch ein Fenster zum Mittelmeer, zu dem der Rhone-Saône-Graben hinneigt, und das durch die Garonne-Senke hindurch mit wohl nicht allzu großen Schwierigkeiten mittels eines Großschiffahrtskanals mit dem offenen Ozean verbunden werden könnte. So prädestinieren Küstenentwicklung und Aufbau Frankreich von Natur aus zum Seestaat, um so mehr als hohe Gebirgswälle es im Süden bzw. Südosten von seinen Nachbarn, hier von den romanischen Schwesternationen in Spanien bzw. Italien scheiden. Frankreich kehrt sein Antlitz dem Meere zu, seine Stirnseite ist gegen das nur durch den Kanal von ihm getrennte England gerichtet, das denn auch sein Hauptnebenbuhler, der eigentliche „Erbfeind" ist, und mit dem es deshalb die langwierigsten und blutigsten Kriege geführt hat.

Die Überflügelung Frankreichs durch England erklärt sich aus der Zersplitterung seiner Kräfte im Kampfe gegen seinen östlichen Nachbar, gegen Deutschland. Frankreich verfolgt nämlich als Festlandsmacht auch kontinentale Hochziele und richtete naturgemäß seine politische Hauptstoßkraft dahin, wo die Landesnatur gleichsam von selbst eine Lücke in seinen Grenzen gelassen und so für seinen Ausdehnungsdrang bequeme Ausfallstore geschaffen hat, nämlich nach Norden und Nordosten. Aus dem Kampf um das 843 entstandene, aber bald zerfallene Zwischenreich ergab sich im Zusammenhang mit dem Bestreben Frankreichs, die anfänglich etwas exponiert gelegene Hauptstadt gegen einen etwaigen deutschen Überfall zu sichern, ebenfalls eine Reihe von erbitterten Kriegen mit Deutschland, bei denen aber Frankreich, entsprechend seinen Raubzielen, fast immer der Angreifer war, und woraus dann im Laufe der Zeiten die unnatürliche „Erbfeindschaft" zwischen beiden hervorgegangen ist. Indem Frankreich sich verleiten ließ, die ihm von der Natur gezogenen

Die Einweihung eines Ehrenhaines für die im Weltkrieg Gefallenen der Stadt Remscheid am 2. August.

Prof. Dr. Otto Köbner,
Geh. Oberregierungsrat, o. Professor an der Universität Berlin, wurde auf den neu errichteten Lehrstuhl für Auslandskunde, Auslandspolitik und Kolonialwissenschaft an die Universität Frankfurt berufen.

Dr. Walter v. Hippel,
Geh. Regierungsrat und vortragender Rat a. D., bedeutender Wirtschaftspolitiker, wurde zum Generallandschafts-Direktor der Ostpreußischen Landschaft zu Königsberg i. Pr. ernannt. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)

Von der Vierten Jahresschau Deutscher Arbeit 1925 (Wohnung und Siedlung) in Dresden: In einer Abteilung für Kleinwohnhäuser.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus. (Siehe hierzu den Beitrag „Wohnung und Siedlung" auf Seite 307.)

Interessante Rettungsübungen von Mannschaften des Roten Kreuzes auf dem Neckar bei Cannstadt, wo der Absturz eines Eisenbahnzuges von der Brücke markiert worden war.

Von der Feier zur Erinnerung an die Einführung der Reformation vor 400 Jahren in Schmalkalden vom 6. bis zum 8. August: Der geschichtliche Festzug, die Ankunft der Fürsten und Gäste zum Schmalkaldener Konvent darstellend.

Von der Wirbelsturmkatastrophe in Schleswig-Holstein am 11. August: Ein 40 m langes Wohnhaus in Uetersen bei Hamburg, dessen Dach und oberes Stockwerk weggerissen wurde.

Grenzen: Flandrische Höhen, Argonnen, Plateau von Langres, zu überschreiten und den Besitz der Rheinlinie zu erstreben, ward es von seiner überseeischen Politik abgelenkt und zu seinem und Europas Unheil, vor allem aber zum Verderben Deutschlands, aufs engste in die Kontinentalpolitik verstrickt. Diese über seine Kräfte gehende Verflechtung überseeischer und festländischer Ziele prägt der französischen Politik seit Jahrhunderten ihren eigenartigen Stempel auf. In einem fesselnden Aufsatz der Zeitschrift „Geopolitik“ weist Dr. Joh. Wütschke auf dieses „Grundgesetz in der Entwicklung der französischen Politik“ hin und versteht es trefflich, diesen lebendigen, deutlich wechselnden Pendelschlag der französischen Politik von der gewaltimperialistischen Kontinentalpolitik und wieder zurück darzustellen.

All diese Umstände muß man berücksichtigen, wenn man den „geopolitischen Kern des Sicherheitspakts“ erfassen will. Frankreich nützt die ihm durch den Versailler Vertrag zugefallene Machtstellung rücksichtslos aus, nicht bloß gegen Deutschland, sondern auch gegen den alten Nebenbuhler und jetzigen Ententegefährten England, und zwar unter weit günstigeren Umständen als zur Zeit Napoleons I. — Deutschland ist entwaffnet, die Habsburger Monarchie aufgeteilt, Rußland durch den Bolschewismus gelähmt, andererseits bilden Polen und die Tschechoslowakei die Schildhalter des französischen Imperialismus. Dabei verfügt Frankreich über eine riesige Macht, die stärkste Armee der Welt, ein aktives Heer von über 600000 Mann, das im Kriege auf 5,5 Millionen anwächst, dazu über die „Force noire“, vor allem über die für das Inselreich England so bedrohliche, riesige Luftflotte. Frankreich wittert Morgenluft und geht aufs Ganze. Es will nicht nur seine mit englischer Hilfe erlangte Vormachtstellung auf dem Kontinent dauernd sichern, sondern auch England seinen Willen aufzwingen, will weltpolitisch wieder gegen, ja nach den geheimen Wünschen seiner Staatsmänner mit der Zeit sogar über England aufrücken. Versailles bildete hierzu die erste Etappe. Die Engländer haben inzwischen einsehen gelernt, welche politische Torheit sie begangen, als sie Deutschland, ihren natürlichen Bundesgenossen gegen Frankreich, nicht bloß mitbesiegten, sondern auch wehrlos machten. So beraubten sie sich zu ihrem bittersten Schaden ihres so wohlerprobten Kontinentaldegens gegen Frankreich. Im englischen Interesse hätte die Vernichtung der deutschen Flotte genügt, die Entwaffnung Deutschlands aber war eine politische Todsünde. England zerstörte das von ihm bisher so ängstlich gehütete europäische Gleichgewicht und half dem ärgsten Störenfried der europäischen Staatengesellschaft, seinem uralten Hauptfeind Frankreich, in den Sattel. Vom englischen Standpunkt aus erbärmlichste politische Pfuscharbeit: die Rheingrenze, Belgien, ein Teil der deutschen Kolonien an Frankreich ausgeliefert! Wie ganz anders handelte es auf dem Wiener Kongreß, wo es gegen das besiegte Frankreich die damalige Hauptmilitärmacht Preußen in Köln und Trier aufstellte und Belgien mit Holland zu einer Einheit zusammenschweißte! Heute ist Belgien der Satrap Frankreichs und vor den Triumphwagen des französischen Chauvinismus gespannt, das Sprungbrett des französischen Machtwillens hinüber zu den Rheinmündungen. Und die Folgen? „Antwerpen ist eine geladene Pistole, die auf das Herz Englands, auf London, zielt.“

Die Eröffnung der Wasserflugstrecke Hamburg-Magdeburg-Dresden am 10. August: Das erste in Dresden eingetroffene Flugboot „Seeschwalbe“ nach der Landung auf der Elbe.

Die Jean-Paul-Feier in Wunsiedel (Fichtelgebirge), dem Geburtsort des Dichters, am 2. August zur Erinnerung an seinen vor 100 Jahren erfolgten Tod: Während der Gedächtnisrede des Bürgermeisters Schippel.

Vom Bau der Drahtseilbahn auf die Zugspitze: Blick von der Talstation auf die im Bau befindliche Strecke. Im Vordergrund an der Tragseilrolle Direktor Schütz (links) von der den Bau ausführenden Firma Bleichert & Co. und Ingenieur Kern, der Leiter des Baues (Mitte).

Von den Rudermeisterschaften des Deutschen Ruderverbandes am 9. August in Hannover: Moment aus dem Achter-Mannschaftsrudern kurz nach dem Start; Ruder-Verein Bratislavia Breslau (Mitte), der Sieger vor dem Berliner und Mainzer Ruderverein.
Rechts: Von den deutschen Schwimmsportmeisterschaften in Bremen am 8. und 9. August: Hans Luber (Poseidon-Berlin), der Deutsche Meister im Turmspringen, bei einem glänzenden Sprung.

Von den deutschen Leichtathletikmeisterschaften in Berlin am 8. und 9. August:
Links: Söllinger, Darmstadt, der außer Konkurrenz die deutsche Höchstleistung im bestarmigen Kugelstoßen auf 14,33 m verbesserte, beim Stoß.
Rechts: Corts, Stuttgart (×), geht bei der 100-m-Lauf-Entscheidung mit 10,6 als Sieger durchs Ziel.

Von der Sommersegelwoche auf dem Müggelsee bei Berlin, die mit einer Wettfahrt des Segelklubs „Ahoi" eröffnet wurde: Die Schiedsrichter bei der Beobachtung der Boote.

Vom Rhönsegelflug-Wettbewerb 1925: Der Eindecker „Eva" des Flugvereins Fulda beim Abflug.

Die Verladung der drei „Stoewer"-Personenwagen im Stettiner Hafen, die an der großen russischen Zuverlässigkeitsfahrt für Automobile von Petersburg über Moskau nach Tiflis und zurück nach Moskau teilnehmen sollen.

Die Bewegung gegen den Einfluß der Fremdmächte in China: Professoren der Universität in Peking bei einem Demonstrationszuge. — Im Oval: Der neueste Versuch, den Kanal zwischen Dover und Calais zu durchschwimmen: Fräulein Jeanne Sion aus Dünkirchen mit vollständig eingefettetem Körper auf der Fahrt zum Start. Wegen der niedrigen Temperatur des Wassers mußte Fräulein Sion 2 km vor Dover den Versuch aufgeben.

Was hat das alles mit dem Sicherheitspakt zu tun? Nun, der soll für ewig Deutschland niederhalten und so Frankreich den Rücken sichern gegen England. Die dauernde Entwaffnung Deutschlands, die deutsche Anerkennung des Status quo an der Westgrenze, das Verbleiben Frankreichs im besetzten Gebiet und die Möglichkeit neuer „Sanktionen", das verlangte Durchmarschrecht durch Deutschland und die geplanten Schiedsverträge zwischen dem Deutschen Reiche und den französischen Vasallenstaaten im Osten führen mit Sicherheit zur allmählichen Auflösung Deutschlands, spielen damit Frankreich die Rheinlande und das Ruhrgebiet in die Hand und beschwören so neuerdings die Gefahr herauf, auf die schon der ältere Pitt, der bedeutendste englische Staatsmann des 18. Jahrhunderts, hingewiesen hat: „Die einzige Gefahr, die England zu befürchten hat, entsteht an dem Tage, der Frankreich im Range einer großen See-, Handels- und Kolonialmacht sieht." Im Sicherheitspakt kommt eben deutlich auch das Bestreben Frankreichs zum Ausdruck, die Kohle und das Eisen von Europa zu beherrschen und die Hilfsquellen des stärksten europäischen Wirtschaftsgebiets, des rheinisch-westfälischen Industriebezirks, sich allein dienstbar zu machen.

Das alles weiß man in England genau, und man weiß es nur zu gut, daß das Geschrei Frankreichs nach Sicherheit vor dem eingekreisten, wehrlosen Deutschland Humbug ist, darauf berechnet, die Welt zu täuschen. Allein, England hat noch nicht die Hand frei. Einmal fehlt dem „entinselten" England noch die ebenbürtige Luftflotte, zum anderen sind ihm die Hände gebunden in Indien und China; auch ist es mißtrauisch gegen seinen einstigen fernöstlichen Bundesgenossen Japan, der durch den geplanten Ausbau Singapores verstimmt ist. Wohl hat England schon Gegenminen gelegt: Verstärkung der englischen Flotte im Mittelmeer und engstes Zusammenwirken mit Spanien und Italien, Begünstigung der marokkanischen Schwierigkeiten Frankreichs, allein es kann es vorläufig nicht auf einen Bruch der „Entente" ankommen lassen, solange das deutsche Mitteleuropa ein machtpolitisches Vakuum ist. Diesen Übelstand in kürzester Frist zu beheben, muß im Interesse der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts, ja des Weltfriedens nicht bloß eine deutsche, sondern auch eine Hauptsorge Englands sein. Das ist die geopolitische Nutzanwendnng aus dem so vielumstrittenen Sicherheitspakt.

Links: Unglücklicher Ausgang eines Absprungs des amerikanischen Fallschirmspringers Al Reeves von einem Flugzeug aus: Al Reeves, der bei dem Aufschlagen auf einem Dach erheblich verletzt wurde, beim Absturz mit dem nicht ordnungsgemäß entfalteten Fallschirm. (Phot. Wipro.) — Rechts: Von der Unwetterkatastrophe in den holländischen Provinzen Nordbrabant, Gelderland und Oberyssel in der Nacht zum 11. August: Zerstörte Häuser in dem Orte Borculo, der von dem Wirbelsturm am schwersten heimgesucht wurde. — Oben: Der Flug eines Junkers-Ganzmetallflugzeuges nach Angora: Zwischenlandung in Konstantinopel am 5. August. Zwischen Konstantinopel und Angora ist eine ständige Luftverbindung mit Flugzeugen dieser Konstruktion geplant.

Von der großen Segelwoche zu Cowes in England, die am 3. August ihren Anfang nahm: Blick auf die in Cowes zur Regatta versammelten Schiffe. Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

Die Cowes-Woche ist das letzte große gesellschaftliche Sportereignis der Saison in England. Der König und die Königin von England sowie der Herzog von Connaught und Prinz Heinrich nehmen als Angehörige des „Royal Yacht Squadron", des vornehmsten englischen Jachtklubs, daran teil. Im Vordergrund Mitglieder des Königlichen Jachtklubs als Zuschauer auf dessen Gelände; rechts im Hintergrund die königliche Jacht „Victoria and Albert", im Hintergrund Mitte S. M. S. „Royal Oak" als königliches Begleitschiff und links im Hintergrund der Dampfer „Ranchi".

Zum Frühherbst

Phot. Becker & Maaß, Berlin.

Die Filmschauspielerin Warja Kirsanoff in einem Mantel aus Girmes-Seal. Modell: Epstein & Baruchsohn.

Abendkleid aus rosenholzfarbenen Spitzen. Dazu Crêpe-Georgette-Mantel mit Pelzbesatz. Modell: Modesalon Malianna.

Schickes schwarz, gelb und blau gemustertes Seidentuch auf weißem Grund. Trägerin: Die Schauspielerin Blanche Dergan. — Oben Mitte: Die Schauspielerin Leonore Ehn-Westphal in schwarzem Crêpe-de-Chine-Cape mit Fehbesatz. Dazu schwarzer Veloursbut mit Reihergarnierung. Modell: M. Gerstel.

Die Filmschauspielerin Lydia Ly in einem schwarz-weißen Velours-gobelin-Mantel. Dazu Hut aus geflochtenem weißen Ripsband mit schwarzen Lederstreifen und langer Quaste. Modell: Graf & Schirrmann. — Links nebenstehend: Mantelcape aus Naturkascha mit kobaltblauen Streifen. Trägerin: Blanche Dergan.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(9. Fortsetzung.)

Tara lag auf dem Boden, hob ihre Hände empor und stammelte flehende Worte. Als sie aber in das Gesicht dieses Mannes sah, verschwand seltsamerweise fast augenblicklich ihre Angst. Hübsch war es gewiß nicht, dieses breite, derbe Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen, den etwas schrägstehenden, geschlitzten Augen und der breitgedrückten Nase. Aber auf diesem fleischigen Gesicht mit den fettglänzenden, feisten Wangen und dem großen, etwas aufgeworfenen Mund lag ein so gutes Lächeln, ein so nicht mißzuverstehender Ausdruck von Freundlichkeit und Teilnahme! Er redete Tara an. Wie merkwürdig das wieder war! Sie verstand kein Wort dieser Sprache und erkannte doch, daß dieser alte Mann gar nicht so sehr erstaunt war und sofort wußte, was mit ihr geschehen. Seine von einem Fellhandschuh bedeckte Hand strich väterlich über ihr Haar. Dann deutete er in die Ferne, dorthin, wo die Küste liegen mußte, von der sie gekommen, nickte mit dem Kopf, deutete auf sie, auf den Schlitten und das Renntier und wieder auf das Eis und machte mit seinen so sprechenden Händen die Bewegung, als ob er etwas zerbräche.

Tara verstand ihn, er hatte ja ganz deutlich gesprochen:

„Du bist von dort drüben, du warst mit dem Schlitten auf dem Eise, das Eis ist unter dir zerbrochen und hinausgeschwommen, und so bist du jetzt hier.“

Dann nahm er ihre Hand und legte sie an sein eigenes Herz, und wieder verstand die arme Tara.

„Ich werde dich beschützen, habe keine Angst!“

Tara weinte laut auf und umschlang die in hohe Pelzstiefel gehüllten Beine des Alten.

Er machte sich von ihr los und sprach wieder. Wie traurig, daß sie seine Worte nicht verstand!

Er zeigte nach Osten, und jetzt war es Tara, als sähe sie dort einen dunklen Schatten. Vielleicht war dort Land.

Der Mann war ein Eskimo, einer von den versprengten kleinen Eskimostämmen, die vor Jahrhunderten irgendein Zufall von der amerikanischen Küste durch die Beringstraße und bis über das Kap Tschukotskoij hinaus versprengt hatte. Als Sohn eines auf dem Wasser heimischen Volkes hatte er sofort den Unfall Taras verstanden.

Der Eskimo deutete auf die ferne Küste, auf sich und sein Boot und dann wieder auf Tara und den Schlitten. Tara glaubte zu verstehen. Der Eskimo ging an den Strand des Eisfeldes. Sein Gang war etwas unsicher, denn im Verhältnis zu dem wuchtigen Oberleib waren seine Beine etwas zu dünn. Er schlüpfte geschickt in den Kajaknachen, dessen Öffnung nur so groß war, daß er eben hineinpaßte, zog seinen Pelz über den rundgebogenen Holzring, der diese Öffnung umgab, und schnürte ihn mit einem Lederriemen fest um den Ring, so daß jetzt Mensch und Kajak so dicht miteinander verbunden waren, daß selbst bei einem Kentern des Bootes kein Tropfen Wasser in das Innere des Kahnes zu dringen vermochte.

Noch einmal nickte er Tara freundlich zu, dann nahm er die Ruderstange in beide Hände, ließ deren Schaufeln in gleichmäßigem Takt abwechselnd in die Wellen tauchen und fuhr rasch seinen beiden Genossen nach, die mit dem toten Walroß am Riemen bereits voraus waren. Tara hatte das bestimmte Gefühl, daß jener Hilfe holte. Sie hatte ja selbst gesehen, daß es unmöglich gewesen wäre, sie oder gar sie und das Renntier zusammen in dem winzigen, nur für einen einzigen Mann berechneten Kajak mit sich zu nehmen.

Wieder vergingen Stunden. Es wurde Tag, und es wurde Mittag.

Tara war jetzt unendlich schwach geworden, und das Renntier lag mit ausgestreckten Gliedern regungslos auf dem Eise und erwartete seinen Tod. Wieder sank Tara die Hoffnung.

Warum kam der Mann nicht? Warum hatte er ihr nicht wenigstens einen Happen Nahrung gegeben, wenn er es gut mit ihr meinte? Sie wußte es nicht, daß die Eskimos selbst auf die längsten Jagdausflüge nichts mit sich nehmen und sogar nüchtern hinausziehen, um erst nach glücklicher Jagd um so gewaltiger zu essen.

Es wurde Abend. Tara lag in einer Art Halbschlummer der Erschöpfung. Sie hatte nunmehr jede Hoffnung auf Rettung verloren. Sie träumte, Kergeß säße mit ihr vor einem gewaltigen Kessel mit Manjalla, und sie hatten ein riesenhaftes Stück Renntierfleisch vor sich. Obwohl sie beide unglaubliche Mengen davon aßen, wurden sie dennoch nicht satt. Dann stand Kergeß auf und trat zu ihr, beugte sich tief herab und legte seine Hand um ihre Schulter.

Tara fuhr auf. Wirklich legte ein Mann seinen Arm um sie, aber es war nicht Kergeß, sondern der alte Eskimo. Sie taumelte empor und vermochte kaum noch zu gehen, aber vor ihr schwankte ein großes, flaches Boot, das ebenso wie der Kajak aus einem Gestell von zusammengebundenen Walroßknochen bestand und mit Fellen bespannt war. Auch die beiden anderen Männer waren jetzt wieder da. Sie führten sie in das Boot. Tara vermochte kaum noch Freude zu fühlen. Dann ergriff sie trotz alledem eine Angst. Ihr Renn?

Da sah sie, daß es auch noch nicht tot war, sondern aufsprang und sich gegen die beiden anderen Eskimos zu wehren versuchte, die seine Füße eng mit Riemen umschnürten. Hierauf schleppten sie auch das gefesselte Tier und den Schlitten mit in den Kahn.

Hatte Tara wieder geschlafen? Als sie die Augen aufschlug, stieß der Kahn an ein flaches Ufer. Hier war noch alles gefroren, aber Menschen wimmelten um sie her. Männer, Frauen und Kinder. Doch die Männer und Frauen waren nicht voneinander zu unterscheiden, denn beider Körper steckten in denselben Pelzjacken, Hosen und Stiefeln. Aber alle hatten gutmütige, fettglänzende Gesichter.

Der letzte Schlaf, dieser Schlaf im Gefühl der Rettung, hatte Tara etwas gekräftigt. Man führte sie zu einem viereckigen Steinbau, der gegen einen Felsen gelehnt war. Sogar Fenster hatte dieses schmucklose Haus, Fenster aus einer unendlich dünnen und dadurch durchsichtigen, gegerbten Seehundshaut, die das Tageslicht durchschimmern ließ. Jetzt freilich war es Nacht.

Tara trat in einen viereckigen Raum, an dessen Seiten große und breite hölzerne Pritschen standen. Ein Herd war nicht darin, aber auf niederen Gestellen standen große, halbmondförmige Gefäße, die mit Tran gefüllt waren, und aus deren rechter Ecke ein brennender Docht hervorragte. Über diesen Tranlampen hingen Kessel, in denen Walroßfleisch und Speck gekocht wurden.

Es war heiß und schmutzig in diesem großen Raum, in dem fast dreißig Menschen beisammen hausten. Männer, Frauen und Kinder waren alle bis auf einen kleinen Lendenschutz vollkommen nackt. Auch Gergo, der alte Eskimo, der wohl das Haupt der Familie war, begann sich sofort zu entkleiden, ebenso die beiden anderen. Zuerst die großen Stiefel aus kahlgeschorenem Leder, dann die Pelzstrümpfe aus feinem, mit den Haaren nach innen gerichtetem Fell. Hierauf die Pelzjacke und endlich das Wams, das aus den Bälgen von Schneegänsen gefertigt war, deren warme, weiche Flaumfedern auf der Haut auflagen, sowie die Pelzhosen. Schlimme Luft war in dem Zimmer, wenn auch nicht durch so viel Herdqualm wie in der Korjäkenjurte, so doch durch den Dunst nach dem Tran und den schmutzigen Leibern.

Alles drängte sich neugierig an Tara heran, und besonders die Frauen schwatzten auf sie ein, bis auf ein junges Weib, das in der Ecke um seinen Säugling beschäftigt war. Sie wunderten sich, daß Tara sie nicht verstand, und wollten ihr das Gewand vom Körper lösen und wunderten sich, daß Taras Glieder gar so schlank und dünn waren, während Tara wieder über die fetten alten Weiber erstaunte, da bei den Korjäken der dauernde Aufenthalt in der luftlosen Winterjurte die älteren Frauen ausnahmslos zu ausgedörrten Hexen zusammentrocknen ließ.

Tara saß jetzt, wegen der Hitze ebenfalls halb entblößt, auf einem Fellbündel und hielt mit beiden Händen ein Gefäß, aus dem sie gierig die ihr gebotene heiße Transuppe schlürfte, während der gutmütige Gergo mit seinem Messer ein großes Stück fettes Walroßfleisch herunterfäbelte und es ihr reichte.

Sie aß, wie eine hungrige Korjäkin zu essen vermag. Dann zeigte ihr eines der alten Weiber einen Platz auf der breiten Pritsche, auf der die verheirateten Männer und Frauen, die erwachsenen Töchter und die Kinder eng aneinandergeschmiegt Körper an Körper schliefen, während die unverheirateten jungen Männer eine andere Pritsche dicht an der Tür benutzten.

Tara war satt und todmüde. Sie vermochte nicht mehr zu denken — nicht einmal an Kergeß — und schlief sofort ein. Friedlich und einsam lag das Eskimohaus jetzt im Lichte des dunkelrot über ihm strahlenden Nordlichts.

*

Lachergeß hatte sein Lager abgebrochen. Auf vielen Schlitten waren die Jurten und ihre Gestelle und die ganze Habe des Stammes verladen, und sie fuhren nach Westen, um südlich des Anadyr den hereinbrechenden Frühling zu erwarten. Die viertausend Renntiere wurden von den jungen Männern dem Zuge des Stammes vorangetrieben.

Weit voraus fuhr Lachergeß mit einem der Ältesten des Stammes, um den Platz für das neue Lager zu wählen.

Trüb und vergrämt war er noch heute. Furcht und Grauen war in ihm, vor den Dämonen, die sich ihm so feindlich gezeigt und ihm die fröhliche kleine Tara geraubt hatten.

Sein Herz war voller Sorge. Wie sollte er einen Platz für das neue Lager finden, der den Dämonen angenehm war? Wo war der Schamane, daß er ihm raten konnte?

Sie waren schon einen ganzen Tag unterwegs und machten halt für die Nacht. Zufällig war es in der Nähe jener einsamen Jurte in der Taiga, in der Kergeß gewohnt hatte, die aber der Teion nicht kannte, weil Kergeß sich wohl gehütet hatte, den anderen seinen günstigen Fangplatz zu verraten.

Während die anderen Männer das Nachtlager richteten und die Renntiere zusammentrieben, ging Lachergeß mit dem alten Manne, um Ausschau zu halten.

Er blieb stehen und erschrak.
„Was ist das?"
Sie lauschten entsetzt.
Seltsam unheimliche langgedehnte Schreie tönten durch die Nacht.
„Dämonen!"
Der andere schüttelte den Kopf.
„Ein Hilfe suchender Mensch."
„Wie käme ein Mensch hier in die Taiga?"
„Ein verunglückter Mann."
„Dämonen, sage ich dir, Dämonen!"
Die Ereignisse der letzten Zeit hatten Lachergeß furchtsam gemacht, aber der Alte zog ihn weiter.
„Dort steht eine Jurte."
„Du hast recht, wahrscheinlich die Jurte eines Fallenstellers."
Sie gingen näher und standen vor Kergeß' Jurte, aus deren Innerem die schauerlichen Töne zu kommen schienen.
Lachergeß schrie:
„Ist dort drinnen ein Mensch?"
„Hilfe, Hilfe!"
Die beiden überlegten, dann sahen sie den Kletterbaum.
„Wenn nur nicht Dämonen — —?"
Der andere kletterte schon voraus, schwang sich zu dem Rauchloch hinüber.
„Wer ist dort drinnen?"
„Ich! Kalpuginik, helft mir!"
Der Alte drehte sich zu Lachergeß zurück.
„Der Schamane ist hier."
Die beiden ließen sich in das Innere hinabgleiten und machten Feuer. Jetzt sahen sie, daß es wirklich der Schamane war, der hier gefesselt war, und lösten schnell seine Bande.
„Kalpuginik, was ist dir geschehen? Wer hat dich gefesselt?"
Kalpuginik richtete sich auf. Seine Glieder schmerzten, und er war vollkommen erschöpft. Aber auch jetzt verließ ihn die Klugheit nicht. Wer hätte noch vor einem Schamanen Achtung gehabt, den ein Mensch zu fesseln vermochte, und der nicht imstande war, sich zu befreien.
„Die Dämonen haben mich überfallen, als ich allein durch die Taiga fuhr. Sie zürnen mir, weil ich in deiner Jurte mit ihnen kämpfte, um Tara zu befreien."
Lachergeß dachte nicht viel nach über die Rede des Schamanen; er war froh, daß er ihn als Berater im Lager bei sich hatte.

*

Kergeß hatte einen ganzen Tag und eine Nacht in der Taiga gesucht, bis er das Haus des Russen gefunden.
Iwan Michaelowitsch war nicht daheim. Still und verlassen lag die Hütte. Kergeß band das Renntier an einen Baumstamm, damit es weiden konnte an den Kräutern, die jetzt bereits aus der Schneedecke hervorschauten; dann durchsuchte er das Haus.
Alles war leer. Kergeß war überzeugt, daß hier wirklich der Schamane hauste. Er hatte ein Feuer gemacht, so daß es hell wurde, und sah jetzt sogar eine Maske des Schamanen an der Wand, die dieser bei einem seiner häufigen Besuche hier gelassen hatte.
„Tara — Tara — Tara — Tara!"
Kergeß durchforschte jeden Winkel des Hauses, den Verschlag der Hunde, die Vorratskammer, die ganze Umgebung und rief immer wieder mit gellender Stimme. Aber alles blieb still.
Tara war nicht hier, und wieder war Zeit verloren!
An der Wand hing getrockneter Renntierspeck.
Kergeß fühlte, daß er schwach wurde. Er mußte die Renntiere einige Stunden weiden lassen, so hatte er auch Zeit zu essen. Er dachte gar nicht mehr daran, daß der Russe zurückkommen könnte. Dann überlegte er, und es kam ihm ein neuer Gedanke.
Hatte der Schamane Tara bereits verkauft? War sie bei einem Russen in Anadyrsk? In der Taiga weiter zu suchen, war zwecklos. Drei Tage waren vergangen, und wo sollte er sie dort finden?
Sein letzter Gedanke war Anadyrsk.
Die Renntiere mußten satt sein. Noch einmal sah Kergeß sich um. Der Zorn wallte wieder in ihm auf. Er war überzeugt, daß der Schamane hier hauste, wenn er sich vor dem Stamm in der Taiga versteckte, und er wollte ihm gern einen Schabernack spielen. Er riß die Maske von der Wand und zertrat sie, er zerschlug das Gerät, das er umherstehen sah. Dann erblickte er ein Gewehr in der Ecke. Er wußte es nicht zu gebrauchen, aber er hatte ein solches in der Hand von Leo Petrowitsch gesehen, dem vornehmen Russen, den er vor Jahren auf der Bärenjagd begleitet hatte. Was sollte der Schamane mit dem Gewehr? Sicher war es sein kostbarster Besitz. Der Schamane hatte ihm Tara geraubt, er nahm ihm dafür das Gewehr. Raub gegen Raub, und wenn es ihm auch nichts nützte. Er packte den Rest Speck und das Gewehr auf den Schlitten, auf dem ja auch noch die ihm verbliebenen Felle lagen, dann fuhr er wieder davon, ohne daß Iwan Michaelowitsch vorher zurückgekommen war.
Vier Tage war Kergeß unterwegs, fuhr tagsüber über den tauenden Schnee und hockte während der Nacht halb schlafend und halb wachend neben den Renntieren. Wölfe brauchte er jetzt kaum zu fürchten, mit dem erwachenden Frühling zogen sich diese den Renntierherden nach in das Innere der Taiga zurück.

Am Morgen des fünften Tages lagen die ersten Häuser von Anadyrsk vor ihm. Vor dem Gebäude, in dem der Isprawnik wohnte, stand ein Mann, ein Europäer, im kurzen Sportpelz.
„Kergeß, dich führt ein guter Zufall hierher."
„Herr!"
Staunen lag in den Augen des Korjäken, denn er hatte Leo Petrowitsch, seinen früheren Herrn, erkannt.
„Komm mit mir in das Haus. Wenn du willst, kannst du mich wieder führen."
Kergeß überlegte einen Augenblick. Konnte ihm einer raten und helfen, dann war es dieser kluge, gütige Russe.
Er brachte Schlitten und Renntiere sicher unter, dann folgte er Leo Petrowitsch in das Haus des Isprawnik.

VII.

Tara erwachte. Sie wußte nicht, wo sie war; aber ein Gefühl von übergroßer Wärme hatte sie geweckt. Sie richtete sich auf.
Es war nicht dunkel. Auch in der Nacht brannte die Tranlampe auf ihrem Gestell, um die bösen Geister zu scheuchen, die während der Nacht um die Menschen schweben. Nicht Dämonen, wie die Korjäken sie kennen, sondern die Geister der Toten, die nachts die Lebenden umschweben und neidisch darauf sind, daß sie selbst nicht mehr bei den Ihren sein dürfen.
Die entsetzliche Luft in dem engen Raum mit den vielen Menschen störte Tara nicht allzuviel, denn in ihren Jurten war es ja nicht viel anders. Und doch, an diesem Morgen, an dem sie nicht mehr zu schlafen vermochte, an dem sie aber fühlte, daß sie keine Gefahr mehr umgab, an dem sie nicht mehr um ihr Leben zu ringen brauchte und doch wußte, daß sie für immer von ihrer Heimat getrennt war, überkam sie erst vollends das Gefühl ihrer verlassenen Einsamkeit.
Auch sie hatte während des Schlafes und im Gefühl der furchtbaren Hitze sich entblößt; jetzt raffte sie unwillkürlich ihr Gewand um sich zusammen. Sie schämte sich ihrer schlanken nackten Glieder vor diesen Fremden. Wie sie aber das weiche, zarte Pelzwerk ihres kostbaren und nun so verwüsteten, beschmutzten und zerrissenen Torbochan über ihrer jungen Brust zusammenzog, da schluchzte sie laut auf.
Ihr Hochzeitsgewand! Kergeß!
Sie sah seine hohe, sehnige Gestalt, seine raschen Bewegungen, sein scharfgeschnittenes Gesicht, und jetzt erschienen ihr diese kleinen, dicken, von Fett und Schweiß glänzenden Männer und Weiber mit ihren platten Nasen wie häßliche Tiere.
Tara hockte sich neben das Lampengestell; sie vermochte nicht mehr zu schlafen und begann leise zu weinen. Eine Hand legte sich auf ihren Kopf. Sie blickte auf und sah den alten Gergo. Nackt stand er vor ihr, und häßlich sah er aus, aber sein Gesicht war voll Güte.
Er nickte und sprach ein paar Worte, die sie nicht verstand, aber sie fühlte, daß es Trostworte waren, und weinte noch stärker.
Es wurde lebendig im Lager. Frauen und Männer erhoben sich von den Pritschen. Die Männer begannen sich anzukleiden, und die Weiber richteten die Kessel über den Tranlampen her. Die Männer machten die Öffnung frei, durch die man, ganz ähnlich wie in der Korjäkenjurte, hinein- und hinauskroch. Auch Tara schlüpfte mit den Männern hinaus. Draußen wehte ein sturmartiger Wind. Er peitschte die Wogen des Meeres, auf denen sie gestern in dem flachen Boote herangekommen waren, zu gewaltigen Schaumbergen empor. Große Eisstücke wurden in dem Wirbel dieser Wogen herumgeschleudert, prallten gegen die grauen Felsen der Küste, die nur unmittelbar dort, wo, ebenfalls gegen schützende Felswände gelehnt, das Eskimohaus stand, flacher hinabging. Auch hier leckte die Brandung hoch empor und warf Eisbrocken bis dicht an das Haus.
Ein fröstelnder Schrecken stieg in Tara empor. Ihr war es Gewißheit, daß jene Eisblöcke, die jetzt an den Felsen zersplitterten, die Reste des Eisfeldes waren, auf dem sie so lange gelegen.
Da dachte sie an das Renntier, an ihren einzigen Freund, der ihr aus der Heimat gefolgt war. Wen sollte sie fragen? Es verstand sie ja niemand. Sie ging um das Haus und suchte. Ein paar Hunde waren da, anders, zottiger, kleiner als bei ihr daheim. Sie umsprangen zutraulich die Menschen, aber sie erschienen ihr zu schwach, um einen Schlitten zu ziehen. Hinter dem Hause sah sie ihr treues Renn. Es lag am Boden und war mit einigen dicken Fellen bedeckt. Vor ihm lagen getrocknete Fische und sogar ein tüchtiges Stück Walroßspeck.
Armes Renn, jetzt lag es erschöpft und dem Tode nahe da, und die Eskimos, die hier keine Renntiere kannten, ärgerten sich, daß es die gute Nahrung, die sie ihm boten, verschmähte.
Als Tara herantrat, hob das Renntier langsam den Kopf und schaute sie traurig an.
Auch die Korjäkin war nicht weich. Was gilt der Tod eines Renntieres für den, der Tausende von ihnen besitzt? Jetzt aber war es ihr, als stürbe vor ihren Augen ihr einziger Freund, der sie verstand. Sie eilte ein paar Schritte hinweg, über die Felsen hinan.
Auch hier taute der warme Wind, auch hier hatte er Strecken von der obersten Eisschicht befreit, und mit der unglaublichen Schnelligkeit, mit der in den arktischen Gegenden die Vegetation die Sommertage benutzt, schauten auch hier schon grüne Hälmchen und zarte Blätter aus dem tauenden Erdreich. (Fortsetzung folgt.)

Zur Sommerzeit auf Helgoland: Kaffeeterrasse auf dem Oberland.

Nach einem Aquarell von Arthur Leissner.

DIE DÜSSELDORFER JUBILÄUMS-AUSSTELLUNG. / VON DR. ALFRED KUHN.

Peter Cornelius (1783–1867): Josephs Wiedererkennung durch seine Brüder.

Alfred Rethel (1816–1859): Komposition zur Eroica (1852).

Die große rückschauende Ausstellung Düsseldorfer Kunst im Düsseldorfer Kunstpalast ist bestrebt, einen Überblick über jene Zeit zu geben, die in der uns voraufgegangenen Epoche des Impressionismus mit einer Handbewegung abgetan worden ist. Es kann heute nicht unsere Aufgabe sein, festzustellen, wie weit der Düsseldorfer Schule ein absoluter Kunstwert beizumessen ist; erfreulich scheint es uns auf jeden Fall, daß die kräftige Tätigkeit der dortigen Museumsleitung das intensive künstlerische Leben, das in der schönen Rheinstadt hundert Jahre lang geglüht hat, von neuem eindringlich vor die Augen der Öffentlichkeit rückt.

Im Jahre 1767 hat Kurfürst Karl Theodor die Akademie gegründet, deren Gipsabgüsse noch Winckelmann besorgte, und nachdem sie in der Franzosenzeit verödet, war es der weitblickende preußische Minister v. Altenstein, der, als die Rheinlande an Preußen kamen, sofort seine ganze Sorgfalt der Akademie zuwandte. Man berief Peter Cornelius an ihre Spitze, und die Folgen wären unabsehbar gewesen, hätte der Kronprinz Ludwig von Bayern das Interesse des jungen Künstlers nicht bald vollständig für Münchner Angelegenheiten gewonnen. So ist der geborene Düsseldorfer 1824 dauernd von seiner Heimatstadt weggezogen, und an seine Stelle wurde Wilhelm Schadow berufen, der das koloristiiche Element stärker betonte. Mit ihm setzt jene Entwicklung ein, die der Düsseldorfer Malerei in den nächsten dreißig bis vierzig Jahren den Stempel aufgedrückt hat. In enger Verbindung mit den überall entstehenden Kunstvereinen wurde jene gemütvolle Genrekunst mit stark literarischer Basis gepflegt, die unsere Väter noch zur Bewunderung hingerissen. Drei Männer waren es besonders, die den Ruhm der Akademie ausgemacht haben: Bendemann, Sohn und Hildebrandt. Der erstere ist berühmt geworden durch seine dem Alten Testament entnommenen Sujets. Wer kennt nicht den „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems" oder die „Trauernden Juden", eine Gruppe von bedeutender Eindruckskraft? Sohn hat sich besonders den großen Dichtern zugewandt und hat Sujets aus ihren Werken dargestellt. Hildebrandt ist bekannt geworden durch seine Historienbilder mit genrehaftem Unterton. Über sie wuchs Alfred Rethel weit hinaus, den man als den größten Monumentalmaler der Rheinlande bezeichnen kann, und dessen Wandgemälde im Aachener Rathaus noch heute von starkem Eindruck sind. Historienmalerei, lyrisch durchweht, hat Carl Friedrich Lessing geschaffen, der aber auch als Landschaftskünstler hervorgetreten ist. Er hat Kirchhöfe gemalt unter gewitterdunklem Himmel, Schlösser am Meer auf wildzerrissenen Felsen, einen Klosterhof mit dem Zug trauernder Nonnen, die ihre Schwester zu Grabe geleiten, Ritter und Edelfräulein in dunklem Eichwald, vor einem Muttergottesbild die Andacht verrichtend.

War der Mensch als Träger der Stimmung auf diesen Bildern noch die Hauptsache, so gelang es Schirmer immer mehr, das Stimmungselement aus der Natur herauszuholen. Er muß als eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Düsseldorfer Schule bezeichnet werden.

Die Basis der Düsseldorfer Malerei ist der Realismus gewesen, das Streben, die Natur, besonders den Menschen, möglichst getreu zur Darstellung zu bringen, das Charakterische seines Wesens zu betonen durch das Unterstreichen genrehafter Einzelzüge. Nicht das Allgemeine, das von Einzelheiten Unabhängige suchte man, wie es ehemals Cornelius im Anschluß an die Antike getan, sondern das Individuelle, das Persönliche. Hier liegt denn auch die Einbruchsstelle für das Sentimentale, das so häufig der Düsseldorfer Kunst eigen ist.

Auf dem Realismus baute auch die zweite Generation auf, die nicht minder großen Einfluß auf das Kunstempfinden der Deutschen im 19. Jahrhundert hatte, und deren bedeutendste Vertreter Männer wie Ludwig Knaus und Benjamin Vautier waren. Sie haben das Illustrative stärker betont als ihre Vorgänger, das amüsante Sujet nimmt einen noch größeren Platz auf ihren Werken ein. Wer kennt von Vautier nicht das Bild „Die erste Tanzstunde" oder den „Hochzeitsschmaus" oder „Die Tanzpause auf einer elsässischen Bauernhochzeit"?

Eduard v. Gebhardt, ein Schüler Wilhelm Sohns, ist ebenfalls ausgegangen vom realistiich koloristischen Historienbild, aber seine Kunst hat darüber hinaus eine größere Bedeutung erlangt, besonders durch die Verinnerlichung und Vertiefung des Stoffes, den er der evangelischen Heilsgeschichte entnahm. Anknüpfend an die altdeutschen und niederländischen Bilder, hat er das Leben Christi in die Zeit der Renaissance versetzt und eine Verbindung der Geschichte des Neuen Testaments mit dem deutschen Volkstum erstrebt und wohl auch für weite Kreise erreicht.

Kehren wir zur Düsseldorfer Landschaftsmalerei zurück. Schirmers Schüler Andreas Achenbach hat mit seinen norwegischen Seestücken, mit seinen Wassermühlen und holländischen Küstenbildern lange Zeit als einer der bedeutendsten Meister der deutschen Landschaftsmalerei im 19. Jahrhundert gegolten. Sein jüngerer Bruder Oswald Achenbach hat sich dagegen mehr der italienischen Landschaft zugewandt. Er arbeitet viel in der Umgebung von Rom und Neapel und hat gewiß die Vorstellung, die man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland von Italien hatte, ausschlaggebend beeinflußt.

Dies die Hauptmeister. Aber die Ausstellung macht bei ihnen nicht halt und entdeckt für uns eine ganze Reihe neuer Namen, die wir bisher kaum gehört hatten, und von denen wir höchst reizvolle Stücke kennenlernen. Mit großem Geschick hat es auch die Ausstellungsleitung verstanden, selbst von den Malern, die uns heute weniger nahestehen, Studien und Entwürfe zu zeigen, die unserem Empfinden in höherem Sinne gemäß sind, und die uns da und dort zum Revidieren unseres Urteils zwingen.

Andreas Achenbach (1815–1910): Mühle.

Oswald Achenbach (1827–1905): Teilstück aus «Das Blumenfest in Genzano».

Oben links:
Eduard Bendemann (1811 bis 1889): Die Gattin des Künstlers.

Oben rechts:
Julius Hübner (1806 bis 1882): Familienbild (Familie Bendemann und Freunde).

Mitte links:
Johann Peter Hasenclever (1810 bis 1853): Jobs als Schulmeister.

Mitte rechts:
Ludwig Knaus (1829 bis 1910): Katzenmutter.

Unten links:
Eduard v. Gebhardt (1838 bis 1925): Zeichnung (1865).

Unten rechts:
Gerhard Janßen (geb. 1863): Der Holländer.

DIE DÜSSELDORFER JUBILÄUMS-AUSSTELLUNG.

Wallensteins Tod und die Sterne. / Von Dr. H. H. Kritzinger.

Die öffentliche Meinung beschäftigt sich heute in unvergleichlich viel umfangreicherem Maße als früher mit grenzwissenschaftlichen Angelegenheiten. Die Astrologie spielt dabei eine große Rolle, obwohl man gewiß nicht behaupten darf, daß sie die wissenschaftliche Reife dafür bereits erlangt hätte. Wir sind heute allerdings vorsichtiger mit dem Urteil als früher geworden — daß es dergleichen nicht geben könne, weil etwa ein Einfluß der Gestirne auf den Menschen widersinnig wäre — aber eine einwandfreie wissenschaftliche Untersuchung, die mit den Hilfsmitteln der Wahrscheinlichkeitsrechnung beweist, daß hier Beziehungen bestehen, liegt in deutscher Sprache noch nicht vor. Seit einer Reihe von Jahren läuft zwar in Paris eine Diskussion von Paul Choisnard mit verschiedenen Gelehrten, in der er seine statistischen Resultate verteidigt, und in Genf hat Ch. E. Krafft Hunderte von Musiker-Horoskopen untersucht, wobei er sein Material der dortigen Universität vorlegte, doch ist dies nicht veröffentlicht und auch in Deutschland nicht zugängig geworden. Nachdem sich ein Statistiker wie Prof. Hersch von der Universität Genf bereitgefunden hat, die Arbeiten von Krafft wissenschaftlich zu prüfen, wäre es vielleicht auch bei uns von Interesse, auf dem gleichen Wege der statistischen Bestimmung der Korrelations-Koeffizienten zwischen der Häufigkeit bestimmter astraler Beziehungen und physiologischer Vorgänge im weitesten Sinne der Angelegenheit näherzutreten. Gerade die Kreise, die heute auf Grund von Hörensagen heftig über die Astrologie, die wir hier gewiß nicht verteidigen können, aburteilen, sollten doch einen Teil der für den Kampf eingesetzten Energie auch diesen Fragen zuwenden.

Die Stellung der Sterne in der Nacht der Ermordung Wallensteins (25. Februar 1634). Nach einer Zeichnung von A. Hückel.

Kein Geringerer als der große Kepler hat schon vor dreihundert Jahren in seinem „Tertius interveniens" darauf hingewiesen, daß man hier nicht das Kind mit dem Bade ausschütten sollte. Gewiß kann Kepler nicht entfernt auf das heutige Erfahrungsmaterial zurückblicken, aber allein vom Standpunkte des Naturforschers aus darf man nach den jetzt vorliegenden Ergebnissen nur eine abwartende Haltung einnehmen. In diesem Sinne führte Prof. Dr. Albert Gockel in Freiburg (Schweiz) in einem beachtenswerten Vortrage über elektrische Strömungen in der Atmosphäre aus: „Wenn aber die Vorgänge auf der Sonne die elektrische Strömung in der Erdatmosphäre und damit auch die Witterungserscheinungen und das menschliche Befinden beeinflussen, und wenn andererseits festgestellt ist, daß die Stellung der Planeten auch auf die Vorgänge der Sonne zurückwirkt, so können wir uns schließlich auch der Ansicht zuneigen, daß selbst in dem Glauben der Astrologen ein Fünkchen Wahrheit, vielleicht am Ende einige falsch ausgelegte Beobachtungstatsachen stecken."

Für die meisten unserer Leser wird die Anregung zu einer, wenn auch flüchtigen Beschäftigung mit diesen Fragen durch Schillers Wallenstein gegeben worden sein. Wenn auch Schiller hier in dichterischer Freiheit die Tatsachen erheblich umgestaltet hat, so steht immerhin fest, daß Wallenstein sich vielfach nach astrologischen Urteilen richtete, daß er sich von Kepler das Horoskop stellen und sich weiter dauernd von dem jungen italienischen Astrologen Battista Seni begleiten und beraten ließ, der übrigens (* 1600) bei Wallensteins Tod kaum die Mitte der Dreißig erreicht hatte, also bühnenmäßig auch nicht als alter Mann dargestellt werden sollte. In der ersten Szene von „Wallensteins Tod" macht uns Schiller mit dem astrologischen Handwerkszeug bekannt und vermittelt uns zugleich die Anschauung der damaligen Zeit, die Dispositionen von dem jeweiligen Stande der Gestirne abhängig zu machen. Die Konstellationen selbst sind unhistorisch, wenn auch die Behauptung, daß im Januar/Februar 1634 die Venus nicht Morgenstern gewesen sei, Schiller unrecht tut. Diese Behauptung ist wohl auf Mensinga zurückzuführen, dessen Äußerungen über Wallensteins Tod in unerklärlicher Weise entstellt sind. Schiller vermittelt weiter in der Einführungsszene die Meinung, daß die Winkelabstände unter den Gestirnen von wesentlicher Bedeutung sind, indem er den Abstand von einem Viertelkreis und die Zusammenkunft der Planeten hervorhebt, wenn er sagt:

„Und schoß mit senkrecht oder schräger Strahlung,
Bald im Gevierten, bald im Doppelschein,
Die roten Blitze meinen Sternen zu
Und störte ihre segenvollen Kräfte."

Die Auffassung, daß die Planeten bestimmte Stunden regieren, findet sich nur angedeutet, da es am Anfang heißt: „Und Mars regiert die Stunde", während gegen Ende des Auftrittes Wallenstein sagt: „Denn Jupiter, der glänzende, regiert . . ."

Es ist lehrreich, die Anschauung Wallensteins durch das Horoskop, das er sich durch Kepler hat stellen lassen, und dessen Vorhersage bestätigt zu finden. Wir besitzen sogar noch die eigenhändigen Anmerkungen, die Wallenstein zu seiner Nativität gemacht hat. —

Wallenstein bediente sich, wie erwähnt, zur laufenden astrologischen Beratung des jungen Seni, der die unmittelbaren Planetenbewegungen beobachten sollte, da die Verbreitung der Keplerschen Vorausberechnung ihrer Stellungen damals noch in den Anfängen steckte. Auch hierfür finden wir in Keplers Briefen, die erst, nachdem Frisch seine große Kepler-Ausgabe abgeschlossen hatte, aufgefunden worden sind, eine nicht uninteressante Begründung. Kepler legt nämlich darin den Einflüssen der laufenden Planeten auf die durch ihre Stellungen bei der Geburt festgelegten Plätze besondere Bedeutung bei. Die Astrologie spricht in diesem Falle, bei dem die Ereignisse zu den Zeiten eintreten sollen, da die Planeten die betreffenden Plätze berühren, von sogenannten Transiten. Vielleicht war es die Aufgabe des Seni, diese laufenden Planeten unmittelbar zu verfolgen. Schiller scheint darauf hinzudeuten, wenn er im fünften Auftritt des fünften Aufzuges Seni wie außer sich herbeieilen läßt:

„Die Zeichen stehen grausenhaft, nah', nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens . . .
Komm, lies es selbst in dem Planetenstand . . ."

Wallensteins Horoskop, gestellt durch Kepler 1608.

Schiller läßt an der betreffenden Stelle die Deutung verbreiten, daß Wallenstein Unglück von falschen Freunden drohe. Wir können diese Einzelheit der Deutung nicht nachprüfen. Die Berechnung der Planetenstellungen für den Tod Wallensteins gibt jedoch folgende interessante Aufschlüsse. In der Geburtsfigur des Friedländers stehen im ersten Felde die wichtigen Planeten Jupiter und Saturn dicht beisammen im letzten Drittel des Zeichens der Fische. Nach den Mitteilungen, die uns Schiller schon im ersten Auftritt des ersten Aktes von „Wallenstein" gegeben hat, würden diese von gefährlichen Aspekten, nämlich vom Geviertschein aus den Zeichen Schütze und Zwillinge, getroffen, während ein Gegenschein aus dem letzten Drittel der Jungfrau käme. Was konnte nun Battista Seni am 25. Februar 1634 beobachten? Die Berechnung der damaligen Stellungen ergibt, daß die in der Geburtsfigur festgelegte Stelle von Jupiter und Saturn am Unglückstage von dem laufenden Saturn im Geviertschein aus dem Schützen getroffen wurde, während von der anderen Seite ebenfalls im Geviertschein aus den Zwillingen der Jupiter einen entsprechend ungünstigen Einfluß geltend machte; schließlich stand auch der Mars im letzten Drittel der Jungfrau und warf seinen gefährlichen Gegenschein auf das ohnehin beschädigte Feld in den Fischen. Wir finden es dadurch vollkommen motiviert, daß Seni sagt: „Die Zeichen stehen grausenhaft." Verfolgt man übrigens nach heutiger Anschauung auch den Einfluß des ja erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1781) entdeckten Uranus, so ergibt sich weiter, daß dieser zur Unglückszeit Wallensteins auch einen schon von Schiller als gefährlich bezeichneten „Aspekt" zum Sonnenort einnahm. Wenn ein heutiger Astrolog die eben geschilderte Häufung von ungünstigen Aspekten bei einem seiner Klienten herausfinden würde, sollte er sich gewiß sehr vorsichtig im Hinblick auf die Befürchtungen äußern, die sich dann zweifellos mit Rücksicht auf das Schicksal des Fragestellers in ihm erheben.

Die eben erwähnten Planeten-Übergänge, die Wallenstein so verhängnisvoll geworden zu sein scheinen, sind übrigens zum Teil schon statistisch untersucht, wobei sich ergeben hat, daß bei dem Tod eines Menschen der Mars häufiger, als es der Zufall erklärt, einen als gefährlich bezeichneten Platz im Hinblick auf den Standort der Sonne bei der Geburt des Betreffenden einnimmt. — Eine neue Anregung, hier statistisch vorzugehen, um festzustellen, ob diese Behauptung der Astrologen auch bei einem größeren Material Stich hält.

Sternkarte aus dem 16. Jahrhundert mit bilderreicher Darstellung der Konstellationen.

Schloß Sigmaringen, vom Mühlberg aus gesehen. — Links: Der Marktbrunnen mit dem Standbild des Fürsten Johann von Hohenzollern-Sigmaringen vor dem Rathaus (links) auf dem Marktplatz in Sigmaringen.

Gedeckte Holzbrücke über die Donau bei Kloster Beuron.
Rechts nebenstehend: Schloß Hohenzollern auf dem Hohenzoller bei Hechingen.

Hauptstraße in der unteren Stadt in Haigerloch.

An der Lauchert in Hettingen. Auf der Anhöhe das an Stelle der alten Burg errichtete Schloß.

Zur 75jährigen Zugehörigkeit der Hohenzollernschen Lande zu Preußen.

Das Tivoli in Kopenhagen.

Wer Kopenhagen an einem schönen Sommertage zum erstenmal betritt, spürt bald eine seltsame Erregung, eine Steigerung seiner Vitalität, eine intensive Freude am Dasein, wie er sie sonst wohl nur in seltenen Stunden gekannt. Alles scheint hier auf Frohsinn gestimmt, überall hat ein gepflegter Geschmack selbst das Alltägliche heiter gestaltet. Die Menschen schreiten wie zu ständigen Festen mit sauberen Gewändern und freudigen Gebärden. Es ist, als spräche der eine zum andern: Genieße die Güter der Erde! Wir leben ja nur eine so kurze Zeit und sind nachher so lange tot! — Diese oft als nationale Untugend getadelte Vergnügungssucht, dieses Leben über die Verhältnisse, das den valutabangen Vätern des Landes ernstlichen Kummer bereitet, diese unbekümmerte Genußfreudigkeit machen die nordische Metropole für den Fremden zu einer Stadt von betörendem Reiz. Für ihn ist Dänemärk Kopenhagen, und Kopenhagen — Tivoli!

In diesem groß angelegten Vergnügungspark, der den Namen „Park“ wirklich verdient, findet er alles, was ihn erfreuen mag: Tanz und Spiel, Rutschbahn und Ballonschaukel, Theater und Musik, Illumination und Feuerwerk, Freiluftvarieté und die kindlich-heitere Pantomime, treffliche Speisehäuser und eine Gondelfahrt in die tuchflammendurchwehte „Blaue Grotte“.

Der Chinesische Turm.

Auf dem Spielplatz.

Tivoli aber ist mehr als eine Vergnügungsstätte, an der der leichtlebige Kopenhagener nach den Berufsgeschäften des Tages Zerstreuung und Erholung sucht. Tivoli ist eine Überlieferung, ist der alternden Generation ein Gedenken an sorglose Jugendtage, die im freudigen Miterleben mit den Kindern wieder lebendig werden. Denn Tivoli ist ein Paradies der Kinder, und wie es den Vätern einst in längst vergangenen Tagen zu einem unvergeßlichen Erlebnis wurde, so sollen es auch ihre Söhne und Töchter bis in ihr hohes Alter hinein als leuchtenden Kindheitsgruß bewahren. Daher wacht das Publikum selber mit Strenge darüber, daß sich an allem Wesentlichen der Eindrücke nichts ändere, wenn auch hin und wieder unter den Dänen Stimmen laut werden, die dieses strenge Festhalten an der Überlieferung bekämpfen. Sie tadeln vornehmlich den „Geschmack“ der Tivoli-Gebäude und äußern die — wohl unbegründete — Befürchtung, der Fremde könne ihn für typisch dänisch halten.

Seinen vollsten Glanz entfaltet Tivoli indes erst bei den „Ferienfesten“. Nur zwanzig Pfennig bezahlen die Kinder als Eintritt, und dafür erhalten sie obendrein noch drei Freibillette für das Karussell! Und was gibt es nicht alles zu sehen! Eine Zaubervorstellung und lustige Clownspäße, Pierrots drollige Abenteuer und bunte Grönlandszenen, Akrobatik und Seiltänzerkünste, spaßige Kinderwettläufe, bei denen schöne Geschenke den Siegern winken, Feuerwerk und Illumination, und endlich noch eine Parade der „Tivoligarde“ — lauter Knaben in prächtigen Uniformen und mit einer eigenen Kapelle! Das alles kostet zwanzig Pfennig! Und überall sorgt man dafür, daß die Kinder alles recht genießen können. Vor der Pantomime und im Konzertsaal, wo ihnen eine Künstlerin von der Oper Kinderlieder singt, bei den Wettläufen und vor dem Varieté, überall sind ihnen die besten Plätze vorbehalten, und der Polizist verwandelt sich in den guten Onkel und ordnet sie alle hübsch der Größe nach, damit auch die Kleinsten zu ihrem Rechte kommen.

Bleibt den Kindern bei diesem stundenfüllenden Programm noch Zeit, dann gehen sie in die „Muntere Ecke“, wo ihnen zwei Kapellen

Die Artilleristen der Tivoli-Knabengarde. — Oben rechts: In Erwartung des Feuerwerks.

Ein Paradies der Kinder: Bilder aus dem Vergnügungspark Tivoli in Kopenhagen.

Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.

Ein Vielbegehrter.

gratis zum Tanz aufspielen, oder sie reisen mit der „Liliputbahn" in das Land der Zwerge. Andere folgen den lockenden Tönen des Karussellorchestrions, das zart, wie eine Spieluhr, klingt, und träumen auf den sich neigenden weißen Pferden von einem Ritte durch weites Land, oder sie besteigen die „Goldkarosse" und fühlen sich für einige Minuten als Prinz und Prinzessin.

Wieder andere versuchen es mit einem der zahlreichen, überraschend neuartigen Spiele: sie fangen die „fliegenden Kugeln" mit dem Kescher, schießen mit kleinen Kanonen nach den Spielzeuggewinnen oder erproben ihre

Zuschauer vor dem Pantomimentheater.

Pierrot, der Liebling der Kinder.

Geschicklichkeit beim „Wettsegeln", wo das Schiff boshaft rückwärts gleitet, wenn man die Drehscheibe zu vorschnell bewegt.

Das Schönste aber ist und bleibt die Pantomime. Selig sind die Kleinen, wenn sie nach dem Schlusse der Vorstellung ihren Pierrot vor den Vorhang jubeln, damit er, nach all dem stummen Spiel, nun endlich einmal „etwas sage", wenn er ihnen dann eine Kußhand zuwirft und mit Grimassen, wie nur er sie schneiden kann, ein dreifaches, schallendes Kinderhoch auf das liebe Tivoli dirigiert.

Karl Hellwig.

Die historische Galakutsche für Rundfahrten innerhalb des Volksparkes.

Ein Paradies der Kinder: Bilder aus dem Vergnügungspark Tivoli in Kopenhagen.

Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

AUS DER BAYRISCHEN ALPENWELT: BLICK IN DIE ALGÄUER BERGE.

NACH EINEM AQUARELL VON ALBERT REICH.

MEER-HOCHZEIT

EINE ELBSAGE VON HANS BLUNCK-OLDEMAREN

Ihr sucht heute vergeblich nach den Stürmanns und den Breckwoldts, nach den Fehrings und den Syltings in Brunsend. Die sind längst ertrunken und ausgestorben oder verschollen und verkommen in der großen hastenden Welt, die heute unsere Heimat verspinnt. Aber es gibt noch alte Leute, die mit heimlichen Augen und sehnsüchtigem Gesicht von der Zeit erzählen, da die großen Lotsen und Schiffer von Brunsend die Könige der Niederelbe waren, da die straffen Mädchen der Stadt heiter und hoch wie Priesterinnen einhergingen und doch ihre Blicke keusch zu bergen wußten wie glimmende Kohlen im Herdfeuer.

Habt ihr von Annke Sylting gehört, die die Schönste und Reichste von allen war? Geht hin und laßt es euch erzählen!

Und wenn ihr dann über die Stirn streicht und lacht und sagt, es sei ein Sagengewebe, dann schweigen die anderen. Aber sie wissen: Ihr seid jung, und die Jungen sind klüger, sind viel, viel klüger — bis sie einst so klug wie die Alten werden und gesehen haben, was die See birgt, und gehört haben, was der Sturm erzählen mag.

Nasse Weihnachtstage waren es. Braune Wolken fluteten über den Himmel. Wie flinke Doggen fuhren Böen über Strom und Land und schnoben und witterten, setzten neugierig über den Deich von Brunsend und fegten jaulend durch die alten braunen Straßen der Stadt die kerzenhellen Fenster entlang. Da saßen schon frierend blasige Nebel zwischen den Häusern. Die duckten sich und krochen scheu in Ecken und Winkel. Aber der Wind spürte sie auf und schüttelte sie, bis die Grauröckchen in täppischen Sprüngen vor ihm und seiner Meute hertanzten und ihre feinen Schleiergewänder flattern ließen.

„Was ist hier los?“ fragte der rasche Gesell. „Es ist ein Duft in den Straßen wie von einem großen Fest.“

„Ist Weihnachten heute“, schrien die Nebel.

„Es ist mehr im Gange.“

„Laß uns los, dann wollen wir dir alles erzählen.“

Da pfiff der andere seinen Rüden. Die kamen gehorsam und kauerten sich nieder, bis die Grauröcke ihre zerzausten Kleider fein gefaltet hatten.

„Morgen ist Annke Syltings Hochzeit“, sagten dann hundert zierliche Stimmen, als müßten sie alle auf einmal die Neuigkeit sagen.

Hui! sprang der Wind auf, duckte sich aber gleich wieder, denn er wollte mehr hören.

„Annke Sylting mit Kord Stürmann!“ kicherten die Kleinen wieder. „Feines Paar, was?“

„Der Stürmann mit dem Topfeuer?“ fragte der Wind neugierig.

„Ja, ja,“ lachten die Nebel listig, „der Stürmann mit dem heimlichen Feuer, das du nicht verlöschen kannst.“

Die Rüden zerrten unruhig an den Stricken.

„Und was macht Jan Breckwoldt?“ fragte der andere. „War Annke Sylting nicht mit Jan Breckwoldt verlobt?“

„Der haust heute zwei Jahr in der Elbe, seit du ihn bei Krautsand von der Fock warfst.“

Hui! pfiffen da die Böen vom Deich über das Marschland. Hui! sprühte der Regen aus den treibenden grauen Wolkenhängen.

Im Festhaus am Markt von Brunsend ging es hoch her. Die Syltings und die Stürmanns hatten alles aufgeboten, die enge Verbindung ihrer Sippen Tage hindurch zu feiern. Denn bisher hatten die Stürmanns stolz und einsam gestanden und hatten ihre Frauen hoch aus dem Dithmarschischen geholt. Manch einer hatte wohl auch eine Hamburgerin gefreit. Sie waren hochmütige und verschlossene Leute gewesen bis auf die beiden Jüngsten, die von der zweiten, der Husumer Frau Peter Stürmanns stammten. Das waren hartarmige rasche Menschen, aber sie hatten ein offenes Herz und hörten gern auf Rat und Zuspruch anderer.

Und morgen, Weihnachten, freite der eine der beiden, Kord Stürmann, die jüngste Tochter der Syltings.

Der Vorabend wurde in wilder Freude gefeiert. Männer und Frauen hatten gegessen und Punsch getrunken, und mit lauten, roten Gesichtern erzählten die Alten von ihren Tagen. Da benutzte das Brautpaar einen freien Augenblick, um allein in die Nacht hinauszuschlüpfen.

Der Wind huschte auf dunklen Schuhen durch die Straßen. Als er die beiden sah, harkte er durch das Lindengeäst und hüllt sie spottend in ein Kleid toter Blätter.

„Kord,“ sagte Annke Sylting leise, „heute ist der letzte Abend, heute will ich die Geschichte vom Feuer der Stürmanns wissen.“

Das Mädchen lehnte sich schwer an ihn, und die beiden gingen langsam durch die nebeldurchwirkte flatternde Feuchte.

„Ja, Annke,“ sagte der andere nachdenklich, „du hast ein Recht darauf, und du sollst es erfahren.“

Annke Sylting sah auf, und es war ihr, als würfe der Abend graue Schatten über Kord Stürmanns Stirn.

„Es wird lange, lange her sein,“ begann er, „viele Geschlechter sind darüber gestorben, und immer hat sich die Sage heimlich fortgeerbt. Kein Fremder hat davon erfahren. Vor langer Zeit — Vater sagt, unter Kaiser Barbarossa — fuhr ein Stürmann eine große Fahrt von Hamburg nach Spanien. Als er nun in die Biskaya kam, fing das Schiff im Raum zu brennen an. Die Ladung hatte sich wohl entzündet. Das war aber gefährlich, denn man hatte viel Pulver an Bord für die Portugiesen. Am dritten Tag sah mein Vorfahr wohl ein, daß alles Löschen vergeblich sei. Da befahl er den Leuten, die Boote klarzumachen. Und als sich das Feuer dem Pulver näherte, stiegen sie ein. Als letzter der Stürmann.

Wie sie eben unten sind, hören sie ein feines Stimmchen: ‚Laß mich mit, laß mich mit, ich sterbe, ich sterbe.‘ — Das war der Klabautermann. Die Leute wollten jedoch nicht mehr zurück. Da sprang der Stürmann über Bord, schwamm noch einmal zum Schiff zurück und holte den Klabautermann. Du weißt, gegen Wind und Wetter kann der schützen, aber gegen Feuer kann er sich selbst nicht helfen.

Na, gerade ist er wieder mit dem Bürschchen zu Wasser und will zum Boote schwimmen, da fliegt das Schiff in die Luft, und das Boot wird getroffen und sinkt. Aber der Stürmann hält sich, faßt ein paar treibende Bretter, kriecht hinauf und zimmert mit allerhand Kunstgriffen ein Floß. Und der Klabautermann fischt Seetang und Moos und braut, bis er schließlich ein Feuer hat, das auch in der Nacht leuchtet und gerade im Spritzerschaum aufbrennt. Dann angelt er und braut Trinkwasser für sich und den Stürmann, und bis auf den Tabak müssen sie herrlich und in Freuden gelebt haben. Denn sie fuhren nicht irgendwo an Land, sondern sind auf ihrem Floß von der Biskaya durch den Kanal hierhergefahren.

Da hat der Klabautermann denn zum Dank meinem Vorfahren das Feuer gelassen und hat gesagt, solange ein Stürmann das an Bord hat, geht er nicht unter, dafür wollte er sorgen. — Und recht hat er gehabt. Stürmanns sind nur ertrunken auf fremden Schiffen, oder wenn sie sich sicher dünkten und ohne Feuer fuhren.“

Kord Stürmann strich nachdenklich über die Stirn, dann sah er auf seine Braut. „Woran denkst du, Annke?“

„Daß es ein heidnisches Feuer ist, Kord“, sagte sie leise. „Weißt du, was die Frommen sagen? — ‚Die Stürmanns leben im Aberglauben, da haltet euch fern!‘“

Der andere schüttelte unwillig den Kopf. „Denk, alle Wesen, die um uns sind, hat Gott geschaffen.“

Annke Sylting lachte sinnend, dann schüttelte sie den Kopf. „Morgen sollen wir in die Kirche, und du bist so abergläubisch.“

„Gehört zum Handwerk“, sagte der andere. „Und die Hauptsache ist, daß du Annke Sylting bist und ich Kord Stürmann. Dann wollen wir schon weiterkommen. Bist doch selbst abergläubisch, Annke. Oder hast du nicht drei Jahre warten wollen nach Jan Breckwoldts Tod?“

Das Mädchen zuckte zusammen. Er fühlte es und fuhr sie rauh an. „Bange bist du auch?“

Sie schwieg eine Weile, dann blickte sie scheu um sich. „Hab's aber doch nicht getan, du! — Kord,“ sagte sie dann rasch und hastig, „ich meine immer, wenn ich aufwache des Nachts, und es ist Sturm draußen, Jan Breckwoldt klopft ans Fenster und lacht. Und wenn ich aufsehe, steht sein Gesicht mit den nassen Haaren hinter den Scheiben. Dann preßt er die Stirn gegen die Fenster und droht und winkt, bis ich für ihn gebetet habe. Siehst du, in solcher Nacht wie heute war's, da riß ihn der Sturm über Bord. Sie haben ihn nicht mehr gefunden! — Ich bin oft so ängstlich, Kord.“

Der ballte die Fäuste und lachte: „Bist bange vor ihm? Na, dann hast mich wenigstens lieber als den andern.“

Annke ließ zitternd los. „Die Toten sollen ruhen, Kord.“ Sie schmiegte sich wieder fest an ihn. „Laß das jetzt, du, wir wollen zurückgehen, es wird unheimlich hier draußen.“ Sie schüttelte sich. „Kord Stürmann, ich habe Angst. Ich habe eine furchtbare Angst vor irgend jemand und weiß nicht, warum. Das drängt rings auf mich zu, als wollten mich Erde und Himmel zwischen sich ersticken.“

Der junge Lotse lachte, nahm das Mädchen in seinen Arm, küßte sie und brachte sie heim. — —

Der Bräutigam wurde mit lauten Späßen begrüßt. Von allen Seiten wurde ihm zugetrunken. Dann standen die Syltings auf, um ihm Brüderschaft anzubieten. Und Kord Stürmann trank mit einem nach dem andern.

Er merkte wohl, daß er den ungewohnten Punsch schwer vertrug. Aber ihm war, als müßte er Annkes Angst betäuben, und er fühlte doch, daß sein eigenes Herz unruhig schlug.

Die Toten sollen ruhen, hatte Annke gesagt.

Was für Schatten waren das ringsum, die mit dürren, blutleeren Fingern an den Wänden krochen, als wollten sie die Lichter ersticken! Was für ein blindes Grau war das, das die Kerzen verspann und alles in zitternden welken Schein webte! Stand da nicht Jan Breckwoldt neben Annke und hohnlachte ihm zu!

Er trat ans Fenster, sah auf den gepeitschten Strom, der schäumend und geifernd vorbeidrängte, und quälender Groll wühlte in ihm. „Wo bist du, Hund?“ knurrte er. „Komm her!“

Da lachten sie hinter ihm. Die Brüder hatten ihre Schwester im Arm. Einer nach dem andern gab ihr den Abschiedskuß. Sie wollte nicht, aber es waren trotzige, derbe Burschen, hoch, mit gelben Haaren und roten Gesichtern. Die fragten nicht viel und taten, was sie wollten.

„So, Kord, nun kannst du sie kriegen," riefen sie und lachten dröhnend, „vor uns brauchst nicht bange zu sein."

„Halt!" riefen da die Stürmanns, „jetzt kommen die neuen Schwager!" Und unter Schelten und Lachen nahm einer das Mädchen in den Arm und küßte es.

„Donnerwetter, Kord, du hast aber einen guten Fang getan", fuhr er sich über den Mund.

Da stand unter den Gästen einer von den Breckwoldts auf. „Bin auch Schwager gewesen, hab' gleiches Recht." Unsicher trat er auf die Braut zu.

Die schrie auf, ein Gedränge entstand, ein Handgemenge; die Männer schrien sich an mit roten Köpfen. Dann wurde Peter Breckwoldt hart aus dem Saal gestoßen.

Erhitzt standen Syltings und Stürmanns beieinander. „Wer weiß ein Wort darauf?" schrie einer.

Da packte Kord Stürmann die trunkene Wut um Annkes Angst. „Prost, Jan Breckwoldt!" Er hob das Glas und sprach zum Strom, als warte er auf jemand. Aber da tanzten nur die hellen Gischtflocken im Blinklicht, und die Böen flogen wie dunkle Schatten durch die Nacht.

Er sah sich um. Es war still geworden hinter ihm. Die Männer setzten sich schweigend an den Tisch und tranken. „Laß die Toten ruhen", knurrte jemand.

Dann sah er seine Braut. „Annke!" schrie er. Aber die saß mit flackernden Augen vornübergebeugt vorm Tisch und starrte auf den Deich.

Alle blickten auf, und es war, als husche ein flüchtiger Schatten über das Gras in die schaumige Gischt.

„Annke!" rief er noch einmal, „besinn dich!" Da sah sie ihn langsam an wie aus einem Traum, und die Tränen rollten unaufhörlich über die Wangen.

„Jan Breckwoldt stand am Deich, Kord. Er sah dich an!"

„Einbildung", brummte jemand. Die andern nickten und starrten unsicher in die Gläser.

Da sprang Kord Stürmann auf und faßte Annke mit beiden Händen. „Du!" Er beugte sich nieder und küßte sie rasch und trotzig vor allen Leuten.

Die Gläser klangen, mit rauher Stimme wurde ein Lied gesungen. Die Stimmung wollte eben erst wiederkommen. Der alte Fehring sprach vom Vater der Stürmanns und Jung Sylting von seiner letzten Reise. Dann lachten sie wieder alle und tranken, schwatzten und sangen, bis schließlich einzelne einen polternden Tanz versuchten. — Da erscholl der Lotsenruf vom Wachthaus. Eine tiefe Stille trat ein.

„Wer fährt?" fragte jemand.

„Peter Breckwoldt", sagte der alte Fehring.

„Der ist betrunken", schrie Kord Stürmann, und dann brach das Verlangen durch, einen Breckwoldt auszustechen. Ihm war, als habe er bisher Annke teilen müssen mit der fremden Sippe. Heute im Sturm wollte er mit dem andern ringen und seine junge Kraft beweisen.

„Ich fahre für ihn!" Zurufe fielen. Die Alten wiegten bedenklich den Kopf. „Laß fahren, wer muß, bei dem Wetter. Die Breckwoldts mögen einen der Ihren stellen!"

Kord Stürmann suchte Annkes Augen und sah ein Frohlocken, das aus ihrem Herzen drängte. Da wußte er, daß sie ihn verstand.

„Abgemacht!" rief er. „Ich fahre. Morgen mittag bin ich wieder hier." Dann sprang er auf, um sich umzukleiden.

Als er in Ölrock und Südwester zurückkam, traf er Annke auf der Diele. „Ich weiß, warum du fährst, Kord!" Sie sah unsicher zu Boden und begann leise: „Aber was willst du noch von den Breckwoldts? Laß doch die Toten, Kord! Ich möchte etwas anderes. Du wolltest wissen, wie lieb ich dich habe!" Sie legte die Arme schmeichelnd um seinen Hals. „Kord, es ist Weihnachten. Du willst mit dem Aberglauben, mit dem Feuer der Stürmanns fahren. Ich habe eine Bitte. Weißt du, was die Leute sagen? Wenn ein Mädchen um ihren Liebsten mit allen Gedanken betet und nicht von ihm läßt, dann ist er gefeit gegen Wasser und Wind, dann kann er nicht untergehen. Kord, willst du mir vertrauen?"

Er küßte sie. „Es ist kein Stürmann ohne Feuer gefahren seit hundert Jahren. Es wäre das erste Mal!"

„Nein," sagte Annke Sylting fest, „du mußt mich hören, Kord! Jan Breckwoldt steht zwischen uns. Du gehst, um für einen Breckwoldt zu fahren. Da will ich dir folgen auf deinem Weg mit all meinen Gedanken und meiner ganzen Liebe. Ich will, daß du mir das Vertrauen bringst."

Kord Stürmann senkte die Stirn. „Küss' mich, Annke!"

Dann sah er ihr lange und tief in die Augen. „Ich vertraue dir, Annke." Und leise fuhr er fort: „Einer von uns kann's nur sein in deinem Herzen."

Kord Stürmann ging auf die Mole und stieg ins Boot. Das jankte und sprang über gischtmähnige Wogen, die vor den Böen herstoben wie ein Rudel Wild vor der Meute. Er biß die Zähne fest zusammen und versuchte das Dunkel zu durchdringen. Fern im Strom tanzten die Lichter des Schiffes und ließen vor seinen Augen den Regen wie tausend Goldfunken sprühen.

Im Festhaus brachen die Gäste langsam auf. Sie fühlten sich nach dem Streit nicht wohl, die Stimmung sank früh. Einer nach dem andern stand auf, und schließlich verließen die letzten den Saal.

Annke stand am Fenster, preßte die Stirn gegen die Scheiben und lugte in die Dunkelheit, die in zitternden Fäden am Himmel hing. Ihre Lippen bewegten sich leise. Von Zeit zu Zeit huschte ihr Auge ängstlich über den leuchtenden Gischtrand, der mit der aufströmenden Flut am Deichrand emporkletterte. Da war ihr plötzlich, als hätte eine riesige Woge einen dunklen Schatten ans Land geworfen. Eine unsagbare Angst schüttelte sie auf.

Sie sah um sich. Der Saal war leer. Nur umgeworfene Stühle, zerschellte Flaschen und Gläser, auf die der irrlichtelierende Kerzenschein fiel, bis er flackernd an die getünchte Wand sprang und mit gelben Augen zur Decke emporhuschte. Gedankenlos bewegten sich ihre Lippen zum Beten. Sie versuchte zu schreien, aber die Kehle war wie zugeschnürt.

Da kam Hans Stürmann, der Jüngste, in den Saal. „Hans, komm her, bleib hier!" flehte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Bist wieder bange, Annke? Sieh mal, es ist doch niemand hier."

Der junge Lotse riß die Tür auf. Ein Wind fuhr in den Saal und löschte die Kerzen, schnob umher, stieß das Fenster auf und fegte jaulend weiter durch die Straßen.

Er trat auf Annke Sylting zu. Die betete still, mit zusammengepreßten Händen. Dann fuhr sie jäh zusammen. „Hans," schrie sie auf, „da kommt jemand!" Und dann gellend: „Jan Breckwoldt kommt!"

Über den Deich kam eine triefende, dunkle Männergestalt, den weichen Hut tief in die Stirn gedrückt.

Ein frostiges Gefühl packte den Lotsen, dann raffte er sich auf. „Das ist nicht Jan Breckwoldt," sagte er, „das ist Peter Breckwoldt, sein Bruder, der zuviel getrunken hat."

Annke schüttelte sich, unfähig, zu denken und zu verstehen. Willenlos tastete sie nach seiner Hand. „Hilf mir, du. Bleib bei mir!"

Da kamen schwere schleppende Schritte die Treppe herauf, mit einem eiskalten Windstoß trat ein Fremder herein.

Hans Stürmann griff wütend nach des andern Brust: „Peter Breckwoldt, du Lump, was willst du hier?"

Der drehte sich langsam um und sah den Lotsen aus wachsbleichem Gesicht unwillig an. Dann schlug er ihn mit der Faust an die Stirn, daß der Junge taumelte und wie leblos hinstürzte.

Annke stand am Fenster. Ihre Lippen haspelten unstet, ihre Augen irrten flackernd nach einem fernen Boot auf dem Strom.

Der Fremde lachte schneidend: „Bist ängstlich, Mädchen?" Dann setzte er sich auf den Tisch, nahm eine Harmonika, prüfte die Töne, zog den Schlapphut tiefer in die Stirn und begann leise, eintönig, ein werbendes Lied.

Als er geendet, lachte er schwer und tief: „Kommst zu uns, du? Sahen uns zwei Jahre nicht und waren uns doch so nah, Annke."

„Nein!" schrie Annke aus gebrochener Kehle. „Nein, du, geh! Ich will dich nicht. Ich will Kord Stürmann!"

Der andere rückte leise näher und begann weich und leidenschaftlich noch einmal. Dem Mädchen war, als würde ihr warmes Herz zu Stein unter den Tönen. So kalt rauschten sie durch den Raum. Ihr Blut fror und rollte in eisigen Schlägen durch die Adern.

Der Fremde stand auf und trat dicht hinter Annke Sylting, daß sie seinen Atem in ihren Haaren erstarren fühlte.

Noch einmal schrie sie auf: „Ich will dich nicht, geh weg, Jan Breckwoldt. Ich will warmes Blut, ich will eine Seele!"

Der andere kroch einige Schritte zurück. „Dann will ich dir mein Brautlied singen, du! Mein Brautlied von einst für uns. Wolltest mich abtun wie ein altes Kleid? Kannst mich doch nicht vergessen, Annke! Heute küßtest du den andern zuletzt."

Ferne Rufe nach einem Boot schallten draußen.

Annke Sylting hatte die Hände verkrampft und rang zitternd um ihre Seele. Ihr war, als ob sich eine Flucht weiter Säle, Häuser und Meere ringsum öffnete, und auf den Meeren sah sie Kord Stürmann in Todesnot und in allen Spiegeln Jan Breckwoldts lachendes, starkes Gesicht. Da begann atmend ein letztes Spiel hinter ihr. Das wurde brünstig tief, und der Sang war, als käme er aus dem Nachtwind ringsum und wehte wie ein betäubender kalter Duft. Und der Raum ward neblig hell, die Augen des Fremden brannten im Dunkeln und entzündeten alles zu einem kalten Leuchten. Und die Stimme fing sie wie ein schweres Gewand, der Atem war kalt, aber er wärmte noch ihr Herz, das fröstelnd langsam und langsamer schlug.

Da hob Annke Sylting die Hände zu ihrer Stirn, schloß die Augen müde und lehnte sich zurück, bis Jan Breckwoldt sie auffing...

*

Wer hat die beiden nicht gesehen, wie sie über den Deich sprangen? Wer hat nicht die dunklen, breiten Arme gesehen, die sich aus dem Meer aufreckten, als Annke Sylting in die Flut sank? Und wer hat nicht gesehen, wie Kord Stürmanns Boot am Weihnachtsabend gegen das eiserne Schiff schlug und zerschellte? Viele waren draußen und sahen seinen letzten Kampf mit den aufheulenden Böen und hörten den spottenden Totengesang aus dem Sturm.

Ihr wißt es vielleicht besser?

Aber geht selbst hin und laßt es euch erzählen und schaut tief in den versonnenen Märchenblick, in die nachdenklich blinkenden Grauaugen der Alten. Dann seht ihr den Strom und den Sturm und Jan Breckwoldts bleiches Gesicht mit den triefenden Haaren, dann seht ihr die Nacht und den Drang, in dem Kord Stürmann sterben mußte. Und dann seht ihr Annke Sylting.

M. Frost. 25.

Erholung zu Wochenende im Hochsommer: Leben und Treiben am Werbellinsee in der Schorfheide bei Berlin. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Nizäa. / Von Dr. Ferdinand Krekeler.

Tor von Lefke (Osttor).

Im Inneren der Hagia Sophia, in der 787 ein zweites Konzil tagte.

Blick auf die Kub-Beddin-Moschee.

Früher an einer der wichtigsten Weltstraßen gelegen, träumt Nizäa heute in einem abgelegenen stillen Winkel vom Ruhme vergangener Zeiten. Fast jedes Volk des Altertums hat um seinen Besitz gekämpft, und erst zur Römerzeit brach ein längerer Zeitraum der Ruhe an, die durch einbrechende Goten und Skythen nur kurz gestört wurde. Im Goldglanze byzantinischer Kaiserherrlichkeit tagte hier im Jahre 325, also vor 1600 Jahren, das erste Konzil, das die Grundverfassung der christlichen Kirche festlegte. Ein zweites Konzil wurde 787 von der Kaiserin Irene nach hier in der Hagia Sophia einberufen zur Beilegung des Bilderstreites. Im Jahre 1074 drangen die Seldschucken ein, und bei der Eroberung durch die Kreuzritter fand auch mancher deutsche Held vor diesen Mauern sein kühles Grab. Mit Sultan Orchan zog der Halbmond endgültig in die Stadt ein; doch nach einem kurzen Blütenzauber orientalischer Kultur wandte sich der osmanische Welteneroberer fernen westlichen Plänen zu, und damit brach die große Dämmerung des langsamen Hinsterbens über die einst so mächtige Stadt herein.

Von einem der östlichen Hügel aus bietet sich ein herrlicher Blick. Die 5 km lange, in ganzer Ausdehnung noch gut erhaltene Stadtmauer hebt sich als unregelmäßiges Fünfeck vom grünen Grunde ab. Nur ein ganz geringer Teil des weiten Stadtgebietes wird von der heutigen Türkenstadt (2000 Einwohner) eingenommen, deren weißgetünchte Lehmhäuser und kuppelgewölbte Moscheen grell aus dem Grün der Maulbeergärten hervorleuchten. Dahinter dehnt sich in 40 km Weite die Fläche des Sees aus.

Der niedrige Aquädukt Justinians begleitet den Weg zum Osttor, dessen weitausladende Außentürme aus Byzantinerzeit stammen. Der mittlere Toranteil ist nach Art eines römischen Triumphtores aus gewaltigen Quadern zusammengefügt. Ein Fries erzählt uns vom Ruhme der Kaiser Hadrian und Flavius, die in der Stadt weilten. Die innere Stadtmauer ragt etwa 6 m dick bis fast 8 m Höhe empor, gerundete und eckige mehrstöckige Türme springen aus ihr vor, dann ein breiter Umgang und eine niedrige Außenmauer, der Graben ist kaum mehr angedeutet. Dunkler Efeu wuchert bis zu den Zinnen der geborstenen Türme empor. Überall in der Stadtmauer stößt man auf Säulenreste und oft gut erhaltene Stücke alter Reliefs, die achtlos eingemauert sind. Hier hat eine Kultur mit den Trümmern der anderen aufgebaut. So ist der alte Kaiserpalast völlig verschwunden, und das römische Theater bildet einen grünüberwucherten Trümmerhügel.

Die herrlichen Moscheen bieten in ihren Vorhöfen und Inneren das Bild greulicher Verwüstung. Was nur zu erreichen war, ist von den Griechen bei ihrem Rückzug vor einigen Jahren zerschlagen worden. Unersetzliche Kunstwerke liegen in Stücken umher.

Unvergeßlich ist mir jener Abend, den ich am See auf dem alten römischen Molo verträumte, dessen mächtige Quader noch immer dem zernagenden Ansturm der Wogen zu trotzen vermögen. Die scheidende Sonne ließ die Kuppen der Berge, die mit ihren steilen Hängen nahe an den See herantreten, in purpurnen Farbentönen aufglühen, und vom Seegrunde leuchtete es wie vom Golde versunkener Schätze. Der Heimweg führte durch stille Gärten voll Marmortrümmer; über die Mauern hingen in verschwenderischer Fülle Rosenbüschel herab, und ihr feiner Duft mischte sich mit dem leisen Rauschen der Zypressen, in deren Schatten die Kuppein alter Moscheen schlummern.

Links: Nelüfer-Hatun, eine Volksküche aus der Zeit Sultan Orchans (1326—1359). — Mitte oben: Anprall der Wellen gegen den alten römischen Molo im Isnik-(Nizäa-)See. — Rechts: Blick auf Isnik (Nizäa) von einem Hügel im Osten der Stadt aus. Neben dem Wege im Vordergrunde läuft die alte römische Wasserleitung zum Lefke-Tor. Im Hintergrund der Isnik-See.

Zur Erinnerung an das erste Konzil zu Nizäa vor 1600 Jahren.

Elektrisches Lichtbad. / Von Hasse Zetterström. Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

Ich bekam Reißen, das ich früher nie gehabt hatte. Es kam urplötzlich. Saß im Rücken und kniff wie mit einer Röhrenzange, machte sich auf den Weg und setzte sich in den Armen fest und ging dann ohne Umstände in die Brust hinein, so daß meine Zwerchfellatmung um sechs Zentimeter vermindert wurde.

„Das kenne ich", sagte T. „Du mußt dir den Körper mit Kampferliniment einreiben, dir etwas Warmes anziehen und zu Bett gehen."

Das beste ist ein Kognak", sagte P. „Eine Aspirintablette hilft für den Augenblick, aber von einem Kognak wird man fröhlich. Hast du überhaupt Kognak im Hause?"

„Nein, leider nicht", sagte ich.

Da ging P. ziemlich schnell mit resignierter Miene fort.

„Seifenmassage ist gut!" sagte meine Frau. „Die kannst du dir beim römischen Bad machen lassen."

„Du mußt deine Diät ändern", sagte mein Freund A. „Iß kein Fleisch, iß Obst, trinke Wasser und hüte dich vor Milch und Süßigkeiten. Und Konserven. Die sind gefährlich. Und dann mußt du ein elektrisches Lichtbad nehmen. Das ist das Herrlichste. Sehr wohltuend."

Ich entschloß mich für das elektrische Lichtbad und ging eines Mittags in eine Lichtkuranstalt. Ich kaufte mir eine Karte für ein elektrisches Lichtbad, 3,50 Mark, und bekam eine Kabine. Es war die übliche Kabine mit Sofa, Schemel und Spiegel. Ich setzte mich aufs Sofa und dachte: Eigentlich hätte ich mich zuerst erkundigen sollen, was eigentlich ein elektrisches Lichtbad ist, wie es gemacht wird usw. Ob man allein badet? Wie das elektrische Licht verabfolgt wird?

Ich mußte an eine Geschichte von einem dänischen Schriftsteller denken, der jetzt über achtzig Jahre alt ist, der Georg Brandes heißt, und der eines Tages Besuch von einem dänischen Kollegen bekam. Brandes empfing ihn in seinem Arbeitszimmer und saß auf einem Stuhl mitten im Zimmer, gerade unter der elektrischen Deckenlampe, von der eine elektrische Leitung ausging, die sich Brandes verschiedene Male um den Körper gewickelt hatte. Brandes erklärte, daß er sich nicht ganz wohl fühle, aber glaube, daß der elektrische Strom ihm guttun würde. Ich war neugierig, ob man Brandes' System oder ein anderes in der Anstalt anwendete.

Dann dachte ich weiter: Ob man sich ganz ausziehen muß, oder ob nur der kranke Körperteil entblößt zu werden braucht? Vor einiger Zeit war mir ein Muskel gerissen, und ich ging in ein Heißluftinstitut, um geheilt zu werden. Ich bekam eine Kabine wie hier und zog mich gleich ganz aus, und dann trat ich, mit einem kleinen Handtuch in der Hand, in ein großes Zimmer, das voll war von vollständig angekleideten Damen und Herren, die mit langen Gummischläuchen in der Nase atmeten. Ich war in das Inhalatorium statt in das Heißluftinstitut geraten, und als all diese Damen und Herren mich entdeckten, wie ich so nackt in der Türöffnung dastand, nur mit meinem kleinen Handtuch in der Hand, stockte ihnen der Atem, und einige von ihnen bekamen ihn in die falsche Nase.

Man muß sehr vorsichtig sein, wenn man sich nackt auszieht, daß man es nicht am unrechten Ort tut. Bin neugierig, wie es hier ist. Vielleicht hat man hier auch irgendeinen elektrischen Atemraum für die Patienten.

Plötzlich fühlte ich mich müde. Man wird häufig schläfrig in Badehäusern. Das ist die warme, etwas feuchte Luft, die das macht. Ich legte mich aufs Sofa, breitete eine Decke über mich und drehte mich nach der Wand, weil ich sechzehn Minuten schlafen wollte, eine Kunst, die ich von einem indischen Yogi gelernt habe.

Ich schlief leicht und geräuschlos ein und wurde nach fünf Minuten dadurch geweckt, daß der Vorhang der Kabine beiseitegezogen wurde. Ich drehte den Kopf ein bißchen und sah einen Mann in mittleren Jahren, in einen Bademantel gehüllt, zu meinen Füßen stehen.

Das Haar stand ihm zu Berge, und er sah im übrigen aus, als wäre er direkt aus einem Schwimmbassin gekommen. Er hatte ein ausgesprochenes Bassinaussehen. Ich hatte keine Zeit, ihn zu fragen, was er wollte, als er zu reden anfing:

„Ja, und dann fuhr ich nach Italien. Ein herrliches Land, das kannst du mir glauben, mit ausgezeichneten Menschen, brav und freundlich. Ich fuhr mit dem Auto durch das ganze Land, und überall wurde ich wie ein Ehrengast empfangen. Und ruhig und friedlich war es. In Rom begegnete ich Heinrich. Du weißt doch? Er machte gute Geschäfte. Seine Schwiegermutter war gestorben, wir waren einen ganzen Abend zusammen. Er läßt dich grüßen . . ."

„Vielen Dank," sagte ich, „das war ja sehr freundlich von Heinrich."

Der fremde Mann starrte mich höchst erstaunt an, verbeugte sich und sagte: „Verzeihung, ich bin in die falsche Kabine geraten!"

„Bitte sehr", sagte ich. „Ich habe noch elf Minuten zu schlafen, die kann ich ja später erledigen."

Unter eifrigen Entschuldigungen zog sich der Mann zurück, und ich drehte mich aufs neue gegen die Wand, während ich dachte: Er war wenigstens nackt, aber vielleicht hatte er ein gewöhnliches Bad genommen, Wanne oder Brause. Er war keine Richtschnur für ein elektrisches Bad.

Dann schlief ich wieder ein, und nach vier Minuten wurde ich abermals durch den Mann im Bademantel geweckt, der wieder zu meinen Füßen stand. Ich sah ihn mit einem Auge über die Decke hinweg an und hörte ihn sagen:

„Kannst du dir denken — eben bin ich in eine falsche Kabine gegangen, und da lag ein Mensch, von dem ich dachte, daß du es wärst, und ich stand eine ganze Weile da und erzählte ihm was, bis er mich bat zu gehen, denn er wollte noch elf Minuten schlafen. Komischer Kerl, nicht? Also — wo war ich? Ja — ich fuhr, wie gesagt, nach Italien. Ein herrliches Land, das kannst du dir denken, mit ausgezeichneten Menschen, brav und freundlich. Ich fuhr mit dem Auto durchs ganze Land, und überall wurde ich . . ."

„Wie ein Ehrengast empfangen", sagte ich. „Und dann fuhren Sie nach Rom, und dort begegneten Sie Heinrich, der gute Geschäfte machte, obgleich seine Schwiegermutter gestorben war, und dann bestellte er Grüße . . ."

„Um Gottes willen," sagte der fremde Mann, „wo bin ich? Bin ich schon wieder in eine falsche Kabine gegangen? Sonderbar. Verzeihung!" Und dann wollte er gehen, aber ich rief ihm nach: „Bleiben Sie, bitte, einen Augenblick, und sagen Sie mir im Vertrauen — muß man sich ganz nackt ausziehen, wenn man ein elektrisches Lichtbad gegen Reißen im Rücken nehmen will? Oder braucht man nur . . .?"

„Lichtbad?!" sagte der Mann. „Hier werden keine Lichtbäder verabfolgt! Das ist eine Treppe höher! Dann sind Sie es und nicht ich, der falsch gegangen ist. Sie unverschämter Mensch! Sie müssen schon noch eine Treppe höher steigen, wenn Sie noch Ihre dreizehn Minuten schlafen wollen, oder wieviel Sie sonst vorhaben!"

Da stand ich auf, faltete die Decke zusammen, nahm meinen Hut und Mantel, ging nach Hause und nahm Aspirin und trank Kognak.

Eine Karte für ein elektrisches Lichtbad zu 2,25 Mark ist zu vergeben.

Aus Wissenschaft und Technik.

Aufwertung und öffentlicher Glaube des Grundbuches. Täglich füllen die Zeitungen Aufsätze und Berichte über das Aufwertungsproblem, nachdem am 15. Juli 1925 das neue Aufwertungsgesetz in Kraft getreten ist. Im folgenden soll nun aus dem umfangreichen Gebiet die Frage behandelt werden, welche Beziehungen die neuen Bestimmungen zum sogenannten öffentlichen Glauben des Grundbuchs haben, von dem man jetzt soviel reden hört. Was heißt zunächst öffentlicher Glaube des Grundbuches? Dies ist der Glaube an die Richtigkeit des Inhalts des Grundbuchs, und zwar gilt zugunsten desjenigen, der in gutem Glauben ein Recht an einem Grundstück durch Rechtsgeschäft erwirbt, der unbestrittene Inhalt des Grundbuches als richtig und vollständig. Nur der rechtsgeschäftliche Erwerb wird geschützt, als Hauptbeispiel also der Kauf, nicht dagegen der Übergang von Rechten an Grundstücken kraft Gesetzes wie bei Erbfolge oder Zwangsversteigerung. Als Inhalt des Grundbuches gilt die Gesamtheit der Einschreibungen, die auf den Rechtsbestand des Grundstückes Bezug haben. Hierzu gehören auch gewisse Angaben über tatsächliche Eigenschaften des Grundstücks, von denen die Beurteilung des Wertes desselben oder von Rechten an ihm abhängt. Nur „zu Gunsten", nicht auch zu Lasten des Erwerbers gilt der öffentliche Glaube. Er bezieht sich also nur auf Eintragungen, die dem Erwerber Rechte, nicht Pflichten bzw. Lasten bringen. Schließlich gilt er auch nicht gegenüber jedermann, sondern nur zu Gunsten des Erwerbers von Grundstücksrechten. Zu Gunsten des Rechtsnachfolgers von diesem wird er insofern praktisch, als auf ihn das vom Vorgänger kraft öffentlichen Glaubens erworbene Recht übergeht. Ob der Erwerb entgeltlich oder unentgeltlich geschieht, ist gleich. Ausnahmen vom öffentlichen Glauben gelten, wenn ein Widerspruch gegen die Richtigkeit des Grundbuchs eingetragen ist oder die Unrichtigkeit dem Erwerber bekannt war, er also bösgläubig ist. In diesen Fällen gilt die tatsächliche Rechtslage unabhängig vom Inhalt des Grundbuchs. Wie weit geht nun der öffentliche Glaube bei aufzuwertenden Grundstücksrechten? Im Rahmen dieser Abhandlung sollen als wichtigste die Hypotheken genannt sein. Diese werden grundsätzlich mit 25 Proz. des Goldmarkbetrages aufgewertet. Sind sie im Grundbuch bereits gelöscht, so findet die Wiedereintragung in Höhe der Aufwertung mit dem früheren Range nur statt, soweit nicht die vorbeschriebenen Vorschriften des öffentlichen Glaubens entgegenstehen, d. h. soweit nicht die Hypotheken inzwischen durch gutgläubigen rechtsgeschäftlichen Erwerb des Grundstücks durch einen Dritten endgültig erloschen sind. Dies gilt nur dann nicht, wenn die Rechte nach dem 1. Jan. 1925 vom Eigentümer oder bestimmten nahen Verwandten desselben erworben sind, es sei denn, daß der Erwerber beweist, daß ihm eine Absicht des anderen Teils, den Gläubiger zu benachteiligen, nicht bekannt war. Der Eintragung des Aufwertungsbetrags steht aber der öffentliche Glaube nur dann entgegen, wenn der Zeitpunkt des Erwerbes des Rechtes am Grundstück vor dem 1. Juli 1925 liegt. Somit ist die Rechtslage, um diese noch an einem Beispiel zu erläutern, im Normalfall folgende: Die Hypothekenaufwertung wird grundsätzlich nur dann wieder eingetragen, wenn sie mit dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs vereinbar ist. Dieser ist somit eine Quelle der Wahrheit, und man kann das Wesen desselben kurz dahin zusammenfassen: Was im Grundbuch steht, gilt als richtig, selbst wenn der Gegenbeweis der Unrichtigkeit erbracht wird. Dr. L.

Die Elektrifizierung der Berliner Bahnen. Nach langwierigen Voruntersuchungen hat man sich amtlicherseits endgültig zur Anwendung des Gleichstroms entschlossen, hauptsächlich deshalb, weil die Kosten für das fahrende Betriebsmaterial, die den Hauptanteil der aufzuwendenden Gesamtkosten ausmachen, bei dieser Stromart geringer ausfallen als bei Wechselstrom. Die vorhandenen Gleisanlagen der Stadt-, Ring- und Vorortbahnen sind völlig unzureichend; eine Verbesserung des Verkehrs wäre bei dem schwerfälligen Dampfbetrieb deshalb kaum zu erreichen gewesen, und auch die Vorteile des elektrischen Betriebes, größere Zugdichte, größere Fahrgeschwindigkeit, rascheres Anfahren und die Beschränkung etwaiger Rangierbewegungen auf ein Mindestmaß, müssen aus diesem Grunde restlos herangezogen werden, um in großzügiger Weise eine durchgreifende Verbesserung der unleidlichen Verkehrsverhältnisse herbeizuführen. Lokomotivbetrieb muß wegen des Zeitverlustes durch Umsetzen der Lokomotive von vornherein ausscheiden. Dieser Nachteil fällt beim Triebwagenbetrieb weg, und die Möglichkeit, je nach den Anforderungen des außerordentlich stark und plötzlich schwankenden Verkehrs kleine Zugeinheiten einzeln oder aus solchen rasch, einfach und ohne Umsetzbewegungen zusammengestellte längere Züge laufen lassen zu können, bringt Energieersparnisse und günstige Ausnutzung des rollenden Materials und deshalb größere Wirtschaftlichkeit mit sich. Die bestehende Länge der Bahnsteige beschränkt allerdings die Zahl der zusammenzustellenden Zugeinheiten auf zwei sogenannte Halbzüge auf den Außenlinien. Auf den eigentlichen Stadt- und Ringbahnstrecken ist jedoch der Fassungsraum eines Halbzuges völlig ausreichend. Dagegen kann auf diesen Linien dem berechtigten Wunsche des Publikums nach häufigerer Verkehrsmöglichkeit auch bei schwachem Verkehr durch Unterteilung eines Halbzuges in zwei Viertelzüge als künftige Zugeinheit Rechnung getragen werden, so daß solche Viertelzüge einzeln verkehren oder nach Bedarf zu Halb-, Dreiviertel- und Ganzzügen zusammengesetzt werden können. Die gegenwärtige Zugeinheit des Halbzuges besteht aus zwei vierachsigen Trieb- und drei zweiachsigen Beiwagen. Jeder Triebwagen besitzt zwei im vorderen Drehgestell untergebrachte Zahnradachsmotoren von zusammen 460 P.S. Stundenleistung. Die hierbei nötige Achsbelastung von 17 t sowie die verschiedene Größe von Trieb- und Laufrädern haben sich jedoch als unzweckmäßig herausgestellt. In Zukunft wird deshalb ein neuer Triebwagen vier kleinere Motoren erhalten von zusammen 516 P.S. Stundenleistung und mit einem ebenfalls vierachsigen, im Äußeren genau gleichen Anhängewagen die Zugeinheit des Viertelzuges bilden. Sämtliche Motoren werden von einem Führerstand an dem einen oder anderen Ende des Viertel-, Halb- oder Ganzzuges in Bewegung gesetzt. Die hierzu erforderlichen Steuerleitungen müssen also durch den ganzen Zug hindurchgeführt werden, wobei zwischen den Zugeinheiten die Verbindung durch vielpolige Steckdosen hergestellt wird. Um letztere möglichst klein zu halten und die Zahl der Steuerleitungen zu beschränken, hat man ein neues, bisher in Deutschland noch unbekanntes halbautomatisches Steuersystem eingeführt, ein Schaltwerk, das Zugkraft und Geschwindigkeit in gleichmäßigem Tempo steigert, und zwar so, daß die zulässige Stromstärke der Motoren nicht überschritten wird. Der Führer kann also den zeitlichen Verlauf der Anfahrt nicht abkürzen, auch dann nicht, wenn er den Fahrschalter mit einem Ruck von Null auf volle Fahrt einstellt; dagegen kann er die Anfahrbeschleunigung ermäßigen und geringere Geschwindigkeiten einstellen. Die gegen diese Steuerung erhobenen Bedenken haben sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. Seit dem 8. August 1924 befindet sich die erste nach diesem System gebaute Linie nach Bernau in Dauerbetrieb. Die Strecke nach Oranienburg wurde am 5. Juni 1925 bis Birkenwerder eröffnet. Man kann sagen, daß das neue System nach Überwindung einiger Kinderkrankheiten den Erwartungen voll entspricht, und daß bei der Ausführung dieses gewaltigen Projektes der Elektrifizierung der Berliner Bahnen keine nennenswerten prinzipiellen Schwierigkeiten mehr befürchtet werden müssen, zumal die Erzeugung der elektrischen Energie als Drehstrom, die Umwandlung in den Unterwerken in Gleichstrom und die Zuführung zu den Triebwagen mittels dritter Schiene nach bewährten Grundsätzen erfolgen können. Das riesige Werk wird allerdings nicht so rasch zu vollenden sein, wie es wünschenswert erscheint, da die Geldmittel jetzt sehr knapp sind und vorerst auch keine wesentliche Besserung zu erwarten ist. Dipl.-Ing. H. Dollmann.

Die Bedeutung radioaktiver Erscheinungen für den Radioempfang. Radioaktivität hat auf den ersten Blick mit dem Radioempfang nur den ähnlich klingenden

Namen gemeinsam. Trotzdem scheint das eine Gebiet auf das andere nicht ohne Einfluß zu sein. Bei der Radioaktivität handelt es sich um Atomvorgänge, bei denen Atombestandteile aus dem Kern der Atome herausfliegen. Den Strom dieser Atombestandteile nennt man radioaktive Strahlung. In der Radiotechnik handelt es sich dagegen um die Fortpflanzung von elektrischen Wellen durch den Äther. Da die elektrischen Wellen durch Töne, Musik usw. beeinflußt werden können, ist die Möglichkeit gegeben, mit ihrer Hilfe Sprache, Konzerte und dergleichen drahtlos zu übertragen. Man macht nun bei der drahtlosen Telegraphie und Telephonie immer wieder die Beobachtung, daß die Zeichen bzw. die Töne, plötzlich kurzperiodischen Schwankungen unterworfen sind, daß plötzlich die Zeichen ganz schwach werden und dann wieder anschwellen. Diese Erscheinung, die als Fading-Erscheinung bezeichnet wird, ist für die Rundfunkübertragung recht störend. Sie tritt nicht nur bei großen Entfernungen zwischen Sende- und Empfangsstation auf, sondern auch bei kurzen Entfernungen. Von Pickart sind neue Versuche gemacht worden, bei denen die Signale ein und derselben Sendestation von verschiedenen Empfangsstationen ihrer Stärke nach aufgezeichnet wurden. Es zeigte sich, daß auch bei der geringen Entfernung von 500 m zwischen den Empfangsstationen die Schwankungen der Lautstärke nicht etwa in demselben Takte, sondern in ganz unregelmäßiger Weise erfolgten. Es müssen also in dem Zwischenraum zwischen den Stationen Störungen vorhanden sein, die für diese Schwankungen verantwortlich zu machen sind. Pickart sucht sie auf radioaktive Erscheinungen zurückzuführen. Er nimmt an, daß von der Sonne aus Wolken von Alphateilchen in die Erdatmosphäre gelangen. Diese Alphateilchen sind Atombestandteile, die beim radioaktiven Zerfall frei werden und aus einzelnen Heliumatomkernen bestehen. Daß solche Strahlungen von der Sonne wirklich ausgehen und bis zur Erde gelangen, beweist das Auftreten der Nordlichterscheinungen, die nach den heutigen Erscheinungen auf radioaktive Strahlungen zurückzuführen sind. Während die Nordlichter aber nur in großen Höhen auftreten, sollen nach Pickart die von der Sonne ausgehenden Alphateilchen bis in tiefere Schichten der Atmosphäre eindringen und dort zu einer Ionisierung führen, d. h. die Luft leitend machen. Die Wolken von Alphateilchen werden sich, so nimmt Pickart an, in unregelmäßiger Weise verteilen. Die durch sie leitend gemachten Luftmassen werden die elektrischen Wellen beugen und abbiegen. Infolge des magnetischen Erdfeldes werden die Alphateilchen in bestimmter Weise orientiert werden können, so daß die elektrischen Wellen nach bestimmter Richtung ganz besonders stark konzentriert werden. Da die Alphateilchen außerdem den Luftströmungen und den Winden folgen werden, so werden sich meist die ionisierten Luftmassen in unregelmäßiger Weise verlagern und die Absorption, Brechung und Beugung der elektrischen Wellen in unregelmäßiger Weise zur Wirkung kommen. Es können also durch elektrische Wellen übermittelte Signale durch radioaktive Erscheinungen in der charakteristischen Weise beeinträchtigt werden, wie es bei den Fading-Erscheinungen beobachtet worden ist. Ludwig Thor.

Wohnung und Siedlung.

(Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden.)

Zum vierten Male wird in Dresden der Versuch unternommen, ein Bild von deutschem Fleiß und deutscher Spannkraft zu geben. Zum vierten Male ging man daran, den Stand eines Zweiges der heimischen Wirtschaft — sowohl nach der ideellen wie praktischen Seite — erschöpfend darzulegen. Nachdem man 1922 mit Porzellan-, Keramik- und Glasindustrie begonnen hatte, im darauffolgenden Jahr „Spiel und Sport" und dann die Textilbranche zu Worte kommen ließ, wird diesmal das Wohn- und Siedlungsproblem in großzügiger Weise aufgerollt. Und zwar in einem Umfang, daß die voraufgegangenen Veranstaltungen um ein beträchtliches zurückbleiben. Dies drückt sich rein äußerlich schon in der in Anspruch genommenen Ausstellungsfläche aus. Die gegenwärtige Schau umfaßt nämlich das Dreifache des früheren Geländes. Trotz mancherlei Hemmungen ist es also gelungen, den ursprünglichen Plan, Rechenschaftsberichte vom inländischen Gewerbe in hochwertigen Beispielen regelmäßig vorzuführen und damit dem Laien wie der Fachwelt Anregungen und Studienmöglichkeiten zu schaffen, aufs glücklichste weiterzuführen. Der wachsende Zuspruch und die Anerkennung weit über die deutschen Grenzen hinaus lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß hier ein Werk in Angriff genommen wurde, dem neben der kommerziellen eine kaum zu überschätzende kulturelle Bedeutung zukommt.

Schon die Planung der Gesamtanlage allein, für die der Dresdener Stadtbaurat Paul Wolf herangezogen wurde, gibt ein mustergültiges Beispiel. Kein Jahrmarktsdurcheinander, keine zufälligen Straßenführungen, keine Überfüllung. Die vorhandene Fläche ist mit großem Können restlos gemeistert. Anfang und Ende der Ausstellung werden von Einfamilien- und Siedlungshäusern beherrscht. Die Mitte bildet das Hallen- und Vergnügungsviertel, das die Anlage in zwei Rechtecke teilt. Kommt man von der Lennéstraße, so hat man einen klaren Durchblick bis zum Winkel, von wo sich der andere Teil ebenso einfach und klar längs des Botanischen Gartens ausbreitet, so daß sich sehr bald das Gefühl der Weiträumigkeit und des Vorwärtsgedrängtseins einstellt.

Rhythmus erhält der Ausstellungspark obendrein durch drei Plätze, die unterschiedlich an Größe und Betonung — einer wird von Pölzigs phantastischem Brunnen, der mittlere von hochstrebenden Kandelabern akzentuiert — zugleich dem Ganzen die notwendigen Ruhepunkte auf vorbildliche Art gewähren. Solche überlegene Disposition offenbart deutlich den städtebaulichen Willen des Urhebers und trägt nicht wenig dazu bei, daß man nicht müde wird, immer aufs neue auf und ab zu wandeln. Vor allem aber — und dies ist das Wichtigste — wird einem dadurch ermöglicht, das einzelne Gebäude in der richtigen Distanz zu betrachten und auf seine Wirkung in der Landschaft hin zu beurteilen.

Was bringt nun die Ausstellung im einzelnen? Vor allem den Typus des Kleinwohnungshauses in den verschiedensten Abwandlungen, und zwar gleichermaßen dem Material wie der Form nach. Dieser Teil der Schau zieht mit Recht das stärkste Interesse auf sich; in einer Zeit allgemeiner Wohnungsknappheit scheint dies nur zu begreiflich. Diese Kleinwohnhäuser verdienen auch wirklich unsere ganze Aufmerksamkeit, denn sie vermitteln architektonisch und technisch Lösungen, die in die Zukunft weisen.

Da ist das bürgerliche Wohnhaus von Prof. Albin Müller, Darmstadt. In Blockhausbauweise errichtet, zeigt es große Selbständigkeit und eine sehr gepflegte Art. Auf niedrigem Steinfundament erheben sich die aus Stämmen gefügten Holzwände, um mit einem betonten Gesims zu einem fast ebenso hohen Satteldach überzuleiten. Ein offener rechtwinkliger Vorbau stellt die Verbindung zum Garten her. Das Ganze ist in einfacher Umrißlinie gehalten und besitzt alle Vorzüge eines ruhigen, harmonischen Heims. Noch einfacher gibt sich das „Wochenendhaus" von Paul Wolf, Dresden. Mit dem niedrigen steilen Dach, dessen Traufenbalken über die Giebel hinausspringen, wird ein wuchtiger und origineller Eindruck erzielt. Unschwer ist hier das Zurückgreifen auf altbäuerliche Vorbilder festzustellen, was auch bei dem oberbayrischen Ferienhaus und dem De-We-Holzhaus zutrifft.

Aus einem anderen Bezirk kommt dagegen das Plattenhaus, das Prof. Bruno Paul, Berlin, entworfen hat. Weiße Fenster auf ockergelben Wänden, eine ungewöhnlich schlank bis zur Decke geführte Tür und eine Dachform, wie man sie ähnlich nur in Asien findet. Die Innenausstattung bleibt jedoch trotz äußerster Modernität stets zweckvoll und vom feinsten Geschmack beherrscht. Nach der Seite der Bequemlichkeit dürfte zweifellos das Siedlungsheim für zwei Familien an erster Stelle zu nennen sein, während das Mustersiedlungshaus Warnatz von Prof. A. Muesmann, Dresden, durch seine rationelle Anordnung der Innenräume überzeugt.

Versucht man nun zusammenfassend das Charakteristische des neuen Bauens hier abzuleiten — und das erscheint mir als das Nützlichste der ganzen Veranstaltung — so kommt man etwa zu folgendem Ergebnis:

Der Zug zur Sachlichkeit setzt sich immer mehr durch. Dieses Streben ist nicht mehr zu unterbinden. Man hat endgültig und fast restlos auf das Ornament verzichtet. Man bringt keine unorganischen Fassaden mehr, keine Dekors und auch wenige historische Requisiten noch. Bei den besten Leistungen bleibt solches Wollen überall spürbar. Positiv ausgedrückt heißt das: dem Baublock wird alles untergeordnet, und nur aus ihm steigt dann die eigene Form auf. Mancher mag allerdings den Puritanismus beklagen und meinen, unser Schmuckbedürfnis komme dabei etwas zu kurz. — Außer der Masse kommt noch dem Dach im heutigen Bauen eine formgestaltende Bedeutung zu. Dies konnte man bisher kaum noch irgendwo so einwandfrei erfahren wie jetzt. Selbst das Deuka-Haus oder das Steinhaus für Kopfarbeiter, die auf direktestem Wege ihre Anregung vom Bauhaus bezogen, zeigen ihre originellsten Einfälle an der Dachpartie.

Adolf Kreiter.

Für die Frauenwelt.

Die Garnierung der neuen Herbsthüte besteht oft in Motiven aus Straß, Stahl und Barockperlen, die auf Samt und Filz eine sehr günstige Wirkung haben. Alle Phantasien sind in diesem Ideengang erlaubt. Manchmal ist es ein Vogel mit glitzernden Flügeln oder ein Stern, dessen Strahlen durch den dunklen Samt leuchten. Viele Frauen bleiben der mit bunten Steinen besetzten Nadel treu, und manche stecken ein Fragezeichen in ihre Kopfbekleidung.

Bunte Tapeten sind modern. Der Lebensunterhalt ist so teuer, daß man oft genötigt ist, seine Wünsche zurückzustellen und Möbel zu behalten, die schon längst unmodern geworden und nicht einmal mehr hübsch sind. Diese Möbel gewinnen nun, wenn sie von modernen, bunten Tapeten eingerahmt werden. Das Originelle an diesen Tapeten sind die heterogenen Farben, die in krassen Gegensatz zueinander gestellt werden. Da gibt es parmaveilchen-kirschrot gestreifte oder senfgelbe mit Streifen

von verschieden abgetöntem Blau. Auf beigefarbenem Grunde sieht man goldene Vierecke, in denen grüne Blätter auf- und niedersteigen. Schwarzer Grund ist mit gelben Blumen und grünen Blättern verziert und grüner mit Silberblattwerk und modernen Rosen. Endlich versuchen violette Ringe auf kirschrotem Grunde und noch viele andere lustige Phantasien auch die griesgrämigste Laune zu verscheuchen.

Bilderknöpfe. Was die Mode noch alles erfinden wird! Auf den Knöpfen an Jagdröcken hat man ja schon die Köpfe von Wölfen, Hunden, Hirschen und Wildschweinen gesehen, aber für Damenkleider sind die Bilderknöpfe doch neu. Es gibt Knöpfe mit dem Konterfei bekannter Schauspieler und Schauspielerinnen, Filmstars und berühmter... Clowns!

Die „heiratslustigen" Nonnen. Im fernen Ostasien sind die modernen „Bewegungen" an der Tagesordnung: Die Arbeiter schließen sich zusammen, die Bettler fordern ihre Menschenrechte, und die Frauen wollen sich — emanzipieren. Die neueste Phase der Frauenbewegung Ostasiens geht von den buddhistischen Nonnen der weitverbreiteten Jodosekte aus, die, 1175 n. Chr. vom Priester Genku gegründet, auf der Anschauung beruht, daß man nur durch eigenes Zutun zum Heile gelangen könne. Ungefähr 3000 Nonnen dieser Sekte haben sich zusammengetan und eine Bewegung eingeleitet, die darauf hinausläuft, die Sitte des Zölibats (Ehelosigkeit) aufzuheben. Bei der im März in Tokio tagenden allgemeinen Versammlung der buddhistischen Kirche haben diese 3000 Nonnen ihren Antrag unterbreitet und ihre Forderung damit begründet, daß sie dieselben Rechte wie die Priester verlangten, denen die Heirat gestattet sei. Außerdem forderten sie das Recht, ihr Haar lang tragen zu dürfen. Man darf darauf gespannt sein, ob die Frauen das Ziel ihrer Wünsche erreichen werden.

Dr. Fk.

Der neue Handkasten versucht die Handtasche zu ersetzen. Er ist ein kleines Köfferchen, das durch eine Vorrichtung verschließbar ist. Wenn man den Deckel hebt, der in seinem Innern einen Spiegel birgt, erblickt man Puder, Spiegel, Taschentuch, Portemonnaie, kurz alles, was eine elegante Dame zum täglichen Leben nötig hat! Innen ist der kleine Kasten mit hübschem Moiré ausgeschlagen, außen ist er aus feinem, rotem, grünem, blauem, grauem oder auch sonst zum Kostüm passenden Leder.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

A. MICHAELIS

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4198. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 27. AUGUST 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4198. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. August 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Internationale Handelskammer hat den Antrag Deutschlands auf Aufnahme in die Kammer unter Zustimmung zu ihren Grundsätzen erhalten. Der Verwaltungsrat hat daraufhin die folgenden fünf deutschen Spitzenverbände einstimmig zu Mitgliedern gewählt: Deutscher Industrie- und Handelstag, Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels, Reichsverband der Deutschen Industrie, Zentralverband des Deutschen Großhandels. Diese Verbände werden als deutsche Landesgruppe die Vertretung Deutschlands in der Kammer unter der vorläufigen Geschäftsführung des Deutschen Industrie- und Handelstages, Berlin C 2, Hinter dem Gießhause 3 bilden.

Die Hochschule für Musik in Sondershausen befindet sich unter der zielbewußten Leitung seines Direktors Professor C. Corbach im Stadium gesunder und gedeihlicher Fortentwicklung. Die Gründe, aus denen die besondere Bevorzugung dieser Musikhochschule resultiert, beruhen auf einem glücklichen Zusammentreffen aller jener Vorbedingungen, die eine vollkommene musikalische Gesamtausbildung, wie auch ein gesundes abwechslungsreiches Leben in den Stunden der Erholung gewährleisten. Das neue Unterrichtsjahr beginnt am 1. Oktober. Prospekte sind kostenlos vom Sekretariat erhältlich.

Die deutsche Schulsammlung in Lettland. Die Sammlung für das deutsche Schulwesen 1925, die der deutsche Elternverband veranstaltete, hat im ganzen 6,83 Mill. lettischer Rubel gebracht, ein stattliches und für die Opferwilligkeit des Deutschtums in Lettland für sein Schul- und Kulturwesen glänzend beweiskräftiges Zeugnis, wenn auch das Ergebnis nicht ausreicht, das gesamte Schulbudget zu decken. Hoffentlich werden sich noch eine Erhöhung dieses Ergebnisses herausstellen und auch weiterhin freiwillige Beiträge fließen, damit das deutsche Kulturbudget für 1925/26 nicht gekürzt zu werden braucht.

Die Schwarzwald- und die Höllentalbahn gehören zweifellos zu den schönsten deutschen Bahnen. Sie verbinden das Rheintal mit dem Bodensee und der Donau. Die Schwarzwaldbahn, die in Offenburg 164 m ü. M. beginnt, nimmt ihren Weg durch das Kinzigtal und windet sich dann in mehreren Kehrtunneln über kunstvolle Viadukte bis zu einer Höhe von 900 m empor. Über die Hochfläche der Baar, an Villingen und Donau-

Bad Frankenhausen, das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser, wird auch in diesem Sommer stark besucht. Der Hauptandrang – die Zeit der großen Ferien – ist nunmehr vorüber. August und September bieten Erholungsbedürftigen in diesem, durch seine heilkräftigen Kurmittel bekannten Solbad sehr günstige Aufenthaltsbedingungen. Unterkünfte in einfachen wie auch besseren Privathäusern und Gaststätten werden durch den Wohnungsnachweis bereitwilligst und kostenlos nachgewiesen. Gute Kurkonzerte, Kurbälle, Kinderbelustigungen und Rundfahrten mit dem neuen Benz-Verkehrs-Aussichtswagen in die nähere und weitere Umgebung sorgen für Unterhaltung. Auch üben das nahe Kyffhäuser-Denkmal, Rothenburg, Sachsenburg sowie die Barbarossahöhle für Fußgänger die alte Anziehungskraft noch aus.

eschingen vorbei, durch den burgenreichen Hegau über Singen und Radolfzell erreicht die Schwarzwaldbahn den Hauptplatz am Bodensee: Konstanz. Die Höllentalbahn führt von Freiburg zu den Höhenkurorten des Süd-Schwarzwaldes bis zum Titisee. Die Reichsbahndirektion Karlsruhe hat zwei farbige Übersichtskarten herausgegeben, die auch die anschließenden Gebiete des Schwarzwaldes umfassen. Diese Karte ist zugleich mit einem Wegweiser durch Baden vom Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe gegen Überweisung von 50 Pfg. erhältlich.

Verkehrs- und Werbewoche in Koblenz. Für die Zeit vom 5. bis zum 13. September rüsten die Koblenzer Geschäftsleute und Gewerbetreibenden im Verein mit Künstlern, Sängern und Sportlern zu einer großen Werbe- und Verkehrsschau mit dem Motto: „Was Rhein und Mosel bieten und brauchen". Vorgesehen sind im Rahmen des am 5. September beginnenden Weinbaukongresses ein Schaudekorieren von Gast-, Fest- und Hochzeitstafeln, ferner Schaufenster-Wettbewerb, Ladendekorationen und Sonderverkäufe. Alle Sportarten haben Sonderveranstaltungen zugesagt. Für den 7. und 8. September ist eine Modenrevue im Stadttheater geplant. Der Schlußsonntag (13. September) der Reichsausstellung „Deutscher Wein" wird einen Festzug bringen.

„Bad Nauheim is good" ist in den von der Atlantic-Conference in Brüssel weit verbreiteten Reise- und Verkehrsmitteilungen zu lesen. „Es ist schade", heißt es da weiter, „daß die fremde Sprache so oft einer guten Sache einen Streich zu spielen vermag. Warum tragen so viele der besten deutschen Bäder das Beiwort Bad", fragte ein des Deutschen unkundiger Amerikaner. (Bad heißt englisch „schlecht".) „Nauheim ist so gut, daß je mehr man von seiner „Bad-ness" (Schlechtigkeit) spricht, es umso schöner erscheint. Viele Amerikaner sind hier und erfreuen sich an den Herrlichkeiten Nauheims. Die Kurverwaltung hat den Gästen noch eine neue Attraktion verschafft: Automobilfahrten nach Heidelberg, Wiesbaden, Koblenz und Mainz, alles leicht erreichbar und in einer Fahrt, die durch die schönste Landschaft führt".

Die belgische Eisenindustrie und die weiterverarbeitenden belgischen Werke können wegen des vollständigen Stillstandes des Geschäftes keine deutschen Reparationskohlen mehr aufnehmen. Aus diesem Grunde hat die Kohlenverteilungsstelle in Brüssel Auftrag gegeben, die deutschen Ruhrkohlensendungen einstweilen einzustellen.

Illustrirte Zeitung

Zur 50=Jahrfeier des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold: Auf dem Rundgang des Denkmals.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Über die Mauerbrüstung hinweg schweift der Blick über die rauschenden Wälder des Teutoburger Waldes, der Stätte des Befreiungskampfes der Germanen gegen die Römer im Jahre 9 n. Chr.

Das Hermannsdenkmal, ein Mahnmal zu deutſcher Einigkeit.

Zum Gedächtnis ſeiner Einweihung am 16. Auguſt 1875.

Obwohl die Römer durch die denkwürdigen Feldzüge Cäſars 59—52 v. Chr. das keltiſche Gallien erobert und zum nordweſtlichen Außenbollwerk ihrer gewaltigen mittelmeeriſchen Reichsfeſte eingerichtet hatten, konnten die Beherrſcher des damals bekannten Erdkreiſes noch nicht ruhig aufatmen. Denn auf ihnen laſtete noch immerfort der „germaniſche Alp“ ſeit den Tagen des „Zimbriſchen Schreckens“ her, und die von Cäſar ſelbſt nur mühſam abgewehrten Vorſtöße des Suevenkönigs Arioviſt hatten ihnen neuerdings die Furchtbarkeit der germaniſchen Gefahr zum Bewußtſein gebracht. Wohl hatte der geniale Feldherr und Staatsmann den Rhein zur Grenze der römiſchen Provinz Gallien gemacht und zweimal den Strom ſelbſt überſchritten, um den „Barbaren des Nordens“ die Überlegenheit der römiſchen Bewaffnung und Kriegskunſt unmittelbar vor Augen zu führen, wohl hatte ſich auf dem linken Rheinufer eine ganze Anzahl mit Kelten vermiſchter und ſogar auch rein germaniſcher Stämme der Botmäßigkeit Roms unterworfen, allein der weitſchauenden römiſchen Staatskunſt bangte ſchon damals vor der Zertrümmerung des Reiches, wenn es ihr nicht gelang, auch die Hauptmaſſe der freiheitstrotzigen Germanen auf dem rechten Rheinufer, deren Furor Teutonicus bereits ſprichwörtlich geworden war, der römiſchen Staatshoheit einzugliedern. Das war das hohe Ziel, das ſich Kaiſer Auguſtus geſetzt hatte, und das ſeine Stiefſöhne Druſus und Tiberius durch ihre Feldzüge an Rhein und Donau zur Ausführung bringen ſollten. Schon war es ihnen gelungen, die Länder ſüdlich der Donau zu unterwerfen, und auch die weiten Gaue zwiſchen Rhein und Elbe ſchienen eine Beute der Römer zu werden, ja, Tiberius plante bereits, durch einen Vorſtoß von Pannonien aus das ſtärkſte natürliche Bollwerk Mitteleuropas, das damals von den Markomannen beſiedelte Böhmen, zu erobern und ſo das rechtsrheiniſche Germanien in die Zange zu nehmen. Da bewahrte die glorreiche Waffentat des Cheruskerfürſten Arminius im Teutoburger Walde im Jahre 9 n. Chr. die Germanen vor der Unterjochung durch die Römer. Arminius war es infolge der allgemeinen Erbitterung, die unter ſeinen bereits den Römern untertan gewordenen Volksgenoſſen über die Willkür des aus Syrien nach Germanien berufenen Statthalters Quintilius Varus herrſchte, ſchließlich mit vieler Mühe gelungen, einen geheimen Bund unter den Grenzſtämmen der Cherusker, Chatten, Brukterer und Marſer zu gründen, und er vernichtete ſodann in den ſumpfigen, buſchbewachſenen Schluchten des Teutoburger Waldes die Legionen des Varus, der ſich vor Verzweiflung in ſein eigenes Schwert ſtürzte; 30000 römiſche Krieger fielen dem germaniſchen Heldenzorn zum Opfer.

Der Sieg Hermanns des Befreiers, wie der deutſche Volksmund ſpäter den Römerbezwinger nannte, bildet die Grundlage der deutſchen Geſchichte. Zwar kann dieſe Schlacht rein äußerlich an Größe keineswegs an die gewaltigen Kulturſchlachten des Altertums oder des Mittelaltes heranreichen, aber ſie iſt hinſichtlich ihrer folgenſchweren Bedeutung gar wohl mit ihnen zu vergleichen. Hermanns Sieg rettete Germanien vor der drohenden Verwelſchung und iſt ſomit die Urſache, daß das Antlitz Mitteleuropas heute vorwiegend deutſches Gepräge trägt. Das herrliche Befreiungswerk hatte zum erſten Male germaniſche Stämme geeint zu gemeinſamer Waffentat, und der ſo glorreich errungene Erfolg, der die echt deutſchen Stämme zwiſchen Rhein und Elbe vor der Romaniſierung bewahrte — ſie wären ſonſt unfehlbar in die ſittliche Entartung des niedergehenden Römertums verſtrickt worden — hat ſpäterhin nicht wenig dazu beigetragen, das deutſche Nationalgefühl zu beleben.

Jedenfalls bleibt die eine Tatſache beſtehen: ohne den Sieg Hermanns gäbe es heute kein Deutſches Reich. Es iſt ſicherlich kein bloßes Spiel des Zufalls, daß 900 Jahre ſpäter gerade der deutſche Stamm der Sachſen, der in der Gegend ſeinen Sitz hatte, wo einſt dieſe Befreiungsſchlacht ſtattgefunden hat, das Reich erſt eigentlich begründete und deſſen Führung übernahm. „Urdeutſchtum ſitzt da, von keiner Brandung fremder Volkſchaft jemals gefährdet“, wo einſt Hermanns Reckenfauſt die übermütigen Welſchen zu Boden ſchlug, die er mit Liſt ins verderbenbringende Waldgebirge gelockt hatte.

Dieſe geſchichtlichen Tatſachen muß man ſich vergegenwärtigen, wenn man die Bedeutung des Denkmals und der diesjährigen Erinnerungsfeier für das jetzt lebende deutſche Geſchlecht gebührend ſchätzen will.

Wie hoch Hermanns Sieg von unſeren Vorfahren einſt ſelbſt eingeſchätzt wurde, bezeugt der Umſtand, daß das Heldenlied ſich der erhabenen Geſtalt des gefeierten Führers bemächtigte und ſeine Verdienſte in ſchwungvollen Epen pries. Leider ſind dieſe bei Einführung des Chriſtentums unterdrückt worden. Erſt der neueren Zeit blieb es vorbehalten, das Andenken an den Befreier Deutſchlands wieder wachzurufen. Dazu trug nicht wenig die große Verehrung bei, die der echt vaterländiſch geſinnte Klopſtock dem Helden zollte, wie auch ſpäter ſchon Juſtus Möſer den Gedanken befürwortete, durch ein Hermannsdenkmal als ein ſinnfälliges Mahnmal zu deutſcher Einigkeit dem deutſchen Volk jene denkwürdige Tat vor Augen zu führen, mit der die deutſche Geſchichte beginnt. Und als die deutſchen Romantiker den Sinn für die großartige deutſche Vergangenheit neu belebt hatten und infolge der Franzoſennot der deutſche Freiheitsgedanke mit elementarer Gewalt erwachte, da waren es die Dichter Kleiſt und Grabbe, welche die ideale Geſtalt des deutſchen Römerbezwingers dramatiſch verherrlichten und an ihm den deutſchen Freiheitsgedanken zu hellſter Glut entfachten.

Es wundert uns deshalb nicht, daß in jener Zeit, 1819, ein kerndeutſcher Mann, der Bildhauer Ernſt v. Bandel, geboren am 17. Mai 1800 als Sohn eines hohen preußiſchen Verwaltungsbeamten zu Ansbach, den Plan faßte, dem Arminius ein Denkmal zu ſetzen und dadurch die Deutſchen zu brüderlicher Einigkeit zu ermahnen. Es gelang ihm auch mit Hilfe von gleichgeſinnten Freunden, den Plan zu verwirklichen. Die wirkſamſte Unterſtützung fand er an dem hochverdienten Schüler Jahns, Profeſſor Maßmann, der damals das Turnweſen in München leitete. Dieſer förderte durch ſeine „Arminlieder“ und ſeine geſchichtliche Abhandlung „Armin, Fürſt der Cherusker und Befreier Deutſchlands vom römiſchen Joche“ die Sache ganz bedeutend. Ein Denkmalsverein brachte die Mittel auf, die auch vom Auslande reichlich floſſen. Doch ging die Ausführung ſelbſt nur ſehr langſam vorwärts. Im Jahre 1836 brachte Bandel das Modell nach Detmold und begann zunächſt mit der Errichtung des Unterbaues, der eine rundtempelartige Pfeilerhalle mit Kuppel im gotiſchen Stil darſtellt, und der dem Standbild als Sockel dient. Er iſt etwa 30 m hoch, aus dem harten Quaderſandſtein des Teutberges hergeſtellt. Auf ihm ruht eine Steinplatte, und darauf ſteht das aus mächtigen Kupferplatten getriebene Standbild Hermanns ſelbſt. Leider gerieten die Arbeiten, bei denen der ideale Erbauer nach und nach ſogar ſein ganzes Vermögen von etwa 70000 Gulden zuſetzte, ins Stocken. Erſt nach Errichtung des Reiches 1870/71 kamen ſie wieder in Fluß. Der Reichstag bewilligte zur Vollendung des Werkes 10000 Taler. ebenſoviel ſteuerte Kaiſer Wilhelm I. aus eigenen Mitteln bei. So konnte denn der opferwillige Schöpfer des Denkmals, das in all ſeinen Teilen, Entwurf, Ausführung des Unterbaues und der Statue ſelbſt (er erlernte noch mit 63 Jahren die Kunſt des Kupfertreibens) von ſeiner Meiſterhand ſtammt, in ſeinem 75. Lebensjahr die Vollendung des impoſanten Werkes erleben. Es hatte ihm freilich Mühe genug gekoſtet, ſeinem eigenen Entwurf, der die Schwerterhebung Hermanns darſtellen ſoll, gegenüber anderen Vorſchlägen (Rauh, Schinkel) zum Sieg zu verhelfen.

Ernſt v. Bandel, der Erbauer des Hermannsdenkmals.

Ernſt v. Bandels Blockhaus auf der Grotenburg bei Detmold, ſeine Wohnſtätte während der Aufſtellung der Hermannsfigur. Zeichnung von Paul Koken.

Die feierliche Einweihung des Hermannsdenkmals im Teutoburger Wald am 16. Auguſt 1875. Zeichnung von H. Lüders.

Zur 50-Jahrfeier des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold.

Nach zeitgenöſſiſchen Darſtellungen aus der „Illuſtrirten Zeitung“.

Zur fünfzigsten Wiederkehr des Einweihungstages des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold: Der vom 14. bis zum 16. August veranstaltete Hermannslauf der Deutschen Turnerschaft; Übergabe eines Köchers mit den Urkunden an den letzten Stafettenläufer am 16. August bei der Hauptfeier am Denkmal. Nach einer Zeichnung des nach Detmold entsandten Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Am Hermannslauf beteiligten sich über 110 000 Turner aus allen Teilen des Reiches, um in 16 Staffel-Hauptläufen die Köcher mit den Urkunden, die in den verschiedenen Mundarten abgefaßte Grüße aus sämtlichen Gauen Deutschlands enthielten, zur Hauptfeier ans Denkmal zu bringen. Jeder Turner hatte dabei eine Strecke von etwa 200 m in Begleitung von Kraftwagen zurückzulegen. Der Schlußmann jeder Stafette entstammte dem Gau, in dem die Läuferreihe ihren Ausgang genommen hatte.

Die Feier zur Erinnerung an die Einweihung des Hermannsdenkmals vor 50 Jahren am 16. August: Der Einzug der Deutschen Turner mit ihren Fahnen in Detmold.

Die Befreiungsfeier in Essen, die am 16. August nach dem Abzug der Besatzungstruppen aus der Stadt abgehalten wurde: Die gewaltige Menschenmenge während der Feier auf dem Burgplatz.

So erhebt sich denn auf der 375 m hohen Grotenburg (großer Berg) bei Detmold dieses Wahrzeichen deutscher Einigkeit und Heldenkraft, 57 m hoch emporragend, und mahnt die Deutschen, daß eine kriegerische Tat, die Schwerterhebung Hermanns, gleichsam den Grundstein der deutschen Geschichte bildet. In jugendlicher Frische, im Siegerstolz steht der Germanenfürst da, das freie Schwert in kräftiger Faust hoch emporgehoben, zu wuchtigem Schlag bereit, ein Sinnbild der alten deutschen Kraft, auf den mächtigen Schild gestützt, die Zeichen der Fremdherrschaft, ein Rutenbündel und einen römischen Adler, trotzig unter die Füße tretend. Wir sind tief ergriffen und gedenken dabei der Verse Wildenbruchs:

„Dies ist Hermann, der Cheruskerheld,
Und dies die Stätte, wo er Rom gefällt;
Blick' um dich, rings ist deutsches Vaterland,
Neig' dich vor ihm, du dankst es seiner Hand!"

Diese Mahnworte waren ursprünglich dazu bestimmt, am Denkmal selbst angebracht zu werden. An ihrer Stelle leuchtet jedem Beschauer, deutlich sichtbar, erhebend und mahnend zugleich, in vergoldeten Buchstaben der ernste Mahnspruch entgegen, den der Schöpfer des Werkes gedichtet und mit eigener Hand der Schwertklinge Hermanns unverlöschlich eingehämmert hat:

„Deutschlands Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht."

Am 16. August 1875, dem Jahrestag der Schlacht von Mars-la-Tour, ward das Denkmal in Anwesenheit Kaiser Wilhelms I. und seiner Paladine und vieler Bundesfürsten sowie einer riesigen Menge Volkes feierlich eingeweiht. Bald darauf, am 25. September 1876, sank sein begeisterter Begründer ins Grab. Unter nicht minder begeisterter Anteilnahme des deutschen Volkes wurde nun in diesem Jahre die 50jährige Wiederkehr der Einweihung festlich begangen. Vom 1. bis zum 3. August feierten die Deutschen Sänger dieses denkwürdige Ereignis, vom 8. bis zum 10. August die Vaterländischen Verbände, und in ihren Veranstaltungen vom 14. bis zum 17. August hat es die Deutsche Turnerschaft verstanden, diese gerade in der gegenwärtigen Notzeit Deutschlands so hochbedeutsame Feier im Sinne des Denkmalsschöpfers eindrucksvoll zu gestalten. Sie veranstaltete von sechzehn Grenzorten aus einen Sternstaffellauf zum Denkmal, wo dann bei einer nationalen Feier Urkunden übergeben wurden. Sogar von Übersee und den Kolonien wurden hierzu Urkunden geschickt, ein sprechender Beweis dafür, wie sehr in der gemeinsamen Bedrängnis das gesamtdeutsche Gemeinschaftsgefühl rege geworden ist. Den Abschluß der Feiern bildete ein Jugendtag am 19. August. So hat diese vaterländische Kundgebung einen wohlgelungenen Verlauf genommen, und alle Teilnehmer haben den Geist mit nach Hause getragen, den der Schöpfer dieses Mahnmals zu deutscher Einigkeit in sein erhabenes Werk gelegt hat. Das ist eine gute Vorbedeutung für eine allmähliche Wendung des harten deutschen Geschicks.

G. Widenbauer.

Das Denkmal für den im Jahre 1923 von den Franzosen erschossenen Leo Schlageter, das am 16. August vom Front-Kriegerbund unter Teilnahme zahlreicher nationaler Verbände in Oberhof (Thüringen) eingeweiht wurde.

Vom 50jährigen Jubiläum des Veteranen- und Kriegervereins zu Berchtesgaden: Kronprinz Rupprecht von Bayern bei Abnahme der Parade der Vereinsmitglieder in alten bayrischen Uniformen. (Phot. J. Schmid, Berchtesgaden.)

Aphorismen.

Von Josef Stollreiter.

Unsere Widersacher allein bringen uns vorwärts. Unsere Widersacher sind das Sprungbrett unserer Erfolge, die Stufen, die unser Können zum Glanz emporklettert.

Der bessere Teil des Glückes ist die Sehnsucht.

Wenn du so glücklich bist, säen zu können, Freund, willst du da auch noch ernten?

Nur Schwächlinge erwarten Dank.

Das Hohelied des Egoismus ist die Liebe.

Ein guter Mensch kann ungerecht, unbarmherzig werden im Zorne — aber niemals boshaft. Bosheit ist der Zorn der Kleinen und Engen.

Links: Die 700-Jahrfeier der Stadt Witzenhausen a. d. Werra: Die Gruppe der Deutschen Kolonialschule zu Witzenhausen in weißer Tropentracht im Festzuge am 16. August. (Phot. Eberth, Cassel.)
Rechts: Vom Kolonialtag in Potsdam am 16. August: Fahnenweihe der Kolonialtruppen im Beisein der Prinzen Eitel Friedrich und Oskar von Preußen.

Links: Wilhelm II. mit seinen beiden ältesten Enkeln Prinz Wilhelm (links) und Prinz Louis Ferdinand von Preußen, den Söhnen des Kronprinzen, bei deren Besuch im Hause Doorn. — Rechts: Der Besuch der Pressevertreter auf der Reichsausstellung „Deutscher Wein" in Koblenz: Die Gäste vor einem Hause des Weindorfes. 1 Oberbürgermeister Dr. Russell; 2 Dr. Wohlers und 3 Verkehrsdirektor Lauters, die Leiter der Ausstellung.

Links: Die Hessische Gartenbau-Ausstellung in Darmstadt vom 8. August bis zum 14. September: Blick auf das Ausstellungsgelände mit dem Orangeriehaus. — Rechts: Ein künstlerischer Wegweiser: Der St.-Anna-Wegweiser, ein Werk des Berliner Bildhauers Peter Terkatz, der kürzlich in Bad Honnef am Rhein enthüllt wurde

Links: Der Eingang zur Haupthalle der Reichs-Süßwaren-Messe in Hannover, die anläßlich der „Süßen Woche" (16.—23. August) stattfand. — Rechts: Das „Haus der Deutschen Technik im Osten" (Entwurf von Hanns Hopp), das am 16. August in Königsberg i. Pr. als technische Dauerausstellung der deutschen Industrie zur Förderung des Handels mit den Ost-Staaten eröffnet wurde.

Von der kürzlich erfolgten Freilicht-Uraufführung des von dem fränkischen Dichter Alfred Graf verfaßten Stückes „Rumtumdibum, der große Windsheimer Weibersturm“, das eine alte Stadtüberlieferung behandelt, auf dem Schlüsselmarkt zu Windsheim (Mittelfranken): Würfelszene zwischen Narr, Tod und Teufel. Inszenierung: Hermann Horn. (Phot. K. Heckel, Windsheim.)

Franz Lehár, der bekannte Wiener Operettenkomponist. (Eine Komposition von ihm befindet sich auf S. 341/42 dieser Nummer.)

Von den Salzburger Festspielen, die vom 13. bis zum 31. August stattfinden: Prof. Max Reinhardt mit Lady Diana Manners, der Hauptdarstellerin in der Marienlegende „Das Mirakel“ von Carl Vollmöller, bei der Probe auf seinem Schloß Leopoldskron bei Salzburg. (Phot. O. Paap, Salzburg.)

Szene aus Hugo von Hofmannsthals „Das Salzburger Große Welttheater“, das am 13. August unter der Regie Prof. Max Rheinhardts in der alten, vom Erzbischof Graf Thun um 1700 errichteten, von Eduard Hütter für die Festspiele umgebauten Reitschule zu Salzburg aufgeführt wurde. Von links nach rechts: Hans Moser als Vorwitz; Anna Bahr-Mildenburg als Frau Welt; Joseph Meth als Bauer; Lil Dagover als Schönheit; Wilhelm Dieterle als König. Helene Thimig als Weisheit; Oskar Homolka als Reicher. (Phot. Willinger, Wien.)

Lob der Einsamkeit.

Einsamkeit scheint vielen ein schweres, hartes Ding. Und doch ist sie für den, der sie recht zu nutzen weiß, die Quelle des wahren Frohsinns, der echten, tiefsten Freuden des Lebens.

Einsam mußt du wandern, willst du innige Zwiesprache halten mit Baum, Blume und Wolkenzug.

Einsam mußt du im Walde rasten und mit den Vögeln plaudern, die von Ast zu Ast ihr lustig Treiben haben. Wie Siegfried wirst du dann ihre Sprache zu deuten wissen und vernehmen, was der Buchfink dem Spechte zu erzählen hat.

Nur dem Einsamen offenbart sich die die Heiligkeit wogender Felder, die durchglüht sind vom purpurnen Mohne.

In Sommernächten am Fenster stehen, einsam und still, und dem Lied wandernder Gesellen lauschen, das ist schön und befriedend.

Und kommt leise Wehmut und zages Sehnen im Herzen auf, so schmerzt das nicht, sondern beglückt den, der berufen ist, einsam zu sein.

Den wahren Menschen macht die Einsamkeit groß und stark, der Schlechte vermag niemals allein zu sein.

Über der Tür eines alten Klosters fand ich einst diese Worte: „Solitudo coeli janua“, welches bedeutet: Die Einsamkeit ist die Pforte des Himmels.

Hans Gäfgen.

Freifrau Benedikte Margarete v. Löwendal, die Gründerin des Unternehmens. (Gemäldeausschnitt.)

Das Lauchhammerwerk im Jahre 1800.

Detlev Carl Graf v. Einsiedel, Direktor des Werkes in den Jahren 1776—1810. (Gemäldeausschnitt.)

Zum 200jährigen Bestehen der Linke-Hofmann-Lauchhammer Aktiengesellschaft.

Im Jahre 1725 gründete Freifrau Benedikte Margarete v. Löwendal in Lauchhammer (Prov. Sachsen) ein Eisenhüttenwerk, das Stammhaus des jetzigen Unternehmens, das am 25. August in Betrieb genommen wurde. Nach ihrem Tode übernahm Detlev Carl Graf v. Einsiedel im Jahre 1776 das Werk und nahm neben dem Eisenguß den Steinkohlenbergbau auf. Sein Sohn und späterer Nachfolger Detlev Graf v. Einsiedel fügte 1804 den Bronzeguß hinzu. Am 8. Februar 1872 wurde das Unternehmen in die Aktiengesellschaft „Lauchhammer vorm. Gräfl. Einsiedelsche Werke“ umgewandelt, die noch den Braunkohlenbergbau, die Brikettfabrikation, den Eisenhoch- und Brückenbau einführte. Im Jahre 1922 vereinigte sich die Lauchhammer Aktiengesellschaft mit den Linke-Hofmann-Werken in Breslau.

Im Wandervogellager Klappholttal auf der Insel Sylt in der Ferienzeit: Während eines Vortrages von Dr. Knud Ahlborn, einem hervorragenden Führer der deutschen Jugendbewegung, dem Leiter des Lagers.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Das Jugendlager Klappholttal, das im Jahre 1919 aus dem Geist der deutschen Jugendbewegung heraus entstanden und für deren Angehörige als Stätte jugendlichen Gemeinschaftslebens gedacht ist, liegt in den schützenden Dünen der Insel Sylt und umfaßt acht Baracken, zwei kleine Wohnhäuser und mehrere Nebengebäude. Dem Lager sind verschiedene Werkstätten im Rahmen einer Werkgemeinschaft angegliedert, in denen sich die Dauergäste betätigen. Besondere Bedeutung kommt der Werkstatt für Handweberei zu.

Grundsteinlegung des deutschen Schülerheims „Banatia" zu Temesvar in Rumänien. (Phot. Kossak, Temesvar.) — **Rechts:** Vom Kongreß der Arbeitsgemeinschaft studentischer Nationalverbände in Kopenhagen (16.—25. August): Vertreter von 29 Nationen auf der Freitreppe der Universität Kopenhagen. Die deutsche Studentenschaft gehört seit diesem Jahre der Arbeitsgemeinschaft an.

Zum Aufstand der etwa 200000 Seelen zählenden Drusen gegen die französische Herrschaft in Syrien, bei dem die Franzosen gewaltige Verluste erlitten: Eine Gruppe von Drusenkriegern.

Das Eisenbahnunglück am Bahnhof von Amiens, wo der Schnellzug Paris-Boulogne am 13. August entgleiste: Blick auf die Trümmerstätte. Die Katastrophe forderte 12 Todesopfer. — **Rechts:** Massenvereidigung neuer Staatsbürger auf die amerikanische Verfassung: Vereidigungsszene im Justizgebäude zu Neuyork.

Von der Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm, die am 19. August durch König Gustav von Schweden im Königlichen Schlosse eröffnet wurde: Der Einzug der ausländischen Delegierten in den Schloßhof. — **Rechts:** Vom internationalen Schützenwettkampf in St. Gallen (Schweiz), bei dem die Schweiz den kostbaren Wanderpreis-Becher zurückgewann. Von links nach rechts: Pelli (4. Preis); Reich (5. Preis); Lienhard (2. Preis); Hartmann (Weltmeister im Gewehrschießen); Zimmermann (3. Preis); Dr. Isenegger, Kuchen.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(10. Fortsetzung.)

Tara warf sich nieder und raufte aus, was sie an grünen Blättern, Flechten und Moosen fand. Die Eskimos waren ihr gefolgt und sahen ihr neugierig zu. Sie lachten laut, als sie jetzt in dem emporgehobenen Torbochan das gepflückte Grünzeug zu dem Renntier hinabtrug und es ihm dann mit der Hand vor die Schnauze hielt. Was sollte das Tier, das nicht einmal Fische fraß, mit den Kräutern?

Zäh war das Renntier und in der Wintertundra an langes Hungern gewöhnt. Jetzt leckte es an den Blättern, hob den Kopf und begann zu fressen. Es war Tara, als hätte sie ein Geschenk bekommen. Sie holte neue Blätter und Gräser. Das Renn fraß begierig, Tara lachte vor Freude, löste den Strick, an den das Tier gefesselt war, und es stand schwankend auf. Sie faßte es in das Fell und führte es, immer liebkosend zu ihm sprechend, bis zu dem Taufleck, und laut jauchzte sie vor Freude, als sie sah, daß es zu weiden begann.

Während einige Männer und auch eine Anzahl Weiber sich um Tara drängten, ihr neugierig zusahen und doch auch immer wieder vor Angst vor dem mächtigen Geweih des Renntieres zurückwichen, blickten Gergo und die anderen achselzuckend hinaus auf das Meer. Hier und da erschien auf einer der Eisschollen für Minuten ein Seehund, oder der mächtige Kopf eines Walrosses tauchte empor, aber unmöglich war es, bei diesem Sturm und dieser wildschäumenden See zu jagen. Tara kroch mit den anderen in das Haus zurück.

Was soll man tun, als essen, wenn man nicht jagen kann?

Vom Eisgang erschlagene Fische hatte die Flut an das Land geschleudert; man verschlang sie jetzt roh. Aber Tara widerstand es ebensosehr, davon zu kosten, wie von den verfaulten Seehundsköpfen, die man als Leckerbissen verzehrte. Sie aß von dem zarten, rohen Walroßspeck, der erst tranig schmeckt, wenn man ihn kocht, und trank von der warmen Brühe.

Das Leben hatte begonnen. Ein Teil der Weiber, die nackt im Hause verblieben, nähte mit Fischgrätennadeln Pelze zu Kleidern zusammen; andere, mit Hosen und den feinen Wämsern aus Vogelhaut, mit den Daunen nach innen, bekleidet, waren draußen beschäftigt, die Haut des gestern erlegten Walrosses zuzubereiten. Mit Messern, die sie durch Zufall bei Gelegenheit sich erhandelt, schabten sie das Fett von dem Fell. Sie schabten es vollkommen trocken, um derbes Schwarzleder zu bekommen. Wieder andere Weiber holten Seehundsfelle herbei, die man mit einer Fettschicht hatte gären lassen, um nun das feinere Weißleder zu gewinnen. Einige saßen da und kauten Speck und spien den Saft über junge Wurzeln von Kräutern, die sie draußen gesammelt hatten, und aus denen sie einen Leckerbissen bereiteten.

Tara stand zwischen den Frauen. Auch sie verstand Felle zu gerben, aber Felle, wie sie die Taiga hervorbrachte, und nicht Seehundshäute. Sie stand zwischen diesen Frauen, die sie neugierig anstarrten, die zu ihr sprachen, und fühlte sich wieder verlassen.

Eine innere Unruhe war in ihr.

Noch immer war draußen der warme Sturm, und das Meer heulte und brandete. Sie lief ein gutes Stück über das Land. Das Renntier weidete und schien zufriedener als sie. Die Männer waren nicht müßig und schleppten allerhand Felle weiter landeinwärts. Jetzt griff Tara zu, winkte Gergo heran und belud ihren Schlitten mit den Fellen. Der Alte verstand. Auch die Eskimos hatten Schlitten, aber nur ganz kleine, und zogen sie mit den Händen hinter sich her. Das alles verstand Tara nicht. War denn hier keine Tundra und keine Taiga? Gab es hier keine Renntiere und Wölfe?

Verwundert betasteten die Männer immer wieder das zarte Pelzwerk ihres Torbochan.

Das Land stieg etwas an. Die Männer zogen jetzt alle zusammen Taras Schlitten mit der Last der Felle. Das Renntier war noch zu schwach, als daß sie es hätte davorspannen können.

Es war ein kleiner Berg, den sie hinanstiegen, und überall auf der Oberfläche taute der Schnee. Jetzt blieb der alte Gergo stehen und faßte sie bei der Hand. Er sprach auf sie ein und deutete mit der Rechten ringsumher.

Die Augen der Korjäkin waren scharf. Jetzt erkannte sie, warum es hier keine Renntiere und Schlitten und keine Wölfe gab.

Überall, so weit sie umhersah, brandete, wenn auch in großer Ferne, das Meer.

Eine Insel, eine kleine Insel am Eingang der Beringstraße, auf die der Zufall dieses winzige Eskimovölkchen verschlagen hatte. Tara brach fast das Herz. Jetzt erst fühlte sie sich vollkommen verloren. Bis jetzt noch hatte sie gehofft, daß es nur ein anderer Teil der Küste sei, an den sie verschlagen, daß sie zurückkommen könnte, daß ihr treues Renn sie heimführen würde. Nunmehr aber wußte sie, daß sie für immer verloren war, daß sich das Meer zwischen sie und ihre Heimat legte, und sie wußte jetzt nicht einmal mehr, in welcher Richtung sie diese zu suchen hatte.

*

Das Winterhaus war verlassen. Mitten auf einer blumigen Wiese standen die Sommerzelte. Als Halbkreise waren sie gebaut und mit Fellen überspannt, während vorn ein durchschimmernder Vorhang aus ganz fein gegerbtem Leder das Sommerzelt abschloß.

Tara saß unter den Frauen. Sie begann ihre Sprache zu lernen und versuchte, sich an ihren Arbeiten zu beteiligen. Die Neugier war versiegt, und man nahm sie hin wie etwas Gewohntes. Man verlangte keine Arbeit von ihr, aber man fand es selbstverständlich, daß sie mit zugriff.

Seltsames kleines Völkchen, verschlagen auf diese einsame Insel, im rastlosen Kampf um das Dasein. Die Männer fast immer draußen in ihren kleinen Kajaks, um die Tiere des Meeres zu jagen; die Weiber bei der Arbeit, um für die Notdurft des Lebens zu sorgen. Aber nie ein scheltendes Wort und fast immer lächelnde Mienen. Ein Volk, dessen Sprache keine Worte besaß für Zank und Groll; ein Volk, das kein anderes Vergnügen kannte, als bisweilen im täppischen Tanze zum Klange der Trommel zu springen.

Nicht einmal einen Schamanen besaßen sie, und nur leise flüsterten sie davon, daß, wenn die Nacht niedersank, sie die Geister der Toten umschwebten.

Taras Hochzeitstorbochan war zerrissen. Sie saß zwischen den jungen Mädchen und suchte aus den Fellstücken, die man ihr gab, ein neues Gewand zu nähen, wie es die Eskimoweiber trugen.

Mit traurigem Lächeln hatte sie auch schon versucht, ihr straffes Haar zu einem Schopfknoten zu drehen, wie sie ihn bei den anderen Frauen sah. Sie hatte gelernt, ihre Speisen zu essen und wie die anderen nackt im Zelte zu schlafen. Und sie bemerkte, wie langsam ihre Glieder sich rundeten. Sie war traurig. Alles war gut zu ihr. Und doch sehnte sie sich hinaus nach der Tundra und Taiga, sehnte sich danach, wieder einmal im Schlitten über die weite Fläche zu jagen und wieder das Rauschen der Bäume über ihrem Haupte zu hören.

Sie zuckte zusammen. Etwas geschah, was sie bisher für unmöglich gehalten hätte. Ganz allein saßen die jungen Mädchen zusammen und schwatzten lachend miteinander, da stürzte plötzlich ein junger Eskimo auf sie zu, sprang heran und riß in roher Weise eines der Mädchen empor.

Dieses schrie laut, wehrte sich mit Händen und Füßen, kratzte und schlug. Die beiden rangen wild miteinander, aber der Mann war stärker. Er hob das jämmerlich weinende Mädchen empor, hielt es in seinen Armen und rannte mit ihm davon.

Tara war vor Entsetzen gelähmt. Nie hätte sie diesen friedlichen Männern solch rohe Gewalt zugetraut. Und keines der anderen Mädchen hatte den Versuch gemacht, der Kameradin beizustehen! Keines hatte auch nur geschrien. Im Gegenteil, sie hatten dazu gelacht.

Tara war empört.

„Wer war dieser Räuber? Warum halfen wir ihr nicht?"

Sie verstand jetzt schon einige Worte.

„Was sollten wir tun? Sie haben sich doch lieb."

„Sie haben sich lieb?"

„Sie haben ja eben Hochzeit gehalten."

„So haltet ihr Hochzeit?"

„Gewiß. Der Mann raubt sich sein Mädchen."

„Aber sie schrie doch und schlug?"

„Ein Gespött das Mädchen, das sich nicht scheinbar wehrt, wenn der Mann sie in sein Zelt schleppt."

„Jetzt sind sie Mann und Frau?"

„Gewiß."

Da sprang Tara auf und dachte an jenen Tag, an dem sie auf Kergeß im Poloch harrte, und Tränen heißer Sehnsucht stiegen wieder in ihr auf. — —

Tara saß am Strande des Meeres. Klar war der Morgen gewesen, und alle Männer waren in ihrem Kajak hinausgefahren. Jetzt nahte der Abend, und ganz plötzlich heulte der Sturm.

Die Kajaks strebten zum Ufer zurück, und hinter ihnen her fegte der Wind. Er schleuderte die Wogen zu gewaltigen Bergen empor. Wie riesenhafte Ungeheuer schossen sie heran, dann bückten sich die Männer in ihren Kajaks weit vor, ließen den Wasserberg auf ihre Rücken herniederprasseln, verschwanden für Minuten ganz unter dem Wasser, tauchten wieder auf, oft kieloben, aber immer richteten sie sich wieder empor, ruderten weiter und verschwanden aufs neue unter den Wellenbergen. Ein aufreibender Kampf. Aber ein Kampf des Mutes und des eisernen Willens. Kajak auf Kajak kam an das Ufer. Triefend ließen sich die Männer von den Weibern aus den Schwimmpelzen lösen.

Nicht einmal die Beute hatten sie preisgegeben und zogen sie jetzt an den Strand.

Taiga und Tundra gehören den Korjäken, der Wille des Eskimos unterjocht sich das Meer.

Tara blickte hinaus in das Weite. Ihr Herz war voll Sehnsucht nach Tundra und Taiga, nach ihrem Stamm und Kergeß.

*

Der Sommer verging.
Andere Stürme kamen vom Norden her mit eisigem Hauch.
Die Sommerzelte waren verlassen und das Winterhaus wieder bezogen. Tara ging zwischen den Eskimoweibern umher, gekleidet wie sie, und teilte mit ihnen die Arbeit.
Ihr fröhliches Lachen war verstummt, ihre Augen waren matt geworden und hatten den Glanz verloren. Sie war und blieb eine Fremde, und ihr Herz war voller Sehnsucht.
Tara ging über die gefrorene Fläche, die noch vor kurzem eine blühende Wiese war. Ihre Augen suchten umher.
Da hatte sie gefunden, was sie gesucht. Einen dunklen Fleck auf der weißen Fläche, ein paar Äste, die aus dem Eise emporragten — das tote Renn, und die Äste waren sein Geweih. Laut aufweinend stürzte Tara nieder und barg ihr Gesicht in dem Fell des schon erkalteten Tieres. Sie hatte gewußt, daß es so kommen mußte. Die Wiesen waren verschneit, und Renntierflechte war nicht unter dem Schnee, wie in der Taiga.
Sie aber besaß nichts, um das Tier zu füttern. —
Der Winter war gekommen. Hier kam er früher als drüben am Lande. Die Insel war größer geworden, denn Eisflächen schoben sich weit in das Meer, und die Männer mußten ihre Kajaks darüber hinziehen, wenn sie zur Jagd gingen.
Tara saß in dem qualmigen Hause und rührte den Kessel über der Tranlampe um. Seit das Renntier tot war, hatte sie jede Hoffnung verloren. —
Lärm scholl da auf einmal draußen vor dem Winterhause. Eine fremde Stimme, eine laute, lachende Stimme klang. Die Weiber sprangen erschreckt und neugierig auf.
Wie kam ein Fremder hierher?
Ein Kopf erschien in dem Loche des Eingangs, ein Kopf, der eine gewaltige Fellmütze trug. Darunter ein bärtiges fremdes Gesicht. Dann stand ein hochgewachsener Mann, in einem Gewand, das vollständig anders war, als sie es jemals gesehen, in der Stube und jetzt — jetzt geschah ein Wunder, denn dieser Mann sprach laut und mit korjäkischen Worten, die sie nie wieder zu hören geglaubt hatte:
„Wo ist Tara?"
Sie starrte ihn an. War ein Dämon vom Himmel gestiegen?
„Ich, ich bin Tara."
„Ich bringe dir Grüße von Kergeß."
Unter Schluchzen schrie sie laut auf.
„Wo ist Kergeß?"
„Er wartet in Anadyrsk auf dich und hat mich ausgeschickt, dich zu suchen."
Das stimmte nun freilich nicht ganz. Aber warum sollte Leo Petrowitsch dem kleinen Korjäkenmädchen nicht eine Freude bereiten, zumal er sah, wie glücklich es sie machte?
Ein ganzes Jahr über hatte er in der Beringstraße gejagt und geforscht, und überall, wo er auf Menschen traf, hatte er nach dem Korjäkenmädchen gefragt, allerdings ohne viel Hoffnung.
Jetzt war sein Schiff auf der schleunigen Heimreise nach Gischiginsk, um den Hafen noch zu erreichen, ehe er zufror. Mit ihm war er zwischen Treibeis geraten und hatte den alten Gergo am Eisrande getroffen.
„Schnell, mach' dich fertig."
Wieder schrie Tara auf.
„Du willst?"
Der Russe lachte.
„Mitnehmen will ich dich und in die Heimat zurückbringen, oder bleibst du lieber hier?"
Da stürzte sie weinend nieder und umklammerte seine Füße. —
Eine Stunde später, und sie stampften über das Eis. Leo Petrowitsch, zwei Russen, die ihn begleitet hatten, Tara und der alte Gergo.
Wie seltsam das war! Es tat ihr fast leid, von den guten Menschen zu scheiden, und doch zitterte ihr Herz vor unendlichem Glück. Einen großen Pelz und eine Seehundsmütze hatte man ihr gegeben, und wie ein Eskimoweib sah sie aus.
Am Himmel stand ein glutrot strahlendes Nordlicht und leuchtete zu dem nächtlichen Weg.
Ein Knistern und Krachen war um sie herum, das Meer gefror. Und immer weiter streckte das Polareis seine gierigen Arme gegen den Süden.
Um diese Zeit bildete sich auch die erste Schicht dünner Eisnadeln in der Bucht von Anadyrsk, und mit ihrem Kommen sank Kergeß der letzte Schimmer der Hoffnung.
Männer standen auf dem Eise, und bei ihnen schwamm auf dem noch freien Wasser ein Nachen.
„Schnell, Leo Petrowitsch, das Treibeis schließt sich!"
Tara erschrak. Vor ihr im Meere stand ein gewaltiger Nachen, riesenhaft, wie sie nie einen gesehen. Ein großer runder Turm war darauf, und aus diesem kam schwarzer Rauch.
Man hob sie an Bord. Kurze, schnelle, befehlende Worte, dann ein rasselndes Geräusch, das Surren der Schiffsschraube und das Brechen des Eises.
Tara hockte in sich zusammengeduckt und erbebte. Wieder fühlte sie sich in der Macht der Dämonen. Ohne daß sie begriff, warum dies geschah, bewegte sich das gewaltige Schiff, zerbrach das krachende Eis und suchte seinen Weg hinaus in das freie Wasser. —

Tage vergingen.
Wütende Stürme wühlten das Meer auf und warfen das Schiff wie eine Nußschale umher. Eisberge schimmerten in der Ferne, und oft war es, als wolle der Treibeisgürtel den Dampfer festhalten in seiner Umschlingung. Dieses Treibeis, das dem Dampfer auf seinem Wege nach Süden folgte.
Zitternd und schlaflos hockte Tara in ihrer Kabine oder starrte bebend von Deck in die schäumende Flut. Selten sprach Leo Petrowitsch zu ihr, und von den anderen verstand sie niemand. Fremd war die Speise, die man ihr bot, und sie schmeckte ihr nicht. Elend und krank fühlte sie sich und glaubte sterben zu müssen. —
Felsen tauchten empor, eine Bucht öffnete sich — der Dampfer legte an im Hafen von Gischiginsk.
Eilig ging Leo Petrowitsch mit ihr von Bord.
Staunend schritt Tara an seiner Seite durch die Reihen der kleinen schmutzigen Häuser, die ihr wie Paläste vorkamen. Leo Petrowitsch schien hier bekannt zu sein und trat in ein Haus.
„Ist der Isprawnik daheim?"
Ein bärtiger Mann begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Petrowitsch sprach zu ihm einige Worte, dann ließ er das Mädchen in dem Hause und ging fort.
Angstvoll wartete Tara in dem kahlen Zimmer, in dem man sie allein gelassen.
Endlich kam Leo Petrowitsch zurück.
„Freue dich, Tara, ich habe eben mit Kergeß gesprochen."
„Ist Kergeß hier?"
„Nein, Kergeß ist in Anadyrsk."
„Das ist vierzehn Tagereisen von hier!"
„Allerdings."
„Wie konntest du mit ihm sprechen?"
„Ein Russe kann alles."
Warum sollte er der Korjäkin von drahtlosem Funkspruch erzählen, den sie doch nicht verstand? Darum lachte er über ihr in Staunen erstarrtes Gesicht und sprach wieder mit dem Isprawnik.
„Du fährst noch heute nach Anadyrsk."
Während Tara ihn nicht verstand, nickte er ihr zu und eilte wieder zum Dampfer zurück, denn dieser mußte sich sputen, wollte er noch vor dem Zufrieren der Küsten den Hafen von Wladiwostock erreichen; Leo Petrowitsch aber begehrte, mit der Sibirischen Bahn in die Heimat zurückzukehren.
Tara harrte noch immer in bitteren Ängsten, da öffnete sich wieder die Tür, und ein Mann trat herein. Ein Korjäke im dichten Winterpelz.
Draußen vor der Hütte stand ein Schlitten, mit vierzehn starken Hunden bespannt.
Laut jauchzte Tara auf, und eine Stunde später sauste sie, eng an den Korjäken geschmiegt, hinaus auf die weite, die weiße, die heimatliche, die herrliche Tundra!
Winternacht in der Tundra.
Wildzackige Uferfelsen. Schneehänge, an denen der Schlitten emporraste. Schneebrücken, über die er dahinglitt, und die noch vor wenigen Wochen tief einschneidende Täler gewesen.
Tara kannte den alten Mann nicht, der neben ihr saß, und doch hatte sie ihn lieb, denn er war ein Korjäke.
Sie wollte denken und konnte es doch nicht. Ein einziges Gefühl war in ihr, und sie hätte es hinauslachen mögen in Eis und Kälte: Heimat!
Und wenn sie die Augen schloß, dann war es ihr, als habe sie das alles nur geträumt, und als säße sie an ihres Vaters Seite.
Sie versuchte den Alten zu fragen, der aber schüttelte den Kopf und zeigte auf seinen Mund.
Stumm war ihr Führer.
Aber ihre Seele war voll unendlicher Freude.
War auch das eine Absicht des Russen Leo Petrowitsch, daß er ihr einen Stummen zum Führer gewählt?
Vierzehn Tage Fahrt über die Tundra, dann wies der stumme Führer mit der Hand:
„Anadyrsk."

VIII.

Leo Petrowitsch und Kergeß waren in das Amtszimmer des Isprawnik getreten, und der russische Sportsmann hatte dem Beamten zugenickt:
„Sie erlauben, Väterchen Dimitri Nikolajewitsch?"
Dann hatten die beiden zusammengesessen, der Herr aus dem Westen und der junge Korjäke, die schon einmal während eines halben Jahres ganz allein miteinander unter den Bären und Wölfen gehaust hatten. Der Russe hörte mit Aufmerksamkeit zu — der junge Kergeß war ein braver Bursche gewesen, aber Leo Petrowitsch sah in ihm mehr und erkannte ohne Vorurteil in ihm einen vollwertigen Menschen und nicht einen minderwertigen Wilden. Er las, während Kergeß sprach, in seiner Seele und sah ein, daß es unter den Korjäken im Grunde nicht anders ist als unter den Russen oder irgendwelchem anderen Volk. In des jungen Menschen ehrlicher Brust wohnte die Liebe zu dem Mädchen, das er sich erkoren, und das ihm geraubt worden war, und diese Liebe erfüllte sein ganzes Denken.

(Schluß folgt.)

Heißer Tag. Nach einem Gemälde von Edward Cucuel.

Musizierende Insekten. / Von Dr. Willy Ramme, Berlin.

Im Hochsommer und Herbst, wenn das Brutgeschäft vorüber ist, verstummt das Liebeslied unserer gefiederten Sänger, und andere, allerdings weniger wohllautende Stimmen erfüllen die Natur. Deren Urheber sind gewisse Insekten; der deutsche Volksmund sagt: Grillen, oder auch: Zikaden. Das entspringt aber meist einer sehr unklaren Vorstellung über diese Tiere; denn die Urheber des sommerlichen Insektengezirpes sind nicht sie, sondern Heuschrecken, während die Grillen ihr Lied im Frühling erschallen lassen und die großen Singzikaden in Deutschland nicht vorkommen.

Eines aber haben alle diese Musikanten, die Heuschrecken sowohl wie Grillen und Zikaden gemeinsam: mit ganz verschwindenden Ausnahmen haben nur die Männchen eine Stimme, die Weibchen aber vermögen keine Laute hervorzubringen. So schmiedete der Dichter Xenarch von Rhodos den ungalanten Vers: „Glücklich leben die Zikaden, denn sie haben stumme Weiber!“ Die Musik — so können wir im Zeitalter der Jazz-Bands hier wohl ruhig sagen — der Insekten hat wie der Gesang der Vögel einen sexuellen Hintergrund; sie dient aber wohl nicht so sehr als Werbemittel wie als Hilfe bei dem gegenseitigen Sichauffinden der Geschlechter. Gerät dann ein Weibchen, angelockt durch das Zirpen eines Männchens in dessen Nähe, so verstärkt letzteres seine musikalischen Anstrengungen durch lauteres und aufgeregteres Zirpen, umtänzelt das Weibchen und betastet es mit den Fühlern, wodurch dessen Willfährigkeit gesteigert wird, bis es dann zur Vereinigung kommt.

Das Liebesleben bei den einzelnen Heuschreckenarten, von denen es auf der ganzen Welt viele Tausende verschiedener gibt, zeigt unendlich viele Varianten. Bei weitem nicht alle haben Zirpvermögen; wo vorhanden, ist aber die Zirpweise bei ein und derselben Art fast stets konstant. Man ist bei feinem Gehör und einiger Übung imstande, wie bei den Singvögeln die Art allein an der Stimme zu erkennen, und für den Insektensammler wäre das Auffinden dieser oft sehr versteckt im Gebüsch oder im hohen Grase lebenden und durch mannigfache Form- und Farbenanpassungen geschützten Tiere ohne dieses Hilfsmittel meist recht schwierig.

Der indomalaiische Macrolyristes, das größte musizierende Insekt der Welt. Rechtes Flügelpaar ausgespannt, links in Ruhestellung. M = Riesenmembran. In der Pfeilrichtung: Gehörorgan. — Im Oval: Das „Heimchen am Herd“.

Das „Weinhähnchen“ des Mittelmeergebietes.

Das „Hütjehüh“ der Südafrikaner.

Ein Männchen der Wiesenschrecke (rechts) beim Ansingen des Weibchens.

Die Umbildung des männlichen rechten Vorderflügels (untere Reihe) zum Zirpapparat im Vergleich zu dem weiblichen (obere Reihe): links: bei einer Feldheuschrecke; Mitte: bei einer Laubheuschrecke; rechts: bei einer Grille.

Worin bestehen nun die Zirplaute, und wie kommen sie zustande? Bleiben wir zunächst bei der vielseitigsten und interessantesten Gruppe, den Heuschrecken. Die Laute entbehren hier vielfach eines eigentlichen Tones und müssen mehr als ein Geräusch bezeichnet werden, das man etwa durch hss, kss oder srr, oft mit metallischem Klang, wie von angeschlagenen Telegraphendrähten, ausdrücken kann. Je nach der Heuschreckenart werden nun diese und ähnliche Geräusche, meist immer ein und dasselbe, in Abständen mit den verschiedensten Rhythmen wiederholt. Unendlich ist die Zahl der Kombinationen. Es gibt aber auch Arten, sogar in den deutschen Alpen, deren Zirpen, von zahlreichen Männchen gleichzeitig hervorgebracht, wie Vogelgezwitscher klingt.

In der Technik der Musikerzeugung finden wir bei den Heuschrecken zwei Hauptprinzipien, entsprechend den beiden in Körperbau und Lebensweise sehr verschiedenen Gruppen der Feld- und Laubheuschrecken. Bei den ersteren werden die Hinterschenkel an den in der Ruhelage dem Körper seitlich anliegenden Flügeldecken durch Auf- und Abstreichen rhythmisch gerieben. So machen es zum Beispiel die Männchen der sogenannten „Heusprengsel“. Eine an der Innenseite der Schenkel befindliche, mit feinen Zähnchen besetzte „Schrilleiste“ reibt auf den „Schrilladern“ der Vorderflügel, wodurch deren Membranen zum Erklingen gebracht werden.

Bei den Laubheuschrecken übernehmen die Flügel allein die Lauterzeugung. Ein Teil der Basis des rechten Vorderflügels ist beim Männchen zu einer glasklaren Membran umgestaltet, die zwischen Chitinleisten aufgespannt ist. Eine dieser Leisten wird wiederum zur Schrillader, auf der dann eine entsprechende auf der Unterseite des linken Vorderflügels reibt, der in der Ruhelage stets den rechten wenigstens an der Basis bedeckt. Durch rhythmisches Auseinanderbewegen beider Vorderflügel kommt die Lauterzeugung zustande.

So macht es auch die bekannte deutsche Laubheuschrecke Locusta viridissima *L.*, gewöhnlich das „grüne Heupferd“ genannt. Sie ähnelt, abgesehen von dem Größenunterschied, der größten musizierenden Heuschrecke der Welt, dem indomalaiischen Macrolyristes, dem „großen Sänger“. Der von diesem mit seiner Riesenmembran verursachte Lärm ist gewaltig; unser Bild zeigt auch den merkwürdigen Sitz der Gehörorgane bei den Laubheuschrecken in Form eines ovalen Trommelfells an den Vorderbeinen.

Zu Hunderten bevölkert oft unsere Kulturwiesen die Wiesenschrecke Metrioptera roeselii *Hgb.*, deren eintönig surrendes Geräusch in der Mittagshitze erklingt, verstärkt durch das gleichzeitige Zirpen zahlreicher Männchen. Und erwähnt sei noch eine merkwürdige Feldheuschrecke, das „Hütjehüh“ der Südafrikaner, deren blasiger, als Resonanzboden dienender Hinterleib seitlich Schrilleisten trägt, auf denen die Hinterschenkel geigen. Hier sind also die Flügel bei der Schallerzeugung ausgeschaltet.

Am melodischsten zirpen zweifellos unsere Frühlingssänger, die Grillen, die zusammen mit den Heuschrecken zur Insektenordnung der „Geradflügler“ gehören. Graphisch könnte man ihr Zirpen mit cri-cri-cri, endlos wiederholt, bezeichnen. Wie bei den Laubheuschrecken, sind die hier fast in ihrer ganzen Ausdehnung umgestalteten Vorderflügel des Männchens die Musikerzeuger. Bekannt ist die in Erdlöchern lebende schwärzliche Feldgrille und ihre gleichgestaltete strohgelbe Verwandte, das „Heimchen“, das sich in Häusern an warmen Orten, in Backstuben usw. aufhält und versteckt in Mauerritzen lebt. Besonderen Reiz übt die Musik des „Weinhähnchens“ aus, einer kleinen Grille, die Weinberge und Gebüsche des Mittelmeergebietes bevölkert und die Nacht mit ihren sanften, glockenhellen Tönen erfüllt.

In Körperbau und Lebensweise völlig abweichend sind die zu den „Schnabelkerfen“ gehörigen Singzikaden. Die von ihnen hervorgebrachten Laute entstammen einer im Hinterleib liegenden „Trommelhöhle“, deren Trommelhaut durch einen von zwei Muskeln bewegten Stab in Schwingungen versetzt wird.

Ecke im Saal für Hausrat.

Aus dem Bildersaal.

Im Rüstungs- und Waffensaal. — Oben: Blick auf Ort und Burg Nideggen.

DIE JAHRTAUSEND-AUSSTELLUNG DES KREISES DÜREN AUF BURG NIDEGGEN.

Zahlreich sind die Veranstaltungen, die in diesem Jahre dem Gedenken des Anschlusses der Rheinlande an das Deutsche Reich gewidmet sind. Unter ihnen verdient auch die Heimatschau der Dürener Lande auf Burg Nideggen besondere Beachtung. In vier großen Sälen des mächtigen Bergfrieds der malerisch gelegenen alten Jülicher Feste Nideggen sind in gesonderten Abteilungen die einzelnen Schaustücke untergebracht. Ritterrüstungen und alte Waffen, prächtige Möbel und Hausrat aller Art, Urkunden, Landkarten, alte Drucke, Münzen und Siegel, Gildenschmuck, Fürsten- und Ahnenbildnisse, Abbildungen der wichtigeren älteren Baudenkmäler des Landes, endlich auch wertvolle Gegenstände der christlichen Kunst geben Zeugnis von dem regen kulturellen Leben im ehemaligen Herzogtum Jülich. Die Anordnung der Schaustücke ist derart getroffen, daß jede der vier Abteilungen (Rüstungen und Waffen, Hausrat und Münzen, Urkunden und Schriftwerke, endlich Lichtbilder, Gemälde und Kupferstiche) ein in sich geschlossenes harmonisches Ganzes bildet. So ist diese Schau geeignet, die Erinnerung an die älteren Kulturzustände des rheinischen Volkes zu wecken.

DER ABGRUND

ROMAN VON EDMUND SABOTT

I.

Als Ruiz Avellanda sich und seinen angeblichen Sekretär unter falschem Namen in die Fremdenliste des Arminsterhotels zu London eintrug, bestand seine ganze Barschaft, abgesehen von einigen schmutzigen wertlosen Lirelappen, aus knapp fünf Pfund. Ein paar Münzen Wechselgeld klingelten und klapperten in der Hosentasche seines höchst modisch gearbeiteten Reiseanzuges. Aber das war auch alles.

Avellanda gab dem Hotelangestellten mit freundlichem Lächeln den Füllfederhalter zurück, besah sich noch einmal heiter und selbstbewußt den schwungvoll hingeworfenen Namen, unter dem er hier ein paar Tage leben wollte, und mußte unwillkürlich in sich hineinlachen, als sein Blick auf den hochadligen Namen des Earls of Winnestown fiel, der sich vor ihm in die Liste des Hotels eingeschrieben hatte.

Die fünf Pfund in seiner Tasche würden noch heute abend, spätestens aber morgen früh verbraucht sein, rechnete er sich aus. Jedoch machte er sich über diese Wahrscheinlichkeit nicht die geringsten Sorgen; er dachte jetzt noch nicht einmal daran, irgend etwas von seinen Wertgegenständen zu verkaufen, die er in den letzten Monaten ziemlich wahllos und nicht immer mit Geschmack erworben hatte. In einer halben Stunde würden seine gewaltigen, achtunggebietenden Überseekoffer hier anlangen und ihm schon für ein paar Tage den ersehnten und notwendigen Kredit verschaffen.

Er pfiff also zwischen den Zähnen leise vor sich hin, betrachtete mit einem gewissen überlegenen Wohlwollen die vornehmen und sicherlich sehr reichen Gäste, die sich in der Vorhalle des Hotels befanden, als er mit seinem angeblichen Sekretär dem putzig gekleideten Hoteljungen zum Fahrstuhl folgte. Dabei wechselte er mit seinem Sekretär einen Blick, und dieser Blick wollte sagen: Es wird schon werden! Nur keine Sorgen! Wir werden uns schon aus der Klemme ziehen! Irgendeiner von diesen Lords oder Earls oder Sirs, irgendeiner dieser Industrie- und Handelsbarone wird uns schon einmal gezwungenermaßen helfen, unsere Flaute zu überwinden! Es wird schon werden!

Und es wurde!

John Henry Glewellyn, sein famoser Reisebegleiter, war ganz unbezahlbar. Er hatte eine Nase, die einen einträglichen Fischzug auf zehn Meilen Entfernung ausschnüffelte. Glewellyn entdeckte einen höchst beachtenswerten Mitbewohner des Hotels in der Person Sir Ernest Lernicks. Er knüpfte noch am Nachmittag Bekanntschaft an mit dessen Diener, brachte es am andern Morgen sogar fertig, unter irgendeinem Vorwand in Sir Ernests Zimmer Umschau zu halten, und teilte darauf seine recht aufschlußreichen Wahrnehmungen seinem Herrn und Gebieter nicht ohne Selbstgefälligkeit mit.

Was Glewellyn erfahren hatte, war folgendes: Sir Ernest war ein Industrieller, der sich auf der Durchreise nach dem Süden, nach Madeira, befand. Er war recht krank, denn Glewellyn hatte ihn nicht zu sehen bekommen, sondern nur erfahren, daß ein fortdauernder Schwächezustand Sir Ernest bettlägerig machte. Nachts konnte ihm nur eine ziemlich starke Gabe Morphium die ersehnte Ruhe verschaffen. Er schlief allein.

Alle diese Umstände waren recht günstig; aussichtsreich wurden sie dadurch, daß Glewellyn steif und fest behauptete, Sir Ernest habe in seinem Wohnzimmer, und zwar in dem Wandtresor, sicherlich Kostbarkeiten verwahrt. Schmuckgegenstände vermutlich, denn als der Diener die kleine eiserne Tür einmal auf einen kurzen Augenblick geöffnet hatte, wollte Glewellyn mit größter Bestimmtheit zwei oder drei flache Schatullen bemerkt haben, wie sie zur Aufbewahrung von Schmuck benutzt werden.

Avellanda hörte ruhig, aber sehr gespannt zu. Er stellte hundert Fragen, ließ sich haarscharfe Auskünfte geben, und Glewellyn fragte schließlich mißtrauisch:

„Machst du's?"

Avellanda zuckte die Achseln, als wollte er dem andern zu verstehen geben, daß eine solche Frage überflüssig und lächerlich sei. Diese Gelegenheit mußte natürlich beim Schopfe gefaßt werden. Er stand auf, ging ein paar Male in seinem Zimmer hin und her, blieb dann vor Glewellyn stehen und reckte sich zu seiner ganzen, schlank biegsamen Größe empor:

„Natürlich mache ich's. Wann reist Sir Lernick?"

„Morgen früh geht die ‚Queensland' in See."

„Also höchste Zeit! Heute nacht!" — „Heute nacht!" wiederholte Avellanda nach kurzer Pause leicht lächelnd, sorglos und heiter, als sei ihm noch niemals ein Streich mißglückt, als handle es sich bei seinem Vorhaben um das selbstverständlichste Unternehmen der Welt.

*

Zwischen zwei und drei Uhr ist es in dem großen Hotel dunkel und still geworden. Die wenigen Gäste, die kurz nach eins mit dem Glasgow-Manchester-Schnellzuge ankamen, sind untergebracht, und die Versammlung der Industriellen, die bis spät in die Nacht hinein unten im großen Sitzungssaal „tagte", ist endlich zu einem Ende gekommen.

Die Lichter auf den Treppen, auf den Gängen und Fluren erlöschen mit einem Schlage. Nur auf der Haupttreppe liegt noch der verdämmernde Lichtschein grünverhangener Ampeln. Ein Wächter schreitet die langen Gänge einen nach dem andern ab. Der Lichtstrahl seiner Blendlaterne durchzuckt das Dunkel und gleitet über die weißen Türen hin. Dann hört man die Schritte in den höheren Stockwerken, und schließlich verhallen sie ganz. Das ganze Hotel scheint nun zu schlafen.

Eine halbe Stunde oder mehr mag vergangen sein seit dem Rundgang des Wächters, da kommt behutsam und vollkommen unhörbar ein Herr die seitliche schmale Treppe hinab zum Flur des ersten Stockwerks. Er zaudert und bleibt horchend stehen, sieht nach den Leuchtziffern seiner Armbanduhr: es ist genau zwölf Minuten nach drei. Er nickt vor sich hin, als sei diese Zeit für die Ausführung seines Vorhabens besonders günstig, und setzt seinen Weg dann ziemlich sicher, aber doch vorsichtig fort.

Ruiz Avellanda ist auf dem Kriegspfad. Wieder einmal nach monatelanger Pause. Seit er vor einem Vierteljahr in Luksor jenen steinreichen Amerikaner aus Oklahama so beträchtlich erleichterte, hat er sich bequem und faul Ruhe gegönnt oder wenigstens nichts Neues unternommen. Das war nicht nötig. Er hat sich damit begnügt, sein Geld sinnlos zu vertun und zu vergeuden. Nun sitzt ihm das Messer bald wieder an der Kehle — und er ist auf dem Kriegspfad.

Sein Herz pocht fühlbar in der Brust, aber das ist auch alles, was sich in ihm an Erregung äußert. Vollkommen ruhig sind seine Bewegungen, vollkommen zweckbewußt und bedacht; das Pochen seines Herzens ist auch eher Lust an dem angenehm erregenden Unternehmen dieser Nacht als Besorgnis um einen Fehlschlag, der ihm zustoßen könnte.

Avellanda macht durchaus nicht den Eindruck eines Hoteldiebes. Er ist nicht etwa ganz in Schwarz eingehüllt, er trägt auch keine Maske, denn alles das würde ihn und sein Vorhaben bei einer Überrumpelung ja sofort verraten. Nicht einmal eine Waffe trägt er bei sich. Was sollte die ihm nützen? Nichts! Sie würde bei einer Entdeckung alles nur verschlimmern.

Er ist im Frack, trägt Abendmantel und Zylinder, Lackschuhe mit Gummisohlen, die jeden Schritt unhörbar machen. Seine Ausrüstung besteht aus einer sehr sorgfältig ausgewählten Anzahl feinster verstellbarer Schlüssel, die höchstes Lob heischen für das Schlossereigewerbe, und einigem andern Handwerkszeug. Seine Hände stecken in Gummihandschuhen. Fingerabdrücke zu hinterlassen, ist immer eine peinliche Geschichte und kann unter Umständen die Strafliste aufs unangenehmste verlängern. Er trägt ferner bei sich ein Zerstäuberfläschchen mit Chloroform. Das genügt im alleräußersten Notfall, wenn ein Faustschlag versagen sollte. Weiter aber hat er nichts bei sich auf diesem nächtlichen Ausflug, wenn man von der Blendlaterne absehen will, die unter dem Abendmantel sorgfältig und gebrauchsbereit befestigt ist.

Ein leises Knacken und Knistern, als er über den Läufer des Flurs dahinschreitet, sonst nichts. Der Flur liegt still, ganz still. Die Ampel von der Haupttreppe sendet nur mattestes Licht bis hierher. Dämmerung herrscht, und falls jemand unvermutet dieses Weges daherkäme, würde er den Herrn im Abendmantel kaum bemerken, wenn der sich in einer der tiefen Türnischen verbärge. Aber er verbirgt sich nicht, denn nirgends ist Gefahr.

Er kennt seinen Weg genau: Rechterhand liegt jetzt das Zimmer Nummer 49, noch zwei Türen weiter, und er steht vor der Tür des Zimmers Nummer 47, hinter der der schwerkranke Sir Ernest seinen Morphiumschlaf schläft.

Avellanda hat die Tür des Zimmers Nummer 48 schon hinter sich gelassen, als er plötzlich stockt und zurückweicht, sich in der Nische einer Tür verbirgt. Gefahr ist im Anzug! Sein scharfes Ohr hat unten im Erdgeschoß das metallische Knacken der Fahrstuhltür gehört. Sicherlich kommen noch späte Gäste, die untergebracht werden wollen. Avellanda unterdrückt in seiner Kehle einen Fluch. Wenn diese Gäste hier entlanggeführt werden, so ist sein Vorhaben mißglückt. Die „Queensland" geht morgen früh in See, und Sir Ernests Kostbarkeiten schwömmen dann mit ihr auf Nimmerwiedersehen.

Der Fahrstuhl sirrt und rauscht empor.

Avellanda ist wegen seiner eigenen Sicherheit nicht im mindesten besorgt. Was könnte ihm zustoßen, wenn man ihn hier entdeckte? Beim Nahen von Hotelangestellten oder anderen Leuten würde er ruhig aus seinem Versteck hervortreten und den anderen entgegentaumeln wie ein Schwerbetrunkener. Man würde glauben, daß er im Rausch Stockwerk und Zimmertür verfehlt habe, würde ihn mit nachsichtigem Lächeln hinaufgeleiten zum dritten Stock in sein Zimmer, und am andern Morgen müßte er sich durch ein freigebiges Trinkgeld für so freundliche Wohltat erkenntlich zeigen.

Damenbildnis.

Nach einer Zeichnung von Konrad Meindl.

Mißtrauisch und auf böse Zufälle stets vorbereitet, sieht Avellanda das alles schon voraus, und er stellt sich auf die Möglichkeit des Abschlusses seiner nächtlichen Wanderung ein; aber die Gefahr geht vorüber. Er atmet erleichtert auf: der Fahrstuhl rauscht empor in irgendein höher gelegenes Stockwerk, hält dort, und deutlich sind Stimmen zu hören: ein tiefer Brummbaß und der helle Tenor des jungen Fahrstuhlführers, der ein so hübscher Bursche ist, daß all die schlanken braunen und blonden Ladys nicht umhin können, ihm für seinen militärischen Gruß sehr freundlich zuzunicken.

Geduldig und ruhig wartet Avellanda, bis der Fahrstuhl nach einiger Zeit wieder herabkommt. Ein leises Türenklappen unten im Erdgeschoß. Dann wieder Stille.

Avellanda geht weiter, eng an die Wand gedrückt, unhörbar, fast unsichtbar, ein Schatten nur. Nun steht er vor der Tür des Zimmers Nummer 47. Er ist am Ziel. Ein dünner weißer Lichtschein zersticht das Dunkel und trifft auf das Schlüsselloch. Leises, kaum wahrnehmbares Klirren und Klappern — ein sorgfältig eingeölter Schlüssel gleitet ins Schloß — vergeblich. Ein neuer Versuch, und dabei entsteht ein unwillkommenes, leises metallisches Schaben. Avellanda hält inne und lauscht. Aber nichts regt sich da drinnen, nichts regt sich im Flur. Vorsichtig dreht er den Schlüssel um und faßt die Sicherung des Schlosses. Noch eine kleine Anstrengung, noch ein sekundenlanges Tasten, dann schließt sich die Tür ohne große Schwierigkeiten auf.

Avellanda lacht unhörbar vor sich hin. Wie ein schnelles heißes Atmen hört sich das an. Der erste Wall ist gestürmt, mühelos und unauffällig. Er wartet noch eine Weile, horcht in das Dunkel, ob das unvermeidbar gewesene Geräusch Sir Ernest nicht geweckt habe. Aber der Schlaf, den das Morphium bringt, ist tief und schwer und diesem nächtlichen Raubzug sehr günstig.

Ohne Knarren, ganz weich wie in Watte dreht sich die Tür in den Angeln, und Avellanda starrt in das Zimmer. Seine Blendlaterne hat er gelöscht. Er braucht sie hier nicht: jeder Schritt, den er hier zu tun hat, ist ihm von Glewellyn genau beschrieben worden. Zur linken Hand befindet sich die Tapetentür, die zu dem kleinen Schlafraum führt, wo Sir Ernest hoffentlich von angenehmen Dingen träumt. Avellanda muß sich nach halb rechts wenden, einen Sessel umgehen, nicht an den kleinen Glasschrank stoßen, der gleich neben der Balkontür steht, und dann, nach zwei kurzen Schritten, gelangt er zu der Wand, wo sich in Brusthöhe der Tresor befindet. Das alles weiß er und beachtet er genau. Er erkennt auch in unsicheren Umrissen die Gegenstände im Zimmer gegen die Balkontür hin: die tiefen Sessel vor dem Kamin, den kleinen eckigen Tisch daneben — das alles ist ungewiß von dem trübmilchigen Licht der Bogenlampe erleuchtet, die über der Straße hängt.

Leise geht er über den Teppich. Nach zwei Schritten hält er an und lauscht. Nichts ist zu hören. Aber er verdoppelt seine Aufmerksamkeit. Seine tastende Hand überzeugt sich noch einmal, daß das Zerstäuberfläschchen mit dem Chloroform mit dem ersten Griffe erreichbar und verwendungsbereit ist. Doch dazu wird es nicht kommen. Sir Ernest schläft, schläft tief und fest: zwei starke Gaben Morphium sind zuverlässig.

Und Avellandas Schatten huscht lautlos über den Teppich, wird in dunklem Umriß vor dem hohen Fenster sichtbar und steht dann vor der Wand. Noch immer ist alles still. Abermals blitzt der dünne gelbe Lichtstrahl der Blendlaterne auf, tastet zitternd und rasch über die graubespannte Wand, sucht und bleibt haften auf dem Schlüsselloch des Wandtresors. Plötzlich erlischt der Strahl wieder, und Avellanda hält erschrocken inne. Atmete dort nicht jemand? Stieß nicht eben jemand — dicht hinter ihm — hörbar den Atem durch die Nase aus, als unterdrücke er ein Lachen? Oder war es der eigene Atem, der ihn so erschreckte? Er will sich umwenden und das Zimmer ableuchten, unterläßt es dann aber doch, weil er nicht weiß, ob die Tapetentür zum Schlafzimmer an der anderen Zimmerseite geöffnet oder geschlossen ist. Vielleicht könnte der Lichtstrahl den Schläfer nebenan wecken. Außerdem ist jetzt auch nichts mehr hörbar.

Aber Avellanda bleibt noch eine Minute lang unbeweglich stehen, und er kommt zu der Überzeugung, daß der Atemzug, den er eben zu hören vermeinte, nur eine Täuschung gewesen ist. Sein Herz pocht laut und stark, pocht vor Angst und Beklemmung, und nähme er sich nicht gewaltsam und zornig zusammen, so bebten ihm jetzt gewiß die Hände.

Der dünne Lichtstrahl umzittert wieder das Schlüsselloch. Ein sachverständiges eingehendes Prüfen. Avellanda sucht in seiner Tasche nach dem passenden Schlüssel, und wie er schon hofft, daß alles glatt und leicht vonstatten gehen wird, daß er in wenigen Minuten mit seinem Raub zufrieden von dannen ziehen kann, trifft ihn von hinten plötzlich grell und hart blendend gleißendes Licht und der leise, aber sehr drohende Befehl: „Hände hoch!“

Avellanda fährt herum. Jähe Kälte schießt ihm in den Kopf. Der Schlüssel entfällt seiner Hand. Seine erschreckten, weit aufgerissenen Augen starren geblendet in den gleißend hellen Spiegler einer Blendlaterne. Seine Hand zuckt unbewußt nach der Tasche, wo er das Chloroformfläschchen weiß, obwohl Widerstand bei dieser Überrumpelung hoffnungslos ist. In eine Falle ist er gelockt worden. Er kommt auch gar nicht dazu, in die Tasche zu fassen, denn drüben aus dem Dunkel schiebt sich eine Hand, die einen Browning hält, in den Lichtbereich, und es wiederholt sich der ungeduldige Befehl: „Hände hoch!“

Der Überraschte gehorcht. Er richtet sich auf und hebt die Arme empor. Tausend wirre Gedanken zucken in dieser einen Sekunde durch seinen Kopf, aber keinen einzigen denkt er zu Ende. Denn kaum hat er sich umgewandt, sich aufgerichtet und seinem unbekannten Gegner dort drüben das blasse und wie im Schmerz verzogene Gesicht gezeigt, als aus dem Dunkel der Ecke, aus der das grausame Licht herübersticht, gedämpftes meckerndes Gelächter kommt. Avellanda horcht auf. Er weiß nicht, was dieses Gelächter zu bedeuten hat, aber dann hört er aus dem Dunkel eine Stimme, und der Unbekannte spricht im Tone tiefsten Verdutztseins, in grenzenlosem erheiterten Erstaunen:

„Avellanda —?“

Danach wieder Stille.

Avellanda starrt in das weiße Licht, er starrt in die schwarze Finsternis dahinter, aus der ihm eben sein Name entgegenklang.

„Wer ist dort?“

Es kommt keine Antwort, sondern nur wieder das gedämpfte meckernde Gelächter, das unterbrochen wird von abgerissenen Worten.

„Avellanda — Mensch — du? Du bist es? Avellanda?“

Der hält noch immer, ganz gelähmt, ganz regungslos die Arme emporgereckt, und er bringt kein Wort hervor. Wer steht vor ihm? Freund oder Feind? Wer ist es, der hier im Zimmer des Arminsterhotels zu London, im Zimmer Sir Ernest Lernicks, eine Blendlaterne und einen Revolver auf ihn gerichtet hält?

Bevor er noch einmal fragen, bevor er überhaupt zur Besinnung kommen kann, flammt die Deckenbeleuchtung auf, und in der anderen Ecke hinter einem Klubsessel steht Swanney. Es ist wahr und wahrhaftig Swanney, und er ist genau so erstaunt, genau so verblüfft, genau so fassungslos wie Ruiz Avellanda, der bei Sir Ernest Lernick einbrechen wollte und statt dessen auf Bill Swanney stieß, auf Bill Swanney, der vor mehr als Jahresfrist durch seinen kühnen Überfall am hellichten Tage auf eine Bank in Chicago die ehrliche Bewunderung aller Zunftgenossen auf sich gezogen hat.

Bill Swanney steht vor ihm und kein anderer.

Und beide lachen sich an, als sie ihr erstes Erstaunen überwunden haben. Avellanda lacht laut und hell heraus wie ein unbekümmerter Junge, der im Augenblick, da alle Gefahr überstanden ist, auch schon wieder seine unbedenkliche Lebenslust und seine Heiterkeit zurückgewonnen hat; aber Swanney lacht leise und heimlich wie ein Mensch, der niemals wagt, sich seinen Gefühlsausbrüchen allzu unbeherrscht hinzugeben.

II.

Ohne Zweifel zeigte sich Swanney in dieser Lage als der Geistesgegenwärtigere und Vorsichtigere von den beiden. Er unterbrach sich in seiner Heiterkeit sehr rasch und legte zwei Finger auf den Mund.

„Sei still!“ mahnte er flüsternd. „Die Wände haben Ohren!“

Avellandas Gelächter verstummte, aber seine Augen hatten sich vor Lachen gefeuchtet, er wischte sie sich mit den Händen aus.

„Swanney! Ausgerechnet du, Swanney!“ schluckte er, noch immer lachend, in sich hinein, als er zu seinem alten Bekannten hinüberging und ihm die Hand hinstreckte. Dann fiel ihm plötzlich Sir Ernest ein, und mit einem Blick zu der verschlossenen Tapetentür hinüber fragte er:

„Du bist Sir Lernick?“

Swanney zog die dünnen weißblonden Augenbrauen hoch und nickte.

„Sir Ernest bin ich! Jawohl! Bin ich! Eigentlich besteht er aus nichts anderem als aus einem gefälschten Reisepaß, der nach Argentinien lautet. Ziehst du den ab, so bleibt Bill Swanney übrig, und der steht vor dir — in Leibesgröße, dir ergeben mit Haut und Haaren — Setz' dich, Avellanda!“

Und er stieß ihn mit lustiger Gewaltsamkeit in einen der Sessel, die vor dem Kamin standen. Er selbst aber blieb stehen und betrachtete seinen jungen Bekannten vom Kopf bis zu den Füßen.

Avellanda war ein hübscher Kerl. Das ließ sich nicht leugnen. Er sah jung aus, verwegen, und Sorglosigkeit lachte aus seinen dunklen Augen. Von Gestalt war er groß und schlank, biegsam und geschmeidig. Einen sportgewandten Körper hatte er mit stählernen Muskeln und oft erprobter Widerstandskraft. Er war ein Südländer: der Schnitt seines Gesichts, die leicht gebogene Nase, der volle rote Mund, die schwarzen Haare, die den auffallend schön geformten Kopf wie eine Stahlkappe umgaben, verrieten das. Seine Augen, die wie in ständiger Feuchte glänzten, blickten lebendig und hurtig hin und her. Sie redeten ihre eigene Sprache.

Ein hübscher Kerl war Avellanda, und er wußte das recht gut!

Jeder hatte ihn gern, auch Swanney, obwohl der zu Avellanda paßte wie der Tag zur Nacht. Nicht allein, daß er um gute fünfzehn Jahre älter war; Swanney war gegen Avellanda ein Wrack, eine Ruine, ein Gespenst. Ein pergamentbespannter zerknitterter Schädel saß ihm zwischen den schmalen eckigen Schultern. Seine hochgewölbte Stirn war von Falten durchfurcht und sah verwüstet aus. Seine blaßblauen Augen blickten matt und verschleiert drein; das Weiße darin hatte gelbliche Färbung. Sein Mund war schmallippig, und die Zähne, die er beim Lachen und Lächeln zeigte, sahen spitzig daraus hervor. Von erschreckender Hagerkeit war Swanney. Es sah aus, als führe er die letzte Hälfte seines letzten Lungenflügels auf dieser Welt spazieren. Er ging gebeugt und gebückt, ließ seine Arme meistenteils schlaff hinabbaumeln, wenn er sich nicht gerade zu fahrigen, fuchtelnden Gebärden aufraffte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Abend-Umhang

Rotes Gazecape mit Federgarnierung zu einem gleichfarbigen Gazekleid mit weißen Perlenfransen. Trägerin: Frau Paulette Grünzweig. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Schwarze Chantillyspitzen als Cape arrangiert. (Phot. Zimbler, Wien.)

Cape aus rosenholzfarbenem Velourschiffon mit Bandzungen. Trägerin: Margarete Hruby. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Nebenstehend:

Cape aus Goldlamé mit rotem Samtansatz. Trägerin: Paulette. Grünzweig. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Links: Rückansicht. — Rechts: Vorderansicht.

AUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

DAS EHRENMAL DES DEUTSCHEN WEINES AUF DER REICHSAUSSTELLUNG „DEUTSCHER WEIN“ IN KOBLENZ.

Im Ehrenhof der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in Koblenz erhebt sich das Denkmal des deutschen Weines. Die „Vereinigten Weingutsbesitzer Koblenz“ brachten es als ihr Ausstellungsobjekt, aber es ist viel mehr als dies, denn in seiner ausgezeichneten Lösung eines großen Vorwurfs wächst es über die ephemere Ausstellungsplastik weit hinaus und scheint dazu berufen, als das steingewordene Symbol des deutschen Weines, wie unsere Zeit ihn empfindet und sich zu ihm stellt, ein Mal von dauernder Geltung zu sein. — Josef Henselmann ist der Schöpfer des Monumentaldenkmals. Er ist dadurch bekannt geworden, daß ihn, der ein Schüler Hermann Hahns ist, die Münchner Akademie mit ihrem höchsten Preis bedachte, und daß ihm gleichzeitig der große Staatspreis für Bildhauer der Akademie der Künste Berlin verliehen wurde. Weiter hinaus aber wird dieses dem deutschen Wein gesetzte Denkmal seinen Namen tragen.

Wie ging er an die Aufgabe, wie griff er das große Werk an, wie löste er es? Es lag nahe, zunächst an Reliefs zu denken, die in bewegter Weise den Wein in seinen Wirkungen zeigen konnten. Aber daran wollte Henselmann nicht gehen. Seinem künstlerischen Wesen sagte es mehr zu, die Hauptcharaktere des Weins in Personifikationen, in charakteristischen menschlichen Gestalten schaubar zu machen, ein Gedanke, in dem er von seinem kunstsinnigen Auftraggeber aufs wärmste unterstützt wurde. Als Basis wählte der Künstler einen mächtigen vierseitigen Block, der, fast an einen romanischen Pfeiler gemahnend, von einer Steinplatte in leichter Verjüngung ansteigt und oben zu einer Art von bekrönendem und schützendem Kapitell auslädt. Auf Konsolen stehen, jeweils eine Wand beherrschend, die vier überlebensgroßen Gestalten, die die Weinarten repräsentieren: Rheinwein, Moselwein, Jungwein und Schaumwein. — Prächtige Erscheinungen sind es. Die Rheinweingestalt tritt als reifer, bärtiger Mann einher; im Wesen einen sich Kraft mit Frohmut, Würde mit Beseligtheit. Güte, Größe, Kraft und Würde wachsen zu harmonischer Einheit zusammen. — Nimmt man die Pfeiler- oder Blockseite, auf der sich die Rheingestalt befindet, als die Denkmalvorderseite, so ist zur Linken des Rheinweingottes die Schaumweinpersonifikation, zu seiner Rechten das Moselfräulein und auf der Rückseite der klassische Lausbub, der den jungen Wein verkörpert, vom Bildhauer plaziert. — Dieser Wechsel von männlicher, weiblicher, männlicher und wieder weiblicher Gestalt ist, wie alles an dem Denkmal, wohlbedacht und Ausdruck des hohen, schönen rhythmischen Gefühls, das durch das ganze Werk geht.

Das Moselfräulein ist schlank und rank, eine „gerade Jungfer“, nicht ohne Herbheit und Scheu, aber mit dem Grundmotiv des Zarten, als sollte das Motto verkörpert werden: „Moselwein ist Frauenspende, lieblich, duftig, fein und zart.“ Ihr Widerpart ist die Schaumweindame, ein Weib von üppigen Reizen, die sie lächelnd den Blicken preisgibt, vollerblüht und rassig, unbedenklich und überschäumend von Lebenslust, während der junge Wein, dargestellt durch einen frischen, munteren Burschen, vor allem als das Gegenspiel der Rheinweingestalt gedacht ist. Wo dort konzentrierte Kraft ist, schaut man hier das Spielen der Kräfte; wo dort die Würde, ist hier die Schelmerei, wo dort die gewichtige Tat, ist hier der lustige Streich.

Der Hauch eines weltweisen Humors, der sich aber nirgends in überspitzte Pointen verliert, nie karikaturistische Elemente in die Schöpfung einer echten Künstlerhand hineinträgt, liegt über dem Ganzen. Besonders aber offenbart er sich in dem graziösen Beiwerk der Konsolen, auf die die einzelnen Gestalten gestellt sind. Putten von reizvoller Bildung erschaut man da: Spruchbänder halten sie in ihren kleinen Händen, die in kurzen, knappen Sätzen jeder Weinart das Motto mitgeben: dem Rheinwein das Prädikat „charaktervoll, stark, edel“, dem köstlichen Gewächs von der Mosel „lieblich, duftig, fein“, dem jungen Wein „ausgelassen, voller Streiche“ und dem Schaumwein „eingekapselte Lebenslust“. Vielleicht ist dieses Wort das beste — jedenfalls kennzeichnet es das Wesen des ganzen Denkmals, das man so nennen konnte: Lebenslust, wie sie der Wein schenkt, eingekapselt in das Gefäß echter Kunst.

Georg Jacob Wolf, München.

Rheinwein.

Moselwein.

Ehrenmal des deutschen Weins im Ehrenhof der Reichsausstellung „Deutscher Wein“ in Koblenz. Das Denkmal ist eine Schöpfung des Bildhauers Josef Henselmann, München.

Schaumwein.

Jungwein.

Auf der Nordlandreise: Nächtlicher Aufenthalt am Nordkap, dem nördlichsten Punkte Europas, beim Scheine der Mitternachtssonne.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg

Bilder aus der Schule von heute.

Von Paul Georg Münch. Illustriert von Alfred Seckelmann.

II*). Wir reden vom Zucker. Ein Beispiel für den Gesamtunterricht.

Ich sage Ihnen, das ist jetzt eine polnische Wirtschaft in den Schulen! Nicht einmal einen vernünftigen Stundenplan gibt es mehr! Früher wußte man ganz genau: Dein Junge hat 8—9 Aufsatz, 9—10 Rechnen, 10—11 Geographie, 11—12 Naturgeschichte, 2—3 Geschichte, 3—4 Geometrie. Jetzt sind auf dem Stundenplan die Unterrichtsstunden durch ein Kreuz gekennzeichnet! Was in den einzelnen Stunden getrieben wird, scheint man dem Zufall zu überlassen. Und so etwas nennt man Gesamtunterricht!"

Wenn diese Stammtisch-Eiferer der Einladung des Lehrers folgten und öfter ein paar Tage dem Unterricht beiwohnten, würden sie bald Sinn und Wesen des Gesamtunterrichts begriffen haben — das Schulhaus von heute steht der Elternschaft jederzeit offen. Denen aber, die keine Kinder zur Schule schicken, also wenig Gelegenheit haben, sich über den Stand der pädagogischen Entwicklung ein Urteil zu bilden, sei hier etwas von diesem geheimnisvollen Gesamtunterricht erzählt, der immer mehr den gefächerten Unterricht verdrängt.

In der letzten Woche vor Pfingsten hatten sich meine Neunjährigen ein feines Späßlein ausgedacht. Sie wollten mir weismachen, sie hätten an der Straße eine Biene sitzen sehen, die wäre so groß gewesen wie ein Hund. Verschmitzt lächelnd verrieten sie, daß es sich — siehe Abbildung 1 — um das Plakat der Magdeburger Zuckerausstellung handle. Einer sagte, sein Vater führe in den nächsten Tagen nach Magdeburg, um dort Schokolade auszustellen. Ein anderer brachte einen Brief mit, der als Siegelmarke dieselbe merkwürdige Biene trug. In Zeituugen und Zeitschriften war vom Zucker die Rede, es gingen Sonderzüge nach Magdeburg — das Thema „Zucker" lag also in der Luft. Ich entschloß mich, von Pfingsten bis zu den Sommerferien vom Zucker zu sprechen. Fünf Wochen lang? Wir zerlegen unsere Schularbeit in eine sehr kleine Zahl Unterrichtseinheiten und geben dadurch den Kindern die Möglichkeit, in einem bestimmten Bezirk von Dingen und Vorgängen heimisch zu werden. Wir wollen verhüten, daß unsere Kinder mit jedem Klingelzeichen aus einem Vorstellungskreis herausgerissen und in ein anderes Fach verschlagen werden. Konnte es doch geschehen, daß ein Kind in vier aufeinanderfolgenden Stunden vom Turmbau zu Babel, vom Walfischfang, von den Punischen Kriegen und von der Chinesischen Mauer reden hörte!

1. Der Litfaßsäule ist die Magdeburger Riesen-Biene und uns ein Thema zugeflogen.

Fragte ehemals die Mutter ihre Kinder: „Was habt ihr heute in der Schule?" so kramten Hans und Liese ihre Stundenpläne aus und verlasen eine kunterbunte Liste. Gerieten sie versehentlich in die falsche Spalte, packten sie wohl gar die falschen Leitfäden ein, und es gab ein Unglück. Hätte die Mutter einen meiner Jungen in den ersten Tagen nach Pfingsten gefragt: „Was für Fächer hast du heute?, dann — nein, die Mutter hat es nicht nötig gehabt, diese Frage zu stellen, Fritzens Neugier hatte ja in den letzten Tagen ungezählte Anliegen und Fragen, die den Zucker und seine Verwendung in der Küche betreffen. Wird in den fünf Wochen, die wir auf die Besprechung des Zuckers verwenden, jede Unterrichtsstunde in den Dienst der Gesamtarbeit gestellt, läuft das Thema den Kindern nach. Wenn Eltern erst fragen müssen, was für Stunden das Kind hat, dann ist etwas faul im Staate Dänemark!

Als ich zu Ostern den Plan für meine Jahresarbeit entwarf, hatte ich mir vorgenommen, von Pfingsten bis zu den Sommerferien das Wasser in den Mittelpunkt zu stellen und aus guten Gründen erst gegen Weihnachten vom Zucker zu sprechen. Aber der Lehrplan ist heute nicht mehr wie ehedem etwas Starres, Gedrucktes, Unabänderliches. Wichtiger als der papierene Plan ist uns des Kindes Interesse! Wenn lebendiges Interesse zupackt, packt es griffig und sichert dem Unterricht den Erfolg!

2. Wie lustig, was einst so langweilig war: Das Quadrat auf der Spitze.

Ich hatte mir die goldglänzenden Siegelmarken der Magdeburger Zuckerausstellung verschafft und jedem Jungen eine geschenkt. Abbildung 2 zeigt, wie sich sämtliche Wandtafeln mit stilisierten Bienen bevölkerten. Ein Junge warf die Frage auf, ob wir nicht selbst eine Zuckerausstellung veranstalten könnten. Bravo! Der Vorschlag weckte Begeisterung. Wir beschlossen, uns von Magdeburg unabhängig zu machen und eine eigene Zuckerausstellung ins Leben zu rufen. Wer nicht das Glück hat, in die Seele von Kindern schauen zu dürfen, kann den Jubel schwerlich begreifen. Kinder wollen an einem Unternehmen beteiligt sein, ihre höchsten Freuden sind Zurüstungen zur Freude. Wenn Kinder Kasperletheater spielen, und die Vorstellung währt etwa drei Minuten, so haben die Vorbereitungen mindestens drei Stunden gedauert. Und wenn die Vorarbeiten zu unserer Zuckerausstellung drei Wochen beanspruchen würden, wäre es mir ganz recht. Das Kind ist seinem ganzen Wesen nach Programm; es entfaltet seine besten Kräfte in der Vorbereitung eines Unternehmens.

Ich zeigte schon in meiner Abhandlung über den deutschen Aufsatz: meine Klasse besteht aus zehn Arbeitsgruppen. Um Gliederung meiner Zucker-Gesellschaft in Unterverbände brauchte ich also nicht besorgt zu sein.

„Unsere Gruppe stellt Würfelzucker aus!"

„Unsere Zuckerkand!"

Die dritte Gruppe wählte Vanillenzucker; andere wollten Lompenzucker ausstellen, Malzzucker, Bonbons, Schokolade, Honig, Sirup, Marmelade. Die Gruppe, der ein Apothekersbub zugehört, entschied sich für Sacharin.

3. „Meine Herrschaften, kaufen Sie nie klaren Zucker! Denken Sie: wenn die Tüte platzt! Kaufen Sie nur Hutzucker, und reiben Sie ihn!"

Nun gingen die kleinen Arbeitsgemeinschaften ans Werk. Die drei, vier Jungen der einzelnen Gruppen trafen sich nachmittags in der Wohnung eines ihrer Kameraden und ratschlagten, wie sie morgen die Aufmerksamkeit der Klasse auf ihre Erzeugnisse richten könnten. Die Jungen der ersten Gruppe suchten in Mutters Küchenschrank alle Sorten Würfelzucker zusammen, erkundigten sich beim Kaufmann nach dem Tagespreis und schrieben nieder, was sie auf der Ausstellung dem Publikum sagen wollten, um ihre Ware Käufern verlockend zu machen.

Das Katheder wurde wie ein Ausstellungstisch an die Wand gerückt, und wir setzten den Dreistufentritt darauf, der sonst als kleine Treppe vor der Wandtafel steht, und machten ihn durch Papierüberzug ansehnlich. Das gab schon eine feine naturkundliche Studie: Wie machen es die Blumen, um die Aufmerksamkeit kleiner Näscher auf sich zu lenken? Wir wählten als zugkräftigen Behang unseres Ausstellungsregals ein grelles Gelb, ein rufendes Rot.

Die erste Gruppe baute aus Würfelzucker leckere Pyramiden, und der von den dreien gewählte Sprecher hielt unter Benutzung schriftlicher Unterlagen, also eines Aufsatz-Entwurfs der Gruppe, folgende Ansprache:

„Bitte, meine Herrschaften, kaufen Sie unsern Würfelzucker! Er hat scharfe Kanten und ist nicht abgebröckelt. Sieht er nicht appetitlich aus? Im Kaffee löst er sich sehr leicht. Und billig ist er! Ein Pfund kostet 48 Pfennige, 10 Pfund 4,70 Mark und ein ganzer Zentner 46 Mark. Bitte, kaufen Sie!"

Warum ist die Ware im Großhandel billiger als im Kleinhandel? Was gab es im Anschluß an diese Werbeworte der Würfelzuckerhändler alles zu rechnen und zu ergründen! Wir beobachteten die Vorgänge beim Zerfließen des Zuckers und beim Verdunsten einer Schale Zuckerwasser, wir zeichneten Zuckerwürfel aller Arten — es war ein lustiges Schaffen im Zeichen eines leckeren Themas!

Am übernächsten Tage kam die zweite Gruppe zu Worte. Sie hatte in dunklen Schalen schneeweißen klaren Zucker ausgestellt, grobkörnigen, mittelkörnigen, feinkörnigen, in einer vierten Schale gelblichen. Sie sagten den Klassenbrüdern:

„Meine Herrschaften, lassen Sie sich nichts von dem Mann mit dem Würfelzucker weismachen! Wenn der Bäcker für die Mutter den Kuchenteig knetet und sagt: ‚Geben Sie mir

4—6. Ergebnis unseres Preisausschreibens für Plakate: Die drei preisgekrönten Entwürfe. Rechts unten (7): Trostpreis für einen kuriosen Einfall: Sphinx Biene-Zuckerrübe.

*) Siehe den Aufsatz in Nr. 4190!

8. Selbstgefertigte Preistafeln. Vom Zucker reden, ist eine süße Sache — — wenn nur die Mathematik nicht wäre!

jetzt den Zucker zu!' und die Mutter gibt ihm Würfelzucker, da lacht sie doch der Bäcker bloß aus! Unser klarer Zucker ist sehr süß und preiswert, echte Magdeburger Ware!"

Auf diesen Ton betriebsamer Propagandachefs, geschäftstüchtiger Werber waren auch die übrigen schriftlichen Arbeiten gestimmt. Sie bedeuteten lebendige Abhandlungen über das Thema: Jeder Krämer lobt seine Ware!

Abbildung 3 zeigt einen Teil unserer Ausstellung, dazu einen Jungen, der uns für Lompenzucker begeistern wollte, und zwei seiner Kameraden, die sich gerade mit Hilfe eines Reibeisens den allersüßesten klaren Zucker herstellen.

Nebenbei bemerkt: Es gibt kaum eine bessere Methode, Kinder lesen zu lehren, als die des halbfreien Werbevortrags. Wenn ein Kind ein Stück aus dem Lesebuch liest und innerlich wenig am Stoff interessiert ist, kann man sich lange mühen, eine vernünftige Betonung zu erreichen; es wird oft vergeblich sein. Sucht es aber durch eine schriftliche Arbeit seine Hörer wirklich zu überzeugen und zu erwärmen, dann liest es so, wie man eben liest, wenn man etwas zu sagen hat. Es denkt nicht an Betonung, sondern betont.

Wie die Magdeburger sungen, so zwitscherten auch meine Leipziger Jungen: sie suchten für ihre Ausstellung ein Plakat. Ich setzte drei Preise aus: 50, 30 und 20 Pfennige. Auch die Schwächsten brachten ihre Skizze. Es wurde ein Preisgericht gebildet, dem drei Lehrer und vier Schüler angehörten. Nach langer, natürlich öffentlicher Tagung entschieden wir uns für die Auszeichnung der drei Entwürfe, die die Abbildungen 4—6 wiedergeben.

Etliche von denen, die leer ausgingen, waren natürlich sofort dabei, Fehlurteile festzustellen — Kinder, die bei solchen Angelegenheiten nicht mit gefalteten Händen dasitzen müssen, reden sich ihr Mißvergnügen mit ergötzlicher Frische von der Leber. Wie die Verstimmten sich dem Richterspruche fügen lernten, nicht auf meinen autoritativen Zwang hin, sondern aus besserer Einsicht, das war ein wichtiges Stück Lebenskunde. Wir haben einen ganzen Vormittag über dieses Sichfügen gesprochen. Auch der Laie wird einsehen, daß sich solche lebenskundliche Unterweisungen nicht in einen Stundenplan einspannen lassen. Ersprießliche Arbeit am Herzinnersten des Kindes kann man nicht auf Montag acht bis neun verschieben, man muß säen, sobald der Pflug die Scholle gelockert hat.

Einige Gruppen hatten Preistafeln gefertigt. Die der Marmeladengruppe zeigt Abbildung 8. Alle hatten die Ziffern beweglich gemacht. Warum auswechselbar? Aha, die Zuckerpreise fallen und steigen. Ursachen? Folgen? So dämmerte schon meinen Kleinen etwas von den einfachsten Zusammenhängen der Wirtschaft.

Nach einigen Wochen waren alle Stühle und Fensterstöcke unseres Klassenzimmers mit den süßen Siebensachen belegt, die meine Jungen aus eigenem Antrieb zu dem Thema „Zucker" herbeigeschafft hatten. Da lagen Zeitungsaufsätze, illustrierte Zeitschriften, in denen die Ernte des Zuckerrohrs zu sehen war oder die Ankunft eines Meßplanwagens mit Nürnberger Zuckertand in Leipzig. Einen Einblick in das Zeichenheft eines Jungen gewährt Abbildung 11. Einer hatte sogar einen Band von Vaters Lexikon mitgebracht, um uns etwas ganz Gelehrtes aus der Zuckerindustrie vor Augen zu führen. Abbildung 9 zeigt, wie die Gruppe, die sich mit Malz befaßte, auf einem Bett von Sägespänen Gerste keimen ließ. Es war in der Klasse eine geistige Regsamkeit, von der wir uns nichts träumen ließen, als wir noch auf den alten Seminaren „Lektionen" hielten. Uns waren allerhand pädagogische Regeln eingebleut worden, aber von den drei wichtigsten pädagogischen Gesetzen hatten wir nichts gehört: Rege allenthalben im Kinde schöpferische Kraft! Laß alles Wachstum im Zeichen der Freude stehen! Und drittens: Mache es dir so bequem wie möglich! Unter Arbeitsschule versteht man die Schule, in der die Lehrer alle Arbeit den Kindern aufhalsen. An unserer Statt lassen wir die Kinder arbeiten. Wir machen uns nicht mehr zum Klassenbüttel und tragen nicht mehr zehnerlei Anschauungsmittel herbei. Das mögen nur die Kinder, soweit das irgendwie möglich ist, selbst besorgen! Der Lehrer von heute bringt auch nicht Weisheiten an den Mann, sondern erzieht zum eigenen Erwerb von Wissen und Können. Er doziert nicht, sondern er organisiert. Es ist wie überall im Leben: Bequem kann es sich nur ein guter Organisator machen! Kinder zum freudigen Schaffen aus eigener Kraft anzureizen, das ist alles.

10. Nur was man „begriffen" hat, hat man begriffen. Eine Biene aus Sand, Tuchresten, Knöpfen, Besenborsten und Seidenpapier.

Wenn früher ein Lehrer seine Not klagte, daß er sich nach fünf Stunden heiser geredet habe, wurde ihm erwidert: Getreue Pflichterfüllung trägt nun einmal das Merkmal des Unbequemen, Aufreibenden. Heute antworten wir ihm: Wie kannst du dir auch den Luxus leisten, alles allein machen zu wollen? Bleib doch als Regisseur im Hintergrunde! Arbeitsschule ist die Schule zur Ausbeutung der kindlichen Arbeitskraft bis aufs Äußerste. Das nützen, was der Tag herträgt, und dennoch festen Plan in die Jahresarbeit bringen, Kindern genau das Ziel abstecken und sie doch nicht gängeln; Höchstmögliches erreichen und doch alles als fröhliches Spiel erscheinen lassen — das ist die große organisatorische Aufgabe der Lehrer von heute. Sie erfordert ein gerüttelt Maß von Vorbereitung und Nacharbeit — hinter den Kulissen!

Die Gruppe der Honighändler hatte — Abbildung 10 zeigt es — nach einem Anschauungsbild eine Biene geformt. Wie viele freie Stunden mögen sie gebastelt haben, ehe Sand, Stoffreste und Papier zu einer so fein plastischen Mosaik zusammengefügt waren!

Weil meine Jungen auf den Gesamtunterricht eingestellt sind, durchsuchten sie aus freien Stücken das ganze Kulturgebiet, in dem Zucker eine Rolle spielt. Etliche zeigten besonderes Geschick, durch Umfrage bei Eltern und Bekannten sprichwörtliche Redensarten aufzustöbern: Er ist ein Zuckermäulchen. — Er ist ein Kerl wie Zuckerwasser. — Viel Zucker in der Jugend macht schwarze Zähne im Alter. — Er schmiert ihm Sirup um den Mund. — Honig im Munde, Gift im Herzensgrunde. — Wir erkannten, daß es weit mehr Redensarten über das Salz gibt als über den Zucker. Das ließ uns die Jugendlichkeit des Zuckers gegenüber dem altehrwürdigen Salz erkennen.

9. In diesem Sonnenwinkel keimt Gerste.

Die Jungen hatten beim Kaufmann gehört und gelesen, daß er klaren Zucker und Raffinade unterscheidet. Nun gab es mancherlei über die Reinigung des Zuckers zu sagen. Als wir dann in einer Fabel die Redensart fanden: Der Fuchs war mit allen Wassern gewaschen, sagte ein begabter Junge: „Das ist so ähnlich wie beim Zucker, der Fuchs ist ein ‚raffinierter' Kerl!"

Der festgesetzte Tag des Ausstellungsschlusses war gekommen. Abbildung 12 zeigt, daß fleißige Arbeit nun auch süßen Lohn fand. Um die Spesen für den Abtransport der süßen Köstlichkeiten zu sparen, schnabulierten wir unsere Zuckerausstellung auf. Wir veranstalteten eine Verlosung, in der es keine Nieten gab. Das Los kostete 5 Pfennig. Und diese „Sechser" bildeten das Betriebskapital für den weiteren Unterricht. Wir reden jetzt vom Salz, drei, vier Wochen lang vom Salz, und da wird es mancherlei einzukaufen geben: Steinsalz und Siedesalz, Viehsalz und feines Tafelsalz.

Es werden also im Laufe des Jahres eine sehr kleine Zahl Themen behandelt werden. Es kommt uns heute nicht mehr auf das Multa, sondern auf das Multum an! Wenn aber Kinder gelernt haben, wie man irgendeine Sache in wirtschaftliche und kulturhistorische Zusammenhänge hineinstellt, dann werden sie in ihrem Beruf einmal nicht verdrossene Fröner sein, sondern Menschen mit offenen Augen!

11. Außer Zeichnen, Rechnen, Naturgeschichte, Aufsatz, Lesen auch Geographie und Geschichte. Eine Seite aus einem Malbuch.

12. Schluß der Ausstellung. Bildung des Geschmackssinnes ist Kindern jederzeit willkommen!

Brasilianische Landschaft: Palmenweg in Estanzia Velha, in der Nähe von Porto Alegre.

Nach einem Gemälde von Martin Konopacki.

Ging da nicht eben das Glück vorbei?

Ein volkstümliches Lied

WORTE VON PETER HERZ — MUSIK VON FRANZ LEHÁR

Allegretto moderato

p mf

1) Oft im Le-ben dann und wann, faßt mich bö-ser Zwei-fel an, und du sinnst tag-aus, tag-ein: was mag wohl das Be-ste sein? Oft stehst du im Däm-mer-licht, fragst dich, soll ich, soll ich nicht? Da huscht's plötz-lich vor dich hin, und es kommt dir in den Sinn:

2) Oft im Le-ben dann und wann, trifft man nie die Rech-te an, man hat sie er-sehnt, er-träumt, a-ber im-mer noch ver-säumt! An-dre kön-nen fröh-lich sein, du bist trau-rig und al-lein. Oh, wer weiß, wie oft sie (er) nah, doch dein Zögern es ver-sah:

p meno a tempo riten.

ruhiger a tempo mf

Ging da nicht e-ben das Glück vor-bei? War das vom Zu-fall kein Wink? Schön wie ein blü-hen-der, son-ni-ger Mai la-chend vor-ü-ber es ging! Wie hat es freund-lich dich noch ge-grüßt, eh' es ver-schwunden ums Eck....! Schad', wenn das Glück es ge-

mf riten. mf p fz meno.

Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.

we - sen ist — ist es schon weit wieder weg! ...

riten. p pp p a tempo mf

Oft im Le - ben dann und wann faßt dich die Ver - zweif - lung an,

p

und du ziehst mit we - hem Blick müd' dich von der Welt zu - rück! Mag's der letz - te Win - kel sein .... da auf ein - mal!

meno f

gold - ner Schein ... und es streift dich au - gen - blicks, lei - ser Flü - gel - schlag des Glücks ....! Ging da nicht e - ben das Glück vor - bei?

a tempo p riten. ruhiger p a tempo

War das vom Zu - fall kein Wink? Schön wie ein blü - hen - der son - ni - ger Mai la - chend vor - ü - ber es ging? Hat doch so freundlich dich

mf mf riten. mf

an - ge - blickt, als es her - ein - kam zur Tür — hat dir so zärt - lich dann zu - ge - nickt. Heut komm' ich end - lich zu dir!"

p fz f riten. ff

Drama. / Novelle von Grazia Deledda. (Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Kunde-Grazia.)

Wenn in den letzten Wochen der Fastenzeit auch alle Männer, der österlichen Vorschriften und heiligen Zeremonien halber, im Orte waren, so wagte doch keiner — während der Tage der Buße — sich zu betrinken, und die „Rivendita" der schönen Ilaria blieb verlassen.

Ilaria selbst hätte sich Vorwürfe gemacht, wenn es anders gewesen wäre. Gleichwohl sah man sie den ganzen Tag in ihrer schwarzen starren Tracht, die der einer Witwe glich, am gewohnten Platz vor dem großen Herde sitzen, dessen hellrot schimmernde Flammen dem Raum das Aussehen einer antiken Taverne gaben. Den ganzen Tag war sie dort; nur nachts zog sie sich zum Schlaf in die Kammer nebenan zurück. Aber niemand kannte diese Kammer. Alle Schenkenbesucher kannten bloß die Ecke am Kamin, wo sie sich die schwieligen Hände wärmten, mit den Fingern etwas Kohlenglut für ihre Pfeife holten oder noch lieber versuchten, Ilaria den Hof zu machen. Aber wenn sie auch mit dem Feuer umzugehen verstanden — Ilaria vermochten sie ganz und gar nicht in Glut zu versetzen. Sie schwieg und antwortete nicht einmal auf die Vorschläge der Männer, die sie nur mit den großen dunkelgrünen Augen aus ihrem blassen Gesicht heraus ansah, das ein viereckiges, von einem silbernen Kettchen unten zusammengehaltenes, schwarzes Tuch umrahmte. Sie blickte sie traurig und drohend an. Dann zeigte sie auf den schwarzen Herdrand, auf den mit der Spitze eines Taschenmessers zwölf Furchen eingeritzt waren: seit zwölf Jahren büßte ihr Mann seine Strafe ab, weil er einen getötet, der sich gerühmt hatte, ihr Liebhaber zu sein.

Gerade in jenen Tagen — um Ostern — schnitt sie das Zeichen in den Herd, las bekümmert das Buch der Passionswoche und verglich ihre Leidenszeit mit der Christi. Ja, es waren schreckliche Wochen gewesen. Dann kamen die drei Tage des Todes während der Verhandlung und Verurteilung des Mannes. Endlich hatte sie sich aufgerafft, aber der Stein über ihrem Grabe bewegte sich nicht mehr.

Das Leben wogte um sie — im Lärm, in der Freude, den Räuschen und wilden Zornesausbrüchen der Männer, die sie umgaben: sie schwieg wie tot, immer auf ihrem Posten im Hintergrund der Schenke, durch deren weitgeöffnete Tür man die weiße Linie einer Straße sah, die eine bewaldete Anhöhe abschloß. Auf ihr zogen, vom trüben Himmel sich abhebend — in langsamem Trott, die Mäuler dem Boden zugekehrt — Pferde und zur Weide getriebene Rinder. Zuweilen hatte sie in all der Ruhe und Unbeweglichkeit um sich den Eindruck, daß alles — die ferne Welt, die düster war von der Strafe ihres Mannes; die nahe Welt, die düster war von ihrer eigenen Pein — ein Traum wäre, ein stilles Grab. Und doch: trotz diesem Anschein des Todes war nichts in ihr als ein Warten. Eines Tages, gegen Ende der Fastenzeit, während sie im Halbschlaf mit dem Buch in den Händen dasaß, tauchte ein sehr jung aussehender Mann — hochgewachsen, mit dem geschmeidigen Gliederbau eines Weibes — scheu um sich blickend, in der Tür auf, wie wenn er vor einer Gefahr flüchtete und einen Unterschlupf suchte.

Ilaria riß die Augen weit auf; aber sie glaubte noch zu träumen. Der Mann trat ein, bückte sich unter der Tür — so groß war er — und setzte sich hinten an den Tisch, auf dem die violetten Flaschen standen: er bestellte nichts, stützte die Ellbogen auf, verbarg das gebräunte Gesicht in den weißen Händen, fixierte Ilaria lächelnd, aber zugleich spöttisch mit seinen schwarzen, zwischen den Fingern hervorlugenden Augen. Auch sie betrachtete ihn, und das Kettchen zitterte infolge ihrer Erregung unter dem Kinn. Schließlich stand sie auf und ging zum Tisch.

„Was wünschen Sie, Don Mattia?"

„Bring Oliena, wenn du welchen hast."

Während er trank, ging sie wieder auf ihren alten Fleck zurück und schürte das Feuer. Ihr klopfte das Herz; sie schien zu ahnen, warum der Mann gekommen, und wartete darauf, daß er spräche.

Erregt vom Wein, nahm er auch zuerst das Wort:

„Nun, Ilaria, was denkst du? Ich weiß schon. Du vermutest, daß meine Frau und meine Schwiegermutter mich geschickt haben. Du denkst, sie sind zur Beichte gegangen, und der Priester hat zu ihnen gesagt: ‚Verzeiht, ihr Frauen! Erhöret die Bitte der Unglücklichen! Unterzeichnet das Gnadengesuch für ihren Mann!' Ja, Ilaria, der Geistliche kam eines Tages zu uns, überbrachte deinen Auftrag und erklärte: ‚Ilaria weiß, daß sie die Begnadigung ihres Mannes erreicht, wenn das Gesuch von der Witwe und der Tochter des Opfers unterzeichnet wird.' — Ja, vielleicht ist es wirklich zu erreichen; aber glaubst du, daß diese Frauen zustimmen werden?"

Ilaria hatte sich jäh auf ihrem Schemel umgewandt: starr, mit großen, flehenden Augen, in denen es leuchtend aufflammte. Der Mann lächelte grausam; man sah seine vom dickflüssigen Wein violett gefärbten Zähne.

„Ja! Geh, probier' es, such' sie auf! Sie erwürgen dich. Weißt du, was meine Schwiegermutter sagt? Daß du den Toten herausgefordert, du, das schöne Weib — weil er reich war. Und ein reicher Mann, wenn er auch in den Jahren ist und verheiratet, lockt eine Schenkwirtin immer an . . . wenn sie keinen anderen Grund hat, ist er doch eine gute Reklame für die Osteria."

Bei diesen Worten weiteten sich die Pupillen Ilarias wie in physischem Schmerz. Sie wandte sich zum Kamin, bückte sich, ohne indessen das Feuer zu schüren. Ihre kühne Hoffnung war zusammengebrochen: die Feinde verziehen ihr nicht — und etwas anderes war für sie auf dieser Welt nicht mehr von Wert. Sie ließ daher den Mann, der sich mehr und mehr berauschte, weiterreden.

Die Schmähung, der Haß, das Drohen ihrer Feinde, nicht einmal die Neugier, zu wissen, warum Don Mattia, nach zwei Jahren seiner Ehe, während deren er auf Geheiß seiner Frau und seiner Schwiegermutter keinen Fuß mehr in die Osteria gesetzt hatte, plötzlich wiederkam und sich daran ergötzte, sie zu peinigen — nichts bewegte sie mehr.

Übrigens schwieg er, nachdem er mit allerlei leisen Anspielungen auf die Jahre zurückgekommen war, da er als verarmter kleiner Edelmann die Osteria aufgesucht hatte. Nur das Geräusch des aus der Flasche gegossenen Weins unterbrach zuweilen die Stille. Das Schweigen war so tief, daß man ein Kind hinter der Anhöhe, in der Ferne, pfeifen hörte, und es schien, als wenn die Welt dort zu Ende wäre, wo die grauen Rautenbüsche mit dem Märzgewölk verschmolzen.

Ilaria wagte kaum sich umzuwenden. Sie hatte abermals den Eindruck, sie träume. Sie las, faßte aber die Worte des Buches noch weniger als vorher. Endlich kam jemand; es war ein Hirt, ein unverbesserlicher Trinker, der vor ein paar Stunden zur Beichte gewesen war und sich nicht entschließen konnte, heimzugehen, ohne Ilaria aufgesucht zu haben.

Auch er schien, wie er Don Mattia erblickte, zu erschrecken, trat auf den Fußspitzen ein, bückte sich zum Feuer herunter und blinzelte dann Ilaria zu.

„Wenn ich das den Frauen sage, bringen sie mich um."

Ilaria sah — ohne ein Wort zu sprechen — zu ihm hin.

„Sie werden vor Ärger sterben, bei ihrem Stolz, wie reife Granatäpfel platzen . . ."

Ilaria schwieg.

„. . . weil er hier ist, um ihnen zu trotzen. Er hat Streit gehabt mit der Schwiegermutter und der Frau: das wissen alle. Krach hat es gegeben, weil sie ihn wie einen Knecht unter ihrer Fuchtel haben wollen. Man kann das alles verstehen: Sie sind reich, und er lebt auf ihre Kosten."

Der Hirt sprach halblaut; Ilaria blickte zu Don Mattia hinüber, ob er zuhöre. Der aber schlief, das Gesicht zwischen den Händen; seine Lider waren fest geschlossen. Der düstere Friede eines Menschen, der sich gerächt hat und nach seinem Rachewerk ruht, entspannte seine Züge und verlieh ihm das Aussehen eines Toten.

Ilaria, die ihn als kleinen Knaben, als Waise, die armen Verwandten ausgeliefert war, gekannt, ihn als jungen Müßiggänger gesehen hatte — dann mit einemmal als Reichen und Sklaven, betrachtete ihn mitleidig. Schließlich wandte sie sich wieder dem Feuer zu, und ihr Gesicht wurde hart, verschlossen.

*

Don Mattias häufige Besuche begannen sie lebhaft zu beschäftigen. Er war immer da und äußerte sich gegen die alten Freunde und die bäurischen Gäste schlecht über seine Schwiegermutter. Ostern war vorüber; besonders am Samstag und am ersten Feiertag hatte die kleine Schenke viel Zuspruch gehabt.

Er war immer da, auch morgens. Und manche Neugierige ging absichtlich durch die Gasse, um einen Blick in die Kneipe zu werfen.

Eines Tages suchte der Priester Ilaria auf.

„Weißt du: es ist ein Skandal. Der ganze Ort behauptet, daß du Mattia angelockt, nach ihm geschickt hast, ihn hier hältst und ihn betrunken machst, weil die Frauen das Gnadengesuch nicht unterschrieben haben. Was sind nun deine Gedanken, Ilaria? Du warst nicht zur Beichte."

Ilaria preßte die Zähne zusammen, um nicht in Verwünschungen auszubrechen; das Kettchen zitterte unter den krampfhaften Bewegungen ihres Kinns.

„Ilaria," sagte der Priester und legte ihr wohlwollend die Hand aufs Knie, „wir wissen, daß es nicht wahr ist: du, ich und er — wir wissen es, und vielleicht auch mancher andere, der bei seiner Behauptung weiß, daß er lügt. Auf die Wahrheit kommt es nicht an, sondern nur auf den Schein. Schick' Mattia fort! Er soll heimkehren, damit der Zwist aufhört. Er liebt seine Frau und kommt nur hierher, um sich zu betrinken."

Ilaria fragte: „Haben Sie die Frauen geschickt?"

„Ja", räumte der Priester ein.

„Dann sagen Sie ihnen, sie sollen ihre Unterschriften zu dem Gnadengesuch geben, und ich verpflichte mich, Don Mattia aus der Schenke zu weisen."

Die Verhandlungen währten mehrere Tage: schließlich brachte der Pfarrer das unterzeichnete Schriftstück.

Gerade an diesem Abend fand sich Mattia aus der Schenke nicht weg, trank und spielte; aber irgendein Gedanke beschäftigte ihn — und als die anderen gegangen waren, blieb er noch da — bleich und aufgeregt wie am Tage seines ersten Besuches.

Es war spät; der Vollmond erhob sich zwischen dem Gebüsch des Hügels und schien melancholisch in die Schenke zu blicken. Ilaria stand auf, sich mit den Händen auf den Tisch stützend.

„Don Mattia, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten: Gehen Sie fort, und kommen Sie nicht wieder. Die Leute reden und behaupten, daß ich Sie hierherziehe. Mein Mann wird, wie ich hoffe, bald zurückkehren! Gehen Sie, haben Sie Erbarmen mit mir!"

„Ich weiß, meine Schwiegermutter beschimpft dich. Um so besser!"

„Wie, um so besser? Was tue ich Ihnen Böses, daß Sie ihr erlauben mich zu schmähen?"

„Du tust mir nichts Böses: sie aber ... Der Teufel hole sie! Ich habe geschworen, sie durch Kummer zu töten, und so soll es sein!"

„Don Mattia, Sie sind ein schlechter Mensch, ein Müßiggänger! Ein Lump!"

„Oh, oh!" sagte er, von ihrem Mut überrascht; dann lachte er. — „Ich weiß, sie haben dein Gesuch unterzeichnet, um mich von hier zu vertreiben. Aber die Unterschrift meiner Frau gilt nicht ohne die meine. Damit du aber siehst, daß ich kein so miserabler Mensch bin, wie du eben sagtest, unterschreibe ich. Gib das Papier her!"

Ilaria reichte es ihm; während er es ansah, sagte er:

„Ja, dein Mann hat die Hälfte der Strafe verbüßt; er hat sich immer gut geführt und wird wahrscheinlich begnadigt werden. Er beging das Verbrechen im Rausch, war jung, und du auch. Ilaria, wie alt warst du?

„Zwanzig Jahre, Don Mattia", sagte sie, das Tintenfaß vor ihn hinstellend. Aber mit Überraschung — und dann mit Schrecken sah sie, daß er das Gesuch in die Tasche steckte, ohne es zu unterschreiben.

„Nein, du hast recht, Ilaria; wenn er wiederkommt, kann er mich töten. Und das will vielleicht meine Schwiegermutter."

Da preßte Ilaria zwischen die schwarze Kopfhülle und die Stirn ihre Hände — wie von Wahnsinn befallen, brach sie in die Knie, schrie, streckte krampfhaft die Arme aus.

„Gib mir das Papier! Gib mir das Papier!"

Er ging, die Tür schließen, kehrte auf seinen Platz zurück, stand auf, indem er sich gegen den Tisch stützte, und sagte traurig:

„Höre, Ilaria; schrei nicht, dreh' dich um und hab' keine Furcht. Ich werde dir das Gesuch zurückgeben, es sogar absenden und empfehlen. Das schwöre ich dir bei Christus. Wende dich zu mir, sieh mich an. Ich könnte Gewalt gegen dich brauchen und will es nicht. Siehst du nicht, daß ich unglücklicher bin als du?"

„Aber was willst du von mir?" schrie sie auf, den Blick jetzt auf ihn gerichtet.

„Komm hierher, und ich sage es dir!"

Wie fasziniert kam sie langsam um den Tisch herum, beugte sich über ihn und ließ sich, während sie in Tränen ausbrach, von ihm küssen.

*

Aber es verging ein Jahr, ehe er den Schwur einlöste. Das Papier blieb in seiner Tasche. Ilaria hätte es ihm stehlen und absenden können, doch sie tat es nicht. Zunächst aus Gewissensskrupeln nicht: Sie wollte von den Unterschriften keinen Gebrauch machen, weil sie nicht nur gegen das Versprechen fehlte, auf Grund dessen sie diese erlangt hatte, sondern auch den Mann mit der Fessel der Sünde an sich band.

Der Priester war wieder zu ihr gekommen. Sie senkte die Stirn und erwiderte: „Was kann ich tun?"

Ein Jahr darauf — gegen Ostern — machte sie den dreizehnten Einschnitt in den Herdrand; da fuhr sie auf, als wenn plötzlich eine Erkenntnis sich ihr entschleiere. Sie fühlte, daß sie noch immer eine Wartende war; aber jetzt hatte sie Angst davor, daß die Zeit verging.

Eines Abends setzte sich Mattia an den Tisch, blaß und erregt wie am ersten Abend, an dem Ilaria ihn geküßt hatte.

„Weißt du, daß meine Schwiegermutter stirbt? Das Herzleid, das ich ihr verursachte, tötet sie."

Ilaria erwiderte nichts: sie wußte es.

„In ein paar Tagen — vielleicht morgen schon — wird sie sterben; ich werde das Oberhaupt der Familie. Ich kann nun nicht mehr hierherkommen; ich muß zu mir selbst zurückkehren, mich daran erinnern, daß ich ein Mann, ein Christ bin. Auch meine Frau ist leidend, und sie ist jetzt gut zu mir; sie scheint eine ganz andere. Ilaria, man muß gut sein in der Welt, oder man hat es zu büßen."

Sie erwiderte nichts: sie wußte es.

„Ilaria," sagte er sanft und beugte sich auf die Weinflecke auf dem Tisch, „ich werde das Gnadengesuch absenden, und ein Abgeordneter wird mit dem Minister sprechen. Bist du damit zufrieden?"

Sie preßte unter dem Tuch die Hände gegen die Stirn wie damals.

„Ah, Mattia! Elender! Jetzt tust du es, jetzt?"

Aber er hörte nicht: Er schien zu schlafen wie an jenem ersten Tag, da er zu ihr gekommen war, um sich zu berauschen.

„Mattia, ich kann mich jetzt nicht von dir trennen.. Mattia, er wird dich töten, wenn er wiederkommt!"

„Gut! Wenn er mich tötet, so muß ich eben die Sünde büßen."

„Mattia, gib mir das Papier; ich werde es abschicken."

Sie streckte krampfhaft, bittend, ihre Arme nach ihm aus wie damals an jenem Abend. Aber er hob rasch die Augen; ein Lächeln huschte über sein Gesicht, und seine Zähne blitzten grausam auf: „Ilaria, ich habe es schon abgesandt."

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Meerestiere und der Mond. Schon Aristoteles lehrte, daß die Eierstöcke der Seeigel zur Zeit des Vollmonds dicker würden. Cicero meinte, daß die Austern und Mollusken mit dem Mond ab- und zunähmen. Nach Plinius ist das die Ansicht „aller aufmerksamen Beobachter". Bacon lehrte 1624, daß nach überlieferter Ansicht das Gehirn der Hasen, Schnepfen und Kälber ebenso wie die Austern und Muscheln mit dem Monde zunähmen. Im Jahre 1667 ersuchte die Royal Society die nach Ostindien reisenden Seefahrer, festzustellen, ob dort nicht entsprechende Verhältnisse in dieser Hinsicht herrschten, und Sprat antwortete darauf: „Erfahrungsgemäß trifft das in Batavia auf Austern und Krabben zu." Noch heute ist man an allen Küsten des Mittelmeeres von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt. Zur Nachprüfung derselben hat Munro Fox in Suez, Alexandria und Roscoff eine Enquete veranstaltet, deren Ergebnisse er im vergangenen Jahr veröffentlicht hat. Die herrschende Meinung hat sich für die Muscheln des Mittelmeeres, des Roten Meeres und von Southampton, die Krabben von Suez und den Strongylocentrotus lividus genannten Seeigel nicht bestätigt. Dagegen hat sich herausgestellt, daß eine Seeigelart von Suez, nämlich der Centrechinus setosus, immer bei Vollmond die Eier ablegt und infolgedessen bis zu diesem Zeitpunkt zunimmt. Die Lehre des Aristoteles stellt sich damit als gerechtfertigt heraus, und vielleicht hat dieses Tier zu der ungerechtfertigten Verallgemeinerung Anlaß gegeben. Wie Grave 1922 festgestellt hat, legt auch eine Chiton-Art, die Chaetopleura, stets bei Vollmond ihre Eier ab. Schon 1708 hat der französische Reisende Leguat bei der Beschreibung zweier ostindischer Inseln berichtet, daß eine Landkrabbe, die Cardisona carnitex, im Juli und August kurz vor und kurz nach dem Vollmond zu Tausenden zum Meere hinabsteigt, um ihre Eier abzulegen. Auch im Leben vieler Fischarten ist eine mit dem Mond zusammenhängende Periodizität unverkennbar. Als Pettersson 1912 im Kattegatt die Schwankungen im Heringsfang studierte, bemerkte er, daß für den reichsten Fang eine Periodizität von 13½ Tagen und eine noch merkwürdigere von 18,6 Jahren besteht, die dem Wechsel der Mondbahn entspricht. Seit langem weiß man, daß die Aale nur in mondlosen Nächten zum Meer wandern. In Dänemark und Italien pflegen die Fischer diese Wanderungen einfach dadurch zu unterbrechen, daß sie auf der Wanderstrecke Feuer anzünden. Es gibt auch einen bei Mondschein seine Eier ablegenden Fisch, den Leuresthes tenuis. Er kommt von März bis Juni von der zweiten bis vierten Nacht nach dem Vollmond zu diesem Zwecke auf die Sandbänke Kaliforniens. Gleichzeitig mit den Weibchen erscheinen die Männchen zur Befruchtung der abgelegten Eier. Dieser Vorgang findet auch statt, wenn der Mond von Wolken bedeckt ist. Bei einigen Meeralgen hängt die Sporenabsonderung mit dem Mondwechsel zusammen, so bei Dictyota dichotoma und bei Sargassum. Knautz hat bei Versuchen mit Euglema und Munro Fox bei solchen mit Elodea eine Zunahme des Sauerstoffes und eine Abnahme der Kohlensäure bemerkt, wenn diese Pflanzen dem Licht des Vollmonds ausgesetzt werden. Musset hat schon 1890 darauf aufmerksam gemacht, daß einige Pflanzen sich dem Monde zuwenden. 1921 hat Lotfield bei Mondschein Pflanzenporen sich öffnen und 1923 Miß Semmens Körner keimen sehen. Weniger sicher als die Tatsachen dieser Mondperiodizitäten im Tierleben ist ihre Erklärung. Am nächsten liegt es, Ebbe und Flut dafür heranzuziehen. Sie verursachen Strömungen, verändern den Wasserdruck und setzen rhythmisch Strandtiere aufs Trockene oder unter Wasser. Ferner könnte das Mondlicht auf die Lebewesen, sei es unmittelbar, sei es durch die Veränderungen, die es in der chemischen Zusammensetzung des Wassers hervorruft, einwirken. Auch um elektrische oder magnetische Einflüsse von seiten des Mondes könnte es sich handeln. Schließlich wäre es aber auch möglich, daß die erwähnten biologischen Periodizitäten mit denen des Mondes einfach zusammenfallen, ohne doch von ihm verursacht zu sein. Die Aufklärung aller dieser Fragen wird jetzt, nachdem man einmal auf die Tatsachen aufmerksam geworden ist, hoffentlich auch nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Prof. Dr. W. Anderssen.

Das Wesen der Versicherung an Eidesstatt. Nach § 156 des Strafgesetzbuchs wird mit Gefängnis bestraft, wer vor einer zuständigen Behörde eine eidesstattliche Versicherung wissentlich falsch abgibt. Diese Bestimmung hat in letzter Zeit erheblich an praktischer Bedeutung gewonnen, nachdem § 2 der Durchführungsverordnung vom 24. 5. 1924 den Amtsgerichten als Aufwertungsstellen die Befugnis eingeräumt hat, in Aufwertungsstreitigkeiten eine Glaubhaftmachung der behaupteten Tatsachen zu verlangen. Da es sich in derartigen Fällen vielfach um Vorgänge handelt, die längere Zeit zurückliegen, so daß zuverlässige Zeugen, sofern überhaupt welche vorhanden waren, selten in Frage kommen, wird in Ermangelung anderer Beweismittel zur eidesstattlichen Versicherung geschritten werden müssen. Es erscheint daher zweckmäßig, ihr Wesen im folgenden kurz darzulegen. Die eidesstattliche Versicherung ist die Bekräftigung der Wahrheit der abgegebenen Erklärung unter Berufung auf den heiligen Eid. Dabei sei gleich darauf hingewiesen, daß es für die rechtliche Beurteilung gleichgültig ist, ob der Versichernde im Falle eines Schwurs von dem ihm nach der Reichsverfassung zustehenden Recht der Weglassung der religiösen Beteuerungsformel „so wahr mir Gott helfe" Gebrauch machen würde. Gerade in der heutigen Zeit der Zunahme der Kirchenaustrittserklärungen bürgert sich allzuleicht die Meinung ein, daß ein Eid ohne obigen Zusatz nie ein Meineid sein könne, wenn die beschworene Tatsache unwahr ist. Die eidesstattliche Versicherung kann mündlich durch Erklärung vor der zuständigen Behörde oder schriftlich abgegeben werden. In letzterem Falle ist das betreffende Schriftstück, mit der Unterschrift des Versichernden versehen, einzureichen, und zwar in Urschrift; Abschriften genügen nicht.

Dagegen ist zulässig, daß die Erklärung selbst von einem andern oder mit Maschine geschrieben ist, wenn nur der Erklärende die Urkunde eigenhändig unterschreibt. Für alle Fälle der schriftlichen Abgabe der eidesstattlichen Versicherung ist besonders darauf hinzuweisen, daß die Unterschrift unter allen Umständen bindet, d. h. der Unterschreibende kann sich hinterher nicht etwa darauf berufen, er habe das von ihm unterschriebene Schriftstück anders gedeutet oder gar der Verkehrssitte zuwider nicht gelesen. Gerade in Aufwertungsstreitigkeiten besteht zu leicht die Versuchung, aus der Erwägung heraus, wenigstens einen bescheidenen Teil des früheren Vermögens zu retten, mehr an Eidesstatt zu versichern, als man tatsächlich mit gutem Gewissen bei gehöriger Überlegung beschwören könnte. Es ist daher vor allem in diesen Fällen eine besonders peinliche Prüfung des Inhalts der Urkunde zu fordern, ehe die Unterschrift vollzogen wird und damit weitgreifende wirtschaftliche Folgen ausgelöst werden können. Der Gebrauch der Worte „an Eidesstatt" ist nicht zwingend geboten; diese können vielmehr durch gleichbedeutende wie „eidesstattlich", „an Stelle des Eides" und ähnliche ersetzt werden. Nicht genügend sind Redewendungen wie „Wir versichern — — — und sind bereit zu beschwören". Das sind nur Zusätze, die besagen, der Aussteller erbietet sich, die Wahrheit seiner Behauptungen durch den Eid zu erhärten, nicht aber enthalten sie die Erklärung, daß er schon jetzt die Richtigkeit seiner Darstellung mit allen den rechtlichen und tatsächlichen Folgen aufstellen will, als hätte er sie beschworen. Belanglos ist, ob die eidesstattliche Versicherung sachlich geboten und durch ausdrückliche Gesetzesbestimmung verlangt wurde, oder ob sie freiwillig abgegeben ist. Hiernach ist als zweckmäßig zu bezeichnen, die eidesstattliche Versicherung schriftlich, beginnend mit den Worten: „Ich versichere hiermit an Eidesstatt", abzugeben und sich vor der Vollziehung der Unterschrift recht genau zu überlegen, daß damit schon die Wirkungen eintreten können, die beim Schwur erst mit seiner Ableistung praktisch werden. — Zusammenfassend ist die eidesstattliche Versicherung als ein Eidesersatz, als ein Mittel zu bezeichnen, um Tatsachen, die nicht durch andere Beweismittel dargetan werden können, glaubhaft zu machen. Dr. L.

Der Stoffwechsel im Schlaf. Im ruhigen, tiefen Schlaf sind die Stoffwechselvorgänge im Körper sehr herabgesetzt, am meisten in der Mitte des sechs- bis acht-

Die Große Ausstellung Düsseldorf 1926. (Gesolei.)

Eine große Ausstellung, wie sie Düsseldorf für das Jahr 1926 vorbereitet auszuführen, bedeutet in Anbetracht der immer noch schwierigen wirtschaftlichen und politischen Lage Deutschlands, insbesondere der Rheinlande, keine leichte Aufgabe. Nur mit großer Mühe und unter Überwindung vielfacher Hindernisse kann diese Arbeit zum Erfolg geführt werden. Besonders erfreulich ist daher, wie die schon rüstig in Angriff genommenen Vorarbeiten beweisen, der unentwegt sich gleichbleibende Eifer der verantwortlichen Ausstellungsleitung sowie der zahlreichen Mitarbeiter, die ihre besondere Ehre darein setzen, diese Düsseldorfer Ausstellung zu einem deutschen kulturellen Ereignis ersten Ranges zu machen. Daß Deutschland gerade auf den Gebieten, die zu dem Düsseldorfer Ausstellungsthema gehören, an erster Stelle der Nationen marschiert und ein Recht hat, seine hier überaus wichtigen Erfindungen und Vervollkommnungen der Welt vorzuführen, weiß jeder, der deutsche Wissenschaft kennen und achten gelernt hat.

In den letzten Jahren ist es nicht möglich gewesen, eine Ausstellung, welche die drei Gebiete „Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen" mit ihren bedeutenden Fortschritten vereint, in einer allgemein verständlichen Schau vorzuführen. Nun aber drängt das in diesen Gebieten eroberte Wissen förmlich dazu, sich Geltung zu verschaffen und richtunggebend einer Menschheit zu dienen, die in den letzten schweren, oft verzweifelt harten Jahren nach körperlicher und moralischer Gesundung verlangt hat.

Leitender Gesichtspunkt ist darum, wie der Geschäftsführer der Ausstellung, Herr Geheimrat Schloßmann in einer Rede einmal ausführte, „im besonderen zu zeigen, wie wir Deutsche uns gesund erhalten können, um die ungeheuren Verpflichtungen, welche die nächsten Jahre an uns stellen, zu erfüllen." Und jene bedeutsame Frage verlangt weiter ihre Antwort, „wie wir unsere Umgebung gestalten müssen, damit unsere Gesundung keinen Schaden erleidet und unsere Leistungsfähigkeit die denkbar größte ist." In Erkenntnis der großen Bedeutung, welche diese Ausstellung für ein gesundungsbedürftiges und neues Deutschland besitzt, haben darum auch Reich und Staat, Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft freudig ihre Mitwirkung zugesagt und darüber hinaus ihre praktische Hilfe in Aussicht gestellt. Mitbestimmend ist hierbei für jene gewesen, so dürfen wir an dieser Stelle gern hinzufügen, dem in den letzten Jahren besonders schwer in Mitleidenschaft gezogenen Düsseldorf zu helfen. Denn wenn auch der Oberbürgermeister der Stadt Düsseldorf Dr. Lehr mit Recht erklärt, daß wohl Unwiederbringliches, aber nicht Unersetzliches im letzten Jahrzehnt verlorengegangen ist, so ist Düsseldorf doch ohne Zweifel die hartbedrängteste rheinische Stadt gewesen und besitzt ein besonderes Recht darauf, Verlorenes wieder einzuholen und sich den alten Platz an der rheinischen Sonne zu erobern.

Die Einleitung zu der Hauptabteilung „Gesundheitspflege" bildet die vom Deutschen Hygiene-Museum in Dresden gebotene Sonderschau „Der durchsichtige Mensch". In zahlreichen, daran sich anschließenden Gruppen werden Optik, Chemie, Elektrizität in ihrer Beziehung zur Gesundheitspflege, Ernährung, Wohnung und Siedlung usw. in ihrem Einfluß auf Gesundheit und Wohlergehen des Einzelnen wie des Volksganzen gezeigt werden. Auch die Fragen der Krankenversorgung und Krankenbehandlung, der medizinischen Forschungsmethoden, der übertragbaren Krankheiten sowie der Kolonialhygiene werden eine jedermann interessierende Darstellung finden.

In der Hauptabteilung „Soziale Fürsorge" wird zunächst eine wissenschaftliche Darstellung der einschlägigen sozialpolitischen Fragen gegeben werden. Nach dieser Einführung werden die Fragen der Gesundheitsfürsorge sowie der Bildungs- und Erziehungsfürsorge zur Darstellung kommen. Was auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Fürsorge auf Grund der Reichsverordnung, was an Fürsorge durch Versicherung sowie durch Versorgung heute geleistet wird, wird von den zuständigen Fachorganisationen gezeigt werden. Die in der Liga zusammengeschlossenen freien Wohlfahrtsverbände sowie die gesamten kommunalen Spitzenverbände werden eine Übersicht über die freie und behördliche Wohlfahrtspflege, Statistik und Organisation ihrer Vereinigungen vorführen.

In der dritten Hauptabteilung kommen die „Leibesübungen" zur Darstellung, in voller Würdigung der Tatsache, daß gerade die Leibesübungen beim Wiederaufbau Deutschlands eine bedeutende Rolle spielen werden. Zur körperlichen Erstarkung unseres Volkes wird auch diese Abteilung einen breiten Rahmen einnehmen. Sämtliche Sportarten werden in den einzelnen Gruppen ausstellen, und zahlreiche Sportvereine werden im Lauf des nächsten Jahres in Wettspielen und Sportfesten das theoretisch Gezeigte in Praxis vor Augen führen.

In großem Maßstab wird sich die gesamte deutsche Industrie an der Ausstellung beteiligen. In jeder einzelnen Gruppe, die irgendwie Beziehungen zur Industrie hat, wird dieselbe eine einschlägige Sonderschau veranstalten. Schon jetzt liegen zahlreiche Anmeldungen aus allen Kreisen der Industrie vor, die die seltene Gelegenheit, in einer derartig großen Ausstellung, die ein halbes Jahr lang Besucher aus der ganzen Welt in großer Zahl anziehen wird, nicht ungenutzt vorübergehen lassen will. Zahlreiche Kongresse und Vereinigungen haben schon jetzt der Ausstellungsleitung Nachricht zukommen lassen, daß sie ihre nächstjährige Jahresversammlung oder eine Sonderversammlung im Interesse ihrer Mitglieder in Düsseldorf 1926 abhalten werden.

Das Ausstellungsgelände zieht sich in den einzig schönen Anlagen am Rhein entlang. Eifrig wird dort bereits gearbeitet, die Ausstellungsbauten, die unter der obersten künstlerischen Leitung von Professor Wilhelm Kreis stehen, aufzurichten. So hofft man nicht nur in Düsseldorf, sondern in ganz Deutschland hier ein Werk zu schaffen, das weit über Deutschlands Grenzen hinaus beredtes Zeugnis von Arbeitswillen und Arbeitsfreudigkeit des deutschen Volkes, das durch keine Schicksalsschläge gebeugt ist, ablegt.

ständigen Schlafes. Gesteigerte Traumtätigkeit hat augenblickliche Zunahme der Stoffwechselvorgänge im Gefolge. Je ruhiger und traumloser der Schlaf, um so geringer ist der Stoffumsatz im Körper. Unter eine gewisse Grenze kann er nie herabgehen, weil die notwendigen Umsätze zur Aufrechterhaltung des Blutkreislaufes und der sonstigen notwendigen Lebensvorgänge auch im Schlaf nicht einhalten dürfen. Man nimmt an, daß im Schlaf gleichzeitig der Aufbau von Stoffen vor sich geht, die, wie z. B. Glykogen, als Reservestoffe für den arbeitenden Körper dienen. Die im Schlaf vorhandene Ansammlung von ziemlich viel Blut im Innern des Körpers, namentlich in den Eingeweiden, begünstigt den Aufbau der dort gebildeten Stoffe. — Das Wachstum des menschlichen Körpers geht anscheinend in der Hauptsache im Schlafe vor sich. Messungen an wachsenden Kindern zeigen eine größere Längenzunahme am Morgen als am Abend. Zum Teil kann das damit zusammenhängen, daß die aufrechte Haltung am Tage durch Zusammenpressen der Zwischenwirbelscheiben eine Verkürzung der Wirbelsäule herbeiführt und damit ein etwaiges Wachstum nicht zum Vorschein kommen läßt; in der Nacht dagegen kommt eine solche mechanische Verkleinerung nicht in Frage. Aber es ist an und für sich wahrscheinlich, daß auch in der Wachstumszeit die Körperzunahme zu einer Zeit eintritt, da der Körper wenig mit anderen Notwendigkeiten beschäftigt ist, also im Schlaf. So ist es vielleicht zu erklären, warum wachsende Kinder ein so ausgesprochenes Bedürfnis nach Schlaf haben. Der Körper hat den innerlichen Drang, zu wachsen, und dafür stellt er — durch das Bedürfnis nach Schlaf — jenen Zustand her, der ihm die beste Gewähr für die Erfüllung des ihm übererbten Dranges zu gewährleisten scheint. Je mehr ein Kind wächst, um so größer ist sein Schlafbedürfnis. Es muß Erfüllung finden, wenn keine Schädigung eintreten soll. Nichts anderes, keine noch so kräftige Ernährung, kann dafür Ersatz schaffen. — Die Herabsetzung der Verbrennungsvorgänge im Körper während des normalerweise täglich wiederkehrenden Schlafes führt auch sonst zu notwendigem Ausgleich. Während dieser Ruhezeit können etwaige Verbrennungsreste und unverwertbare Schlacken, die sich untertags im Körper angehäuft haben, wieder entfernt, kann das richtige Gleichgewicht hergestellt werden.

Dr. W. Schweisheimer.

Einschränkung nicht an der falschen Stelle ist das Gebot der Stunde. Hören wir den Geschäftsführer eines großen Warenhauses in der amerikanischen Zeitschrift „The System“. Die Firma hatte die nach dem Krieg bald einsetzende außerordentlich heftige Depression in der allgemeinen Wirtschaftslage zum Anlaß genommen, durch eine besondere Kommission von vier Vorstandsmitgliedern alle Möglichkeiten prüfen zu lassen, die sich für eine Herabsetzung der Ausgaben nur irgendwie boten. Selbstverständliche Bedingung war dabei, die Produktivität des Geschäfts nicht unter den Sparmaßnahmen leiden zu lassen. Dieser Gesichtspunkt war für die Behandlung des Reklamekontos entscheidend. Die Kommission ging ausserordentlich gründlich zu Werke; erst nach zweieinhalb Jahren erklärte sie ihre Aufgabe als beendigt, nachdem sie in dieser Zeit verschiedene Umgruppierungen und sonstige Sparmaßnahmen vorgenommen hatte. Die Ausgaben für Reklame wurden nicht beschnitten, soweit es sich um Zeitungsreklame handelte. Die übrigen Mittel der Reklame allerdings wurden nach gründlicher Erprobung nicht unwesentlich eingeschränkt. Die Ersparnisarbeit wandelte sich somit für die Reklameabteilung in eine Arbeit zur noch gründlicheren Pflege der Zeitungsanzeige, was die wirksame Gestaltung und Abfassung der einzelnen Anzeigen anging. Die Entwicklung gab der Sparkommission Recht: Die Umsätze des Geschäftes wuchsen zugleich mit dem relativen Abnehmen der Gesamtunkosten. Die Firma beziffert die hierdurch erzielten Ersparnisse auf 1000 Dollar für den Arbeitstag. Sie sah sich dadurch in die Lage versetzt, folgende Gedanken unter ausgiebiger Ankündigung in den Zeitungen auszuführen: Sie gab bekannt, sie werde unter anderen Waren innerhalb eines Jahres Waren im Gesamteinkaufswert von 100000 Dollar zum Einkaufspreis verkaufen. Sie führte dann weiter durch beeidigte Buchprüfer am Ende des Jahres den Nachweis, daß tatsächlich für 100000 Dollar Waren zum gleichen Preis, zu dem sie eingekauft worden waren, auch verkauft worden seien. Wir meinen, deutsche Waren würden mit einem ähnlichen Gedanken gleiche Erfolge erzielen. Es ist so und kann nach den hundertfältigen Erfahrungen auch nicht anders sein, daß die Gesundung unserer Wirtschaft in allererster Linie durch die Druckerschwärze geht, und durch fleißiges Inserieren in den führenden deutschen Zeitschriften erreicht wird.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG · I. I. WEBER · LEIPZIG

NR. 4199. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 3. SEPTEMBER 1925

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4199. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 3. September 1925.

Allgemeine Notizen.

Internationales Kammermusik-Preisausschreiben. Die Musical Fund Society, Philadelphias älteste musikalische Vereinigung, hat 10000 Dollars (5000, 3000 und 2000 Dollars) für die drei besten Kammermusikwerke ausgesetzt. Die Bewerbung ist beschränkt auf Kammermusikwerke von drei bis sechs Instrumenten. Klavier kann als eines der Instrumente gebraucht werden, doch sind Kompositionen mit Vokalstimmen von der Bewerbung ausgeschlossen. Neuartig an der Bewerbung ist, daß ein Komponist mehr als ein Werk einreichen kann, und daß auch mehr als ein Preis einem Bewerber zufallen kann. Es ist ferner dem Bewerber überlassen, zu bestimmen, ob sein unterbreitetes Werk nur für den ersten Preis in Frage kommen soll, demnach für den zweiten oder dritten Preis zurückgezogen wird. Dieser Wunsch muß jedoch bei Einsendung der Manuskripte hervorgehoben werden. Als Endtermin für die Einsendung ist der 31. Dez. 1927 festgesetzt worden.

Das internationale Schachmeisterturnier in Breslau endete mit dem glänzenden Sieg des russischen Schachmeisters Bogoljuboff. Zweiter Preisträger wurde Nimzowitsch. In den dritten und vierten Preis teilten sich Rubinstein und Wagner, in den fünften und sechsten Becker, Grünfeld und Réti. Von den Nichtpreisträgern verdient v. Gottschall hervorgehoben zu werden. Steht ein Meister wie er im 64. Lebensjahr — Bogoljuboff ist etwa 32 Jahre alt —, so sind vier Zähler in einem derartigen Turnier nicht zu unterschätzen, zumal v. Gottschall seit siebzehn Jahren keine einzige ernste Partie gespielt hatte. Im zweiten Hauptturnier errang Machate (Breslau) den ersten Preis und damit den Meistertitel im „Deutschen Schachbund". Aus dem Damenturnier ging Frau Dr. Bernhagen (Stockholm) als Siegerin hervor.

Von Neu-Fundland-Wabona-Erz wurden im vorigen Jahr 650000 Tonnen über Rotterdam nach Deutschland verschifft; das sind 10 v. H. der Gesamtverschiffungen über Rotterdam. Nach Narvik, das mit einer Menge von annähernd zwei Millionen Tonnen der größte Lieferant ist, tritt Wabona an die erste Stelle. Im laufenden Jahr wurden bereits über 300000 Tonnen Neu-Fundland-Erz über Rotterdam verschifft, und das Gesamtquantum wird wahrscheinlich in diesem Jahr 800000 Tonnen erreichen. Nahezu alle deutsche Hochöfen be-

ziehen dieses Erz. Für 1925 soll die ganze Erzeugung nach Deutschland verkauft worden sein; der Preis soll verhältnismäßig billig sein. Alle in den Nieuwen Waterweg einkommenden Mengen Wabona-Erz werden in Rotterdam entladen. Dann und wann geht eine Ladung nach Emden. Die meisten Hochöfen, die dieses Erz verarbeiten, haben eigene Rheinreedereien, weshalb es vorteilhafter ist, es in Rotterdam zu empfangen. Nur dasjenige, das durch den Rhein-Hernekanal seine Bestimmung erreichen muß und mit Schiffen, die dort fahren, transportiert wird, geht über Emden.

Eine 50 000-Volt-Wasserkabel-Verlegung. Die Tatsache, daß sich ein vor mehreren Jahren durch den Sund verlegtes Wasserkabel von 35 000 Volt vorzüglich bewährt hat, gab Veranlassung, zwischen Helsingör (Dänemark) und Helsingborg (Schweden) eine weitere Kabelverbindung durch den Sund herzustellen, die durch ihre hohe Betriebsspannung von 50 000 Volt und ihre Länge von 5400 m einzigartig ist. Das von der Felten & Guilleaume Carlswerk A.-G., Köln-Müllheim gelieferte Kabel, das größte bisher für eine Spannung von 50 000 Volt verlegte Unterwasserkabel, bildet einen wichtigen Teil der Übertragungsanlage, der die Nordjaellands Elektricitets og Sporvejs Aktj., Hellerup, und die Städte Kopenhagen und Frederiksborg mit elektrischer Energie versorgt. Der Strom wird von der Sydsvenska Kraftaktiebolaget aus den Kraftwerken am Laganfluß geliefert. Das nach einem besonderen Verfahren hergestellte Kabel hat drei Kupferleiter von je 95 qmm Querschnitt. Die Fabrikationslängen betragen 900 m, so daß sechs Längen erforderlich waren, die durch fünf Spezialmuffen verbunden wurden. Die Kabel wurden auf Holztrommeln aufgewickelt geliefert, jede mit dem Kabel im Gewicht von 40 000 kg, die infolge ihrer Schwere auf besonders eingerichteten Wagen verladen werden mußten.

Genuas wachsender Hafenverkehr. Während der ersten sechs Monate des gegenwärtigen Jahres liefen in Genua 2558 Schiffe mit 3 639 418 Tonnen Fracht ein und 2612 Schiffe mit 432 970 Tonnen aus. (1924: 3 304 018 bzw. 413 376 Tonnen.) Auf Grund der Tatsache, daß der Verkehr in Genua, wie in allen anderen italienischen Häfen in der zweiten Hälfte des Jahres stets größer ist als in der ersten, weil alsdann die Einfuhr von Kohle, Rohstoffen usw. am bedeutendsten zu sein pflegt, erwartet man, daß die diesjährige Ein- und

Ausfuhr mehr als 8000000 Tonnen betragen wird, eine Menge, die noch nie zuvor in einem Mittelmeerhafen erreicht worden ist. Genua hat während des ersten Halbjahres Marseille um etwa 500000 Tonnen überholt.

Amerikanische Werften hatten am 1. Juli für Privatreedereien 157 Stahlschiffe von 174724 Bruttotonnen im Bau, gegen 139 von 167059 Bruttotonnen am 1. Juni. Ferner 30 Holzschiffe von 10930 Bruttotonnen.

Bad Soden a. Taunus. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Nachfragen von Asthmatikern und an Bronchialkatarrh Leidenden wegen der Herbst- und Winterkur, für die sich Bad Soden vortrefflich eignet. Sind doch sein mildes, fast südliches Klima, sein einzig dastehender Quellenreichtum und das mustergültige Inhalatorium, das als das größte und reichhaltigste des In- und Auslandes gilt, weltbekannt. Durch den naturwarmen, äußerst stark kohlensäurehaltigen Solsprudel besitzt Soden auch einen unschätzbaren Heilfaktor für Herzkranke. Sodens schöne Lage mit seiner herrlichen Umgebung und seinen mustergültigen Kurmitteln tragen denn auch dazu bei, daß der Besuch im Herst und Winter von Jahr zu Jahr zunimmt. Die Preise für Unterkunft in Hotels und Pensionen sind sehr mäßig mit tadelloser Verpflegung. Die Kurtaxe beträgt für September 25 Mk., für Oktober 20 Mk. und für den Winter bis Ende März nächsten Jahres 10 Mk. Jede weitere Auskunft erteilt die Kur- und Badeverwaltung.

Ein Beispiel für die Steuerlasten der deutschen Hotels. Aus dem Geschäftsbericht eines der großen deutschen Hotels geht hervor, daß dieses Hotel im letzten Jahr rund 140000 Mark auf elf verschiedene Steuern, abgesehen von der Weinsteuer und der Reichswohnsteuer, abzuführen hatte. Diese Summe entspricht fast derjenigen, die der Betrieb an Gehältern und Löhnen aufzuwenden hatte und macht sechs v. H. des Aktienkapitals aus.

Das Merkblatt „Luftpost" hat die Deutsche Reichspost neu herausgegeben. Es enthält eine Skizze der Luftpostverbindungen mit den Flugzeiten und die wichtigsten Bestimmungen für Luftpostsendungen einschließlich der Gebühren. Das Blatt wird in den Luftpostorten und anderen Verkehrsorten, die gute Anschlußverbindungen an Luftposten haben, sowie ferner an Behörden, Firmen, Gesellschaften, Vereine und Personen mit lebhaftem Postverkehr unentgeltlich verteilt. Versender eiliger Post werden sich des Blattes mit Nutzen bedienen können.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1–7.

Der Gesta-Bleistifthalter, eine gesetzlich geschützte Neuheit, ermöglicht es, jedem Holzbleistift, ob kurz oder lang, dick, dünn, rund oder kantig, eine schöne metallene Hülle zu geben, den Blei in der Tasche zu schützen, darin wie jeden Füllhalter aufrecht hängend zu tragen, und vor allem: man kann jeden Bleistift bis zum kleinsten Rest in „Gesta“ aufbrauchen und bequem damit schreiben, ohne die Hand zu ermüden. Näheres in der bezüglichen Anzeige auf Seite 354 der vorliegenden Nummer.

Illustrirte Zeitung

Zum Aufstand der Drusen gegen die französische Herrschaft in Syrien: Eine Gruppe Aufständiger am Lagerfeuer.

Die frühere, dem Türkischen Reiche zugehörige Provinz Syrien wurde nach dem Kriege unter die Franzosen und Engländer geteilt. England übernahm den Schutz Palästinas und Transjordaniens, das eigentliche Syrien dagegen kam nach den Beschlüssen der Konferenz von San Remo 1920 unter das Protektorat Frankreichs. Dieses französische Mandatsgebiet zerfällt wieder in vier selbständige Gebiete: Groß-Libanon, Aleppo, Damaskus und den Drusenstaat Hauran, der den Schauplatz der gegenwärtigen Kämpfe bildet. Hauran (das alte Basan) liegt südlich von Damaskus, jenseits des Jordanflusses und umfaßt eine Fläche von etwa 10 000 qkm mit ungefähr 100 000 Einwohnern. Die Drusen, die aus der alten Heimat Libanon erst um 1860 in Hauran einwanderten, sind ein Mischvolk, das durch eine eigene, aus Elementen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse bestehende Religion verbunden ist. Der Aufstand ist besonders durch die den Mandatsbestimmungen zuwiderlaufende militärische Herrschaft der Franzosen hervorgerufen worden.

Vom Aufenthalt des Reichspräsidenten auf dem Gut Dietramszell bei Bad Tölz (Oberbayern): Reichspräsident v. Hindenburg in Begleitung eines Försters auf einem Pirschgang.

Reichspräsident v. Hindenburg unterhält sich bei einem Spaziergang auf Gut Dietramszell mit zwei bayrischen Buben.

Franz Graf Conrad v. Hötzendorf,
österreichischer Feldmarschall, † am 25. August in Bad Mergentheim im Alter von 72 Jahren. Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, der am 11. November 1852 zu Penzing bei Wien geboren wurde, war zu Kriegsausbruch Chef des österreichischen Generalstabs. Im Jahre 1915 leitete er gemeinsam mit General v. Falkenhayn, dem deutschen Generalstabschef, die große Offensive gegen Rußland ein. In den beiden letzten Kriegsjahren führte er das Kommando an der österreichisch-italienischen Nordfront.

Jugoslawien.

Der junge Südslawenstaat hat geschichtlich und geographisch, völkerrechtlich und national zwei verschiedene Ausgangspunkte. Daraus entstammen die inneren Gegensätze, die schon bald nach seiner Gründung zutage traten, und von deren Überwindung seine Zukunft abhängt. Er beruht einerseits auf dem Ausdehnungsdrang des durch die sogenannten Balkankriege eben erst erheblich erweiterten Serbiens, das sich schon im Londoner Vertrag 1915 mit seinen Verbündeten und besonders mit Italien über die Teilung der erhofften Eroberungen verständigte. Die andere Wurzel ist das Bestreben der in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie auf mehrere Länder verteilten Südslawen nach politischer Vereinigung. Je mehr sich diese im Rahmen der Monarchie (als „Trialismus") als undurchführbar zu erweisen schien, desto mehr wandten sich die Blicke der Führer auf das „südslawische Piemont". Wie die politischen Flüchtlinge in der Erklärung von Korfu (Juli 1917), verlangten bald noch im österreichischen Parlament die Abgeordneten der (nachdrücklich als eine einheitliche Nation bezeichneten) Serben, Kroaten und Slowenen die Vereinigung, die ihnen schließlich Karl I. im Rahmen der Monarchie zugestand. Beim Zusammenbruch riefen die Nationalräte in Agram und Laibach noch im Oktober 1918 diesen ihren „Nationalstaat" aus und beschlossen, nach vorübergehenden republikanischen Anwandlungen, am 24. November die Vereinigung mit dem serbischen Königreich. Montenegro folgte zwei Tage später. Am 4. Dezember verkündete dann auch der serbische Prinzregent diese Vereinigung. Die Friedensverträge brachten die Anerkennung der Unabhängigkeit und die Festlegung der Grenzen, zuletzt der gegen Italien, das im Sinne der Londoner Abmachungen große slowenische und kroatische Gebiete (in „Küstenland" und Krain) erhielt. Ist also die rechtmäßige Wurzel des Staats die Erwerbung und Besitznahme durch Serbien oder der freiwillige Zusammenschluß der drei Völker, der diese abgetrennten Landesteile mit umfaßte?

Die großserbische Auffassung, vor allem von den Radikalen vertreten, behauptet jenes; die Unionisten, Autonomisten, Föderalisten oder wie man sie nennen mag, also besonders die kroatischen Parteien, die klerikalen Slowenen und die bosnischen Mohammedaner nehmen eine freiwillige und somit auch widerrufbare Vereinigung an. Die Demokraten in ihrem heute von Davidović geführten Großteil bekämpften den radikalen Zentralismus und traten mindestens für eine dezentralisierte, der Verschiedenheit von Land und Leuten Rechnung tragende Verwaltung ein.

Die Grundlage des Autonomismus sind nun aber drei gewichtige Tatsachen. Wir haben es in der „dreieinigen Nation" mit zwei Kulturkreisen, drei Völkern von ungleichem sozialen Aufbau und drei auseinandergehenden Richtungen des Verkehrslebens und der außenpolitischen Aufgaben zu tun. Slowenen und Kroaten sind katholisch, haben also die lateinische Schrift und den Gregorianischen Kalender. Die Serben sind orientalisch in Glauben, Schrift und Zeitrechnung. Sie unterscheiden sich dadurch von den Kroaten, deren Schriftsprache der ihren gleichlautet. Die Slowenen aber haben eine eigene Schriftsprache. Sie haben auch die soziale Schichtung zisleithanisch-österreichischer Völkerschaften. Wir sehen daher die hemmungslose Machtausübung durch eine dünne Schicht selbstbewußter „Intellektueller", die sich insbesondere gegen ihre deutschen Lehrmeister richtet, sehen diese Oberschicht aber in leidenschaftlichen Parteikämpfen gespalten in die Klerikalen, die das Vertrauen des breiten Bauerntums besitzen, und die verschiedenen „freisinnigen" Gruppen, die die Städte noch zu behaupten suchen und dabei Anschluß an serbische Parteien finden. Als eine Nation von vollständiger und gereifter sozialer Gliederung haben die Kroaten eine alte Kultur und rühmliche staatliche Erinnerungen gegen den ungarischen Druck zu verteidigen gewußt und dabei den Anschluß an den Westen sorgsam gewahrt.

Von den Trauerfeierlichkeiten für den Feldmarschall Franz Graf Conrad v. Hötzendorf in Bad Mergentheim am 27. August: Hinaustragen des Sarges aus der Friedhofskapelle zur Überführung nach Wien.

Links: Das Mitteldeutsche Wehrwolf-Thing in Leipzig am 23. August: Aufmarsch der Fahnenkompanien am Völkerschlachtdenkmal. — Rechts: Vom 240. Regimentstag des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm I. Nr. 3 zu Königsberg i. Pr. am 24. August: Prinz August Wilhelm v. Preußen bei der Begrüßung der ehemaligen Grenadiere. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)

Die Gedenkfeier zur Erinnerung an den Todestag des Philosophen Friedrich Nietzsche vor 25 Jahren an seinem Grabe auf dem Friedhof zu Röcken bei Lützen, seinem Geburtsorte, am 25. August. Links (sitzend): Frau Dr. Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester des Philosophen. — Links: Die Wolkenbruchkatastrophe in Gerbstädt (Mansfelder Seekreis) am 20. August: Pioniere aus Magdeburg bei den Aufräumungsarbeiten.

Links: Vom Deutschen Katholikentag in Stuttgart: Während des Festgottesdienstes am 23. August. — Rechts: Jakob Christoph Heer, der bekannte Schweizer Romanschriftsteller, † am 20. August in Zürich im Alter von 66 Jahren. J. C. Heer war ursprünglich als Volksschullehrer, später als Redakteur tätig, seit 1902 lebte er als freier Schriftsteller in Rüschlikon am Züricher See. Seinen Erfolg begründeten die Romane „An Heiligen Wassern" und „Der König der Bernina". Von seinen späteren Werken wurde besonders sein Roman „Der Wetterwart" berühmt, dessen Erstveröffentlichung 1905 in der „Illustrirten Zeitung" erfolgte.

Links: Das am 30. August feierlich eingeweihte Ehrenmal für die im Weltkrieg Gefallenen der Stadt Artern an der Unstrut, eine Schöpfung des Bildhauers Paul Juckoff, Skopau. — Rechts: Von dem Großfeuer in dem Seebad Norddorf auf der nordfriesischen Insel Amrum am 17. August, dem zehn Wohnhäuser zum Opfer fielen: Eins der in Flammen stehenden Häuser.

Vom Internationalen Bergrennen auf dem Klausenpaß in der Schweiz am 22. und 23. August: Die Automobile auf der Anfahrt. (Phot. Nic Aluf, Zürich.)

So sehr ihre Gebildeten auch die deutsche Sprache und Literatur pflegen, stehen sie doch der deutschen Minderheit in ihrem Lande kühl, eher ablehnend gegenüber. Mit den Serben Kroatiens fanden sie selbst in der ungarischen Zeit nicht immer gemeinsame Wege und stehen ihnen heute unmittelbar gegenüber. In Bosnien und der Herzegowina verlangt als drittes Element das mohammedanische Achtung seiner Sonderart, findet sich aber nach Herkunft und gesellschaftlicher Stellung leichter mit den Kroaten zusammen, deren Schrift es zumeist angenommen hat, als mit dem serbischen Bauernvolk. Die Serben, in ihrer völkischen Jugendkraft bis vor kurzem ganz an die einfachen Verhältnisse eines reinen Nationalstaats angepaßt, stoßen nun auch in ihrem engeren Gebiet auf Fragen des Mehrvölkerstaats. Mögen sich in Mazedonien nationale und konfessionelle Belastungen mit den alten Methoden des Orients (über deren Anwendung bulgarisch-mazedonische Studenten bei uns immer wieder Klage erheben) vielleicht beheben lassen, so ist das in der Wojwodina nicht zu erwarten. Diesen Namen führt das von Ungarn erworbene Gebiet, das neben anderen Nichtserben insbesondere einen Großteil des südostschwäbischen Siedlungsbodens, ausgedehntes, blühendes und ziemlich geschlossenes deutsches Land einschließt. Nach dem Zusammenbruch Ungarns haben die neuen Herren, Serben und Rumänen, den Schwaben und dem deutschen Schulwesen, das sie sich selbst wiedererrichtet hatten, großes Wohlwollen gezeigt. Man hoffte, sie so der ungarischen Irredenta zu entziehen. Seit aber durch die Nationalitätenpolitik Rumpfungarns diesem Lande alle Anziehungskraft auf Nichtungarn verlorenging, ist der Kurs umgeschlagen. Im Gegensatz zu der radikalen Regierung zeigen jedoch gewisse serbische Kreise Neigung für eine Verständigung mit dem Deutschtum und rücken von den Vorgängen in Slowenien deutlich ab. Die Probleme der Minderheiten treten neben der Grundfrage nach dem gegenseitigen Verhalten der drei Staatsvölker zunächst zurück, können sie aber im gegebenen Moment stark beeinflussen.

Die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Entfaltungsmöglichkeiten des jungen Staates weisen in verschiedene Richtungen auseinander, deren Geltungsbereich sich nicht völlig mit den Grenzen der Bevölkerungen deckt. Sehen die Slowenen, westlichen Kroaten und Bewohner der dinarischen Länder vor allem auf die Adria, so weist die Donau ihre kroatischen und serbischen Anwohner insbesondere stromauf, aber auch gegen das Schwarze Meer; für das serbische Kerngebiet aber und somit auch für die Weltstellung des Serbenstaats ist Saloniki am wichtigsten. Vor diesen Zielen stehen für die einen die Italiener, für die anderen die Ungarn und die Bulgaren, für die dritten die Griechen. Wer aber hier im Wege steht, erscheint dort als der gegebene Helfer. Die Gesamtstaatspolitik muß sich mindestens über ihr Hauptziel entscheiden. Das wird ihr aber dadurch erschwert, daß eine natürliche Zentrallandschaft fehlt und damit auch eine natürliche Hauptstadt, die so oft im Staatsleben die politisch-geographischen Impulse gibt. Das danubische Belgrad ist von den beiden Meeren etwa gleich weit entfernt. Nur ungern ordnet sich das „europäische“ Agram der „orientalischen“ Königsstadt unter. Insbesondere für die Slowenen aber wird die Absperrung von den nächsten Adriahäfen infolge der neuen Grenze noch empfindlicher durch die mit ihr verbundene Einbuße an Volksboden. Eine literarisch erwachsene, in den Erinnerungen der Vorzeit fußende Bewegung wie der südslawische „Illyrismus“ konnte all diese inneren Reibungen übersehen. In dem Augenblick, da man zusammen haust, treten sie aber notwendig zutage. Über sie alle hinweg könnte ein großer Staatsmann den Weg ins Freie finden, wenn er die gesunde Kraft und den nationalen Schwung der drei Völker, den Weltehrgeiz des Illyrismus, auf höhere Kulturaufgaben wiese, deren das weite Gebiet noch so viele bietet. Statt dessen aber sehen wir eine Politik der kleinen Mittel und gewaltsame Parteikämpfe: eine den Nichtslawen auferlegte Verfassung und alsbald Streit über ihre Ausgestaltung

Wilhelm Rhein,
der Wasserwart des Oberkasseler Wassersports, vollbrachte seine 40. Lebensrettung, indem er die Insassen eines gekenterten Bootes rettete.

Vom Taunusrennen des Allgemeinen Deutschen Automobilklubs, das am 23. August auf der 438 km langen, alten historischen Taunusstrecke veranstaltet wurde: Der Sieger August Momberger jun. auf 5-P.S.-N.S.U.-Wagen (rechts), der neben dem Schnelligkeitspreis der Klasse III als schnellster deutscher Fahrer aller Kategorien den Hindenburg-Pokal gewann, im Begriff, Lindpainter auf Bugatti zu überholen.

Von der großen Baden-Badener Rennwoche: Start zu dem Fürstenberg-Rennen, der klassischen Prüfung der dreijährigen Pferde, am 21. August.

Houston Stewart Chamberlain,
bekannter deutscher Gelehrter und Schriftsteller, geborener Engländer, der, mit einer Tochter Richard Wagners verheiratet, in Bayreuth lebt, feiert am 9. September seinen 70. Geburtstag. (Nach einer Photogravüre des Verlages Bruckmann A.-G., München.)

Von der Jubiläumsfeier zur Erinnerung an den ersten Zeppelinaufstieg vor 25 Jahren in Friedrichshafen am 21. August: Die Taufe des neuen Ballons „Tempelhof“, dessen Korb und Netz noch von der Zeppelinexpedition nach Spitzbergen stammen.

Koch-Zeuthen

Aus der Nachtaufführung von Schillers „Wallensteins Lager" im Stadion zu Berlin am 22. August: Die Kapuzinerpredigt (8. Auftritt).

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen.

Links: Beförderung von Reparationszahlungen in Gold und Coupons an England auf dem Luftwege: Verladen der Sendung nach Ankunft des Junkers-Großflugzeuges in Croydon in das Transportautomobil der Bank von England. — Rechts: Die Unruhen anläßlich des Zionisten-Kongresses in Wien: Berittene Polizei bei der Zerstreuung von Demonstranten. (Phot. Times.)

und Veränderung, Koalitionen und ihren Zerfall, Gesetze zum Schutze des Staats und Verbot ganzer Parteien, Einmischung außerparlamentarischer Kreise, Auflösungen und Verhaftungen, eine scharfe Behandlung der leidenschaftlich erregten Presse. Hand in Hand damit wurde versucht, den beiden westlichen Völkern die serbische Schrift und Sprache aufzudrängen, was den Massen den Gegensatz erst voll bewußt machte. Es ist schließlich so weit gekommen, daß serbische Stimmen dazu aufforderten, die undankbaren Slowenen abzustoßen, und daß die gemäßigte Davidović-Partei nach einem jäh unterbrochenen Versuch versöhnlichen Regiments mit der nichtserbischen Opposition zu einem Kampfverband verwuchs. Die Stoßkraft hat diesem Stefan Radić gegeben; er verknüpfte die durch jahrzehntelange Enttäuschungen müde gewordene kroatische Selbstbestimmungspolitik mit einer breiten bäuerlichen Bewegung. Man hat diesen rastlosen Demagogen mit Recht einen Proteus genannt. Heute unbedingter Republikaner, sucht er morgen Verständigung mit dem Königtum; heute tritt er mehr agrarisch, morgen mehr sozialistisch auf. Kaum eine unter seinen vielen Reden, die nicht früheren Erklärungen widerspricht, und die er nicht nächstens berichtigen oder widerrufen wird — alle aber hinreißend zu sachlicher und persönlicher Gefolgschaft! Das eine Mal vorsichtig abwägend, wie bei der Abstinenzpolitik und ihrem Abbruch, erscheint er das andere Mal waghalsig bis zum Leichtsinn, der in die deutliche Falle geht — wenn nicht am Ende doch aus kluger politischer Erwägung! Eines aber halten alle seine vielseitigen Kundgebungen unbedingt fest: das volle Selbstbestimmungsrecht der Kroaten. Er reist durch Europa, um dafür Eideshelfer zu finden, und findet sie nur in Moskau, das aus doktrinären wie aus außenpolitischen Erwägungen die Befreiung der unterdrückten Völker auf sein Panier geschrieben hat. Daraus drehte man ihm den Strick. Daß er förmliche Staatsverträge fix und fertig für den serbischen Häscher in seine Rocktasche gesteckt habe, braucht man nicht zu glauben; es wird sich um sehr dehnbare Versicherungen moralischer Unterstützung gehandelt haben. Indes hat diese Enthüllung bei den Wahlen 1925 wenig gewirkt und die Radić-Partei sich behauptet, obwohl ihre Führer hinter Schloß und Riegel saßen. Unter den recht südosteuropäischen Bedingungen, unter denen diese Wahlen erfolgten, bedeutete das Ergebnis von 163 unter 315 Mandaten für die Regierung, d. h. für die Radikalen und die ihnen verbündete demokratische Pribičević-Partei, eine moralische Niederlage, die sich nur um Haaresbreite von einer vollen politischen Niederlage unterscheidet. Bemerkenswert ist, daß Radić das, was ihm in Kroatien mit Mühe und Not abgerungen wurde, in Slowenien und Dalmatien wettgemacht hat. Dort aber warb wohl mehr der republikanische als der kroatische Teil seines Programms.

Was dann nach den Wahlen kam, war überraschend. Pašić blieb auf dem Wege der Gewalt. Unter der Hand aber spannen sich Verhandlungen an, wohl auch weil der König den schon einmal versuchten Weg der Verständigung nicht aus dem Auge verlor. Plötzlich gab der parlamentarische Führer der Kroaten, Stefans Neffe Paul Radić, für seine Partei ein Bekenntnis zum Staat und zur Monarchie ab, und nun kam ihnen Pašić Schritt für Schritt entgegen. Er verstand es, das Gehässige der bisherigen Politik auf die Gruppe Pribičević abzuwälzen, und ließ sie fallen, um eine Regierung aus Radikalen und Kroaten zu bilden. Stefan Radić und seine Genossen wurden freigelassen. Er kam nach Belgrad, wo sich der kluge Pašić freilich einer Begegnung zu entziehen wußte, er sagte Moskau ab und pries das Königtum. Endlich wurde er vom Monarchen empfangen, und dieser kam im August unter dem Jubel des Volkes nach Agram zur Jahrtausendfeier des kroatischen Königreichs. Aber nicht alle glauben an die so laut verkündete Versöhnung der Völker. Zwar dürfen die Kroaten eine Lockerung des Zentralismus und den Abzug der mißliebigen politischen Beamten erwarten. Aber sie sind politisch schwer geschädigt durch die Einbuße, die das Ansehen ihres Führers durch seinen Kanossagang erlitten hat. Eine Gruppe, an deren Spitze der fähigste Politiker des Landes, Dr. Trumbić, steht, hat sich denn auch von Radić abgewendet. Sie sieht in dem Geschehenen nur einen (vielleicht hinterhältigen) Kuhhandel zwischen politischen Parteien, keine ehrliche und gerechte Verständigung zwischen den beiden Völkern. In der Opposition gegen den wieder allmächtigen Pašić und seine neue Regierungsgruppe stehen auch die bei den Verhandlungen übergangenen Slowenen, die montenegrinischen Separatisten und die bosnischen Autonomisten, ferner die tieferbitterten Demokraten der Gruppe Pribičević und endlich die Davidović-Gruppe, der freilich bei der neuen Sachlage die Grundlage zu einer scharfen Opposition verlorenging. Stark kann die Opposition aber nur werden, wenn das kroatische Volk sich von den Abmachungen und Erfolgen der Radić-Leute nicht befriedigt findet.

Es muß sich nunmehr zeigen, ob man in Belgrad ernstlich daran denkt, die peripherischen Landschaften mit dem serbischen Kerngebiet seelisch besser zu verbinden. Da auch eine latente innere Spannung bei der Weltlage des Staats für ihn eine schwere außenpolitische Belastung bedeutet, erscheint nach wie vor als die sicherste Grundlegung des Staatsbaues eine Dauervereinbarung zwischen seinen Völkern, unter denen aber diesmal nicht wieder, wie bei der Festlegung der Verfassung, jenes übergangen werden dürfte, das sich in diesen Streitfragen bisher streng neutral hielt und daher von allen Seiten angegriffen wurde, dessen Urteil aber ebendeswegen das Gewicht der Objektivität für sich haben wird: das bodenständige Deutschtum. Auch das Urteil des Auslandes (ich meine natürlich das nichtdeutsche) wird in einem solchen Staat eine bessere Gewähr des Friedens sehen als in einem Großserbien.

Robert Sieger.

Eine neuartige Verwendung des Films bei der Setzmaschine.

Anstatt wie bisher durch Typenguß erfolgt bei dieser neuen Erfindung die Herstellung eines Satz-Negatives durch Belichtung eines Filmbandes. Von dem Satz-Negativ werden dann Kopien für die verschiedenartigen Druckverfahren auf dem Druckträger hervorgebracht. Die obere Ansicht zeigt den Film und die Vergrößerungseinstellung, die die verschiedensten Größen der Typen durch den Konusauszug (Projektionsröhre) ermöglicht.

Der Stralauer Fischzug, ein alter historischer Brauch: Die Zuschauer auf den mit Blumen und Sinnbildern des Fischfangs geschmückten Booten und Dampfern beim Beobachten des Fischzuges. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Kurd Albrecht.

Zum ersten Male nach dem Kriege wieder veranstaltete am 23. August die Fischerei-Innung zu Stralau bei Berlin in den althergebrachten Formen den Stralauer Fischzug zur Erinnerung an das Aufleben der Fischerei in Berlin.

Drahtlose Zugtelephonie. / Von Dr. Albert Neuburger.

Mit Draht ließ sich bisher der von vielen gewünschte Fernsprechverkehr in der Eisenbahn nicht durchführen. Dagegen hat die Entwicklung auf dem Gebiete der drahtlosen Verständigung auch hier Wandel geschaffen. In technischer Hinsicht hat diese Frage bereits ihre Lösung gefunden: Es war die deutsche Technik, der es gelang, die dazu nötigen Einrichtungen durchzubilden. Am 15. August verkehrte auf der Strecke Berlin-Hamburg der erste mit drahtloser Telephonie ausgestattete Schnellzug. Von den Zügen dieser Strecke aus kann man nun Gespräche nach den beiden Endstationen führen, ebenso ist es möglich, den im Zug befindlichen Reisenden sowohl von Hamburg als auch von Berlin aus anzurufen. In der Mitte der betreffenden D-Züge sind zwei Wagen dritter Klasse eingestellt, die, wie die anderen Wagen, Fahrgäste aufnehmen. In einem Wagen enthält das eine der beiden Waschkabinette die nötigen Maschinen, eines der Abteile aber dient als drahtlose Fernsprechzelle. Auf dem Dache des Wagens befinden sich sechs parallele Drähte, die als Antenne dienen. Der andere Wagen enthält keine weiteren Einrichtungen, ist aber auf dem Dach gleichfalls mit einer Antenne ausgestattet. Die beiden miteinander verbundenen Antennen haben zusammen eine Drahtlänge von 192 m. Die Verbindungen können zwar von den Reisenden selbst hergestellt werden, da das Anrufen des Amtes usw. durch einfaches Abheben des Hörers genau in der gleichen Weise erfolgt wie von einem beliebigen anderen Apparat des Fernsprechnetzes aus. Es ist jedoch trotzdem ein besonderer Beamter im Zug, der die Reisenden sucht, die angerufen werden, der die Gebühren einzieht usw. In Bergedorf bei Hamburg und in Spandau bei Berlin befinden sich die Vermittlungsämter, die die gewünschte Verbindung mit dem fahrenden Zug herstellen. Abgesehen davon, daß diese Einrichtung nunmehr in rascher Folge auf sonstige Strecken ausgedehnt werden wird — ist doch bereits für die Strecken Leipzig-Hamburg, Berlin-Hannover und Berlin-München die baldige Einführung der drahtlosen Telephonie nach dem Vorbilde der Strecke Berlin-Hamburg in Aussicht genommen — will man den Reisenden im D-Zug auch noch Unterhaltungsrundfunk bieten. Eine längere Reise ist ja immer langweilig und ermüdend. Kann man die Darbietungen der deutschen Rundfunksender hören, so wird sie kurzweilig und angenehm. Man wird die einzelnen Abteile so ausstatten, daß sich über jedem Sitzplatz eine Steckdose befindet, in die die Verbindungsschnur für den Kopfhörer eingesteckt werden kann. Die Kopfhörer werden gegen eine bestimmte Gebühr an die Reisenden vermietet, die sich dann die Fahrt durch Abhören der Darbietungen des Unterhaltungsrundfunks verkürzen können. Mit den Vorarbeiten zur Herstellung dieser Einrichtungen ist bereits begonnen worden.

Des weiteren ist es gelungen, Systeme auszubilden, um dem Lokomotivführer im Falle des Versagens der Signale oder beim plötzlichen Auftreten von Gefahren drahtlose Weisungen zukommen zu lassen. Auch hier wird die drahtlose Telephonie eine wichtige Rolle spielen, da diese Warnungen durch akustische Signale oder mit Hilfe von Lautsprechern gegeben werden können.

Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die drahtlose Zugtelephonie in nicht allzu ferner Zeit auf allen Strecken eine ständige Einrichtung sein wird.

Die Antenne auf dem D-Zug-Wagen.

Schema des drahtlosen Verkehrs mit den Zügen.

Die Erdungsvorrichtung an der Wagenachse.

Im Inneren der Sprechzelle.

Vor der Sprechzelle.

Der Betriebsraum.

(Zeichnungen von Martin Frost.)

Auf der Vermittlungsstelle in Spandau.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(1. Fortsetzung.)

Das war Swanney, ein Mensch, zerstört von Lastern, zermorscht von Begierden, mürbe geworden von einem Leben, das er zur Hälfte in Zuchthäusern verbracht hatte: ein Wrack, eine Ruine, das Zerrbild eines Menschen.

Swanney schleppte Whisky herbei und zwei Gläser, auch eine runde Blechdose mit Zigaretten schob er vor Avellanda hin und zündete sich sofort eine an. Dann goß er die Gläser voll, stieß mit seinem nächtlichen Gast an, schlug ihm dazu derb auf die Schultern und sagte: „Trink, Avellanda! Sollst leben! Mich freut's, daß gerade du der Dummkopf gewesen bist, der mir hier in die Falle getorkelt ist! Trink, Avellanda!"

Und er goß das starke Getränk in einem einzigen Schluck wie Wasser hinunter, schenkte sich gleich wieder ein und nahm nun endlich Platz. Er faltete seine Hände über der eingesunkenen Brust ineinander, streckte die langen, dünnen Stelzbeine weit von sich und fuhr noch immer fort, Avellanda anzusehen. Dann ließ er sich berichten, wie Avellanda überhaupt auf den Einfall gekommen war, bei ihm einzubrechen, und während er es erfuhr, trank und rauchte er unaufhörlich. Zuletzt hörte er auch gar nicht mehr zu. Seine Augen sahen sich trübe auf irgendeinem Fleck der Wand fest, und seine Finger, die an den Spitzen und Nägeln bräunlich gelb gefärbt waren, zitterten um das Glas oder drehten die Zigarette hin und her. Zuweilen raffte er sich auf: „Trink, Avellanda! Mensch, so trink doch!"

Aber Avellanda war mäßig wie immer, er rauchte auch nur sehr wenig. Der süßliche Duft der Zigaretten verursachte ihm Ekel, genau solchen Ekel, wie Swanney ihm einflößte. Der lag wie ein Halbtoter, immer trunkener werdend, in seinem tiefen Sessel, erpreßte sich dann und wann einen kurzen Ausruf und versank dann wieder in seine Starrheit.

Swanney bemerkte den Blick, der ihn halb mit Ekel, halb voller Mitleid betrachtete, und es war, als packe ihn Scham. Er richtete sich auf, und nachdem er getrunken hatte, stieß er wieder sein leises meckerndes Gelächter aus und lallte mit schwerer Zunge: „Bist ein guter Bursche, Avellanda, und verdienst eigentlich nicht solchen Reinfall, wie du ihn heute erlebt hast. Brauchst du Geld? Sag's nur! Brauchst du Geld?"

Er wartete eine Antwort gar nicht ab, sondern schloß die Augen und faßte sich mit beiden Händen an die Schläfen, als schmerze es ihn dort. Dann fuhr er mit Anstrengung fort und begann sich in Erinnerungen zu vertiefen: seiner Flucht aus dem kalifornischen Staatsgefängnis gedachte er und der Hilfe, die ihm Avellanda dabei zufällig angedeihen lassen konnte.

Er schüttelte sich vor Gelächter, trank wieder und sprach in das Glas hinein: „Aber wo das Sternenbanner flattert, da darf sich Bill Swanney nicht mehr sehen lassen. Meine verfluchte Physiognomie kennen sie von Neuyork bis nach Frisco, und meine Fingerabdrücke liegen auf jeder Polizeistation."

Avellanda war ein schlechter Zechkumpan. Während Swanney ununterbrochen redete und schwafelte, trank er kaum. Er machte sich jetzt im stillen lustig über sein Mißgeschick und hörte kaum noch zu, was Swanney von seinen jüngsten Geschicken berichtete.

Swanney hatte einen recht einträglichen Einbruch verübt, und der Zufall wollte, daß die Polizei aus irgendwelchen unerklärlichen Umständen sofort auf die richtige Fährte kam und überzeugt war, daß Swanney und kein anderer seine Hand hierbei im Spiele hatte. Zwei Stunden später waren natürlich sämtliche Fahndungsorgane des Vereinigten Königreiches mit der genauesten Beschreibung Swanneys versehen. Er wurde verfolgt! Es war nicht das erste Mal, daß Swanney verfolgt wurde, und im großen und ganzen war er ohne Sorge, aber er sehnte doch den Augenblick herbei, da er an Bord der „Queensland" in hinlänglicher Sicherheit war. Drüben im Wandtresor lag wirklich ein Schmuck, und Avellanda hätte einen guten Griff getan, wenn er ungestört bis ans Ziel seiner Wanderung gekommen wäre.

Das alles erzählte Swanney, erzählte es breit, frech, behaglich, und seine Stimme wurde immer dumpfer, immer lallender. Seine Zunge lag ihm wie Brei im Munde.

„Und du?" fragte er Avellanda. „Woher kommst du? Wo gehst du hin?"

Avellanda drehte die Zigarette zwischen den sorgfältig gepflegten Fingern hin und her.

„Woher ich komme? Aus Rom, aus Ägypten. Wohin ich gehe? Ich weiß es nicht. Vielleicht nach Paris, vielleicht auch nach Berlin. Ich weiß es wirklich nicht. Augenblicklich aber stecke ich tatsächlich in einer Klemme, und wenn du mir helfen könntest —"

„Wieviel?" fragte Swanney schläfrig.

„Hundert Pfund?"

„Gut, ich gebe sie dir nachher. Laß mich jetzt hier sitzen. Ich bin müde, weißt du, furchtbar müde."

Dann fiel ihm ein, daß Avellanda eben von Rom gesprochen hatte, und er wollte wissen, was er dort getrieben hatte.

„Getrieben? Nichts Besonderes! Ich hatte es nicht nötig, etwas zu unternehmen. Es war eine schöne Zeit in Rom — Karneval." Und er wiederholte, als sei dieses Wort für ihn voll süßester Erinnerung: „Karneval."

Er sang es fast, sprach es so aus, daß selbst Swanney in seiner Erschlaffung aufhorchen mußte und danach kurz und sachlich feststellte: „Weiber?"

Avellanda gab keine Antwort, aber er lächelte vor sich hin, wie wenn er sich ganz und gar in Erinnerungen hätte einspinnen lassen. Und ganz plötzlich begann er von all dem Süßen und Verführerischen zu sprechen, das er in dieser Zeit erlebt hatte. Er sprach davon wie ein junger Bursche, der die Süßigkeit der Frucht zwar kennt, sie aber noch nicht lange kennt, und dem alles von Tag auf Tag neu und verlockend ist, der sich immer wieder berauschen läßt von der Süßigkeit oder der Herbheit jeder neuen angebrochenen Frucht.

Es blieb zweifelhaft, was Swanney von all dem Gehörten wirklich verstanden hatte, und was an seinem Ohr vorübergeglitten war.

„Ihr jungen Burschen", unterbrach er schließlich Avellandas Redefluß. „Ihr jungen Burschen —"

Man hörte nicht heraus, ob in diesen Worten Neid oder Warnung liegen sollte. Dann fragte er: „Und irgendwo hast du dann wohl ein Stückchen Haut bei diesen Geschichten lassen müssen?"

„Muß man nicht immer ein Stückchen Haut dabei lassen? Und ist es nicht gut, daß es so ist und nicht anders? Denn wäre es anders, so ginge ja alles Verlockende dabei zum Teufel. Daß man immer ein Stück Haut dabei lassen muß, manchmal mehr, manchmal weniger, manchmal schmerzt es, und manchmal tut es wohl — das ist ja gerade das Schöne — ach, das ist das Verlockende. Verstehst du das, Swanney, alter Kerl? — Warum grinst du, Mensch?"

Swanney grinste wirklich. Sein dünner Mund mit den grauen zersprungenen Lippen zog sich breit und ward noch dünner. Dann nickte er, wieder ernst geworden, vor sich hin und erwiderte, als spräche er die tiefste Weisheit seines Lebens aus. „Du hast recht, Avellanda, immer läßt man ein Stück Haut dabei; und einmal kommt eine, die mit dem Stückchen Haut nicht zufrieden ist, sondern einem das ganze Fell über die Ohren zieht."

Er hatte diese Worte erstaunlich klar und deutlich gesprochen, aber als er nun fortfuhr, verfiel er wieder in sein früheres trunkenes Lallen.

„Laß dir raten, laß dich warnen!" murmelte er. „Einmal kommt eine, die dir das ganze Fell über die Ohren zieht —" Es schien, als lausche er in sich hinab, und er wiederholte: „Die dir das ganze Fell über die Ohren zieht. Dann stehst du mit bloßen Nerven da, und all die tausend kleinen Äderchen bluten und bluten. Verstehst du das, Avellanda? Hüte dich vor der einen! Ach — ach!"

Er ließ eine Pause eintreten, sann stumpf vor sich hin und fuhr dann auf der Suche nach der Zigarettendose mit unsicher tastenden Händen über den Tisch.

„Wo sind die Zigaretten! Ah — danke! Gib mir Feuer, Avellanda! Ich mag mich nicht mehr regen. So! Danke!"

Er lehnte sich zurück, blinzelte sein Gegenüber an und fragte, ganz in sich zusammengesunken: „Kanntest du Severin? — Nein? Nun, wenn du ihn auch nicht kanntest, seine Geschichte wird dir ans Herz gehen, sie wird dir Mahnung und Warnung sein. Gehenkt haben sie ihn im Hofe von Reading Goal, den armen Severin. Er war mein Freund. Sie haben ihn gehenkt. Und weißt du, wer ihn an den Galgen lieferte? — Avellanda, es war eben die eine, die sich mit dem Stückchen Haut nicht begnügte, sondern die das ganze Fell haben wollte. Die lieferte ihn an den Galgen. Und für die hatte Severin, der arme Bursche, alle Geigen vom Himmel geholt, und als keine mehr zu holen war, da lieferte sie ihn an den Galgen. Seine Liebste war sie, er war ihr Liebster. Sie haben ihn gehenkt im Hofe von Reading Goal —"

Swanney machte mit der rechten Hand schwebende, webende Gesten, er wiegte den hageren Pergamentschädel hin und her und sprach weiter mit geschlossenen Augen: „Er war ein Bursche wie du, Avellanda: so jung wie du, so frisch wie du, so verliebt wie du, so vernarrt wie du in jede hübsche Larve, in jedes zarte Streichelhändchen, in jedes Paar schöner Augen. Über das alles vergaß er seine eigene Haut. Er war wie du, Avellanda, wie du, wie du! Und sie haben ihn gehenkt! Seine Liebste aber, die tanzte über sein Grab. Wer weiß, wem sie nun gehört. Denk an ihn! Denk an ihn, Avellanda!"

Er tat einen Zug an seiner Zigarette, die Asche fiel auf seinen Anzug; er achtete nicht darauf.

Es war Avellanda ein wenig unheimlich zumute. Er kannte Reading Goals graue Mauern, und er sah, wie man den armen Severin, der ein Bursche gewesen sein sollte wie er selbst, das Brett unter den

Beinen wegriß. Wie eindringlich Swanney gesprochen hatte trotz seiner Trunkenheit! Wie drohend seine Worte geklungen hatten!

„Er war ein Bursche wie du, wie du — und sie haben ihn gehenkt im Hofe von Reading Goal!"

Swanney schien zu schlafen. Avellanda betrachtete mit Grauen und Beklommenheit das zerfurchte, verwüstete Gesicht. Da schlug Swanney plötzlich die Augen weit auf, doch sein Blick hatte etwas Fremdes, Wesenloses und ganz Erstarrtes. Er sah Avellanda an, aber auf so eigene Art, als schaue er durch ihn hindurch. Und als er zu sprechen begann, klang es zwar schläfrig, doch tief und bedeutsam, klang es unheimlich wahr und überzeugend: „Auch du wirst daranglauben müssen! Du trägst es im Gesicht geschrieben oder vielleicht im Herzen. Ich lese es da, und du wirst daranglauben müssen. Auch dich — auch dich henken sie einmal im Hofe von Reading Goal!"

Er brach ab und machte mit seinen langen Armen und den dünnen Knochenfingern hilflos tastende Bewegungen durch die Luft, als versuche er, Fäden und Gespinste zu zerreißen, die vor seine Augen gekommen waren und ihm den Blick verschleierten. Ziellos griff er danach und hörte nicht auf, Avellanda anzustarren. Plötzlich begann er wieder zu reden, und Avellanda erschrak, denn Swanney sah nicht mehr ihn, sondern er sah den gehenkten Severin vor sich sitzen. Ihn redete er an: „Warum hast du dich fangen lassen, Mensch? Warum hast du dich henken lassen? Ein Paar kleine weiße Händchen haben dir um deinen Hals die Schlinge gelegt. Du mußtest daranglauben, weil du das Herz nicht auf dem rechten Fleck hattest. Warum hast du es nicht gepanzert? Warum? Du? Warum? Nun haben sie dich gehenkt! Alle Geigen holtest du ihr vom Himmel. Bis keine mehr da war, die du holen konntest. Dann lieferte sie dich an den Galgen. Sie hatte ihren Spaß daran und tanzte mit ihren leichten, zarten Füßchen über dein Grab. Sie hat noch immer ihre weißen Händchen, ihre weichen Arme, ihren schönen Mund, ihre lachenden Augen, der Duft in ihrem Haar ist noch der gleiche; du spürst ihn nicht mehr: dich haben sie gehenkt —" Und er schrie entsetzt und laut auf: „Dich haben sie gehenkt!"

Dann schwieg er mit halb geöffnetem Mund. Seine Hände stellten die rastlosen Bewegungen ein, mit denen er bisher die Luft zerteilt hatte. Er erwachte langsam, sah Avellanda an, als bekäme der mit einem Male ein anderes Gesicht. Dann lächelte er blöde vor sich hin wie einer, der auf beschämendem Tun ertappt worden ist. Aber vergessen zu haben schien er, was er gesprochen und getan hatte.

Avellanda lag regungslos in seinem Sessel. Sein Gesicht war verstört, und seine heißen Blicke umflackerten entsetzt Swanneys Gestalt. Nicht Swanneys Augen sahen ihn mehr von dort drüben an; er sah eine fleischlose Stirn über dunklen Augenhöhlen sich wölben, sah nackte Kiefer sprechend sich bewegen, und noch furchtbarer war es, daß Swanneys Trugbild ihn verzaubert hatte: er fühlte sich eins werden mit Severin, dem Gehenkten, er fühlte sich mit ihm als gleiches Wesen, mit gleichem Schicksal, gleichem Leben, gleichem Verrat, gleichem Tod.

Swanney lächelte schwach und blöde vor sich hin.

„Was siehst du mich so an, Avellanda?" fragte er. „Was habe ich denn gesagt? Ich weiß es nicht mehr. War es etwas Verrücktes? Ich bin furchtbar müde. Geh! Laß mich allein! Schlafen will ich!"

Avellanda stand auf, und es fiel ihm ein, daß er ja unbedingt Geld von Swanney haben mußte, wenn der es wirklich in Hülle und Fülle besaß, wie es den Anschein hatte.

Sie standen sich beide gegenüber, Avellanda wieder aufgerichtet und in einigermaßen guter Haltung; Swanney dagegen ganz hinfällig, mit hangenden Schultern, gesenktem Kinn und krummem Rücken. Avellanda wollte gerade seine Bitte vorbringen, als draußen auf dem Flur ein Geräusch laut wurde: ein kurzes Kratzen an der Tür, dann ein Griff auf die Klinke und ein Rütteln.

Es war bewundernswert, wie schnell Swanney aus seinem Dämmern und Versunkensein emportauchte zu hellstem Wachsein, zu augenscheinlich größter Klarheit und Überlegtheit. Als von draußen der Befehl kam: „Aufmachen! Hier steht Polizei!", da war von Swanney alle Trunkenheit gewichen, alle Benommenheit war wie weggewischt angesichts der Gefahr, in der er sich befand; und all seine Willenskraft, sein ganzer, morsch und mürbe gewordener Wille steilte sich der Bedrohung entgegen.

„Polizei!" sagte Avellanda zaghaft und bang. Zum erstenmal in seinem Leben war er umstellt, zum erstenmal sah er nirgends einen Ausweg. Mitgefangen war er, und es hieß mitgehangen.

Swanney stand kerzengerade vor ihm, lauschend wie ein Tier, das auf den Angriff wartet. Sein Kopf mit den auffällig großen Ohren war ein wenig zur Seite geneigt. Seine farblosen Augen hatten einen festen, in sich gesammelten Blick, da sie nun auf Avellanda fielen. Dann verschwammen sie zwar wieder, und ihr Blick zuckte hin und her durch den Raum. Wie er auch nach einem Ausweg spähte, er fand keinen mehr.

Das Pochen wiederholte sich, eine Faust hämmerte gegen die Tür, und die Stimme draußen befahl kurz und gebieterisch: „Öffnen Sie, Swanney!"

Der sagte so ruhig, als mache er die gleichgültigste Feststellung, aber seine Stimme klang noch blecherner als sonst:

„Die Falle ist zu. Ich bin verloren! Sie kommen!"

„Aufmachen!"

Swanney wiederholte: „Sie kommen!"

„Was tun? Was tun?" raunte Avellanda ihm zu und machte einen kurzen Schritt zur Balkontür.

Da zuckte über Swanneys Gesicht ein erleuchtender Gedanke. Er hatte einen Weg zur Rettung erspäht; zwar nicht mehr für sich selbst, wohl aber für seinen Raub. Den mußte Avellanda ihm in Sicherheit bringen. Kein Mensch, auch die Polizei draußen nicht, hatte eine Ahnung davon, daß er sich hier in Gesellschaft befand. Niemand konnte auf den Verdacht kommen, daß es ihm noch in diesem Augenblick gelingen könnte, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Und in Swanney fuhr eine fiebrige Geschäftigkeit. Er packte Avellanda bei den Schultern, riß ihn mit sich hinüber zu dem Tresor, und während er den öffnete, flüsterte er Avellanda leise und heiß zu:

„Rette den Schmuck! Avellanda, Mensch, bring mir das Zeug in Sicherheit! — Wo? — Warte! — Nachdenken! Geh nach Paris! Gib ihn dort auf eine Bank! In einen Tresor! Verstanden? Ich komme frei! Ich hole ihn mir! Verlaß dich drauf! Ich komme frei! Es ist nicht das erste Mal!"

Draußen hämmerten wieder die Fäuste gegen die Tür.

„Wir brechen auf! Öffnen Sie!"

Jetzt erst entschloß sich Swanney zu einer Antwort.

„Erlauben Sie mir wenigstens, mich halbwegs anzukleiden! Nur noch die Strümpfe. Ich bin noch barfuß. Ich öffne Ihnen sofort."

Zum erstenmal in dieser Nacht gab Swanney ein helles und lautes Gelächter von sich. Das gellte und höhnte hinein in die plötzlich entstandene Stille. Er lachte noch, während er mit fliegenden Händen den Wandschrank entleerte, den Inhalt in Avellandas Taschen stopfte, bis sie fast alle gefüllt waren. Dann verschloß er den Schrank wieder.

Avellanda ließ alles widerstandslos über sich ergehen. Noch begriff er gar nicht, was er eigentlich tun sollte, was Swanney überhaupt von ihm verlangte. Er war von einem Schrecken in den andern gestürzt worden. Schwer und dumpf war ihm der Kopf.

Wie sollte er den Schmuck retten? Steckte er doch in der gleichen Falle wie Swanney! Ganz und gar vergaß er, daß er vorhin in ratloser Angst auf dem Balkon hatte Rettung suchen wollen.

Aber das gerade war der Weg, von dem Swanney die einzige Rettung von seinem Raub erhoffte.

„Hinaus auf den Balkon! Verbirg dich dort! Wenn sie mit mir abgezogen sind, versuche du dich zu drücken! Sperr' die Ohren auf, Avellanda! Höre zu! Bring den Schmuck nach Paris! In einen Tresor bei Chaillot und Chaugrise, Rue de la Herbette. Die Freigabe erfolgt gegen schriftlichen Ausweis, Quittung und Stichwort — —"

„Und das Stichwort?" fragte Avellanda zurück mit langsam erwachendem Bewußtsein.

„Stichwort? Warte! — Was für ein Stichwort? — Nehmen wir: — — — Severin! Das Stichwort ist Severin!"

Draußen wurden jetzt ernsthafte Versuche gemacht, die Tür einzudrücken. Schon krachte das Schloß, aber es hielt noch.

Swanney riß die Balkontür auf, stieß Avellanda hinaus in das Dunkel und raunte ihm noch einmal zu:

„Chaillot und Chaugrise, Rue de la Herbette, Stichwort: Severin! Vergiß es nicht! Leb' wohl! Ich komme frei!"

Dann schloß er hinter ihm die Tür, strich sich mit beiden Händen seine spärlichen weißblonden Haare zurecht und wandte sich um, den Beamten die Tür zu öffnen. Aber er kam nicht mehr dazu, denn kaum hatte er zwei Schritte getan, als die Tür krachend aufschlug — und Swanney verbeugte sich ruhig und lächelnd vor einem drohenden Revolver.

Die Waffe war ganz überflüssig. Swanney war viel zu klug, als daß er an Widerstand gedacht hätte. Weshalb sollte er seine Lage noch verschlimmern? Gefällig streckte er dem ersten Beamten seine Handgelenke hin und sah freundlich zu, wie sich die blitzenden Stahlbänder darumschlossen.

„Nun sind Sie mit mir zufrieden, was?" fragte er dann aufgeräumt und machte auch eine höfliche Verbeugung vor dem anderen Beamten, der bis jetzt draußen Wache gehalten hatte und nun erst eintrat.

Die blassen aufgeregten Gesichter von zwei Hotelangestellten zeigten sich im Ausschnitt der Tür. Swanney nickte auch denen zu.

Er schien in heiterster Laune zu sein und antwortete verbindlich lächelnd auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Natürlich antwortete er mit einer Lüge, aber er antwortete wenigstens und zeigte munter seine schlecht gepflegten, bräunlich gelben Zähne. Er sprach sogar viel mehr, als es sonst seine Gewohnheit war, um die Beamten von der Balkontür abzulenken. Es wäre besser gewesen, wenn Swanney weniger gesprochen und seine Aufmerksamkeit weniger verzettelt hätte, sondern vielmehr jenen Beamten scharf beobachtet hätte, der als zweiter eingetreten war.

Dieser Beamte war äußerlich ein recht unscheinbarer Mensch, einer mit einem Durchschnittsgesicht, dem man es nicht ansah, daß sich dahinter ein besonders heller Verstand verbarg. Er war aber dennoch ein pfiffiger Kerl. Als seine kleinen grauen Luchsaugen durch das Zimmer schweiften, blieben seine Blicke wie von ungefähr auf dem Aschenbecher haften. Und was sie dort sahen, waren z w e i qualmende Zigaretten!

Also mußten ohne Zweifel vorhin zwei Männer hier beisammen gewesen sein! Zwei Männer! Wo war der andere? Das Zimmer hatte keinen anderen Ausgang.

(Fortsetzung folgt.)

STRASSE AUF CAPRI.

NACH EINEM AQUARELL VON HANS FRIEDRICH

Die Frau in ihrem Schlafraum

mit 9 Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Eine große Rolle kommt im Leben der Frau ihrem Schlafraum zu, in dem sie sich ja doch ein halbes Leben aufhält. Die Frau soll sich in ihrem Schlafraum wohl fühlen, er soll ihr ein lieber Aufenthalt sein. Selbstverständlich muß er allen hygienischen Anforderungen genügen, allen Luxusbedürfnissen entsprechen und doch einfach sein; denn nichts ist so häßlich wie ein Schlafraum einer Frau, der pompös wirkt und mit allerlei Firlefanz ausgefüllt ist. Häufig findet man, daß Schreibtische in das Schlafzimmer gestellt werden: Ein Zeichen dafür, daß man in so einem Raum länger verweilen will als nur die Nacht über. Man kombiniert deshalb oft Schreibzimmer, Schlafraum und Boudoir, hält das ganze Zimmer mehr im Genre eines kleinen Salons und stellt das

Die Schauspielerin Grete Keller in chinesischem Morgenrock. (Phot. Zimbler, Wien.)

Die Schauspielerin Lyda Salmanova in geschmackvollem bestickten Kimono. (Phot. Zimbler, Wien.)

Links: Schlafzimmerecke mit Toilettentisch. Entwurf: Prof. Ernst Lichtblau. (Phot. Reiffenstein, Wien.) — Rechts: Praktisch und schmuckvoll: Waschbare Kretonne als Übergardine und Überzug für Schlafzimmermöbel. Der Toilettentisch bildet nach Abnahme des Spiegels einen Schreibtisch. (Phot. Reiffenstein, Wien.)

Carmen Cartellieri in einem Teegewand, das abends über den Pyjama gezogen wird. Modell: S. Ungar, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Einfach gehaltenes weißes Schlafzimmer. Entwurf: Architekt Zotti, Wien. (Phot. Reiffenstein, Wien.)

Bett hinter einen zur Tapete passenden Seidenvorhang. Man kann bei einem derartigen Arrangement einen Raum zugleich als Salon, Schreibzimmer, Boudoir und Schlafraum benutzen, ohne daß der Besucher etwas von dieser Kombination merkt. Sehr oft werden ferner für Frauen, die gern ihren Bücherschrank in der Nähe haben, Bücherregale in den Raum eingefügt; an Stelle des Nachtkästchens verwendet man bisweilen eine kleine Kommode, auf der das Telephon steht. Kleine Lampen, in die Lieblingsfarbe der Bewohnerin eingehüllt, verbreiten ein mildes Licht. Auch der Toilettentisch ist heute dem Stil der Umgebung angepaßt. Viel Licht, Glasplatten und Spiegel gehören um ihn und vor ihn ein bequemer Sessel oder ein Fauteuil. — In einem solchen Milieu fällt es nicht schwer, sich hübsch anzuziehen. Wie kleidsam sind die zarten Negligés, die netten Häubchen, die den zerzausten Bubikopf in Ordnung halten, die burschikosen Pyjamas, über die man, wenn man noch rasch eine Zigarette rauchen will, einen Mantel wirft, der weich und warm gearbeitet ist und den schmeichlerischen Duft einer Marabu-Umrandung trägt! Morgens wieder kann der chinesische Rock so schön angenehm das Kleid ersetzen, in das man später am liebsten gar nicht mehr schlüpfen möchte. Oder man läßt seine Schlankheit in einem Crêpe-de-Chine-Negligé zur Geltung kommen, das ombriert und in Himmelsbläue und Regenbogenfarben gestickt ist. Und erst die Wäsche, die man frühmorgens anzieht oder spät abends ablegt! Sie ist ein Gedicht in zartgetöntem Crêpe de Chine.

Claire Patek.

Mitte oben: Mit ombrierter Seide besticktes Crêpe-de-Chine-Negligé. Trägerin: Die Filmschauspielerin Gritta. (Phot. Zimbler, Wien.) — Links: Schlafzimmer der Gemahlin des Komponisten Leo Fall. — Rechts: Die Filmschauspielerin Maria Corda in heliotropfarbenem Pyjama mit weichem Mantel in der gleichen Farbe. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Die Ausstellung „Theater in Deutschland" des Theatermuseums zu München.

Von Dr. Gertrud Hille.

Mit 5 Abbildungen aus der Sammlung Albert Köster.

1. Die Bühne Shakespeares.

2. Die Bühne des Hans Sachs, rekonstruiert von Albert Köster. Szene aus „Kaiser Julian im Bade".

3. Schauplatz des Luzerner Osterspiels von 1583.

4. Entwurf für Gretchens Zimmer in Goethes „Faust". Nach Karl Friedrich Schinkel (1781—1841).

Das Münchener Theatermuseum (Clara-Ziegler-Stiftung) breitet in seiner gegenwärtigen Ausstellung „Theater in Deutschland" ein großes Material zur Theatergeschichte Deutschlands aus. Die Bühnenmodelle, Bilder, Figuren und Textproben veranschaulichen in ihrer sinngemäßen Gruppierung das Theaterspiel der Vergangenheit und Gegenwart: den szenischen Vorgang als solchen und das Erlebnis, das die Aufführung dem Zuschauer bedeutet. Mit der antiken Kultur waren das antike Kunstdrama und sein Theater verschwunden. Das neue, das geistliche Schauspiel des Mittelalters entsteht im christlichen Gottesdienst. Die Textworte der Predigt und Liturgie werden in wirklich im Raume geschehende Handlung umgesetzt. Der Kirchenraum, später der Marktplatz (Abbild. 3), ist Ort, nicht Schauplatz der Dinge. Die Handlung wird nicht als dargestellt, sondern als inmitten der mehr tätig miterlebenden als zuschauenden Menge ohne Unterbrechung wirklich geschehend empfunden. Volks- und Schultheater im 15. und 16. Jahrhundert, die Meistersingerbühne in Nürnberg (Abbild. 2) und die Bühne Shakespeares (Abbild. 1) rücken den dekorationslosen Schauplatz auf einem Podium vor und von dem Publikum ab. Die Szene wird zum Figurenbild, wird vor einem Hintergrund gesehen. Nach dieser Voraussetzung entsteht dann unter Einfluß antiker Autoren, auf italienischem Boden, das perspektivische Bühnenbild. Es wird im Laufe des 17. Jahrhunderts erst mit kubischen, dann mit ebenen Kulissen verwandelbar gemacht. Der nur noch optisch eingestellte Zuschauer sieht ein flüchtig projiziertes Raumbild im Proszeniumsrahmen des Zuschauerraums. Die Opernbühnenbilder des späten 17. und des 18. Jahrhunderts sind Zeugnisse der reichen, ins Grenzenlose strömenden, raumbezwingenden Phantasie der Barockmenschen: im Bilde wird Architektur zu Musik. In der klassischen Periode deutschen Theaters — der Zeit Goethes, Ludwig Devrients — wird das szenische Bild schwer monumental; einzelne Entwürfe Julius Anaglios und Schinkels (Abbild. 4) offenbaren etwas vom wahren Geist der Antike. Die Theaterkunst des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts strebt in allen Phasen zum künstlerisch gebannten Wirklichkeitsabbild. Drehbühne (japanischer Herkunft; Abbild. 5) und Stilbühne bereiten jede in ihrer Art moderne Szenengestaltung vor, indem sie das Spiel vor dem Zuschauer nicht mehr im malerisch entworfenen Bühnenbild, sondern vielmehr im architektonisch-plastisch durchgeformten Bühnenraum stattfinden lassen. Die Münchener Ausstellung ist ein geschlossenes Bild theatergeschichtlicher Entwicklung. Zum Leitfaden werden die äußerst anschaulichen Modelle, die zum großen Teil der neu erworbenen, reichen Sammlung des verstorbenen Leipziger Gelehrten Albert Köster angehören.

5. Japanisches Theater mit Drehbühne.

Touristenleben im Altvatergebirge (Sudeten): Vor der Schäferei, einem beliebten Ausflugsziel. Im Hintergrund rechts der Altvater (1492 m), die höchste Erhebung des Altvatergebirges, mit der Aussichtswarte.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Richard Assmann

Verschwindende Landschaft an der oberen Saale.

Von Rudolf Hundt.

Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von P. König, Lobenstein.

In dem grünen Herzen Deutschlands findet sich ein herrliches Naturgebiet, das Obere Saaltal. An Windungen reich, hat die vom Fichtelgebirge kommende Saale in mühseliger Nagearbeit die harten Schichten des Erdaltertums durchbrochen. So erinnert der bogenreiche Lauf der oberen Saale an das Moseltal.

Ursprünglich, wohl am Ende des Erdmittelalters, floß die Saale auf einer hochliegenden Ebene zwischen dicken Schuttmassen hin. Von einem in den Felsen eingeschnittenen Tal kann noch keine Rede sein. Der Lauf zwischen den mächtigen Verwitterungsmassen auf der Hochebene war reich an Windungen. Und wo nun im Braunkohlenzeitalter eine Heraushebung der Thüringer Fastebene einsetzte, nagte sich die Saale in Mäanderlinien in diese Fastebene ein. Diesen Fesseln konnte die Saale nicht mehr entweichen, und noch heute liegt die rauschende Saale im Riesenkampf mit den harten Gesteinen, die das Flußbett bilden.

Blick auf Neuhammer.

Am Totenfels bei Harra.

In den Windungen der Saale zwischen Eichicht bis hinauf nach Hirschberg liegt ein charakteristisches Stück des Tales. Wandert man im Tale oder auf halber Höhe der steilen Hänge, immer und überall hat man geschlossene Landschaftsbilder vor sich, die so wohltuend auf den Freund unberührter Natur einwirken. Meist sind die Hänge mit Hochwald bestanden, der in herrlichster Harmonie zum Nagelied der Saale rauscht. So wird eine Saalewanderung zu einem hohen Naturgenuß. Und steht man oben auf der Höhe, dann schweift der Blick über die von der Saale zerteilte Ebene, und man kann zwischen Wäldern und Bergen den gewundenen Lauf verfolgen. Erhabenheit spricht aus den Fernblicken, die wir von den Höhen aus erleben.

Steil, oft ohne Pflanzenwuchs stehen manche Gehänge in der Landschaft. Die trotzigen Felsen sind oft von Sagen umwoben, wie der Totenfels bei Harra, oder sie sind das Ziel von Wanderern, die auf einsamen, nicht bequem gangbaren Steigen seltene Naturschönheiten erleben wollen.

Innig mit der Saalelandschaft sind die Siedlungen verbunden. Sie, der Fluß, die Berge, die rauschenden Wälder, die satten, frischgrünen Talwiesen gehören untrennbar zusammen. Selten ist so viel Platz im Tale, alle Häuser dort unterzubringen. Meist steigen die kleinen, blauschiefergedeckten Häuschen an

Das Marmorwerk bei Saalburg. — Im Oval: Harra, vom Totenfels aus gesehen.

den Talhängen hoch, und in winterlicher Landschaft oder in sommerlichen Nächten leuchten ihre hellerleuchteten Fenster wie Glühwürmchen. Da die Einnagung der Saale bis zur jetzigen Tiefe nicht auf einmal vor sich gegangen ist, sondern in Ruhepausen, wurden die sogenannten Terrassen an den Hängen angelegt, die von den Dörfern sehr gern als Siedlungsland benutzt werden. Unvergleichlich schön liegen an der Saale mit ihren rauschenden Wassern Ziegenrück, das Märchenschloß Burgk, Saalburg, Gottliebstal, Neuhammer, Lemnitzhammer, Harra.

Und all das, Fluß, Landschaft, Wälder, Siedlung, Wiesenauen, soll verschwinden, soll von der Wassersäule bedeckt werden, die sich hinter der Riesensperrmauer der Bleilochsperre saaleaufwärts auftürmt. Schon hat man mit den ersten Arbeiten begonnen, und in fünf bis sechs Jahren wird aus diesem Gebiet ein Riesensee werden, der sich zwischen Bergkuppen wenig unterhalb Saalburg bis nach Harra hinaufzieht und einem Rinnensee mitten in der eiszeitlichen Landschaft Norddeutschlands gleicht.

Der Beckeninhalt der Bleilochsperre beträgt etwa 215 Mill. cbm. Man wird gegen 920 ha Land überschwemmen. Die Stauwirkung wird sich bis 28 km flußaufwärts bemerkbar machen. Unter dem gestauten Wasser werden 120 Wohnhäuser und 20 industrielle Anlagen begraben. Die Höhe der Staumauer beträgt 65 m. 175000 cbm Mauermasse wird den Stau aushalten müssen. Dabei kommen auf 1 cbm Mauermasse 1230 cbm gestauten Wassers. Das Wasser leitet man durch einen 3,79 km langen Stollen zum Budebach, der in nördlicher Richtung der Sperre liegt. Hier wird das Kraftwerk gebaut, in dem jährlich 50,4 Millionen Kilowattstunden erzeugt werden. Im Ausgleichsbecken, das in der sogenannten Kreuzmark angelegt werden wird, gewinnt man nochmals 8,5 Millionen Kilowattstunden.

An den Bleibergen unterhalb Saalburg.

In erster Linie will man mit dem Stauinhalt elektrische Kraft erzeugen, dann aber in Zeiten der Trockenheit für die untere Elbe zur Aufhöhung ihres Niedrigwassers Zuschußwasser liefern und weiter bei Hochwasser die Hochwasserspitzen im Einzugsgebiet abfangen und damit die Wasserführung unterhalb der Sperre ausgleichen.

Ein Stück Landschaft wird dem technischen Fortschritt Deutschlands geopfert werden müssen. Dem Naturfreund ist dies Opfer schmerzlich. Aber wenn man sich vor Augen hält, welchen volkswirtschaftlichen Wert der Ausbau der Saalewasserkräfte besitzt, dann wird man verstehen, welche im allgemeinen Interesse liegende Großtat hier vollbracht werden muß. Die Kohlenvorräte nicht nur Deutschlands, sondern auch der Welt werden ihrem Ende entgegengehen, aber das fließende Wasser wird weiter in den alten, seit Millionen von Jahren gewählten Rinnen fließen.

Schon hat der Bau der größten Talsperre Europas begonnen, schon ist der Spaten des Totengräbers am Werke, eine der schönsten Landschaften Deutschlands unter den tiefen Wassern der Bleilochsperre zu begraben. Die diesen Worten beigegebenen Bilder werden bald nur noch Erinnerung auslösen, und ein neues Gesicht wird uns Landschaft und Siedelung nach vollendetem Bau zeigen. Die Sperre wird von dem Thüringischen Staat gebaut. Nach den großzügigen Plänen, die dem gesamten Ausbau der Saalewasserkräfte zugrunde liegen, soll unterhalb der Bleilochsperre noch eine Talsperre bei Hohenwarte unweit Eichicht errichtet werden. Sie wird vom Preußischen Staat geplant, und oberhalb der Bleilochsperre hat der Bayrische Staat am Katzenhammer bei Blankenberg eine weitere Sperre in Aussicht genommen.

Blick vom Luchsloch bei Zoppoten in das Saaltal.

1. Gesamtansicht der neuhergestellten Grabkapelle der Familie Fugger in der St. Annakirche zu Augsburg. Diese Grabkapelle, eine Stiftung Jakob Fuggers, mit deren Errichtung im Jahre 1509 begonnen wurde, ist das früheste Werk der Renaissance in Deutschland. 2. Linker unterer Orgelflügel in der Fuggerkapelle. Gemälde von Georg Breu (Jörg Prew). 5. Rechter oberer Flügel der im Jahre 1512 hergestellten Orgel mit der Darstellung der „Himmelfahrt der Jungfrau Maria" von Georg Breu.

3. Eins der vier großen Epitaphien unter der Orgelbrüstung hinter dem Altar, Simsons Kampf mit den Philistern darstellend. Diesen Kalksteinreliefs liegen Zeichnungen von Albrecht Dürer zugrunde. 4. Eins der drei Altar-Sockelreliefs (Predellen), „Christus in der Vorhölle" von Adolf Daucher. Der Altar stand bis 1921 in St. Ulrich zu Augsburg. Er war aus Besorgnis vor den Bilderstürmern in der Zeit der Reformation nicht zur Aufstellung gekommen. 6. Linker oberer Orgelflügel mit der „Himmelfahrt Christi" von Georg Breu.

Jakob Fugger (1459—1525), der Stifter der Kapelle. Holzschnitt von Hans Burgkmair im Maximiliansmuseum zu Augsburg.

DIE GRABKAPELLE DER FAMILIE FUGGER IN DER ST. ANNAKIRCHE ZU AUGSBURG.

Zur Erinnerung an den Tod Jakob Fuggers des Reichen vor 400 Jahren.

Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Höfle-Lang, Augsburg. (Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 383.)

DIE ERLOSUNG.

Nach einer Steinzeichnung aus dem Mappenzyklus „Das gebärende Nichts“ von Artur Michaelis.

Else Wohlgemuth
(Gräfin Thun-Hohenstein),
Schauspielerin am Burgtheater.

Der Dichter Arthur Schnitzler.

Prof. Felix Weingartner,
Komponist.

Köpfe aus dem Wiener Kunstleben.

Nach Scherenschnitten von Käte Wolff.

Der Dichter Anton Wildgans.

Der Schriftsteller Felix Salten.

Marie Gutheil-Schoder,
Kammersängerin und Ehrenmitglied
der Staatsoper.

Der Schriftsteller Richard Beer-Hofmann.

Prof. Karl Alwin,
Kapellmeister an der Staatsoper.

Um eine Korjäkin!

Ein Roman aus der Welt des Eises

VON · OTFRIED · VON · HANSTEIN

(Schluß.)

„Torheit ist es, wenn du in der Taiga umhersuchst. Entweder ist die arme Tara tot, oder sie erscheint, wenn dein Verdacht richtig ist, in irgendeiner der Küstenstädte — in Anadyrsk oder in Gischiginsk."

Mit gesenktem Haupt hörte Kergeß ihm zu.

„Was kann ich tun?"

Der Russe lächelte.

„Sie vergessen."

Die großen Augen des Korjäken ruhten fest auf ihm.

„Das werde ich, wenn ich weiß, daß sie tot ist. Ich werde noch heute alle Häuser von Anadyrsk durchsuchen, finde ich sie nicht, dann gehe ich nach Gischiginsk."

Er sagte dies, als sei der wochenlange Weg durch Hungertundren und durch wüste Felsengebirge ein Spaziergang.

Leo Petrowitsch schüttelte den Kopf.

„Das wäre Torheit. Hast du Geld?"

Die Frage war wieder nur getan, ihn auf die Probe zu stellen.

„Herr, ich habe einen Schlitten voll Zobel- und Eichhornfelle. Es war meine Hochzeitsgabe für Tara. Die Hälfte nahm mir der Schamane ab, fünfhundert Renntiere ist die Hälfte noch wert. Ich gebe sie dem, der mir Tara zurückbringt."

„Sind sie dein ganzer Besitz?"

„Ich habe zwei Jahre in der Taiga gelebt und sie gefangen."

Leo Petrowitsch kannte die Taiga und wußte, was es bedeutete: Zwei Jahre allein in der gewaltigen Hand des Winters, zwei Jahre im Kampf gegen Wölfe und Bären, zwei Jahre der Entbehrung und Not! Und das alles, um das Mädchen zu gewinnen, das er liebte.

Eine stille, einfache Größe lag in diesen Worten.

„Gut, du kommst mit mir. Ich werde mit dem nächsten Schiff, das ich mir mieten kann, sobald es das Treibeis erlaubt, weiter nach Norden gehen und Walrosse und Eisbären jagen. Du kommst mit mir, und ich werde inzwischen nach allen Hafenstädten berichten und Auftrag geben, daß alle russischen Behörden in den Häfen nach Tara suchen. Paß' auf, wenn wir zurückkommen, dann ist Tara schon wieder daheim. Ich werde sofort nach Gischiginsk Nachricht geben."

Kergeß schüttelte den Kopf.

„Laß mich in Anadyrsk warten."

Jetzt trat der Isprawnik heran. Er hatte während des Gespräches der beiden zuerst einen flüchtigen Blick auf des Korjäken Habe geworfen, war dann näher getreten und hielt jetzt das Gewehr in der Hand.

„Gehört das Gewehr dir?"

„Ja, Herr!"

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Isprawnik sprang plötzlich herzu und packte Kergeß bei den Schultern.

„Habe ich dich endlich, du Lump?"

Kergeß sprang auf und sah ihn verständnislos an; auch Leo Petrowitsch begriff nicht. Da sagte der Isprawnik zu dem Russen:

„Sehen Sie die ehrlichen Korjäken? Der Teufel traue dem Pack, Sie haben mir einen trefflichen Dienst geleistet, und wenn etwas verwunderlich ist, dann ist es die Frechheit des Burschen."

Kergeß verstand einige Worte, ohne dem Gespräch vollkommen folgen zu können. In seinen Augen loderte wilde Empörung, und seine Glieder zuckten. Es schien, als wolle er sich jeden Augenblick auf den Isprawnik stürzen. Leo Petrowitsch hatte die Hand auf seinen Arm gelegt und fragte noch einmal:

„Was hat denn der Bursche getan?"

„Gestohlen hat er, ausgeraubt hat er mein Haus, während ich im vorigen Sommer in Gischiginsk war, und jetzt trägt er mein eigenes Gewehr frech in der Hand."

Kergeß' Augen irrten in höchster Erregung zwischen dem Isprawnik und Leo Petrowitsch hin und her. Da fragte ihn dieser:

„Wo hast du das Gewehr her?"

„Dem Schamanen habe ich es genommen. Mir ist es nichts nütze. Wenn der Herr Isprawnik deshalb so böse ist, mag er es haben."

Jetzt sprach wieder der Isprawnik.

„Von dem Schamanen willst du es haben?"

„Ich nahm es gestern aus dem Russenhaus, das der Schamane in der Taiga bewohnt."

„Willst du uns zu dem Hause führen?"

„Wenn du mir dann auch hilfst."

*

Eine Woche später waren sie wieder in Anadyrsk, der Isprawnik mit den Soldaten, Leo Petrowitsch, der sich dem Zuge angeschlossen hatte, und Kergeß. Von dem Schamanen hatten sie nichts gesehen, wohl aber mußte Iwan Michaelowitsch gefesselt die Reise mit ihnen machen, und ein ganzer Schlitten war mit der Diebesbeute, die man noch im Blockhaus gefunden, bepackt.

Wieder stand Kergeß neben dem Isprawnik und Leo Petrowitsch, und diesmal zählte der Isprawnik eine hübsche Anzahl von Rubelscheinen auf den Tisch.

„Was recht ist, muß recht bleiben. Auf die Ergreifung des Räubers war eine Belohnung gesetzt, du hast sie dir verdient, und das Geld ist dein."

Kergeß sah darüber hin.

„Was ist das?"

„Das ist so viel wert wie deine Felle. Du kannst so viele Messer und Beile und bunte Stoffe dafür kaufen, daß du dir fünfhundert Renntiere dafür einzutauschen vermagst."

„So heb mir das Geld auf, bis ich Tara gefunden."

Der Isprawnik gehörte nicht zu denen, die nur allzu häufig sind in den äußersten Grenzstationen der sogenannten Zivilisation. — Er war ein gerechter Mann.

„Iwan Michaelowitsch hat zugegeben, daß der Schamane das Mädchen für ihn stehlen wollte, damit sie mit ihm lebe. Er behauptet, sie sei ihm entflohen."

Leo Petrowitsch lachte.

„Dann hat er sie wahrscheinlich verkauft."

„Aus den Hafenstädten kann sie noch nicht heraus sein. Komm!"

Leo Petrowitsch, der Isprawnik und Kergeß traten auf die Straße. Der Korjäke folgte den beiden, ohne zu wissen, was sie vorhatten. Die Straßen von Anadyrsk waren ungepflastert und jetzt, im Frühling mit seinem Tauwetter, kaum zu begehen. Eine seltsame Stadt! Die nördlichste an der Ostküste Sibiriens! Ein trauriger Ort, der eigentlich aus vier Dörfern besteht, von denen das in der Mitte gelegene, das den Namen Markowa führt, das größte ist und die schmucklose Kirche und das Haus des Isprawnik enthält. Eine Stadt, die im achtzehnten Jahrhundert von einer Bande abenteuernder Kosaken gegründet wurde, und die noch heute während des halben Jahres von der übrigen Welt abgeschlossen ist. Eine Stadt von zweihundert Einwohnern, von denen kaum einer weiß, daß es Eisenbahnen, Telegraphen oder Gaslicht gibt! Und doch eine Stadt, die mit St. Petersburg, mit Neuyork oder Kapstadt besser und rascher verbunden ist, als es vor wenigen Jahren Berlin und Potsdam oder Leipzig und Dresden waren, denn die neue Regierung im äußersten Osten hat sogar in Anadyrsk eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet, wie sie sich über das ganze unwegsame Sibirien jetzt spannen und breiten.

Auf diese Station gingen die drei Männer jetzt zu. Mit blödem, staunendem Lächeln sah der Korjäke zu, wie ein Mann an einer ihm unverständlichen Tastatur klapperte, hörte, wie dann nach einiger Zeit gleiche Laute aus dem Apparat zurückkamen und dann Leo Petrowitsch ihm sagte:

„Sei getrost, ich habe mit Gischiginsk, mit den Stationen in Kamtschatka und sogar mit Wladiwostok gesprochen. Es wird jedes Schiff kontrolliert werden, und sobald sich eine Spur von dem Mädchen zeigt, wirst du Nachricht bekommen."

Entsetzt sah Kergeß die beiden Russen und den Beamten an. Hätte der Schamane so etwas gesprochen, er hätte ihn niedergeschlagen und als Lügner beschimpft — jetzt sah er die ernsten Gesichter der Russen, die so taten, als sei es etwas Alltägliches, was sie getan.

„Du hast —?"

„Ich glaube, du weißt, daß ich nie von etwas sprach, was ich nicht tat!"

Kergeß ging wieder neben den beiden anderen zurück.

„Nun, willst du mit mir nach Norden?"

Da stürzte Kergeß zu Boden.

„Herr, bleibe hier, bis die Antwort gekommen ist."

„Bin ich nicht da, wird der Isprawnik sie dir sagen."

Auch der Isprawnik? Hatte er noch an der Macht der weißen Männer gezweifelt, jetzt sah er in jedem von ihnen ein göttliches Wesen.

*

Der Sommer kam. Aus den Schneefeldern der Tundra wurden blumige Wiesen, die Taiga prangte in herrlichem Laub. Mückenschwärme zogen urplötzlich in gewaltigen Massen heran. Sie trieben die Herden der Renntiere wieder weiter nach Norden; sie waren Freunde und Feinde zugleich, denn sie hinderten, daß sich die Herden zerstreuten, weil große Feuer rings um die Lager brannten und die Mücken von diesen fernhielten, während draußen die Stiche von Milliarden der blutdürstigen Insekten das unglückliche Renn zu Tode peinigten, das sich über den Kreis der Feuer hinauswagte.

Der kurze Sommer verging, und die Herbststürme wehten über die Tundra. Vor ihrem eisigen Hauch stockten die Bäche und Flüsse. Die Bäume der Taiga warfen ihr Blätterkleid ab, die Bären suchten ihre Winterlager, und wieder streiften die hungrigen Wölfe beutegierig über die kahlen Gebiete der ewigen Taiga. Die Menschen hockten wieder in den Winterjurten.

Auch Lachergeß hatte wieder an der Mündung des Anadyr unweit des Meeres, aber doch noch im Gebiete der Taiga, sein altes Lager bezogen.

Der Zorn der Dämonen war vergessen. Ein gutes Jahr hatten ihm die feindlichen Mächte vergönnt, und mächtig wie immer war als Berater des Stammes Kalpuginik, der Schamane.

Verschwunden war Tara. Klug war der Schamane. Kergeß war niemals im Lager des Nachbars Tarras erschienen, hatte nie um die kleine Byttcha geworben. Auch er war fort, und in den Liedern, die der Schamane sang, während er auf einem alten Kamm dazu pfiff, was er bei Iwan Michaelowitsch gelernt hatte, kam die seltsame Mär von einem Mädchen vor, das die Dämonen zu sich genommen, und einem Jüngling, der ihr freiwillig gefolgt war.

Und dann wieder, wenn die Mutter weinte, weil ihr die Tochter fehlte, wenn der alte Lachergeß um sie trauerte, weil nun niemand mehr kommen konnte, ihm Renntiere zur Morgengabe zu bringen, dann sagte der Schamane mit listigem Lächeln:

„Vielleicht geben die Dämonen sie einmal zurück! Kehrte nicht auch Byttcha wieder?"

Auch diese war ein paar Monate verschwunden gewesen — zu der Zeit, als Iwan Michaelowitsch längst in Anadyrsk gefesselt auf seinen Spruch harrte und das Haus in der Taiga nun wirklich des Schamanen Schlupfwinkel geworden.

Da war es geschehen, daß die kleine Byttcha eines Nachts aus der Sommerjurte verschwand, und daß der Schamane des Stammes — nicht Kalpuginik, aber ein Schamane hilft gern dem anderen — mit großer Gebärde verkündete, daß auch Byttcha zu den Dämonen gegangen sei. Und darüber hatte sich wieder Lachergeß gefreut.

Aber der Herbst kam, und Tarras bezog sein Winterlager, und als er die alten Feuerstellen westlich von denen des Lachergeß wiedererreichte, sah er mitten zwischen den zurückgelassenen Trümmern und in ein Bärenfell gewickelt die verschwundene Byttcha ohnmächtig liegen.

Sie war von den Dämonen zurückgekehrt.

Klug ist auch eine Korjäkin, und sie verstand zu schweigen, und daß jemand bleich aussieht und krank, wenn er von solcher Reise zurückkehrt, das ist nur natürlich.

Was aber inzwischen in der einsamen Russenhütte in der Taiga geschehen war, darüber sprach weder Byttcha noch Kalpuginik, der Schamane.

Jedenfalls hatte Kalpuginik, der Schamane, der Taiga übergeben, was er zuerst großmütig Kergeß zu überlassen bereit war, und der Fehltritt Byttchas und das durch diesen mit Hilfe der „Dämonen" veranlaßte zeitweilige Verschwinden und Wiederkehren des Mädchens erweckte, zumal der Stamm nun wieder an derselben Stelle lagerte wie im Vorjahr, auch in den Herzen derer, die noch immer der fröhlichen Tara lustiges Lachen nicht vergessen konnten, die trügerische Hoffnung auf ihre Rückkehr, und oft mußte Kalpuginik den Dämonen opfern und seine Zauberkünste versuchen — freilich ohne Erfolg.

*

Anadyrsk war wieder im Winterschlaf. Wohl stand der Funkturm dort, und der Pope ging täglich hinüber, um während einiger Stunden neben dem Apparat zu sitzen, aber niemals regten sich die Tasten des Morseapparates, und nie hatte er Ursache, sie zu berühren.

Kergeß war noch immer im Hause des Isprawnik. Ein stets williger Diener, der keinen Lohn verlangt, ist nirgend im Wege. Stumm huschte er durch das Haus als ein scheuer Mann. Schweigsam war er und glaubte sich in der Hand eines ihm fremden Schicksals. Oft hatte der Isprawnik gesagt:

„Kehre heim! Der Sommer verging! Tara ist nicht gefunden! Sie wird nicht mehr kommen! Sie ist tot! Kehre heim! Jung bist du und kannst dir Renntiere kaufen von deinem Gelde!"

Stumm schüttelte er den Kopf. An jedem Tage, wenn der Pope Gottesdienst hielt, saß er in der russischen Kirche. Auch jetzt verstand er so wenig davon wie früher, aber — er hatte gehört, wie der mächtige Schamane durch die Welt rief. Mit Scheu sah er zu den bunten Bildern, die in der Kirche hingen, und flehte zu den Dämonen der Christen.

Er glaubte nicht mehr an Taras Rückkehr, aber er wollte selbst nicht mehr hinaus in die Taiga. Er haßte den Schamanen. Er verstand sich selbst nicht — er war wie gebannt, und immer, wenn der Pope, den er den Schamanen der weißen Männer nannte, zu jenem geheimnisvollen Turm schritt, der über das Meer zu sprechen vermochte, war auch Kergeß in seiner Nähe, folgte ihm stumm und mit erwartenden Blicken, harrte, bis er zurückkam, und verschwand wieder in des Isprawnik Haus.

Kergeß wartete auf das Wunder des weißen Schamanen, er wartete auf Leo Petrowitsch — er wartete und wußte, daß er auf etwas wartete, was niemals kam!

Der Winter verging. Ein Jahr fast war es her, daß Tara verschwunden — da kam das Wunder!

Wieder war der Pope im Hause des Funkturmes verschwunden, wieder kam er heraus, und wieder stand Kergeß scheu auf der Straße und sah den Popen nicht an, sondern schlich, wie immer, vorbei. Da rief ihn der Pope:

„Kergeß!"

Er zuckte zusammen, des Popen Gesicht war so seltsam.

„Rüste dich, heimzufahren!"

Er sah nicht das Lächeln um die Lippen des Mannes.

„In wenigen Tagen kehrt Tara zurück!"

„Herr?"

Er starrte ihn an — er begriff nicht. Kergeß glaubte, der Schamane der Russen treibe sein Spiel.

„Wunderbar hat Gott sie gerettet! Leo Petrowitsch kommt mit ihr aus Gischiginsk."

„Herr? Sie war bei den Russen?"

„Das Eis nahm sie hinaus auf das Meer. Komm, daß ich dir erzähle."

Wie trunken ging er mit dem Popen, und dieser erzählte ihm, was der Funkturm zu ihm gesprochen, und nie hat in Anadyrsk ein Korjäke gläubiger und dankbarer zu den „guten Dämonen" der Russen gebetet als Kergeß in dieser Nacht.

*

Winter über der Taiga! Zwei Schlitten fahren dicht nebeneinander. Bläulich leuchten die Spuren der Kufen, metallisch klingt das Lied der Kälte durch die dämmernde Tundra.

Der Abend sinkt nieder, der frühe Abend, der den dunklen Tag ablöst. Rasend stieben die Renntiere über das Eis. Zu weit ist es, das Lager des Lachergeß in dieser Nacht zu erreichen. Fern tönen leise, knurrende Laute, nur dem Ohre des Nomaden vernehmbar, in der dünnen Luft.

Mit sicherer Hand hält Kergeß den Zügel im ersten Schlitten, im zweiten sitzt Tara. Vor drei Tagen hat der Pope in Anadyrsk sie getraut. Sie haben es nicht verstanden, was da mit ihnen geschah. Sie haben in stummem Schauer dort gekniet, wo man ihnen befohlen, und haben die geweihten Kerzen in ihren Händen gehalten, Kergeß hat die große Messingkrone des Bräutigams auf seinem Haupte gefühlt, der Pope hat sie dreimal umschritten, und dann haben sie scheu, wie es ihnen geheißen, die Lippen aufeinandergedrückt und den ersten Kuß ihres Lebens getauscht.

Der Isprawnik lächelte. Er hatte ihn gern gehabt, den schweigsamen Diener, und sah ihn bedauernd scheiden.

Die Luft der Tundra umwehte die beiden. Kostbare Habe lag in den Schlitten, die eingetauscht war für die Felle und die Rubel, die Kergeß verdient hatte. Luft der Tundra! Wie ein Traum fiel alles von ihnen! Gut waren die Dämonen der Christen, aber sie wohnten nicht in der Tundra und Taiga!

Wie ein Traum fiel es von ihnen, und mit den ersten dürren Bäumen der Taiga blieb ihnen alles wie hinter einem Schleier zurück.

Ein Bettler war in Kergeß gegangen, ein wohlhabender Mann kehrte zurück! Wohin? Zu Lachergeß? Ihm wieder die Hochzeitsgabe zu zahlen? Allein ein Lager beziehen? Da sah er vor sich das alte Russenhaus, das dem Schamanen jetzt gehörte.

Zunächst ein Obdach!

Die Schlitten hielten. Kergeß hob den Riegel. Zeit war es, denn jetzt hörte er deutlicher das nahe Heulen der Wölfe.

Im Hause brannte ein Feuer. Nicht mehr in dem Ofen, den der Isprawnik sich wiedergeholt hatte, sondern auf einem Korjäkenherd.

Auf der Bank lag Kalpuginik, der Schamane. Er sprang auf und starrte die beiden an, die jetzt in das Haus traten.

„Kergeß? Tara?"

Zum erstenmal war es, daß Kalpuginik, der Zauberer, selbst Furcht fühlte vor der Macht der Dämonen! Ein Jahr war vergangen, fast genau ein Jahr! Wer konnte ein Jahr in der Taiga leben? Wie kamen die beiden zusammen? Wie hatten sie einander gefunden? Woher hatten die beiden die seltsame Tracht, wie sie die Russen trugen?

Kergeß fühlte sein Übergewicht und nickte ruhig.

„Wir sind es."

„Wo kommt ihr her?"

„Von den Dämonen. Du weißt es ja!"

Kalpuginik fand kein Wort der Erwiderung, aber er duldete, daß die beiden die Renntiere absträngten und sie sowie die Schlitten in den Verschlag brachten. Dann saßen Kergeß und Tara auf der Bank, und Kalpuginik, der mächtige Zauberer, reichte ihnen Talgtee und Renntierfleisch.

Ruhig aßen die beiden, wenn auch Taras Blicke bisweilen mit stiller Furcht zu dem Schamanen hinüberglitten. Dann lehnte sich Kergeß zurück. Er nahm eine überlegene Haltung ein.

„Was nun, Kalpuginik?"

Der Schamane antwortete nicht.

„Morgen kehren wir zu Lachergeß zurück."

Er stand auf, und der alte Groll stieg wieder empor.

„Leugnest du noch, daß du Tara gestohlen? Leugnest du, daß du sie Iwan Michaelowitsch verkaufen wolltest? Leugnest du, daß du —?"

Der Schamane suchte nach einem Ausweg.

„Die Dämonen —"

„Schweig mit deinen Dämonen! Du bist in meiner Gewalt. Ausgespielt hast du, und ich werde dem Stamm erzählen —"

Der Schamane hatte sich gefaßt.

„Töricht bist du, Kergeß. Mächtig bin ich, und der Stamm glaubt an mich. Wer bist du? Ein Mann, der sich in der Taiga verbarg!

(Fortsetzung siehe Seite 382.)

Geh. San.-Rat Dr. Köhlers Sanatorium, Bad Elster, Sachsen.

Einer der für Bad Elster, die Komplettierung seiner Kurmittel und für seine Entwicklung wichtigsten Faktoren ist unzweifelhaft das von Geh. San.-Rat Dr. Köhler vor zwanzig Jahren gegründete Sanatorium, dem er, trotz dem Verluste einer Hand, die er seinem Beruf als Opfer gebracht hat, heute noch in voller geistiger und körperlicher Frische als ärztlicher Leiter vorsteht und das er durch Ergänzung und Erweiterung der Einrichtungen für Heilgymnastik, für die Anwendung der Elektrizität in allen Formen, des Röntgenverfahrens, der Licht- und Luftbehandlung, für hydrotherapeutische Prozeduren usw. auf den modernsten Stand der Wissenschaft gebracht hat, so daß es in Verbindung mit der Ausgestaltung der Behaglichkeit in allen Gebäuden und Räumen, mit Erschaffung ganz neuer Liegehallen allen Anforderungen entspricht, die heute an eine Privat-Heilanstalt gestellt werden können, auch von verwöhnten Patienten, die während einer Kur in Bad Elster fortdauernder ärztlicher Überwachung bedürfen und Anforderungen an Pflege und Behandlung stellen, die in einem Privathaus oder in einem Hotel nicht erfüllt werden können. Das Sanatorium gliedert sich in drei Abteilungen, in denen Blutarmut, Nervosität, Magen-Darmstörungen (Verstopfung), Herz-, Leber-, Nierenleiden, Stoffwechselstörungen (Fettsucht, Diabetes), Frauenleiden, Bewegungsstörungen, Rheumatismus, Gicht, Gelenkleiden, Lähmungen, Tabes, Ischias, orthopädische Leiden von Spezialärzten behandelt werden. Besonders erwähnenswert ist die Einrichtung eines Moorbades im Hause für schwerer Kranke, die insbesondere bei schlechter Witterung und im Winter die Moorbäder vom Zimmer aus nehmen können, ferner die einer mustergültigen Diätküche, wobei, wieder unter der bewährten Oberleitung des Geh. San.-Rat Dr. Köhler, ein Stab von ausgebildeten Kräften die streng individuelle Durchführung aller notwendigen Diätkuren gewährleistet. Mit der Apparatur für Wasser-, Licht-, Elektrische und Diätkuren, dem medicomechanischen Institut, einem Röntgen-Institut, einem chemischen Laboratorium und den im Hauptgebäude befindlichen Gesellschaftsräumen und den übrigen der Behaglichkeit und dem Komfort der Patienten dienenden Räumlichkeiten, sowie den beiden vollständig neurenovierten Villen, die, in Verbindung mit dem Haupthaus, einfachen als auch verwöhntesten Ansprüchen Rechnung tragen, bildet das Sanatorium, dank seiner prächtigen Lage inmitten ausgedehnter Parkanlagen und nahe dem Kurplatz, eine der Privat-Heilanstalten, geeignet für Herbst- und Winterkuren, wie sie unter den gleich günstigen klimatischen Bedingungen in unserem deutschen Vaterlande nicht allzu häufig anzutreffen sind.

Kaiserparkvilla. Haupthaus. Albertparkvilla. Kurmittelhaus.
Gesamtansicht.

Wintergarten.

Zandersaal.

Geh. San.-Rat Dr. P. Köhler, beging vor kurzem seinen 60. Geburtstag.

Winterliegehalle.

Abteilung für Elektrotherapie.

(Fortsetzung des Romans „Um eine Korjäkin" auf Seite 380.)

Ein Mann, der das Glück hatte, Tara zu finden; ein Mann, der sie nahm, ohne dem Vater vorher die Brautgabe zu geben. Wer ist Tara? Denkst du, daß man euch glaubt? Man wird mir glauben!

Und wenn man es glaubt, wenn man mich vertreibt, wird dir das nützen? Ein anderer Schamane wird kommen, und du wirst nichts sein als im besten Falle der Sohn des Lachergeß und der Jüngste unter den Brüdern.

Du warst bei den Russen. Du warst in Anadyrsk. Du brauchst es mir nicht zu sagen. Iwan Michaelowitsch hat mich betrogen. Er hat Tara nach Anadyrsk verschleppt und sie verkauft. Wer ist mehr wert, wer bei den Russen war, oder wer von den Dämonen kommt?"

„Was soll das?"

„Nichts, als daß du ein Tor bist, wenn du jetzt mich verdirbst, ohne dir selbst zu nützen. Halte zu mir. Was schadet es, daß ich damals dein Feind war? Du bist klug, ich bin es auch. Kehrst du von den Dämonen zurück, wirst du Herr sein, kommst du von den Russen, dann bist du Knecht."

Er schwieg, und Kergeß dachte nach. Dann sprachen sie noch lange zusammen, und Tara, die von alledem nichts verstand, sah verwundert, daß sich die Zornfalte auf Kergeß' Stirn verlor.

Endlich erzählte Kergeß von seinen Erlebnissen in Anadyrsk und von Taras Fahrt zu den Eskimos. Der Schamane hörte zu.

„Hast du den Torbochan noch?"

Er sah wohl, daß sie das Hochzeitsgewand nicht mehr trug, sondern das Fellwams, das ihr die Eskimofrauen gegeben.

„Er ist zerrissen."

„Es tut nichts. Hier ist der Torbochan noch, den Iwan Michaelowitsch' Frau besessen. Torbochan ist Torbachan, und er ist dem deinen ähnlich."

Auch jetzt verstand Tara noch nicht.

*

Zwei Tage waren vergangen. In der Winterjurte saßen die Angehörigen des alten Lachergeß. In dem großen Kessel kochten die Frauen Manjalla, und die Männer lagen, müde von der Tagesarbeit, um das Feuer. Freilich, Fliegenpilze hatten sie nicht, denn das Jahr war nicht zum Feiern geeignet. Der alte Lachergeß war krank, und bald war wohl die Zeit gekommen, da er selbst sich den Tod wünschte und sich steinigen ließ.

Neidisch buhlten schon jetzt die Söhne, wer von ihnen dann der Teion werden sollte, und alle waren noch jung.

Die Hunde heulten, und in dem Ausgang des Einschlupfes erschien ein Haupt. Kalpuginik!

„Schürt das Feuer! Gebt mir Renntiertalg zum Opfer für die Dämonen!"

„Droht uns neue Not?"

„Ich weiß nichts! Ich weiß nur, daß heute ein Jahr verging, seit sie Tara raubten."

Daran hatte niemand gedacht! Man hatte sie langsam vergessen.

„Und du glaubst —?"

Der alte Lachergeß taumelte auf.

„Ich glaube nichts, aber ich will versuchen. Kehrt sie heute nicht heim, dann ist sie für immer gestorben."

Das Feuer wurde geschürt, hoch flammte es auf, genährt von dem reichlich hineingeworfenen Talg. Der Schamane begann seine Zaubertrommel zu schlagen, steckte ein Stück Fliegenpilz in den Mund und tanzte. Erst war es ein langsames Drehen, dann ein immer wilderes Springen und Hüpfen. Blitzschnell hatte er eine Maske vor dem Gesicht, ohne daß man gesehen, woher er sie nahm. Er drehte sich schneller und schneller und stieß dabei schrille Schreie aus, die immer gellender klangen, dann sprang er mit einem Satz mitten über den Herd. In demselben Augenblick wurde es dunkel in der Jurte, ein kurzer, scharfer Knall ertönte, und eine dichte, beißende Rauchwolke stieg auf.

Wie der Qualm sich verzog, lag der Schamane lang ausgestreckt am Boden und schien ohne Besinnung zu sein.

Alles saß, von dem Knall und der Rauchwolke erschreckt, regungslos da, dann horchten sie auf. Grauen war in ihnen, Grauen vor etwas Unmöglichem, Grauen vor den Dämonen.

„Kalpuginik! Kalpuginik!"

Der Schamane lag regungslos und antwortete nicht. In stummem, entsetztem Erwarten starrten die Korjäken auf den sechsten der Polochs, denselben, aus dem Tara dereinst geraubt wurde. War dort nicht Geräusch? Wer konnte dort sein? Waren nicht alle im freien Innenzelte versammelt?

Da wurde der Poloch geöffnet — das Wunder kam!

„Gewonnen, da habe ich dich, Tara!"

Den Arm um Tara geschlungen, diese im Torbochan, er in dem Kleide, das er damals getragen, kamen Kergeß und Tara mit harmlosen Gesichtern aus dem Poloch hervor. Alles sprang auf, alles starrte sie an, keiner vermochte zu sprechen, und alle stürzten zu Boden.

Kergeß lachte.

„Was ist euch? Ich habe die Probe bestanden. Wo ist das Hochzeitsmahl?"

„Tara — Kergeß?“

„Was für erstaunte Gesichter sind das?“

„Wo kommt ihr her?“

„Aus dem Poloch. Wo sind denn die Weiber mit den Ruten geblieben?“

Da stand der Schamane wieder aufrecht in ihrer Mitte und rief: „Sie sind heimgekehrt von den Dämonen.“

Kergeß tat, als verstünde er nicht.

„Von den Dämonen?“

„Ein ganzes Jahr wart ihr beide verschwunden — vor einem Jahr —“

Lange dauerte es, bis es dem Schamanen gelang, den Stamm zu beruhigen und den ungläubigen Kergeß, dem man nicht mehr anmerkte, wie demütig er in Anadyrsk gewesen, und der schnell erfaßte, wie recht der Schamane gehabt, und deshalb sich ungläubig stellte. Dann schrie er auf.

„Wir haben nicht geträumt! Wir waren ein Jahr bei den Dämonen!“

Tara lag lächelnd in seinem Arm.

„Bei guten Dämonen!“

*

Begriffen haben sie es nie, was geschehen. Wohl erzählte Tara von den guten Menschen, bei denen sie war, von der Fahrt über das Eis und von den Männern, die über das Meer schwammen und das Walroß erlegten. Wohl vergaß sie, von Dämonen zu reden, aber die Korjäken wußten es besser.

Jenseits des Meeres, da ist die Welt zu Ende, da wohnen Dämonen, und so waren die Eskimos zu Dämonen geworden.

Kergeß sprach selten davon. Nach Anadyrsk ist er nie wieder gegangen. Der Alltag trat wieder in sein Recht. War denn das alles wahr gewesen? Der hohe Turm, der Apparat, der über Meer und Land sprechen konnte?

Sie zogen wieder über Tundra und Taiga. Bald verwischte sich in ihren einfachen Gehirnen Wahrheit und Traum.

War Tara wirklich bei den seltsamen Menschen jenseits des Meeres gewesen? Hatte Kergeß wirklich in Anadyrsk zu den Dämonen der Russen gebetet? Hatte Leo Petrowitsch wirklich über das Meer gesprochen? — Oder war das alles ein Traum in der Hochzeitsnacht und Zauberei des Schamanen?

Während die Jahre vergingen und Kergeß den Stamm als Teion an Lachergeß' Stelle über die Taiga und Tundra führte, immer dorthin, wo die Renntiere ihr Futter fanden, nur ängstlich und mit unbewußter Scheu Anadyrsk und jede Berührung mit den weißen Zauberern meidend, verblaßte, was ihm geschehen war, und während Tara allmählich ihre Jugend verlor und zu einer alten, dürren Korjäkin wurde, vergaß auch sie.

Nur manchmal kamen ihr dann neidische Gedanken an die fetten Eskimoweiber, und wenn im Lager der Korjäken der Fliegenpilz allzu eifrig gegessen worden war, die Köpfe heiß wurden und böse Schimpfworte fielen, dann dachte sie mit stiller Wehmut an die guten Männer mit den freundlichen, fetten Gesichtern, die kein Scheltwort kannten.

Nur bisweilen — je älter sie wurden, desto seltener geschah es — wenn sie allein waren und einmal daran dachten, daß sie einander liebhatten, dann geschah etwas Seltsames. Dann küßten sie sich und erschraken selbst darüber, denn dann dachten sie der Vergangenheit, von der sie nicht mehr wußten, ob sie Traum oder Wirklichkeit war, und von der ihnen nichts als greifbares Andenken geblieben war als der Kuß, den kein Korjäke kannte außer ihnen.

Die Korjäken aber verloren nie eine gewisse Scheu, wie man sie vor Menschen hat, die ein ganzes Jahr bei den „Dämonen“ gelebt haben.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Grabkapelle der Familie Fugger in der St. Annakirche zu Augsburg. Der vor 400 Jahren verstorbene Jakob Fugger, der es verstand, Macht und Ansehen seiner Familie durch erfolgreiche Handelsgeschäfte in hohem Maße zu mehren, war ein echter Renaissancemensch. Er liebte Kunst und Wissenschaft, sammelte Antiken und Bücher und ließ glänzende Bauten aufführen. Als guter Christ sorgte er für sich und seine beiden Brüder Ulrich und Georg für eine würdige Begräbnisstätte in St. Anna zu Augsburg. Von 1509 datiert die Stiftungsurkunde, 1517 berichtet Wilhelm Rem in seiner Chronik: „Da ward des Jacob Fuggers kappel zu Unser Frauen Brieder (St. Anna) gar ausgemacht.“ Die Fuggerkapelle gilt als heilige Stätte der Kunsthistoriker. Sie ist die erste und glänzendste Renaissanceschöpfung auf deutschem Boden. Lambert Sustris aus Amsterdam schuf die Architektur, Dürer entwarf wahrscheinlich zwei der Grabplatten (Epitaphien). Jan Dobraw hatte 1592 das mächtige Orgelwerk aufgestellt, der Burgkmairschüler Georg Breu schuf die Gemälde, die besten Augsburger Plastiker Chorgestühl und Altar. Der Altar war seinerzeit nicht mehr in der Fuggergruft zur Aufstellung gelangt, weil man eine Zerstörung durch die Bilderstürmer befürchtete; er kam zuerst nach St. Markus in der Fuggerei und dann ins Reichsgotteshaus St. Ulrich, von wo er erst 1921 nach der Fuggerkappelle übergeführt wurde. Das herrliche Augsburger Chorgestühl, das die Kapelle zierte, wurde 1817 von der damaligen Kirchenverwaltung zum Teil vernichtet oder verkauft. Als man 1921 die Fuggerkapelle wiederherstellte, hat man aus dem bayrischen Nationalmuseum ein einfaches Chorgestühl zur Verfügung gestellt, das sich im Rahmen des erneuerten Prunkraumes gut ausnimmt. Das bei Peter Vischer in Nürnberg bestellte Abschlußgitter kam überhaupt nicht zur Verwendung und schmückte einige Jahrhunderte lang den Nürnberger Rathaussaal,

bis es vor 100 Jahren ebenfalls der Zerstörung anheimfiel. Immerhin sind die vier Epitaphien mit dem Philisterkampf (Sieg des Todes), der Auferstehung (Sieg des Lebens), den Wappen der Fugger und des Todes an Ort und Stelle erhalten. Über dem Ganzen erhebt sich die mächtige Orgel mit ihren weitausladenden Flügeln mit der Darstellung der Himmelfahrt Christi und Mariä. Putten aus Marmor schmücken das wiederaufgestellte Abschlußgitter, wunderbar sind in Zeichnung und Ausführung die drei Predellabilder des Altars: Kreuztragung, Kreuzabnahme und Christus in der Vorhölle. Wer alle diese Pracht geschaffen, ist im einzelnen strittig, und es wird auch schwer sein, die verschiedenen Künstler auseinanderzuhalten, wenn nicht zufällige Funde in Archiven einmal dieses Geheimnis lüften. Niemals ist die Fuggergruft bisher zu voller Wirkung gelangt. Erst die Gegenwart erlebte nach 400 Jahren die Aufstellung des Altars. So fand das Bauwerk Jakob Fuggers doch noch eine späte Erfüllung, und die Kapelle gibt heute immerhin einen Begriff von dem damals Erstrebten als ein Ausdruck der sprichwörtlichen „Augsburger Pracht".

Hans Huber, Augsburg.

Der Paß für den Himmel. Wie war das Reisen vor dem Kriege doch so angenehm! Die Zollrevision des Gepäcks wurde für harmlose Reisende meist sehr milde gehandhabt; ein Paß wurde beim Überschreiten der Grenze fast nirgends verlangt. Jedenfalls wurde man bei der Einreise nach Österreich, Italien, Frankreich, Belgien, Dänemark sowie in die Schweiz und die Niederlande nach keinem Personalausweis gefragt. Nur das Überschreiten der russischen Grenze durfte man ohne Paß mit Visum nicht wagen, wenn man nicht mit einem russischen Gefängnis Bekanntschaft machen wollte. Die Vorstellung von der Notwendigkeit eines Passes war den biederen Untertanen von Väterchen Zar so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie glaubten, sie würden selbst an der Himmelspforte vom alten Petrus einer Paßrevision unterzogen. So berichtet wenigstens Adam Olearius (Ölschläger 1600 bis 1671), der an der Gesandtschaft des Herzogs Friedrich III. von Holstein-Gottorp nach Persien (1635—39) teilnahm, in seiner „Offt begehrten Beschreibung der Newen Orientalischen Reise" vom Jahre 1647. Dort heißt es: „Darauff gehet der Pope hinzu / gibt dem Todten einen Paß mit ins Grab / welchen sie ... umbs Geld lösen müssen. Derselbige Paß aber ist folgender gestalt eingerichtet: Wir N. N. Bischoff und Priester allhier zu N. bekennen und bezeugen hiermit / daß dieser gegenwertige N. bey uns als ein rechter griechischer Christe gelebet / und ob er wol bißweilen gesündiget / hat er doch seine Sünden gebeichtet / die loßsprechung und das heilige Abendmahl zur Vergebung seiner Sünden empfangen. Er hat auch Gott und seinen Heiligen recht geehret / gefastet und gebetet / wie sichs gebühret. Hat sich auch mit mir N. als seinem Beichtvater in allem wol verglichen / daß ich ihm seine Sünden gänzlich vergeben habe. Darumb wir ihm diesen Paß mitgegeben haben / dem heiligen Petrus und andern Heiligen zu zeigen / damit er unverhindert müge zur Thür der Frewden eingelassen werden." Soweit der Wortlaut des Passes. Olearius fügt noch hinzu: „Dieser Paß wird vom Patriarchen .... unterschrieben / untersiegelt / und dem Todten zwischen zween Finger gestecket. Es meinen die einfältigen Leute / daß dieser Paß und recommandation Schreiben ein großes vermüge zum hingang in jene Welt. Zum meisten aber hilfft es den Geistlichen, daß sie Geldt bekommen."

Johannes Neubert.

Große Regenfluten in der Peruanischen Wüste. Der südliche Küstenstrich Perus hat, ebenso wie der angrenzende nördliche von Chile, durchaus Wüstencharakter. Das lehrt schon die Tatsache, daß dort im ganzen Jahre nur 100 mm Regen durchschnittlich fallen. In den letzten zehn Tagen des diesjährigen Januars fielen aber allein 132 mm. Auch darin zeigt sich das Klima einer Wüste, denn nur in solchen Gegenden kommt es vor, daß gelegentlich in wenigen Tagen mehr Regen fällt als im vieljährigen Mittel. Überhaupt fand man auf der ganzen Erde, daß in den Gegenden mit geringen Niederschlägen verhältnismäßig öfter sehr starke Regen herniedergehen als in feuchteren Landschaften. Das zeigt sich schon bei uns in Norddeutschland, wo im trockneren Osten Regengüsse von über 100 mm häufiger sind als im nasseren Westen. In Peru wurden durch den Regen Bahndämme fortgewaschen und mußten überbrückt werden. Außerdem aber wurde die scheinbar unfruchtbare Ebene durch das himmlische Naß in ein fruchtbares Land verwandelt, indem der warme Regen Tausende von Samenkörnern, die in der Wüstenluft schon hartgedörrt waren, zum Leben erweckte. Anderseits aber schwemmte der Regen auf den der Küste Perus vorgelagerten Inseln den so wertvollen Guano fort. Sehr lehrreich ist die Ursache der ergiebigen Regenfälle. Gewöhnlich fließt längs der Westküste Südamerikas der Humboldtstrom, ein kalter, vom südlichen Polargebiet kommender Meeresstrom; dabei wehen ablandige Winde aus Südost, die keinen Regen bringen. Ihm entgegen kommt von Norden her ein warmer Meeresstrom, der, da er gewöhnlich vor Weihnachten auftritt, El Niño, d. h. das Kind (Christkind), genannt wird. In diesem Jahre aber verspätete er sich bis zum 12. Januar, trat jedoch dafür so stark auf, daß er statt sonst nur bis Ecuador diesmal auch längs der peruanischen und chilenischen Küste vordrang und hier warme feuchte Winde vom Meere her im Gefolge hatte. An jenem 12. Januar stieg die Wassertemperatur an der Küste von Ecuador rasch von 17° auf 24°, ein Beweis, wie schnell der warme Strom vorrückte.

Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Entstehung des Petroleums. Die Entstehung des Petroleums ist noch immer in Dunkel gehüllt. Während einige Gelehrte einen pflanzlichen Ursprung annehmen, glauben andere an eine Entstehung aus tierischen Überresten und haben schließlich noch andere sogar gemeint, daß es sich auf eine uns unbekannte Weise aus anorganischen Stoffen gebildet haben könne. Die zoogenetische, d. h. die Entstehung aus tierischen Überresten vertretende Theorie hat aber in letzter Zeit immer

mehr an Boden gewonnen und scheint jetzt durch zwei Veröffentlichungen des amerikanischen Professors der Universität Pensilvania John Muirhead Mac Farlane: „The Evolution and Distribution of Fishes“ (Die Entwicklung und Verteilung der Fische) und „Fishes the Source of Petroleum“ (Fische die Quelle des Petroleums), eine neue gewichtige Stütze zu erhalten. Im Gegensatz zu vielen seiner Fachgenossen ist Mac Farlane durch seine Untersuchungen zu der Ansicht geführt worden, daß das organische Leben im Süßwasser seinen Ursprung genommen und dann auf das Salzwasser übergegangen ist. Dort hat es unter neuen Bedingungen neue Formen entwickelt und ein schier unerschöpfliches Ausbreitungsgebiet gefunden. Zur Stütze seiner Ansicht weist Mac Farlane darauf hin, daß die meisten gegenwärtigen Nachkömmlinge der ältesten echten Fischarten noch heute Süßwasserfische sind, und daß erst im Eozän die Seefische vorherrschend werden. Vor dem Eozän kennt man 320 Süßwasser- und 155 Seewasserfischarten. Erst im Verlauf der Entwicklung hat sich dieses Verhältnis umgekehrt, so daß heute 453 Süß- 902 Seewasserfischarten gegenüberstehen. Auf Grund seiner eingehenden Kenntnis der Fischfauna entwirft Mac Farlane ein Bild der ehemaligen Land- und Wasserverteilung auf dem Erdball und kommt zu dem Ergebnis, daß in den von ihm ins Auge gefaßten Erdperioden ausgedehnte Lagunen und weite flache Seen vorhanden gewesen sein müssen, die von Fischen wimmelten. Diese gewaltigen Fischreservoire sind nach Mac Farlane wiederholt plötzlichen Austrocknungen oder Katastrophen vulkanischer Art unterworfen worden, wodurch Milliarden von Fischen ihr Ende fanden und mit ihren Leibern den Stoff für ein sich bildendes Petroleumfeld lieferten. In der Tat findet man oft noch einen Raum von tausend Geviertkilometern und darüber mit Fischskeletten dick gepackt. Wenn es sich um Fische handelte, die eine gewisse Art Fett enthielten, so findet man daneben häufig auch Petroleumlager. Nicht alles Petroleum, sagt Mac Farlane, blieb dort, wo die Fische verendet waren. In den Fällen, wo ein Abfluß dafür vorhanden war, strömte es ab und wurde oft von Ton aufgesaugt, in dem es sich in verschiedenen Schichten verteilte. Oft sickerte der Fischtran durch Sandstein oder andere poröse Steine und wurde dann dort zurückgehalten. Aus Petroleum lassen sich zwar viele Produkte gewinnen, von denen man bisher

geglaubt hat, daß sie sich aus Tran nicht gewinnen ließen. Aber neuere Forschungen haben gezeigt, daß sich bei richtiger Behandlung alle diese Produkte auch aus Tran gewinnen lassen. „Pflanzliche Überreste", so faßt Mac Farlane das Ergebnis seiner Untersuchungen zusammen, „sind bei der Entstehung von reinem Petroleum nicht beteiligt. Dieses ist ganz tierischen Ursprungs, und im Tierreich genügen nur die Fische in jeder Hinsicht denjenigen Anforderungen, die man an eine Erzeugungsquelle reinen Petroleums stellen muß. Kein anderes Tier genügt ihnen auch nur entfernt in diesem Grade." — Ob es dieser neuen Petroleumtheorie gelingen wird, alle anderen aus dem Felde zu schlagen, bleibt abzuwarten; jedenfalls stellt sie einen bedeutsamen Versuch dar, dieser interessanten und schwierigen Frage näherzukommen. Wenn die drohende Erschöpfung der Petroleumlager eintreten sollte, werden wir vielleicht gezwungen sein, in die Ozeane, die großen Fischreservoire der Gegenwart, hineinzugreifen, um, eingedenk der Theorie Mac Farlanes, zu versuchen, dieses für unsere heutige Wirtschaft so unentbehrlich gewordene Öl auf unmittelbarem Wege den Fischleibern abzugewinnen. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Für die Frauenwelt.

Filzblumen. Sie sind reizend, die neuen Ankömmlinge, und leicht herzustellen, indem man sie aus alten, unmodernen Filzhüten herausschneidet. Man bedeckt Kissen mit diesen ausgeschnittenen Filzblumen, ziert Lampenschirme und Gardinen mit ihnen, verbirgt hier einen häßlichen Nagel, schmückt dort einen kleinen Spiegel oder Rahmen und ruft die Filzblumen sogar zu Hilfe, um einer Handtasche ein originelles Aussehen zu geben.

Einsätze sind wieder modern. Viereckig, rund, spitz, oval oder unregelmäßig, schmücken sie fast jedes Kleid. Sie haben den Vorteil, jugendlich zu machen. Durch Musseline, Spitzen und Falten werden sie zur besten Geltung gebracht. Bald erscheinen sie im Rücken, bald vorn; bald teilen sie die Brustweite auf jeder Seite in einer Länge von etwa 15 cm, in die sich leichte Kräuselungen schmiegen. In schottischem, schräg genommenem Stoff sind sie von reizvollster Wirkung. Flach stehen

: in glücklichem Gegensatz zu den Plissees, aber geradezu entzückend nehmen sie sich auf bedruckten Stoffen aus. Rund, geben sie dem Ausschnitt einen hübschen Rahmen; spitz, machen sie schlank und gestatten der Phantasie eine Flut von Spitzen oder ein feines Jabot.

Strümpfe und dekorative Kunst. Es ist ganz amüsant, zu sehen, auf welche Art die moderne Kunst sich der für weibliche Toilette unentbehrlichen Gegenstände bemächtigt. Kann man denn noch Neues für so klassische Dinge wie Strümpfe erfinden? Jawohl, denn wir sehen mit Stickereien, Applikationen, Steininkrustationen, Paradiesstraußfedern und Bändern geschmückte. Man sieht keine Seide, unterscheidet keine Masche mehr! Aber sind diese Phantasien denn wirklich kleidsam für das Bein? Wohl kaum! Denn ein hübsches Bein, dessen Feinheit durch nichts verborgen wird, ist schließlich doch der schönste Frauenschmuck, der erfunden wurde.

Neue Schuhmodelle schießen wie Pilze aus den Werkstätten der Schuhkünstler empor. Das Leder wird in viele schmale Streifen geschnitten, die sich auf die verschiedensten Arten kreuzen und immer wieder kreuzen, dem Fuß jedoch völlige Freiheit belassen und jedem gestatten, ihn in seiner ganzen Feinheit zu bewundern. Mit oder ohne Hacken, bisweilen nur einfache Sandale, ist er ungemein bequem für Ausflüge. Um ihn zu verschönern, wird oft Gold und Silber verwendet.

Zum Bergsteigen tragen die Frauen fast gar nicht mehr den Rock, sondern nur noch das Beinkleid. Weiß, das bisher über Sweaters und Mützen herrschte, muß einen sehr heftigen Angriff durch krasse Farben, wie Rot und Gelb, abwehren. Wer wird Sieger bleiben?

Die Garnierungen der Herbsthüte nehmen wieder die Extravaganzen von früher an. Die großen Samt- und Filzformen bedecken sich mit hangenden Gärten, deren Früchte und Blumen bis zu den Schultern der Frauen herabsteigen. Federn werden auf eine Seite gesteckt und fallen kaskadenmäßig auf die Brust, und Aigretten steigen drohend gen Himmel empor. Und die neueste Phantasie für den kleinen Filzhut ist der Pinsel, der richtige, gewöhnliche Friseurpinsel, mit dem sich die Herren zu rasieren pflegen. Erstaunlich ist nur, daß dieses bizarre Schmuckstück auf einem grünen Filzhut nicht lächerlich, sondern leicht und fesch wirkt!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG VON I·I·WEBER LEIPZIG

NR. 4200. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 10. SEPTEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4200. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 10. September 1925.

Allgemeine Notizen.

Der diesjährige deutsche Schriftstellerverbandstag findet auf Einladung der westlichen Untergruppen des Verbandes und der städtischen Kurverwaltung von Wiesbaden vom 12. bis zum 15. September d. J. in Wiesbaden statt. Wichtige Fragen des Standes werden namhafte Referenten erörtern, unter anderm „Die Lage des deutschen Schrifttums“, „Die Lage des deutschen Verlagsbuchhandels“, „Der Zusammenschluß der deutschen Schriftsteller in einen Spitzenverband“, „Mitteilungen über den Plan einer allgemeinen Altersversorgung der Geistesarbeiter“ und der Antrag der Deutschen Schillerstiftung: „Verlängerung der Schutzfrist für Verfasser von dreißig auf fünfzig Jahre nach dem Ableben“.

Bibliophilen-Versammlungen. Die Maximilian-Gesellschaft ladet ihre Mitglieder zur 12. Mitgliederversammlung nach Frankfurt a. M. auf den 26. und 27. September ein. Die Frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft hat ihre Mitarbeit an dem Gelingen der Tagung in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt. Es ist die Besichtigung einer Sonderausstellung der Linel-Sammlung vorgesehen sowie ein Festvortrag über Richard de Bury von einem hervorragenden Frankfurter Bibliophilen. — Der Vorstand der Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen hat die diesjährige Hauptversammlung, die ursprünglich für das Spätfrühjahr geplant war, nunmehr auf den 3. und 4. Oktober d. J. in München angesetzt.

Preisausschreiben. Die Zentralstelle für Unfallverhütung beim Verband der Deutschen Berufsgenossenschaften erläßt folgendes Preisausschreiben für eine Vorrichtung zum gefahrlosen Zusammenkuppeln von Motoren- und Anhängewagen zu einem Automobillastzug. Durch die Vorrichtung sollen die Unfallgefahren vermieden werden, die bisher beim Kuppeln auftreten. Es ist empfehlenswert, die Vorrichtung so zu gestalten, daß sie auch an den im Betrieb befindlichen Wagen eingebaut werden kann. Doch soll die Verfolgung dieses Gedankens nicht dazu führen, besonders zweckmäßige nur an neuen Wagen verwendbare Konstruktionen auszuschließen. Die Vorrichtung ist an einem noch zu benennenden Tage in Berlin, voraussichtlich Anfang Oktober, an Fahrzeugen zur Prüfung vorzuführen. Bewerbungen sind schriftlich der Zentralstelle für Unfallverhütung beim Verband der Deutschen Berufsgenossen-

Ein Jubiläum in der Sektindustrie. In diesen Tagen ist eines Pioniers der deutschen Sektindustrie zu gedenken. Vor 75 Jahren gründete Christian Adalbert Kupferberg in Mainz mit einem Faß und einem Arbeiter die jetzige Weltfirma. Mutig kämpfte er unter der Losung: „Deutscher Sekt aus deutschem Wein“ gegen den Nimbus des französischen Schaumweins an, mit der Überlegung, daß die Verwendung hochwertiger deutscher Weine an Stelle der billigen, nichtssagenden französischen sogen. Clairetweine zur Sektbereitung natürlich eine viel höhere Qualität ergeben müsse. So wirkte er bahnbrechend für die gesamte deutsche Sektindustrie. Auch die deutsche Volkswirtschaft ist ihm zu Dank verpflichtet. Im Zeichen der Winzernot ist es doppelt zu bedenken, welche Bedeutung die Sekthersteller als Großabnehmer für den deutschen Weinbau besitzen. Kommerzienrat Florian Kupferberg, der mit seinem Bruder, Kommerzienrat Franz Kupferberg, nach dem frühen Tode seines Vaters die Firma übernommen hatte, ist der Schöpfer des jetzt weltberühmten Riesling-Sekts, der das Ergebnis einer Zusammenstellung von besonders geeigneten edlen Weinen aus den bekannten besten Lagen deutscher Gaue darstellt. Die Firma Kupferberg ist führend und vorbildlich in ihren Einrichtungen und sehenswürdig in der Anlage der sechzig Keller in sieben Schichten unter der Erde, wo ständig mehrere Millionen Flaschen Kupferberg-Riesling-Sekt geborgen sind. Das Werk steht jetzt seit Jahren unter der umsichtigen Leitung von Kommerzienrat Krusius-Kupferberg und den Enkeln des Gründers, Christian Adalbert und Emil Kupferberg.

schaften, Berlin W 9, Köthener Straße 37, bis zum 15. September d. J. mitzuteilen. Der Bewerber erlangt durch dieses Preisausschreiben oder durch seine Bewerbung keinen Rechtsanspruch auf einen Preis. Die Preisträger verzichten auf das Recht, die Vorrichtung in Deutschland patentieren zu lassen. Die Preisverteilung erfolgt spätestens sechs Wochen nach Prüfung durch das Preisrichterkollegium des genannten Verbandes. 1. Preis 3500 RM., 2. Preis 2100 RM., 3. Preis 1400 RM.

Keine Verschiebung der Kölner Herbstmesse. Entgegen umlaufenden Gerüchten, daß die Kölner Herbstmesse verschoben werde, teilt das Messeamt Köln mit, daß in den letzten Wochen wohl Erwägungen geschwebt haben, die Jahrtausendausstellung um einige Wochen zu verlängern, wodurch eine Verschiebung der Herbstmesse notwendig geworden wäre. Nachdem aber die Fachausschüsse der Kölner Messe aus wirtschaftlichen Gründen eine Hinausschiebung des Messetermins einstimmig abgelehnt haben, wird die Herbstmesse wie vorgesehen (allgemeine Messe 23. bis zum 27. September, technische Messe 23. September bis zum 2. Oktober) stattfinden. Wie das Messeamt weiter mitteilt, sind die Aussichten für die Beteiligung an der Herbstmesse die denkbar besten. Es liegen mehr Ausstellermeldungen vor als zur selben Zeit des Vorjahres. In verschiedenen Zweigen der Messe ist der Ausstellungsraum überbelegt.

Die Tabakzölle sind am 16. August in Kraft getreten. Sie bringen für Roh- und Halbfabrikate durchweg eine mehr als 140prozentige, für Fertigfabrikate eine 20- bis 25prozentige Zollerhöhung. Eine entsprechende Verordnung ist im Reichszollblatt Nr. 25 vom 13. August 1925 enthalten. Die Gültigkeit der an Tabakwarenpackungen noch mit Papiermark-Steuerzeichen angebrachten Banderolen ist erloschen, so daß solche noch vorhandene Ware als unversteuert gilt. Mit Rücksicht darauf, daß die mit Papiermarksteuerzeichen versehene Ware noch nicht völlig geräumt ist und infolge der langen Lagerung gelitten hat, sind aber die Finanzämter ermächtigt worden, auf Antrag die von den alten Beständen an Tabakerzeugnissen zu entrichtende Tabaksteuer auf 15 v. H. des Steuerbetrages zu ermäßigen.

Über Handkameras mit Rodenstock-Optik haben die Optischen Werke G. Rodenstock, München einen neuen Katalog herausgegeben, den man in seiner vornehmen und reklametechnisch hohen Wirkung als ein Schulbeispiel

bezeichnen muß. Alle darin aufgeführten Kameras sind mit Rodenstock-Optik ausgestattet, vorzugsweise mit den Doppelanastigmaten Eurynar. Das Eurynar, Universaloptik im wahren Sinn des Wortes, sowie die anderen von G. Rodenstock in München hervorgehenden Objektivarten sind in der ganzen Welt als höchste Wertarbeit bekannt und haben eine derart weite Verbreitung gefunden, daß sich jedes Wort über die hohe Qualität und die außerordentlichen Vorzüge der Rodenstock-Optik erübrigt. Der Katalog bringt Kameras in allen möglichen Ausführungen für alle Zwecke und wird an Interessenten kostenlos ab Fabrik München, Isartalstr. 41/43 versandt.

Die erste drahtlose Hilfsstation in den Alpen ist in der Margareten-Hütte auf dem Monte Rosa, in einer Höhe von über 4600 m eingerichtet worden. Der drahtlose Apparat ermöglicht es, jederzeit um Hilfe zu rufen. Zum erstenmal wird hierdurch die drahtlose Telephonie in den größten Höhen der Alpen in den Dienst der Hilfsstation gestellt, und man erwartet, daß durch diese Einrichtung so manches Menschenleben gerettet werden kann. Bisher wurden kostbare Stunden verloren, wenn ein Führer um Hilfe heruntersteigen mußte, und die Verunglückten starben oft, bevor die Rettungsexpeditionen anlangten.

Im Strandbad Lido von Abbazia fand ein glänzend verlaufener Sommerkarneval statt. Auch das großartige Nachtfest „Sommernachtstraum" hatte einen vollen Erfolg. Abbazia hat noch immer über 6000 Gäste und die vorkriegszeitliche Besucherzahl überholt; es ist viel Hocharistokratie, darunter fünf prinzliche Familien, anwesend. Am 11. September kommt in Abbazia die vom italienischen Kronprinzen selbst geleitete Landes-Autokarawane zum Besuch der Industrie- und Kunstausstellung Fiumes an, für den 20. September wird Mussolini in Abbazia erwartet. Dieser Tage wurden die Flüge zwischen Brioni und Abbazia begonnen, die zumindest bis Ende Oktober d. J. fortgesetzt werden.

Ein neuer Dampferdienst von Galveston und Neuorleans nach Genua und anderen Mittelmeerhäfen wird von der Lallier Steamship Company angekündigt. Die erste Fahrt unternimmt der Dampfer Cogne in der zweiten Hälfte des Septembers. Ferner hat die Gans Line einen regulären Dienst zwischen Galveston und Bremen und anderen Häfen ab Ende August eingerichtet, mit gelegentlichen Fahrten nach Liverpool. Zwei oder drei Fahrten während eines Monats sind vorgesehen.

Illustrirte Zeitung

Ein wichtiger Augenblick auf einem Hochsee-Fischdampfer in den isländischen Gewässern: Aufreißen und Entleeren des Netzes.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Friedrich.

Deutschland und der internationale Luftverkehr.

Schon als am 25. Juli 1909 Blériot im Flugzeug zum erstenmal den Ärmelkanal überwand, und als dann am 21. Juli 1914 Basser auf einem Rumpler-Eindecker in knapp 20 Stunden Flugzeit die 2140 km lange Strecke Berlin-Konstantinopel bezwang, ahnte man, daß hier eine neue Form des Verkehrs von Land zu Land im Entstehen begriffen war, die in absehbarer Zeit Eisenbahnen und Seeschiffe als „veraltete" Einrichtungen zu betrachten erlauben würde, und daß unsere Enkel einst auf die schnellsten D-Züge mit ähnlich geringschätzigem Gefühl wie wir auf die selige Postkutsche zurückblicken würden. Durch den Krieg sind die technischen Fortschritte des Flugzeugwesens nur beschleunigt und weiter angestachelt worden. Es wird ja erinnerlich sein, wie erstaunlich schnell ein Aufsuchen großer Höhen durch die Kriegsnotwendigkeiten möglich gemacht wurde, wie der deutsche Hauptmann Hesse in vier Tagen von Berlin nach Bagdad flog usw.

Luftverkehrslinien in Deutschland und den angrenzenden Ländern.

Nun ist der damals erst geahnte internationale Flugverkehr in der Nachkriegszeit bereits in erheblichem Umfang Wirklichkeit geworden. Es könnte dies schon in noch viel umfassenderer Weise geschehen sein, als es der Fall ist, wenn nicht die vielfach sehr gespannten politischen Verhältnisse, die gewollten und systematisch fortgesetzten Verkrüppelungen des deutschen Flugwesens und die Gernegroß-Allüren einiger durch den Krieg neu aufgekommener Mittelstaaten auf Schritt und Tritt Hemmnisse in den Ausbau des Luftverkehrs hineintrügen. Ist es doch schon nur noch als Kultur-Groteske zu bezeichnen, wenn es heute in ganz Europa nicht einen einzigen Zeppelindienst gibt, weil Deutschland kein Luftschiff besitzen darf und die anderen Staaten kein vollwertiges Verkehrs-Luftschiff bauen können. Dabei hatte Deutschland durch die Eröffnung der ersten regelmäßig befahrenen Luftschifflinie Berlin-Friedrichshafen am 24. August 1919 schon den Weg gewiesen, den Europa jetzt wandeln könnte. Aber die „Bodensee" mußte ausgeliefert und ausgerechnet in ein italienisches Militärluftschiff umgewandelt werden, und Europa besitzt demgemäß bis auf den heutigen Tag keinen Luftschiffdienst und kein für friedliche Verkehrszwecke bestimmtes Luftschiff! Spätere Zeitalter werden über dieses Kulturkuriosum der Jahre 1920 bis 1925, spöttisch lächelnd, den Kopf schütteln — aber nicht über Deutschland!

Mit Flugzeugen ist dagegen seit Jahren ein internationaler Luftverkehrsdienst eingerichtet worden, der noch ständig erweitert wird. Als jüngstes Glied ist am 1. August eine Luftlinie Paris-Zürich-Wien hinzugekommen, während über eine Flugverbindung Berlin-Paris die Verhandlungen noch schweben. Wie ausgedehnt das europäische Luftverkehrsnetz bereits ist, das täglich in der guten Jahreszeit beflogen wird, erfährt man mit stolzer Befriedigung aus dem ersten amtlichen „Reichs-Luftkursbuch", das vor wenigen Wochen vom Reichsverkehrsministerium herausgegeben worden ist. Freilich sind darin von den ausländischen Luftlinien nur jene aufgeführt, die irgendwie für die deutschen Reisenden Interesse haben. Das Bild, das man daraus erhält, ist also noch keineswegs vollständig und dennoch schon interessant genug.

Von wichtigen Hauptstädten des Auslandes sind heute im direkten Fluge aus Deutschland zu erreichen: London, Amsterdam und Rotterdam, Kopenhagen, Malmö (Gotenburg und Oslo sollen noch in diesem Sommer folgen), Stockholm (bisher nur für Postsendungen, nicht für Personen), Riga, Reval, Helsingfors, Kowno, Smolensk, Moskau, Wien, Budapest, Innsbruck, Zürich, Basel, Lausanne und Genf. Wenn man ein Umsteigen mit in den Kauf nimmt, kann man noch eine ganze Anzahl von weiteren ausländischen Orten auf dem Luftwege erreichen, darunter als fernste (über Moskau) Baku und Teheran. Für die entlegeneren der genannten Städte gibt es freilich Flugverbindungen nur von den deutschen Randstädten aus (Königsberg, München). Internationale Verkehrsmöglichkeiten, die deutschen Boden nur schneidend berühren, sind bisher lediglich in der Einzahl vorhanden (Kopenhagen-Hamburg-Amsterdam-London); außerdem gab es eine Linie, die deutschen Boden überfliegt, der aber, da sie wider Deutschlands Willen eingerichtet und uns abgepreßt wurde, die Berührung deutschen Bodens verboten war (Paris-Prag-Warschau). Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß es bald viel mehr

Befreiungsfeiern in den Sanktionsstädten am 30. August: **Links:** Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Jarres vor dem Stadttheater in Duisburg. — **Rechts:** Die Kundgebung auf dem Marktplatz in Düsseldorf. **Im Oval:** Von der Tagung der Auslandsdeutschen in Berlin vom 29. August bis zum 5. September, die vom Bund der Auslandsdeutschen veranstaltet wurde: Eine Gruppe von Teilnehmern.

Von der Taufe des neuen Ballons „Leipziger Messe“ auf dem Sportplatz in Leipzig am 30. August anläßlich des Beginns der Herbstmesse: Aufstieg des Ballons unter Führung von H. Apfel. — **Rechts oben:** Der Besuch der zweiten Abteilung der Schiffsstamm-Division Ostsee (Stralsund), die zur Zeit zur Sonderausbildung in Döberitz weilt, in Berlin am 30. August: Die Matrosen auf dem Marsch zum Zeughaus.

Von der Tagung des Deutschen Kriegerdankbundes in Stuttgart am 30. August: Kranzniederlegung durch General Elbinghaus am Denkmal für die im Weltkriege Gefallenen im Stuttgarter Waldfriedhof. — **Im Oval:** Die erste weibliche Polizei in Deutschland: Beamtinnen der Kölner Frauen-Wohlfahrtspolizei auf dem Wege zur Dienststelle.

Links: Von der Taufe des Töchterchens des Erzherzogs Franz Joseph (××) und seiner Gemahlin Anna Monika Pia, der Tochter des Königs Friedrich August von Sachsen: Friedrich August III. (×) im Kreise der Mitgäste. — **Rechts:** Der Deutsche Volkstag für den Anschluß Österreichs an Deutschland in Wien am 22. August: Riesige Kundgebung der Wiener Bevölkerung auf dem Freiheitsplatz. Im Vordergrund aufmarschierende österreichische Stahlhelmleute. (Phot. Willinger, Wien.)

Links: Vorträge seitens der Verkehrspolizei in den Berliner Schulen: Belehrung der Schuljugend über die Verhütung von Straßenunfällen. — Rechts: Ein Blick hinter die Kulissen der Wanderschrift-Reklame: Rückansicht eines Vorführapparates der Deutschen Wanderschrift G. m. b. H., Berlin. Der Eindruck wandernder Lichtbuchstaben wird dadurch erzielt, daß Bänder mit der gewünschten Aufschrift über Wellen laufen und dabei die auf einer großen Tafel angebrachten Glühlampen ein- und ausschalten.

solcher großer Durchgangslinien geben wird. Schon heute könnten wir in dieser Hinsicht sehr viel weiter sein, wenn nicht die politischen Beschränkungen und Beschränktheiten noch verschiedene sehr fühlbare Grenzen zögen.

Die deutschfeindliche Gesinnung Polens und der Tschechoslowakei schließt bisher jede Berührung und Überfliegung dieser Länder durch deutsche Flugzeuge aus; natürlich ist polnischen und tschechischen Flugzeugen umgekehrt auch jeder Verkehr in Deutschland verboten. So kommt es, daß es unter anderm bisher eigentümlicherweise eine Flugverbindung von Berlin auch nach Wien und Budapest noch nicht gibt; nur von München aus sind die genannten beiden Städte auf dem Luftwege in $2^3/_4$ bzw. $4^3/_4$ Stunden zu erreichen. Auch nach den Städten Italiens und Südtirols kann man bis jetzt noch nicht im Flugzeug gelangen, weil die Überwindung der Alpen durch regelmäßige, täglich verkehrende Flugzeuge ein noch nicht gelöstes Problem ist. Lediglich über Triest, das von Wien aus über Klagenfurt und Laibach angeflogen wird, kann man durch die Luft nach Italien gelangen; doch wird zur Zeit eine Linie Innsbruck-Mailand über den Brenner geplant. — Das Entente-gebot, das uns Deutschen ein bestimmtes, ziemlich eng begrenztes Höchstmaß in der Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit der benutzten Flugzeuge nicht zu überschreiten gestattet, bedeutet eine weitere empfindliche Einengung des gesamten internationalen europäischen Luftverkehrs, denn man kann es uns Deutschen nicht verdenken, wenn wir als eine Vergeltungsmaßregel, die die Gegenseite zur Vernunft zu bringen bestimmt ist (und in England zum Teil auch schon gebracht hat), die Anordnung getroffen haben, daß auch alle ausländischen Flugzeuge, die auf deutschem Boden zu verkehren wünschen, genau denselben einengenden Bestimmungen unterworfen sind, wie man sie uns auferlegt hat. Am meisten darunter zu leiden hat die englische „Imperial Airways Ltd.“, die denn auch in England am heftigsten Sturm läuft gegen die blöde Kulturwidrigkeit der Deutschland aufgezwungenen Beschränkungen der „neun Regeln“ vom 5. Mai 1922.

Die Folge dieses mehr als sonderbaren Zustandes ist die, daß alle am internationalen Luftverkehr interessierten Staaten mehr oder weniger unter der fixen Idee der Ententeregierungen, die Deutschland knebeln wollten, zu leiden haben. Eine direkte Luftfahrverbindung Berlin-London oder Hamburg-London, die von höchster Bedeutung wäre und längst hätte eingerichtet werden können, gibt es bislang nicht, weil Deutschland nicht so starke Flugzeugtypen bauen und verwenden darf, wie sie zur Durchfliegung der genannten Strecken ohne Zwischenlandung erforderlich wären. Und weil Deutschland so große Flugzeuge nicht benutzen kann, bleibt ihre Indienststellung auch den englischen Luftreedereien verboten! So können beide Länder nur kleinere Typen verwenden, die auf Zwischenlandungen unterwegs angewiesen sind, und ein Verkehr zwischen Berlin und London ist nur mit Zwischenlandungen in Hannover und Amsterdam, zwischen Hamburg und London mit Zwischenlandungen in Bremen und Amsterdam möglich.

Ähnlich liegen die Dinge im Verkehr zwischen Berlin und Stockholm. Die Überfliegung des Meeres setzt hier wie dort große Personenflugzeuge voraus, wie sie — Deutschland eben nicht verwenden darf! Flugboote wie der deutsche Typ Dornier-Wal, den auch Amundsen für seinen Nordpolflug am 21. Mai verwendete, könnten ohne weiteres einen direkten sicheren Flug Berlin-Stockholm ohne Zwischenlandung ermöglichen. Da sie aber reichsdeutschen Boden nicht anlaufen dürfen, hat man sich in der Weise beholfen, daß eine schwedische Luftreederei, die „Nordiske Flygrederiet“, den Dornier-Wal-Typ zwischen Stockholm und Danzig verkehren läßt, für das ja die einschränkenden Bestimmungen nicht gelten. Gute Anschlüsse vermitteln, unter Umfliegung des berüchtigten „polnischen Korridors“ auf See, einen Schnellverkehr zwischen Danzig und Berlin, so daß man, mit Umsteigen, trotzdem durch die Luft in nur $8^3/_4$ bis 9 Stunden zwischen Berlin und Stockholm hin- und herreisen kann. Außerdem gibt es noch eine für Passagiere nicht benutzbare, lediglich dem Postverkehr dienende Nachtflugverbindung zwischen Berlin und Stockholm, die einzige Nachtlinie, die bisher im internationalen Flugverkehr Deutschlands besteht; sie verkehrt nach Möglichkeit über Land, weist Zwischenlandungen in Warnemünde und Karlshamn auf und befördert die Post zwischen beiden Hauptstädten so, daß sie, um 9 Uhr abends abgehend, am nächsten Morgen um 5 bzw. $5^1/_2$ Uhr am Ziel ankommt. Mit Hilfe dieser Verbindung kommt auch die Post von München in 15, von Innsbruck in 17 Stunden nach Stockholm!

Nicht anders denn als eine Kulturbarbarei ist es zu bezeichnen, daß das wichtigste Wirtschaftsgebiet Deutschlands,

Der Dauerschwimmer Otto Kemmerich aus Husum (Schleswig-Holstein) an der Westmole in Warnemünde, der die 60 km lange Strecke von der Insel Fehmarn bis Warnemünde in der Zeit von 22 Stunden zurücklegte.

Prof. Leopold Otto Strützel,
namhafter Münchner Tier- und Landschaftsmaler, feierte am 2. September seinen 70. Geburtstag.

Von den leichtathletischen Meisterschaftskämpfen der Deutschen Turnerschaft am 29. und 30. August in Leipzig, zu denen etwa 600 der besten deutschen Turner und Turnerinnen versammelt waren: Überlegener Sieg von Oel (Essen) im 1500-m-Lauf (4 Min. 18,2 Sek.).

Prof. Hermann Schnee,
bekannter Berliner Landschaftsmaler, konnte am 5. September seinen 85. Geburtstag begehen.

Typisches Rifkabylen-Gebirgsdorf.

In einem Hain immergrüner Eichen.

LANDSCHAFTLICHE SCHÖNHEITEN IM RIFKABYLEN-GEBIET.

Die offizielle Übernahme von Spitzbergen und den umliegenden Inseln durch Norwegen in Longyear City (Adventsbai) am 14. August: Feierliches Hissen der norwegischen Flagge, wobei eine Abteilung der Besatzung des Kommandoschiffes „Heimdal" als Ehrenwache Dienst tat. Die Inselgruppe erhielt den alten norwegischen Namen „Svalbard".

Eine seltene Aufnahme des Vulkans Fujijama (Japan), die von den durch die größte japanische Zeitung „Asahi" zu einem Flug nach Europa ausgesandten Fliegern gemacht wurde.

das Rhein- und Ruhrland, infolge der Besetzung bisher vollständig vom europäischen Flugverkehr abgeschnitten war. Lediglich eine englische Luftlinie bestand zwischen Köln und London über Brüssel, der aber jede Berührung mit dem an der Grenze der Besatzungszone, in Dorsten (bei Wesel), Dortmund und Frankfurt, endenden deutschen Luftverkehrsnetz genommen war. Auch von dieser Narrheit werden die Annalen des europäischen Flugverkehrs einst nur mit vergnügtem Schmunzeln berichten. Gleich nach erfolgter Räumung des Ruhrgebiets ist Essen an die Stelle von Dorsten getreten. Zunächst stehen wir vor der grotesken Möglichkeit, daß gleich nach der Räumung Kölns auch die direkte Verbindung Köln-London wieder abgebaut werden muß, da die von der englischen „Imperial Airways Ltd." verwendeten Flugzeuge „zu" leistungsfähig sind, als daß sie in Deutschland noch verkehren dürfen, wenn in Köln die deutschen Gesetze wieder unbeschränkt Geltung haben.

Frankreich hat seit Anfang 1925 auf die widerrechtliche Überfliegung deutschen Bodens verzichten müssen, nachdem 14 seiner Flugzeuge, die zwischen Paris und Prag verkehrten, Notlandungen auf deutschem Boden hatten vornehmen müssen und von uns in Gewahrsam genommen worden waren, weil sie den von der Entente Deutschland aufgezwungenen Bedingungen nicht entsprachen. Frankreich suchte dann über die Schweiz den Luftweg nach Osten; doch hat neuerdings die Schweiz der „Franco-Roumaine" das Durchflugsrecht wieder entzogen, wegen der unverhältnismäßig vielen Unfälle, die ihre Flugzeuge erlitten. Nun beratschlagten Anfang August Frankreich, Polen und Tschechoslowakei in Paris, wie man trotzdem miteinander in Verbindung bleiben soll — unter Ausschaltung Deutschlands! Ob man das Problem, wie man den Pelz waschen kann, ohne ihn naß zu machen, lösen wird, erscheint einigermaßen zweifelhaft.

Zweifellos ist aber doch Ansehnliches in der Ausgestaltung des internationalen Luftverkehrsnetzes Europas bereits geleistet worden, und man darf von der Zukunft Größtes erhoffen. Ohne die Versailler Kulturschmach und ihre Folgen würden wir freilich auch heute schon bedeutend weiter sein können. Möge die Vernunft recht bald eine freundlichere politische Atmosphäre schaffen, in der die Unbegreiflichkeiten und Unwürdigkeiten des gegenwärtigen Zustandes zu verschwinden vermögen!

Prof. Dr. R. Hennig.

Zum Luftschiffunglück in Amerika: Das Marineluftschiff „Shenandoah", das am 2. September über Ava im Staate Ohio in einem Wirbelsturm zerstört wurde, wobei Kommandant Lansdowne (×) und 14 Mann umkamen.

Der Kürbis und die Palme.

Eine Kürbispflanze schlang sich an einem Palmbaum empor und stieg in wenigen Wochen bis in seinen Gipfel.

„Wie alt bist du wohl?" fragte die Rankende eines Tages die Palme.

„Hundert Jahre etwa."

„Hundert Jahre? Sieh, so bin ich in weniger Tagen, als du Jahre zählst, dir gleichgekommen."

„Und wirst welken, wie du wucherst — schnell. Ehe der Winter kommt, bist du bleich und tot."

„Woher weißt du das?" fragte die Kürbispflanze ängstlich.

„Aus der Erfahrung. Schon manche deines Geschlechts rankte an mir empor. Einen Winter aber hat noch keine überdauert. Alle waren stolz wie du, und wie du vergänglich." Hans Gäfgen.

Links: Fahrende Kirchen in Amerika: Ein katholischer Priester bei der Abhaltung der Messe von der Plattform des Sonderwagens „St. Peter" aus auf dem Bahnhof Dayton (Ohio). Diese Sonderwagen sollen den in entlegenen Orten wohnenden Katholiken Gelegenheit zum Gottesdienst geben. — Rechts: Von dem schweren Eisenbahnunglück bei Sens (Frankreich) am 23. August, bei dem der Schnellzug Paris-Chamonix auf den auf offener Strecke haltenden Schnellzug Paris-Tarascon stieß: An der Unglücksstelle. Die Katastrophe erforderte 3 Todesopfer.

Ein gewagtes Bühnenexperiment: Die mit Jazzband-Musik eingeleitete Aufführung von Shakespeares „Hamlet" im Gewande des 20. Jahrhunderts, die am 25. August am Kingsway-Theater zu London stattfand.

Bild 1 zeigt den Prinzen Hamlet (Colin Keith-Johnston) im Golfanzug bei der Betrachtung von Yorriks Schädel. Auf Bild 2 ist die Szene am Grabe Ophelias zu sehen, in der Soldaten in dänischer Uniform, ein Priester in neuzeitlichem Ornat und die Leidtragenden in moderner Trauerkleidung auftreten. Bild 3 stellt Ophelia (Muriel Hewitt) mit moderner Frisur dar im Gespräch mit ihrem Bruder Laertes, der einen legeren Sakkoanzug trägt. Bild 4 gibt den König Claudius in einem über den Frack gezogenen Schlafanzug mit der Zigarette in der Hand wieder, wie er mit Hamlet spricht, der im Begriff ist, sich zum Dinner fertig zu machen. — Der mit dieser Aufführung unternommene kühne Versuch ist im Hinblick auf das gewohnte zähe Festhalten des Engländers an der Konvention besonders auffallend. So interessant dieses Experiment auch ist, wird es doch kaum viel Beifall und Nachahmung finden.

Links: Die Aufführung von Hugo v. Hofmannsthals „Jedermann" als Festspiel im Hof der Albrechtsburg zu Meißen vom 22. August bis zum 6. September: Szenenbild „Buße und Verklärung". — Rechts: Von der kürzlich erfolgten Erstaufführung der Pantomime „Der Dämon" von Paul Hindemith, dem Komponisten jüngster Richtung, an den Münchner Kammerspielen: Der Dämon (Bruno Tillessen) und das Mädchen (Marion Herrmann). Die Fabel der Pantomime stammt von Max Krell.

Felskletterereien in den Alpen. / Von Josef Unold.

Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Heimhuber, Sonthofen-Oberstdorf.

Wenngleich unsere Bayrischen Alpen nicht zu den Viertausendern zählen, so ragen sie dennoch in majestätischer Schönheit und Eigenart in das unendliche Blau des Himmels und fesseln den Blick des Bergfreundes ebenso wie die eisstarrenden Schweizer und Tiroler Alpen. Reizvolle Kletterpartien und spitze Felszinnen winken dem Wanderer, der still und gemächlich zum Waltenberger Haus steigt. Oberstdorf, das im Bergkranz der Algäuer Alpen eingebettet liegt, ließen wir für einige Tage zurück. Uns zog es hinauf in das wilde Felsgeklüft, in unser Reich. Kühn geschwungen ragt die Doppelspitze der Höfats (2258 m), die alljährlich ihre Opfer unter den Kletterern fordert, vom tiefen Tal aufsteigend, in den blauen Äther. Westwärts schaut der Große und Kleine Wilden über alle Täler. Und wie ein wuchtiger, steiler Felsblock drängt sich in das Gewirr der Bergformen die Trettachspitze, die gefürchtete unter den Jüngern des Bergsports, aber auch die von den geübten Kletterern gesuchteste.

Am Westgrat der Trettachspitze (Algäu).

Mit schwerem Nagelschuh wurden in der Frühe die Latschen- und Geröllhalden überquert, und auf sicherem Felssteig ward langsam hochgestiegen, dem Kleinen Wilden zu. Als der Weg steiler wurde und der Nagelrand der Bergstiefel nicht mehr genügend Halt bot, da begann die ernste Felsarbeit, zu der wir Kletterschuhe und Seil anlegten. Leichtbeschwingt turnte der Vordermann über die Grasschroffen des Felsgrates, der in eine Steilwand einmündet. Der Hintermann sicherte gewissenhaft, während sein Seilkamerad, Griff und Tritt wechselnd, sich in ruhiger Gemessenheit an dem Fels hocharbeitete. War die Seillänge verbraucht, so wählte er einen festen Stand, um mich zu sichern, während ich seinen Griffen folgte. Mein Auge prüfte gewissenhaft jeden Stein und jede Ritze, in die sich die Finger festkrallten; denn bevor ich mich einer brüchigen Gratkante oder einem faulen Stein anvertraue, mache ich die Festigkeitsprobe.

An der Westwand des Großen Wilden (Algäu).

Was locker ist und mich in der Sicherheit gefährdet, wird in die Tiefe befördert; mutwillig jedoch wird kein Stein gelöst. Oft trügt ein querlaufendes Felsband, das scheinbar sicheren Tritt gewährt. Der im Fels Geübte meidet erfahrungsgemäß diese Bänder, die meist Irrwege sind und zu Überhängen oder zu Wänden führen, an denen es kein Vor- und Rückwärts gibt.

Unser Höhenmesser steigt langsam. Einige schwierige Stellen warten noch unser, ehe wir den Felsriesen besiegt haben. Oft wird er recht ungemütlich und widerspenstig, er trügt den Kletterer und bringt ihn zum Straucheln, wenn die Ungunst des Wetters, besonders die milchweißen Nebelwolken, die Wegrichtung verwischt. Die Seilkameraden harren aus; in unerschütterlichem Vertrauen stehen sie in dieser Schicksalsstunde zueinander, wie sie auch nach erfolgreichem Aufstieg gemeinsam aus dem Quell der Bergfreude trinken und sich stärken.

Links: Auf dem Gipfel der Trettachspitze. — Mitte: Kletterei am Ostgrat der Trettachspitze. — Oben: Kletterei am Nordostgrat der Trettachspitze. — Rechts: Am Ostgipfel der Höfats (Algäu).

Bei den Eingeborenen auf den Philippinen

Besuch am Hofe des Fürsten (Dato) in Zamboanka auf Mindanao: Der Fürst mit seiner Gattin und seinem Bruder im Kreise der Gäste. Links oben: Vornehmer Eingeborener aus Zamboanka.

Wajwam-Tanz der Moros auf der Insel Luzon.

Rechts: Igorroten mit eigenartigem Kopfschmuck auf Luzon.

Links: Morofrau bei Töpferarbeiten.

Links unten: Hausschlachtfest bei den Igorroten auf Luzon.

Rechts unten: Hochzeitszeremonie auf Nord-Luzon: Abholen der Braut durch den Bräutigam zur Feier im Hause seiner Schwiegereltern.

Herbstmoden

Blusenkleid aus rotem Crêpe de Chine mit Westenform. — **Rechts:** Englischer Mantel in Herrenschnitt. Modelle: Schostal und Laderer. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Rechts oben:

Die Tänzerin Tilli Losch in kariertem Gazellenmantel. Modell: Penizek & Rainer, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Links: Karamelfarbener Mantel, dessen gerader Schnitt durch eingesetzte Keil- und Tütenkeile belebt wird. — **Mitte:** Blaues Mantelkleid mit langer weißer Weste und seitlichen kleinen falschen Falten. Trägerin: Die Operettensängerin Peter. — **Rechts:** Schwarzes Kreppsatin-Kleid in Glockenform. — Modelle: Schostal & Laderer, Wien. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(2. Fortsetzung.)

Unauffällig legte der Beamte seine Hand in der Rocktasche auf den entsicherten Revolver. Draußen standen zwar zwei Herren vom Hotel, und an ein Entrinnen für den Versteckten war kaum zu denken, aber man konnte auf einen verzweifelten Überfall gefaßt sein.

Der Beamte sah sich unauffällig um und war überzeugt, daß der geheimnisvolle andere sicherlich nebenan im Schlafzimmer oder in der Badekammer verborgen war. Er ging dort hinüber und fand ihn nicht. Swanney hatte nichts von alledem bemerkt. Er gab im Plauderton liebenswürdig jede verlangte Auskunft, gestand zum Beispiel, daß er außer seiner Börse, die wohl noch einige Pfund enthalten mochte, nichts von Wert bei sich führe. Seine Beute? Nun, die sei vertan, verbraucht, längst verkauft. Der Herr möge doch selber nachsehen! Keinen roten Heller würde er finden!

Der andere Beamte kam zurück. Er hatte niemand gefunden. Und doch mußte jemand hier gewesen sein, mußte noch hier sein! Vielleicht hielt sich der Unbekannte in einem der Schränke verborgen, vielleicht sogar auf dem Balkon? Wahrscheinlich auf dem Balkon!

Er ging hin, die Tür zu öffnen, wobei Swanney, plötzlich erbleichend, ihm nachsah.

Aber der Balkon war leer.

III.

Der Balkon war wirklich leer. Den scharfen Luchsaugen des Beamten wäre ein Mensch, der sich hier etwa verborgen gehalten hätte, nicht entgangen. — — —

Hätte man Avellanda schon kurze Zeit nachher gefragt, wie er auf seinen Rettungsweg verfallen war, wie er sich überhaupt rettete, und was dabei mit ihm geschehen, was er dabei getan hatte, er wäre nicht imstande gewesen, eine genaue Auskunft zu geben.

Man hatte ihn umstellt, wie ein Tier von Jägern umstellt wird, und er hatte sich benommen, wie sich auch ein Tier in solcher Lage benimmt: bewußtlos vor Schrecken, blindlings und triebhaft stürzte er sich in den erstbesten Ausweg, vielleicht sogar auf die Gefahr hin, einer noch schlimmeren Bedrohung in die Arme zu laufen.

So war es mit Avellanda geschehen. Nicht *er* handelte, nicht *er* rettete sich; irgendein anderes in ihm handelte für ihn und rettete ihn.

Als Swanney ihn hinausgestoßen hatte auf den dunklen Balkon, stand er mit angehaltenem Atem in eine Ecke gedrückt und sah, wie die Beamten eindrangen, Swanney fesselten, Fragen an ihn richteten und das Zimmer durchsuchten.

Dann gewahrte er deutlich, nur allzu deutlich, wie der Blick des einen Beamten auf den Aschenbecher fiel. Avellanda verstand sofort, und es war ihm, als gefröre sein Blut: Seine Anwesenheit war verraten! Man würde suchen und ihn ganz gewiß finden, wenn er hier in seinem Versteck blieb. Man würde die gleichen stählernen Bänder um seine Handgelenke legen, ebenso wie bei Swanney, und man würde ihn in eine Zelle stecken, ihn verurteilen und Reading Goals oder eines andern Gefängnisses graue Mauern wären dann auf Jahre hinaus sein Grab — — —

Rettung! Wo war Rettung? Wo ein Weg zur Flucht?

Unten, sechs oder sieben Meter tief, lag die Straße. Ihr feuchter Asphalt, von elektrischen Bogenlampen beschienen, glänzte verschwimmend zu ihm herauf. Zwei geschlossene Kraftwagen hielten vor dem Hoteleingang. Die Straße lag still.

Dort hinunter? Unmöglich! Irgend jemand hätte ihn bemerkt, denn auf dem Wege zur Straße hinab mußte er an den Leuchtbuchstaben des Hotels vorbei, und außerdem hätte er im Licht der Bogenlampen klettern müssen. Er wäre also bemerkt worden! Wohin also sonst? — Nur hinauf!

Nur hinauf konnte er!

In einem einzigen Augenblick, während eines einzigen Herzschlages, hatte Avellanda die Gefahr erkannt und den Weg gefunden, ihr zu entgehen.

Er empfand keine Furcht vor dem Wagnis, am Hause emporzuklettern. Er wußte genau, was er seinem Körper zutrauen konnte, und er traute ihm viel zu. Hundertmal lieber wäre er in die Tiefe gestürzt, als daß er sich da drinnen den Beamten überantwortet hätte. Nur vor denen und vor dem Schicksal, das sie ihm bereiten wollten, empfand er Angst, hirnlose, wahnsinnige Angst!

Der Weg hinauf war im Grunde genommen sogar ziemlich leicht. Zwei riesige Sandsteinfiguren, von denen die eine ihre Füße bis nahe zum Balkon streckte, boten für die Kletterei recht brauchbare Stützen und verläßlichen Halt. Avellanda schätzte die Entfernung ab, dann nahm er seinen Zylinder an der Krempe zwischen die Zähne, schwang sich auf das Balkongitter und erreichte von dort aus mit leichter Mühe den Fuß der Sandsteinfigur. Noch einmal warf er einen letzten Blick zurück in das Zimmer, in dem Swanney, mit Fesseln an den Händen, gemächlich plaudernd saß. Der eine Beamte war verschwunden; die Tapetentür, die zum Schlafraum führte, war jetzt halb geöffnet. Man suchte ihn! Auf Sekunden kam es jetzt an! Da man den Schlafraum leer finden würde, suchte man nachher ganz bestimmt den Balkon ab, und war er bis dahin auf seinem luftigen Wege nicht schon hoch genug gelangt, so holte man ihn herab, und er war verloren, war ebenso verloren wie Swanney!

Avellanda umklammerte das Fußgelenk der Sandsteinfigur, zog sich daran empor, zog seine Beine nach und hing nun, mit dem Kopf nach unten, über der Straße. Seine Kleidung, der Mantel, die engen Beinkleider, der Zylinder, den er zwischen den Zähnen hielt, behinderten ihn furchtbar. Irgend etwas fiel aus seiner Tasche heraus und schlug unten zerklirrend auf den Straßenquadern auf. Er sah hinab und mutmaßte, daß es das Zerstäuberfläschchen gewesen sein mußte. Aber er ließ sich nicht aufhalten. Rittlings saß er nun auf dem Bein der Sandsteinfigur. Er holte schnaufend Atem, bevor er weiterkletterte. Ausruhen durfte er nicht.

Der Sandstein war glitschig von dem Regen, der in der Nacht gefallen war. Avellanda mußte gehörig zupacken, wenn er nicht abrutschen wollte. Und er packte zu, in brennendster Herzensangst, in heißestem Lebenswillen. Langsam schob er sich an dem Bein der Figur in die Höhe, erreichte das Füllhorn, das das Steinbild in den Armen hielt, und hatte hier nun einen etwas bequemeren Halt. Er befand sich schon in halber Höhe zwischen dem ersten und dem zweiten Stockwerk und glaubte sich beinahe gerettet. Selbst wenn jetzt jemand auf den Balkon trat und zu ihm heraufsah, war er vor den Blicken derer dort unten geschützt. Das Füllhorn und das Bein der Figur verbargen ihn.

Er beugte sich weit vor, ganz weit, und starrte hinab. Da hörte er, wie die Balkontür geöffnet wurde, sah einen Schatten hinaustreten auf den Balkon, und obwohl er auf all dies ja vorbereitet war, lähmte ihn doch der Anblick seines Verfolgers. Erst nach Sekunden fuhr er zurück, und da glaubte er von unten eine Stimme zu hören, irgendeinen kurzen erstaunten Ruf.

Er war entdeckt! Er glaubte es wenigstens!

Der letzte Rest seiner Überlegung schwand ihm.

Er war entdeckt!

Mit zitternder Hast kletterte er weiter, höher, dem zweiten Stockwerk zu. Alle Vorsicht ließ er außer acht. Kaum fand er mit seinen glatten Gummisohlen auf dem glitschigen Sandstein Halt. Etliche Male rutschte sein Fuß ab, aber immer wieder hielt er sich, immer weiter klomm er empor. Er stieß mit dem Kopf hart an eine Kante, er achtete nicht darauf. Noch einen Armaufzug, noch eine Anstrengung, und er hatte das zweite Stockwerk erreicht!

Er hatte es erreicht und wußte nicht, ob nicht hinter dem Fenster, in das er hineinsteigen würde, ein Beamter darauf wartete, ihn in Empfang zu nehmen.

Avellanda atmete röchelnd, seine Muskeln in den Armen und Beinen brannten, sein Kopf schmerzte dumpf, aber er fühlte nichts, dachte nichts.

Mit der rechten Hand erreichte er den Sims eines Fensters im zweiten Stock und zog sich mühselig an diesem unzuverlässigen Halt empor. An den herabgelassenen Vorhängen erkannte er, daß er sich vor einem bewohnten Zimmer befand. Unmöglich, hier einzusteigen! Er mußte sich nach links wenden, dort befand sich das Flurfenster. Wenn es ihm gelang, unbemerkt dort hineinzukommen, so war seine Rettung so ziemlich geglückt.

Er kletterte also nach links, hielt sich an den Quadereinschnitten mühsam fest und setzte Zoll für Zoll seine Füße. Seine Muskeln waren gespannt zum Zerreißen. Von der einen Hand troff ihm Blut; er wischte es an den Haaren ab. Weiter! Noch ein Fenster, und dann noch eins! Nun konnte er den Sims des breiten, bunt bemalten Flurfensters erreichen. Ein Laut kam von seinen Lippen wie ein Lachen. Vielleicht — vielleicht konnte er sich noch retten! Wenn man ihn vom Balkon aus nicht bemerkt hatte, so war er — vielleicht — in Sicherheit.

Es war ein Glückszufall, daß ein kleiner seitlicher Teil des Flurfensters geöffnet war. So konnte er ohne Mühe von außen den Riegel fassen und das ganze Fenster öffnen, damit er durchschlüpfen konnte.

Bevor er das jedoch tat, schaute er hinein in den dunklen Flur. Er sah nichts als undeutliche Dämmerung und im Treppenhaus den Lichtschein der Ampel. Keinen Menschen, keinen Verfolger, keine Gefahr.

Avellanda schluckte und schluchzte vor Glück. Seine blutige, zerrissene Hand faßte hinein in den offenen Teil des Fensters, ergriff den Riegel und schob ihn zurück. So ermattet war er jetzt schon, daß er sich nur schwerfällig, auf dem Bauche rutschend, in das Fenster hineinziehen konnte.

Nun stand er wieder auf festem Boden! Und nirgends Gefahr! Man hatte ihn nicht bemerkt!

Unglücklicherweise verlor er hier vor dem Fenster einige Zeit. Das Glück, gerettet zu sein, stürzte so heiß und rasend auf ihn ein, daß er

sich nicht bewegen, nicht regen konnte. Er lehnte sich an das noch immer geöffnete Fenster und verharrte lange in dieser Haltung; irre lachte er in sich hinein.

Dann zog er seine Kleidung einigermaßen zurecht, klopfte sich ab, so gut es hier im Dunkeln und in der Eile ging, und dabei stellte er fest, daß das, was ihm vorhin beim Klettern aus der Tasche gefallen war, wirklich das Zerstäuberfläschchen gewesen war. Dieser Umstand brachte ihn wieder völlig zur Besinnung. Wenn jemand unten auf der Straße den Chloroformgeruch bemerkte und Lärm schlug, so konnte man leicht auf seinen Rettungsweg schließen. Er mußte schleunigst hinaufzukommen versuchen in sein Zimmer.

Bevor er den Weg dorthin antrat, riegelte er das Fenster wieder sorgfältig zu und reinigte auch das Fensterbrett mit dem Taschentuch von den Blutspuren, die er darauf zurückgelassen hatte. Dann nahm er seinen Zylinder vom Boden auf und schlich sich davon.

So sicher glaubte er sich schon, daß er auf keine neue Überraschung mehr rechnete. Er trieb den Leichtsinn so weit, daß er den nächsten Weg, den über die Haupttreppe, einschlagen wollte. Zwar hörte er von unten Stimmen, aber er achtete nicht darauf. An seinem erregten, fiebrigen Bewußtsein glitt diese Wahrnehmung vorüber. Erst, als er mitten unter der Ampel stand, fielen ihm die Stimmen auf. Und sie näherten sich! Man kam die Treppe herauf! Man verfolgte ihn!

Und wieder fiel über Avellanda die hetzende, jagende Angst. Er wandte sich nach links, den Flur hinunter, um die seitliche Treppe zu erreichen. Er lief um sein Leben. Vollkommen verwirrt, vollkommen bewußtlos war er. Er hatte ganz und gar die Herrschaft verloren über seine Sinne. Er wußte nicht mehr, ob das, was er zu hören vermeinte, auch wirklich zu hören war. Schrecken peitschte ihn.

Er machte einen langen Satz die Treppe hinauf. Da hörte er auch von oben ein Geräusch. Wie ein leises Klappern hörte sich das an. Auch dort oben standen Menschen, die darauf warteten, ihn zu fangen! Versperrt war sein Weg!

Wohin? Wohin?

Hinunter konnte er nicht. Die Haupttreppe war besetzt! Die Nebentreppe ebenfalls!

Wohin? Wohin?

In hellster Herzensangst tauchte Avellanda wieder unter in das schützende Dunkel des Flurs. Die Stimmen von der Haupttreppe kamen näher! Noch eine halbe Minute, noch eine Viertelminute, und man packte ihn!

Avellanda stand atemlos, zitternd, verstört in einer Türnische. Er starrte den dunklen Flur hinauf und hinab. Das Blut rauschte in seinen Ohren. Er hörte nichts mehr. Er schloß die Augen.

Wohin? Wohin?

Da riß es ihn empor zu einer verzweifelten, vielleicht sogar hoffnungslosen Tat: Mit flatternden Händen zerrte er die Schlüssel aus der Tasche heraus und machte sich an dem Schloß der Tür zu schaffen, bei der er stand. Das ging nicht ohne Geräusch ab. Er konnte nicht darauf achten, aber es gelang ihm, aufzuschließen und hineinzuschlüpfen.

Wieder stand er im Dunkeln.

Ein Druck auf den Knopf seiner Blendlaterne, und ein heller Lichtstrahl schoß durch das Dunkel, zitterte suchend umher und blieb dann haften auf dem Antlitz einer Frau, eines Mädchens, das allein in diesem Zimmer schlief.

Sie hatte sich in den zerknitterten Kissen hoch aufgerichtet, stützte sich auf ihre Arme, und mit weit aufgerissenen Augen starrte sie geblendet und schreckgebannt in das Licht. Über ihrer linken Schulter, von der das Nachthemd halb herabgeglitten war, lag ein starker blonder Zopf. Sie war jung und schön.

Das alles sah Avellanda in einem kurzen Augenblick, und er sah ferner, daß der halb geöffnete Mund des Mädchens Atem holen wollte zu einem Schrei. Noch preßte der Schreck ihr die Kehle zu.

Wenn sie schrie, war er verloren!

Mit zwei, drei langen Sätzen sprang er hinüber zu ihrem Bett, preßte sie zurück in die Kissen, drückte einen Zipfel des Bettuches in ihren Mund, und indem er seine Lippen ganz dicht an ihre Ohren brachte, flehte er sie an:

„Schreien Sie nicht! Um Gottes willen! Schreien Sie nicht! Ich werde verfolgt! Nichts soll Ihnen geschehen! Nur rufen Sie nicht! Schreien Sie nicht!"

Das Gesicht des jungen Mädchens war nun in Dunkel gehüllt; der Strahl der Blendlaterne tastete in langen Griffen über die Wand, dann richtete Avellanda den Schein auf sein Gesicht, damit die Fremde ihn erkennen könne, und er wiederholte seine inbrünstige Bitte:

„Schreien Sie nicht! Es soll Ihnen ja nichts geschehen! Ich werde verfolgt!"

Zuerst hatte sich das Mädchen unter dem Griff von Avellandas Händen aufgebäumt, hatte versucht, ihn abzuschütteln und sich zu befreien. Aber Avellandas Muskeln waren von Eisen. Seine Hände hielten fest, was sie gepackt hielten. Die Fremde lag nun still und wehrlos. Nur ihr rascher lauter Atem war hörbar und Avellandas angestrengtes stöhnendes Schnaufen.

„Sie verraten mich nicht, nicht wahr?" fragte er, während er das Licht seiner Laterne wieder auf das junge Mädchen richtete. „Sie verraten mich nicht? Ich bitte Sie! Ich bin unschuldig, ich habe nichts getan!"

Da schlug sie die Augen wieder auf, die sie bis dahin fest zusammengepreßt hatte. Es waren große, strahlend blaue Augen, und sie machte ein Zeichen mit dem Kopf, daß sie schweigen wolle.

„Mein Leben liegt in Ihrer Hand", flüsterte Avellanda als Antwort, ohne daß er seinen Griff lockerte. „Ich werde Ihnen nachher alles erklären. Wenn Sie jemand herbeirufen, wenn Sie mich verraten, bin ich ein toter Mann."

„Ich werde nicht rufen! Gehen Sie zurück!"

Ihre Stimme hatte der Schreck gebrochen, sie klang heiser und mühselig.

Avellanda gehorchte und trat von dem Bett zurück.

„Ich danke Ihnen", sagte er, indem er tief Luft schöpfte. Dann ging er hinüber zur Tür, horchte hinaus und konnte feststellen, daß sich kein verdächtiges Geräusch hören ließ. Vielleicht war die ganze Gefahr, von der er sich vorhin umstellt geglaubt hatte, nur seinem erhitzten, umnebelten Verstande zu danken. Keine Stimme war draußen zu hören, keine Schritte, kein Laut.

Allmählich fand er sich wieder zurück zu einer ruhigeren Betrachtung seiner Lage. Er war nun wirklich gerettet. Der Beamte dort unten, der so viel Scharfsinn entwickelt hatte, würde schließlich einsehen, daß er einen Trugschluß getan hatte, und er würde sein Suchen aufgeben. Er war gerettet — wenn es ihm gelang, die blonde Unbekannte da drüben für sich zu gewinnen.

Sie regte sich eine Zeitlang nicht. Erst nach einer ganzen Weile sagte sie ungeduldig:

„So löschen Sie doch das Licht!"

Er tat es sofort und blieb unbeweglich im Dunkeln stehen. Vergeblich bemühte er sich, irgendein erlösendes Wort zu sprechen oder eine Erklärung für sein Eindringen zu finden. Er fand nichts, und seine Gedanken entglitten ihm wieder. Ein Gefühl tiefster Dankbarkeit erfüllte ihn. Er tat einen Schritt, um sich der Fremden abermals zu nähern, aber ihr Befehl hielt ihn zurück:

„Bleiben Sie dort stehen, wo Sie sind! Rühren Sie sich nicht!"

„Ich wollte Ihnen danken!" gab er leise zurück. „Ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar —"

Es kam keine Antwort, nur die Kissen des Bettes raschelten.

„Verzeihen Sie!" sprach Avellanda nach einer Pause weiter. „Ich kann das Zimmer jetzt unmöglich verlassen. Ich muß hierbleiben. Draußen könnte ich meinen Verfolgern in die Arme laufen. Erlauben Sie mir, zu bleiben?"

„Ja!" kam aus dem Dunkel die Antwort.

Die helle Stimme, die jetzt flüsternd gesenkt war, bebte.

„Ich danke Ihnen!" wiederholte Avellanda.

Darauf trat wieder Schweigen ein, dann begann das Mädchen von neuem:

„Wenden Sie sich um zur Wand, und bleiben Sie so stehen! Ich will mich ankleiden."

Er folgte ihrem Befehl und stand nun wie ein armer Sünder, die Hände auf dem Rücken ineinandergelegt, mit geschlossenen Augen in der Ecke des Zimmers. Hinter ihm raschelten Kissen, hastige Bewegungen wurden gedämpft hörbar und das leise Scharren nackter Füße über den Teppich.

Avellanda sah in diesem Augenblick wieder die Unbekannte vor sich, wie er sie vorhin im Lichte seiner Laterne gesehen hatte: das blasse, jugendliche Antlitz, die blauen, weit geöffneten Augen, den zuckenden Kindermund, den starken blonden Zopf, der ihr über die weichgerundete Schulter hing. Und es wandelte ihn eine unbändige nervöse Lachlust an. Wie lächerlich seine Lage war! Wie absonderlich diese Art des Kennenlernens sich abgespielt hatte! Wer war das Mädchen da hinter ihm? Sicherlich bebte es noch jetzt vor Angst!

Er stand unbeweglich und schluckte sein Lachen hinunter.

Aber die Fremde schien durchaus nicht ängstlich, wenigstens verstand sie es, ihre Angst gut zu verbergen, und ihre Stimme klang ganz fest und klar:

„Ich werde jetzt Licht anzünden! Sie dürfen sich aber erst umwenden, wenn ich Ihnen die Erlaubnis gebe."

„Ja."

Licht flammte auf, und es verging noch einige Zeit, bis es Avellanda gestattet wurde, sich umzudrehen. Er ging sofort auf seine Retterin zu, wollte ihre Hand ergreifen und sie küssen, aber sie duldete seine Berührung durchaus nicht.

„Setzen Sie sich!" befahl sie und wies dabei auf einen Stuhl. „Sagen Sie mir, wer Sie sind, wer Sie verfolgt, und weshalb Sie verfolgt werden!"

Recht drohend klang das und recht tapfer. Avellanda wurde verwirrt.

„Ich kann darüber nichts sagen", versuchte er sich auszureden. „Ein Geheimnis —"

Das Mädchen machte ein paar Schritte zur Tür, zur Klingel.

„Ich verlange Auskunft von Ihnen. Antworten Sie mir und sagen Sie die Wahrheit, oder ich rufe Hilfe herbei."

Sie stand aufrecht, hoch und schlank neben der Tür und hatte die Hand ein wenig erhoben. Avellanda blickte auf diese schlanke Hand, von der sein Geschick abhing.

„Wer sind Sie?" fragte das Mädchen noch einmal. „Weshalb werden Sie verfolgt?"

(Fortsetzung folgt.)

Torfkähne auf dem Wege zur Stadt. Nach einem Gemälde von Heinz Baden.

Die Premier-Mine, die größte Diamanten-Mine der Welt.

In dem hügeligen weiten Gelände nordöstlich von Pretoria, im Quellgebiet des Elands River, erhebt sich auf einem der Hügel, weit ins Land schauend, ein mächtiger Schornstein, aus dem dicker schwarzer Rauch in die klare Morgenluft wirbelt. Dieser Hügel, der so ungeheuer nüchtern und nichtssagend, einer unter vielen, dort liegt, und auf dessen südlichem Hange bunte Kühe weiden, ist ein Zauberberg, wie ihn seinesgleichen die Menschen noch nirgends in der Welt fanden, denn er birgt in seiner Tiefe die enormen Nester von Blaugrund, die den Tiegel bilden, in dem die Gluten des Erdinnern vor unendlichen Zeiten den kostbarsten Stein der Erde schufen. —

Die Leitung dieser Mine, der Premier-Mine, hat mir erlaubt, den ganzen Betrieb eingehend in Augenschein zu nehmen, und ein erfahrener Führer wird mir beigegeben. Zunächst bin ich sehr enttäuscht, da die Anlage sich kaum von irgendeiner weit auseinandergezogenen Zementfabrik unterscheidet. Maschinenhäuser, Geleise, im Hintergrunde große, schwere Gerüste, auf denen Lories laufen, und über dem allem liegt das surrende Geräusch von klopfendem, schleifendem und pochendem Räderwerk, unterbrochen von dem Rauschen stürzender Gesteinsmassen. Überall spannt sich um die Anlage meterhoch Stacheldraht, und als wir an diesem Zaun entlanggehen, bleibt der Führer plötzlich stehen und sagt: „Von hier aus haben Sie den besten Blick über die ganze Mine." Als ich zu ihm herantrete, pralle ich zurück, denn dicht vor mir steilt eine Wand senkrecht in eine Tiefe von 450 m, und als ich staunend den Blick über den ungeheuren Abgrund schweifen lasse, sehe ich, daß ich am Rande eines ungeheuren kraterartigen Tiefs von wohl 2 km Durchmesser stehe. Unten auf der Sohle des Riesenschachtes kribbelt und krabbelt es: Eisenbahnzüge und flohgroße schwarze Menschlein, die dort unten hin und her hasten. Nachdem sich mein Auge an die Tiefe gewöhnt hat, sehe ich auch hier und dort Gruppen von schwarzen Arbeitern an den Hängen, die mit Pickäxten die Steine losbrechen und zu Hügeln türmen, die dann wieder durch andere Arbeiter in die Lories gefüllt und nach dem Hauptstrang der Bahn geschoben werden. Am gegenüberliegenden Rande, tief unterhalb des Maschinenhauses mit dem mächtigen Schornstein, führt ein schwarzes Loch in die Wand. Dort befindet sich der Aufzug, durch den die beladenen Gesteinswagen auf schräger Bahn im Erdinnern zur Oberfläche befördert werden. 12000 Kaffern, meist aus Mosambik stammend, sind dort unten tätig, und während der Zeit ihres Arbeitskontraktes, der 6 Monate bis 1 Jahr währt, sind sie von der übrigen Welt so gut wie abgeschlossen, um die sonst unausbleiblichen Unterschleife zu verhindern.

Oben am Rande des Absturzes erheben sich in Abständen von einigen hundert Metern viereckige Holztürme, die wie Wachthäuser aussehen. Die Türme bergen riesige Scheinwerfer, die, von der Kraftstation der Zentrale gespeist, nachts die Tiefe in Tageshelle tauchen. Tag und Nacht wird in Schichten in dieser ungeheuren Diamantenmine gearbeitet. Mittags punkt 12 Uhr und nachts punkt 12 Uhr, auf die Minute genau, brechen je 3000 Sprengschüsse neues Gestein aus dem Schoße der Erde, das in den 12 Stunden bis zur nächsten Sprengung bewältigt werden muß. Diese Sprengung bei Scheinwerferlicht ist ein fabelhaftes Erlebnis. Ein Trommelfeuer derartigen Ausmaßes, wie es der nächste Krieg uns grausiger nicht bringen kann.

Beim Beginn einer Sprengung. Die große Menge der Sprengschüsse, jeweils 3000, erweckt den Eindruck eines riesigen Trommelfeuers.

Blick auf die Mine.

Das Verfahren der Gewinnung der Diamanten aus dem losgesprengten Gestein ist einfacher als das der Goldgewinnung, da der chemische Prozeß (die Amalgamierung und die Behandlung mit Cyanid) hier fortfällt. Der aus der Tiefe heraufbeförderte Blaugrund wird in Stampfen zertrümmert und das für den Fachmann sofort erkennbare wertlose Gestein ausgelesen. Die Blaugrundbrocken und zweifelhaften Steine laufen über Schütteltische und breite Bänder, werden weiter zerbröckelt, gewaschen, wieder ausgelesen. Mit Argusaugen wachen die weißen Aufseher über den Händen der Schwarzen. Erste zutage tretende Diamanten werden aus der nassen Gesteinsmasse herausgenommen. Wieder und wieder erneut sich das Verfahren des Waschens, Auslesens, Zerkleinerns, und schließlich läuft der wässerige Kies und Grieß, hinter Drahtgittern abgeschlossen, über langsam sich drehende Walzen von etwa 30 cm Durchmesser, die mit einer Art weichem gelben Wachs bekleidet sind. In dieser Masse setzen sich die Diamanten fest. Diese werden durch sinnreiche Vorrichtung abgestrichen und fallen in eine Rinne: weiße, gelbliche, rosa, schwarze — verschieden in Farbe, Form und Größe. Wie unschöne, undurchsichtige weiße oder bunte Quarzstückchen oder matte Splitter einer zerbrochenen Flasche sehen die Rohdiamanten aus.

Mühlen und Schlemmanlagen.

Der Rest des noch immer edelsteinhaltigen Kieses geht über Reihen von Sortiertischen und wird von den schwarzen Spezialisten ausgelesen. Fieberhaft schnell picken sie die wertvollen Steine aus dem Grieß. Automatisch, gleichgültig. Eine ganze Anzahl weißer Beamter ist überall tätig. Nie sieht man einen allein.

In der Sortierkammer wurde mir das Tagesergebnis gezeigt. Jeden Nachmittag um 5 Uhr wird Bilanz gezogen. Zwei Beamte nehmen ein rechteckiges unscheinbares Blechkästchen (wie eine Zigarettenschachtel für 100 Stück) aus dem großen Stahlschrank. Ein dritter hat den Schlüssel zu diesem Schatzkästlein. Etwa zwei Hände voll unscheinbarer Kiesel, ab und zu blitzt einer davon an einer blankgescheuerten Stelle. Jeder Stein ist auf feinster Wage gewogen und registriert.

Die Geologen haben durch Bohrungen, Berechnungen und Vermessungen berechnet, daß noch 110 Jahre im gleichen Tempo fortgearbeitet werden kann, ohne den Hügel zu erschöpfen. Im wahren Sinne des Wortes ein Zauberberg!

Die kleine Stadt, die am Rande des nach und nach immer breiter und tiefer werdenden Schachtes entstand, trägt den Namen des größten Diamanten, der je auf der Erde gefunden wurde, und der Edelstein wiederum erhielt seinen Namen nach dem des Finders: „Cullinan".

Mr. Cullinan, einer der Werkmeister in der Premier-Mine, hatte an einer Steilwand, die längst abgebaut war, einen hellen, glänzenden Fleck, einen Stein, entdeckt, der ihn immer wieder anzog, obwohl er sich sagte, daß bei der Abteufungsarbeit unzählige Menschen auch an dieser Stelle vorbeigekommen waren und dieser helle Fleck wohl nichts anderes sei als ein Glimmerschiefer oder ein Quarzstück. Aber der merkwürdige Stein ließ ihn nicht los. Jeden Tag sah er ihn wieder. Es wurde ihm zur fixen Idee, daß er diesen Stein haben müsse. Eines Tages schickte er trotz des Spottes seiner Kameraden drei Kaffern, die sich anseilen mußten, über den senkrechten Hang, um ihm den Brocken zu bringen, denn er wollte endlich Ruhe haben. Die Schwarzen brachen mit großer Mühe das Stück aus dem Felsen und brachten es ihrem Herrn. Es war ein reiner Diamant im Gewicht von 1 Pfund 105 Gramm! Die Mine schenkte den herrlichen Stein König Eduard VII. Er befindet sich heute, wegen seiner unverwendbaren Größe in mehrere Teile geteilt und geschliffen, im Schatze der Krone von England.

Der Fahrstuhl in der Grube. × Die Fundstelle des Cullinan, des bisher größten Diamanten.

Major a. D. L. Herbst.

Konzertabend im Burggarten zu Wien. Nach einer Zeichnung von F. Gareis.

Im ehemalig kaiserlichen Burggarten in Wien, der jetzt der Öffentlichkeit zugänglich ist, finden unter der Leitung des Musikdirektors Martin Spörr in den Sommermonaten allabendlich Symphonie-Konzerte statt, die sich eines regen Besuches der Wiener erfreuen. Der alte Garten mit seinen mächtigen dunklen Bäumen bietet der erhellten Orchesterbühne einen zauberhaften Rahmen.

K A R L S T R A T I L.

Eulenspiegel und die Blinden. Illustration zu Ch. de Costers „Ulenspiegel“. (Holzschnitt.)

Die Graphik ist wohl die beweglichste unter den bildenden Künsten; es charakterisiert ja ihre Verwandtschaft mit der Dichtung, daß sie sich in erstaunlicher Weise dem Strom des Geschehens anschmiegen kann. So sind wir es, vor allem bei unserer deutschen Kunst, gewohnt, daß sich in der Graphik stets Neues erprobt. Unter den graphischen Künstlern nun, die in den letzten Jahren hervorgetreten sind, ist Karl Stratil einer, der den neuerwachten Sinn für Qualität in der Graphik in hervorragendem Maße zeigt.

Stratil ist hauptsächlich Holzschnittkünstler und Radierer; in geringem Grade arbeitet er auch für die Lithographie. Er ist dabei ebenso ein gestaltungssicherer Illustrator, wie er freischöpferisch seinen Mann stellt. Als Holzschneider huldigt er glücklicherweise nicht jenem ausgesprochenen expressionistischen Flächenstil, der für das Buch und die Paarung mit der Buchseite überhaupt nicht geeignet ist. Er geht vielmehr auf einen malerischen Gesamteindruck aus, der im Schwarzweiß geradezu farbig zu wirken vermag. Stratil arbeitet außerordentlich mit dem Licht, ja, mit dem, was man die Magie des Lichts nennen kann. Auch die Komposition, die auf eine reiche Bewegtheit der Fläche abzielt, ordnet sich diesem Lichtprinzip ein. Daß er auch das Phantastische meistert, das hat er in seiner Holzschnittfolge „China“ (6 Blatt) bewiesen.

Das Schaffen Stratils ist kein ungefähres. Eine tiefe Verwandtschaft, aus dem Erleben her, verknüpft den phantasievollen Deutschböhmen mit seinen Stoffen: Bis in sein 20. Jahr wollte er Architekt werden, der Krieg, den er von Anfang an mitmachte, lenkte ihn seinem eigensten Wesen zu. Von 1916/18 war er in Sibirien in Gefangenschaft, dann kämpfte er mit der Koltschak-Armee gegen die Bolschewisten, erreichte 1920 nach zahlreichen Abenteuern in der Mongolei Wladikawkas und kam von dort alsbald nach Leipzig. In diesen Jahren hatte er unablässig gezeichnet. Prof. Alois Kolb an der staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe war es, dem sich Stratil zu seiner künstlerischen Ausbildung anvertraute.

Eulenspiegel auf dem Seil. Illustration zu Ch. de Costers „Ulenspiegel“. (Holzschnitt.)

Mit welchem Erfolg, das zeigt das sehr umfangreiche Werk des Künstlers. Von den Erlebnissen in der Mongolei ist der schon genannte Holzschnittzyklus „China“ mit seiner atembeklemmenden Phantastik inspiriert; Hauch und Abenteuer des Krieges selbst lodern in der lithographischen Folge zu Rilkes „Cornett“. Die Illustrationen der „Nordischen Helden- und Göttersagen“ (Stalling-Verlag) umtasten erst noch die Möglichkeit der illustrativen Technik; er meistert sie alsbald auch im Visionären im Spinoza-Roman Kolbenheyers (Georg Müller-Verlag), in den Illustrationen für die Zweifäusterdrucke von Erich Matthes, Freytags „Ahnen“, „Soll und Haben“, Gobineaus „Turkmenenkrieg“, Gogols „Schreckliche Rache“, Turgenjews „Die Uhr“ u. a., vor allem aber im Ulenspiegel-Roman Charles de Costers (Verlag Matthes), in dessen 100 Holzschnitten sich eine ungemeine Bemeisterung des Materials mit einer Phantasiekraft und einer technischen Verwegenheit vereinen, die beide gleich bewundernswert sind. Unangekränkelt von irgendeiner illustrativen Theorie packt Stratil seine Stoffe an; was dann aber zum Leben gebracht ist, sind nicht bloße Skizzierungen, vage Impressionen, sondern lauter Griffe ins innerste Herz der von Dichter- und Künstlerblut gespeisten Anschauung. Dieses Kraftvoll-Sichere zeichnet auch die radierten Porträte aus, die sich geradezu zu einer Galerie zeitgenössischer Persönlichkeiten entfalten.

Prof. Dr. Julius Zeitler.

Aus dem Dunkel der Vorstadt. (Radierung.)

Links: Der Straßenheilige. Illustration zu Alexej Tolstois „Iwan der Schreckliche“. (Holzschnitt.) — Rechts: Hinrichtung. (Holzschnitt aus der Mappe „China“.)

Verfolgung. Illustration zu E. G. Kolbenheyers „Amor Dei“. (Radierung.)

Der Mord. Illustration zu E. G. Kolbenheyers „Amor Dei“. (Radierung.)

Am Lagerfeuer. Illustration zu R. M. Rilkes „Die Weise von Liebe und Tod“. (Lithographie.)

Eiszeitliche Höhlenmalereien. / Von Rudolf Hundt.

1. Wildpferd.

2. Bison.

Südfrankreich war für den Eiszeitmenschen ein Paradies. Hier tummelten sich die Jagdtiere vor dem Eisrand des nordischen Inlandeises, der sich nie bis hierher vorschob. Hier gab es Höhlen und Unterschlüpfe zum Schutz gegen Witterung und wilde Tiere. Hier gestaltete der Magdalénienmensch, denn von diesem stammen die Malereien und Zeichnungen, unterirdische Räume zu Kultstätten. Vor ungefähr 25000 Jahren waren Künstler der Magdalénienzeit am Werke, diese Höhlen auszumalen, Plastiken hineinzustellen.

Im Departement Haute-Garonne fand man im letzten Jahre eine solche Höhle, durch die ein Fluß fließt, und in beschwerlicher Taucherarbeit wurde eine ganze Galerie herrlichster vorhistorischer Zeichnungen entdeckt.

Die Zeichnungen und Gemälde stellen fast ausschließlich Tiere dar, meistens solche, welche der Mensch jagte. Nur ganz selten findet man den Menschen als Gegenstand eiszeitlicher Kunstbetätigung. Man ritzte die Umrisse der Jagdtiere mit Feuersteinwerkzeugen in die Höhlenwände ein, tönte die Flächen farbig mit Hilfe von Ocker, gliederte die Flächen durch Schraffur und Schattierungen. Es ist eigenartig, daß man ganz verschiedene Tiere übereinandergemalt findet. Das hängt damit zusammen, daß man sich vor jedem Jagdzug in der Höhle einfand, in der man möglichst naturalistisch die Tiere an den Wänden aufgezeichnet hatte (Abbild. 5), und durch Tanz sich die „Seele" des Tieres günstig stimmte. Da am Eisrand natürlich die Jagdtiere wechselten, mußte man auch einen Wechsel in den Motiven der Höhlenmalereien eintreten lassen. So überzeichnete oder übertuschte man einfach die älteren Zeichnungen (Abbild. 3). Es ist ein Wunder, daß sich die Zeichnungen so gut hielten. Man kann diese Erscheinung darauf zurückführen, daß die gleichmäßigen Witterungsverhältnisse im Innern der Höhle einer Erhaltung der Bilder bis auf unsere Tage sehr günstig waren. In den Höhlen ist es immer dunkler gewesen, und man muß sich vorstellen, daß nur bei einfachster Beleuchtung gemalt werden konnte. Aufenthaltsraum können die Höhlen nicht gewesen sein. Sie müssen Kultzwecken gedient haben.

Die Darstellung ist rein naturalistisch. Wie der Eiszeitkünstler das Tier gesehen hat, so zeichnete er es. Die Striche sitzen, so daß jede Zeichnung Leben atmet. Alle charakteristischen Merkmale sind festgehalten. In Abbildung 1 ist ein Wildpferd als Höhlenzeichnung wiedergegeben, in der jeder auf den ersten Blick den Pferdetypus sofort erkennt. Ein Hauptjagdtier bildete der Bison. In wie wundervoller Naturtreue es der Eiszeitkünstler verstand, ihn an die Höhlenwand zu zeichnen, veranschaulicht unsere Abbildung 2. Ein Pfeil, den der Magdalénienjäger auf den Rumpf des Tieres zeichnete, sollte dem Künstler oder dem Jäger, der das Bild umtanzt, den Jagdbann übertragen. Wie eine Kinderzeichnung mutet diese Darstellungsweise an. Ein Durcheinander von eiszeitlichen Höhlenzeichnungen zeigt das Bild 3. Hier sind geweihtragende Tiere, Pferde, Bisonfragmente übereinander und nebeneinander gemalt, und dadurch wird bewiesen, daß man sich durch Darstellung des jeweiligen Jagdtieres den Jagdbann sichern wollte.

Bis jetzt sind solche Höhlenmalereien eiszeitlichen Alters nur in Südfrankreich, Nordspanien, Nordafrika gefunden worden. Aus Deutschland kennt man darüber noch nichts. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß man in den süddeutschen Höhlen vielleicht auch solche Spuren eiszeitlicher Malerei entdecken wird.

3. Wildpferde und Hirsch.

4. Eingang zur Höhle.

5. Die große „Rotunde".

Die Kunst der Eiszeit: Die neuesten Funde vorgeschichtlicher Malereien in einer Höhle Südfrankreichs.

Eine prähistorische Treibjagd: Neandertalmenschen beim Treiben einer Herde von Elefanten und Flußpferden in eine als Kesselfalle dienende Höhle. Nach einer Zeichnung von A. Forestier auf Grund der Angaben von Sir Arthur Keith.

In den letzten Jahren haben englische Forscher auf der Insel Malta, die einst einen Teil der Landbrücke zwischen Afrika und Europa bildete, sehr bemerkenswerte Fossilfunde gemacht. In der Nähe von Ghar Dalam wurden in einer ziemlich geräumigen Höhle, zu der eine tief eingeschnittene Schlucht führt, zahllose Knochen von drei ausgestorbenen Elefanten- und zwei Flußpferdarten, dazu zwei zweifellos einem Vertreter der Neandertalrasse zugehörende untere Backenzähne gefunden. Der Höhlenboden zeigte vier deutlich unterscheidbare Schichten: die zweite von unten bestand fast ausschließlich aus den vom Wasser abgerollten Knochen der erwähnten großen Säuger. Es ist, wie Sir Arthur Keith, der berühmte englische Anthropologe, gewissen Fundumständen nach vermutet, durchaus wahrscheinlich, daß die Höhle den Eiszeitjägern als Kesselfalle gedient hat, ähnlich wie man heute in Indien Elefanten in solche „Kheddah“ treibt.

Abendstimmung am Badersee.

Die Dreitorspitze, vom Kreuzeck aus gesehen.

Blumenwiese am Wege zum Eibsee.

Aus dem Wettersteingebirge bei Garmisch-Partenkirchen.

Nach Aquarellen von Jacob Hellmann.

DIE TOCHTER DES BETTLERKÖNIGS

32. Novelle der Sammlung Kin ku ki kwan, „Wunderbare Geschichten aus alter und neuer Zeit". Aus dem chinesischen Urtext übersetzt von Dr. Franz Kuhn. Mit Zeichnungen von Kurt Opitz.

In den Tagen der Sung-Dynastie lebte in Hangtschou, der damaligen Reichshauptstadt, ein Bettler namens Kin Lao Ta. Er war kein gewöhnlicher Bettler, sondern bekleidete die Würde eines Chefs der hauptstädtischen Bettlergilde. Es bestand nämlich unter den zahlreichen Bettlern, die eine ständige Begleiterscheinung des in der Stadt zusammenströmenden Reichtums bildeten, der alte Brauch, sich aus der Mitte der Ihren ein Oberhaupt zu wählen, dem die anderen mit sklavischem Gehorsam unterworfen waren, wie Untertanen ihrem König. Dafür sorgte der „Bettlerkönig", wie er im Volksmunde hieß, in mannigfacher Weise für das Wohl seiner Untergebenen. In der günstigen Jahreszeit, wenn die Witterung tagsüber das Verweilen in den Straßen gestattete und die Schreie nach Almosen nicht vergeblich ertönten, pflegten die Bettler ihrem Oberhaupt täglich einen bestimmten Teil ihrer Einkünfte abzuliefern, den dieser gewissenhaft verwaltete und als Fonds für die Zeiten der Not aufsparte. Wenn später Regen und Schnee Straßen und Plätze menschenleer fegte und das Geschäft des Bettelns lahmlegte, dann konnten sich die Bettler an ihr Oberhaupt wenden, das ständig gewaltige Kessel voll dampfender Reissuppe für die Hungrigen bereit hielt und bei Bedarf zum Schutz gegen Kälte und Nässe auch warme und trockene Kleidung verteilte. Der Tribut, der regelmäßig aus den Händen der Bettler in die Kasse ihres Oberhauptes floß, häufte sich allmählich zu ansehnlichen Beträgen, und der Chef ließ diesen Fonds keineswegs müßig liegen, sondern ihn zinsbringend im Pfandleihgeschäft arbeiten. Dabei fiel natürlich auch für ihn persönlich ein stattlicher Nutzen ab, und so war es leicht möglich, daß so ein Bettlerkönig, wenn er nicht gerade Spieler und Müßiggänger war, im Laufe der Zeit zu behaglichem Wohlstand gelangte und nicht im entferntesten daran dachte, mit anderen zu tauschen.

Allerdings gab es da einen leidigen Punkt. Das war der Mangel an äußerer Geltung. So ein Bettlerkönig mochte Besitzer von ausgedehnten Ländereien werden und Vermögen, für Generationen ausreichend, anhäufen, immer blieb er doch Bettler und als solcher außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Wer hätte ihn, wenn er sich unter den Menschen zeigte, mit Achtung und Ehrerbietung begrüßt? So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich innerhalb der eigenen Schwelle an seinem Glanze zu weiden. Freilich als „ehrlos" in dem Sinne, wie man es im Hinblick auf die vier Klassen der Dirnen, Komödianten, Sklaven und Söldner verstand, konnte man die Bettler nicht bezeichnen. Daß jemand besitzlos ist, braucht ja noch kein Makel an der persönlichen Ehre zu sein. Auch weist die Geschichte verschiedene Beispiele auf, wie einstige Bettler zu hohen Ehren und Stellungen gelangten.

Doch halten wir uns nicht länger mit allgemeinen Betrachtungen auf und kehren wir zu dem erwähnten Kin Lao Ta zurück. Schon siebenmal hatte sich innerhalb seiner Familie die Würde eines Bettlerkönigs vom Vater auf den Sohn vererbt, bis sie zu ihm gelangte. Was Wunder, wenn er ein gewaltiges Besitztum sein eigen nennen konnte. Da war zunächst seine prächtige Behausung in der Stadt, dann gab es fette Äcker und üppige Gärten, die ihm reiche Ernten abwarfen. Das feinste an Stoffen war gut genug für seine Kleidung, die erlesensten Gerichte zierten seine Tafel, zum Bersten volle Kornspeicher, bis zum Rand gefüllte Geldsäcke und eine stattliche Schar von Dienern, Knechten und Mägden vervollständigten seine Habe. So konnte man ihn denn, wenn auch nicht zu den reichsten, so doch zu den vermögenden Leuten der Hauptstadt zählen.

Um seinen Wohlstand recht behaglich genießen zu können und von dem lästigen Umgang mit seinen ärmeren Zunftgenossen verschont zu bleiben, hatte Kin Lao Ta seit einiger Zeit die Ausübung seiner Chefwürde einem nahen Verwandten übertragen, der unter dem Beinamen „der Aussätzige" bekannt war. Gleichwohl hieß er selbst im Munde der Leute weiter der Bettlerkönig. Er zählte damals etwas über fünfzig Jahre und lebte als Witwer und ohne Söhne. Lediglich eine Tochter war seiner früheren Ehe entsprossen. Sie hieß Yü Nu, die „Edelsteinsklavin", und war ein junges Mädchen von vollendeter Schönheit. Wollte man sie beschreiben, so möchte man jenen Vers zitieren, in dem es heißt:

„Ihre fehlerlose Grazie wetteiferte mit dem Glanze des Jaspis,.
Ihre Grazie beschämte die Anmut der Blumen,
Ihr strahlender Liebreiz machte sie würdig,
Die Zierde im Brautzug eines Fürsten zu bilden."

Kein Wunder, daß der Bettlerkönig diese Tochter hegte wie ein kostbares Kleinod. Von Kind auf hatte er sie sorgfältig unterrichten lassen, so daß sie bereits mit fünfzehn Jahren alle Schwierigkeiten der Literatur spielend bewältigte und mit eigener Hand vollendete Kompositionen, gereimt und in Prosa, schreiben konnte. Auch war sie in allen weiblichen Arbeiten geschickt und verstand sich überdies meisterhaft auf das Spiel der Flöte und der zwölfsaitigen Gitarre.

Es läßt sich begreifen, daß Kin Lao Ta den Ehrgeiz besaß, eine Tochter von solchen Vorzügen nur einem Angehörigen der Mandarinenklasse zur Frau zu geben. Aber damit hatte es freilich seine Schwierigkeiten. Denn an dem jungen Mädchen haftete nun einmal das Odium, im Hause eines Chefs der Bettlergilde aufgewachsen zu sein. Und welche achtbare Familie hätte es über sich gebracht, dieses Haus eines Heiratsantrages zu würdigen? Wohl bemühten sich zahlreiche Familien aus den gewöhnlichen Erwerbsständen um den Besitz der schönen reichen „Edelsteinsklavin", aber Kin Lao Ta wollte unter keinen Umständen einer Verbindung mit diesen Kreisen zustimmen, in denen auf Ruhm und Ehren nicht zu rechnen war. So kam es, daß das junge Mädchen bereits ihr achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und immer noch unverlobt war.

Da erhielt Kin Lao Ta eines Tages den Besuch eines befreundeten Graubarts aus der Nachbarschaft, der also zu ihm sprach:

„Ich kenne da einen jungen Mann aus gutem Hause. Er heißt Mo Ki und wohnt nicht weit von hier, unterhalb der ‚Großen Friedensbrücke'. Er ist jetzt zwanzig Jahre alt und besitzt außer einem angenehmen Äußeren auch große Fähigkeiten. Vor kurzem hat er seine erste Staatsprüfung bestanden, die ihm den Weg zur Beamtenlaufbahn eröffnet. Leider sind ihm beide Eltern gestorben, und da er in dürftigsten Verhältnissen lebt, war es ihm bisher nicht möglich, eine Heirat einzugehen; nun möchte er gern in eine reiche Familie hineinheiraten, wo er gleichzeitig als Adoptivsohn im Hause Aufnahme finden kann. Wäre das nicht eine passende Partie für Eure Tochter? Was meint Ihr dazu?"

Kin Lao Ta war Feuer und Flamme und beauftragte den Graubart, die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Der Graubart begab sich alsbald zur „Großen Friedensbrücke" und machte Herrn Mo Ki seine Aufwartung. Nachdem er sich seines Auftrages entledigt hatte, fuhr er fort:

„Allerdings möchte ich Euch nicht verschweigen, daß mein Auftraggeber einer Familie angehört, in der sich seit Generationen das Amt eines Bettlerchefs fortgeerbt hat. Aber Herr Kin Lao Ta übt schon seit längerer Zeit dieses Amt nicht mehr aus, und überdies dürfte der doppelte Vorteil seines Reichtums und der Anmut seiner Tochter jenen kleinen Nachteil bei weitem aufwiegen. Falls

der Herr Doktor sich also nicht daran stoßen sollte, würde ich mich verpflichten, Euch in kürzester Zeit zu einer prompten Erledigung der Angelegenheit zu verhelfen."

Mo Ki sann eine Weile nach. Er sagte sich: So, wie meine augenblickliche Lage ist, stehe ich ohne Existenzmittel da. Wollte ich auf dem üblichen Wege heiraten, so wüßte ich nicht, woher ich das Geld nehmen sollte, um die herkömmlichen Brautgeschenke zu kaufen. Wer will es mir daher verübeln, wenn ich mich jetzt in jenes wohlhabende Haus aufnehmen lasse? Was schert mich das Gerede der Leute? Und laut setzte er hinzu:

„Euer weiser Vorschlag klingt bestechend. Aber Ihr kennt meine klägliche Lage. Wie soll ich die herkömmlichen Brautgaben beschaffen?"

„Darüber macht Euch keine Gedanken. Das ist meine Sache! Gebt mir nur Eure Einwilligung, das weitere kostet Euch nicht mal einen Fetzen Papier."

Mit dem Jawort Mo Kis in der Tasche, begab sich der Graubart zu Herrn Kin Lao Ta zurück, und damit war die Angelegenheit perfekt. Ein glücklicher Tag wurde anberaumt, und ohne weitere Umstände ging die Hochzeit vonstatten. Als Mo Ki den Fuß über die Schwelle seines künftigen Heims setzte und nun zum erstenmal die bezaubernde Schönheit seiner Braut gewahrte, da empfand er ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Er konnte es kaum fassen. Da durfte er nun ein herrliches Weib als Gattin umarmen, prächtige Räume standen ihm als Wohnung zur Verfügung. Mit leidigen Nahrungs- und Kleidungssorgen brauchte er sich künftig nicht abzuquälen. Alles, was er zum Leben benötigte, stand ihm überreich zur Verfügung. Und all dieses Glück war ihm umsonst zugefallen, ohne daß er auch nur die geringste Kupfermünze auszugeben brauchte! Und mit welcher Rücksicht war man ihm begegnet! Hatte ihm doch der fürsorgliche Schwiegervater vor dem Hochzeitstage sogar noch eine vollständig neue Ausstattung zukommen lassen! Aber auch von seiten seiner Freunde und Bekannten erfuhr er nur freundliche Teilnahme. Man kannte ja seine ärmlichen Verhältnisse, und niemand wagte, seine jetzige Verbindung als unstandesgemäß zu belächeln. Kurz, Mo Ki fühlte sich wie auf Wolken getragen.

Ein Monat war seit dem Tage der Hochzeit verstrichen, da richtete der Bettlerkönig nachträglich ein gewaltiges Hochzeitsmahl her, zu dem sein Schwiegersohn alle seine Studiengenossen, so viele er nur auftreiben konnte, junge Doktoren, Kandidaten und angehende Mandarine, als Gäste laden mußte, denn es schmeichelte Herrn Kin Lao Ta, wenn nun der lang entbehrte Glanz von Bildung und Stand in seinem Hause Einzug hielt. Seine eigenen Sippe- und Zunftgenossen blieben wohlweislich von der Teilnahme ausgeschlossen.

Sieben Tage hintereinander hatte das Festgelage bereits gewährt, als ihm ein unliebsamer Zwischenfall ein jähes Ende bereiten sollte. Der „Aussätzige" konnte es nämlich nicht verwinden, bei den Einladungen übergangen worden zu sein, und im Grunde mußte man ihm recht geben, wenn er sich in heftigen Worten also beim Gastgeber beschwerte:

„Ich bin ebensogut wie du Chef der Bettlergilde. Der Unterschied besteht nur darin, daß du von deinen Vätern, die vor dir mehrere Generationen hindurch gleichfalls die Chefwürde besessen haben, eine Masse Vermögen ererbt hast. Im übrigen sind wir nach Abstammung Arme eines und desselben Stromes, und wenn ‚Edelsteinsklavin', meine leibliche Nichte, heiratete, so gehörte es sich, auch mich als Gast zu einem Glas Hochzeitswein zu bitten. Jetzt veranstaltest du, einen Monat nach der Hochzeit, ein Riesengelage, das nun schon sieben Tage anhält. Alle Welt hast du eingeladen, für mich aber hat es nicht zur schäbigsten drei Zoll langen, einen Zoll breiten Einladungskarte gelangt. Vielleicht meinst du, weil dein Schwiegersohn angehender Mandarin ist, durftest du mich übergehen? Aber laß ihn Minister, laß ihn Kanzler werden, deshalb bleibe ich doch immer durch Heirat sein Onkel, und von Rechts wegen gebührte mir bei deinem Gelage der erste Platz an der Tafel. Hast du mir gegenüber so wenig Anstandsgefühl?"

Sprach's und stürmte wutentbrannt hinweg, gewillt, den andern die Festfreude gründlich zu verekeln. Es dauerte auch nicht lange, so erschien er wieder auf der Bildfläche, aber diesmal an der Spitze einer seltsamen Gefolgschaft von einem halben Hundert zerlumpter Gestalten. Was für ein Anblick war das!

(Schluß folgt.)

Der Vater träumt.

Ein Gedenkblatt für J. C. Heer († am 20. August) von seiner Tochter.

„Der Vater träumt“, so haben wir als Kinder eins dem andern zugerufen. Und wirklich, der Vater träumte. Trepp auf, Trepp ab, in sein stilles Zimmer, hinaus in den Garten zu den blühenden Rosen ist er gegangen, wie im Traum.

Still war sein Mund, nur seine Augen leuchteten. Es ringt ein Werk, ein Stoff mit ihm. Ich sehe: Wie er den Kopf hart in den Nacken setzt, er ringt, er will siegen. Er geht hinauf in sein Zimmer, und seine Hand schreibt, schreibt, Tage, Nächte — ohne stillzustehen.

Stammelnd fließen die ersten Worte, reihen sich auf den weißen Bogen — strömen und werden zu Form und Sinn.

Unten in der Stube steht die Mittagssuppe kalt und kaum berührt, das Abendbrot ist vergessen.

In die Nacht hinaus aber leuchtet eine Lampe und löscht nicht aus, bis der graue Morgen kommt.

Es war so schön, unsern Vater so zu sehen, träumend und leuchtend unter uns, uns doch so fern.

Zeit der Schöpfung, die uns alle tief bewegte — wir, Mutter und Kinder, stille Zeugen des Entstehens.

Heute — wie liegt alles so fern, Vater! Vaterli, bist du ein Traum gewesen? Wo sind deine lieben Augen, dein Kopf, der so schwer und wuchtig sich im Nacken wiegte?

Kein Mensch antwortet mir. Ich weiß, Vater ist nicht mehr auf dieser Welt — aber ich sehe ihn, wie er wandelt, still und lieb, all die Wege, die er traumhaft einst begangen.

Marianne Heer.

Chinesische Erzählungsliteratur.

Zu unserer Novelle „Die Tochter des Bettlerkönigs“ auf Seite 415.

Wenn der Fremde in Peking bei dem unvermeidlichen Besuch des „Himmelstempels“ die gewaltige Mauer, die die Hauptstadt quer in eine nördliche und südliche Hälfte zerschneidet, südlich passiert hat und dann auf der Fahrt durch die schnurgerade Tjiän mön ta tjiä, „Vordertorstraße“, dort angelangt ist, wo die kleine marmorne „Himmelsbrücke“ den Übergang von dem häuserbestandenen Stadtkern zu jenem weiten unbewohnten Gelände markiert, in dem, von Zypressenhainen und hohen Mauern umwallt, sich links der „Himmelstempel“ und rechts der „Ackerbautempel“ hinziehen, da packt ihn, kurz vor dem Eintritt in die Sphäre der Weihe und des Schweigens, noch einmal der profane Alltag mit doppelter Wucht. Denn gleich hinter der Marmorbrücke zur Rechten liegt ein chinesischer „Rummelplatz“ und erfüllt die Luft mit allen dazugehörigen lieblichen Geräuschen und Gerüchen. Dort bemerkt der Fremde gewöhnlich auch einen dicht zusammengeballten Menschenhaufen, in dessen Mitte von erhöhtem Standplatz aus ein alter Mann seinen gespannt lauschenden Zuhörern irgend etwas teils frei vorträgt, teils aus einem verwitterten Schmöker vorliest. Das ist der Schuo schu ti, der „Geschichtenerzähler“, eine in ganz China volkstümliche und beliebte Persönlichkeit. Denn die große Masse der niederen Bevölkerung steht den Mysterien der chinesischen Schriftsprache fast ebenso ratlos gegenüber wie der Europäer und ist auf schriftkundige Erklärer angewiesen, die den Inhalt der krausen Schnörkel in gangbares Sprechchinesisch umprägen. Der heitere Himmel Ostasiens aber, den mitunter monatelang kein Wölkchen trübt, macht diese „Vorlesungen“ im Freien zu einer selbstverständlichen Einrichtung.

Was der Schuo schu ti vorträgt, sind beliebte Abschnitte aus dem reichhaltigen Repertoire der einheimischen Roman- und Novellenliteratur. Der Chinese ist ein leidenschaftlicher Theaterfreund und ebenso fanatisch auf „Geschichtenerzählen“ erpicht. Der geschichtliche Sinn steckt ihm ja tief im Blute. Kein Volk der Erde hat so frühe und imponierende Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung aufzuweisen wie das chinesische. Roman und Novelle aber sind für die Chinesen popularisierte Geschichtschreibung. Daher auch der Ausdruck yiä schi, „wilde Geschichte“, für den historischen Roman. Der regen Nachfrage nach Erzählungsstoff entspricht die Fülle der Produktion. Man spricht von etwa zweitausend verschiedenen Sammelwerken der Erzählungsliteratur. Die Blüte dieser Produktion fällt in die Zeit der Mongolendynastie (1280—1368) und Mingdynastie (1368—1644), ihre Anfänge reichen bis in die Han-Zeit, also zwei Jahrtausende zurück.

Die bekanntesten Romane, die der Chinese mit einigen Dramen zusammen als die Schi tsai tze schu, „zehn Meisterbücher“, zu bezeichnen pflegt, sind im Laufe des letzten Jahrhunderts durch französische und englische Gelehrte dem europäischen Leser bruchstückweise zugänglich gemacht worden: San kwo tschi (Th. Pavie: „Histoire des trois royaumes“. Paris, 1845—51), Hao kiu tschuan (Sir J. F. Davis: „The Fortunate Union“, London, 1829), Yü kiao li (Stanislaus Julien: „Les deux cousines“, Paris, 1864), Ping Schan Ling Yen (Stan. Julien: „Les deux jeunes filles lettrées“. Paris, 1864), Hung lou mong (H. B. Joly: „The dream of the read chamber“, Hongkong, 1892), Po schi ki tschuan (Stan. Julien: „Blanche et Bleue, les deux couleuvres fées“, Paris, 1834) u. a.

Eine vollständige Wiedergabe dieser Romane dürfte auch wegen ihres Umfanges kaum in Betracht kommen. Besitzt doch mancher chinesische Roman mehr als hundert Kapitel, von denen jedes einzelne einen Scottschen Roman an Dicke übertrifft. Wegen dieser Weitschweifigkeit und der unübersichtlichen Fülle von Personen und Episoden ist der chinesische Roman denn auch für den Westländer eine schwerverdauliche Kost.

Dagegen bietet die chinesische Novelle in ihrer knappen Form und ansprechenden Darstellungsweise auch für den modernen europäischen Geschmack eine dankbare und genußreiche Lektüre. Unter den wenigen Novellensammlungen, die uns bisher durch europäische Übersetzungen bekannt geworden sind, sind die wichtigsten das Liao tschai tschi i und das Kin ku ki kwan. Das erstere enthält 444 Geschichten anonymer Verfasser, in acht Bänden zusammengestellt von Pu Sung Ling im 17. Jahrhundert. (Herbert A. Giles: „Strange stories from a Chinese Studio“, London, 1880, bringt 164 Erzählungen, Tschong Ki Tong „Contes chinois“, Paris, 1889.) Die zweite Sammlung enthält vierzig Novellen anonymer Verfasser, zusammengestellt von Mi Kan Scha in der Mingzeit (zahlreiche europäische Gelehrte haben sich im Laufe eines Jahrhunderts um die Übertragung dieser Novellen bemüht, von denen gleichwohl bis heute noch sieben unübersetzt geblieben sind. Als Bearbeiter sind zu nennen: Abel Rémusat, Stan. Julien, Zottoli, S. Birch, d'Hervey Saint Denys, Théod. Pavie, G. Schlegel, Rob. K. Douglas, Paul Kühnel, Strzoda,

Rudelsberger u. a. Weniger bedeutend sind die beiden Sammlungen Lung tu kung an, hundert Kriminalgeschichten in zehn Bänden (Théod. Pavie: „Lion de pierre“, Paris, 1839, L. Puini: „Novelle Cinesi“, Piacenza, 1871) und Schi örl lou, zwölf Novellen (J. F. Davis: „Chinese novels“, London, 1822, Abel Rémusat: „Contes chinois“, Paris, 1827).

Das Liao tschai tschi i genießt in chinesischen Akademikerkreisen hohes Ansehen wegen seines guten literarischen Stils. Inhaltlich muten uns seine viel mit Geisterspuk und buddhistisch-taoistischer Übersinnlichkeit verwobenen Geschichten reichlich phantastisch an. Man hat sie mit den Erzählungen E. Th. A. Hoffmanns verglichen.

Den Vorzug verdienen entschieden bei weitem die realistischen Novellen des Kin ku ki kwan: „Wunderbare Geschichten aus alter und neuer Zeit.“ Hier sieht man mit Vergnügen wahres Leben und gewinnt einen tiefen Einblick in die chinesische Psyche. Mit Unrecht hat man diese Sammlung die chinesische „Tausendundeine Nacht“ genannt (S. Birch). Denn von der skrupellosen Erfindung und glühenden Phantasie der arabischen Märchen findet man bei den chinesischen Erzählungen keine Spur. Sie gruppieren sich vielmehr alle um wirkliche Begebenheiten und vermeiden jeden Überschwang. Viel zutreffender könnte man die „Novelas ejemplares“ des Cervantes zum Vergleich heranziehen. Dem vielbeschäftigten modernen Europäer, der sich rasch über chinesische Eigenart orientieren möchte und weder Zeit noch Lust hat, dicke gelehrte Kompendien über chinesische „Kultur“ zu studieren, kann die Lektüre des Kin ku ki kwan nicht warm genug empfohlen werden.

Aber auch abgesehen von dem Gesichtspunkt des praktischen Nutzens, haben die chinesischen Novellen von der Art des Kin ku ki kwan dem westlichen Kulturmenschen rein als Kunstwerk etwas zu geben. Kein Geringerer als Goethe hat ihren Wert in dieser Beziehung anerkannt. In seinen Gesprächen mit Eckermann äußert er am 31. Januar 1827 über die chinesische Erzählungsliteratur folgendes Urteil: „Die Menschen denken, handeln und empfinden fast ebenso wie wir, und man fühlt sich sehr bald als ihresgleichen, nur daß bei ihnen alles klarer, reiner und sittlicher zugeht, es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich, ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung, und hat dadurch viel Ähnlichkeit mit meinem ‚Hermann und Dorothea‘ sowie mit den englischen Romanen des Richardson . . . . . . Aber eben durch diese strenge Mäßigung in allem hat sich denn auch das Chinesische Reich seit Jahrtausenden erhalten und wird ferner dadurch bestehen.“ Treffend hebt Goethe hier ein entscheidendes Merkmal chinesischer Erzählungsweise hervor: Die Leidenschaftslosigkeit. Es ist ja kein Wunder, daß die große seelenhygienische Forderung nach „Bändigung der Leidenschaften“, die den ganzen Osten beherrscht, auch in der Literatur zur Geltung kommt. Das gilt ebenso von der erzählenden wie von der dramatischen und lyrischen Literatur. Und mir will scheinen, daß die kühle, reine Luft, die aus der chinesischen Literatur weht, auf uns Westländer, die wir in der überhitzten Atmosphäre einer nervösen Zivilisation leben, ungemein wohltuend wirkt.

In der Erschließung der chinesischen Erzählungsliteratur, wie überhaupt auf dem Gebiete der chinesischen Kulturforschung, ist seit jeher die französische Wissenschaft führend gewesen. Beiläufig sei erwähnt, daß das bekannte chinesische Drama „Der Kreidekreis“ (Hui lan ki), das in der Klabundschen Bearbeitung mit Erfolg über verschiedene Bühnen ging, bereits im Jahre 1832 von dem französischen Gelehrten Stan. Julien unter dem Titel „L'Histoire du cercle de craie“ übersetzt und veröffentlicht wurde. In zweiter Linie folgen die Engländer und erst in sehr weitem Abstand die Deutschen. Erst seit etwa zehn Jahren haben deutsche Verleger ernstlich begonnen, die chinesische Erzählungsliteratur in ihren Tätigkeitsbereich einzubeziehen. Es seien genannt die Veröffentlichungen des Hyperion-Verlags (Strzoda: „Chinesische Novellen“, München, 1920 und 1923), des Verlags Georg Müller (Paul Kühnel: „Chinesische Novellen“, München, 1914), des Insel-Verlags (Rudelsberger: „Chinesische Novellen“, Leipzig, 1914), des Kunstverlags Anton Schroll u. Co. (Rudelsberger: „Chinesische Novellen“, Wien, 1924). Wenn man bedenkt, daß von den dreiunddreißig veröffentlichten Novellen des Kin ku ki kwan nur drei von deutschen Bearbeitern erstmalig aus dem Urtext übersetzt gebracht wurden (Strzoda Nr. 15 und 17, Rudelsberger Nr. 28), so ersieht man, wie geringfügig bisher der deutsche Anteil an der Erschließung dieses Literaturgebietes ist. Um hier Wertvolles zu leisten, dazu bedarf es allerdings dreier Voraussetzungen: Zeit, Geld und wissenschaftlicher Kenntnis der chinesischen Schriftsprache, und es scheint, daß für ein Zusammentreffen dieser drei Momente der deutsche Boden bisher wenig günstig war.

Wir kennen von chinesischer Erzählungsliteratur bisher nur wenige und aus älterer Zeit stammende Bruchstücke. Zweifellos ruhen in chinesischen Bibliotheken und Buchläden noch zahlreiche unbekannte Schätze, namentlich aus den beiden letzten Jahrhunderten, die der Hebung durch berufene Sachkenner harren. Dr. Franz Kuhn.

Aus Wissenschaft und Technik.

Psychologisches von der Kreuzspinne. Der verstorbene Leipziger Philosoph W. Wundt erzählt einmal aus seiner Knabenzeit ein Erlebnis mit einer Kreuzspinne, das hier mit wenigen Worten wiedergegeben sei. Er hatte sich damals eine Fliegenfalle eingerichtet, mit der er durch Streuzucker Fliegen anlockte und einfing. Hinter dieser Falle befand sich ein zweites Gehäuse mit einem Schieber zum beliebigen Öffnen und Schließen. In dieses wurde die Kreuzspinne gesetzt und durch Glasfenster, die sich auf der Oberseite von Falle und Gehäuse befanden, beobachtet. Gingen Fliegen in die Falle, so wurde der Schieber hochgezogen, und die Spinne warf sich auf ihre Opfer, um sie bis auf wenige Überreste zu vertilgen. Wundt ließ die Spinne beliebig in die Falle oder sperrte sie durch den Schieber von dieser ab. Als er aber einige Zeit verreist war und der Schieber inzwischen offen gestanden hatte, zeigte es sich, daß dieser jetzt außerordentlich schwer zu schließen ging. Die Spinne hatte unmittelbar unter ihm dicke Fäden in großer Anzahl gezogen und dadurch das Herablassen dieser Kulisse zu verhindern gesucht. — Wie zu erwarten, sucht Wundt nicht etwa eine Erklärung dieser Vorgänge auf dem Gebiete logischer Überlegung, sondern in einem festen Gefüge von Assoziationen, die bis auf die Tätigkeiten der Spinne in der freien Natur zurückgehen. — In neuester Zeit machte F. Baltzer über Gedächtnis und Lernen interessante Versuche. Er warf einer Kreuzspinne eine Fliege in das Netz, und während sie nach Anheftung des Fliegenpaketes ihren Rundgang antrat, entfernte er es unauffällig durch Abschneiden des Heftfadens. Nachdem die Spinne zurückgekehrt war, pausierte sie zunächst eine Minute, machte aber sodann die bekannten rupfenden Bewegungen, um mittels der Vorderbeine die Spannung der einzelnen Radialfäden um die Warte herum durchzuprüfen. Dieser Vorgang wurde während 26 Minuten mehrmals wiederholt. Sie hatte also ihre Beute nicht vergessen, vielmehr lebhaft nach ihr gesucht. Eine andere Spinne suchte 21 mal in der Warte, 13 mal im Schlupfwinkel und zweimal an der Fangstelle. Ja, ein Weibchen, das während des Suchens von einem Männchen überrascht wurde und den unerbetenen Gast mehrfach verscheuchte, fahndete schließlich wieder lebhaft nach seiner Fliege. Eine andere Folge von Versuchen! Baltzer band Fliegen, bevor er sie ins Netz warf, an einem Frauenhaar fest und befestigte während des Einspinnens das Haar straff an der Wand. Als die Spinne ihr Opfer zur Warte bringen wollte, merkte sie alsbald den Widerstand; sie riß die Verbindungsfäden des Netzes mit den Beinklauen los, umspann die Fliege wiederholt und befestigte das neue Paket an ihrem Hinterleib. Als sie dieses vergebliche Bemühen einsah, ging sie mit geöffneten Kiefern auf das Haar zu und bearbeitete dieses heftig. Auch hier hatte sie keinen Erfolg, und so fraß sie die Fliege nach 13 Minuten

(Fortsetzung siehe Seite 420.)

Internationaler Röntgen-Kongress in London.

Vom 1. bis zum 4. Juli ds. Js. fand in London in der Westminster-Central-Hall ein von Ärzten aller Kulturstaaten stark besuchter internationaler Kongress für Röntgenologie statt, mit dem eine grosse Ausstellung von Röntgenapparaten aller Systeme verbunden war. Mit Genugtuung kann festgestellt werden, dass die deutschen Kongressteilnehmer eine in jeder Beziehung ausgezeichnete und korrekte Behandlung erfuhren, was auch darin zum beredten Ausdruck kam, dass Professor Friedrich vom Staatlichen Forschungsinstitut für Röntgenstrahlen in Berlin, der auf dem Gebiet der Röntgenforschung als internationale Kapazität gilt, der Vorsitz für einen Teil der Sitzungen des Kongresses übertragen wurde. Auf der Ausstellung waren neben verschiedenen englischen Firmen nur eine amerikanische Firma vertreten, von deutschen Ausstellern die vereinigten Firmen Siemens & Halske und Reiniger, Gebbert & Schall und ausserdem die Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin. Berechtigte Bewunderung fand bei allen Besuchern der Ausstellung der „Cooli-Röntgen-Apparat" der letztgenannten Gesellschaft mit der Sicherheitseinrichtung „Securo", die eine geradezu aufsehenerregende Erfindung darstellt, da sie die Gefahr der Hochspannungsverletzungen an modernen Röntgenapparaten, die schon wiederholt zum Tode geführt haben, vollkommen beseitigt. Der Protektor des Kongresses, der Duke of Marlborough, und alle Kongressteilnehmer liessen sich den Cooli mit Securo vorführen und zollten dieser segensreichen Erfindung der „Sanitas" ihren ungeteilten Beifall.

International Congress of Radiology London, 1-4. Juli 25

Milch darf den Säuglingen nicht gegeben werden, wenn sie an Brechdurchfall oder anderen Darmstörungen erkrankt sind. Man reiche statt dessen „Kufeke" in Wasser gekocht; es ist meistens die einzige Nahrung, die die Kinder vertragen können und die gleichzeitig verdauungsregelnd wirkt. Nach überstandener Krankheit beginne man, der „Kufeke"-Wassersuppe allmählich wieder Milch zuzusetzen, wie es in der Gebrauchsanweisung angegeben ist.

(Fortsetzung aus „Wissenschaft und Technik" auf Seite 418.)

langem vergeblichen Bemühen auf. Eine andere Spinne machte überhaupt keine weiteren Anstrengungen und verzehrte ihr Opfer an Ort und Stelle; wiederum andere bemühten sich verschiedenlang, den Widerstand zu beseitigen und die Beute wegzuschleppen. Die zeitlichen Unterschiede solcher Bemühungen lagen zwischen einer Minute und eineinhalb Stunden. In jedem Falle wurde schließlich die Fliege an Ort und Stelle verzehrt. Was uns hier neben den Leistungen des Gedächtnisses und der Anpassungs-(Lern-)fähigkeit der Spinnen vor allem auffällt, ist die individuelle Verschiedenheit der psychischen Begabung, die ja im Tierreich selbst weit nach unten hin zu verfolgen ist.

Prof. Dr. Bastian Schmid.

Papier als Porzellanersatz. In einer englischen Zeitschrift wird beschrieben, wie Teller und Tassen und ähnliche Dinge aus Papier hergestellt werden. Das Papier wird in runden Scheiben zur Maschine gebracht, deren maschinelle Finger jede Scheibe einzeln aufnehmen und unter das Stanzwerkzeug einer Presse befördern. Diese preßt das Papier nun in der gewünschten Form aus. Die Seiten werden gefaltet, wodurch eine größere Festigkeit und Steifheit erzielt und etwa überschüssiges Papier mit eingepreßt wird. Nach diesem Arbeitsgang hat der Papiernapf usw. bereits seine endgültige Form. Er gelangt nun zu einer anderen Maschine, wo er in der Hitze sterilisiert wird. Nach dem Sterilisieren wird der betreffende Teil umgedreht, so daß die Öffnung nach unten kommt; ein Transportband zieht die einzelnen Stücke unter einem Strahl von heißem Paraffin hindurch. Das Paraffin wird auf die Außenseite aufgespritzt. Hierdurch werden die Falten fest verklebt und auch die allgemeine Festigkeit bedeutend erhöht. Im weiteren Arbeitsgang werden die mit Paraffin bespritzten Stücke in einer Trockenkammer getrocknet, wobei das überschüssige Paraffin abtropft. Nach dem Verlassen der Trockenkammer werden sie durch ein endloses Transportband an Ventilatoren entlanggeführt, die sie vollkommen abtrocknen.

Ingenieur M. Berger.

Was ist der Luftröhrenschnitt? Kann er wieder verheilen? Unter Luftröhrenschnitt oder Tracheotomie versteht man die operative Öffnung der Luftröhre. Sie kann notwendig werden, wenn infolge Verstopfung der Luftröhre in dem Teil

Auf eine geregelte Hautpflege wird im Hasten und Treiben des täglichen Lebens von vielen Angehörigen sowohl des schönen als auch des starken Geschlechts immer noch zu wenig Wert gelegt. Dabei ist solche von größter Wichtigkeit, um ein jugendfrisches, ansprechendes Aussehen zu erhalten, welches auch über die Jahre hinwegzutäuschen vermag. Mittel, welche dafür angepriesen werden, gibt es sehr viele, aber wenige nur sind wirklich zuverlässig und erfolgversprechend. Eins dieser wenigen — und unstreitig mit das beste — ist Creme Elcaya von Jünger & Gebhardt, Berlin Die Firma ist sich ihres Rufes bewußt und weiß, daß vom urteilsfähigen Publikum ihren Anpreisungen Glauben geschenkt wird. Trotzdem gibt sie auf Wunsch Gratisproben, damit Zweifler sich selbst von der Güte und Wirksamkeit überzeugen können. Es sei noch kurz auf die wertvollen Eigenschaften von Creme Elcaya hingewiesen, und zwar, daß sie von der Haut vollkommen aufgenommen wird, daß sie diese weich und geschmeidig macht, und selbst für die zarteste Haut zuträglich ist. Eine Einreibung mit Creme Elcaya ist ein Hochgenuß. Bei Sommer- und Wintersport gibt es nichts Angenehmeres als Creme Elcaya. Ebenso ist sie nach dem Rasieren eine direkte Wohltat, da das Brennen sofort nachläßt. Auch die anderen Creme Elcaya-Erzeugnisse, wie Toilette-Seife, Rasierseife, Toilette-Puder, Talkum-Körper-Puder und Puder-Papier sind bestens zu empfehlen. Ganz besonders bildet der Gebrauch von Creme Elcaya-Seife eine wertvolle und notwendige Ergänzung zur Hautpflege. Creme Elcaya ist überall zu haben; man verlange nur diese, wenn man sich vor Enttäuschungen schützen will.

zwischen Hals und Rachen hochgradige Atemnot und Erstickungsgefahr eintreten. Verschiedene Krankheitsvorgänge können zu einer solchen Verengerung führen. Sie zwingen zuweilen zu einem Luftröhrenschnitt ohne alle Vorbereitung unter ungünstigen äußeren Bedingungen, um nur den Kranken nicht ersticken zu lassen. Früher war die Tracheotomie bei der Diphtherie der Kinder ein Eingriff, der häufig notwendig wurde. Seit der Einführung des Diphtherieheilserums ist dem Arzt eine Waffe in die Hand gegeben, mit der er in der Mehrzahl der Fälle bei frühzeitiger Anwendung die schlimmen Diphtheriefolgen, die auch die Tracheotomie notwendig machten, vermeiden kann. Schon aus diesem Grund ist es vollkommen unverständlich, wie es noch Überlegungen gibt, die irgendwelchen eingebildeten Theorien zuliebe auf die Anwendung eines solchen Heilserums verzichten wollen. Die Bildung von Diphtheriemembranen (geronnenen Entzündungsstoffen), die die Luftröhre bis zur Unwegsamkeit verengerten, wird durch das Heilserum verhindert oder gemindert, damit der Hauptgrund für häufige Anwendung des Luftröhrenschnittes behoben. Immerhin werden sich Fälle ergeben, wo seine Ausführung nötig ist. Es wird am Hals ein Schnitt durch die knorpelige Luftröhre gelegt, unter Vermeidung von Blutgefäßverletzungen. In den Schnitt wird eine Metallkanüle eingelegt, die hohl ist. Durch sie wird jetzt die Luft eingesogen und ausgeatmet. Der Kranke atmet also jetzt nicht mehr durch den Mund, sondern durch die künstlich geschaffene Halsöffnung. Bei manchen Krankheiten ist es notwendig, die luftführende Kanüle lange liegen zu lassen, bei anderen kann sie schon nach wenigen Tagen herausgenommen werden. Die durchtrennte Stelle der Luftröhre schließt sich dann im allgemeinen rasch und ohne Komplikationen wieder. Die Neigung zum Schließen der Wunde ist überhaupt sehr groß: würde man nicht die Kanüle eingesteckt haben, die eine Vereinigung der Wundränder unmöglich macht, so könnte schon nach 24 Stunden die Kanüle infolge Zusammenwachsens der Wundränder nicht mehr eingeführt werden. Bei lange offenen Luftröhrenwunden gestalten sich die Verhältnisse anders. Nach Abheilung bleibt in normalen Fällen nur noch eine Hautnarbe zurück, die besonders wenig sichtbar ist, wenn der öffnende Hautschnitt nicht der Länge, sondern der Quere nach angelegt werden konnte.

Dr. W. Schweisheimer.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24 a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG VON J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4201. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 17. SEPTEMBER 1925

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4201. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 17. September 1925.

Allgemeine Notizen.

Dem Reichsehrenmal an der Weser galt auf Einladung des Magistrats der Stadt Hameln eine Besprechung der Vertreter aus fast sämtlichen Wesergebieten in Carlshafen. Die Anwesenden beschlossen, einen Zusammenschluß aller interessierten Länder, Provinzen, Kreise und Städte herbeizuführen. Ein Ausschuß soll die Einzelheiten zur Errichtung des Reichsehrenmals festsetzen.

Das Zeißwerk und die Carl-Zeiß-Stiftung in Jena. Von Felix Auerbach. 258 Seiten mit 253 Abbildungen. (Verlag Gustav Fischer, Jena). Die wissenschaftliche, technische und soziale Bedeutung, die sich an die Namen Zeiß und Abbe knüpft, ist weit über Deutschland hinaus bekannt. Die von Felix Auerbach unternommene literarische Darstellung der Entwicklung und Würdigung dieser kulturellen Schöpfung liegt nun in fünfter, dem heutigen Stand angepaßter Auflage vor. Nicht nur der Optiker und Feinmechaniker, sondern jeder der an unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Anteil nimmt, findet hier in flott geschriebener Schilderung die Entwicklung eines Meisterwerkes, die Lebensarbeit eines genialen Führers auf wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiet, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaft für alle Zeiten einen ehrenden Platz behalten wird. Die Kenntnis dieses vorbildlichen Mannes und seines gewaltigen Werkes sollte möglichst weiten Kreisen unseres Volkes vermittelt werden.

Zu einer internationalen Luftverkehrskonferenz vom 28. bis zum 30. September d. J. hat die schwedische Regierung fünfzehn Staaten nach Stockholm eingeladen und den Wunsch geäußert, daß auch die in Frage kommenden Luftfahrtgesellschaften Vertreter entsenden. Behandelt werden soll die Einrichtung von Luftverkehrslinien und die Aufstellung von Fahrplänen, damit ein internationales Zusammenarbeiten der einzelnen Linien erleichtert wird, ferner die Frage der Beförderung von Personen und Gepäck und das Problem der Luftverkehrssicherheit. Die eingeladenen Staaten sind: Deutschland, Belgien, Dänemark, Estland, Finnland, Frankreich, Italien, die Niederlande, Norwegen, Polen, die Schweiz, England, die Tschechoslowakei, Österreich und Ungarn.

Großer Motorradpreis von Deutschland. Der Deutsche Motorradfahrer-Verband veranstaltet am 27. September auf der Avus zwei große internationale Motorradren-

nen, die für die kleinen Maschinen (125, 175 und 250 ccm) über die Strecke von 197,18 km, und für die schwereren Maschinen (350, 500, 750 und 1000 ccm) über 314,99 km führen. Die Rennen werden über die lange Avusbahn zum Austrag gebracht und versprechen infolge der langen Strecken und der zu erwartenden internationalen Besetzung hervorragenden Sport. Der Große Preis selbst ist auf das zweite Rennen gelegt. Gewinner ist der absolut schnellste Fahrer und Gesamtsieger der 315 km.

Im Anschluß an den Hermannslauf trat der Hauptausschuß der Deutschen Turnerschaft in Detmold zu einer zweitägigen Sitzung unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Berger (Berlin) zusammen. Aus dem Geschäftsbericht ergab sich, daß die Deutsche Turnerschaft am 1. Januar d. J. 1622367 Mitglieder zählte, davon 1109521 männliche, 160657 weibliche Mitglieder und 352189 Kinder unter 14 Jahren. Die Mitglieder verteilen sich auf mehr als 12000 Vereine. Es wurde beschlossen, das nächste deutsche Turnfest 1928 in Köln abzuhalten.

Bad-Nauheim. Die Spätsommer- und Herbstkurzeit bedeutet in Bad-Nauheim keine weniger bevorzugte Kurzeit. Für alle, die diese Kurzeit bevorzugen oder die Forderung der Gesundheit mit wirtschaftlichen Möglichkeiten in Einklang bringen müssen, haben dabei noch den Vorteil, daß ab 1. September die Kurabgabe in Bad-Nauheim um 25 v. H., ab 1. Oktober um 50 v. H. ermäßigt ist.

Amend's „Saturo"-Kohlensäurebäder sind von außerordentlich günstigem Einfluß auf das Herz. Ein gesundes Herz ist das Geheimnis des widerstandsfähigen Körpers, der Erhaltung von jugendlicher Spannkraft bis ins hohe Alter. Zeigen sich Krankheitserscheinungen des Herzens, so benutze man nach ärztlicher Vorschrift die Amendschen „Saturo"-Kohlensäurebäder. Ihre Wirkung ist hervorragend; sie ermöglichen eine fortlaufende Kur ohne Berufsstörung. Die Aufstellung und Bedienung des „Saturo" ist denkbar einfach, die Kosten des einzelnen Bades nach erfolgter Anschaffung des Apparates außerordentlich gering. Sind „Saturo"-Kohlensäurebäder am Wohnsitz nicht erhältlich, so wende man sich an die Herstellerin Heinrich Amend, G. m. b. H., Fabrik gesundheitstechnischer Anlagen in Hanau a. Main.

Die fünfte Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden findet entgegen anders lautenden Nachrichten mit aller Bestimmtheit nächstes Jahr als eine Jubiläums-Gartenbauausstellung, verbunden mit einer Internationalen

Kunstausstellung, statt. Das Jahr 1927 bringt als sechste Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden eine Ausstellung der gesamten deutschen Papierindustrie. Für diese beiden Jahre sind die Vorarbeiten schon im vollem Gange, und zwar mit den schönsten Aussichten auf weitere große Erfolge der Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden.

Die Aufhebung des Sichtvermerkes zwischen Österreich und Deutschland ist am 12. August d. J. in Kraft getreten. Nach dem Übereinkommen können die Angehörigen des einen wie des andern Staates das Gebiet der beiden Staaten auf Grund eines gültigen Heimatpasses ohne Sichtvermerk auf jeder amtlich zulässigen Linie betreten oder verlassen. Für Kinder unter fünfzehn Jahren genügt an Stelle eines Passes ein amtlicher Ausweis über Namen, Alter, Staatsangehörigkeit und Wohnsitz oder dauernder Aufenthaltsort des Kindes. Der Kinderausweis muß bei Kindern über zehn Jahren mit einem von der ausstellenden Behörde abgestempelten Lichtbild versehen sein. Für den Grenzübertritt von Personengruppen, die aus deutschen Reichsangehörigen oder österreichischen Bundesangehörigen oder Angehörigen beider Staaten bestehen, gilt eine von der zuständigen Behörde ausgestellte Sammelliste als Paßersatz.

Die Panama Mail Steamship Company kündigt die Einrichtung eines Dienstes von Puerto Colombia und Cartagena nach Los Angeles und San Franzisko an. Drei Passagier- und Frachtdampfer werden ihn versehen.

Der Heringsfang ist von großer Bedeutung geworden, seitdem es den Fischdampfern gelungen ist, den Hering mit dem Schleppnetz zu fangen. Der Gesamtertrag der deutschen Trawlheringsfänge stieg von 737000 Pfund im Jahr 1909 auf 61582000 Pfund im Jahr 1924. Die von den Fischdampfern angebrachten Heringe sind an Eiweis und Fettgehalt dem Rindfleisch überlegen. Sowohl der frische als auch der geräucherte Hering gilt in Ländern mit größerem Fischverbrauch als eine Fischdelikatesse. Bismarck hat einmal gesagt, der Hering würde nur deshalb nicht überall genügend geschätzt, weil er so billig sei. Wäre er teurer, so würde er ebenso hoch geschätzt werden wie Kaviar und Austern.

Die Höchstmaße für Postkarten des inneren deutschen Verkehrs und nach dem Ausland betragen vom 1. Oktober d. J. ab 14,8×10,5 cm. Postkarten mit Abmessungen bis zu 15,7×10,7 cm können im inneren deutschen Verkehr bis zum 30. September 1927 aufgebraucht werden.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Gut gelaunt.

Nach einer Radierung von Rudolf Pauschinger.

(Mit Genehmigung des Kunstverlages Carl Büchle, Berlin.)

Auslandskredite. / Von Geheimem Reg.-Rat. Prof. Dr. Christian Eckert, Köln.

In volkstümlichen Geschichten, wie sie namentlich in der Vorkriegszeit im Schwange waren, wird öfters geschildert, wie zu einer durch eigene oder fremde Schuld verarmten Familie der gute Onkel aus Amerika kommt und mit seinen Dollars aller Not zu steuern weiß. Ähnliche Vorstellungen beherrschen nach dem Zusammenbruch und bei dem Versuch zum Wiederaufstieg heute weite Kreise des deutschen Volkes. Es lebt bei uns die Idee, daß die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Eintreten in den Kampf den Waffengang zu unseren Ungunsten zu wenden half, deren Präsident Wilson einen Frieden der Gerechtigkeit verheißen hatte, sich der Pflicht nicht entziehen können, uns in drückender Wirtschaftslage zu helfen. Als „Problem der Probleme“ wurde die Frage der Auslandskredite, für deren Gewährung die meisten an die Union denken, bezeichnet. In welchem Umfang können und werden solche Hoffnungen Verwirklichung finden?

Vor Ausbruch des Weltkrieges und der Weltrevolution war Deutschland ein kapitalreiches Land. Im letzten Menschenalter hatte sich der Wohlstand weiter Schichten des Volkes gemehrt. Es war uns möglich geworden, nicht nur fremde Kapitalinteressen im Inlande abzulösen, sondern auch im Ausland Fuß zu fassen, draußen in Unternehmungen mannigfachster Art deutsche Kapitalien nutzbringend wirken zu lassen. All dies ging im letzten Kriege, der wie kein anderer der Neuzeit auch das Privateigentum angetastet hat, verloren. Die deutschen überseeischen Unternehmungen wurden liquidiert und verschleudert, die Auslandsdeutschen vertrieben und verarmt in ihr Ursprungsland zurückgeworfen, so daß wir heute aus Auslandsunternehmungen so wenig wie aus dem verarmten Inland Reserven herausziehen können.

Die feierliche Eröffnung des Flugplatzes „Ruhrgebiet“ in Essen, des ersten Verkehrsflughafens im ehemaligen besetzten Gebiet, in Gegenwart der Oberbürgermeister fast aller Städte des Industriegebietes am 30. August.

Denn zweifellos herrscht auch im deutschen Mutterland große Kapitalarmut, d. h. es fehlt an Hilfen aller Art, die für die Neugewinnung von Gütern benötigt werden. Es mangelt uns in großem Umfang an Produktionsmitteln. Diese Kapitalnot ist das Ergebnis verschiedener, in gleicher Richtung wirkender Ursachen. Sie setzte ein mit den ungemessenen Kapitalvernichtungen im Kriege. Ein gut Teil der deutschen Produktion wurde in den Kampfjahren auf Herstellung solcher Güter umgestellt, die ihrer Eigenart nach bestimmt waren, selbst vernichtet zu werden und Kapitalzerstörungen hervorzurufen. Jedes Geschoß, jede Bombe, jedes Torpedo, das hergestellt wurde, trug seiner Bestimmung gemäß den wirtschaftlichen Todeskeim in sich, wurde bei Schuß oder Wurf zerstört, war bestimmt, andere Waffen, aber ebenso Wohnungen, Schiffe, Kohlengruben und Wälder, eine Fülle von Kapitalien zu vernichten. Wachsende Verarmung war die unabänderliche Folge des überstreckten, mit einem früher nie vorstellbaren Massenaufwand von Zerstörungsmitteln durchgeführten Kampfes. Wenn unser Land auch selbst nicht zum Schlachtfeld geworden, hat es doch durch die neue Kampfweise viel mehr, als das Ausland ahnt, als beispielsweise auch die Sachverständigen des Dawesgutachtens annehmen, Kapitalverluste erlitten. Der Raubbau mit Materialien, der bei uns getrieben wurde, der sich unter dem Blockadedruck von Jahr zu Jahr verstärkte, die immer schlechtere Versorgung mit Importgut bei notwendig gesteigerten Leistungen haben sich wirtschaftlich höchst ungünstig ausgewirkt. Nicht minder hat sich der Raubbau gerächt, der mit Menschenkraft getrieben werden mußte. Die infolge der Aushungerung gesteigerte Nervosität der Massen wurde zur wesentlichen Ursache des schließlichen Zusammenbruchs und verhinderte in der Nachwirkung, daß wir bei Wiederkehr des Friedens schnell die alte Leistungsfähigkeit wiedererlangten. Die mannigfach eingeengte und gehemmte Produktionskraft führte zur Warenverteuerung, die neue Kapitalbildung in engen Grenzen hielt. Lange hat die Inflationszeit, ihre Schaffung künstlicher Kaufkraft durch die Notenpresse über diesen Zustand hinweggetäuscht. Zu schlimmsten Folgen hat in der Zeit der Währungszerstörung die schnell fortschreitende Unterdrückung des Spartriebes, d. h. des Verzichtes auf momentanen Genuß um der Zukunft willen, geführt.

Unser Volkseinkommen ist auf etwa die Hälfte zurückgegangen, so daß es angesichts der Preissteigerung von mindestens 30 Proz. selbst bei Wiederkehr des verlorenen Sparsinnes schwerhalten wird, den Kapitalbedarf deutscher Unternehmungen in nächst absehbarer Zeit mit deutschen Überschüssen zu decken.

Während so Deutschland weit mehr noch als die Siegerstaaten im letzten Jahrzehnt ökonomisch gefesselt, bedroht und zurückgeworfen wurde, ist die Wirtschaftsorganisation der Welt vorangeschritten. Während wir mühsam um die Wiederkehr wahrhafter Friedensstimmung rangen, die Sozialordnung umbauen und wiederherstellen mußten, während uns in den Reparationszahlungen die Lasten des verlorenen Krieges in ungeahntem Umfang auferlegt wurden, konnten wirtschaftlich glücklichere Länder, die vom Krieg weniger betroffen waren, wie beispielsweise Amerika, Verbesserungen mannigfachster Art innerhalb der Gütererzeugung durchführen. Wenn wir auf dem Weltmarkt bestehen wollen, unsere Wiedereinreihung in den Wirtschaftsaustausch der Länder in vollem Umfang anstreben, müssen wir Verlorenes zurückgewinnen, Versäumtes nachholen, den Vorsprung ausländischer Betriebe einzubringen suchen.

Wir werden ohne fremde Hilfe nicht schnell vorankommen können. Wir müssen dahin arbeiten, daß wir im Ausland wieder Kredit erhalten. Das Vertrauen in unsere künftige Zahlungsfähigkeit und Zahlungswilligkeit muß wiederkehren, damit man uns Werte überläßt in dem sicheren Glauben, die geliehenen Kapitalien von uns mit angemessenen Zuschlägen zurückzuerhalten.

Fremde Hilfe kann uns zuteil werden durch Übereignung von Sachwerten, von ausländischen Rohstoffen, Maschinen und Handelswaren, die jetzt auf Kredit gegeben werden, deren spätere Abzahlung uns dann als Pflicht verbleibt. Die Hilfe kann uns aber auch zuteil werden durch Übereignung von Geldzeichen, die internationale Austauschfähigkeit haben, also von Goldmünzen, die als zwischenstaatliche Tauschware vergleichsweise am

Links: Das kürzlich eingeweihte Ehrenmal für die im Weltkrieg Gefallenen in Berlin-Weißensee. Das Denkmal zeichnet sich durch seine schlichte und zugleich monumentale Gestaltung aus. (Phot. Wipro.)
Rechts: Von der Auslandsreise des Kreuzers „Berlin“ nach Südamerika: Der Kreuzer, der am 9. September Kiel verließ, auf der Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal. (Phot. W. Schäfer, Kiel.)
Im Oval: Von der Gründung der Europa-Union, der großen Betriebsgemeinschaft von 16 europäischen Luftverkehrsgesellschaften, in Dresden am 7. September: Dr. Eckener (links) und Sven Hedin, die an der Gründungsversammlung teilnahmen.

Fischereikreuzer „Ziethen“ und Dampfer „General San Martin“ in der Magdalenenbucht (Spitzbergen). Im Hintergrund der Waggonway-Gletscher.

wenigsten in ihrem Werte sich verändern, oder in Banknoten und Wechseln auf fremde Plätze in Ländern gesicherter Währung, mit deren Geld und Geldsurrogaten man allenthalben begehrte Waren jederzeit kaufen kann.

Von den Ländern, die mit Auslandskrediten, durch Lieferung von Waren und Werten helfen können, kamen zunächst die Schweiz und die Niederlande in Betracht. Beide haben uns in erheblichem Umfang mit kurzfristigem Kredit unterstützt. Die Niederlande haben den Grundsatz, keine längeren Kredite zu gewähren, als sie selbst erhalten, auch in der jüngsten Zeit verfolgt und sich immer mehr zum Markt für kurzfristige Warenkredite entwickelt; sie haben die Festlegung von Kapitalien in deutschen Industrien zwar nicht völlig abgelehnt, aber doch nur in geringem Maße entwickelt. In England ist die Scheu vor der deutschen Wirtschaft immer noch nicht überwunden, so daß als einziger Kreditgeber großen Stils lediglich die Union bleibt. Sie ist ein so reiches Land geworden, hat so viele Reserven aufgehäuft, daß sie ohne Schaden für ihr heimisches Wirtschaftsleben davon abgeben kann. Freilich haben um die goldene Gunst Amerikas seit den Jahren des Wiederaufbaues sich neben Deutschland fast alle Länder Europas bemüht, so daß dort ein Wettbewerb um die Kapitalleihe entstehen mußte.

Gerade angesichts dieser Tatsache ist es nicht unwichtig, die Stimmung Amerikas in einem für uns günstigen Sinne zu beeinflussen. Denn neben der Macht der Wirtschaftsfaktoren, neben der rechnerischen Kalkulation spielen auch in der Union, mehr als wir Europäer oft annehmen, Massenstimmungen, im einzelnen nicht leicht deutbare Beeinflussungen eine Rolle. Sie geschickt zu verwerten, die Seele der Amerikaner in einem für sie günstigen Sinne zu beeinflussen, haben in den Kampfjahren und noch in der ersten Zeit danach wohl am besten die Franzosen verstanden. Geführt von dem weltgewandten, geschickten französischen Botschafter in Washington, haben die Unterhändler Frankreichs auch durch Ausnützung der kleinen menschlichen Eitelkeiten manchen Erfolg davongetragen. Die Vertreter deutscher Interessen mußten zunächst die Kriegspsychose überwinden, haben dann aber mit wachsender Beruhigung unserer Verhältnisse Fortschritte gemacht und nach Annahme des Londoner Abkommens ein langsames, zunächst

Die Funkstation im Grünen Hafen auf Spitzbergen.

Am 5. September ist die deutsche Expedition nach Spitzbergen, die unter der Leitung von Dr. Max Grotewahl stand, und an der der Biologe Dr. Meyer, die Geologin Fräulein Dr. Todtmann und der Geologe Dr. Gripp teilnahmen, mit reichem wissenschaftlichen Material wieder in Hamburg eingetroffen. Das Arbeitsgebiet der Expedition war vorzugsweise die Magdalenenbucht und die nach Norden sich anschließenden Gegenden bis zum Virgohafen und Smeerenburg-Sund. In der Magdalenenbucht wurden Tiefenmessungen vorgenommen, die die Benutzbarkeit der inneren Bucht als Hafen zeigten. Ferner beobachtete man eingehend den Wechsel von Ebbe und Flut. Eine weitere Aufgabe der Expedition war die Inlandsdurchquerung von Westen nach Osten und zurück, bei der noch gänzlich unbekannte Gebiete berührt wurden. — Die Abholung der Expedition hatte der Dampfer „General San Martin“ übernommen. Da aber Spitzbergen wegen anhaltenden Nebels nicht erreichbar schien, sandte die Marineleitung auf dem Fischereikreuzer „Ziethen“ eine Hilfsexpedition unter Führung des bekannten Spitzbergenfahrers Kapitän Ritscher aus, um die Expedition vor der Gefahr einer Überwinterung zu bewahren. Kurz vor dem Dampfer „General San Martin“, der jetzt wider Erwarten gutes Wetter vorfand, traf „Ziethen“ in der Magdalenbucht ein. Die Expedition wurde an Bord genommen und konnte nun die Rückreise antreten.

Zur Rückkehr der Deutschen Spitzbergen-Expedition.

Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung“ von R. Schmidt-Hamburg.

Links: Von der Jagd-Gebrauchshund-Prüfung des Deutschen Jägerverbandes, die am 4. und 5. September bei Wandlitz in der Mark stattfand: Apportieren einer erlegten Ente aus dichtem Schilf. — Rechts: Vorkehrungen zur Sicherung des Fußgängers im Straßenverkehr: Abgrenzung von Schutzstreifen zwischen Fahrdamm und Straßenbahngleis mittels weiß-roter Pfeile an verkehrsreichen Haltestellen der Berliner Straßenbahn, wodurch den Fahrgästen ein Gang bis zur Straßenkreuzung frei gehalten wird.

zaghaftes Einströmen amerikanischen Kapitals nach Deutschland erreicht. Daß in ansehnlichem Umfang uns diese Hilfe zuteil wurde, dafür sprachen schon um die Jahreswende mancherlei Symptome, wie die erhebliche Mehreinfuhr von Waren, die zweifellos durch Kreditoperationen eingeleitet war, oder auch die vorübergehende Geldfülle, die sich nur durch fremde Hilfe erklären ließ.

Seit dem Frühjahr 1925 ist eine Stockung in dieser Entwicklung eingetreten. Sie fällt äußerlich zusammen mit dem Tode des Reichspräsidenten und dem einsetzenden Wahlkampf. Das schlichtbürgerliche Auftreten des neuen Reichspräsidenten v. Hindenburg, seine vornehme Zurückhaltung, die Art der Führung der Regierungsgeschäfte, die an die bestendeutschen Traditionen aus der ersten Zeit nach der Reichsgründung anknüpft, seine betonte Friedensliebe, sein offenkundiger Entschluß, die ganze Kraft dem ruhigen Wiederaufbau zu widmen, haben manche Zweifel beseitigt und zur wachsenden Beruhigung beigetragen.

Auch die Gefährdung des Stinnes-Konzerns hatte im Ausland zunächst ungünstig gewirkt. Die alarmierenden Gerüchte über die Auseinandersetzung haben manche Bedenken hervorgerufen; sie haben nicht nur die internationalen Hilfsquellen des Stinnes-Konzerns über Nacht zerstört, sondern auch zur Wirtschaftsunruhe und Zurückhaltung beigetragen. Die Abwicklung der Verpflichtungen des überbauten Konzerns, die wiederholte Versicherung, daß alle Gläubiger volle Befriedigung fänden, hat in den letzten Wochen sich günstig ausgewirkt.

Angesichts dieser Wendung ist erneut zu prüfen, welcher Nutzen uns aus Auslandskrediten erwachsen kann, und welche Gefahren mit ihrer Annahme verknüpft sind. Ein unverkennbarer wirtschaftlicher Vorteil liegt darin, daß alle Auslandskredite uns wieder fester an die Interessen der Weltwirtschaft knüpfen, daß sie dazu beitragen können, uns vor neuen „Sanktionen" zu schützen. Unser gefährdetes und wehrloses Land wird von gemeinschaftlicher Wirtschaftsarbeit mancherlei Nutzen gewinnen können. Freilich dürfen wir auch die Gefahren solcher Entwicklung nicht vergessen. Diese liegen nicht nur in möglicher Überfremdung, d. h. in der Beherrschung deutscher Betriebe durch die Vertreter ausländischer Kapitalinteressen, sondern auch in der Kurzfristigkeit von Abmachungen, die gekündigt werden können zu Zeiten, da die Rückzahlung für die Geldnehmer am schwierigsten ist. Schnelles Zurückziehen fremden Kapitals kann immer unsere mit so großen Opfer gefestigte Währung gefährden. Es ist nicht zu vergessen, daß jede fremde Kapitalhilfe eine Verlangsamung der deutschen Kapitalbildung mit sich bringt und damit die wirtschaftliche Neuerstarkung Deutschlands hinauszögert.

Daher bleibt auch für den, der die Notwendigkeit der Auslandskredite nicht verkennt und sie für wünschenswert und unentbehrlich hält, doch die Tatsache bestehen, daß hinsichtlich der Form, in der Auslandskredite beansprucht werden, wie hinsichtlich der Zwecke, für die sie allein nutzbringend zu verwerten sind, feste Richtlinien zu beachten sind.

Die im Bau befindliche Speichersparschleuse des Rhein-Weser-Elbe-Kanals bei Anderten (Hannover), die die größte Binnenschiffahrtsschleuse Europas werden wird: Gesamtansicht der Baustelle mit dem unteren Vorhafen. Die Schleuse besitzt zwei 225 m lange und 12 m breite Schiffskammern, von denen jede einen Schleppdampfer mit drei Kähnen von je 600 t aufnehmen kann.

Auslandskredite dürfen nur für unmittelbar produktive Arbeit begehrt werden. Kurzfristig sind sie lediglich zwecks Finanzierung des Bezugs von Rohstoffen und Halbfabrikaten zu beanspruchen. Sie sind unbedenklich, soweit solche verarbeitet, mindestens zum Teil zur Ausfuhr wieder bereitgestellt werden können. Langfristige Kredite sind notwendig für wirkliche Verbesserungen der Anlagen, sie sind aber nur dann wahrhaft nützlich, wenn mit ihrer Hilfe der Geldnehmer so viel verdienen kann, wie für Verzinsung und Rückzahlung der geliehenen Summen erforderlich ist. Voraussetzung dafür sind genügende Zeitgewährung für Durchführung der Erneuerungsanlagen und deren rentable Inbetriebnahme.

Daß die Gewinnung solcher Kredite nicht leicht ist, hat noch die jüngste Verlautbarung der Phönix A.-G. für Berg-

Die Landwirtschaftliche Landesausstellung Sachsen, die in Dresden-Reick am 4. September eröffnet wurde: Blick auf das Ausstellungsgelände. (Phot. A. P. Walther, Dresden.)

Weinstube im Juliusspital in Würzburg. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von R. Koch-Zeuthen.

Das Juliusspital ist bekannt durch seine guten Frankenweine (Bocksbeutel), wie es von seinen eigenen Weingütern bezieht. Die Erträgnisse dieser Weingüter dienen zur Unterhaltung des 1576—1585 von Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn ausgeführten Hospitals.

Michael Balling,
Generalmusikdirektor in Darmstadt, der seit 1906 als Dirigent bei den Bayreuther Festspielen tätig war, † am 2. September im Alter von 62 Jahren.

Prof. Dr. Georg v. Mayr,
der Altmeister der Statistik, bedeutender Finanzwissenschaftler und Nationalökonom, † am 6. September zu Tutzing bei München im 85. Lebensjahre.

Alberto Vassallo di Torregrossa,
Erzbischof von Emosa, der neue päpstliche Nuntius in München, Nachfolger des ehemaligen Nuntius Pacelli.

Die neue große Brücke bei Hundwil im Kanton Appenzell (Schweiz), die unlängst eingeweiht wurde. Ihre Höhe beträgt 75 m, ihre Länge 219 m und ihre Breite 7,8 m.

Dr. Max Halbe,
namhafter Dichter, der besonders durch sein Drama „Jugend" bekannt geworden ist, feiert am 4. Oktober seinen 60. Geburtstag.

bau und Hüttenbetrieb erwiesen, die betont, eine stärkere Abdeckung der Schulden sei nicht möglich gewesen angesichts der Erfolglosigkeit der Bemühungen auf Abschluß eines größeren Auslandskredits. Auch der Mißerfolg der Anleihen von Krupp und A. E. G., deren Industrieobligationen nahe bei pari in der Union angeboten wurden und seitdem im Gegensatz zur Reparationsanleihe starke Kurseinbußen erlitten, ist als Warnungszeichen ernst zu nehmen. Am schwierigsten wird die Kreditgewinnung für kleinere, wenn auch gut fundierte Unternehmungen bleiben, die größeres Ansehen in Überseekreisen nicht genießen und mit ausländischen Stellen nicht in Geschäftsverbindung stehen. Sie werden auf die Vermittlung deutscher Banken, die für alle Regelfälle überhaupt mit der Kreditbeschaffung zu betrauen sind, da sie im Ausland guten Ansehens sich erfreuen und als Bürgen für richtige Verwendung der übergeführten Mittel dienen können, angewiesen bleiben.

Einzelne deutsche Städte, wie Berlin und Köln, in geringerem Umfange auch die Stadt München, haben Inhaberschuldverschreibungen in Amerika untergebracht, deren Betrag dazu dienen soll, Verkehrsunternehmungen, Kraftanlagen, Beleuchtungswerke der Städte auf zeitgemäße Höhe zu bringen. Die Verhandlungen, die auf eine Universalanleihe in Amerika in Höhe von 120 Millionen Dollar für die deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände mit Ausnahme der Großstädte abzielen, haben bisher nur dazu geführt, daß die in Frage kommende amerikanische Bankgruppe grundsätzlich sich bereit erklärt hat, eine solche Anleihe aufzulegen, ohne daß die einzelnen Bedingungen schon festgelegt werden konnten. Auch der für die deutsche Rentenkreditbank angestrebte Dollarkredit ist nicht so schnell, wie erhofft, zum Abschluß gekommen. In den Verhandlungen sind Stockungen eingetreten, und Schwierigkeiten, die sich aus Wünschen der Amerikaner nach Sicherheitsübereignungen ergeben, sind noch nicht überwunden.

Überschaut man die Problemlage, so ist leicht erkennbar, daß in Auslandskrediten nicht ein Allheilmittel für unsere Nöte zu sehen ist. Auslandskredite können der geschwächten deutschen Volkswirtschaft in ähnlichem Ausmaße nutzen wie Krücken einem körperlich Geschädigten, der zunächst nur mit ihrer Hilfe sich zu bewegen vermag, aber bei allmählich wiederkehrender Gesundung danach streben muß, sich ihrer wieder zu entledigen. Auslandskredite sind nur insofern wünschenswert, als sie in vernünftigem Ausmaß begehrt und nach Erlangung zielbewußt verwendet werden. Nur dann vermögen sie eine wohltätige Unterstützung für die Gesundung des deutschen Wirtschaftslebens zu gewähren, wenn wir gleichzeitig und erfolgreich uns bemühen, das heutige Mißverhältnis zwischen unseren Einnahmen und unseren Verpflichtungen aus eigener Kraft zum Ausgleich zu bringen und die Neubildung inländischen Betriebskapitals, die ohne ernste Sparsamkeit unmöglich bleibt, allmählich wieder in die Wege zu leiten.

Von der Eröffnung des Flugplatzes in Berchtesgaden am 6. September: Das erste Junkers-Flugzeug nach seiner Landung auf dem neuen Flugplatz. (Phot. Jos. Schmid, Berchtesgaden.)

Von den Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften, die am 5. und 6. September in Leipzig zum Austrag kamen. **Links:** Fräulein Gütschow-Dresden (×), die Siegerin im 100-m-Laufen der Frauenmeisterschaft. **Rechts:** Die Sieger im Deutschen Marathonlauf 1925 auf der 42 km langen Strecke Halle-Leipzig. Von links nach rechts: Schumann (Comet-Berlin, 3. Sieger); Hempel (S. C. Charlottenburg, 1. Sieger); Pohl (S. C. Charlottenburg, 2. Sieger).

Eine provisorische Verbandsstelle an der französischen Front. — Rechts oben: Spanische Truppenverstärkungen auf dem Wege zur Kampflinie. — Rechts nebenstehend: Anführer eines Streifkorps Eingeborener vor dem in Brand stehenden Dorfe eines marokkanischen Stammes.

Zu der französisch-spanischen Offensive in Marokko.

Von den großen italienischen Flottenmanövern bei Sizilien, an denen König Viktor Emanuel III. und Kronprinz Humbert teilnahmen: Das Unterseeboot „Veniero", das bei einer Übungsfahrt mit einer 61 Mann starken Besatzung in der Bucht von Syrakus gesunken ist.

Im Oval: Am Eröffnungstage der vom 6. bis zum 12. September abgehaltenen Messe: Der österreichische Bundespräsident Dr. Hainisch bei einem Besuch auf dem Meßgelände.

Links: Ein Protest gegen die englische Politik in Mesopotamien: Die Demonstration der in Berlin ansässigen Türken für den Anschluß des Mossulgebietes an die Türkei; während der Ansprache des Führers der Demonstration vor dem Botschaftsgebäude in Berlin. × Der türkische Botschafter. — Rechts: Von der diesjährigen Völkerbundstagung in Genf, in der auch die Mossulfrage zur Beratung steht: Blick in die Versammlung des Völkerbundsrates.

Aus dem Landgestüt Celle.

Mit Zeichnungen von Adolf Dahle.

Der moderne, ganz im Zeitalter des Motors lebende Großstadtbewohner ahnt es kaum, welche Fülle an herrlichstem Pferdematerial unsere staatlichen Gestüte auch heute noch bergen, ahnt nicht, daß die Landespferdezucht trotz Auto und Motorpflug unbeirrt fortschreitet, und daß z. B. der Pferdebestand der Großstadt Berlin nach der Zählung von 1924 in zwei Jahren um 4000 Stück, also auf 45000 gestiegen ist! Handel und Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft brauchen nach wie vor eine große Zahl von Pferden. Einen großen Impuls gab der Pferdezucht auch der nach dem Krieg gewaltig emporblühende Turniersport, der alljährlich durch zahlreiche Veranstaltungen im ganzen Reich einem großen Publikum die überragende Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit des deutschen Warmblutpferdes vor Augen führt. Die fachmännische Leitung der staatlichen Gestüte und deutscher Züchterfleiß haben es dahin gebracht, daß unsere Hochzuchtgebiete heute ein ausgezeichnetes „Leistungspferd“ herstellen, so vollendet schön in der Form, mit so glücklicher Vereinigung von Stärke, Nerv und Adel, wie man sie früher nur im irischen „Hunter“ ideal verkörpert glaubte.

Unter den staatlichen Gestüten nimmt das hannoversche Landgestüt Celle mit seinem Riesenbestand von 500 Hengsten einen wichtigen Platz ein. Seit bald 200 Jahren erfüllt es die Aufgabe, das große Hochzuchtgebiet von Hannover, das ein starkes und edles Warmblutpferd von großem Format herstellt, mit Vaterpferden zu versorgen. Alljährlich werden im Februar die 500 Landbeschäler auf mehr als 100 Deckstellen in der Provinz verteilt, wo ihnen bis zum Juli im ganzen etwa 30000 Zuchtstuten, meist aus bäuerlichem Besitz, zur Bedeckung zugeführt werden. Nach beendeter Deckperiode, etwa Mitte Juli, kehren die Hengste nach ihrem Standquartier in Celle zurück und werden hier — nachdem sie fünf Monate lang mehr ihrer persönlichen

Der prämiierte Hengst „Kiliar“.

Musterung.

Übermütige Hengste.

Neigung gelebt haben — in strenge Arbeit genommen. So ein erfahrener „Deckhengst“ muß erst wieder an Enthaltsamkeit und Ordnung gewöhnt werden; es gehört viel reiterliches Geschick, auch große Sorgfalt im Umgang dazu, um so viel Kraft und „Übermut“ zu bändigen. Für jeden Pferdefreund ist es ein hoher Genuß, diese wahrhaft königlichen Tiere mit ihren majestätischen, selbstbewußten Tritten in der Arbeit zu sehen. Da gehen stolze Viererzüge, dort trabt eine große Abteilung, zu zweien geordnet, in stolzester Haltung über den Reitplatz dahin, feurig, sprühend vor Kraft und Adel, ein packendes Bild voll lebendiger Energie! Im Gestütshof bzw. in der Reitbahn löst eine Abteilung die andere ab. Hier gilt es, in militärischer Ordnung die Reitausbildung junger Gestütswärter zu fördern; anschließend wieder sind fortgeschrittene Reiter mit dem Zureiten junger Hengste beschäftigt. Es werden besonders glanzvolle, reiterlich vorzüglich geförderte Abteilungen zusammengestellt, Quadrillen zu Pferde werden eingeübt, es wird „gemustert“ — denn in jedem Herbst gibt es eine öffentliche „Hengstparade“, zu der Freunde der Zucht wie auch die Züchter selbst aus der ganzen Provinz herbeieilen, um Heerschau zu halten über das staatliche Hengstmaterial, die Elite der seit Generationen nach reinen Blutlinien auf der heimatlichen Scholle betriebenen Zucht. Stolz und Freude strahlen da von den Gesichtern — Züchterfreude, Züchterstolz! Diesen großen Hengstbestand hinsichtlich der Qualität immer auf der gleichen Höhe zu halten oder möglichst noch zu verbessern, ist eine Hauptaufgabe des Gestütsleiters, an dessen züchterisches Verständnis, Geschmack, Sachkenntnis und Sorgfalt daher die größten Anforderungen gestellt werden. Um den Ersatz für das Landgestüt sicherzustellen, kauft der Landstallmeister von Celle aus den besten Zuchtbezirken der Provinz jährlich etwa 100 ausgesucht gute Hengstfüllen, deren Aufzucht in dem ihm gleichfalls unterstellten Hengstaufzuchtgestüt Hunnesrück im Solling mit seinen gepflegten, kalkreichen Weiden sorgfältigst betrieben wird. Dreijährig kommen die jungen Hengste dann unter den Reiter und werden nach kurzem Training zur „Musterung“ vorgestellt. Eine Kommission von Sachverständigen entscheidet in strengster Auswahl über ihre Eignung als Landbeschäler. Die für Zuchtzwecke nicht tauglich befundenen kommen als Wallache zur Auktion. So erlangen schließlich von den einstmals 100 besten Hengstfüllen nur etwa 50 die Qualifikation als Landbeschäler. Dabei wird — wie auch schon beim Ankauf der Füllen — mit großer Sorgfalt auf die Erhaltung und Fortführung der wichtigsten und bewährtesten Stämme und Blutlinien geachtet. Diese Hengstlinien sind nach ihren Stammvätern benannt, wie z. B. die „Norfolk“-Linie, die „Honorat“-Linie, die „Neckar“-Linie, die „Amurath“-Linie (zauberhaft schöne, hochedle Schimmel mit arabischem Blut), die „Flick“-Linie und die edle „King“-Linie, von der wir einen Vertreter in dem hier abgebildeten Hengst „Kiliar“ sehen. Es liegt viel Glanz auf seinem tiefschwarzbraunen Fell. Er ist ein schönes, in mittelgroßem Rahmen stehendes Pferd von selten harmonischem Körperbau, mit edlem, ausdrucksvollem Kopf und Hals, bedeutender Schulter, guter Rippenwölbung und langer, vorzüglich bemuskelter Kruppe mit hochangesetztem, schön getragenem Schweif. Die Gelenke und Sehnen sind trocken und straff und zeichnen sich klar durch die äußere Haut ab. Der Hengst geht ausgesprochen regelmäßig, elastisch und schwungvoll mit raumgreifenden hohen Tritten und besitzt — wie auch alle seine Kinder — ein goldiges Temperament, das ihn zum Reit- und Wagendienst gleich gut geeignet macht. Dr. B.

Der Deckhengst.

Reitstunde im Gestüt Celle. Im Hintergrund die Reitschule aus der Zeit des Königs Ernst August von Hannover.

Nach einer Zeichnung von Adolf Dahle.

Wiener Tänzerinnen

Maria Mindszenti, ein reizender Filmstar.

Ilona Karolewna. (Phot. D'Ora, Wien.)

Hedy Pfundmeyer als Nonne in der Marienlegende „Das Mirakel“ bei den Salzburger Festspielen. (Phot. Rudolf Koppitz, Wien.)

Links: Gusti Pichler, die Prima ballerina der Wiener Oper, inmitten ihrer Partnerinnen. (Phot. Franz Setzer, Wien.) — Rechts: Bala Moro in einem Blumenkleid. (Phot. Zimbler, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(3. Fortsetzung.)

Avellanda war in einer bösen Notlage. Seine Blicke glitten hilfesuchend durch das Zimmer, und wieder rettete ihn ein glücklicher Einfall: Er erhob sich, schritt hinüber zu dem kleinen runden Tischchen, das in der Ofenecke stand, und nahm von dort die letzte Abendausgabe der „Times".

„Erlauben Sie?" fragte er, indem er die Zeitung auseinanderfaltete und in den Spalten nach einem bestimmten Bericht suchte.

Das Mädchen sah seinem Tun wortlos und erstaunt zu. Sie nickte, und nach einer Weile näherte Avellanda sich ihr, wies ihr das Blatt hin und sagte:

„Wollen Sie dies hier, bitte, lesen!"

Sie tat, wie ihr geheißen, und nahm das Blatt zur Hand. Ihr Gesicht war ruhig, erstaunlich ruhig in dieser bedenklichen Lage, aber man sah ihr dennoch an, welch große Überwindung es sie kostete, ihre Erregung nicht zu zeigen. Sie beugte sich über die Zeitung und las aufmerksam die Stelle, worauf Avellanda den Finger gerichtet hielt.

In diesem Bericht war die Rede von einem irischen Freiheitskämpfer, der während des Krieges von England des Hochverrats angeklagt worden und nach Amerika geflohen war. Vor einiger Zeit, so hieß es wenigstens in dem Bericht, sei er zurückgekehrt, denn er sei in London von Bekannten gesehen worden. Die Polizei fahnde auf ihn. Der Mann hieß Flaghertie O'Wills. Die Zeitung sprach die Befürchtung aus, daß O'Wills nach England zurückgekommen sei, um seine einflußreiche Persönlichkeit und seine ziemlich reichen Mittel abermals in den Dienst der irischen Freiheitsbewegung zu stellen.

Diesen Zeitungsbericht hatte Avellanda am vergangenen Abend nur mit halber Aufmerksamkeit gelesen; jetzt rettete er ihm das Leben.

Die Fremde hob den blonden Kopf und sah Avellanda durchdringend und mit eingehendem Forschen an:

„Sie wollen sagen, daß Sie dieser Flaghertie O'Wills sind, der von der Polizei verfolgt wird?"

Und er bestätigte, indem er ihren Blick fest erwiderte:

„Ja, ich bin Flaghertie O'Wills."

Etwas wie Stolz klang aus seiner Stimme, und die Fremde antwortete, indem sie seinen Blick freigab:

„Ich glaube Ihnen!"

„Sie verraten mich nicht?" jubelte Avellanda gedämpft auf.

„Nein, ich verrate Sie nicht."

Abermals versuchte er, ihre Hand zu ergreifen, auch jetzt duldete sie es nicht. Sie blickte ihn wieder an und fragte:

„Wollen Sie mir sagen, was nun mit Ihnen werden soll? Ich kann mich doch unmöglich in eine Gefahr begeben — Ihretwegen!"

Avellanda lächelte.

„Ihnen droht keine Gefahr. Beruhigen Sie sich darüber vollkommen! Man hat meine Spur verloren und wird sie nicht wiederfinden. Morgen früh — oder vielmehr heute früh — werde ich mich von Ihnen verabschieden und Ihnen noch einmal für Ihre große Güte danken. Oder —"

Sie errötete.

„Oder —?" fragte sie unvorsichtig und neugierig.

Avellanda schwieg einen Augenblick, dann setzte er sein jungenhaft freimütiges Lächeln auf, das so leicht Eingang fand in alle Herzen, und er erklärte:

„Ich muß England morgen verlassen. Meine Papiere sind in Ordnung, und der Weg ins Ausland ist offen. Ich gehe nach Paris. Werde ich Sie jemals wiedersehen — unter glücklicheren Umständen als heute?"

Sie machte ihre Unvorsichtigkeit von vorhin wieder gut, zuckte die Achseln und gab keine Antwort.

Er aber wiederholte:

„Werde ich Sie jemals wiedersehen? Oh, ich bitte Sie darum! Sie haben mir einen so großen Dienst erwiesen. Darf ich wenigstens erfahren, wer Sie sind, und wie Ihr Name ist? Sie sprechen das Englische nicht wie eine Engländerin, auch nicht wie eine Amerikanerin. Wollen Sie mir sagen, wer Sie sind?"

„Ich bin eine Deutsche."

„Also gewissermaßen eine Verbündete Irlands?" gab er lächelnd zurück. „Und wie darf ich Sie nennen?"

Sie schüttelte den Kopf und nannte ihren Namen nicht.

„Begnügen Sie sich damit, zu wissen, daß ich eine Deutsche bin und mich wirklich den Iren verbündet fühle, daß ich Ihnen ohne Reue Unterschlupf gewähre. — Am Morgen aber gehen Sie, und wir werden uns nicht mehr wiedersehen!"

Wie willensstark und sicher diese kleine Dame sprach! Sie war bestimmt nicht viel über zwanzig Jahre alt und sah eigentlich noch aus wie ein unwissendes Kind. Ihre Sprache und der Ton überraschten. Jedenfalls hatte sie sich sehr in der Gewalt und ließ sich nicht so leicht anmerken, welche Verwirrung in ihr war. Dann und wann verrieten das zwar ihre Augen, nicht aber ihr Mund.

„Sie reisen nach Deutschland zurück?" nahm Avellanda seinen hoffnungslosen Versuch wieder auf, die Fremde zu einem versöhnlicheren Ton zu bekehren.

„Ja."

„Sie sind schon längere Zeit in London?"

„Nein."

„Also nur auf der Durchreise?"

„Ja."

Er sah sie verschmitzt und etwas traurig an.

„Oh, warum antworten Sie so kurz? Ist es so unverzeihlich, daß ich um meines Vaterlandes willen verfolgt wurde, bei Ihnen eindringen mußte wie ein Dieb und Ihnen doch nichts weiter stahl als ein paar Stunden Ruhe?"

„Nein, nein!" versicherte sie verwirrt.

„Nun also! Darf ich Sie also noch einmal fragen, wann Sie reisen?"

Man sah es ihr an, daß sie auch jetzt noch nicht antworten wollte, und als sie es dann doch tat, fühlte Avellanda seinen langsam emporwachsenden Sieg.

„Ich reise morgen mittag."

„Über Vlissingen?"

Wieder antwortete sie erst nach innerlichem Sträuben.

„Nein, nicht über Vlissingen."

„Sondern?"

Hoffnung und Freude schwangen in seiner Frage.

„Ich wollte auf einem Umweg über Paris heimkehren", bekannte sie schüchtern, und zwangsmäßig war sie ihm mit dieser Antwort unterlegen.

„Dann können wir ja zusammen reisen!" rief er ohne weiteres.

Sie wehrte erschrocken ab:

„Nein! Unter keinen Umständen!"

„Ich werde nicht aufhören, Sie darum zu bitten!"

Sie zuckte verlegen die Achseln, und er fuhr fort, auf sie einzureden:

„Darf ich Sie dann wenigstens in Paris wiedersehen? Erlauben Sie mir doch wenigstens das! Lassen Sie mich Ihnen unter glücklicheren Umständen meinen Dank sagen für die große Güte, die Sie mir erwiesen haben!"

Sie zauderte und sagte nach einer Weile in dem gleichen kalten Ton, den sie vorhin schon angeschlagen hatte:

„Schweigen Sie still, und sprechen wir nicht mehr davon!"

Er sah sofort ein, daß es unklug wäre, den Bogen zu überspannen; aber schon jetzt war er fest davon überzeugt, daß er in wenigen Stunden mit dieser unbekannten deutschen Dame auf dem Wege nach Paris sein würde.

Er verharrte einige Zeit in rücksichtsvollem und anscheinend bedrücktem Schweigen. Wenigstens täuschte er dieses Bedrücktsein gut vor. Innerlich war er voll größter Heiterkeit über das angenehme Spiel, das er begonnen hatte. Ganz genau sah er die Entwicklung voraus. Welch ein verlockendes Abenteuer war es doch, in das er so unvorhergesehen verstrickt worden war! Wie reizvoll war es, und wie schnell ließ es ihn die Gefahr vergessen, worin er sich noch vor einer Viertelstunde befunden hatte. Was davon in seiner Seele zurückgeblieben war, ließ ihm diese Bekanntschaft und dieses Abenteuer nur um so angenehmer und reizvoller erscheinen. Mit seiner ganzen übermütigen Jugendlust gab er sich ihm hin.

Die Kleine war schön, und je länger er sie betrachtete, um so schöner fand er sie. Sie hatte hochgeschwungene, dunkle Augenbrauen. Ihre Stirn war klar, von keiner kleinsten Falte verunziert. Ihre Wangen waren rosig und frisch wie die eines Kindes. Wenn sie lachte, würden sich sicherlich Grübchen darin zeigen. Aber sie lachte nicht; sie sah vielmehr ganz streng und unerbittlich drein. Wie rührend diese Strenge war, wie wenig sie in dieses Gesicht paßte!

Avellanda sah das junge Fräulein an, und er verlor sich allgemach in Sinnen. Wo hatte er schon einmal ein ähnliches Gesicht gesehen, das in gleicher Weise auf ihn gewirkt hatte? Er sann nach, grübelte und erinnerte sich plötzlich an Hitta Lund, an die schwedische Bildhauerin, in die er einmal — einen trüben närrischen Sommer lang — verliebt gewesen war, und die ihn mit unaussprechlichem Hochmut behandelt hatte. Ja, an jene Schwedin, die kühl und unberührbar war wie die Steinbilder, unter denen sie lebte, erinnerte ihn diese junge Deutsche. Aber was bei der Schwedin Reife gewesen war, war hier noch knospende Frische, keusche Unschuld. Ein wenig begierig nach neuem Wissen sahen ihre Augen ihn an, und ihr Blick wich ihm aus, wie auf beschämender Tat ertappt, wenn er sich in dem seinigen verfing. Dann errötete sie wohl und strich verwirrt irgendeine nicht vorhandene Falte in ihrem einfachen Kleide glatt.

„Ich habe einmal eine Frau gekannt, die Ihnen ähnelte", sagte er andächtig und wußte nun selbst nicht mehr, ob die Empfindung, mit

der er sprach, echt oder gespielt war. „Es war eine Schwedin, die sah Ihnen sehr ähnlich — ich habe sie geliebt —“

Des Mädchens Brauen runzelten sich.

„Verzeihen Sie!“ fügte er rasch hinzu. „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das sagte und es so sagte. Aber ich mußte eben an jene Frau denken und an den Tag, da ich sie zum erstenmal sah. Ich habe es nicht vergessen, weil ich es nicht vergessen konnte: Es war in Rom. Sie fuhr die Via Creszencia hinunter zur Piazza Cavour, wo sie damals wohnte. Sie fuhr in einem offenen Wagen und war allein. Ganz in Weiß war sie gekleidet, und auch Sie müßten weiß gekleidet sein. — Dann sah ich sie zum zweitenmal auf dem Platz vor dem Quirinal. Es war mitten in der Nacht, und die Studenten brachten ihrem König und ihrem Diktator einen Fackelzug. Ja — da sah ich sie zum zweitenmal. Sie war so blond wie Sie, so schlank wie Sie —“

Seine Stimme klang noch nach, als wollte er weitersprechen, aber er brach ganz plötzlich ab, zerschnitt mit der Rechten die Luft und lachte.

Ziemlich unvermittelt fragte das Mädchen ihn: „Sie kennen Rom?“

„Ja“, antwortete er ohne Aufmerksamkeit.

Sie lächelte sehnsüchtig.

„Wie sind Sie zu beneiden!“

Er verstand nicht sogleich, weshalb er zu beneiden war. Daß er Rom kannte, war doch nichts Erstaunliches. Aber dieses kleinen Fräuleins Neid forderte es doch heraus.

„Wann waren Sie in Rom?“

„Zum letztenmal vor einer Woche.“

„Ah, Sie kommen aus Italien?“

Ja, er käme aus Italien, aus Genua, um ganz genau zu sein.

Diese Antwort war eine Unvorsichtigkeit. Avellanda hatte im Augenblick, in der Erinnerung an seine Schwedin, ganz vergessen, daß er ja nicht Ruiz Avellanda, der Hoteldieb, sondern Flaghertie O'Wills, der irische Freiheitskämpfer, war. Aber er machte seine Unachtsamkeit, auf die er sich noch schnell genug besann, sofort durch einen Schwall von erklärenden Worten gut. Zudem hatte er nun begriffen, wie er die Aufmerksamkeit der jungen Dame gewinnen konnte. Sie hatte brennende Sehnsucht nach der großen Welt, nach dem lachenden Leben, und es bangte ihr ganz gewiß vor der Rückkehr in die enge Heimat.

Avellanda erzählte erst von Italien, dann kam er auf seine anderen Reisen zu sprechen, erzählte von seinen Kreuz- und Querfahrten in zehn langen Jahren durch die ganze weite Welt. Oh, er kannte unseren Planeten, und er liebte ihn mit allem, was darauf war, weil er ja selbst ein Stückchen dieser Erde war. Aus seinen Worten sprach all die Lust, mit der er die Länder durchstreifte, die Meere durchquerte, sprach sein Verlangen nach den Geschöpfen dieser Welt.

Nicht als Weiser sprach er, der über den Dingen steht. O nein, er fühlte sich mitgerissen in das wirbelnde, bunte, tolle, unwahrscheinlich verwickelte Durcheinander, in die abenteuerlichen Kämpfe, in die versengende Lebenslust, die alle Geschöpfe beseelt, die auf dieser besten aller Welten leben.

Von tausenderlei Dingen und Erlebnissen sprach Avellanda während dieses heraufgrauenden Morgens zu dem unbekannten jungen Mädchen. Er sprach gut, anschaulich und mitreißend. Er fühlte das selbst, er brauchte sich nicht erst die Bestätigung dafür aus den Augen seiner Zuhörerin zu holen. Ganz hingegeben war sie seinen Worten. Zuweilen sah sie ihn an, und in ihrem Blick brannte das Verlangen, hinter seine Stirn sehen und das alles dort lesen zu können, was er lächelnd verschwieg. Und einmal schlich sich etwas wie Trauer in ihren Blick. Ihre Hände, die sie so fest im Schoße gefaltet hielt, daß sie an den Knöcheln weiße Flecke zeigten, erschlafften. Ihre Lippen verzogen sich zu einem trüben Lächeln.

Woran dachte sie?

Sie verglich ihre eigene bescheidene Reise, die dem Besuch einer alten Dame gegolten hatte, diesen kleinen Abstecher nach Schottland, auf den sie ursprünglich so stolz gewesen war, mit diesen Kreuz- und Querfahrten, von denen sie eben gehört hatte.

Und sie dachte weiter: Morgen werde ich mit ihm nach Paris reisen und dann allein nach Hause fahren. Er aber wird seine fröhlichen, ungebundenen Wanderungen fortsetzen, wird heute hier, morgen dort sein, wird schauen und schauen dürfen, was mir immer und immer versagt bleiben wird. Wenn ich zu Hause auf unserer kleinen Veranda sitze und einmal aufblicke von meinem Buch oder der Stickerei und hinübersehe auf den Wald und die See, dann wird er irgendwo in der weiten Welt sein, vielleicht am Lido, vielleicht wird er an der Reling eines Ozeandampfers lehnen, mit einer Frau plaudern und zusehen, wie das Wasser am Schiffsrumpf zerspritzt. Irgendwo wird er sein, wohin ich niemals komme; irgend etwas wird er erleben, was ich niemals erleben werde; irgendein Abenteuer wird er bestehen, von dem ich niemals hören werde, ein Abenteuer um eine schöne Frau oder ein edleres: um sein Vaterland. — In einem Tage oder in zwei trennen sich unsere Wege in Paris. Ich gehe in meine Welt zurück, die so winzig klein ist — er geht in seine große, darin die Wege niemals ein Ende finden.

Das alles dachte sie voll tiefer Bitterkeit, und sie erinnerte sich kaum noch daran, daß sie sich vorhin geweigert hatte, sich ihm auf der Reise nach Paris anzuschließen. Ihr früherer Entschluß war von ihr nicht allein deshalb vergessen worden, weil sie Flaghertie O'Wills näher kennengelernt zu haben glaubte; es war vielmehr etwas von der Abenteuerlust, von der munteren Unbedenklichkeit, die aus ihm redete, auf sie nun übergegangen. Nur einmal wollte sie teilhaben an einem solchen Leben, nur einmal davon kosten, nur einmal sich daran satt trinken, bevor sie sich in der Einförmigkeit und der tödlichen Stille ihrer Heimat für immer begrub. —

Es wurde Morgen. Avellandas Uhr zeigte die achte Stunde. An den mattgrünen Vorhängen des Fensters spielte das grauverhangene Licht eines trüben Londoner Apriltages.

Das junge Fräulein stand auf, schaltete die Lampen der Deckenbeleuchtung aus und zog die Vorhänge von den Fenstern zurück. Auch Avellanda hatte sich erhoben. Hinter dem Rücken seiner Gastgeberin dehnte und reckte er sich ein wenig und stand dann wieder in seiner gesammelten, gefälligen Haltung vor ihr, als sie sich umwandte. Sie hatte ein verlegenes Lächeln auf den Lippen, als käme ihr erst jetzt, inmitten des plötzlichen Schweigens und beim Lichte des grauenden Morgens, das Bedenkliche ihrer Lage wieder zu Bewußtsein.

„Nun haben wir die halbe Nacht verplaudert,“ sagte Avellanda, „und ich habe es ganz versäumt, Sie noch einmal zu bitten, mir Ihren Namen zu nennen, und ich habe es außerdem versäumt, meine Bitte zu wiederholen, Sie in Paris wiedersehen zu dürfen. Sie geben mir jetzt eine günstigere Antwort als vorhin, nicht wahr?“

Er trat einen Schritt auf sie zu, und sein Blick fing den ihren auf. Sie war ganz ernst geworden, als hinge unendlich viel und unendlich Schweres von ihrer Antwort ab.

„Wir fahren gemeinsam nach Paris?“ fragte er zuversichtlicher. „Bitte!“

„Ja!“ lächelte sie. „Einverstanden!“

Das sollte frisch und unbedenklich klingen; aber eine Überwundene sprach die Antwort aus.

„Ich danke Ihnen sehr!“ sagte er leise und mit solcher ernsthaften Wichtigkeit, als habe sie ihm ein großes Geschenk gemacht. Er beugte sich nieder und küßte ihre Finger. „Darf ich nun auch wissen, wie Sie heißen?“

Er hatte diese Worte in einem sonderbaren, klingenden Deutsch gegesprochen, einen rührenden Klang hatte diese unbeholfene Aussprache für sie.

Aber sie nannte ihren Namen noch immer nicht.

„Sehen Sie,“ begann er ihr zuzureden, „ich brauchte mich doch nur unten zu erkundigen, und man würde mir sagen, wer Sie sind, wie Sie heißen, woher Sie kommen; alles würde ich erfahren, was ich wissen will!“

„Sie werden sich nicht erkundigen!“

„Nein, aber — so nennen Sie mir doch Ihren Namen!“

„Gut! Aber nur meinen Vornamen!“

„Ja.“

„Ich heiße Hella.“

Sie mußte erröten und wußte nicht, weshalb.

Er aber wiederholte mit deutlicher Zärtlichkeit: „Hella!“ Dann lachte er kurz auf. „Weshalb fragte ich Sie überhaupt nach Ihrem Namen? Warum kannte ich ihn nicht schon, als ich Sie nur sah und dann mit Ihnen sprach? Wie konnten Sie anders als Hella heißen!“

Wieder zeigten sich Falten des Unmuts auf ihrer Stirn, aber seine Miene war so ehrlich, und er sah sie so ganz ohne Lüge an, daß sie sich bemühte, in sein heimliches Lachen einzustimmen. Ihr Mißtrauen schwand ebenso schnell, wie es gekommen war. Wer konnte mißtrauisch sein gegen Flaghertie O'Wills?

Aber seine Heiterkeit verflog rasch wieder.

„Stehen Ihre Reisepläne für Paris schon unumstößlich fest?“ fragte er.

„Ich wollte heute abend in Paris sein.“

„Haben Sie etwas einzuwenden, wenn wir mit einem Framan-Goliath nach Paris fliegen? Es ist bequemer, schneller und einfacher.“

„Im Flugzeug?“ fragte sie erschrocken.

„Was entsetzt Sie daran so sehr?“

Er hatte seine guten Gründe, die Luftreise zu empfehlen: Aus Erfahrung wußte er, daß man die Papiere der Luftreisenden weniger sorgfältig und mit größter Rücksichtnahme prüfte. Und er mußte vorsichtig sein. Außerdem mußte Hella so schnell wie möglich aus dem Arminsterhotel und aus London entfernt werden, damit sie keine Gelegenheit hatte, zu erfahren, welchen Fang die Polizei heute nacht hier gemacht hatte. Gar zu leicht hätte ihr Verdacht rege werden können, daß er mit Swanney in irgendeinem Zusammenhang stand. Zwar stellte er bei sich selbst die beruhigende Erwägung an, daß das Hotel und dessen Angestellte alles tun würden, um den Aufenthalt und die Verhaftung eines gefährlichen Verbrechers in ihren Mauern zu verschweigen. Aber es war doch nicht ganz unwahrscheinlich, daß irgend etwas von den unliebsamen Ereignissen der Nacht dem kleinen Fräulein zu Ohren kam.

Hella war wirklich über die vorgeschlagene Luftreise entsetzt, und sie versuchte, ihr mit allerlei Ausreden zu entgehen. Die Fahrt sei sicherlich sehr teuer. Das redete ihr Avellanda aus. — Aber man könne doch wohl luftkrank werden? — Unsinn, man fährt in der Luft wie auf Parkett.

„Ja, aber —“

Ihre Einwendungen waren erschöpft, zumal sie selbst sehr neugierig auf die Luftreise zu werden begann.

„Das Flugzeug fährt zwanzig Minuten nach neun von South Croydon ab. Dorthin fahren Sie mit einem Auto. Einverstanden?“

(Fortsetzung folgt.)

Sibirischer Tiger. Nach einem Aquarell von Carl v. Dombrowski.

Die alte Kunst des Bogenschießens in China. / Von K. S. Kid, Peking.

Der Schütze, in der alten Zeremonialtracht, macht vor dem Richter den Kotau. Verschiedene Pfeile sind hinter den Gürtel gesteckt. Den Bogen hält der Schütze in der linken Hand, den ersten Pfeil in der rechten.

Der Schütze schickt sich zum Schuß an, den Blick auf das Ziel gerichtet.

Der Bogen gespannt.

Das Schießen mit dem komplizierten „zusammengesetzten Bogen" ist eine schwere Kunst, die aufzunehmen aber den interessierten Sportkreisen Europas empfohlen sei, in denen man zwar das Schießen mit dem Langbogen pflegt, den zusammengesetzten Bogen aber kaum dem Namen nach kennt. Leicht würde es allerdings nicht fallen, geeignete Lehrmeister dafür zu finden, denn auch in China gibt es nur noch wenige, die diese ritterliche Kunst üben. Zwar erschienen noch im Chinesisch-Japanischen Krieg ganze Truppenteile mit Bogen und Pfeil, und selbst während der Boxerunruhen spielte der Bogen noch eine Rolle als Waffe. Die Unzulänglichkeit dieses Geräts gegenüber den modernen Feuerwaffen war aber so ersichtlich, daß mit einem Schlage alle Bogen verschwanden. Leider sind bisher alle Bestrebungen, den Bogen als Sportgerät zu erhalten und das Bogenschießen zu einem wahrhaft nationalen Sport Chinas zu entwickeln, gescheitert. Dies ist zu bedauern, denn es gibt kaum einen anderen Sport, der derart Körper und Auge schult wie das Schießen mit dem Bogen, und das feine alte Zeremoniell des chinesischen Bogenschießens bildet eine hohe Schule des Anstands, die der jungen Generation von Herzen zu wünschen ist. — Nur nach innerer Sammlung und äußerer Reinigung, angetan mit der alten Zeremonialtracht, darf der Schütze Bogen und Pfeil zur Hand nehmen. Mit abgemessenen Schritten nimmt er seinen Platz ein und kniet vor dem Richter nieder. Er erhebt sich wieder und nimmt den Bogen zur Hand, den er, mit einem Bein hineintretend, spannt. Kraft und Geschick sind notwendig, denn der Bogen wird seiner Ruhelage entgegengespannt und dreht und windet sich in einer nicht gewohnten oder auch nur unsicheren Hand. Dem Köcher werden verschiedene Pfeile entnommen und hinter den Gürtel gesteckt, unter dem auch das Ende des Zopfes eingeklemmt liegt, um den Schützen, der volle Bewegungsfreiheit braucht, nicht zu stören. Ein Zeichen des Richters, und der ruhig dastehende Schütze kniet wieder nieder und macht, den Bogen in der Linken, den ersten Pfeil in der Rechten, den tiefen Kotau; ein prächtiges Bild, malerisch und voll Würde. Ein Wink des Richters, und er steht wieder auf, Bogen und Pfeil in der Hand, den Blick dem Ziel zugewandt. Er schreitet seitlich aus, die Linke hält den Bogen seitlich quer am Leib, die Rechte legt den Pfeil an. Beide Hände heben sich gleichzeitig, und Daumen, Mittel- und Ringfinger der Rechten fassen scharf die Sehne, Daumen und Zeigefinger zu gleicher Zeit den gefiederten Pfeil, indem sie dabei seine Kerbe an die Sehne pressen. Der Pfeil selbst liegt auf dem Daumen der den Griff des Bogens umklammernden Linken und gleitet auf ihm und an dem die Richtung gebenden ausgestreckten Zeigefinger entlang zurück fast bis zur Spitze, während der Bogen mit langsamem und gleichmäßigem Zug gespannt wird. Zum Schusse fertig! Hin saust der Pfeil, und mit scharfem Klang fliegt die Sehne an den halb gespannt bleibenden Bogen zurück. Keinen Blick darf der Schütze dem Pfeil nachsenden. Mit Vierteldrehung wendet sich der Schütze dem Richter zu und grüßt ihn mit einer tiefen Verbeugung, bis das rechte Knie den Boden berührt. Das Urteil liegt beim Richter.

Jede Bewegung ist genau vorgeschrieben, jeder Schritt, jede Bewegung gezählt und gemessen. Ruhe und Sicherheit zu geben, ist Zweck des Bogenschießens, und er wird, oder sagen wir besser, er wurde bei dieser Übung im vollsten Maße erreicht.

Nach Abschuß des Pfeiles.

Haltung der Hände beim Bogenschießen.

Verbeugung des Schützen nach dem Schuß vor dem Richter, von dem er das Urteil erwartet.

Rheinisches Wirtschaftsleben: Im Industriehafen zu Köln.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Der Naturschutzpark in den Hohen Tauern Salzburgs.

Von Forstrat i. R. Ing. J. Podhorsky.

Noch wenig ist der österreichische Naturschutzpark in den Hohen Tauern bekannt. Mit etwa 250 km im Geviert soll er einer der ausgedehntesten Parks Mitteleuropas, ja, Europas werden, denn die dort zu schützenden oder wieder anzusiedelnden Wildarten, wie Steinadler, weißköpfiger Geier, dann auch der Steinbock, werden ein größeres Strich- bzw. Wohngebiet benötigen, in dem sie auch die nötige Ruhe zu ihrer Entwicklung finden können. Sein Gebiet erstreckt sich derzeit schon als gesetzlich geschütztes „Pflanzenschongebiet“ über die oberen Talabschlüsse dreier der wildesten, zum Teil aber auch anmutigsten Tauernhochtäler, nämlich des Stubachtales mit der von der Wasserkraftausnutzung völlig verschont bleibenden, weltabgeschiedenen Dorfer Öd (einem Seitental) und der beiden Quellbäche, aus denen sich die bei Mittersill in die Salzach mündende Felberache zusammensetzt: der Ammertaler Öd (östlich) und des Ursprungsgebirges (Hochkar) der eigentlichen Felberache (westlich). Hierzu wurde in letzter Zeit noch das dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein gehörige Großglocknermassiv samt dem größten Gletscher der Ostalpen, der „Pasterze“, angegliedert, so daß sich der Alpenpark im wesentlichen als zusammenhängendes hochalpines Gelände, ausgehend von der höchsten Erhebung der deutschen Ostalpen, darstellt. Ein Wildschongürtel an dessen nördlicher Begrenzung, also talauswärts, soll ihn vervollständigen. Man kann ihn auch ohne besondere touristische Kenntnisse, soweit man im Vegetationsbereich bleiben will, seiner ganzen Länge nach, d. i. vom Schwarzkarl- und Tauernmoossee im östlichen Stubachtal bis zur St. Pöltener Hütte am Felbertauern und bis zum „Freigewänd“ oberhalb des idyllischen Hintersees im Felbertal, durchwandern, ohne den Umweg ins Salzachtal hinaus machen zu müssen. Die hierbei zu überschreitenden Talscheiden (Gebirgssättel), in der Glanzscharte mit 2354 m Seehöhe gipfelnd, gewähren umfassende Einblicke in den Bau und die Vegetationsbedeckung der betreffenden Talgelände und prachtvolle Rundsichten über das Hochgebirge. In ersteren bilden hauptsächlich der Wald und die obere Baumgrenze das Interesse des Naturfreundes. Infolge seiner großen Entlegenheit und Unzugänglichkeit konnte jener sich bisher nahezu vollständig in seiner hehren Urwüchsigkeit und Unberührtheit vor menschlichen Eingriffen erhalten. Nur sein nach aufwärts vorgeschobener Gürtel, der an und für sich in der „Kampfzone“ der vegetationsfeindlichen Naturkräfte liegt (Sturm, Schnee, Lawinen), war schon seit undenklichen Zeiten, solange eben die Alpsweide (Almenbetrieb) von der einheimischen Landbevölkerung ausgeübt wird, durch die Viehweide selbst, aber auch durch den Holzbedarf der Almwirtschaften stets mehr oder weniger gefährdet. Kein Wunder, wenn wir daher manchmal noch hoch über den letzten aufgelösten Waldausläufern vereinzelte Wetterzirben oder verkrüppelte, uralte Lärchen oder Fichten antreffen, die uns sagen, daß wahrscheinlich auch hier einmal Wald stand!

Der Grünsee im Stubachtal. Nach einem Aquarell von J. Podhorsky.

Der Naturschutz, durch das österreichische Forstgesetz in dem Streben nach Erhaltung wenigstens des heutigen oberen Waldgürtels unterstützt, findet hier andererseits in den Bestimmungen des Alpschutzgesetzes, das zur nachhaltigen Bewirtschaftung aller bisherigen Almen zwingt, eine gewisse Grenze seiner Tätigkeit. Um diesen Widerstreit der Interessen möglichst auszugleichen und aus anderen Erwägungen heraus sah sich der Verein Naturschutzpark in Stuttgart (der österreichische Verein gleichen Namens hat in letzter Zeit sich an der Tätigkeit für die Errichtung dieses Parks leider nicht mehr beteiligt) veranlaßt, zunächst mehrere solcher Almen, derzeit sechs, anzukaufen. Sie werden auch — im Wege der kurzfristigen Verpachtung an einheimische Landwirte — im Sinne des Alpschutzgesetzes nach wie vor bewirtschaftet. Die Erpachtung der dortigen Waldungen, die sich zum weitaus größten Teil im Eigentum des österreichischen Bundesstaates befinden und, wie gesagt, noch fast gänzlich dem fortschrittlichen Betriebe entrückt sind, wird vom obigen Verein zwar bereits seit Jahr und Tag angestrebt, ist jedoch — zum Teil wohl auch wegen der geplanten Reform der Verwaltung der Bundesforste — bis heute noch nicht zur Tat geworden.

Diese Wälder, größtenteils aus Fichte, in den oberen Beständen hauptsächlich aus Zirbe (Arve) und Lärche bestehend, bilden in ihrer Zusammensetzung und eigentümlichen Anschmiegung an die zahlreichen, zum Teil uralten Bergstürze, in ihrem charakteristischen, durch den ununterbrochenen feinen Wasserstaub der herabstürzenden Bäche geförderten, üppigen Wachstum das Hauptjuwel des Parkes. Der Artenreichtum ihrer Moose und Flechten übertrifft zusammen mit jenem der übrigen nördlichen Tauerntäler den aller anderen Länder Europas (nach v. Sauter). Nicht unzutreffend ist zum Beispiel der Wald in der Weitenau (Ammertaler Öd) „Zauber- oder Märchenwald“ genannt worden. Seltsame Felsgebilde entragen ihnen, da und dort noch von hohen, verwitterten Zirben gekrönt oder von anspruchslosen Flechten- oder Algenpolstern mit bunten Farben übermalt.

In diesen Wäldern hausten einst Bär und Wolf, Lux und vielleicht auch Wildkatze; hoch über ihnen im Gefels das Edelwild der Salzburger Erzbischöfe, das seit zwei Jahrhunderten ausgestorbene Geschlecht des Steinbocks; und auf den Eisgraten der Steinadler, der aasfressende Lämmergeier und andere echte Geier. Auf den flacheren Kuppen der eiszeitlichen Gletschermoränen mit ihren zahlreichen Schlupfwinkeln und saftigen Grasmatten (Stubachtal) spielte noch vor etwa zwei Generationen das harmlose Murmeltier (im Salzburgischen „Mankei“ genannt). Vielleicht gelingt es, wenigstens eine dieser Wildarten dort wiederanzusiedeln. Ein besonderes Wild- und Tierschutzgesetz außer dem Jagdgesetz besteht noch nicht, dagegen sind bereits folgende Blütenpflanzen gesetzlichen Schutzes teilhaftig geworden: Edel- und Goldraute, Alpenaster, drei Arten Enzian, das Edelweiß und drei Arten des Kohlröschens oder „Schweißblümels“ (Braunelle). Eigene Verbotstafeln an mehreren wichtigen Punkten des Parkgebietes bringen dem Wanderer die Schonbestimmungen zur Kenntnis.

Talabschluß der Ammertaler Öd mit Teufelsspitze. Nach einem Aquarell von J. Podhorsky.

Eingang ins Dorfer-Öd-Tal. Im Vordergrund die Schmedererschen Jagdhäuser. Nach einem Aquarell von J. Podhorsky.

Der Naturschutzpark in den Hohen Tauern Salzburgs.

Blick ins Felbertal gegen das Freigewänd mit dem Tauernkogel.

Die Schrambachfälle der Stubach.

Vordere Ödalpe in der Dorfer Öd mit Blick auf den Landeck-Kopf.

Mitte rechts: Blick vom Kalser Tauern auf das Sonnblickkees und den Weißsee.

Unten rechts: Der Weißsee im Stubachtal, von Süden aus gesehen.

Wie Charles Darwin arbeitete. / Von Geh. Medizinalrat Dr. Richter.

Sparen auf allen Gebieten, muß die Losung des Volkes sein, das so ungeheure Lasten tragen soll wie das deutsche. Aber viel zu wenig herrscht bei uns noch die Sparsamkeit auf dem Hauptgebiete jedes Kulturvolks, dem geistigen. Und darin, wie in manchem andern, war Darwin vorbildlich.

Er war von schwankender Gesundheit. Dabei verfolgte er sein Lebenswerk mit äußerster Konsequenz, und die geradezu bewunderungswürdige Kraftökonomie, die er, gestützt auf tiefe Erkenntnis der eignen Fähigkeiten und Anlagen, dabei übte, führte ihn zu beispiellosen Erfolgen.

Von der Schule sagte er, sie wäre für ihn als Mittel der Erziehung einfach eine Null gewesen. Und das gerade finden wir bei so vielen Männern der Naturwissenschaft leider auch bei uns, daß sie sich so oder ähnlich äußern. „Ich war während meines ganzen Lebens“, so sagt Darwin, „unfähig, die Schwierigkeiten der Erlernung irgendeiner Sprache zu besiegen.“

Er sagte von sich selbst, er habe nicht die Schnelligkeit der Auffassung und die geistige Beweglichkeit, die so viele andere auszeichneten. Er sei ein nur sehr mittelmäßiger Kritiker. Die Fähigkeit, einer längeren Reihe abstrakter Gedanken zu folgen, wie in der Mathematik und der Metaphysik, wäre bei ihm äußerst beschränkt.

Sein Gedächtnis sei sehr ausgedehnt, aber ungeordnet, verworren, und er könne sich oft nur ganz vage erinnern an irgendwelche Einwände oder Zustimmungen gegen seine Schlüsse, sich niemals ein einfaches Datum merken und keinen Vers auswendig behalten. Er habe so viel Kombinations- und Erfindungsgabe, so viel gesunden Menschenverstand und so viel Urteil wie ein mittelmäßiger Advokat und Arzt. Daran glaube er bei sich, an mehr nicht.

Und dieser seltene Mann, der sich so wenig ausgerüstet wähnte mit den Gaben des Geistes, hat in vierzig Jahren fleißigster Arbeit ein Lebenswerk geschaffen, das das Antlitz der ganzen Wissenschaft grundstürzend geändert hat!

Er war so schwach und leidend, daß er nicht einmal seine Freunde in seinem einfachen, stillen Landhause empfangen durfte, das er nur selten verließ. Nur mit seinem Garten und seinen Büchern beschäftigt, goß er ein neues Licht aus auch auf die Philosophie, von der er doch behauptete, daß er sie nicht begreifen könne. Darwin befruchtete alle Wissensgebiete.

In einem kleinen Landhause zu Down in England, unter dem Schatten hoher Bäume, die sein Haus umstanden, dachte und kämpfte Darwin einen langen gigantischen Kampf; durch ihn öffneten sich neue Wege und neue Horizonte für die Gedanken der Menschheit. Und er war bei alledem von dem so seltenen Glück begünstigt, den Triumph seiner Lebensarbeit noch mit eignen Augen sehen zu dürfen.

Er war von der Anlage der geistigen Arbeiter, die zunächst einen lückenhaften und unbestimmten Entwurf ihrer Arbeiten machen, wie die meisten Dichter. Wie diese, so sah offenbar auch Darwin seine Gedanken zunächst als Vision in nebelhafter Ferne. Alle großen Finder sind Phantasiemenschen. Phantasie ist die Steigerung dessen, was man bei gewöhnlichen Sterblichen „Kombinationsgabe“ nennt. Nur so kann man etwas „finden“. Der trockene Tatsachenklauber, für den man Darwin halten könnte, findet nie etwas. Und darum ist der moderne deutsche wissenschaftliche Spezialismus vielfach so unfähig.

Die Schmetterlingsfarm macht von außen den Eindruck eines Ballon-Platzes, weil die Baumkronen mit Gazenetzen eingehüllt sind, um die Raupen am Wandern zu hindern und sie vor den Vögeln und Schlupfwespen zu schützen.

Fütterung von Schwärmern mit Honig.

Tagpfauenaugen auf dem Hute eines Besuchers. (Beim Verlassen der Zuchthallen müssen die Hüte abgeschüttelt werden.)

Ein Schmetterling saugt mit seinem langen Rüssel Honig.

Der Todfeind des Schmetterlingsfarmers: Die Schlupfwespe (Ichneumonide.)

Eine weibliche Schlupfwespe legt ihre Eier in eine Raupe. Die Maden zerfressen die Gewebe und töten auf diese Weise sehr viele Raupen.

Die Raupe des Schwalbenschwanz-Schmetterlings beim Verjagen der Schlupfwespe durch plötzliches Ausstülpen zweier Hörner am Kopfe und Ausströmen starker Abwehrdüfte.

Ein in einen Gazeballon eingedrungener Vogel, der nach übermäßigem Raupenfraß in tiefen Schlaf gefallen ist.

Eine Schmetterlingsfarm in der englischen Grafschaft Kent. Nach einer Zeichnung von L. R. Brightwell.

Auch aus dem Reiche der Insekten hat sich der Mensch zwei Vertreter dienstbar gemacht und in Zucht und sorgsame Pflege genommen: die Biene und den Maulbeerspinner, die ihm Honig und Seide liefern müssen. Im übrigen haben nur Sammler in kleinen Gazekästen, um saubere, unlädierte Objekte zu erhalten, und Zoologische Gärten in besonderen Insektarien zu Schauzwecken Insekten gezüchtet. Ganz eigenartig und neu ist die große Schmetterlingsfarm zu Bexley in Kent, wohl das einzige Unternehmen in Europa in diesem Umfange. Auf einer Fläche von 8000 qm werden Millionen von Schmetterlingen verschiedenster Art auf Bäumen und Sträuchern im Freien und in langen Reihen von Gewächshäusern durch alle Stadien der Entwicklung hindurch — vom Ei bis zum fertigen Insekt — gezüchtet und an Museen, an wissenschaftliche Sammler, an groß und klein abgegeben.

Nach diesem ersten Entwurfe kam die Arbeit des Ordnens und Sichtens des Stoffes. Darauf wurde viel Zeit verwandt. Darwin machte nun einen festeren, kurzen Entwurf in den gröbsten Umrissen auf nur zwei bis drei Seiten. Einige Worte, manchmal auch nur ein einziges, bezeichneten eine ganze Frage oder eine Reihe von Tatsachen, die er im Kopfe trug. Später wurde jeder Punkt dieser Disposition durch Vermehrung des Materials und seinen Ausbau bestimmter gestaltet und vervollständigt, ehe die Ausarbeitung begann.

So konnte Darwin stets mehrere Themata gleichzeitig unter den Händen haben, und er hat in 40jähriger Arbeit dreißig bis vierzig große Notizbücher, die etikettiert waren, mit Notizen, Abrissen und Detailarbeiten aller Art angefüllt. Er kaufte sich viele Bücher. Und auf der letzten Blankoseite legte er eine Tabelle derjenigen Tatsachen in dem Buche an, die sich für seine Arbeiten eigneten oder auf sie bezogen. Wenn das Buch ihm nicht gehörte, so machte er sich einen Auszug.

Wie brachte Darwin es nun zustande, bei seiner Schwäche und seinem Schonungsbedürfnisse dennoch ein so riesiges Lebenswerk zu hinterlassen?

Von London schreibt er einmal darüber an Lyell: „Ich habe Ihr System angenommen, nicht mehr als zwei Stunden hintereinander zu arbeiten. Danach gehe ich aus, um meine Alltagsgeschäfte zu besorgen. Wenn ich zurück bin, setze ich mich wieder an die Arbeit. So mache ich aus einem Tage zwei.“

Darwin trug zu Hause immer einen dicken Schal um den Nacken und große Stiefel, die innen mit Zeug gefüttert waren, über den Hausschuhen. Er litt, wie alle zarten Menschen, unter Kälte und Hitze, und so ein englisches Landhaus auf einem Dorfe, freistehend und von hohen Bäumen umgeben, wird man sich nicht besonders warm und gemütlich vorstellen dürfen. Bei der Arbeit aber erhitzte Darwin sich leicht. Dann zog er, wenn es ihm nicht nach Wunsch voranging, den Überrock aus, den er auch im Hause meistens trug. Er stand früh auf, wie alle, die eine große Lebensarbeit verrichtet haben; hierauf machte er vor dem Frühstück einen kleinen Spaziergang. Die Zeit zwischen 8 und $^1/_2$10 Uhr früh war seine beste Schaffenszeit. Dann kehrte er an den Familientisch zurück, las Briefe oder ließ sie sich vorlesen, einige Seiten aus der Tageszeitung, eine Reisebeschreibung oder einen Roman. Um 10 Uhr kehrte er an den Schreibtisch zurück und arbeitete bis 12 Uhr. Dann hielt er sein eigentliches Tagewerk für vollbracht und ging spazieren. Nachmittags erledigte er seine umfangreiche Privatkorrespondenz. Darwin wiederholte oft das Motto seines Lebens: „Wir gelangen dazu, unsere Arbeit nach der Minute zu messen.“ Und in der Tat machte er einen Unterschied zwischen einer solchen von 10 oder von 15 Minuten Dauer. Beim Diktieren brach er oft plötzlich ab: „Ich glaube, ich muß Schluß machen.“

Darwin wird so häufig von den Weltverbesserern als der Apostel des Materialismus und Atheismus in Anspruch genommen. Alles, was er schrieb, trägt so sehr den Stempel absoluter subjektiver Wahrhaftigkeit, daß man an der Lauterkeit seines Charakters auch nicht einen Augenblick zweifeln kann. In seinem Brief an Mr. J. Fordyce von 1879 findet sich wirklich folgende Stelle: „Ich muß feststellen, daß mein Urteil oft schwankt ... Aber bei allen Schwankungen bin ich niemals Atheist gewesen in dem Sinne, daß ich die Existenz eines Gottes geleugnet hätte.“

DIE AUSSTELLUNG „DAS BAYRISCHE KUNSTHANDWERK"

Zimmerecke.

Saal für Glas und Porzellan.

Die aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Bayerischen Kunstgewerbevereins in München stattfindende Ausstellung „Das bayerische Kunsthandwerk" trägt durchaus nicht den Stempel einer Veranstaltung dieses ehrwürdigen, indessen fast zu stark seine Vergangenheit betonenden Vereins. Die Mitwirkung des „Münchner Bundes", in dem sich die Münchner Spielart des „Deutschen Werkbundes" manifestiert, ist in der Ausstellung sehr spürbar. Dies ist gut. Denn es zeigt auch nach außen, daß Münchens Kunsthandwerk den Historizismus überwinden kann, und daß es nicht auf die Stilkopien angewiesen ist. Drei Künstler- und Ausstellernamen sind es vor allem, die sich dem Besucher der Ausstellung einprägen: Josef Wackerle, Eduard Pfeiffer und Hans Schuppmann. Die Werke dieser drei Künstler stellen zur Zeit das Beste dar, was im Münchner Kunstgewerbe und im bayerischen Kunsthandwerk an positiven und fortwirkenden Werten geschaffen wird. Glas, Porzellan, Keramik im weiteren Sinn, edle und unedle Metalle, Textilien, Möbel, Intarsienarbeiten, weibliche Handarbeiten, Buchkunst — dies alles ist in weitestem Maße in den Komplex der Ausstellung einbezogen. Besonders wirkungsvoll und bedeutsam erscheint die Abteilung für kirchliche Kunst. Neben Wackerles großer holzgeschnitzter Plastik der Dreieinigkeit fallen hier die intimen und stimmungsvollen Arbeiten der jugendlichen Ruth Schaumann auf. Daneben die Wachsplastiken von Lothar Schwinck und eine Reihe ausgezeichneter Glasmalereien und Mosaiken von J. Bergmann, Grabplastik usw. — Eduard Pfeiffers besondere Leistung sind fein intarsierte, mit den letzten Schikanen der Technik und des Materials hergestellte kostbare „Solo-Möbel". Wackerle erscheint am eigenartigsten als Schöpfer großer Porzellangruppen für die Nymphenburger Manufaktur. Von Schuppmann, der in Lothar Holl einen vielversprechenden Mitarbeiter hat, stammen die schönsten Öfen, die es zur Zeit in Deutschland gibt. Reich und mannigfaltig sind die Münchner Silber- und Goldschmiede vertreten. Münchner Verlage stellen typographisch vorbildlich ausgestattete Illustrationswerke aus. Eine besondere Abteilung gilt dem Nachwuchs im Kunsthandwerk: es ist die Ausstellung der Schülerarbeiten der staatlichen Kunstgewerbeschulen in München und Nürnberg und der Glasfachschule in Zwiesel.

Dr. Georg Jacob Wolf.

„Der Mittag", farbige Porzellangruppe der Staatlichen Porzellanmanufaktur Nymphenburg. Modell von Prof. Josef Wackerle.

Saal für kirchliche Kunst. Im Hintergrund: Gottvatergruppe von Prof. Josef Wackerle.

Im Ausstellungsraum der Münchner Verleger.

Aus historischen Tagen: Gartenfest am Japanischen Pavillon im Park von Sanssouci.

Nach einem Gemälde von Paul Wendling.

DIE TOCHTER DES BETTLERKÖNIGS

32. Novelle der Sammlung Kin ku ki kwan, „Wunderbare Geschichten aus alter und neuer Zeit". Aus dem chinesischen Urtext übersetzt von Dr. Franz Kuhn. Mit Zeichnungen von Kurt Opitz.

(Schluß.)

Diese schäbigen, durchlöcherten Hüte, diese zerfetzten Röcke, diese jämmerlichen, aus Filzlappen und Teppichresten zusammengestoppelten Mäntel, diese Knotenstöcke in der einen Hand, diese zerbrochenen Eßtöpfe mit den Überresten einer dreckigen Grützemahlzeit in der anderen Hand! Das stieß in allen Tonarten herzzerreißende Jammerrufe aus! Das staute sich am Tor und begehrte mit gellendem Geschrei Einlaß! Das bellte wie Hunde, das zischte wie Schlangen, das kreischte wie Affen! Das grölte Gassenhauer und verübte auf Holzklappern eine ohrenbeleidigende Begleitmusik! Und gar diese greulichen, mit rotem Ziegelstaub beschmierten Fratzen! Es war, als ob eine Rotte höllischer Geister losgelassen wäre, vor denen selbst Tschung Kweh, der unüberwindliche Teufelsbezwinger, die Flucht ergriffen haben würde. Verdutzt über das Getöse, ließ Kin Lao Ta das Haustor ein wenig öffnen und nachsehen, was los sei. Aber da hatten schon fremde Fäuste den Türflügel gepackt und weit aufgerissen. Ein Strom von Bettlern, an der Spitze der „Aussätzige", ergoß sich in das Anwesen und stürmte geradeswegs in die Festhalle, wo man fröhlich beim Gelage saß. Als erster ließ sich der „Aussätzige" an der Tafel nieder und riß mit beiden Händen die besten Gerichte und die edelsten Weine an sich. Und mitten im Kauen rief er unausgesetzt nach seiner „Nichte" und seinem „Neffen" und verlangte stürmisch, sie möchten auf der Stelle kommen und ihrem „Onkel" guten Tag sagen. Die übrigen Bettler folgten seinem Beispiel und fielen wie ein Schwarm Schmeißfliegen über die Schüsseln und Platten her. Entsetzt waren die Gäste aufgesprungen und auseinandergestoben, Mo Ki mitten unter ihnen. Er nahm bis zum nächsten Morgen Zuflucht im Hause eines Freundes. Seine junge Frau aber schloß sich betrübt in ihrem Gemach ein, und aus ihren beiden Augen rannen um die Wette zwei Tränenbäche.

Inzwischen war der überrumpelte Hausherr dabei, den Eindringlingen gütlich zuzureden. Zwei-, dreimal versicherte er, die heutige Veranstaltung sei von seinem Schwiegersohn ausgegangen, da habe er nichts dreinzureden gehabt. Das nächste Mal aber werde er selber der Gastgeber sein, und dann wolle er seine eigene Sippe bedenken. Mit ein paar reichlichen Batzen Geld, gleichmäßig unter die Anwesenden verteilt, mit zwei Faß besten Weines und ein paar Dutzend lebenden Gänsen und Hühnern, für den „Aussätzigen" bestimmt, erkaufte er sich schließlich gegen Mitternacht den friedlichen Abzug seiner ungebetenen Gäste.

Als Mo Ki am nächsten Morgen bei der Rückkehr seinem Schwiegervater unter die Augen trat, herrschte beiderseits verlegenes Schweigen. Mit diesem Schweigen verhielt es sich so, wie wenn der Stumme auf einen Zypressenkern beißt und nicht aussprechen kann, daß es ihm bitter geschmeckt hat.

Indes verzehrte sich „Edelsteinsklavin" in dem peinlichen Gedanken an den niederen Ruf ihres väterlichen Hauses, und sie brannte darauf, sich und ihrem Gatten eine geachtete Zukunft zu erzwingen. So trieb sie ihn unablässig an, seine Vorbereitungen zum nächsten Staatsexamen mit größtem Eifer fortzusetzen, und ohne auf den Preis zu sehen, kaufte sie ihm alle Werke der alten und neuen Literatur zusammen, die er zum Studium brauchte. Auch scheute sie keine Kosten und Ausgaben, wenn es sich darum handelte, wertvolle Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen, die ihm förderlich sein konnten. Nach drei Jahren emsiger Vorbereitungen fand dann die große Staatsprüfung statt, und da gelang es Mo Ki, vor allen Mitbewerbern die Siegespalme zu erringen.

Welches Triumphgefühl weitete seine Brust, als er an diesem Tage nach dem herkömmlichen Empfang im „Ruinenpark" des Kaisers in festlichem Ornat, mit dem schwarzseidenen Doktorbarett geziert, auf stattlichem Rappen durch die Straßen der Hauptstadt ritt und die bewundernden Blicke der Menge auf sich ruhen sah! Doch da sollte ihm zum zweitenmal die Stimmung verdorben werden. Als er sich nämlich bereits dem Hause des Schwiegervaters näherte, umdrängten ihn auf einmal Scharen von Gassenjungen und riefen, mit Fingern auf ihn zeigend, im Chor: „Seht, da kommt der Schwiegersohn des Bettlerkönigs!" Und da war es ihm abermals, als müsse er einen bitteren Geschmack im Halse hinunterwürgen. Zwar ließ er sich bei der Ankunft seinem Schwiegervater gegenüber nichts merken und begrüßte ihn zuvorkommend, wie immer, aber im Inneren war er voll Galle und dachte bei sich: Ich Tor, hätte ich früher geahnt, zu welchen Ehren ich es bringen würde, dann hätte ich mich mit meiner Heirat nicht überstürzt. Heute würden sich die edelsten und reichsten Häuser um die Ehre einer Verbindung mit mir reißen! So habe ich mir einen Bettlerkönig als Schwiegervater ausgesucht und damit meinen blanken Namen mit unauslöschlichem Makel besudelt! Ja, noch meine Kinder werden es sich gefallen lassen müssen, daß man sie als Enkel eines Bettlerkönigs verhöhnt. Meine Frau aber ist klug und in ihrem Benehmen untadelig; sie wird sich hüten, mir auch nur einen der sieben Scheidungsgründe zu liefern. So bleibt mir keine Möglichkeit, diese unselige Ehe rückgängig zu machen. Wie wahr ist doch der Satz, daß man vor wichtigen Entschlüssen dreimal überlegen soll, sonst hat man's ewig zu bereuen!

Diese und ähnliche trübe Gedanken bewegten ihn nun ständig und ließen ihn düster dreinblicken, und wenn „Edelsteinsklavin" ihn zärtlich fragte, was ihn bedrücke, dann blieb er stumm und wandte sich unwillig ab.

Dummer Mo Ki, im Rausche des Augenblicks hattest du vergessen, daß du einmal ein Nichts warst! Die Erinnerung an die Wohltaten jener Frau, der du Ruhm und Aufstieg verdanktest, war dir dahingeschmolzen wie Eis im Tauwind!

Es währte nicht lange, da erhielt Mo Ki seine erste amtliche Berufung, und zwar auf den Posten eines Schatzmeisters im Bezirk Wu we kün. Da der neue Amtssitz von der Hauptstadt aus auf dem Wasserwege zu erreichen war, mietete Mo Ki eine Dschunke und machte sich samt Frau, Dienerschaft und Hausrat auf die Fahrt. Nach einigen Tagen war der „Funkelsteinfluß" erreicht, auf dem die Reise talaufwärts weitergehen sollte. Es war bereits später Abend, als man dort anlangte, und Mo Ki lies deshalb die Dschunke am Flußufer halten, um während der Nacht zu rasten. In dieser Nacht fand Mo Ki keinen Schlaf. Er kleidete sich deshalb an und ging an Deck. Es war eine helle, mondklare Nacht. Ringsum, wohin sein Blick schweifte, lag die Landschaft stumm und einsam da, und kein Mensch war zu entdecken. Auch die Mannschaft hatte sich bereits schlafen gelegt. Wie gewöhnlich, wenn er allein war, verfiel er ins Grübeln, und da stieg ihm plötzlich ein häßlicher Gedanke auf. Wie, wenn er sich jetzt in der Stille der Nacht, wo kein Zeuge zugegen war, kurz entschlossen seiner Frau entledigte? So oder nie würde er diese lästige Fessel loswerden und die Freiheit zu einer neuen Heirat gewinnen! Sein Entschluß war gefaßt. Er stieg in die Kajüte und weckte seine junge Frau, die in festem Schlummer lag. Trotz ihres Widerstrebens mußte sie sich ankleiden und ihm an Deck folgen, um angeblich mit ihm den Mondschein zu genießen. Er verstand es, sie dicht an den Bordrand zu führen, an eine Stelle, wo die Reling eine Lücke zeigte, ein Stoß — und „Edelsteinsklavin" war in der glitzernden Flut verschwunden. Ohne ihr noch einen Blick nachzuwerfen, stürzte Mo Ki voll Hast in die Kajüte, rüttelte die schlafende Besatzung wach und befahl ihr, unter Zusicherung einer Extraprämie, ungesäumt ein Stück weiter flußaufwärts zu fahren. Gehorsam und ohne sich weiter Gedanken zu machen, stachen die Leute vom Ufer ab, legten die Ruder kräftig ein und fuhren etwa eine Meile weiter talaufwärts. Dann mußten sie wieder haltmachen, und nun teilte ihnen Herr Mo Ki seelenruhig mit, seine Frau sei soeben beim Betrachten des Mondes verunglückt und ins Wasser gestürzt, eine Rettung sei unmöglich gewesen. Gleichzeitig griff er in die Börse und verteilte unter die Leute eine Handvoll Silberstücke. Diese sahen sich an, dachten sich ihr Teil und schwiegen. Was ging sie die Angelegenheit des fremden Herrn an? Und was die paar Dienerinnen betraf, die das Gefolge der Herrin bildeten, so waren sie einfachen Gemüts und glaubten fest an einen Unglücksfall, vergossen ein paar Tränen des Bedauerns, und bald war die Geschichte vergessen. —

Doch kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, da Mo Kis Schiff die Unglücksstätte in Eile verließ. Nennt es nun Zufall oder Bestimmung, wie ihr wollt, kurz, gleich darauf traf aus entgegengesetzter Richtung ein zweites Schiff ein, um an der gleichen Stelle, wo zuvor das erste gelegen hatte, haltzumachen. An Bord dieses Schiffes befand sich, gleichfalls auf der Fahrt zum Amtssitz begriffen, der neuernannte Gouverneur der Provinz

Huai Hsi, Herr Hsü To Hu, nebst Frau und Gefolge. Auch ihn hatte der herrliche Mondschein nicht schlafen lassen, und eben lehnte er an der Seite seiner Gattin, in stumme Betrachtung versunken, am offenen Kajütenfenster, da tönte es vom nahen Ufer ganz deutlich wie Wimmern und Klagen herüber. Kein Zweifel, diese Wehlaute rührten von einer weiblichen Stimme her.

Rasch befahl er einigen seiner Leute, ans Ufer hinüberzusetzen und nach der Unglücklichen zu forschen, die dort ihren Jammer der Verschwiegenheit der Nacht anvertraute. Es dauerte nicht lange, da kehrten die Leute mit einer jungen Frau zurück, die, ungeachtet ihres wirr aufgelösten Haares und ihrer vor Nässe triefenden, schlammbeschmutzten Kleidung, an Schönheit immer noch mit dem bleichen Mondschimmer wetteifern durfte, der die Tränen auf ihren Wangen in flüssige Perlen verwandelte. Schluchzend begann die Fremde zu berichten:

„Ich bin ‚Edelsteinsklavin', die Tochter des Bettlerkönigs Kin Lao Ta in Hangtschou . . ." Nun wir kennen ja ihre Geschichte bis zu dem Augenblick, da sie von ihrem herzlosen Gatten in die glitzernde Flut gestoßen worden war. Zum Glück war hier der Fluß nicht eben tief gewesen, und nachdem eine sanfte Strömung die Halbohnmächtige eine kleine Strecke fortgetrieben, hatte sie festen Boden unter den Füßen gefühlt und sich glücklich ans nahe Ufer hinüberretten können.

Voll Teilnahme hatte der Gouverneur ihrer Erzählung gelauscht. Nun vertraute er die Erschöpfte der Obhut seiner Gattin an, die ihr einen ihrer behaglichen Räume im Schiffsinnern überließ, sie in warme Decken packen ließ und für neue Kleidung und leibliche Stärkung sorgte. Dann berieten sich beide Gatten kurz miteinander, worauf sie an das Lager der jungen Frau traten, ihr freundlich die Wange streichelten und zu ihr sprachen:

„Um Eure Zukunft bangt Euch nicht! Von heute ab betrachtet Euch als unsere Adoptivtochter, und es soll Euch an nichts fehlen."

Überglücklich fügte sich „Edelsteinsklavin" in ihr neues Los. Gleichzeitig erhielt die Dienerschaft den strikten Befehl, die junge Frau künftig als Tochter des Gouverneurs zu respektieren und im übrigen Stillschweigen zu bewahren.

Einige Tage später war der Statthalter an seinem Regierungssitz angelangt, und nun verging während der nächsten Wochen kaum ein Tag, an dem nicht Mandarine aus allen Teilen der Provinz eintrafen, um dem neuen Vorgesetzten ihre Aufwartung zu machen. Unter der Zahl dieser Besucher aber befand sich auch Mo Ki. Denn sein Amtsbezirk gehörte gleichfalls zum Befehlsbereich des Gouverneurs. Als dieser den jungen Mandarin verabschiedet hatte, tat er einen Seufzer und dachte bei sich: Schade, schade! Eine so vollendete Geistesbildung, gepaart mit so herzloser Gesinnung! Wie ist das nur möglich? Darauf sank er in tiefes Sinnen, und als er aus seinem Sinnen erwachte, hatte sich ein kluger Plan in seinem Hirn geformt.

Zunächst ließ er einige Monate verstreichen, dann lud er eines Tages alle Mandarine seines Amtssitzes zu einem Essen, in dessen Verlauf er also zu den Versammelten sprach:

„Wißt, daß ich eine Tochter besitze. Ich darf sie getrost als schön und klug bezeichnen. Auch ziert ihr Haar bereits die Nadel der Heiratsmündigkeit. Sprecht, wen schlagt Ihr mir als passenden Schwiegersohn vor?"

Einmütig nannten alle Herrn Mo Ki als Würdigsten. Der Gouverneur strich sich über den Bart und meinte bedächtig:

„Auch ich hatte ihn längst im Auge, aber glaubt Ihr nicht, daß diesem ehrgeizigen jungen Mann mein Haus zu gering erscheinen wird?"

„Herr, er stammt aus dürftigsten Verhältnissen. Ihr würdet ihm der edle Stamm sein, an dem die schwanke Efeuranke Halt findet. Wäre es nicht unsinnig, die Gunst, in Euer Haus aufgenommen zu werden, auszuschlagen?"

„Gut, wenn das Eure Meinung ist, so geht und befragt ihn. Aber tut, als ob der Vorschlag von Euch ausginge."

Einige der Anwesenden gingen darauf zu Mo Ki. Überflüssig zu sagen, daß Herrn Mo Ki der Gedanke, die Tochter des Gouverneurs zu heiraten, einfach berauschte. Und er beschwor die Unterhändler, für größte Beschleunigung Sorge zu tragen. Ewig werde er es ihnen danken. Befriedigt nahm der Statthalter von der Zustimmung Mo Kis Kenntnis. Darauf sandte er die Unterhändler abermals zu ihm und ließ sie also sprechen:

„Dem Gouverneur und seiner Gemahlin ist diese Tochter derart ans Herz gewachsen, daß sie sich unmöglich von ihr trennen können und deshalb darauf bestehen müssen, daß der Schwiegersohn ins Haus der Braut heiratet. In Anbetracht seiner Jugend fürchten sie ferner, daß er sich vielleicht von seinem allzu heftigen Temperament fortreißen lassen und nach kurzer Zeit mit seiner jungen Frau Streit anfangen möchte. Es würde den Gouverneur und seine Gemahlin daher unendlich beruhigen, von ihm die Zusicherung zu erhalten, daß er seiner Gattin mit größter Schonung und Rücksicht begegnen wird."

„Natürlich, selbstverständlich!" lautete die rasche Antwort des Herrn Mo Ki. Er konnte ja den Tag der Eheschließung kaum erwarten und sandte mit größter Beschleunigung die vom Herkommen vorgeschriebenen Verlobungsgeschenke. Jetzt war er ja zum Glück kein armer Student mehr, wie damals zur Zeit seiner ersten Heirat. Heute war er in Amt und Stellung und konnte sich's schon leisten, teuren Gold- und Silberschmuck und prachtvolle Seidenstickereien für seine Braut auszuwählen. Dann wurde ein glücklicher Tag festgesetzt, und nun fieberte Herr Mo Ki in grenzenloser Ungeduld der Stunde der Vermählung entgegen.

Am Morgen des glücklichen Tages erschien die Frau des Gouverneurs bei „Edelsteinsklavin", um sie in den Plan einzuweihen:

„Es bekümmert deinen Adoptivvater, zu sehen, wie du deine Jugend als Witwe frostig vertrauerst. Deshalb hat er dir einen jungen, stattlichen Mandarin als Gatten auserwählt, und der heutige Tag ist zur Hochzeit bestimmt. Du bist doch sicherlich damit einverstanden?"

Bescheiden entgegnete „Edelsteinsklavin":

„Zwar verhehle ich mir nicht meine niedere Herkunft, auch bin ich mir meiner Gehorsamspflicht gegen Euch wohl bewußt. Aber bedenkt, daß ich bereits für Herrn Mo Ki mein Haar bräutlich geknotet und ihm ewige Treue geschworen habe. Wenn auch Herr Mo Ki, meiner geringen Herkunft überdrüssig, mich roh und herzlos verstieß, so bringe ich es doch andererseits nicht fertig, vom Gesetz der Gattentreue abzuweichen und eine neue Ehe einzugehen. Ich muß Euch daher für Euer Anerbieten danken!" Ein Tränenstrom beschloß ihre Worte.

Tröstend faßte nun die würdige Dame ihre Hand und fuhr lächelnd fort:

„Beruhige dich, meine Tochter, der für dich bestimmte junge Mandarin ist kein anderer als dein erster Gatte, Herr Mo Ki. Was er an dir gefehlt hat, soll durch eine neue Heirat mit dir wieder gutgemacht werden. Das ist der Plan meines Mannes. Schon haben seine Unterhändler alles mit Herrn Mo Ki geordnet. Sie durften ihm bloß allgemein von einer Tochter des Statthalters sprechen. So glaubte er, es handle sich um unsere leibliche Tochter und hat stürmisch um sie geworben.

Doch sei unbesorgt, im Augenblick, da er die bräutliche Kammer betritt, soll ihm eine verdiente Züchtigung und dir gerechte Genugtuung zuteil werden."

Augenblicklich heiterte sich die Miene der jungen Frau auf. Ihr Tränenstrom versiegte, und alle ihre Sorge war jetzt darauf gerichtet, sich würdig für die nahe Ankunft des Gatten zu schmücken.

Am selben Abend war es, als Mo Ki in festlicher Freiertracht auf reich geschirrtem Roß, einen purpurseidenen Überwurf um die Schultern, das schwarze Atlasbarett mit Goldblumen verziert, sich dem Hause des Gouverneurs näherte. Vor ihm schritten in doppelter Reihe Musikanten mit ihren Flöten, Zimbeln und Trommeln. Hinterher gab ihm eine stattliche Schar von Freunden und Kollegen das Geleit. Am Hause angelangt, stieg Mo Ki vom Pferd und schritt, vom Hausherrn in großer Amtstracht geleitet, zu Fuß über weiche Teppiche durch mehrere Vorhöfe zur mittleren Empfangshalle. Dort harrte seiner, von zwei Kammerfrauen gestützt, das Gesicht völlig von einem dichten roten Gazeschleier verhüllt, die Braut. Es folgten nun, nach dem mit lauter Stimme erteilten Kommando des Zeremonienmeisters, die vorgeschriebenen Verneigungen der zwei Verlobten, zunächst vor dem Himmel und vor der Erde, sodann vor den Eltern und schließlich voreinander selbst. Alsdann zog sich die Braut ins Brautgemach zurück, wo beim Schein von blumenumkränzten Kerzen das Hochzeitsmahl für das junge Paar bereitstand.

Als der Augenblick gekommen war, da sich Mo Ki der Tür des Brautgemachs nähern durfte, da war es ihm, als ob er schwebe, als ob seine Füße den Erdboden nicht berührten, so sehr fühlte er sich von einem unbeschreiblichen Hochgefühl getragen. Zum drittenmal in seinem Leben kostete er nun die Wonne eines ungewöhnlichen Triumphgefühls, und zum drittenmal sollte es ihm beschieden sein, aus dem neunten Himmel seiner Seligkeit jählings in die Tiefe zu stürzen.

Kaum hatte Mo Ki den Fuß über die Schwelle des bräutlichen Gemaches gesetzt, da sah er sich von einem halben Dutzend stämmiger Mägde umringt, die, mit Bambusknüppeln leichten und schweren Kalibers bewaffnet, einen wahren Hagelschauer von Hieben auf ihn niederprasseln ließen. Mo Ki wußte nicht, wie ihm geschah. Schon lag sein kostbares Barett zerknüllt am Boden. In Fetzen hing ihm der purpurne Umhang um die Schulter. Umsonst suchte er seinen schmerzenden Kopf mit beiden Händen vor den sicher gezielten Hieben zu decken. Verzweifelt sprang er bald nach Ost, bald nach West, aber es war ihm nicht möglich, der lebenden Bambushecke, die ihn von allen Seiten einschloß, zu entrinnen. Da ließ sich aus der Tiefe des matt erleuchteten Gemachs eine weiche, wohlklingende Stimme vernehmen:

„Haltet ein mit Schlagen und bringt den Elenden hierher!"

Augenblicklich hatten zwölf kräftige Fäuste Herrn Mo Ki gepackt und zerrten ihn an Haaren, Armen und Ohren vorwärts, so daß er wieder zu schweben meinte, aber anders als zuvor. Es war ein Bild, das an die berühmte Darstellung der sechs Versuchungen erinnerte, wie sie den heiligen Buddha zwicken und zwacken. Wie der Trupp haltmacht und Herr Mo Ki aufblickt, da sitzt vor ihm im Brautschmuck, das Antlitz vom Scheine der Kerzen hellbestrahlt, die längst totgeglaubte „Edelsteinsklavin".

„Ein Gespenst! Ein Gespenst!" schreit Mo Ki und fährt entsetzt zurück. Da tönt hinter ihm die ruhige Stimme des Gouverneurs an sein Ohr:

„Ihr irrt, mein edler Schwiegersohn, habt Ihr den Funkelsteinfluß vergessen? Von ihm empfing ich diese Tochter!"

Herrn Mo Ki wankte der Boden unter den Füßen. Er fiel in die Knie, machte Kotau und murmelte verstört:

„Ich habe gefehlt. Könnt Ihr mir vergeben?"

„Das ist nicht meine Sache. Fragt meine Tochter."

Mo Ki wagte kaum, einen scheuen Blick dorthin zu werfen, wo „Edelsteinsklavin" saß. Dann hörte er sie sprechen, in Worten, die ihn wie Keulenschläge trafen:

„Elender! Hast du niemals von jenem Wort des alten Ministers Sung Hong gehört: Im Glück vergeßt nicht die Freunde aus den Tagen der Not! Im Reichtum verstoßt nicht die treue Gefährtin, die einmal die Wassersuppe mit euch teilte! Einst kamst du bettelarm in mein väterliches Haus. Wer gab dir die Mittel zum Studieren? Wer ermöglichte dir, Verbindungen zu knüpfen, um zu Ruhm und Erfolg zu gelangen? Zum Dank für alle Wohltaten, für alle Zärtlichkeit, die ich überreich an dich verschwendete seit dem Tage, da ich mein Haar bräutlich für dich knotete, gabst du mich den Fluten des Funkelsteinflusses preis. Denn du schämtest dich meiner Herkunft! Aber der Himmel hatte Erbarmen und schickte mir in der Stunde der Not einen Retter und zweiten Vater. Du aber, ich kann deinen Anblick nicht ertragen! Grausamer, herzloser Schuft! Pfui!"

Mo Ki verharrte schweigend in seiner Kotaustellung, unfähig, ein Wort der Erwiderung zu stammeln. Der Statthalter aber hielt den Augenblick für gekommen, vermittelnd einzugreifen.

„Beruhige dich, meine Tochter", sprach er besänftigend zu der Erzürnten. „Du siehst, wie bitter Mo Ki seine Schuld bereut. Gewiß wird er künftig wieder gutmachen, was er dir an Leid zugefügt hat. Stoß dich nun nicht länger an Vergangenes. Nachdem ich dich zur Adoptivtochter gemacht habe, bist du ein neuer Mensch geworden, und damit ist deine erste Verbindung erloschen. Beim Schein dieser blumenumkränzten Kerzen wirst du eine neue Ehe eingehen."

Hierauf wandte er sich an Mo Ki, richtete ihn aus seiner knienden Stellung auf und sprach zu ihm: „Da die Schuld bei Euch liegt, dürft Ihr Euch über Vorwürfe nicht beschweren. Für heute ist es geraten, Euch zurückzuziehen. Aber inzwischen wird meine Frau das Werk der Versöhnung vollenden, und morgen sollt Ihr ‚die Tochter des Gouverneurs' heimführen und damit Euer sehnlichstes Verlangen erfüllt sehen."

Mo Ki fühlte den leisen Spott der letzten Worte und fügte sich schweigend. Er war für immer von seinem Dünkel geheilt. Am nächsten Tage aber fand dann mit einem Gepränge, wie es dem hohen Range eines Gouverneurs entsprach, die eigentliche Hochzeitsfeier statt, und am Abend schlossen sich zwei wiedervereinte Gatten versöhnt in die Arme.

Kühlschränke im Haushalt.

Was es heißt, von der Belieferung mit Eis abzuhängen, haben wir Hausfrauen in diesem Sommer wieder gesehen, der schon früh mit heißen Wochen begann, und dies noch dazu nach einem warmen und eisarmen Winter. Das Eis wurde bald knapp, und wir mußten es reichlich teuer bezahlen. Und dabei sind wir scheinbar auf den Bezug von Eis angewiesen; denn das Kühlhalten von Getränken und Eßwaren ist im Sommer immer wieder eine unserer größten Sorgen. Die Haushaltungen in den Villenvierteln der Großstädte und auf Landsitzen haben unter dem Eismangel stets am meisten zu leiden, weil sie immer über eine gewisse Reserve an Lebensmitteln verfügen müssen. Früher benutzte man zu deren Konservierung die Kellerräume, in denen heute Zentralheizung und Warmwasserversorgung untergebracht sind; außerdem sind sie ja doch nach wenigen warmen Tagen durchwärmt und für Kühlzwecke ungeeignet. Ein Eisschrank ist auch noch keine ideale Einrichtung. Wir wissen ja alle, daß — abgesehen davon, daß die Kühlung mit Eis unhygienisch ist — die im Eisschrank aufbewahrten Eßwaren leicht schlierig und unansehnlich werden. Diese Nachteile fallen fort bei einer Kühlmaschine, zu deren Anschaffung man jeder Hausfrau nur raten kann. Im allgemeinen genügt auch für größere Haushaltungen eine in einen Kühlschrank eingebaute Kältemaschine. Eine moderne derartige Anlage ist sauber und gefällig und paßt sich der vornehmen und freundlichen Einrichtung einer Herrschaftsküche gut an. Der Kühlschrank ist tadellos isoliert und im Innern mit weißen Fliesen bekleidet, die leicht sauber zu halten sind. Auf drei Dinge muß die Hausfrau achten, die sich zum Kauf einer Kühlmaschine entschlossen hat: Erstens kommt nur eine Maschine mit elektrischem Antrieb in Frage, die vollkommen automatisch arbeitet, und deren Bedienung so einfach ist, daß sie von jeder Hausfrau oder Köchin ausgeführt werden kann. Zweitens kaufe man nur eine moderne Maschine, bei der jede Wartung, Schmierung und Beobachtung wegfällt, da alle Maschinenteile eingebaut sind und so auch nicht als Staubfänger wirken können. Drittens soll eine Kühlmaschine billig arbeiten und einen möglichst geringen Stromverbrauch haben, damit auch eine Ersparnis gegenüber dem teuren Eisbezug vorhanden ist. Unsere beiden Abbildungen zeigen derartige Kälteanlagen, deren gefälliger und sauberer Eindruck sofort in die Augen springt. Es sind Haushaltmaschinen, die nach dem Einschalten des elektrischen Stromes und dem Öffnen des Kühlwasserhahnes vollkommen automatisch arbeiten. Abbildung 1 gibt einen einfachen Haushaltungs-Kühlschrank mit eingebauter Kühlmaschine wieder, der für mittlere Haushaltungen völlig ausreicht. In kleinen, unten in der Maschine angebrachten Zellen kann außerdem Eis in geringen Mengen erzeugt werden. Abbildung 2 zeigt eine derartige Maschine, die neben einem, auf dem Bilde nicht sichtbaren Kühlraum eingebaut ist. Man sieht den an der Außenwand dieses Kühlraumes befindlichen Kühlschrank, in dem die Hausfrau die im Laufe des Tages zu verbrauchenden Lebensmittel und Speisen unterbringt, während der Kühlraum selbst Platz bietet für einen größeren Vorrat an Fleisch, Gemüse usw. Man darf heute sagen, daß eine Kühlmaschine im guten Haushalt nicht mehr als Luxus betrachtet werden kann, genau so wenig wie das Telephon, elektrische Beleuchtung, Zentralheizung und Warmwasserversorgung, die heute einfach dazu gehören, oder wie in Amerika das Automobil, das sicher auch bei uns in wenigen Jahren das Verkehrsmittel aller Stände geworden sein wird.

Frau B. Lion.

1. Haushaltungs-Kühlschrank.

2. Kühlraum mit außen angebauter Kühlmaschine und Kühlschrank.

Die alte Uhr. / Skizze von Fritz Müller, Partenkirchen.

Noch geht von deinen Händen
Die Uhr mit leisem Schlag ...

Nachmittags um drei Uhr zog sie noch die alte Pendeluhr mit den tannenzapfenen Gewichten auf. Dann sagte sie noch was Fröhliches zu ihrem Mann. Und darauf neckten sich die beiden, die des Lebens Mittagshöhe längst schon überschritten hatten, noch eine kleine Weile.

„Still,“ sagte sie, „ich hab' jetzt keine Zeit mehr. Ich muß noch einen Ausgang machen und mein grünes Blüschen anziehen — adjö.“

Und dann war sie ins Schlafzimmer gegangen. Er dachte nun, sie wird gleich wiederkommen, und wartete ein Stückchen.

Dann dauerte es aber doch zu lange.

„Ach ja, die Frauenzimmer“, murmelte er lächelnd und fing an, wieder an seiner Arbeit zu schreiben.

Die hatte ihn im Handumdrehen so gefesselt, daß die Zeit um ihn herum versank. Er schrieb und schrieb ...

Als er sich endlich zurücklehnte in seinem Stuhl und tief aufatmete, erschrak er: Es war schon dämmerig geworden.

Ei, ei, und seine Frau? Die war nun gar ausgegangen, ohne ihm — im grünen Blüschen — adieu zu sagen. Das hatte sie doch sonst nie vergessen — nie, nie, solang er denken konnte.

Na, wenn sie heimkommen würde — das würde er ihr aber ankreiden. Beleidigt wollte er sich stellen, jawohl, tiefbeleidigt. Eine Stunde lang würde er kein Wort mit ihr sprechen. Eine Stunde? Nun sagen wir, eine halbe Stunde oder eine Viertelstunde. Na, schließlich waren fünf Minuten auch genug. Sie war ja so empfindlich — und das war schon Strafe genug — und dann ...

Er war in Gedanken aus dem Zimmer gegangen, den Gang entlang — da — es läutete.

Hm, er würde selbst aufmachen müssen; er war ja ganz allein im Häuschen. Durch das offene Gangfenster sah er den Briefträger auf dem Flur stehen.

„Kommen Sie nur herein!“ rief er hinüber. Und dann sah er den Briefträger auf die Klinke drücken. Nun, warum blieb er denn noch immer stehen — warum kam er nicht herein?

Jetzt sah er, wie er sich bückte und unten am Türspalt was hereinschob und dann wieder fortging.

Ärgerlich ging er nun selbst an die Flurtür und wollte öffnen. Aber es ging nicht. Der innere Riegel war vorgeschoben.

Er schob ihn zurück und öffnete. Eine Drucksache lag am Boden — weiter nichts als eine Drucksache — „empfiehlt sein reich assortiertes Lager in Briefpapieren, Tinten, Schreibmaterialien und sieht einem gefälligen Probeauftrag gerne entge —“

Bei diesem Wort entsank ihm urplötzlich das sauber gedruckte Quartblatt und schaukelte zu Boden. Und ihm fuhr es siedeheiß durch den Sinn:

Wenn sie fortgegangen war, so konnte sie doch den Riegel nicht von innen zugemacht haben — zugemacht haben — haben ...

Verwirrt starrte er immer noch auf den Riegel und rührte sich nicht.

Mit einem Male aber schoß er den Gang zurück, die kleine Treppe hinauf, riß die Tür des Schlafzimmers auf:

Nein, jetzt so was — nun war sie richtig eingeschlafen und saß mit dem grünen Blüschen im Lehnstuhl mit den hohen Seitenlehnen und lächelte!

Wahrhaftig — sie lächelte im Schlafe.

„Aber, Betty!“ entfuhr es ihm halblaut. Jedoch erschrocken legte er sich selbst die Hand geschwind auf den Mund. Nein, wecken wollte er sie nicht. Sie sollte ruhig weiterschlafen, weiterschla ...

Auf einmal kam ihm ein neckischer Gedanke.

Da drüben lagen die Glitzerfäden für den Weihnachtsbaum. Aha, sie hatte sie schon hergerichtet für übermorgen. Hahaha — die wollte er ihr leise über den schlafenden Kopf hängen — ganz leise.

Auf den Zehenspitzen war er an den Tisch hinübergegangen, hatte einen tüchtigen Silberstrang genommen, ihn vorsichtig mit den Fingern auseinandergespreitet.

So! Jetzt sah er ihr noch geschwind und lächelnd von unten her ins Gesicht. Ob sie sich auch nicht verstellte? Na, warte, du Schlafmütze, du liebe!

Aber plötzlich vollführten die Silbersträhnen eine wirbelnde Bewegung in einer schreckgeballten Hand — schlugen mit der Hand auf den Boden — erhoben sich wieder — flatterten wie Haare einer Silberfurie gegen die Frau im Lehnstuhl ...

Aber nie sind die Strähnen zu dem vorbedachten Zweck gekommen, neckisch über Bettys Kopf herabzuhängen. Denn eine Tote bedeckt man nicht mit Flitter für den Weihnachtsbaum. — —

Die blanke Nacht war vergangen.

Am Morgen kam die Leichenbeschau, kamen die Formalitäten.

Er tat alles wie im Traum. Die Stimmen, die auf ihn einredeten, schienen ganz fernher zu kommen, aus einer anderen Welt. Wenn er die Hand ausstreckte, um einen Händedruck zu erwidern, kam es ihm vor, als wüchse sein Arm weit in die Länge. Es war alles so sonderbar.

Jetzt wendete sich der Pfarrer zu ihm. Er wollte sich Notizen zu einer Leichenrede machen.

Aber er verstand ihn nicht.

„Im grünen Blüschen ist sie gestorben“, sagte er ganz ruhig.

„Gewiß, gewiß! Aber fassen Sie sich — ich möchte einige wichtige Daten aus ihrem Leben. Verstehen Sie?“

„Die Silberfäden für den Weihnachtsbaum hat sie noch hergerichtet, Herr.“

„Sie dürfen Ihrem Schmerz nicht zu arg nachgeben. Sie müssen auch an sich selber denken.“

„Ja, und gestern nachmittag, bevor sie ausging, hat sie noch die alte Pendeluhr aufgezogen, Herr.“

Er war aufgestanden — zu der alten Schwarzwälderin war er hinübergegangen. Aufmerksam betrachtete er die braunen, tannenzapfenen Eisengewichte für die Zeiger und das Schlagwerk.

„Denken Sie, Herr Pfarrer,“ sagte er aus einem tiefen Sinnen heraus, „denken Sie, diese Uhr geht von ihren Händen — wie kann etwas leben, wo sein Schöpfer tot ist, Herr Pfarrer?“

„Beruhigen Sie sich doch — es ist ja nur eine Uhr, eine tote Uhr.“

„Nein, Herr Pfarrer, die Uhr ist nicht tot — die Uhr lebt — die Uhr lebt von ihren Händen. Sehen Sie doch, die Gewichte haben noch ein Viertel zu laufen, bis sie stille werden — bis sie auch — auch stillstehen werden ...“

Der Pfarrer hatte sich erhoben.

„Ich werde heute abend noch einmal vorbeikommen,“ sagte er, „vielleicht haben Sie sich bis dahin mehr gefaßt, damit Sie mir die Angaben machen können, nicht wahr? Und nun leben Sie wohl, und gewinnen Sie wieder Trost — es muß alles einmal heilen.“

Und als der Pfarrer gegangen war, hatte er sich wieder vor die alte Uhr gesetzt und ihren Pendelschlägen zugeschaut. Ohne daß er's wußte, machte sein Kopf die Pendelbewegungen mit.

„So schnell, wie ein Puls geht,“ dachte er, „gerade so schnell, wie ihr Puls gegangen ist.“

Darauf sah er zu den Zeigern hinauf. Die Zehn schrumpfte zusammen. Er sah den Minutenzeiger springen. Er konnte den Stundenzeiger rücken sehen. Jetzt bewegten sie sich gegeneinander. Jetzt voneinander. Die Uhr veränderte die Mienen.

Natürlich, die Uhr hatte doch ein Gesicht. Und auf dem Gesicht zuckte es von allerlei Gedanken. Hat sie nicht eben gelächelt, die Uhr? So wie Betty immer lächelte?

„Na, Betty, willst dein grünes Blüschen anziehen? Aha, ausgehen? Weihnachtsbesorgungen machen, gelt? Ist gut, Betty, ich schreibe einstweilen an meiner Arbeit weiter. Aber höre mal, Betty, daß du mir noch einen Kuß gibst, bevor du aus der Tür gehst. Eigentlich sollte ich dir noch von gestern böse sein. Gestern — nicht, es war doch gestern, als du von mir fortgingst, ohne was zu sagen? Betty, das hast du doch früher nie getan. Nun denke mal, wenn ich das täte — du würdest schön beleidigt sein, wie ...?“

Und der Mann fuhr fort, mit der Uhr zu reden. Und die Uhr antwortete ihm unermüdlich mit leisem Schlag.

Es war schon eine lange Weile, daß er so dasaß, daß er dann und wann mit der Hand über die braunen Eisengewichte fuhr, wie man andere, geliebte Hände streichelt.

Und Leute kamen, um ihn zu holen. Aber er machte: „Bscht, bscht, ich habe jetzt keine Zeit — ich muß noch mit meiner Frau etwas bereden“ und trieb die Leute aus der Tür und schloß sie ab.

Und dann setzte er sich wieder hin vor die Uhr und sprach mit ihr und hatte sie lieb.

Die Zeiger rückten, und der Pendel ging — die Kette wurde länger, die Gewichte sanken tiefer und tiefer — mit ihnen sank die Zeit.

Auf einmal war es ihm, als habe er die Antwort auf eine Frage nicht mehr recht gehört.

„Wie meinst du, Betty?“ sagte er. „Ich kann dich kaum verstehen!“

Das Gewicht, das die Uhrzeiger trieb, zitterte leicht. Es war an seinem längsten Ende angelangt. Ein leichter Knacks ging durch das Uhrwerk.

„Wie, Betty, wie?“

Das Pendel schwang noch ein paarmal hin und her.

„Aha — ich habe schon verstanden, Betty. Nein, nein, heute will ich dich lieber nicht allein ausgehen lassen — heute geh' ich mit dir, Betty. Einen Augenblick noch, Betty — einen Augenblick. Ich will nur noch meinen Mantel holen — gleich bin ich wieder bei dir — bei dir ...“

Und als der Pendel zum letztenmal schwang und stillstand, brachen sie von draußen die Tür ein — ein Arzt, ein Krankenwärter, ein Schlosser und ein erbberechtigter Neffe — und fanden einen totenstillen Mann, der sich nie mehr rührte — der mit seiner Betty fortgegangen war in eine andere Welt.

Aus Wissenschaft und Technik.

Abmagerungskuren sind gut, aber nur am richtigen Platz! Die neuerdings viel durchgeführten Abmagerungskuren sind in vielen Fällen für die Jung- und Gesunderhaltung des Körpers wünschenswert. In anderen Fällen ist die rechtzeitige Verminderung übermäßigen Körpergewichts geradezu notwendig. Vor allem kann die Rücksicht auf Herz und Blutgefäße dazuführen. Durch die Fettumwachsung und durch die Steigerung der zu bewegenden Last erwächst dem Herzen erhöhte Arbeit. Kommt eine Krankheit hinzu, so können Komplikationen entstehen. Man wird deshalb rechtzeitig durch Abbau eines überschüssigen Fetteiles für Entlastung des Herzens sorgen. Auch für die Gefäße, die stärker beansprucht sind, bedeutet eine vernünftige Abmagerungskur eine Entlastung. Das Allgemeinbefinden von Nierenkranken verschlechtert sich vielfach, wenn infolge überladener Kost Fettleibigkeit gezüchtet wird. Die Beschwerden bilden sich oft auffallend rasch wieder zurück, sobald geeignete Kost für Fettabnahme sorgt. Übermäßiger Fettansatz läßt Bronchien und Lungen nicht recht zur Ausdehnung kommen und wird dadurch zur Ursache chronischer Katarrhe der Atmungsorgane. Erkrankungen der Leber und der Gallenblase, die mit Fettleibigkeit einhergehen, werden durch eine geeignete Abmagerungskur günstig beeinflußt. Krankheiten der Bewegungsorgane und Fettleibigkeit beeinflussen einander ungünstig. Die Anstrengung beim Gebrauch der erkrankten Muskeln und Gelenke beschränkt die Bewegungen; dadurch nimmt der Fettansatz zu. Umgekehrt erschwert das Gewicht des dicken Körpers die ohnehin gehemmten Bewegungen und fördert unbewußt den Drang nach geringer Bewegung. Ein Plattfuß, der unter dem Übergewicht des Körpers Schmerzen verursacht, bessert sich nach einer Abmagerungskur. Während der Schwangerschaft dürfen nur gesundheitliche Notwendigkeiten, nicht ästhetische Wünsche zur Einleitung einer besonders vorsichtigen Abmagerungskur führen. Unangebracht sind Abmagerungskuren bei älteren Personen, die seit Jahrzehnten fettleibig gewesen sind. Mit 60 Jahren sollten im allgemeinen keine Entfettungskuren mehr begonnen werden. Sie führen oft zu einem körperlichen Zusammenbruch, der nur schwer wieder zu beheben ist. Das Vorhandensein von Krankheiten kann den Aufschub einer sonst vielleicht notwendigen Entfettungskur bedingen. Zuckerkranke befinden sich meist besser, wenn ihr Körpergewicht das Normalgewicht übersteigt. Mäßiges Übergewicht sollte hier unbeachtet bleiben. Der Verlauf der Gicht wird dagegen durch Abmagerung günstig beeinflußt, schon durch die damit einhergehende, für Gichtbehandlung geeignete Umstellung der Lebensweise. Scharfe Abmagerungskuren erfordern besondere Aufmerksamkeit von seiten des Arztes wie des Patienten, um nicht zu einer Gefahrenquelle zu werden. Auch leichte Entfettungsmethoden, wenn sie zu lang fortgesetzt und zu schroff durchgeführt werden, führen zu unangenehmen Erscheinungen. Schlaffheit, Nervosität, Schlaflosigkeit, Schwindelanfälle, Kopfschmerzen, Herzklopfen usw. sind die Folge von Übertreibungen. Langsame Abmagerung bringt das Fett gleichmäßig am ganzen Körper zum Schwinden und bewahrt daher auch vor ungünstigem, überaltertem Aussehen. Wichtig ist es, bei jeder Abmagerungskur den Eiweißbestand des Körpers zu erhalten. Man trifft immer wieder Leute, die sich rühmen, ganz allein und sehr rasch durch energische Nahrungsenthaltung ihr Gewicht bedeutend vermindert zu haben. Sie sind stolz darauf, ihre Befriedigung macht Eindruck auf die Umgebung, und sie genießen das Ansehen von Sachverständigen. Aber eines Tages kann es passieren, daß diese Heroen mitten während einer Einladung oder einer Besprechung vor Schwäche zusammenklappen. Das wiederholt sich, bis sie selbst erkennen oder klargemacht bekommen, daß die übertriebene Abmagerungskur schuld an dem Zusammenbruch ist. Sie haben so lange die Kur gemacht, bis der Eiweißbestand des Körpers angegriffen war. Das geschieht bei kräftigen Naturen oft erst in Wochen oder Monaten. Aber die krankhaften Erscheinungen bleiben niemals aus. Durchführung einer richtigen Entfettungskur ist eine Kunst, die aber nicht gefühlsmäßig, sondern nur mit Wissen und Können zu betreiben ist. Auch wenn nach dem Zusammenbruch alsbald richtige Kost wieder dem geschwächten und eiweißverarmten Körper zugeführt wird, dauert es längere Zeit, ehe die Schädigung ganz behoben ist. Das abgebaute Eiweiß ersetzt sich, wie es langsam angegriffen wurde, nur allmählich wieder, und erst nach völligem Ausgleich können Nerven und Organe ihre Leistungen wieder voll durchführen. Bei allen Abmagerungskuren handelt es sich um Entfernung des überschüssigen Fettes, während der Eiweißbestand des Körpers zu erhalten ist.

Dr. W. Schweisheimer.

Eine neue Methode zur quantitativen chemischen Analyse. Es ist bekannt, daß man zur qualitativen chemischen Analyse die Lichtstrahlen der Elemente verwenden kann, die sie, im Bunsenbrenner zum Leuchten erregt, aussenden, und die man mit einem Spektrometer nach ihren Wellenlängenwerten messen kann. Das gleiche Verfahren läßt sich auf die Röntgenstrahlung der Elemente ausdehnen. Die neuen Untersuchungen haben bekanntlich ergeben, daß die Röntgenstrahlen den Lichtstrahlen vollkommen wesensgleich sind und sich von ihnen nur durch die Größe der Wellenlängen unterscheiden. Um ein chemisches Element zur Röntgenstrahlung anzuregen, bringt man es auf die Antikathode einer Röntgenröhre. Beim Aufprallen der Kathodenstrahlen auf den Brennfleck der Antikathode wird dann die dort befindliche Substanz so erregt, daß es Röntgenstrahlen aussendet, und zwar hat sich ergeben, daß jedes Element eine Anzahl für dasselbe ganz charakteristischer Strahlen emittiert. Kennt man die verschiedenen Wellenlängen, die den einzelnen chemischen Elementen zugehören, so kann man hierauf eine qualitative chemische Analyse gründen. Da diese Methode aber umständlicher ist als die Lichtspektroskopie, so wird man in der qualitativen chemischen Analyse die Lichtspektroskopie vorziehen. Glocker hat nun neuerdings gezeigt, daß die Röntgenspektroskopie sich auch zur quantitativen chemischen Analyse eignet. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß sich beim Ausbau dieser Methode ein weites Feld in der praktischen Chemie in den Fällen eröffnen wird, in denen es sich um die Bestimmung chemisch sehr ähnlicher Elemente handelt, deren analytische Bestimmung sehr mühsam und zeitraubend ist. Die Methode arbeitet nicht mit der Emissionsspektroskopie, sondern mit der Absorptionsspektroskopie. Zwischen die Röntgenröhre und den Spektrographen wird eine dünnwandige Glasküvette mit der Substanz gebracht, wenn ein Element quantitativ bestimmt werden soll. Für jedes Element findet sich bei einer bestimmten Wellenlänge im Spektrum ein Absorptionssprung, und es besteht zwischen der Größe des Absorptionssprunges und der durchstrahlten Substanzmenge eine bestimmte quantitative Beziehung. Glocker zeigt an Beispielen, wie es ihm gelungen ist, diesen Absorptionssprung für die quantitative Analyse nutzbar zu machen. So fand sich z. B. für eine Barium-Chlorid-Lösung, deren Bariumgehalt nach der chemischen Analyse zu 5,8 Proz. ermittelt worden war, mit der Röntgen-

Toilettegeheimnisse. Zarte und empfindliche Haut wird von hartem Wasser, wie es das uns zur Verfügung stehende Leitungswasser meistens ist, stets angegriffen. Wollen Sie diesem Übelstande abhelfen, so setzen Sie dem Waschwasser täglich etwas Kaiser-Borax zu. Das Wasser wird hierdurch sofort weich und wirkt anregend und belebend auf die Hauttätigkeit, dank der hervorragenden Eigenschaft von Kaiser-Borax, die verstopften Hautporen zu öffnen. — Kaiser-Borax — garantiert rein — wird niemals lose, sondern nur in den bekannten roten Kartons mit Schutzmarke knieende Frauengestalt von der Firma Heinrich Mack Nachf., Ulm a. D. geliefert.

analyse ein Wert von 5,3 Proz. Barium. Die Übereinstimmung ist also hinreichend.
Ludwig Thor.

Über die Verschiedenheit der schöpferischen Anlagen bei einigen süddeutschen Stämmen. Es ist bekannt, daß die Bayern eine auffallende Begabung für Theaterspiel zeigen; ein großer Prozentsatz aller Schauspieler sind Bayern. Daher ist es auch kein Zufall, daß sich dort das Volksschauspiel zu solcher Blüte entwickelt hat, wie die Passionsspiele in Oberammergau immer wieder beweisen. Die gleichen Leistungen weist Bayern in Malerei und Plastik auf. Der Tübinger Physiologe Basler ist in seiner „Rassen- und Gesellschaftsphysiologie" der Frage nähergetreten, wie es mit der schöpferischen Anlage der Württemberger bestellt ist. Dort bietet sich ein ganz anderes Bild. Kaum ein Schauspieler, wenig Maler und Bildhauer stammen aus Württemberg. Aber auf einem andern Gebiet übertrifft dieses Land weit die meisten anderen deutschen Länder. „Kein anderer süddeutscher Stamm besitzt so viele Dichter", so betont Basler nicht nur, sondern weist es auch auf folgende Weise nach. Basler schrieb aus der Kunstgeschichte von Janitschek alle in Bayern, Württemberg und Baden geborenen Maler heraus, von denen mindestens ein Bild in dem Werke wiedergegeben war. In diese Liste kamen also nur die Namen von solchen Künstlern, die Janitschek so bedeutend erschienen, daß er mindestens eins ihrer Bilder der Wiedergabe würdig fand. Es ergab sich eine Verteilung, die geradezu überraschte, und die Basler in einer kleinen instruktiven Tabelle zur Anschauung gebracht hat. Man sieht aus ihr, daß in Bayern die Maler tatsächlich ganz erheblich überwiegen. Weiterhin schrieb sich Basler aus der Literaturgeschichte von E. Engel — besser hätte sich J. Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" dazu geeignet — alle Schriftsteller heraus, von denen sich ein Porträt darin fand. Bei der tabellarischen Darstellung wurde die Einwohnerzahl in Rechnung gesetzt, und es zeigte sich, daß Bayern und Württemberg ihre Rollen vertauscht hatten. Baden besitzt weder viele Schriftsteller noch Maler. Da die Verteilung verschiedenartiger Begabungen nicht nur Zufall sein kann, muß nach Basler in Württemberg eine Rasse überwiegen, aus der viele Schriftsteller hervorgehen, in Bayern eine, bei der Begabung für Malerei und darstellende Kunst vorherrscht.
Dr. E. Ebstein.

Für die Frauenwelt.

Der Kasack aus Seidentresse. Eine hübsche modische Erfindung ist der Kasack aus Seidentressen, die ganz schmal sind und wie Stroh, d. h. die einen mit den anderen verflochten, verarbeitet werden. Ganz weiß ist sehr hübsch, aber auch in harmonisch zueinander abgestimmten Farbtönen, wie zweierlei Gelb, zweierlei Beige und zweierlei Braun, bleibt die Wirkung reizvoll. Zu Sporträcken kann man gar nichts Hübscheres tragen. Überhaupt geben die Phantasien auf einfachen Kleidern allerliebste Garnierungen ab. Viele von ihnen sind aus Filet, das in dicker Wolle mit Tapisseriestich bestickt wird. Ungarischer, Smyrna- und Kreuzstich sind besonders beliebt.

Kleine farbige Ketten, wie sie die Kinder aus bunten Glasperlen zu Kolliers und Armbändern aufziehen, sind die neueste Phantasie der Mode. Man bringt sie im Farbenton entweder mit dem des Kleides in Übereinstimmung oder läßt sie völlig abweichen und trägt sie in zehn bis zwölf Exemplaren auf einmal.

Die kurze Pelzpelerine. Es wird bald kalt werden! Vorläufig begnügen sich die Damen noch mit dem Kostüm oder Mantelkleid, aber lange dauert es nicht mehr, und der Pelz hält wieder seinen triumphalen Einzug. In der Beziehung gleicht der klassische ein ganz klein wenig einem alten unbequemen Prinzip, und die Frauen werden sicherlich die neuen, kurzen Pelzpelerinen mit Freuden begrüßen. Sie sind auch reizend, diese kleinen, rund geschnittenen Kragen aus Nerz, Biber oder Hermelin. Hinten länger als vorn, werden sie etwas nachlässig über die Schultern gelegt und wirken ebenso graziös des Nachmittags über einem wollenen Kleid wie am Abend zu einer gestickten Samttoilette.

Die rauchende Frau kann in Amerika einen großen Erfolg buchen: auf den Haupteisenbahnstrecken sind neuerdings Raucherabteile eingerichtet worden, die nur für Frauen reserviert sind. Wie es heißt, machen die Raucherinnen reichlich Gebrauch von der neuen Freiheit. Man mag in dieser Neueinrichtung ein Zeichen des wachsenden weiblichen Einflusses im modernen Leben und zugleich der zunehmenden Vermännlichung der Frau erblicken.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4202. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 24. SEPTEMBER 1925

Kr.

BLEYLE'S

Bleyle

SCHUTZ-MARKE

Knabenanzüge
Sweater für Knaben und Mädchen

Garantiert reinwollen

Praktischste und vorteilhafteste Kleidung für Schule, Haus, Spiel und Sport

Leicht instand zu halten

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik
Wilh. Bleyle,** G. m. b. H., **Stuttgart W 12.

Wer die ersten Anfänge einer vieltausendjährigen Kultur mit ihren einzigartigen Kunstdenkmälern auf sich wirken lassen möchte, der scheue nicht die knapp viertägige Reise nach Aegypten.

Der besuche Cairo, Luxor und Assuan, gehe in das Tal der Könige und Königinnen u. besichtige die herrlichen Tempel Aegyptens. Ein mildes Klima und strahlende Sonne locken zum Ausruhen im sagenhaften Nillande.

Prächtige Dampfer und gepflegte Hotels erhöhen den Genuß eines Aufenthalts in Aegypten. Während der Monate Oktober, November, Dezember und Januar gewähren die aegyptische Staatseisenbahn und die internationale Schlafwagen-Gesellschaft sowie die Hotels erhebliche Ermäßigungen. Auskünfte durch alle Reisebüros. Verlangen Sie Prospekte von Jakob Mayer, Annonc.-Exped., Frankfurt a. M.

Reist nach Thüringen!

Thüringen

Bad Blankenburg (Thür. Wald). Klimat. Sommer- u. Winterkurort, 226 m ü.M. am Eingang i. d. Schwarzatal. Herrl. u. gesch. Lage. Prachtv. Umgeb. Mild. Klima. Günstige hygien. Verhältn. Privatheilanstalt. Thür. Waldsanat. Schwarzeck, Sanat. Am Goldberg, Hotel Kurhaus Chrysopras-Löscheshall.

Bad Liebenstein Perle des Thüringer Waldes. Herz-Bad. Luftkurort. :: Stärkste kohlensaure Eisen-Mangan-Arsenquelle Deutschlands.

Eisenach und die Wartburg, der Glanzpunkt Thüringens. :: Erfolgreiches Kurbad. Pensionspreis ab Mk. 4.50. Kostenlose Prospekte und Auskünfte bereitwilligst durch Verkehrsverein, Städtisches Verkehrs- und Reisebüro.

Oberhof (Thüringen), 800—1000 m, höchstgelegener Luftkurort im Thüring. Wald. Deutschlands größter Wintersportplatz. D-Zug-Station: Berlin—Stuttgart—Kissingen—Mailand.

Erfurt Lutherstadt, Blumenstadt. Dom und Severi, Universität 1392—1816, Kirchen und Klöster. Vornehme Gast- und Unterhaltungsstätten. Auskunft Stadtverkehrsamt — Verkehrsverein.

Rudolstadt Schönste Saalestadt und Luftkurort. :: Ausgangspunkt zum Schwarzatal und Thüringer Wald. Herrliche Ausflüge, gesündeste Lage. :: Auskunft: Stadt-Verkehrsamt, Fernsprecher 84.

Finsterbergen 500—710 m ü. M. Sehr beliebt., landschaftl. schön geleg. Höhen- u. Nachkurort. Wohnungen im Kurhaus, Hotels, Pens. u. Landh. Autoverb. m. Bahnh. Friedrichroda. Kurarzt.

Ruhla. Luftkurort in 400 m Höhe. Prächt. Laub- u. Nadelw. Ausgangsp. f. Ausflüge n. Inselberg, Schloß Altenstein, Wartburg. Gute preisw. Gaststätten.

Bad Frankenhausen (Kyffh.). Das altbewährte Heilbad am Kyffhäuser. Auskünfte durch die Badedirektion.

Salzungen Solbad und Inhalatorien. Solquellen von 5 und 27% Salzgehalt. Gradierhäuser (27% Solezerstäubung). Pneumatische Kammern. Moorbäder und kohlensaure Solbäder. Kurzeit Anfang Mai bis Anfang Oktober. Die Badedirektion.

Friedrichroda (Thüringer Wald) 450 bis 710 m ü.M. Beliebtester Sommer- und Winterkurort Thüringens. Wintersportplatz. Alle hygienischen Einrichtungen. Ganzjähriger Kurbetrieb.

Bad Sulza Solheilbad mit 6 Solquellen bis 27% Salzgehalt. Inhalatorium. Trinkhalle. 3 große Gradierhäuser. Bahnlinie: Berlin—Leipzig—Frankfurt.

Bad Jlmenau. Altberühm. Höhenluftkurort i. Th. Wald. 500—900 m ü. M. Quellwässer: radioaktiv. Herrlichste Umgebung. Goethestadt. Wintersportplatz. Segelsport. Familienbad. Ausführl. Werbeschrift. Telegr.-Adr.: Kurverwaltung Jlmenau.

Solbad Kösen An der Thür. Pforte. Gesellschafts- u. Einzelinhalatorien. Pneumat. Kammern. Radium-Emanatorium. 5 eigene Quellen, Gradierwerk. Trink-, Milch- u. Traubenkuren. Sommer- u. Wintersaison. D-Zuganschluß von Naumburg mit städt. Kraftwagenlinie. Rudelsburg-Saaleck.

Tabarz Vielbesuchte Sommerfrische in geschützter Lage am Fuße des Inselsberges. Waldreiche Umgebungen mit gutgepflegt. Wegen. Ausgangspunkt vieler lohnender Ausflüge in den nordwestlich. Teil des Thüringer Waldes. Zu all. Hauptzügen 50sitzige Postautos nach Stat. Fröttstädt (Strecke Berlin-Frankfurt).

Näheres durch die örtlichen Verwaltungen und den Triumph-Verlag in Rudolstadt. Thüringer Verkehrsverband E. V., Gotha.

HAUS HOCH

STEIGT DIE PRODUKTION VON

Dr. Lahmanns Gesundheits Stiefel

Weißer Hirsch

Alleinige Hersteller: EDUARD LINGEL, Schuhfabrik A.-G., Erfurt.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4202. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. September 1925.

Allgemeine Notizen.

Einen ganzen Stadtteil durch Krane zu heben war man seit fünf Jahren in der im Westen von England gelegenen Stadt Northwich emsig bemüht. Die Arbeiten haben auch das Ergebnis gehabt, daß der ausgedehnte Stadtteil, bestehend aus der City mit 200 Häusern und Läden, um zwei Meter höher gehoben wurde und die freigelegten Fundamente durch Stein und Erdreich ausgefüllt werden konnten. Die ganze Sache wurde mit so peinlicher Sorgfalt ausgeführt, daß beispielsweise in einer Apotheke während der Arbeiten auch nicht eine Flasche vom Regal genommen zu werden brauchte. Das Riesenwerk war notwendig, um den Stadtteil, der sich immer tiefer senkte, vor dem Verschwinden in die Tiefe zu retten.

Einen bisher unbekannten Volksstamm in Sibirien hat eine von der Geographischen Gesellschaft und der russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau ausgerüstete Expedition am Nura-Fluß entdeckt, der sich sowohl hinsichtlich der Sprache als auch durch die äußere Erscheinung wesentlich von den übrigen Eingeborenen des Bezirks, den Samojeden, unterscheidet. Die Samojeden nennen dieses Volk in ihrer Sprache „nian casovo“ d. h. Waldvolk, während diese selbst sich „peschan“, d. h. Männer, nennen. Ihre Sprache hat selbständige Sprachwurzeln, der R-Laut, der im Samojedischen ziemlich häufig vorkommt, fehlt den Peschans. Sie sind Nomaden und wohnen abseits von den Samojeden. Ihre Gesamtzahl beträgt nur sechshundert. Es ist das erstemal, daß sie mit zivilisierten Menschen in Berührung gekommen sind.

Kampf gegen die Schmutzliteratur. Dem Reichsrat liegt ein Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur vor. Schon vor Verabschiedung dieses Gesetzes sollen einstweilige Maßnahmen zur erfolgreichen Bekämpfung der überhandnehmenden Schund- und Schmutzschriften, insbesondere gewisser periodischer Druckschriften, die vornehmlich auf Bahnhöfen, in Zeitungskiosken und im Straßenhandel zu haben sind, getroffen werden. Vor kurzem sind bei einer Besprechung im Reichsverkehrsministerium zwischen Reichsbahn, Berliner Magistrat, Hochbahngesellschaft und Verein deutscher Bahnhofsbuchhändler zunächst für Berlin vorläufig bis zum Inkrafttreten des Gesetzes bestimmte Grundsätze vereinbart worden: Periodische Druckschriften, gegen die nach dem 1. Juli 1925 eine rechtskräftige Ver-

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1—7.

urteilung aus § 184 oder § 184a des Strafgesetzbuchs, sei es auch nur im objektiven Strafverfahren (§ 42 StGB.) ausgesprochen ist, werden vom Verkauf auf Bahnhöfen und in Zeitungskiosken bei erstmaliger Verurteilung für drei Monate, im Wiederholungsfall für sechs Monate ausgeschlossen. Die in Berlin bestehende deutsche Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate, der aus dem ganzen Reich derartige Verurteilungen gemeldet werden, gibt diese an die beteiligten Behörden, Verwaltungen und Gesellschaften weiter, damit der Verkaufsausschluß angeordnet werden kann. Meldung wird auch an die Ministerien des Innern für Preußen und für das Reich erstattet, von wo aus die Ortspolizeibehörden zur Fahndung auf die unbrauchbar zu machenden Druckschriften veranlaßt werden. Ein Runderlaß des Preußischen Ministers des Innern weist auf diese Vereinbarungen hin und erinnert daran, daß auch schon die Gewerbeordnung gegen Auswüchse ausreicht.

Die bedeutendsten, interessantesten Teile Asiens kennen zu lernen, bietet der Weltreise-Dampfer „Resolute“ vortreffliche Gelegenheit. Von Neuyork kommend, läuft dieser Dreischrauben-Luxusdampfer der Harriman Line auf seiner diesjährigen Weltreise am 1. November Madeira, am 3. November Gibraltar und am 7. November Neapel an. Von diesen Häfen aus bietet sich europäischen Reisenden nicht nur Gelegenheit, die ganze Fahrt um die Welt anzutreten, es können von diesen europäischen Stationen aus auch Teilstrecken nach Ägypten, Indien und Ostasien belegt werden. Wer diese Teilstrecken benutzt, genießt alle Vorzüge des schönsten und interessantesten Abschnittes der Fahrt um die Welt, deren wichtigste Stationen zwischen Europa und Japan Port Said, Bombay, Colombo, Rangoon, Singapore, Batavia, Hongkong, Shanghai und Yokohama sind. Von den meisten Anlaufhäfen aus werden kleinere und größere Landausflüge unternommen. Port Said z. B. ist der Ausgangspunkt einer Fahrt nach Kairo und den Pyramiden bei Gizeh. Von Bombay aus wird ein größerer Landausflug durch die Tiefebene Nordindiens bis nach Kalkutta und weiter in die Bergwelt des Himalaya unternommen werden. An sämtlichen Ausflügen können auch diejenigen Passagiere teilnehmen, die nur eine Teilstrecke belegt haben. Ostasienreisenden ist also die Möglichkeit geboten, im Herbst d. J. mit der Geschäftsreise eine schöne Studien- und Erholungsfahrt zu verbinden.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Mit dem Hochsee-Fischdampfer auf der Fahrt nach Island: Sturmtag im Atlantischen Ozean.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Hans Friedrich.

Der polnische Imperialismus.

Der Militärstaat Polen steht nicht nur als getreuer Vasall im Dienste der französischen kontinentalen Hegemoniebestrebungen, sondern ist auch der Träger eines sehr ureigenen Imperialismus, nicht nur kontinentaler, sondern vor allem auch maritimer Tendenz. Dieser polnische maritime Imperialismus läßt sich auf drei verschiedene Ursachen zurückführen: auf geschichtliche Tradition, auf die militärische Allianz mit Frankreich und auf wirtschaftliche Bedürfnisse. In breiter Front stößt er gegen die Ostsee vor, und seine Durchbruchsstellen sind Danzig, Memel und das Randstaatengebiet.

Um das Jahr 1000 erstreckte sich das Herzogtum Polen die Ostseeküste entlang von der Oder bis zur Weichsel, während zu Beginn des 14. Jahrhunderts das Königreich Polen durch das ihm vorgelagerte Gebiet des Deutschen Ritterordens völlig von der See abgeschnitten war. Das mächtige Königreich der Jagellonen, das von der Ostsee bis zum Dnjestr, von der Netze bis zur Desna ein Gebiet von 940000 qkm bedeckte, berührte mit dem unter Kasimir VI. im zweiten Thorner Frieden 1466 erworbenen Westpreußen nebst Ermland und dem unter Siegmund II. August durch die Lubliner Union 1569 gewonnenen Litauen und Preußen und dem von Rußland und der Walachei eroberten Livland in breiter Ausdehnung die Ostsee. Auf diesen historischen Reminiszenzen baute sich das annexionistische territoriale Programm Dmowskis auf der Versailler Friedenskonferenz auf, das bezüglich des Zutritts Polens zum Meer infolge der von England durchgesetzten Konstituierung Danzigs als Freie Stadt die polnischen Hoffnungen aufs schwerste enttäuschte. Denn Polen erhielt anstatt der „Lunge Polens", des Danziger Hafens und der Weichsel-Mündungen, lediglich den schmalen pommerellischen Küstenstreifen. Hier, in Putzig, fand die feierliche Zeremonie der „Vermählung Polens mit der See" statt, bei der General Haller mit gezogenem Säbel auf weißem Roß in das Meer ritt und als Symbol des vollzogenen Aktes einen goldenen Ring in die Fluten warf.

Vom 6. Allgemeinen Deutschen Bankiertag zu Berlin: Während der Eröffnungssitzung in der Kroll-Oper am 14. September. 1. Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht; 2. Peußischer Handelsminister Dr. Schreiber; 3. Reichswirtschaftsminister Wirklicher Geheimer Rat Albert Neuhaus.

Der polnische maritime Imperialismus leistet aber auch zugleich den französischen Bestrebungen einer maritimen Hegemonie in der Ostsee, die sich gegen den englischen Rivalen richtet und zugleich im Interesse der Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland liegt, Vorspanndienste. In dem Obersten Kriegsrat hatte Cambon im Hinblick auf Danzig betont, daß Polen „nicht nur eine Seeküste, sondern auch einen in strategischer Beziehung sicheren Zugang zu ihr haben müsse". Und Marschall Foch hatte die bedeutsamen Worte gesprochen: „Eine strategische Schwächung des zukünftigen Polens wäre ein ungeheurer Fehler seitens der Entente. Es ist notwendig, daß der Weg Danzig—Warschau stets in polnischen Händen ist." Das Verlangen der „Action Française", des Organs der nationalistischen Militärpartei Frankreichs, der „effektiven Umgestaltung Danzigs zu einem strategischen Hafen im Dienste Polens und Frankreichs", die Forderung der Erhöhung der Kredite durch den französischen Marineminister Raiberti unter der Begründung, daß man u. a. die Position Frankreichs in Danzig stärken müsse, und die seit 1921 regelmäßigen Gefechtsübungen der „Division navale française en Baltique" in der Danziger Bucht enthüllen mit hinreichender Deutlichkeit das rein militärisch-strategische Motiv von Polens Drang zum Meer im Interesse Frankreichs. Den wirtschaftlichen Bedürfnissen von Handel und Verkehr eines 30-Millionen-Volkes wird durch die Polen im Friedensvertrag zugesprochenen bedeutenden Vorrechte im Hafen der Freien Stadt Danzig vollauf Genüge getan. Die wirtschaftlichen Wünsche Polens sind aber zumeist nur ein geschickt drapiertes Mäntelchen, hinter dem sich politische und militärische Absichten verbergen. — Der durch den polnischen maritimen Imperialismus am stärksten bedrohte Punkt an der Ostsee ist Danzig. Das hat bereits Bismarck vorausgesehen, als er im September 1894 in seiner Ansprache in Varzin sagte: „Danzig aber wäre das erste Objekt der Begehrlichkeit eines Warschauer Staates." Die politischen und militärischen Absichten Polens in bezug auf Danzig als Marinebasis und strategischen Hafen zeigt die bisher noch unveröffentlichte Denkschrift der polnischen Regierung über Danzig auf der Friedenskonferenz, in der es heißt: „Danzig ist für Polen unentbehrlich. Es ist der einzige bedeutende Hafen, den Polen für seine direkten Beziehungen zu seinen westlichen Alliierten haben kann. Danzig soll als politischer Verbindungspunkt zwischen der Entente und Polen dienen. Durch Danzig muß sich Polen ein weiter Zugang zur Außenwelt öffnen, und mit Danzig muß es dem deutschen ‚Drang nach Osten' die Türe schließen. — Ohne eine polnische Marine und polnische Häfen würde die Ostsee ein deutsches Meer bleiben. Kein anderer Staat an der Ostsee ist stark genug, um ohne ein freies und mächtiges Polen Deutschland widerstehen zu können. Wenn aber Polen wirklich seine polnische Küste erhält, so würden alle Ostseestaaten an Polen eine Stütze gegen Deutschland finden." Noch unverfrorener offenbarten sich diese Absichten bei den Verhandlungen über die Danzig-Polnische Konvention im November 1919 in Paris, bei denen Polen einen Konventionsentwurf vorlegte, dessen 30. Artikel lautete: „... Zu diesem Zweck hat Polen das Recht, auf besagtem Gebiet Militär- und Seestreitkräfte zu unterhalten, Befestigungswerke zu beschlagnahmen und die militärische Aufsicht auszuüben." Wenn nun auch der Völkerbundsrat am 17. November 1920 den Beschluß faßte, daß der Danziger Verfassung der Zusatz beizufügen sei, daß die Freie Stadt weder als Militär- noch als Marinebasis dienen dürfe, so erreichte Polen in dem Kampf um das militärische Mandat über Danzig doch immerhin, daß es vom Völkerbundsrat im Kriegsfalle als zur Verteidigung Danzigs besonders geeignet bezeichnet wurde, allerdings mit der Einschränkung, daß der Völkerbundsrat in jedem Falle noch vorher gehört werden müsse. Die eigentlichen Absichten Polens hatte der damalige Hohe Kommissar des Völkerbundes in Danzig, General Haking, in seinem Gutachten vom Jahre 1921 mit folgenden Worten bezeichnet: „Obwohl Polen Mitglied der Völker-Liga ist, muß ich meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß Polen das Verteidigungsmandat nicht haben will, um Danzig vor einem Angriff von außen zu schützen, sondern um dessen völkischen Charakter zu vernichten und es faktisch, wenn auch nicht rechtlich, der Republik einzuverleiben." Während die Freie Stadt Danzig peinlich auf ihren durch den Versailler Vertrag und den mit Polen abgeschlossenen Verträgen verbürgten Rechten besteht, hat es Polen bis zum heutigen Tage mit unermüdlicher Zähigkeit immer wieder versucht, seinen imperialistischen Willen durchzusetzen, trotz der Verträge und oft im direkten Gegensatz zu ihnen. Gleich blieb stets das Ziel, nur die Mittel und Wege, es zu erreichen, wechselten. Bald waren es Wirtschaftsblockade, Boykott, Zoll- und Paßschikanen, diplomatische Schwierigkeiten, bald wurden andere Häfen gegen Danzig ausgespielt, wie Braila, Galatz, Triest, Thorn und neuerdings auch der polnische Hafen Gdingen. Man will sich vom Danziger Hafen, dessen Hafenausschuß, wie es die durch ihre außergewöhnliche Schärfe berühmt gewordene Note des polnischen Delegierten beim Völkerbund, Professor Askenazys, an den Völkerbundsrat vom Januar 1922 so eindringlich dokumentierte, Polen ein Dorn im Auge ist, völlig emanzipieren und sich an den

Von der Reise des Kronprinzenpaares und seiner beiden Söhne nach Ostpreußen: Bei der Huldigung im Schloßhofe zu Januschau am 13. September. 1. Kronprinz Wilhelm; 2. Prinz Louis Ferdinand; 3. Herr v. Oldenburg-Januschau. (Phot. R. Schäffer, Riesenburg.)

Die große Befreiungskundgebung vor dem Parkhaus zu Bochum: Reichspräsident v. Hindenburg während seiner Ansprache von der südlichen Veranda des Parkhauses aus an die vieltausendköpfige Menge, in der er der Stadt seinen Dank für das Bekenntnis zu unlösbarer Volksgemeinschaft während der Besatzungszeit aussprach. Vordere Reihe neben dem Reichspräsidenten: Sitzend: Reichsjustizminister und Minister für die besetzten Gebiete Dr. Frenken; Reichskanzler Dr. Luther; Bischof Klein von Paderborn; Oberpräsident von Westfalen Gronowski; Oberbürgermeister von Bochum Dr. Buer.

Jubelnde Begrüßung des Reichspräsidenten bei seiner Fahrt durch die festlich geschmückten Straßen Bochums am 17. September. Neben dem Reichspräsidenten der Oberbürgermeister von Bochum, Dr. Buer.

Vom Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg zu den Befreiungsfeiern im Ruhrgebiet.

Leo Fall,
beliebter Operettenkomponist, Verfasser der bekannten Operetten „Dollarprinzessin“, „Der fidele Bauer“, „Die Rose von Stambul“ u. a., † am 16. September zu Wien im Alter von 52 Jahren.

Wilhelm Kuhnert, bedeutender Berliner Tiermaler, langjähriger Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung“, feiert am 28. September seinen 60. Geburtstag. (Phot. Wipro.)

Gustav Kadelburg,
namhafter Lustspieldichter, dessen mit Blumenthal, v. Schönthan und Skowronnek verfaßte Bühnenwerke großen Erfolg hatten, † am 11. September zu Berlin im 75. Lebensjahre.

Friedrich Wilhelm v. Loebell,
Staatsminister a. D., Vorsitzender des Reichsbürgerrats, beging am 17. September seinen 70. Geburtstag.

Harry Plate,
Ehrenmitglied des Deutschen Handwerks, erhielt zu seinem 25jährigen Jubiläum als Mitglied des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertages die Adlerplakette.

eigenen Hafen zu Gdingen halten. Bei den Beratungen der Sejmausschüsse für See- und Hafenfragen, an denen der wütende Verfechter des Boykotts Danzigs Senatsmarschall Trampczinski, der Chef des Generalstabes, General Stanislaw Haller und Admiral Porebski teilnahmen, wurde der beschleunigte Ausbau des Gdingener Hafens für eine Umschlagsmöglichkeit von mindestens 2½ Millionen Tonnen beschlossen und dies sogar als dringende Staatsnotwendigkeit bezeichnet. Unmittelbar gegen Danzig richtet sich der Beschluß, bis zur Erlangung der Polen durch den Versailler Vertrag garantierten Rechte keine Neuinvestitionen in Danzig vorzunehmen. In geheimer Sitzung sprach General Haller über die Bedeutung des Gdingener Hafens für die polnische Kriegsflotte. Daß Polen trotz der plötzlich erwachten Vorliebe für den eigenen Hafen aber nicht im geringsten daran denkt, seine bereits im Danziger Hafen realisierten kriegsmaritimen Bestrebungen aufzugeben, beweist das hartnäckige Bestehen auf dem den Hafen so außerordentlich gefährdenden polnischen Munitionslagerplatz auf dem Holm mitten im Danziger Hafen, wo bereits ein Anlegeplatz für polnische Kriegsschiffe und die Naphthatanks der früheren deutschen Kriegsmarine polnischen militärischen Zwecken dienen. — Über Ostpreußen, dessen territoriale Isolierung und Entdeutschung von jeher ein Ziel der polnischen Politik gewesen ist, und dessen strategische Bedeutung in Warschau seinem vollen Werte nach erkannt wird, schiebt sich der polnische Expansionsdrang bis nach Memel vor, wo er mit vollendeter Deutlichkeit in die Erscheinung tritt und Litauen bedroht. Das von Litauen nicht anerkannte Memeler Hafenstatut des Botschafterrats vom 16. Februar 1923 kam den wirtschaftlich verbrämten Forderungen des imperialistischen Polens in weitest gehendem Maße entgegen, indem es die Teilnahme eines polnischen Vertreters an der Hafenverwaltung, den freien Transit auf dem Memelstrom und mehrere wichtige Rechte für Polen im Memeler Hafen festsetzte. Das Memelprojekt des amerikanischen Völkerbunddelegierten Norman Davis, das von der Memeler Hafenverwaltung, die sich aus einem Litauer, einem Memelländer und einem Angehörigen eines nicht an Litauen grenzenden Staates zusammensetzen soll, einen Polen also ausdrücklich ausschließt, hat in Polen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und zu der Interpellation der Wyzwolenie-Partei im Sejm geführt. Es wurden nämlich folgende „Mindest-

Die Feldmanöver der 2. Reichswehr-Division in Mecklenburg zwischen Neubrandenburg und Malchin vom 10. bis zum 16. September: **Oben:** Der Chef der Heeresleitung, General v. Seeckt (×), im Manövergelände. **Unten:** Kavallerieparade vor Reichspräsident v. Hindenburg am 12. September.

Von den Feldmanövern der 5. Reichswehrdivision in Thüringen zwischen Erfurt, Arnstadt und Rudolstadt: Schlachtenbummler auf der Höhe 284 bei Waltersleben.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen.

Unterfliegen eines markierten Hindernisses ohne Bodenberührung beim Ziellandungswettbewerb.

Flugzeugunglück des Oberleutnants Kröhl, der dabei ums Leben kam: Das brennende Flugzeug unmittelbar nach dem Aufschlagen.

Vom Internationalen Flugwettbewerb auf dem Flugplatz Schleißheim bei München vom 12. bis zum 14. September.

Die Eröffnung des Hochleckenhauses der Sektion Vöcklabruck des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins im nordwestlichen Teil des Höllengebirges (Oberösterreich) am 6. September: Während der Gedenkrede des Priesters Steinwender für die gefallenen Bergsteiger.

Die feierliche Einweihung des ersten norddeutschen Stadions in Altona bei Hamburg am 13. September. (Phot. J. Schorer, Hamburg.)

forderungen" aufgestellt. 1. Gleiche Beteiligung Polens mit Litauen und Memel am Memeler Hafenausschuß; 2. Garantie des freien Wasser-, Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs zwischen Polen und Memel; 3. Besitz eines eigenen Küstengebiets; 4. Autonomie des Memelgebiets. Besonders Punkt 3 läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig! In Kowno hat man aus der Geschichte nicht vergessen, daß Litauen einst vom Polnischen Reich verschluckt worden ist, und man ist sich nach den Erfahrungen mit Wilna über die eigentlichen Ziele Polens nicht im unklaren. Der polnischen Gefahr gegenüber sieht man die einzige Rettung im engen Anschluß an Deutschland und Rußland.

Auch über die Häfen der Randstaaten, vor allem Riga, sucht Polen die Ostsee zu erreichen. Hier dient seinen maritimen imperialistischen Tendenzen vor allem der Gedanke des baltischen Staatenbundes, bei dem natürlich Polen die Führung zu übernehmen hofft. Aber das Warschauer Abkommen vom 17. Mai 1922, an dem Polen, Lettland, Estland und Finnland beteiligt waren, scheiterte daran, daß der finnländische Reichstag es nicht ratifizierte, und die 1924 abgehaltene baltische Konferenz der Außenminister Finnlands, Estlands und Lettlands in Warschau hat für die polnische Politik im angedeuteten Sinne auch keinerlei positive Resultate ergeben. Man sieht in Helsingfors ziemlich klar über die polnischen Absichten, befürchtet eine Art Hegemonie des größeren und mächtigeren Staates Polen innerhalb eines Baltischen Bundes und ist mit den polnischen Plänen, den Baltenbund nicht nur zur Sicherung gegen Osten, sondern auch gegen Westen, also gegen Deutschland, zu verwenden, keineswegs einverstanden, denn man will sich nicht in den Rahmen der von Polen befolgten französischen Ostbarriere-Politik einspannen lassen. Auch in Lettland, wo Polen in den sechs Gemeinden an der Düna noch territoriale Ansprüche zu haben glaubt, an die die „Gazeta Warszawska", das Organ der nationilistischen Militärpartei, anläßlich der Warschauer Konferenz recht eindringlich erinnerte, erkennt man immer deutlicher, daß Polens baltische Politik vor allem darin bestanden hat, Litauen von den übrigen baltischen Staaten zu isolieren, und daß Polen nur dann an einem Baltenbund ein wirkliches Interesse hat, wenn es über Finnland seinen Einfluß auch auf die skandinavischen Staaten erstrecken kann. Man wünscht daher, den Baltenbund nur auf die drei kernbaltischen Staaten Lettland, Estland und Litauen zu beschränken, von denen die beiden ersteren bereits durch eine Allianz verbunden sind. Was Polen tatsächlich will, das hat kürzlich der frühere polnische Gesandte in Riga, Dr. Jodko Narkiewicz, mit erfreulicher Offenheit im „Przeglad Wieczorny" ausgesprochen: „Die Annäherung an Lettland ist für Polen eine Notwendigkeit, weil es auf diese Weise einen neuen Zutritt zum Meere erhält. Es muß die Möglichkeit haben, mit der See in möglichst breiter Front in Verbindung zu stehen, was durch ein Bündnis und ein Freundschaftsabkommen erreicht werden könne."

Polen war im Laufe seiner Geschichte nie eine Seemacht und ist es auch heute nicht, trotz seiner beiden Kriegshäfen Gdingen und Putzig, seiner fünf Admirale, 248 Seeoffiziere, 2000 Mann, sechs ehemals deutschen Torpedoboote, zwei Kanonenboote, vier ehemals deutschen Minensuchboote und des Schulschiffs „Lwow". Der polnische General Haller verglich bei der feierlichen Zeremonie in Putzig das Verlangen Polens nach der See mit der Sehnsucht des Ikarus nach der Sonne. Der Vergleich scheint unglücklich gewählt, denn Ikarus verbrannte sich bei seinem Höhenflug die Flügel und stürzte zerschmettert in die Tiefe. W. L.

Der gewaltige Riesenhai (Selache maxima *Gunn.*), der am 10. September in den isländischen Gewässern von dem Fischdampfer „Billwärder" gefangen wurde, im Hafen von Cuxhaven. Das Tier wiegt etwa 4500 kg und hat eine Länge von 8,63 m. Der Durchmesser des Kopfes beträgt 1,36 m, die Länge der Rückenflosse 1,19 m, die der Schwanzflosse 1,52 m. Der gefangene Riesenhai bedeutet eine äußerst seltene Beute eines isländischen Hochsee-Fischdampfers, wie wir einen auf hoher See bei Sturm auf Seite 467 der vorliegenden Nummer nach einer Zeichnung wiedergeben. (Phot. H. Sparr, Cuxhaven.)

Der Entscheidungskampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft im Boxen zwischen Breitensträter und Samson-Körner in der Sporthalle am Kaiserdamm zu Berlin am 11. September, bei dem Breitensträter nach hartem Kampf die Meisterschaft nach Punkten zurückgewann: Samson-Körner in der siebenten Runde am Boden. — Links: Vom Überlandflug Tokio-Paris japanischer Flieger: Die Flieger des ersten Flugzeuges bei ihrer Zwischenlandung in Berlin, wo sie von der japanischen Kolonie stürmisch begrüßt wurden.

Die Katastrophe des amerikanischen Marineluftschiffes „Shenandoah": Die Trümmer des am 2. September bei Ava im Staate Ohio durch einen Wirbelsturm zerstörten Luftschiffes. (Phot. Wide World)

Von der feierlichen Übernahme der von den Franzosen nach dem Kriege als Kaserne beschlagnahmten deutschen Schule in Konstantinopel am 7. September: Links: Der deutsche Botschafter Nadolny (1) mit Gemahlin (2) und dem Schulvorstand Ruf (3) während der Feier. — Rechts: Ansicht der Schule.

Die neue Hutmode

2. Erdbeerfarbene Toque mit marineblauem Samt und kleinen Flügelecken. Modell: Conrad, Berlin. Unten (4): Beigefarbener Samthut mit goldenem Steppstich zu Breitschwanzmantel. Modelle: Berteaux, Wien (Hut), Penizek & Rainer (Mantel).

1. Hut aus schwarzem Samt mit links steil aufgeschlagener Krempe und seitlicher Reihergarnierung. Modell: Berteaux, Wien.

3. Beigefarbener Samthut mit halbkantigem Kopf. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Berteaux, Wien.

5. Schwarzer Hut mit rostfarbener Filz-Unterkrempe und Perlenagraffe. Modell: Conrad, Berlin.

6. Flaschengrüner goldgesteppter Samthut mit kleinem Glockenrand. Modell: Gallewski, Berlin.

Abbildungen 1, 3, 4 nach photographischen Aufnahmen von Zimbler, Wien, durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek; Abbildungen 2, 5, 6 nach photographischen Aufnahmen von Kiesel, Berlin.

DER ABGRUND

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(4. Fortsetzung.)

Oh, Sie sind unersättlich in Wünschen und Befehlen!" rief sie verzweifelt und lachend.

„Bin ich das wirklich? Ach, ich bitte ja nur und befehle nichts! Wie könnte ich das auch?"

Noch einmal bestürmte er sie mit einer Auseinandersetzung über die Vorzüge einer Luftreise: Schon um ein Uhr würde man in Le Bourget bei Paris landen, man erspare die ganzen Umständlichkeiten des An-Bord-Gehens, die Peinlichkeiten der scharfen Paßkontrolle und tausend anderes.

Lachend gebot sie ihm Einhalt.

„Hören Sie auf!"

„Sie werden um neun Uhr in South Croydon sein?"

„Ja — aber auf Ihre Verantwortung!"

Er bemächtigte sich ihrer Hände so stürmisch, küßte ihre Finger in so heißer Dankbarkeit, daß sie erschrak.

„Lassen Sie doch!"

„Verzeihen Sie!"

Er gab ihre Hände sofort frei, und man sah es ihm an, daß er selber über seine unbeherrschte Dankesbeteuerung erschrocken war.

„Wir sind uns also beide einig?" fragte er noch einmal, und in seinem Blick lag etwas von der Vertraulichkeit, die ein gemeinsames Geheimnis erzeugt. „Sie werden pünktlich um neun Uhr auf dem Flugplatz von South Croydon sein? Sie tun so, als kennten Sie mich nicht. Erst, wenn wir in der Maschine sitzen, werden wir uns kennenlernen?"

„Ja."

Eine Pause verging.

„Soll ich Ihnen sagen, wie dankbar ich Ihnen bin, und wie ich mich auf die zwei oder drei Tage in Paris freue?" sagte er danach. „Ich kann es nicht!"

Sie wurde rot und sah an ihm vorbei.

Als er ihr zum Abschied die Hand gab, hielt sie ihn noch einen Augenblick lang zurück.

„Werden Sie auch unangefochten hinauskommen?"

Er lachte sorglos und glücklich.

„Jetzt, da ich gewiß bin, Sie so bald wiederzusehen, wird keine Macht der Welt mich mehr zurückhalten können."

Seine übertriebenen Worte waren ihr peinlich, aber sie sah ein, daß Flaghertie O'Wills nicht anders sprechen konnte als in höchsten Steigerungen. Diese Art gehörte zu ihm, und er meinte es ohne Zweifel damit ehrlich.

„Gehen Sie jetzt, bitte!" drängte sie ihn. „Um neun Uhr in South Croydon!"

Er beugte sich noch einmal über ihre Hand und ging hinaus.

Hella blieb unbeweglich stehen, und erst als die Tür hinter Avellanda ins Schloß gefallen war, vermochte sie abzuwägen, was sie diesem fremden politischen Abenteurer, dessen Bekanntschaft sie auf so absonderliche Art gemacht hatte, alles gesagt und zugestanden hatte. Was war eigentlich geschehen? Was war mit ihr geschehen? Sie hatte einem politischen Verbrecher Unterschlupf bei sich gewährt, hatte ihn vor der Verfolgung der Polizei geschützt. Sie hatte ihm versprochen, ihren geplanten Abstecher nach Paris gemeinsam mit ihm zu machen. Wie war das alles möglich? Wie war es möglich, daß dieser fremde Mensch in zwei oder drei Stunden so viel Macht über sie gewinnen konnte?

Das Bewußtsein und die Ahnung von einer großen Gefahr dämmerten plötzlich in ihr auf, erschreckten und verwirrten sie.

Ich darf um neun Uhr *nicht* in South Croydon sein, nahm sie sich vor. Doch dieser Entschluß wankte schon, da er gefaßt wurde.

*

Um neun Uhr war sie in South Croydon. Sie kam viel zu früh, und von Flaghertie O'Wills war noch keine Spur zu sehen. Er konnte nicht so pünktlich sein, denn er mußte zuvor erst noch Glewellyn verabschieden und ihn mit der Nachsendung des ganzen Gepäcks nach Paris betrauen.

Als er dann im Auto ankam, frisch, heiter, sorglos, wie man es von ihm erwarten konnte, pochte Hellas Herz. Sie bangte um ihn: Wenn er die Paßprüfung nicht bestand? Wenn man ihn im letzten Augenblick noch zurückhielt?

Flaghertie O'Wills schien solche Befürchtungen nicht zu kennen. Freundlich lächelnd ließ er die Prüfung des Passes über sich ergehen, lachte und scherzte dabei mit dem Beamten, bot ihm zu rauchen an und nahm seinen Paß mit einem Witzwort wieder an sich. Zu Hella warf er einen übermütigen Blick hinüber, womit er sicherlich sagen wollte: Keine Macht der Welt soll mich abhalten, mit Ihnen nach Paris zu fliegen!

IV.

Hella fuhr jählings aus einem schweren, quälenden Traum empor und sah sich erschrocken in dem fremden Zimmer um, in dem sie schlief. Sie lag auf einem breiten, reichlich mit Kissen versehenen Ruhebett auf weißem Fell. Drüben an der Wand hingen die bunt ausgemalten Stahlstiche, die irgendwelche Schäferszenen darstellten. Vorhin, in Gegenwart Avellandas, hatte sie sich über die weichliche Süßigkeit dieser Bilder lustig gemacht.

Sie besann sich: Sie war in einem Hotel am Boulevard des Italiens in Paris. Zwei oder drei Türen weiter wohnte der Ire Flaghertie O'Wills, und sie hatte ihm versprochen, um fünf Uhr zum Tee auf dem Dachgarten zu sein.

Der Tag war schön und schon erfüllt von vorsommerlicher Wärme. Der Sonnenschein lag in breiten goldenen Flächen auf dem graugrünen Teppich und auf dem schimmernden Parkett. Ein leiser Duft erfüllte den Raum — Reseda oder Lavendel.

Hella ließ sich zurückgleiten in die Kissen, und als sie die Augen wiederschloß und dabei in einen verdämmernden Halbschlaf fiel, besann sie sich mit einem Male des Traumes, der sie vorhin so erschreckt hatte.

Wie war es doch nur gewesen? — — — Sie hatte mit Götz Oventrop einen Ausritt unternommen durch die Wiesen und Wälder seines Gutsbezirkes. Aber es war so gewesen, als sei sie schon Götzens Frau und nicht mehr seine ihm heimlich Versprochene, wie sie es doch noch in Wirklichkeit war. Sie ritten also durch den Kiefernwald, den sie so gut kannte, und plötzlich, bei einer Lichtung, verwandelte der Wald sich seltsam. Er ward zu einer wüsten felsigen Gegend, und sie ritten auf einen hohen Felsen zu, der genau die Form und das Aussehen hatte wie jener Felsen an der englischen Küste, auf den Flaghertie O'Wills sie während des Fluges über den Kanal aufmerksam gemacht hatte. Ja, auf diesen Felsen hielten sie zu, aber er war nicht vom Meer umspült, sondern er erwuchs aus tiefer, abgründiger Finsternis, aus undurchsichtiger, schwarzer Nacht. Und in diesen Abgrund trieb es sie mit dumpfer Gewalt allmächtig hinein. Götz konnte sie nicht halten, konnte ihr Pferd nicht zum Stehen bringen! Sie mußte hineinreiten, weil dort unten, in Nacht und Dunkelheit, irgendwer stand und ihr befahl, sich hinabzustürzen. Sie sah den Rufer nicht, und auch als sie stürzte, aufschreiend stürzte, sah sie dort unten nichts als Dunkelheit und Nacht — — —

So war der Traum gewesen, und sie erlebte seine Schrecken jetzt im Halbschlummer noch einmal so faßbar deutlich, daß sie sich, vor Angst unruhig wie ein Kind, auf ihrem Lager aufrichtete und für ihren Blick Ablenkung suchte an den Möbeln und Bildern ihres Zimmers.

Sie war sich selbst böse wegen des krausen Zeugs, das sie da zusammengeträumt hatte, und war noch unwilliger über die kindische Wirkung, die es auf sie hatte, und von der sie sich so schwer befreien konnte. —

Der Flug von London nach Paris war ihr doch nicht gut bekommen. Das unaufhörliche peinigende Orgelbrummen der Propeller, gegen das auch die Watte in den Ohren nichts half, der lästige und nicht zu vertreibende Gestank von Öl in der engen Kabine, das Steigen und Fallen und Kurvennehmen des Flugzeuges hatten ihr etwas übel mitgespielt; mit Kopfschmerzen war sie in Le Bourget angekommen. Hinter ihrer Stirn dröhnte und hämmerte es, die zwei Stunden Schlaf sollten sie wiederherstellen, und nun schickten ihr die erregten Nerven diesen Traum!

Sie ging quer durch das Zimmer zum Fenster hin und sah von dort hinab auf das bunte, ewig das Bild wechselnde Gewühl der Straße: Autos und Omnibusse, Omnibusse und Autos. Und zu beiden Seiten der Strom der Fußgänger. Das Kreischen der Zeitungsjungen drang bis zu ihr herauf.

Hella mußte lächeln. Sie kam sich vor wie die Heldin eines äußerst verwickelten Abenteuers. Wo mochte Flaghertie O'Wills sein? Er hatte die Fahrt überstanden, als könne ihn nichts aus dem Gleichgewicht bringen und ihm nichts seine gelassene Heiterkeit rauben. Sie bewunderte ihn aufrichtig: Er war in der Nacht mit knapper Mühe und Not der englischen Polizei und damit sicherlich einer großen Gefahr entgangen; ein paar Stunden später flog er, als sei nichts gewesen, aufgeräumt und lustig nach Paris, scherzte und lachte über alles hinweg, was für sie aufregendste und beklemmendste Schwierigkeit gewesen wäre! Wie er das Leben meisterte! Wie anders und glücklicher er Welt und Menschen ansah!

Hella mußte unwillkürlich Vergleiche anstellen zwischen Flaghertie O'Wills und Götz Oventrop. Warum schämte sie sich, daß Götz Oventrop bei ihrem Vergleich so schlecht abschnitt? Warum schämte sie sich überhaupt, wenn sie nur an ihn dachte? Es war doch nichts Schlimmes, was sie getan hatte! Sie war mit einer Reisebekanntschaft gemeinsam nach Paris gefahren. Ihr Vater hatte ihr ausdrücklich er-

laubt, sich einen oder zwei Tage lang Paris anzusehen, und auch Götz hatte dagegen nichts einzuwenden gehabt. Er hatte ja nie etwas gegen ihre Wünsche einzuwenden. Es war also nichts geschehen, was sie nicht hätte verantworten können. Warum schämte sie sich?

Wenn sie nach Hause kam, mußte sie wenigstens Götz von ihrem Abenteuer mit allen Einzelheiten erzählen. Das war ihre Pflicht.

Pflicht? Gab es denn für sie überhaupt schon eine Pflicht Götz gegenüber? Trug sie nicht nur vor sich allein alle Verantwortung für das, was sie jetzt tat? Wem war sie verpflichtet? Keinem! — Wäre es nicht vielmehr süß gewesen, aus diesem Abenteuer ein Geheimnis zu machen und von der Erinnerung daran zu zehren in den langen, sich unendlich dehnenden Jahren der Einförmigkeit, die ihr an Götzens Seite bevorstanden?

Sie kam zu keinem Ziel in ihrem Nachdenken, sie fand keine Antwort auf alle die Fragen, die sich ihr aufdrängten. Alle ihre Ansichten, ihre Anschauungen von der Welt und den Menschen, ihre Vorsätze hatten sich verwirrt und eine ganz unverständliche Wandlung durchgemacht.

Eigentlich hatte das ja schon begonnen, als sie — zum erstenmal in ihrem Leben — das väterliche Haus verlassen und diese große Reise angetreten hatte. Dann war Flaghertie O'Wills gekommen, und was er gesagt hatte, was von seinen Erlebnissen auf sie übergegangen war, goß alle die neuen Anschauungen, die sich ungewiß in ihr zu regen begonnen hatten, mit einem Male in eine festere, abgerundetere Form. Sie erkannte plötzlich, daß sie bisher mit engen Begriffen in einer engen Welt unter engherzigen Menschen gelebt hatte, und daß dort draußen, jenseits der Enge, eigentlich erst das große, reiche Leben begann, um dessentwillen sich das Leben erst lohnte — — —

Unten auf dem Boulevard des Italiens hastete und lärmte, wirbelte und toste, lachte und weinte das bunte Leben, sich ewig ändernd, ewig das Antlitz wechselnd, immer neu, immer vielgestaltiger werdend: das Leben in einem der Mittelpunkte dieser Welt. Das alles würde hier so sein und bleiben, auch wenn sie selber längst nicht mehr in dieser Brandung stand, sondern heimgekehrt war in die Enge und neben Götz von dem Balkon des Herrenhauses hinwegsah über die Felder und Wiesen, über das stille Land, das dann ihr und Götz gehörte, und das, solange sie denken konnte, immer und ewig in seiner einförmigen Unveränderlichkeit dagelegen hatte.

Flaghertie O'Wills! Wo wirst du dann sein? Was werden deine Augen dann sehen?

*

Avellanda zeigte in der Tat nicht die geringsten Spuren von Übermüdung oder Abspannung, als er an Hellas Seite auf den Dachgarten des Hotels hinaustrat.

„Ich glaube," sagte sie ihm, „Sie könnten zu Fuß von London nach Paris laufen, und wenn Sie sich hier an den Tisch setzten, sähen Sie noch immer aus, als hätten Sie gut ausgeschlafen und gerade frisch gebadet."

Er lachte und nahm ihre Worte für das, was sie ja wirklich waren: eine ehrlich gemeinte Schmeichelei.

Avellanda sah wirklich aus, als habe er eine lange Ruhe hinter sich. Er war fröhlich, gut gelaunt und paßte so recht hinein in diesen lustigen, sonnigen Frühlingsnachmittag von Paris. Man konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß er jemals in anderer Stimmung sein konnte. Sicherlich gab es die Begriffe „Sorge" und „Kümmernis" in seinem Wörterbuch nicht.

Sie tranken ihren Tee, horchten zuweilen lächelnd auf das Randalieren und Kreischen der Tanzmusik, das von unten heraufkam und meistenteils übertönt wurde von den vielfältigen Geräuschen der Straße. Nachdem sie sich eine Zeitlang noch über ihre Reise, dann über die Leute unterhalten hatten, die mit ihnen auf dem Dachgarten saßen, verfielen sie einige Minuten lang in Schweigen.

Avellanda hatte dennoch so etwas wie Sorgen während dieser nachdenklichen Pause, und wenn man sie ihm nicht ansah, so war dies nur seinem treu befolgten Grundsatz zuzuschreiben, immer und ständig ein heiteres Gesicht zu zeigen, weil dadurch einer trüben Stimmung bald der Garaus gemacht wird. Er hatte Sorgen: aus Swanneys Raub hatte er sich die hundert Pfund entliehen, ein Teil davon war schon in London draufgegangen, und es war dringend nötig, nach einer neuen Geldquelle Umschau zu halten, wenn er nicht bald ganz und gar auf dem trockenen sitzen wollte. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß gesagt werden, daß ihm in keinem Augenblick der Gedanke kam, Swanneys Raub könnte ihm nun gehören.

Er mußte Geld herbeischaffen! Hier in Paris mußte irgend etwas geschehen, das ihm für einige Zeit aus all diesen mißlichen Verlegenheiten half. Er sträubte sich gegen den ersten Gedanken, hier im Hotel einen Raubzug zu unternehmen. Wenn das mißglückte, so war für seine Reisebegleiterin plötzlich der Schleier gelüftet und seine Lüge enthüllt. Bei diesem Gedanken erfaßte ihn eine ihm eigentlich ganz unverständliche Bestürzung. Es war doch im Grunde genommen verteufelt gleichgültig, ob dieses junge Fräulein erfuhr oder nicht erfuhr, wer er war, und was er trieb, ob ihn der Freiheitstraum Irlands oder eine andere Leidenschaft von einem Erdteil in den andern jagte. Sie hatte für ihn doch nun ihre Aufgabe erfüllt und war erledigt? Oder —?

Avellanda ward unruhig, wenn diese Gedanken sich in seinem Kopfe tummelten und er dabei sein reizendes Gegenüber unverwandt ansehen mußte.

Er betrachtete verstohlen Hellas Gesicht, das ihm jetzt halb abgewandt war, ihr weich geschnittenes, gemmenhaftes Profil; er sah den einfachen starken Knoten ihres blonden Haars, der für diesen zierlichen Kopf fast zu schwer erschien, und er sah ihre blassen, zart gerundeten Arme, die gefalteten Hände, die ohne Schmuck waren. Da überfiel ihn mit einem Male die Frage: Was erwarte ich denn eigentlich von dieser flüchtigen Bekanntschaft? Weshalb erscheint sie mir so wichtig? Liebe ich denn diese kleine deutsche Spießertochter? Liebe ich sie denn? Oder wünsche ich etwa, sie zu lieben? Wünsche ich etwa, an ihr zu „gesunden"?

Es wäre ihm um einiges leichter im Herzen gewesen, wenn er sich über dieses „Gesunden" hätte lustig machen können. Es gelang ihm nicht.

Und er sinnierte weiter: Sie ist ganz gewiß hübsch und reizend, sie spricht und benimmt sich gegen mich so ganz anders, als ich es sonst von Frauen gewohnt bin. Sie ist klar und gut und ganz unberührt von allem Häßlichen. Das macht sie stark, das festigt sie in sich selbst und zwingt einem solche Sehnsucht und solch Verlangen auf, daß man sich halb aus den Geleisen geworfen fühlt, weil man teilhaben möchte an ihrer Stärke, Güte und Festigkeit.

Liebe ich sie denn?

Übermorgen werden wir beide uns noch einmal die Hände geben, werden uns mit vielen guten Wünschen voneinander verabschieden und uns niemals mehr wiedersehen — — —

Er sah sie noch immer an, und der Abschied erschien ihm als eine vollkommen unglaubhafte, ganz unausdenkbare Sache.

Hella wandte ihm plötzlich ihr Gesicht voll zu und sagte mitten in das Schweigen hinein mit einem rührend schüchternen Lächeln: „Immer muß ich daran denken, daß wir uns übermorgen trennen und uns dann niemals wiedersehen. Es ist so sonderbar —"

Er schaute sie bestürzt an, weil ihre Gedanken genau das gleiche Ziel erreicht hatten wie die seinigen. Aber sie bemerkte nichts von seiner Verwirrung und fuhr ruhig fort: „Ja, ist es nicht sonderbar? Wir sitzen nun hier nebeneinander, ganz allein aufeinander angewiesen wie zwei gute Freunde, obwohl wir uns doch erst seit Stunden kennen. Wir plaudern miteinander, lachen miteinander, sehen uns gemeinsam eine fremde Stadt an, und dann — ganz plötzlich — geben wir uns die Hände, sagen Lebewohl, und keiner hört mehr etwas vom andern. Es wird für mich sein, als lebten Sie nicht mehr. Und gewiß wird es auch Ihnen so sein, als sei ich gestorben, vielleicht sogar, als hätten Sie mich niemals gekannt. Ist das nicht seltsam?"

Er lächelte mühselig, fand nicht gleich eine Antwort und erwiderte schließlich:

„Sollten wir uns nicht doch einmal wiedersehen können? Die Welt ist doch so klein geworden!"

Sie blieb unentwegt ernst und nachdenklich, schüttelte dann heftig den Kopf und sagte mit größter Bestimmtheit:

„Wir werden uns nicht mehr wiedersehen! Nein! Wir d ü r f e n uns nicht mehr wiedersehen!"

„Wir d ü r f e n nicht mehr? Weshalb?"

Die Antwort wurde ihr sichtlich schwer, und sie ging in leichtem Ton darüber hinweg:

„Oh, das wäre eine ganze Geschichte!"

„Dann erzählen Sie sie!"

„Nein, nein! Diese Geschichte gehört nicht hierher, nicht nach Paris, nicht hierher auf den Dachgarten eines Hotels am Boulevard des Italiens, wo wir beide nun sitzen."

„Aber sie gehört doch zu Ihnen!"

Sie wiegte den Kopf.

„Wer weiß! Wer weiß, ob sie in diesem Augenblick zu mir gehört!"

Avellanda bat: „Erzählen Sie!"

Und er kam ihr noch einen Schritt weiter entgegen, indem er sie bat: „Warum reisten Sie nach England?"

„Ach, aus einem ganz läppischen Grunde. Der gehört ja gar nicht hierher. Aber es war meine allererste — und wahrscheinlich auch meine allerletzte große Reise."

„Und das Ziel?"

„Schottland", erwiderte sie kurz. „Illismore in Schottland."

„Sie haben dort jemand besucht?"

„Ja, eine alte Dame."

Sie zögerte und fügte dann errötend hinzu: „Eine nahe Verwandte von mir."

Sie log schlecht, und Avellanda brauchte sie nur anzusehen, um zu erkennen, daß sie die Unwahrheit sprach.

„Also — es ist die Mutter eines Bekannten, mit dem ich von Kind auf befreundet bin", erklärte sie rasch, als wolle sie ihre ungeschickte Lüge gutmachen. „Schon unsere Eltern kannten sich."

Avellanda senkte den Kopf und sah sie von unten her großäugig an.

„Und dieser Jugendfreund, dieser Bekannte aus der Kinderzeit wird eines Tages — sehr bald wahrscheinlich — Ihr Gatte sein?"

Sie antwortete nicht darauf, sie war nicht einmal erstaunt, daß Avellanda aus ihrer flüchtigen Andeutung so sicher die Wahrheit erkannt hatte.

Er wird mein Gatte sein, wiederholte sie sich im stillen Avellandas Worte, und dieser Gedanke war ihr in diesem Augenblick so fern und fremd, so unvorstellbar, als sei er in fernste Vergangenheit oder fernste Zukunft gerückt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem „Olympia" des deutschen Segelfluges: Segelflugzeuge über der Rhön. Nach einem Aquarell von Ernst Vollbehr.

Amerikanische Lunchstunde. / Von Dr. Ernst Rose, Neuyork.

Das Büfett auf der Straße.

Die Straßen der großen amerikanischen Industriestadt sind leer. Eine betäubende Hitze quillt aus dem Pflaster. Die Luft flimmert wie über einem Bratroste. Nur hier und da schiebt sich ein schläfriges Auto an den Fußsteig heran. Die wenigen Laufburschen, die in dieser Stunde draußen zu tun haben, schleichen an den Wänden der künstlichen Häusercañons entlang, um wenigstens etwas Schatten zu erhaschen. Außer ihnen beleben nur wenige Straßenhändler die brütende Stille. „Seht die Miesekatze! Seht die Miesekatze! Steckt sie in die Tasche! Steckt sie in die Tasche!“ ruft einer ununterbrochen und zeigt eine Katze aus schwarzem Wachstuch mit gräßlich grünen Augen vor; aber kein Käufer erbarmt sich seiner. An einer anderen Ecke träumt ein abgetriebener Esel vor einem Krämerkarren voller Apfelsinen; der Krämer ist auf dem Sitz unter der fleckigen Plane eingeschlafen. Nicht weit entfernt von ihm, wo der Schatten etwas breiter fällt, hält eine Art Schiebekarren unter einem rot und weiß gestreiften Sonnenschirm; ein Schild macht den Vorübergehenden darauf aufmerksam, daß man hier „Glühend heiße Hunde und eiskalte Limonade“ erhalten kann; „Heiße Hunde“ nennt der Amerikaner die Brühwürstchen.

Langsam verkündet die Uhr auf der nahen Kapelle mit zwölf Schlägen die Mittagsstunde. Schlepper vom Hafen her unterstreichen die Ankündigung mit ihren Dampfpfeifen, und entfernte Uhren kommen mit dünneren Stimmen nach. Plötzlich beginnen sich die Straßen zu regen. Aus den Portalen der Geschäftsgebäude heraus tropft hier ein Strohhut, dort eine Mütze, dort ein Sommerhütchen. Allmählich rieselt es dichter, der Regen wird stärker, und gegen halb ein Uhr sind die Fluten nicht mehr einzudämmen. Die Straßen werden schwarz, und die verschlafenen Händler finden plötzlich reichlich Kunden.

Doch die meisten haben gar nicht die Zeit dazu, ans Einkaufen zu denken. Die Hitze hat die Gehirne übermäßig angestrengt, und der verlorene Schweiß muß ersetzt werden. „Essen!“, die gewöhnliche Parole dieser Stunde, klingt heute doppelt so laut. Und bei der trägen Verfassung aller dieser hungrigen Leute ist es gar nicht so einfach, ihnen in den knappen zwei Viertelstunden gerecht zu werden, die sie sich von der Bureau-Arbeit abstehlen dürfen. Gierig stürzt sich die ganze Stadt auf die nächsten Lunchlokale. Die ganze Stadt; denn es ist die Höhe der Geschäftszeit, und nur alte Großmütter und arbeitsunfähige Invaliden sind in den Wohnvierteln zurückgeblieben; die Kinder werden, Gott sei Dank, in der Schule abgefüttert. Die Erwerbsmenschen drängen sich alle hier unten in den Gaststätten des Geschäftsviertels herum.

Die es am eiligsten haben, und die infolge eines allzu schmalen Geldbeutels nicht sehr wählerisch sein dürfen, rennen zum nächsten „Kaffeepot-Lunch“ oder schlüpfen schnell in einen „Lunchwagen“. Unter einem Lunchwagen ist ein alter Eisenbahnwagen zu verstehen, den man nach Entfernung der Radgestelle auf ein Backsteinfundament gesetzt hat. Durch seine Mitte läuft ein langer Verkaufstisch. Auf ihm sieht man allerhand rötliche und schwärzliche Soßeflaschen, Mostrichbüchsen, Salzstreuer und Zuckerdosen. Auf der Straßenseite steht eine Reihe weißemaillierter Hocker, die absichtlich unbequem sind, damit niemand seinen Platz länger als notwendig drückt. Kohlenträger, Müllkutscher und Dockarbeiter rekeln sich auf den meisten Plätzen. Es duftet lieblich nach Schweiß, Tabaksqualm und Zwiebeln. Im Hintergrunde entsteigt ein weißlicher Qualm den Kaffee-Urnen, an denen weißbefezte Kellner herumhantieren.

Die meisten Bureauangestellten strömen jedoch einer Reihe blinkender Fensterscheiben zu, auf deren mittlerer in großen Emaillebuchstaben das Wort „Thompsons“ prangt. Drinnen ist alles weißgekachelt. Lange Reihen bequem aussehender Armstühle schieben sich eng aneinander; die rechte Armlehne läuft jedesmal in ein emailliertes Tablett aus. Auch die großen, unablässig summenden Ventilatoren geben der Wirtschaft einen gemütlichen Anstrich, obgleich sie in Wirklichkeit nur die faule Luft aus einer Ecke des Raumes in die andere saugen. Hin und wieder werden die Stuhlreihen durch schmale Gänge unterbrochen, in denen hochbeinige Tische den Blick anziehen. Regimenter von Streubüchsen und Gewürzflaschen sind auf ihnen aufmarschiert. Daneben Krüge voll Sirup, Stöße von Papierservietten und hohe, viereckige Vitrinen, die bis zum Rande mit Würfelzucker gefüllt sind; sie haben unten spaltartige Öffnungen, aus denen man die Zuckerstücke herauslangen kann. Die Kunden sammeln sich an diesen Tischen, um sich mit den gewünschten Gewürzen zu versehen. Danach gehen sie mit ihrem Tablett zu der nächsten Armlehne, setzen es darauf nieder und beginnen mit der Gabel ihren Imbiß zu bearbeiten. Die linke Hand, die damit nichts zu tun hat, hält unterdes eine billige Zeitung. Wer mit dem Essen fertig ist, stürzt seinen Pappbecher voll Eiswasser herunter, bedient sich des blinkenden Messingspucknapfes, sieht den schwarzen Kellner gelangweilt mit einem nassen Lappen den benutzten Stuhl reinigen. Und schließlich trollt man der Kasse zu, um den Betrag zu hinterlegen, den eine Lochzange auf einem weißen Pappkärtchen ausgestanzt hat.

Die Firmeninhaber, man nennt sie meistens Bosse, haben ebensowenig Zeit wie ihre Angestellten. Manche fahren bloß bis zum Grundflur ihres Wolkenkratzers und lassen sich von einem Zigarrenhändler dort ein paar rasch zugeschnittene Butterbrote, sogenannte „Sandwiches“, verabreichen.

Die „Childs“ haben ihren Bratofen im Schaufenster. Ein Koch mit einer weißleinenen Kopfhaube und wildledernen Handschuhen steht vor einem dunkelrot glühenden Rost, dessen Platte von Gasflammen erhitzt wird. Von Zeit zu Zeit gießt er einen gelblichen Brei auf die Platte; die Hitze verwandelt ihn in runde, braune Pfannkuchen, die zwischendurch noch einmal zur Belustigung der Zuschauer in die Höhe geworfen werden. Die Kassiererin am Eingang ist barbarisch geschminkt: das ist bei „Childs“ so üblich. Aber es heißt, daß verdorbene Magen sich dort sehr wohlbefinden, und wer es nötig hat, kann sich sogar eine diätetische Speisekarte geben lassen.

Auf dem Armstuhl-Eßplatz.

Zur Mittagszeit in Neuyork. Nach Zeichnungen von R. A. Loederer, Neuyork.

Alle Wirtschaften sind auf allerschnellsten Betrieb eingestellt. Leute, denen auch die „Schnell-Lunchs" noch zu langsam sind, gehen in das „Exchange-(Börsen-)Büfett". Dort hält einen kein Portier oder Garderobier an der Tür auf. Man kann gleich auf den nächsten Sandwichberg lossteuern und sein Tablett vollpacken; man braucht sogar nicht zu warten, bis einem jemand die Rechnung ausstanzt. Wenn man seinen Imbiß hinuntergewürgt hat und gerade noch an dem letzten Bissen herumkaut, stellt man sich in die Schlange ein, die an der Kasse wartet. Dem Kassenfräulein sagt man, was man gegessen hat, und sie nennt einem darauf den Betrag der Rechnung, ohne einen einzigen Federzug zu tun. Es kommt höchst selten vor, daß einmal ein Gast seine Zeche zu niedrig angibt, und auch dann wird er meist sofort von den Spezialdetektiven erwischt. Bewundernswert ist, wie ordnungsmäßig die Leute ihre Schlange an der Kasse bilden; aber nur durch ihr ruhiges Abwarten kann sich das Geschäft ungestört abwickeln. Dabei gibt es im ganzen Lokale keine Stühle, und man muß sein Sandwich im Stehen verzehren. Das Hinsetzen und Wiederaufstehen würde nach Zeitverschwendung aussehen!

Die Küche im Schaufenster.

Bezahlung der Zeche im Exchange-Büfett.

Viele der ganz billigen Speiseanstalten liegen im zweiten Stockwerk irgend eines Speichers. Da gelangt man über ausgetretene, schmutzige Treppen etwa in einen „Chop-Suey", wo abgemagerte Kulis bedienen und uns unnennbare chinesische Gerichte vorsetzen. Andere dieser Treppen führen in ein Spaghettirestaurant, wo einem aus brodelnden Kesseln ein grauer Wasserdampf entgegenschlägt; davor steht ein Koch mit rabenschwarzer Mähne und wirft bald Spaghetti und Makkaroni in die Kessel, bald fischt er sie heraus.

Wem es im zweiten Stockwerk zu heiß ist, der kann in den Keller gehen und sich dort in einem Automatenrestaurant beköstigen. Oder in einer unterirdischen „Cafeteria". Die so benannten Wirtschaften sind meistens vollständig mit Kacheln ausgelegt, und man kommt sich darin beinahe wie in einem Badezimmer vor. — Der Andrang in den Wirtschaften dauert bis gegen zwei Uhr. Dann wird es stiller. Die Straßen werden leerer und leerer. Wieder brütet allein die Hitze auf dem Pflaster. An der Ecke hört man wieder den Ausrufer: „Seht die Miesekatze! Seht die Miesekatze!" Ein Zeitungsjunge hat sich zu ihm gesellt und preist die letzte „Extra-Ausgabe" an. Drinnen in den Geschäftsräumen aber klappern wieder die Schreibmaschinen und sausen die Fahrstühle auf und nieder.

Auf dem Schnell-Eßplatz.

Zur Mittagszeit in Neuyork. Nach Zeichnungen von R. A. Loederer, Neuyork.

Deutsches Steingut um 1800.

Von Prof. Dr. Hermann Schmitz.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von A. Matzdorff, Berlin.

Gelbliche glasierte Milchkanne. (Magdeburg.)

Immanuel Kant, Tonmodell für Steingut. (Königsberg.)

Gelbweiße glasierte Blumenvase. (Königsberg.)

Das deutsche Steingut der Zeit vor mehr als hundert Jahren ist eine erst neuerdings in seiner vollen Bedeutung erkannte Gattung der keramischen Kunstindustrie. Diese Gruppe von Arbeiten, mehrere Menschenalter hindurch unbeachtet oder gar geringgeschätzt, erregt heute das stetig wachsende Interesse der Museen, Sammler, Künstler und Handwerker. Vor den vielen glänzenden Erzeugnissen der Majolika, der Fayence und des Porzellans haben die Schöpfungen der deutschen Steinguttöpfer um 1800 den Vorzug einfacher Formen und größerer Billigkeit. Diese auch infolge der damals aufkommenden Steinkohlenfeuerung ermöglichte Billigkeit der Steingutherstellung und die Härte und Leichtigkeit der Masse machten das Steingut vorzüglich geeignet zur Herstellung von alltäglichem Gebrauchsgeschirr. Der Scherben bestand aus Ton mit gemahlenem Feuerstein oder Quarz und konnte sich auf einen leichten, bleihaltigen Überzug beschränken, unter Verzicht auf die dicken Zinnglasuren, die der Scherben der Fayence nötig hatte. Das Steingut konnte sich mit leichtgefärbten weißgelblichen oder andersfarbigen Überzügen begnügen und auf die reiche Bemalung der anderen keramischen Zweige verzichten. Diese Eigenschaften kamen dem im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts durchdringenden Streben nach schlichten Gefäßformen entgegen. Nach dem Vorbilde der englischen Töpferkunst, die durch Wedgwood in neue Bahnen gelenkt wurde, sind in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Deutschland die ersten Steingutfabriken entstanden. In erster Linie wurde die rahmfarbige, salzglasierte Steingutware („Cream-Ware“), die unter dem Namen „feine englische Fayence“ über den Kanal zu uns kam, nachgeahmt. Doch auch die marmorierten Massen und farbigen Glasuren fanden Anklang. Die erste Steingutfabrik auf deutschem Boden war die im Jahre 1771 von dem Hofkonditor Steitz in Kassel gegründete, deren marmorierte Vasen sich großer Beliebtheit erfreuten. Bald wurden in ganz Nord- und Mitteldeutschland Steingutfabriken ins Leben gerufen. Die fruchtbarsten wurden die von Hubertusburg, Magdeburg, Rheinsberg und Proskau in Schlesien. Es ist charakteristisch, daß in einer Reihe von Fällen altbewährte Fayencefabriken in Steingutfabriken umgewandelt wurden, um ihren Absatz auf der Höhe zu erhalten. Für die Gegenwart sind namentlich die Erzeugnisse auf dem Gebiete des Gebrauchs- und Tafelgeschirrs wertvoll, denn sie zeigen, daß die einfachsten und massenweise hergestellten Nutzgeschirre für Küche und Tafel doch schön sein können. Ein beliebtes Dekorationsverfahren der alten Steingutkünstler war der Kupferdruck. Zuweilen haben die deutschen Steingutfabriken auch Bildnisreliefs modelliert; ein Beispiel hierfür ist das nach dem Leben gearbeitete Profil des Philosophen Immanuel Kant aus der Fabrik der Gebrüder Collin in Königsberg. — Die Originale der hier abgebildeten Steingutgegenstände befinden sich im Schloßmuseum zu Berlin.

Gelbe glasierte Milchkanne. (Rheinsberg.)

Gelber glasierter Gewürzständer mit Kupferdruck. (Proskau.)

Gelbliche glasierte Schale. (Norddeutschland.)

Zur Brunftzeit: Rörende Hirsche.

Nach Gemälden von H. Schütz.

Deutsche Kolonisten beim Hausbau im Urwald der Kolonie Hansa.

DEUTSCHE SIEDELUNGEN IN SÜD-BRASILIEN.

Anwesen eines deutschen Kolonisten in Massaranduba (Santa Catharina).

Landschaft am Rio Corrêa (Santa Catharina).

Erst hundert Jahre alt ist das Deutschtum in Brasilien, hundert Jahre reich an Mühen, aber auch reich an Erfolgen. Wenn wir vom Deutschtum in Brasilien sprechen, so dürfen wir nicht die riesige Fläche, die uns ein Blick auf die Karte bietet, betrachten, sondern lediglich die im Verhältnis zum Gesamtgebiet kleinen Staaten des Südens. Hier, hauptsächlich in den Staaten Rio Grande do Sul, Santa Catharina, Paraná, São Paulo und Espirito Santo, wohnen rund drei Viertelmillionen Deutsche verschiedenster Stämme. Zudem leben über das ganze große Gebiet zerstreut Deutsche als Ingenieure, Kaufleute, Plantagenbesitzer und in anderen gehobenen Stellungen. Nur im Süden Brasiliens ist eine Ansiedlung deutscher Bauern möglich, denn je höher nach Norden, also je näher an den Äquator heran, desto heißer ist es, und desto unmöglicher wird es für den Nordländer, körperlich schwer zu arbeiten.

Um den Stadtplatz herum, auf dem Kirche und Schule und der Kramladen sowie die Werkstätten einiger Handwerker stehen, gruppiert sich die Siedlung in weitem Kreise. An 10 m breit ist gewöhnlich die ungepflasterte Straße, und im Abstand von 300 bis 500 m stehen die freundlichen Häuser mit ihren Stallungen, umgeben von den Weiden, auf denen das Vieh grast; weiter davon die wohlumsäumten Pflanzungen. Mais, Tabak, Reis, schwarze Bohnen, Kartoffeln, Zuckerrohr, Baumwolle, in den kühleren Gegenden auch Weizen und Gerste, werden angebaut, und ganz besonders auch der Matétee, das Nationalgetränk der Südamerikaner, und da der Boden fruchtbar ist, so haben die Siedler gut zu leben.

Herva-Maté-Malhator, Zerkleinerer für die gerösteten Maté-Blätter.

Herva-Maté-Bäume und Trockenanlage für Maté-Zweige bei São Bento.

Farm eines deutschen Viehzüchters im Hochland von Santa Catharina. — Oben links: Wasserfall des Rio Corrêa in den Bergen der Kolonie Hansa.

Rollenwagen in Rio Negrinho, die Baumstämme zur Schneidemühle bringen. — Oben rechts: Von einer Baumflechte umwucherter Orangenbaum.

Blick auf die Hafenstadt São Francisco auf der gleichnamigen Insel.

TÄNZER

NOVELLE VON HANS GUSTAV WAGNER

Sie treten im Apollotheater auf. Als „Bob und Zara" und, wie das Programm nicht ohne Grund versichert: „als das führende moderne Tanzpaar des Kontinents".

Irgendwann und -wo hat das Leben sie zusammengewürfelt. In Biaritz, in Ostende, in Baden-Baden. Sie wissen es selbst kaum mehr. Viele Jahre liegen dazwischen. Drei oder vier, oder auch noch mehr. Das heißt — das heißt nämlich: drei oder vier Sommer- und Winterspielzeiten — nein, es heißt: drei- oder viermal zwölf Gastspiele an dreimal zwölf verschiedenen Plätzen Europas, mit dreimal zwölf verschiedenen Abenteuern und Erlebnissen und einer monatlich wechselnden, quirlenden Fülle auf- und wieder ins Vergessen tauchender Gesichter und Geschehnisse. Ein Zeitraum dieser Art zählt nicht nach dem Kalender und steht weit außerhalb der klaren, sicheren Überschaubarkeit bürgerlich ineinanderfließender Tage.

Wes Landes Kinder sie sind? Sie sind international. Ja, man könnte behaupten, sie müßten selbst erst ihren Paß nachsehen, um es mit Bestimmtheit sagen zu können. Sie heißen „Bob und Zara". Nichts weiter. Alles übrige ist unwesentlich. Aber dieser Name steht bei Agenten und Direktoren gut im Kurs. Es gilt, die Zeit zu nützen.

Damals, in Biaritz oder Ostende oder Baden-Baden — bevor sie sich kennenlernten — waren sie noch „Kurgäste". Menschen, von denen man nichts wußte, als daß sie, wie alle anderen ihrer Art, sich der heiteren, wenn auch nicht immer leichten Kunst hingaben, auf möglichst amüsante und mannigfache Weise mit den vierundzwanzig Stunden des Tages und der Nacht fertig zu werden. Doch gerade in dieser Zeit stand es bedenklich um sie beide. Er hatte das Pech, bei den letzten Tausenden seiner Erbschaft angelangt zu sein; sie war aus irgendwelchen Gründen, die hier nicht mehr zu erörtern sind, mit dem Freunde, der sie in jene Welt gehoben, auseinandergekommen.

Da waren sie zusammengetroffen. Aus kleinen Anzeichen heraus — sie wahrten sonst nach außen noch trefflich das Gesicht — hatten sie sich als Schicksalsgefährten gewittert. Fühlte eines vom andern, wie sehr und wie zwangsläufig jedes nach dem großen Tipp auf der Suche war. Es war eine Woche vor dem internationalen Liebhabertanzturnier. Kein Zufall also, daß sie als Paar antraten. Gewiß kein Zufall, daß sie den Ersten Preis bekamen. Eine Stimme darüber! Sie waren bekannt. Ihr Bild stand in illustrierten Blättern. Nun hatten sie die Fährte. Es kam nur auf den weiteren Versuch an. Und der Versuch glückte.

Sie wurden Partner. Keine sonderlichen Gefühlsmomente, die mitsprachen. In richtiger Erkenntnis der Sachlage hatten sie es sich gegenseitig ausbedungen: „Partner!" Nicht anders verstanden. Man arbeitete zusammen nach streng festgesetztem Plan; man trat abends zusammen die kontraktlich bestimmten fünfzehn oder zwanzig oder auch zweimal fünfzehn Minuten auf. Damit Schluß. In allem übrigen ging keiner den anderen etwas an. Ihr privates Leben war eine Sache für sich. Ja, es wäre ungehörig, es wäre geradezu taktlos gewesen, wenn der Partner aus Gründen gleich welcher Art es sich plötzlich hätte einfallen lassen, diese Grenzlinien irgendwie zu überschreiten. Es kann keine Rede davon sein. Eine zweifelsfreie und klare Einstellung für beide Teile.

Und so liegt denn auch seit jenem Tanzturnier eine Fülle von persönlichen Abenteuerchen und kleinen, herzstärkenden Erlebnissen hinter ihnen — trennend zwischen ihnen, wenn man so sagen will. Man weiß ohne jede Umdeutung, wen man vor sich hat, und begrüßt sich morgens, wenn man zur Arbeit zusammenkommt mit einem guten, kameradschaftlichen Handschlag.

Abends, auf der Bühne, freilich, heißt es dann ein wenig Komödie spielen. Es gibt Tänze des Werbens, Tänze der Leidenschaft, Tänze, die es bedingen, daß man nach Fliehen und Ausweichen und lächelnder Verhaltenheit in der Schlußform mit seligem Allesvergessen oder auch mit der Gebärde drängender Hingabe sich dem Partner in die Arme wirft, die Partnerin mit einem Laut jubelnder Erfüllung an sich reißt und sich zum Kusse zu ihr hinbeugt. Denn Tanz ist nicht Bewegung allein, sondern auch Ausdruck von Empfindung, Ausdruck echter Empfindung, wenn er mehr sein will als leere Akrobatik. Und Bob und Zara gelten nicht umsonst als Meister vom Fach.

*

Allerdings, ganz läßt es sich dabei doch nicht ausschalten, daß Bob zuweilen einen kleinen Kitzel des Triumphes verspürt, wenn er fühlt — und er fühlt es! — daß in diesen Augenblicken mimischer Vereinigung hier und dort in den vordersten Logen Herren sitzen, die das Glas nicht von den Augen nehmen, und denen das heiße Blut jäher Erregung oder auch Eifersucht in die Stirn schießt. Grundlos gewiß, fast lächerlich grundlos, da ja von allen Männern er, und gerade er bewußt und gewollt, ausscheidet. Aber es bleibt selbst für diese Herren in den vordersten Logen unsichtbar, daß er seine Partnerin auch in diesen stürmischen Schlußstellungen nicht etwa in Wirklichkeit küßt, sondern ihre Lippenpaare in beherrschter Sicherheit noch um Kartenbreite getrennt sind.

Doch es ist ein Reiz — und es will ihm scheinen, als dächte er erst seit kurzem darüber nach — vor diesen Kavalieren, zu denen er selbst früher gehörte, und vor der ganzen Welt, wenn auch nur für jene nach außen gestellten Minuten, als der natürliche Besitzer einer, wie er genugsam weiß, so vielseitig begehrten Frau zu gelten.

Und so ist es denn auch zu nehmen: lediglich durch dieses Gefühl wird er eines Abends vom Teufel verführt, doch einmal mit nervösen, von Musik und Tanz zuckenden Lippen ihren Mund zu berühren. Zaras geschlossene Augen springen auf.

„Aber nicht!" flüstert sie verwirrt.

Eine Sekunde das Ganze. Sie treten in die Mitte, verbeugen sich. Der Vorhang ratscht zusammen, wird vom Beifall wiederaufgerissen — fällt. Die nächste Nummer.

Sie treten auf den Flur. Gehen die paar Schritte zu ihren Tür an Tür liegenden Garderoben. Ein paar gleichgültige Worte. Verabredung der Probe für den kommenden Tag. Kameradschaftlicher Handschlag wie stets. Dann klappt die Tür ihres Zimmers hinter ihr zu.

Ein Vorfall ohne Belang. Aber es ist etwas — etwas, wofür Bob keine Erklärung hat, und worüber er auch, selbst wenn er es könnte, mit Entschiedenheit jede Erklärung ablehnen würde — eine Unruhe — eine Gereiztheit, ein seltsam innerliches Gespanntsein, das irgendwie zu einer Auslösung drängt. Bob ist nicht naiv genug, um nicht schon von vornherein und ganz instinktiv auf der Hut zu sein. Und wenn er sich von jetzt an dabei ertappt — denn es muß gesagt werden, daß er sich dabei ertappt — daß seine Blicke voll eines aufgewühlten und unkontrollierbaren Gefühls zu den Logen mit den glasbewaffneten Herren gehen, so faßt er diese Blicke ab wie Vagabunden und Diebsgesindel. Und zwingt sich bei Tänzen intimerer Art, zwischen sich und seiner Partnerin eine handbreite Schranke zu stellen. Keine Torheiten aufkommen zu lassen! Keine Experimente zu machen! Es gibt Dinge, bei denen man nicht weiß, ob nicht jede und auch die am überflüssigsten erscheinende Vorsicht geboten ist.

Nicht als ob von einer Gefahr die Rede wäre. Er ist alles andere denn ein Zaungast des Lebens und der Liebe. Und die kleine, kapriziöse Frau Konsul de Vries, (deren Mann zur Zeit in Indochina oder weiß Gott wo steckt), bei der er seit kurzem einige Spätabende zu verbringen pflegt, ist nicht danach angetan, törichte Gedanken- und Sinnenkonfusionen aufkommen zu lassen.

Übrigens ist es kurz vor Ablauf ihres Engagements im Apollotheater.

*

Die Tage sind diesig, novembergrau — der Frühling liegt fern, kaum vorstellbar fern noch in der Zeit. Aber etwas ist schon darin, ein Ziehendes, Treibendes, etwas von der unruhvollen und ungeduldigen Erwartung werdender Dinge, die tief unter der Oberfläche alles Erkennbaren sich zu regen beginnen. Es ist, als sei eine geheimnisvolle Parole ausgegeben, noch unentsiegelt und ohne erkennbares Ziel, nur spürbar bereits als Kraft, die einmal alles — und wenn es gilt, von heute auf morgen — umzustürzen und umzugestalten vermag. Die Menschen aber gehen mit neuen, aufgelockerten Gefühlen und Wünschen durch diese Tage, haltloser innerlich, von unbestimmbaren Mächten erfüllt, leichtere Beute als sonst jeder unausgesprochenen Sehnsucht ihres Blutes. Sie sind sprunghaft, labil, von einer überwachen, fast hautlosen Empfindsamkeit und ganz so, als habe sich ihnen die Perspektive auch für die nächstliegenden Dinge verschoben. Die Natur, mit der sie keine Gemeinschaft mehr haben und keinen Zusammenhang, die für sie nichts ist als ein Wechsel äußerer Daten, rächt sich auf ihre Art und mit triumphierender Unbekümmertheit an ihren Geschöpfen. Mögen sie fallen oder stehen! Sie wirkt ihr eigenes Gesetz und trifft ihre eigene Wahl. Sie ist die große Erweckerin und die große Verderberin zugleich. —

Doch von dem Fall „Bob und Zara" soll gesprochen werden. Nicht als ob er als besonders bedeutungsvoll anzusehen wäre, als ein Geschehnis, das überraschende und außerordentliche Aufschlüsse über die schicksalverkettende Launenhaftigkeit des Lebens und der menschlichen Natur brächte. Es ließen sich unschwer Begebnisse anführen, die ihrem Verlaufe nach wie namentlich in der Persönlichkeit der Mitspielenden um vieles tiefgehender und effektvoller wären. Doch zum letzten Ende ist es gleichgültig, von welchem Punkte man gerade ausgeht. Der Grundakkorde sind wenige, aus denen die Symphonie des Daseins sich zusammensetzt; die Leitmotive sind gegeben und gelten in ewigbleibender Wiederkehr: es lohnt nicht, erst nach ausgeklügelten Abwandlungen und Absonderlichkeiten auf die Suche zu gehen. So mag hier denn das Primitive und Nächstbeste an seinem Platze stehen.

*

Die Pinzgauer Gau-Ausstellung in Zell am See vom 6. bis zum 13. September: Auf der Viehschau. Nach einer Zeichnung für die »Illustrirte Zeitung« von Rudolf Lipus.

Zum ersten Male nach dem Kriege hat der Pinzgau wieder seine Gauausstellung veranstaltet. Sie hat weit über die Grenzen der österreichischen Alpenländer hinaus insofern eine besondere Bedeutung, als sie der Landbevölkerung eine Anregung gibt, der Zucht von Nutzvieh ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Das Zuchtgebiet des Pinzgauer Rindes erstreckt sich über ganz Salzburg, über Osttirol, mehrere Bezirke von Nordtirol und Steiermark, über Nordkärnten und das Salzkammergut. Die Haltung des Pinzgauer Rindes ist Hochgebirgshaltung, was spartanische Aufzuchtsverhältnisse bedeutet. Auch die norische Pferdezucht im Pinzgau hat einen Weltruf, der durch harte Aufzucht und besonders günstige und geeignete Alp- und Weidegelegenheiten bedingt ist.

Es war schon davon die Rede, daß Bob seit Tagen von dieser geheimnisvollen und zutiefst beunruhigenden Macht ergriffen ist, ohne recht zu erkennen, was mit ihm geschieht, gewiß nur, daß sich etwas Fremdes, unzweifelhaft Feindliches in ihn hineindrängt. Er ist zu fern jeder Selbstzergliederung, zu sehr daran gewöhnt, allen äußeren und — wenn überhaupt groß davon gesprochen werden kann — auch inneren Vorgängen als problemlosen Tatsachen gegenüberzustehen, um nicht davon verwirrt und von der Dauer dieses unbehaglichen Zustandes aus seiner gedankenlosen Leichtigkeit herausgerissen zu werden. Das äußert sich jedoch zunächst in nichts anderem als in einer wachsenden Gereiztheit, die es Zara nicht immer leicht macht, mit ihm fertig zu werden. Aber sie ist schon seit geraumer Zeit daran gewöhnt, in ihm einen harmlosen, gutmütigen, nur allzu unbeständigen Jungen zu sehen, dem sie sich in vielen Dingen — und nicht ohne Grund — um ein erhebliches überlegen fühlt.

Genug darüber. Es ist am Abend vor ihrer Benefizvorstellung.

*

Der Vorhang geht zum drittenmal in die Höhe. Sie haben, in Kostüm, einen neuen, brillant durchgeführten Apachentanz gebracht, und ein stürmischer Beifall verlangt nach einer Dreingabe. Zara will nachgeben, aber Bob verneint es ihr mit einer schroffen Bewegung. Verbeugt sich kurz ein letztes Mal zum Publikum hin — gibt das Zeichen zum Diener: Vorhang! Sie treten ab.

„Warum? Was hast du denn? Nach so einem Applaus muß man doch —" Zara ist wütend.

Doch Bob störrisch, gegen eigenes Empfinden sprechend: „Wer muß? Gar nichts müssen wir! Haben erst morgen Benefiz. Für diese Gents ist's gerade genug! Bloß nicht verwöhnen. Rar machen muß man sich!"

Zara, noch von der ganzen Frechheit ihrer Maske erfüllt, lacht ihm voller Hohn entgegen: „Sieh mal an — Herrenlaunen!" Und zurückbiegend, in gutmütigem Spott: „Geh — schlaf dich aus!"

Sie stehen vor Zaras Garderobentür. In ihrem roten, kurzröckigen Pariser Vorstadtdirnenkostüm erscheint sie ihm mit einem Male fremd, eine völlig andere, reizvoll Unbekannte — verdammt ja, man muß es ihr lassen, daß sie Rasse hat, und daß sie es versteht, den Geist einer Rolle bis in die Fingerspitzen auszuprägen! Bob reißt mit einem Blick ihr keckes, sprühendes Gesicht, ihre ganze federnde Gestalt in sich hinein. Objektiv, doch ohne Hemmung ihrer Wirkung nachgebend, denkt er: Fabelhaft echt sieht sie aus! Er beugt sich zu ihr hin und sagt, in diesem Augenblick mit noch rein sachlichem Interesse: „Übrigens, der Armreif ist famos! Paßt glänzend. Hab' ich ja noch gar nicht an dir gesehen. Aber paßt ausgezeichnet. Gerade, als hätt' ihn dein Liebster beim letzten Einbruch geklaut. Wirklich, sieht gut aus dazu!" Er lächelt: „Hast Glück, Kleine!"

Aber da ist plötzlich eine steife, ganz ungewohnte Verlegenheit in seiner Stimme, die den Worten eine befremdende Färbung gibt. Zara sieht ihn erstaunt an. „Wie kommst du darauf? Was soll das?"

Ja, es ist in der Tat, als ob ihn der Satan ritte! Er hat es gewiß nicht sagen wollen, er hat eine Sekunde vorher noch gar nicht daran gedacht. Doch diese alberne Frage springt wie von selbst aus ihm heraus:

„Von wem hast du ihn denn?"

Zara hat die Hand schon auf der Türklinke. Sie hebt den Kopf. Steht mit schmalgezogenen Augen. Ein Blick, der von den Lackschuhen Bobs bis zu seinem glatten, tadellos nach hinten gelegten Haar geht. Sie sagt nur: „Lieber Bob!"

Mehr nicht. Es ist alles darin. Zurückweisung, Abkehr und ein grenzenlos überlegener Spott. Die Tür schnappt hinter ihr ins Schloß. — —

Bob geht die zwei Schritte bis zur nächsten Kabine. Öffnet. Knipst das Licht an. Steht vorm Spiegel. Über dem roten Apachenschal ein weißplackiges, unnatürlich erschlafftes Gesicht; nun ohne jede Dämonie, ohne Spur brutalen Willens, mit keinem anderen Ausdruck als dem einer unendlichen Müdigkeit.

Hinter der dünnen Holzwand raschelt es von seidenen Frauenkleidern.

Bob zuckt zusammen. Bin ich denn verrückt? denkt er. Langsam, schwerfällig immer den einen Satz: Bin ich wirklich so verrückt?

Nebenan wird das Licht ausgedreht. Die Tür schlägt zu. Schritte gehen im Flur vorüber, werden unhörbar, sind außer Raum.

Bob steht noch immer vor dem Spiegel. Er schneidet eine Grimasse und sagt sich laut, mit gebleckten Zähnen ins Gesicht: „Ja, ich bin verrückt!"

*

Um halb acht in der Frühe des nächsten Morgens kommt Bob nach Hause. Er geht an Zaras Zimmer vorbei, das ein Stockwerk unter dem seinen liegt. Na also! denkt er mit einem Gefühl knabenhaften Trotzes. Er brummt die Tristanmelodie vor sich hin: „Für böse Gifte, Gegengifte —!" Eine betriebsame Nacht, die er sich da um die Ohren geschlagen!

Bad, Frühstück, erste Zigarette. Er liegt auf dem Diwan. Zwei Stunden Zeit noch. Um 11 Uhr ist Dienst! Wie allmorgendlich. Er fingert nach dem Taschenspiegel. Hält ihn sich vor: graue, hohle Ränder unter den Augen. Elende Bummelwirtschaft in diesen letzten Tagen! Höchste Zeit, daß er sich wieder am Kanthaken nimmt. So geht es nicht weiter. Er kommt außer Form. Man muß sich zusammenreißen. Ein kurzes Versagen nur — und man hat ausgespielt. Ist erledigt. Hat aufgehört, wer zu sein. Wird ohne Gnade ausgebootet. Ist passé für immer. Man kennt Beispiele! —

Was hat sie gestern abend zu ihm gesagt? „Geh, leg' dich schlafen!" Ein höchst kameradschaftlicher Rat. Aber zum Teufel, die Art, w i e sie so etwas sagt! Nur wissen möchte er, wie sie es anfängt, immer so frisch und schmissig, ja, geradezu unberührt frisch auszusehen. Sie lebt doch nicht anders als er. Nicht viel anders jedenfalls. Aber natürlich, die Weiber! Sie geben ja auch nichts her von sich. Stets sind sie die Zechprellerinnen! Hol' sie der Henker! Und das Leben — ja, wohin denn eigentlich damit? Ewig dasselbe, sinnlose, zukunftslose In-den-Tag-Hinein. Brr! Aber nicht nachdenken. Bloß jetzt nicht denken. Nicht an sie und nicht an die anderen. Eine Stunde noch. Langstrecken. Nicht denken! — Beim dritten Atemzuge ist er eingeschlafen.

*

Zara hat an die Tür geklopft und tritt ein. Bleibt stehen. Sieht sich verwundert um. Geht langsam, mit lautlosen Schritten zum Diwan. Unverwandt sieht sie auf den Schlafenden. Er schnauft, hat den Mund halb offen. Die Züge sind gelöst, verwischt. Ganz unfertig und unausgereift sieht er aus. Nicht mehr der Kavalier im tadellosen Frack, der abends auf der Bühne steht. In nichts ähnlich dem zynischen, brutalen Apachentyp, den er zu spielen weiß, und in den sich die Frauen mit solcher Bereitwilligkeit verlieben können. Es ist das leere Gesicht eines hübschen, höchst unbedeutenden Jungen.

Zara blickt auf ihn nieder. Mit kaltem, grausam sachlichem Interesse, als betrachte sie einen leblosen Gegenstand. Ihre Mundwinkel verziehen sich.

Bob reißt die Augen auf. Dieses Lächeln ist das erste, was ihm, erwachend, zum Bewußtsein kommt. Und in blitzhaftem Erkennen weiß er, was es bedeutet.

Er fährt hoch. Er ist furchtbar verlegen. Zerrt an der Uhr.

„Es ist gleich elf", sagt Zara.

„Verzeih — ich wollte nur — bin spät nach Hause gekommen — "

„Das sieht man."

„So — ?!" Eine dumpfe Wut ist in ihm. Er sucht nach einer Antwort. Aber nichts fällt ihm ein. Fährt mit nervösen Händen an seinem Schlafanzug herum.

„Verzeih!" stammelt er ein zweites Mal.

Und in dem drängenden Verlangen, die unerträgliche Situation zu beenden: „So geh doch nur schon! Ich komme ja sofort. Wir üben wohl im Theater? Oder wolltest du unten — ?"

„Natürlich im Theater. Ohne Musik wird heute nichts mit dir anzufangen sein. Also ein bißchen schnell, wenn ich bitten darf!"

Sie ist aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Am Springbrunnen. Nach einer Radierung von Ernst Kaufmann.
(Mit Genehmigung des Kunstverlages Wilhelm Frey, Berlin.)

Grenzburgen in Niederösterreich.

Nach der Schlacht auf dem Lechfelde wurden die Madjaren endgültig hinter die Leitha zurückgeworfen. Mit den sogenannten Landesaposteln, den zwölf fränkischen, bayrischen und schwäbischen ritterlichen Genossen des Babenberger Markgrafen, wurde das wiedereroberte Gebiet unterhalb der Enns, das heutige Niederösterreich, gegen neue Einfälle von Osten her, gegen die Tschechen im Norden und gegen die Karantanen im Süden aufs stärkste befestigt. Hunderte von Burgen haben im Laufe der Jahrhunderte den Anstürmen Ottokars von Böhmen, der Hussiten, der Ungarn Corvins, der Schweden sowie der Türken Solimans und Kara Mustaphas Trotz geboten. Insbesondere reiht sich im Waldviertel Niederösterreichs, von der Donau im romantischen Wachauer Tal, an den Flußläufen des Kamp und der Thaya, hinauf bis zur böhmischen Grenze Burg an Burg — heute zumeist verfallen, so manche aber von den gegenwärtigen, kunstsinnigen Besitzern zum Teil wieder auf das glücklichste instand gesetzt. Fast alle reichen bis in das 10. und 11. Jahrhundert zurück. Die geschichtlich bemerkenswerteste ist Raabs. In ältesten Urkunden Ragatz, Ragze, Raetz geschrieben, ist es wahrscheinlich, daß der Name auf die von Ptolomäus erwähnten suevischen Rakaten, die Rhacatae der Römer, zurückgeht. Die Burg muß bei den Tschechen sehr gefürchtet gewesen sein. Rakous wurde bei ihnen zur Bezeichnung Österreichs überhaupt und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein Ulrich v. Goßheim, der von den Agilolfingern abstammt, wurde von den Babenbergern mit der Burg belehnt. Die Tochter seines Urenkels Konrad, Sophie, wurde die Gemahlin Friedrichs v. Zollern und damit Stammutter der kaiserlichen Linie der Hohenzollern, und sie ist durch ihre beiden Schwiegertöchter überdies den Habsburgern verwandt geworden. Unweit von Raabs liegt Kollmitz, in der Burgengeschichte bekannt durch seine 500 m lang gewesene „Böhmische Mauer", einen uralten Grenzschutz gegen Norden. Die seit 100 Jahren nicht mehr bewohnte, noch gut erhaltene Ruine Lichtenfels gehört dem Grafen Thurn (Valsassina), der in der benachbarten mächtigen Burg Rastenberg sein dauerndes Heim aufgeschlagen hat. Alle Räume und Winkel des imposanten Baues sind mit zahlreichen Jagdtrophäen aus Zentralafrika geschmückt, wo der heutige Burgherr vier oder fünf Jahre seines abenteuerreichen Lebens zugebracht hat. Rastenberg war im 16. und 17. Jahrhundert eine bekannte Feste des protestantisch gewordenen Adels Niederösterreichs, dessen Hauptführer die reichbegüterten Puchheimer (Nachkommen eines Geschlechtes der zwölf Landesapostel) und Hofkircher auf Kollmitz waren. Eine der fesselndsten Burgen der Puchheimer ist Heidenreichstein, eine der wenigen noch erhaltenen mittelalterlichen Wasserburgen. Sie ist heute dem Fürsten Palffy eigen und mit wahrhaft musealen Schätzen ausgestattet. Ebenfalls Puchheimischer Besitz und einstige Hochburg des Protestantismus war Karlstein. Der niederösterreichische Bauernkrieg ging von den Karlsteiner Sassen der Puchheimer aus. Ihre Nachkommen sind heute berühmt als Träger der österreichischen Uhrenindustrie.

A. Riessner.

Ruine Lichtenfels.

Burg Karlstein.

Links: Burg Heidenreichstein. — Im Kreis: Burg Rastenberg. — Mitte: Ruinen der Burg Kollmitz. — Rechts: Burg Raabs.

Auf Besuch.

Nach einem Gemälde von Rudolf Poeschmann.

Liebeslied

EMIL KRONKE Op. 190

Allegretto. *Durchaus zart, mit Innigkeit.*

PIANO
2 hdg.

dolce

1 2 molto rit.

un poco rit.

I. H. pp

a tempo

pp mp

il canto ben bronunziato

mf pp mp

mf animando

molto crescendo

ff con passione

rallentando

Con anima, tranquillo

mp

dolcissimo

pp

una corda

rit

mp marc.

tre corde

molto tranquillo

poco a poco il tempo I°

pp

rit

pp

una corda

rallent.

pp

Aus Wissenschaft und Technik.

Entstehung und Bekämpfung von Gallensteinen. Für zahlreiche Stoffe im Körper ist es wesentlich, daß sie immer in wässeriger Lösung auftreten und infolgedessen reibungslos und ohne Beschwerden transportiert werden können. Wird die richtige Konzentration zu stark, so kann eine Vergiftung die Folge sein (zu starke Harnstoffkonzentration bei gewissen Nierenkrankheiten). Zuweilen fallen die Stoffe ganz aus dem wässerigen Lösungsmittel aus: es kommt zur Bildung fester Körper, zur Steinentstehung. Störungen im inneren Betrieb des Körpers und Krankheiten ergeben sich daraus. Die Anwesenheit von Steinen allein genügt vielfach noch nicht zur Hervorrufung von Beschwerden. Auch der Sitz ist wichtig. In der Gallenblase hat man schon 100 und mehr kleine Gallensteine gleichzeitig angetroffen, ohne daß sie Beschwerden verursacht hätten. Die Leber erzeugt als Drüse die Galle. Aus ihr fallen die Gallensteine aus. Sie können in der Gallenblase liegen oder bei der Auswanderung von der Gallenblase in den Darm in einem größeren Gallenweg stecken bleiben. Ihre Größe schwankt von einem Stecknadelkopf bis zu einem Hühnerei. Gallensteine bestehen meistens aus Cholesterin und einer Kalkverbindung des Gallenfarbstoffes, Bilirubinkalk. Daneben finden sich noch Kalk, Magnesia und vereinzelte andere Stoffe. Wenn ein Stein zu Entzündungen führt, indem er sich in den Gallenwegen festklemmt, dann treten plötzlich äußerst quälende Schmerzen auf, oft verbunden mit Übelkeit und Erbrechen (Gallensteinkoliken). Häufig, aber bei weitem nicht immer, ist damit das Auftreten von Gelbsucht verbunden, ein Zeichen dafür, daß der Gallenabfluß in den Darm gestört ist und Gallenfarbstoffe ins Blut übergetreten sind. Die Entstehung der Gallensteine ist noch nicht eindeutig geklärt. Wo sich Galle staut, fallen Gallenbestandteile leichter in fester Form aus. Das geschieht besonders dann, wenn die Schleimhäute der Gallenblase und der Gallenwege erkrankt sind und daher entzündliche Stoffe absondern. Sie bilden einen festen Bestandteil am Boden der flüssigen Galle, und um sie als Kern setzen sich immer neue Schichten an. Druck auf Leber und Gallenblase (bei Schwangerschaft, bei zu festem Schnüren) begünstigen die Gallensteinbildung. Darauf ist wohl die größere Häufigkeit der Gallensteine bei Frauen zurückzuführen. Meist treten Gallensteine erst nach dem 40. Lebensjahr auf. Erbliche Einflüsse sind sicher auch von ursächlicher Bedeutung. Begünstigt wird die Gallensteinbildung durch Einwanderung von Bakterien in die Gallenblase vom Darm aus, damit auch das Auftreten von Entzündungsvorgängen. Der Einfluß derartiger Fremdlebewesen in der Galle (die auch auf dem Blutwege in Leber und Galle eindringen können) bewirkt Änderungen in den Lösungsverhältnissen. Im Experiment gelangt die Bildung von Gallensteinen mit Hilfe eingebrachter Bakterien. Die Entstehung von Gallensteinen allein bedeutet noch keine Schädigung. Viele und große Gallensteine in einer Gallenblase brauchen niemals Beschwerden hervorzurufen. Dazu kommt es erst, wenn durch neue entzündliche Vorgänge, Einklemmung usw., ein Reizungszustand der Gallenblase und Gallenwege hervorgerufen wird. Die Dauer eines Schmerzanfalles erstreckt sich von wenigen Stunden bis zu mehreren Tagen. Eingeklemmte Steine treten nach Abklingen der Entzündung wieder in die Gallenblase zurück, oder sie gehen im Darm ab. — Die Behandlung derartiger Erkrankungsfälle wird zunächst auf die Ausschaltung der Schmerzen durch heiße Umschläge und geeignete Medikamente bedacht sein. Außerdem wird sie das Leiden ursächlich anzugreifen suchen. Wirksame Arzneimittel sollen Reizungserscheinungen und Lösungsverhältnisse der Galle beeinflussen, andererseits die Gallensteine entweder lösen oder mit Hilfe abführender Wirkung durch den Darm zum Abgehen veranlassen. Auch durch desinfizierende, bakterienschädigende Einwirkung auf die Gallenblase sucht man eine Grundlage der Steinbildung auszuschalten. Erfolgreich haben sich seit alten Zeiten gewisse Heilquellen erwiesen — unter einer Anzahl wirksamer Quellen ist Karlsbad am berühmtesten geworden — ohne daß die theoretische Grundlage der praktischen Erfolge eindeutig zu erkennen wäre. In geeigneten Fällen hat die chirurgische Inangriffnahme eines Gallensteinleidens dank der fortgeschrittenen modernen Operationstechnik große Erfolge zu verzeichnen. Die Entfernung der eingeklemmten, zuweilen vereiterten Gallensteine kann dabei unmittelbar lebensrettend wirken.

Dr. W. Schweisheimer.

Das Alter der Erde. Die chaldäischen Priester sollen Beobachtungen gemacht haben, die sich über 6000 Jahre erstreckten, und sie behaupteten, sich auf Beobachtungen stützen zu können, die 170000 Jahre zurückliegen. In diese Zeit verlegten sie die Erschaffung der Menschen, während sie die Entstehung der Erde auf das Jahr 2150000 ansetzten. Das war natürlich reine Phantasie, und nichts anderes gilt von der Behauptung Zoroasters, der um 1000 v. Chr. der Erde ein Alter von 7000 Jahren zuschrieb. Im Jahre 1650 verfertigte der englische Bischof Usher eine Chronologie der Bibel und gelangte dabei zu dem Ergebnis, daß die Welt im Jahre 4004 v. Chr. erschaffen sein müsse. Bis in unsere Zeit hinein haben orthodoxe Angelsachsen aus religiösen Gründen an diesem Datum festhalten zu müssen geglaubt. In Wirklichkeit ist diese Zahl lächerlich niedrig. Die Diatomeen oder Spaltpilze, Wasserpflanzen, besitzen ein Kieselskelett, von denen erst 4 Millionen ein Raumzentimeter füllen, und doch hat man bei Lompoe in Kalifornien 600 m dicke Schichten derselben festgestellt. Diatomeen können aber im Jahre nach günstigster Schätzung mit ihren Skeletten höchstens eine Schicht von 2 mm ablagern. Hieraus folgt, daß sie bei Lompoe mindestens 300000 Jahre lang Skelette abgelagert haben müssen. Auf noch weit höhere Zahlen kommt man, wenn man die Einschnitte betrachtet, die sich Flüsse durch Felsen gebohrt haben, z. B. den Cañon des Colorado in Nordamerika. Es ist klar, daß hierzu Millionen von Jahren notwendig waren. In der Sierra Nevada in Kalifornien gibt es Rotholzbäume, die 6000 Jahre alt sind und unmittelbar am Flußbett wachsen, ohne daß diese Zeit für den Fluß genügt hätte, ihre Wurzeln zu unterspülen. Bis zum 19. Jahrhundert wagte die Wissenschaft nicht, sich über das Alter der Erde auszusprechen, weil die vorhandenen Anhaltspunkte dazu zu ungewiß waren. Erst um diese Zeit erlangte man dafür zwei neue Grundlagen. Die erste war die Ablagerung von Sedimenten, die die Flüsse in den Ozean führten. Doch stellte es sich heraus, daß diese Ablagerung in sehr verschiedener Geschwindigkeit vor sich geht. Ein zuverlässigeres Ergebnis ließ sich unter Berechnung des Verhältnisses des Gesamtsalzgehalts der Ozeane zu der jährlich ihnen durch die Flüsse zugeführten Salzmenge gewinnen. Alle diese Anhaltspunkte beziehen sich freilich nur auf die Erde im bereits abgekühlten Zustande. Sie führten zu Schätzungen, die zwischen 3 und 1600 Millionen Jahren schwankten. Letztere Schätzung, die von dem Amerikaner W. J. Mc. Gee stammt, wurde seinerzeit allgemein für viel zu hoch angesehen. Nach den neuesten Berechnungen dürfte sie eher noch zu niedrig sein. Diese stützen sich auf die Erkenntnisse der Radiologie. Bekanntlich verwandelt sich das Uranium infolge seiner Radioaktivität allmählich in Blei. Wir wissen heute, wie lange eine gegebene Menge Uranium zu dieser Umwandlung braucht. Findet man daher in einem Mineral Uranium und aus Uranium entstandenes Blei, so kann man daraus das Alter dieses Minerals berechnen. Auf diese Weise hat man errechnet, daß ein bei Lusk im Staate Wyoming entdecktes Uraniumlager 32 Millionen Jahre alt sein muß. Das ist aber noch kein altes, sondern ein noch sehr junges Lager. Bei Portland in Connecticut hat man ein Uraniumlager gefunden, das 340 Millionen Jahre alt ist. Auch von diesem aber wird man nur sagen können, daß es auf der Höhe seines Lebens steht; denn in Ontario in Kanada kennt man gar ein Uraniumlager, dessen Alter auf etwa 1300 Millionen Jahre angesetzt wird. Selbst dieses wird schwerlich das älteste Uraniumlager der Erde sein. Vielleicht gibt es Uraniumlager, die

doppelt so alt und noch älter sind. Aber auch mit diesen hätten wir nur das Alter der erstarrten Erdkruste festgestellt. Diesem müssen ungeheure Zeiträume vorangegangen sein, in denen die Erde sich noch in einem feuerflüssigen Zustande befand, während dessen sich noch kein Uranium abgesondert hatte. Prof. Dr. W. Anderssen.

Deutschlands Stellung in der Weltschiffahrt. (Zur neuesten Lloyds-Statistik.) Nach der letzten Lloyds-Statistik vom 30. Juni 1925 beläuft sich die deutsche Handelsflotte der Weltmeere wieder ziemlich genau auf 3 Millionen Brutto-Registertonnen, gegenüber einem Stande von 5098000 t unmittelbar vor Kriegsausbruch. Wir besitzen also nur 5 1/2 Jahre nach dem schwersten Zusammenbruch, den die deutsche Schiffahrt je erlebt hat, rund 3/5 des besten Standes der Vorkriegszeit, und eine Kauffahrteiflotte, die immerhin nicht unerheblich größer ist als die, die wir bei Abschluß des Waffenstillstandes noch unser nannten, und an der dann der schnöde Schiffsraub von Versailles verübt wurde. Im Kriege hatten wir durch Beschlagnahme, Versenkung und andere Verluste genau die Hälfte unserer Vorkriegsflotte eingebüßt; durch Auslieferung verloren wir dann nochmals 42 Proz. der Vorkriegstonnage, so daß wir bei Ratifizierung des Friedensdiktats am 10. Januar 1920 nur noch 8 Proz. unseres einstigen Schiffsbestandes unser nannten, und zwar gerade die am wenigsten leistungsfähigen, zumeist für den Hochseeverkehr nicht benutzbaren Fahrzeuge. Heute haben wir uns auf 58,7 Proz. der Tonnage wieder aufgeschwungen, wobei zu beachten bleibt, daß die Qualität noch ungleich stärker in die Höhe gegangen ist als die Quantität, da 50,6 Proz. der augenblicklichen deutschen Handelsschiffe ein Lebensalter von nicht über 5 Jahren aufweisen, während bei den wichtigsten anderen Seenationen der Anteil der jüngsten und modernsten Fahrzeuge am Gesamtbestande nur 24 bis 33 1/3 Proz. ist. Man würde freilich fehlgehen, wenn man vermutete, daß die rasche Erneuerung der deutschen Handelsflotte sich in demselben Tempo wie in den letzten 5 Jahren fortsetzen kann. Schon in den letzten 2 bis 3 Jahren hat sich das Wachstum bedeutend rascher als vorher vollzogen. Am 30. Juni 1921 betrug die ganze deutsche Handelstonnage erst 621000, ein Jahr später schon 1783000 Br.-R.-T., dagegen am 30. Juni 1924 2856000 und ein Jahr später 2993000 t. Die gewaltigen Schwierigkeiten des deutschen Wirtschafts-

lebens wirken sich eben auch auf unsere Reedereien und Werften zur Zeit in sehr trüber Weise aus. Im Jahre 1924 sind sogar rund 100000 t deutscher Schiffsraum wieder ans Ausland verkauft worden, was natürlich auch den Aufstieg stark verlangsamte. Bei den meisten anderen Ländern, mit Ausnahme von England, Italien und Norwegen, war die Tonnagevermehrung seit dem Vorjahr sogar noch geringer als in Deutschland. — Von der Gesamtzahl der deutschen Schiffe entfallen 56 Proz. der Tonnage auf den Hamburger, 25 Proz. auf den Bremer Hafen. Wie im Vorjahr nimmt Deutschland den 5. Platz unter den Seevölkern ein, nachdem es 1913 an 2., 1920 aber an 13. Stelle gestanden hatte. Übertroffen wird die deutsche Handelsflotte von der englischen und der amerikanischen bedeutend, von der japanischen und französischen um 25 bzw. 9 Proz. Die Hoffnung, daß wir noch in diesem Jahr Frankreich überholen würden, muß fallen gelassen werden; voraussichtlich werden wir erst in 2 bis 3 Jahren so weit sein. Ein Hauptkennzeichen der Entwicklung besteht in der fortschreitenden starken Abnahme der Segler und einem beginnenden rapiden Aufschwung der durch Dieselmotor betriebenen großen Schiffe. Im Jahre 1914 machten die Segelschiffe noch 8 Proz. der Weltflotte aus, heute nur noch $3^1/_2$ Proz. Ihre Tonnage beträgt nur noch 2261042 t (im Vorjahr noch 2509427 t), wovon ziemlich genau die Hälfte allein auf die Vereinigten Staaten von Amerika entfällt. Ebenso verschwinden vom Weltmeer die aus Holz gebauten Schiffe: nur etwa 1 Million t hölzerner Schiffe gibt es noch, gegenüber mehr als 60 Millionen t eiserner, stählerner oder gemischter Schiffstypen. Das zeitweilig dominierende Dampfschiff mit Kohlenfeuerung, das 1914 noch 88,8 Proz. der Weltflotte stellte, wird rasch entthront: die Kohle wird mehr und mehr vom Öl verdrängt. Nur 64,7 Proz. der gesamten Tonnage sind heute noch auf Kohlenheizung eingestellt. Die nächsten Jahre aber dürften einen viel rapideren Rückgang als die letztvergangenen zeitigen, denn in zahlreichen Ländern überwiegt heute der Bau der Motorschiffe auf den Werften ganz gewaltig, auch in Deutschland, wo über $^3/_4$ der auf Stapel liegenden neuen Tonnage für Motorantrieb bestimmt sind, und zwar gerade die größten und leistungsfähigsten Schiffe. Im Schiffbau nimmt Deutschland schon seit mehreren Jahren wieder den ersten Rang hinter England ein, von dem es

sich trotz der schweren Krise, die seit etwa $1^1/_2$ Jahren auch über den deutschen Schiffbau gekommen ist (keine deutsche Werft konnte für 1924 Dividende zahlen, und die Zahl der Werftarbeiter ist nur etwa halb so groß wie 1913!), nicht hat verdrängen lassen, und es hat den Anschein, als ob es auch ihm fernerhin gelingen werde, diesen ehrenvollen Rang zu behaupten. Prof. Dr. R. Hennig.

Seit wann kennt und benutzt man Kohlen? Schon seit unzähligen Jahrhunderten sind die Kohlen bekannt gewesen. Aber ihre technische Ausnutzung setzte erst viel später ein. Schon von Theophrast werden die Kohlen im Jahre 300 v. Chr. erwähnt. Die Schmiede und Erzgießer des Altertums benutzten sie bereits. Auch China besaß schon lange die Kenntnis der Kohlen. Marco Polo schreibt von ihnen im Jahre 1300, daß sie schon seit langem in Gebrauch sind. Europa hat die Kenntnis der Kohlen während langer Zeit vollkommen vergessen. Erst im Jahre 1113 wird in Urkunden der bis jetzt als ältest bekannte Bergbau auf Kohlen erwähnt. Das Augustinerkloster Klosterrode bei Aachen betrieb Kohlenbergbau. Als das Kloster im Jahre 1795 aufgegeben wurde, kam auch der Bergbau zur Ruhe. In der Zwickauer Gegend ist wahrscheinlich bereits im 10. Jahrhundert Kohlenbergbau betrieben worden. Aber erst im Jahre 1348 wird der Kohlenbergbau der Zwickauer Gegend urkundlich erwähnt. In Sheffield in England baute man schon im Jahre 1183 Kohlen ab. Belgiens Kohlenbergbau geht bis auf das Jahr 1300 zurück. Der schlesische Kohlenbergbau begann im Waldenburgischen Bergland erst im 16. Jahrhundert. Was man damals an Kohle gewann, benutzte man zum Schmieden. Man hatte ja in den Wäldern noch so ungeheure Holzvorräte, daß die Kohlen als Heizungsmaterial gar nicht in Frage kamen. Erst um das Jahr 1750 herum setzte ein Knapperwerden der Holzbestände ein, und man stellte die Heizung auf Kohlen um. Die Entwicklung geht aber nur langsam vor sich. Die Förderung von Stein- und Braunkohlen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts steht noch ungeheuer gegenüber der Förderung dieser Kohlen im Jahre 1921 zurück. Im Jahre 1860 gewann man in 1000 Tonnen an Steinkohlen 12 347,8, an Braunkohlen 4382,7, und im Jahre 1921 gewann man in 1000 Tonnen an Steinkohlen 136210 und an Braunkohlen 123011. Rudolf Hundt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

NR. 4203. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 1. OKTOBER 1925

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4203. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. Oktober 1925.

Allgemeine Notizen.

Die „Erinnerungen von Eugenie Schumann", der Tochter von Robert und Clara Schumann, werden demnächst im Verlag von J. Engelhorns Nachf., Stuttgart in der Reihe der „Musikalischen Volksbücher" erscheinen. Wie wir hören wird das Werk eine Fülle interessanten Materials enthalten, darunter die erstmalige Veröffentlichung eines Manuskripts von Robert Schumann sowie zahlreiche großenteils unbekannte wertvolle Bilder.

Das Wiener Burgtheater wird im März des nächsten Jahres das Jubiläum seines 150jährigen Bestehens feiern. Im Mittelpunkt der offiziellen Festlichkeiten wird eine Neuinszenierung des „Faust" durch den Burgtheaterdirektor Herterich stehen. Aus dem gleichen Anlaß wird eine umfangreiche Festschrift herausgegeben werden, mit einem Vorwort des österreichischen Unterrichtsministers Dr. Schneider und Beiträgen der namhaften österreichischen Literaten und Burgtheaterfreunde.

Der Ala-Zeitungs-Katalog ist in seiner fünfzigsten Ausgabe, für 1925, erschienen. Die Ala hat bei der Schaffung dieses Werkes neue Wege eingeschlagen; einmal hat sie dem Katalog ein neues handliches Format gegeben, zum anderen aber seinen Inhalt außerordentlich bereichert. Ein Blick in den In- und Auslandsteil überzeugt davon, daß hier mit großer Sachkenntnis und emsigem Fleiß alles zusammengetragen wurde, was über die Presse des In- und Auslandes zu wissen nötig ist.

Eine Tiroler Bergbau-Ausstellung ist im Rahmen der diesjährigen Innsbrucker Herbstmesse (4. bis zum 11. Oktober) geplant; sie soll ein Bild des Tiroler Bergbaues geben. Sämtliche einschlägigen staatlichen Betriebe Tirols, vor allem Kohle, Kupfer und Salz, werden vertreten sein. Auch Privatunternehmungen sind beteiligt.

Der große Hansasieg auf der Reichsfahrt ist noch bedeutsamer, als nach der vorläufigen Resultatverkündung zuerst angenommen werden konnte. In den ersten Berichten hieß es, daß nur die von Sporkhorst, Kaeppel und Jehnig gesteuerten Hansawagen strafpunktfrei geblieben wären, während die von Hoerbe und Feldmann gesteuerten Fahrzeuge wegen angeblich nicht richtiger Einhaltung einiger Kontrollzeiten mit einem bzw. zwei Strafpunkten auf der ganzen Fahrt belastet wurden. Da die Hansa-Mannschaft aber alle Kontrollen während der Fahrt stets in geschlossener Kolonne passiert hatte, so

war von vornherein klar, daß die Strafpunkterteilung auf einem Irrtum beruhen mußte. Hoerbe und Feldmann legten deshalb gegen die ihnen erteilten Strafpunkte sofort Protest ein, mit dem Erfolg, daß das Schiedsgericht des A. D. A. C. ihrem Verlangen nach Richtigstellung stattgab und die Strafpunkte nunmehr aufgehoben hat. Damit charakterisiert sich das Ergebnis der diesjährigen Reichsfahrt für die Hansawagen als ein in der Geschichte des Automobilsports wohl einzig dastehendes. Von den 143 in Frankfurt a. M. auf die Reise gegangenen Fahrzeugen sind nämlich nur sechs strafpunktfrei geblieben und unter ihnen nicht weniger als fünf Hansawagen, während der sechste der kleine Opel-„Laubfrosch“ des Privatfahrers Dr. Kerwer (Bonn) war. Während bei den bisherigen Automobil-Wettbewerben höchstens Dreier-Mannschaften einwandfrei über die Strecke gingen, ist es hier zum erstenmal eine Fünfer-Mannschaft, die den Mannschaftspreis für eine lange und schwierige Zerreißprobe erringt. Damit haben die Hansawagen ihren Sieg aus dem Vorjahr überboten, wo ihnen zwar auch der Teampreis der Reichsfahrt zufiel, sie aber in ihrer Klasse den ersten, dritten, vierten und fünften Platz belegten. Auch damals waren Sporkhorst und Kaeppel die besten der Mannschaft. Der neue Alpensieg der Hansawagen ruft die Erinnerung wach an den großen Hansasieg in der schweren Alpenprüfung von 1914, der diesmal glänzend bestätigt wurde. — Im Endergebnis der Reichsfahrt hat sich eine weitere Änderung dadurch ergeben, daß auf Protest in der Klasse der Tourenwagen bis 18 PS der erste Preis dem bekannten Herrenfahrer von Wentzel (Mosau) auf Benz zuerkannt wurde, während Eberhardt (Halle) auf Mercedes den zweiten Preis seiner Klasse erhielt.

Deutsche Pflüge nach Bulgarien. Das bulgarische Ackerbauministerium hatte vor einiger Zeit die Lieferung von 12000 Pflügen ausgeschrieben. Die Firma Johannes Eickens, Rheine i. Westf. hat nunmehr den Auftrag auf 6200 Pflüge erhalten, 4000 Stück wurden nach Ungarn vergeben, der Rest neu ausgeschrieben.

Vergnügungsreisen der Cunard. Nachdem der neue Cunard-Schnelldampfer Carinthia seine erste Reise nach Neuyork zurückgelegt hat, wird er im Winter und Frühjahr in die Reihe der Welt- und Mittelmeer-Cunard-Kreuzer eingereiht. Nicht weniger als sechs Cunard-Schnelldampfer, Carinthia, Franconia, Laconia, Scythia,

Samaria sowie die Mauretania werden den Vergnügungs- und Erholungsreisenden zur Verfügung stehen.

Herbsttage in Bozen-Gries. Der vom mystischen Rosengarten überragte Talkessel von Bozen-Gries ist nach den Worten eines seiner bedeutendsten Schilderer Heinrich Noë nie reizvoller und verlockender als zur Herbstzeit, wenn unter italienisch-blauem Himmel im sonnendurchfluteten Alpengau Reben- und Obstgelände leuchten, soweit das Auge reicht. Über Herbst- und Kurreisen nach Bozen-Gries und über den Aufenthalt dortselbst erteilen die Fremdenverkehrskommission in Bozen und die Kurvorstehung in Gries jede Auskunft.

Aegypten, das Traumland eines ewig blauen Himmels. Eis und Schnee, wetterschwere Wolken und Nebel kennt man in Ägypten nicht. Dort atmet man stets die trockene, reine Wüstenluft. Der Kranke findet Heilung, der Gesunde Kräftigung. Doch nicht nur das selten milde Klima reizt zum Aufenthalt. In keinem Land verschwendet die Natur in so reichem und wechselndem Maß ihre Farben, nirgends gibt es so feenhafte Sonnenuntergänge, wie am Nil. Nirgends aber auch findet man herrlichere Kunstdenkmäler vieltausendjähriger Kultur. Kein Wunder, daß sich alljährlich die Schar derjenigen mehrt, die nach diesem unvergleichlichen Land pilgern.

Altmeister Goethe und — der Kaffee. In der Jugend wie im Alter war Goethe ein abgesagter Feind von Tee und von Kaffee. Er nahm zum Frühstück in der Regel nur Suppe. Seine Feindschaft gegen Kaffee kommt in seinem berühmten Abrechnungsbrief, den er nach seiner Rückkehr aus Italien an die tiefgekränkte einstige Freundin, Charlotte von Stein, schreibt, zum Ausdruck. Das Kaffeetrinken bezeichnet Goethe als die Hauptquelle der ungerechten Verstimmung, deren er Frau von Stein zeiht. „Unglücklicherweise", sagt er, „hast du schon lange meinen Rat in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch zu überwinden, du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeitlang wohl eingesehen und das du aus Liebe zu mir auf eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest." Nun ja, sagen wir im 20. Jahrhundert, damals gab es eben noch keinen koffeïnfreien Kaffee Hag, der Frau von Stein sicher vor dieser Zurechtweisung bewahrt hätte.

Die bevorzugten Lastkraft-Wagen

MAGIRUS

Der schnelle-leichte Lastkraftwagen von 1-1½ to u. 2-2½ to · Cardanantrieb sowie Omnibusse und Nutzfahrzeuge für alle Zwecke.

DUX · RRESTO

Deutscher Automobil-Konzern (D·A·K) G.M.B.H. Leipzig Tröndlinring 4

MAGIRUS · VOMAG

VOMAG

2-2½ to u. die schweren unverwüstlichen Lastkraftwagen v. 3-5 to, mit Anhänger bis 15 to, m. Cardan oder Kette, Spezialwagen u. Omnibusse jeglicher Art.

GEORG GRAF ZU MÜNSTER

DIE GEHEIMNISSE DER BLATTKUNST

Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd.

Mit einer Tafel Abbildungen. — Gebunden 2 R.-M.

Graf zu Münster, der Meister der Rufjagd, dessen hervorragendes Buch über den Hirschruf in kurzer Zeit weiteste Verbreitung in Jägerkreisen gefunden hat, hat in diesem Buche seine Erfahrungen und Erlebnisse niedergelegt, die er mit dem Rehwild in dieser Beziehung gemacht hat. Vor allem gibt er denjenigen, die mit dem Blatten auf Rehwild noch nicht vertraut sind, auch Anleitung zur praktischen Ausführung.

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON J. J. WEBER, LEIPZIG 26, REUDNITZER STRASSE 1–7.

Seiler

ED. SEILER

PIANOFORTEFABRIK G. M. B. H.

FILIALEN: **LIEGNITZ**

BERLIN, Schillstr. 9, HAMBURG, Dammtorstr. 3, DRESDEN, Joh. Georgenallee 13, BRESLAU, Gartenstr. 52.

Vertreter in jeder grösseren Stadt.

Rein

Rein's Durchschreibe-Bücher.

Eduard Rein, Chemnitz.

Rein's Farbpapier.

Kartenregister.

Metallbetten

Stahlmatratzen, Kinderbetten direkt an Private. Katal. 377 frei.

Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Gute Bücher sind gute Gefährten

Beste Wirkung auf **Blut** und **Nerven** erzielt man durch **Krewel's** altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende

SANGUINALPILLEN

Zu haben in allen Apotheken, in Leipzig auf alle Fälle in der Engelapotheke.

Prospekte kostenfrei.

Krewel A.-G. Köln

I

Indanthren

Weder Sonne noch wiederholtes Waschen schaden indanthrenfarbigen Stoffen;

Gewebe oder Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide, die obige Schutzmarke tragen, sind unübertroffen

waschecht * lichtecht * tragecht * wetterecht.

Achten Sie deshalb beim Einkauf auf das oben abgebildete Indanthren-Warenzeichen, es bietet Ihnen Gewähr für die genannten Eigenschaften.

VERKAUFSSTELLE DER DEUTSCHEN METALLKAPSEL-FABRIKEN FRANKFURT A/M.

Der mit eingeprägter Firma versehene Staniolkapselverschluß einer Flasche Wein, Sekt, Weinbrand oder Likör bietet dem Kenner sichere Gewähr für Qualität

Man achte also ganz besonders auf den Staniolkapselverschluß und lehne Nachahmungen ab.

Illustrirte Zeitung

Die Schachspieler.

Nach einem Gemälde von Leo Küppers.

MIT DER SPANISCHEN FLOTTE VOR KAP MORRO. (IN DER BUCHT VON ALHUCEMAS.)

Wir eröffnen mit diesem Beitrag eine Reihe von Berichten von dem marokkanischen Kriegsschauplatz. Der Verfasser, Herr Hans Felix Wolff, ein genauer Kenner des marokkanischen Volkes und seiner Sprache, ist in unserem Auftrage nach Marokko gegangen, um als Sonderberichterstatter der „Illustrirten Zeitung" die Ereignisse im Rifgebiet zu schildern und auf Grund seiner Erfahrungen an Ort und Stelle unseren Lesern einen durch keine Parteibrille getrübten Einblick in die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des heißumstrittenen Landes zu vermitteln. Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

Am Freitag, dem 4. September, überraschte uns durch Zufall in einem Hotel in Tetuan zusammengewürfelte Journalisten die Nachricht von der bevorstehenden Aktion in der Bucht von Alhucemas. Wir waren gerade beim Speisen. Rings Uniformen wie in einem Militärkasino. Ein Offizier trat heran, sah die Pässe durch, stellte sich als Begleitoffizier vor und überbrachte die formelle Einladung, uns für den folgenden Tag als Teilnehmer der Expedition bei der Flotte in Ceuta einzufinden.

Ajdir stellte das Ziel einer als Zange von den beiden Landzungen her gedachten Operation dar. Gleichzeitig sollten die Franzosen von ihrer nur 50 km entfernten Front einen Vorstoß beginnen. Eine Gewaltanstrengung sollte in wenigen Wochen, vielleicht Tagen zum Ende führen. Denn überall kam in Betracht, daß die Bevölkerung des Krieges reichlich überdrüssig war. Selbst Abd el Krim mußte um seine Anhängerschaft auf die Dauer besorgt sein. Bei den adelstolzen Stämmen im Süden hatte seine Werbung versagt. Eine Wolke der Unzufriedenheit mußte sich über seinem Kopfe zusammenziehen, wenn Niederlagen und Menschenverluste sich zu der Blockade gesellten. Letztere sind nicht zu unterschätzen, da das Land nur 60 Prozent seines Lebensbedarfs hervorbringt. Und die Sperrkette steht Meter für Meter unter Beobachtung. Ja, noch mehr, man hat sogar allen als Riffreunde verdächtigen Einheimischen die Pässe abgenommen und ihnen dadurch das Verlassen der mauerumringten Städte unmöglich gemacht. Nie befand sich die trutzfrohe Bergbevölkerung auf ihrem nur 50 km tiefen Geländestrich in eingezwängterer Lage. Auch Munitionsmangel mußte bereits herrschen, wie sich aus der überaus sparsamen Verwendung schließen ließ.

Demgegenüber schöpften die spanischen Rüstungen nach dem, was man in Ceuta zu sehen bekam, aus dem vollen. Es wimmelte von allen Waffengattungen, vom Flugzeugmutterschiff an bis zum Tank. Die Stadt war ein Arsenal.

Entzückend ist ihre Lage. Amphitheatralisch baut sie sich vom Hafen her zwischen zwei Felsriegeln auf. Alte Wachttürme krönen eine Reihe von zipfelspitzen Hügelkuppen. Erst beim Durchqueren der Mittelstadt wird man gewahr, daß der ganze Ort sich auf einer langgestreckten Halbzunge befindet, die nur durch einen schmalen Bergrücken mit dem Festland zusammenhängt.

Vor dieser durch vierhundertjährige Tradition im Gepräge spanischen Stadt lag eine imposante Flotte zur Ausfahrt bereit; 32 spanische und 18 französische Kriegsschiffe bildeten die Eskorte für 26 Transportdampfer und 28 Landungsprahme, abgesehen von den nicht minder starken Einheiten, die von Melilla nach Alhucemas beordert wurden.

Die Prahme hingen den großen Dampfern seitlich an. Sie hatten schon einmal den Engländern bei der Landung an den Dardanellen gedient und waren erst kürzlich aufgekauft worden. Ganz aus Eisen, mit verstellbarem Landungssteg und gepanzertem Steuerturm, boten sie im Innern Raum für 2 Kompanien. Eine Küche war ausgespart. Auf kurze Strecken fuhren sie mit eigener Motorkraft.

Es dunkelte bereits, als wir über die ölglatte See in die lau atmende Nacht hinausfuhren, um an Bord des 5000 Tonnen großen Dampfers „Escolano" unseren künftigen Wohn- und Tribünenplatz einzunehmen. Gleich danach setzte sich das Geschwader in Bewegung. Blinklicht von Gibraltar grüßte herüber. Die Lichtstadt der Flotte beschrieb einen nicht minder großartigen Halbkreis als die festlich erstrahlende Stadt gegenüber. Die Reflexe von hüben und drüben trafen sich auf der mild dunkelnden Weite in sehnsüchtig zitternden Kringeln ...

Barg diese Summierung von Energien Sieg und Erfolg, baldigen Frieden, baldige Lebensfreude in sich?

Auf der Westseite der Stadt lohte ein düsterrotes Fanal herüber. Eine Häusergruppe war aus irgendwelcher Ursache in Brand geraten. —

Um dieselbe Zeit überfielen auch die Rifkrieger die Kudir Tehar genannten Blockpositionen 4—5 km östlich von Tetuan. In dem unübersichtlichen Berggelände wurden die Besatzungen völlig überrascht, niedergemacht, gefangengenommen oder zum mindesten von der Außenwelt abgeschnitten. Eine ganze Weile sah die Situation bedrohlich aus. Der Ablenkungsvorstoß mußte durch neue Truppen pariert werden ...

Erst sehr viel später verspürten wir die Nachwirkungen.

Programmäßig wurde am nächsten Morgen in der friedlich-schönen, bergumsäumten Bucht von Oued-Lau, 30 km nordöstlich von Tetuan, haltgemacht. Man schaute in einen strahlenden Sonntagmorgen, der offensichtlich dazu ausersehen war, durch langsames Hin- und Herfahren die kulissenartigen Durchblicke der romantischen Hochtäler bis Scheschauen ausgiebig vor Augen zu führen. Und in der Tat nahm der Tag im ganzen auch einen solchen Verlauf.

Wir erfuhren bald von dem Demonstrationscharakter unseres Aufenthaltes und nahmen daher die Breitseiten, die einige stille Flecke am Ufer und landeinwärts in schwarz aufbrodelnde Fontänen verwandelten, bei der Bevölkerungsleere nicht besonders tragisch.

Anders die Soldaten, die von ihren Kommandeuren in feurigen Ansprachen zur „Vernichtung der Hyänen, der Wilden, die keinen Pardon kannten", aufgefordert wurden. Mit ernsten Gesichtern bestiegen sie die Prahme. Scheschauen bösen Angedenkens lag in Blickweite. Geschützsalven rollten. Wir fuhren herum. Durch den blauen Himmel bebten im Ferner- oder Näherkommen unzählbare blutschwere Sekunden ... Schon neigte sich die Sonne. Da drehte in vorgerückter Stunde das Admiralsschiff ab und nahm, seewärts ausbiegend, seinen Kurs nach Osten. 100 km weiter, bei Kap Morro, dem Westvorsprung der Bucht von Alhucemas, lag die Landestelle.

Lachen und Gesang drangen von den Prahmen. In Feierstimmung genoß man den Anblick der — nun weiter östlich — kaum je betretenen Küste. Steile Böschungen gingen in begrünte Zipfelberge über, hinter denen wiederum die graukahlen Mauern des Gebirgskammes sich aufschwangen, der das Rückgrat des Riflandes bildet. Eine schaufelförmige dominierende Bergform hinter Scheschauen blieb lange Zeit wie eine Erinnerung an den Karwendel in Sicht.

Die warme Nacht kam mit dem Gehämmer der Maschinen und dem Rauschen der Prahme. Und es kam die tauschwere Frühe für die Mannschaften, die kaum Schlaf gefunden hatten.

Als die Flotte von Melilla von Osten her einschwenkte, befanden wir uns gegenüber Kap Morro.

Blick auf Tetuan.

Straße in Tetuan.

In der Bucht von Alhucemas.

Aus dem spanisch-marokkanischen Kriegsgebiet.

Gratstellung der Spanier bei Kap Morro.

Verladeprahm mit Laufsteg an einem Dampfer.

Kriegsschiffe und Truppentransportdampfer vor Kap Morro.

Aber sollte nicht die Melilla-Flotte an dem näheren Ostkap angreifen?

Dies war das erste Rätsel. Gegen 11 Uhr, noch bevor ein Schuß gefallen, folgte ein weiteres. Ein schnelles Küstenwachboot, mit dem Admiral persönlich an Bord, überbrachte den wartenden Formationen mittels Sprachrohrs die Nachricht von einem 24stündigen Aufschub.

Etwas Gewichtiges mußte in der Schwebe sein.

Wurde mit voller Kraft angegriffen, kehrte ein Teil um?

Zu einem Vorbereitungsstoß, der beinahe einer Demonstration glich, sollte es kommen.

Einstweilen hatten wir Muße, die im Sonnenglast zitternde Umgebung des Landeplatzes eingehend zu betrachten.

Von einem mehrgipfeligen, 600 m nicht überragenden Bergmassiv senkt sich ein Grat zu einem flach eingebetteten Sattel, um erst 2—3 km weiter östlich allmählich zu dem 300 m hohen, mit senkrechten Abstürzen dem Meer die Stirn bietenden Kap Morro anzusteigen, einem Schild gelbgrauer Platten. Beträchtlich zahmer ist das dazwischenliegende Gelände. Ein breiter, mit Ginster und Stachelpalmen — gleich dem ganzen Bergland umher — dürftig bewachsener Uferstreifen setzt sich westlich der Einsattelung in drei schroff abgeböschten, plateauartigen Landbuckeln fort. Sowohl der Grat zum Kap Morro als auch die Grenzwellung der Landbuckel schaffen einen toten Winkel gegenüber dem Hinterlande und schützen den Angreifer, der dort Fuß faßt. Im ganzen stand ein mehr oder minder schmaler Uferrand von 2 km Ausdehnung zur Verfügung, wovon wegen der steilen Abfälle der Landbuckel nur die östliche Hälfte in Betracht zu kommen schien.

Glücklicherweise entschied man sich nicht endgültig für diese durch eingegrabene Fliegerbomben mit Auslösvorrichtung in ein Minenfeld umgewandelte Fläche. Die 6. und 7. Bandera (je 600 Mann) der Fremdenlegion, die hier als erste den Fuß an Land setzen sollte, hatte es ihrem Kommandeur, dem Oberstleutnant Franco, zu danken, daß er während der 24stündigen Pause vom Torpedoboot aus sich lebhaft für die helleren Landflecke interessierte und den

Spanische Truppen an der Küste bei Kap Morro.

Eroberter Rifunterstand am Kap Morro.

Aus dem spanisch-marokkanischen Kriegsgebiet.

Prof. Dr. Georg Schweinfurth, der berühmte Afrikaforscher, der 1864/66 als erster Europäer die nubischen Küstengebirge zum Studium der Flora des Nilgebiets bereiste, † am 19. September zu Berlin im Alter von 88 Jahren.

Die Protestkundgebung der Danziger Bevölkerung gegen die Entscheidung des Völkerbundrates im Danzig-Polnischen Poststreit am 23. September. In der gefaßten Entschließung gab die Bevölkerung der Hoffnung Ausdruck, daß nach der vorgesehenen Zeit von drei Monaten eine neue und auf den Grundsätzen des Rechts und der Gerechtigkeit ruhende Regelung der Postfrage erfolgt.

Prinzessin Therese von Bayern, einzige Tochter des Prinzregenten Luitpold, bekannt durch ihre südamerikanischen Reiseschilderungen, † am 19. September in Villa Amsee bei Lindau, 74 Jahre alt. (Phot. Gebr. Lützel, München.)

Graf L. Warnhagen de Porto Seguro, der neue chilenische Gesandte in Berlin. (Phot. Wipro.)

Dr. H. Fuchs, Oberpräsident der Rheinprovinz, dem von der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf die Würde eines Ehrendoktors der Landwirtschaft verliehen wurde.

Streifen unter der Böschung wählte. Auch ein unvollendet gebliebener Unterstand dahinter, an dem Gefangene während der Nacht gearbeitet hatten, zeugte mit seinem idealen Schußfeld und seiner meterhohen Steinbedachung von dem Geschick der Rifleute. Diese Vorbereitungen zum Widerstand freilich wären erst dann in Frage gekommen, wenn das Meer unruhig gewesen wäre und Schießen und Landen erschwert hätte.

Statt dessen bot sich nach Ablauf der Frist eine spiegelglatte, brandungslose Fläche. Fünf Stunden lang trommelten die Schiffsgeschütze das in Kartenklarheit den Blicken ausgesetzte Panorama ab. Flieger kreisten über den schon durch frühere Aufnahmen bekannten Stellungen. Vom Kap bis zum Bergmassiv tasteten die Einschläge in alle Winkel und Schluchten; ein Abschreckungsfeuer, das man auf der Gegenseite zu würdigen wußte. Kein Feind nistete in der Nähe. Nach der Landung brauchte man keine Leichen zu bergen. Nur ein toter Esel fand sich, der Material für den Unterstand am Ufer gebracht hatte.

Da nichts sich regte, wurde das Feuer allmählich immer sporadischer. Zwischen 3 und 6 Uhr waren 7000 Mann ausgeschifft mit allem Material und 10 Millionen Geschoßmunition. Besonders die zuerst ausgebooteten Leute der Fremdenlegion stellten die Inbesitznahme des Landplateaus und des Grates bis zum Kap Morro als einen Spaziergang dar. Kein Feind kam zu Gesicht. Überdies waren alle froh, der marternden Enge in den Prahmen und der stickig-heißen Luft entrinnen zu können. Von den Laufstegen sprang man mit Wonne ins Wasser und an Land.

Erst als die 2 km lange, 7 km breite Linie vom Kap Morro bis zur westlichen Grenze der Landbuckel zur Front hergerichtet war und von Leuten wimmelte, die unbehelligt aufrecht gingen, gab der „Verzweifelte vom Berge", wie der Rifmann spöttisch genannt wird, seine Visitenkarte ab.

Dicht neben dem Admiralsschiff, das keine 100 m von uns lag, sprühte mit einmal eine Wassergarbe auf. Der nächste Schuß saß im Heck. Dann Stille. Hier hatte es sein Bewenden. Dafür prasselten fast gleichzeitig fünf 7,5- und 15,5-cm-Granaten auf den Grat neben der Einsattelung und auf 2 Transportschiffe, alles Treffer, die 17 Tote und eine große Anzahl Verwundete zur Folge hatten. Nachdem man sich von dem Erstaunen erholt hatte, war auch die Begrüßung schon vorüber. Drüben schwieg alles; auch in der Folge. Nur vereinzelte Gewehrschüsse beunruhigten gelegentlich; vor allem aus der Westflanke.

Schlimmer erging es auf der Innenseite der Bucht dem französischen großen Kreuzer „Paris". Er lag 1 Seemeile vom Lande und überschüttete alle erreichbaren Objekte mit verschwenderischem Feuer. Im ganzen gingen 260 Granaten von 30,5 cm, 900 von 15,5 cm und 1000 von 7,5 cm aus seinen Rohren.

Mit ihm hatte die Verteidigung noch eine besondere Abrechnung, da er es sich bei der Einfahrt geleistet hatte, ein vollbesetztes Arabercafé nahe Ajdir zu bombardieren.

Gleich der erste und zweite Begrüßungsschuß erwischte die Kommandobrücke, wo der Kapitän, Degottes-Genon, sich eben zum Maschinenraum herunterbeugte. Er hatte das Glück, nur ungefährlich verwundet zu werden. Der folgende Treffer durchschlug mehrere Zwischenwände und krepierte im Kartenzimmer. Andere Schüsse rissen doppelte Stahlplatten der Panzerung auf und beschädigten wiederum die Kommandobrücke. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Die Geschütze wurden, wie man sagt, wieder in ihre Felsgalerie zurückgeschoben. Sie hatten Vergeltung geübt — ohne einen Fehlschuß. Der Kreuzer „Paris" begab sich alsbald zur Reparatur nach Melilla.

Beim Landungskorps hatte man sich derweil zur Verteidigung eingerichtet und Nachlese gehalten. An 40 Gefangene, die zu Arbeiten herangezogen waren, kamen aus ihren Verstecken. Die Bewachung war beim Bombardement geflüchtet. Außerdem wurden im ganzen 13 Rifleute, Beobachter, die der Umzingelung nicht entgehen konnten und keine Zeit hatten, in der Nacht zu fliehen, eingebracht. Die zerschossenen Verteidigungsnester bargen 5 Geschütze und 3 Maschinengewehre, die nie in Aktion getreten waren.

Mit dem Ergebnis dieses ersten Tages ließ man es sich vorderhand genügen.

Von der Einweihung des Ehrenmals für die im Weltkriege gefallenen Rennreiter auf der Rennbahn zu Karlshorst bei Berlin am 23. September: Während der Gedächtnisrede des Präsidenten des Vereins für Hindernisrennen Graf Westphalen (1). 2 Reichspräsident v. Hindenburg; 3 u. 4 Prinz Eitel Friedrich und Prinz Sigismund von Preußen. Im Oval: Das von dem Bildhauer Willibald Fritsch geschaffene Denkmal nach der Enthüllung.

Reichspräsident v. Hindenburg beim Ehrentrunk, der ihm von Dr. Jarres, dem Oberbürgermeister der Stadt Duisburg, auf der Rheinbrücke Ruhrort-Homberg überreicht wurde. **Rechts oben:** Fahrt des Reichspräsidenten durch die Straßen der Stadt Essen unter dem Jubel der Bevölkerung am 18. September.

Die große Befreiungsfeier im Stadion zu Düsseldorf am 19. September: Die Menschenmenge während der Feier im Stadion. — **Im Oval:** Der Reichspräsident auf der Tribüne beim Ausbringen des Hochs auf das deutsche Vaterland. Neben dem Reichspräsidenten rechts: Der Oberbürgermeister der Stadt Düsseldorf, Dr. Lehr.

Vom Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg im befreiten Gebiet.

Links: Von der 800-Jahrfeier der Stadt Neumünster (Holstein) vom 19. bis zum 25. September: Der Wagen der Stadt im Festzuge am 20. September. — Rechts: Der Bau der Drahtseilbahn auf die Zugspitze: Fahrt zweier Monteure auf der Hilfsbahn zur Talstation Obermoos. Im Hintergrund die Mieminger Berge.

Vom 1. Reichsbundestag des Reichsbundes vaterländischer Arbeitervereine in Halle a. S. am 19. und 20. September: Während der öffentlichen Tagung im Großen Saale des Stadtschützenhauses am 20. September.

Man wollte erst „den Fuß in den Steigbügel setzen", ehe man zu größerem Schlage ausholte. Selbst den Wassermangel nahm man dabei in den Kauf. Die auf 16000 Mann verstärkte Besatzung versah sich mit dem Nötigen aus den Blechtanks, die zur See herangebracht wurden.

Der Schachzug von Tetuan übte seine Wirkung aus. Die Mannschaft der Melilla-Flotte gelangte gar nicht erst zum Ausbooten, sondern setzte sich nach Ceuta in Bewegung, um die Positionen von Kudir Tehar zu entsetzen. Am Sonnabend, elf Tage später, führte die blutige Entlastungsarbeit zum Erfolg; 700 Rifleute deckten das Feld, darunter 200 allein von den Spaniern gezählte.

Derweil herrschte bei Kap Morro gewitterschwüle Stille. Man kennt die Meisterschaft des Feindes und ist gerüstet . . . Doch jedermann weiß, daß erst die Eröffnungszüge getan sind.

Bei meinem Besuch am zweiten und dritten Tage konnte ich fast sämtliche Stellungen besuchen. Die kahle Landestelle, die den tönenden Namen Playa de Cebadilla (Playa = Küste; cebada = Gerste) führt, bietet Deckung vor Gewehrfeuer. Etwas einwärts macht sich flankierendes Störungsfeuer von der überhöhenden Westküste vereinzelt bemerkbar. Am schmalen Westrand der Landbuckel hört man das pfeifende Einschlagen in die Brustwehre. Weit dahinter, am Felsgrat, taumeln zu hoch gehende Querschläger surrend umher. Nach vorn dagegen ist das Gelände auffallend ruhig, zum Vorgehen fast verlockend ruhig. Das nächste Ziel, die 600 m hohe Anhöhe, liegt gerade vor Augen. Sie wird unter allen Umständen, schon zum Schutze des Gewonnenen, genommen werden müssen. Es gäbe dort Wasser, und der Weg nach Ajdir wäre damit angebahnt, wenn auch — bei der beträchtlichen Entfernung — vorerst mehr als Drohung. Man hat auf beiden Seiten Vorsicht und Zurückhaltung gelernt. Im Busch ringsum können vermutungsweise höchstens 300 Mann stecken. Doch niemand weiß, was dahintersteht.

Die gesamte Situation ist noch ungeklärt. Heute, am 16. September, findet eine Besprechung von Riffführern statt, an der, wenn ich recht berichtet bin, auch ein hiesiger Vertrauensmann teilnimmt.

Hans Felix Wolff.

Links: Amerikanische Filmsensation: Trümmerwolken über dem Passagierdampfer „Corvallis", der eigens für eine Filmszene durch drei Explosionen in die Luft gesprengt wurde. Hierzu verwendete man 10 t Dynamit und 1000 Pfund Pulver. — Rechts: Im Kampfe gegen das Unkraut: Eine Lokomotive der kanadischen Eisenbahnen bei der Säuberung einer wenig befahrenen Gleisstrecke.

Transiederei in Hammerfest. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

Hammerfest auf der Westküste der Felseninsel Kvalö, die nördlichste Stadt Europas, ist der norwegische Mittelpunkt der an den Küsten von Spitzbergen und im Karischen Meer betriebenen Fischerei. Es besitzt große Transiedereien, die aus den Dorschlebern Lebertran herstellen. Für die Stadt ist charakteristisch der starke Geruch des Trans und der halbverfaulten Massen der Fischüberreste. Hammerfest ist die Stadt des „ewigen Tages" und der „ewigen Nacht". Vom 14. Mai bis zum 30. Juli macht die Mitternachtssonne die Nächte zum Tag, und vom 21. November bis zum 22. Januar sind die Tage nachtdunkel, so daß bei dem regen Erwerbsleben künstliche, elektrische Beleuchtung stattfinden muß.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(5. Fortsetzung.)

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück", sprach Avellanda nach einer Pause weiter, und er sagte dies nicht in dem leichten, heiteren Ton wie sonst. „Alles Gute wünsche ich Ihnen für Ihre Zukunft. Sie werden ganz gewiß glücklich sein — und werden glücklich machen."

Was er sagte, quälte sie und mischte etwas bitter Fremdes in das Genießen dieser Stunde.

Avellanda fragte weiter in dem gleichen stillen, fast demütigen Ton: „Sie lieben Ihren Verlobten?"

„Er ist nicht mein Verlobter!" gab sie zurück. Es klang trotzig.

„Verzeihen Sie!" bat er.

Sie wollte ihre Härte gutmachen und erklärte, daß sie allerdings noch nicht verlobt sei. Näheres sagte sie nicht, und als sie nun fortfuhr, über ihr Verhältnis zu Götz Oventrop zu sprechen, gab sie nur Andeutungen, nur ganz flüchtige Erklärungen; vieles, das meiste verschwieg sie, weil sie fürchtete, sie könne Avellanda wehe tun.

Nein, sie war noch nicht verlobt mit Götz Oventrup; versprochen, stillschweigend versprochen war sie ihm allerdings schon lange. Sie kannte ihn, solange sie denken konnte, und alles hatte sich dann eben so gefügt. Ihr Vater, der Herr Bürgermeister a. D. Ludwig Trees, hatte jahrzehntelang in einem kleinen pommerschen Nest gelebt und stets in engem Freundschaftsverhältnis zu Götzens Vater gestanden, der in der Nähe ein Gut besaß. Während der Sommerferien und auch sonst sehr oft war man dann bei den Oventrops zu Gaste gewesen. Als Kinder hatten sie viel miteinander gespielt und waren sich auch treu geblieben, als sie heranwuchsen. Und so war es denn gekommen, daß man ganz von selbst in die Überzeugung hinüberglitt, aus den beiden Kindern würde einmal ein Paar. Auch als Hellas Vater dann pensioniert wurde und sich aus Sparsamkeitsgründen in seine Heimat zurückzog, auf die Insel Rügen, wo er ein kleines Häuschen hatte, da war alles so geblieben, wie es von Anfang an gewesen war.

Götzens Vater starb, und einige Zeit blieb noch die Mutter bei ihrem Sohn. Sie war eine geborene Schottin und hatte sich wohl zeit ihres Lebens in Deutschland nicht sehr wohl gefühlt. Es war ihr gewesen, als sei sie entwurzelt, und wohl nur die Liebe zu ihrem Mann und die unverbrüchliche Gemeinschaft mit ihm hatten vermocht, ihr Heimweh ertragbar zu machen. Zu überwinden vermochten sie es nicht. Und als nun der alte Herr Oventrop zur Ruhe gegangen war, da blieb sie noch zwei Jahre auf Klein-Saaten, aber es wurde von Tag zu Tag deutlicher, daß sie sich jetzt, da auch für sie der Tod näher und näher kam, dorthin zurücksehnte, wo sie geboren war. Sie machte einen Besuch in Illismore — wenigstens sollte es nur ein Besuch sein — aber sie kam nicht mehr zurück; sie schrieb ihrem Sohn einen langen wehmütigen Brief, segnete ihn und erbat sich die Erlaubnis, dort ihren Abend zu verbringen, wo ihr einmal der Morgen aufgegangen war.

Sie blieb in ihren schottischen Bergen, an ihrem schottischen Meer. Aber auf Klein-Saaten fehlte nun die Frau, und Götz kam zu Hella und bat sie um das, was ihm ja eigentlich schon von Anfang an zugesprochen worden war: er bat um ihre Hand. Er brachte seine Werbung mit den ruhigen, gütig bedachtsamen und klaren Worten hervor, die ihm eigen waren. In seinem Hause fehle die Herrin, und er bäte Hella, die Herrin zu sein.

Sie sagte ja. Alles war ja so beschlossen, und sie war mit dem Gedanken, Götzens Frau zu werden, seit immer vertraut. Sie sagte ja, und es wurde verabredet, daß sie vor der endgültigen Verlobung noch einmal nach Illismore fahren solle, um sich von Götzens Mutter den Segen zu holen. Hella war sofort damit einverstanden, da sie selbst die alte Dame gern noch einmal sehen wollte. Götz hätte Hella gern begleitet, aber es ging beim besten Willen nicht, weil die Frühjahrsarbeiten ihn allzusehr in Anspruch nahmen, und weil ihm außerdem sein Verwalter bei Nacht und Nebel davongelaufen war.

So war sie also allein nach Illismore gefahren — — —

An all dies dachte Hella während dieser Nachmittagsstunde auf dem Dachgarten am Boulevard des Italiens, während sie hinwegsah über die große Stadt, über die der Sonnendunst flimmerte. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und spielte in den lockeren Strähnen ihres Haares.

Tausend Einzelheiten glitten an Hellas Geist vorüber, aber sie sprach von alledem nur wenig, und nur vorsichtig und scheu deutete sie die Zusammenhänge an. Daß sie bei ihrer Rückkehr Götzens Verlobte sein würde, sagte sie nicht. Avellanda schaute sie an, als bäte er sie, davon nicht zu sprechen. Sie empfand Mitleid mit ihm, ohne zu wissen, weshalb, und so blieb die ganze Wahrheit unausgesprochen; so lange schien die Wahrheit unwirklich zu bleiben, solange man über sie schwieg.

Die heitere Stimmung dieses Nachmittags drohte in schweigsame Nachdenklichkeit zu zerrinnen.

Avellanda hatte sich in seinen Korbsessel weit zurückgelehnt, rauchte eine Zigarette und sah an Hella vorbei zu der kleinen palmenumgebenen, steinernen Grotte, die man auf dem Dachgarten errichtet hatte.

„Darf ich Ihnen sagen," begann er plötzlich und sprach, ohne sie anzusehen, seine Worte in die Luft hinein, „daß ich in diesem Augenblick den Mann beneidet habe, der Sie einmal heimführen wird?"

Sie machte eine unwillige Kopfbewegung und wollte ihn unterbrechen.

„O bitte!" kam er ihr zuvor. „Fürchten Sie nicht, daß das, was ich eben sagen wollte, auf eine leere Schmeichelei für Sie hinauslaufen sollte. Ich wollte vielmehr sagen, daß ich jenen Mann ja nicht allein um das Glück beneide, Sie als Frau auf seinem Besitztum zu haben; mein Neid geht ja noch auf viel mehr."

Sie verstand ihn nicht. Es war ihr undenkbar, daß Flaghertie O'Wills irgend jemand beneiden könnte. Sein Leben war erfüllt von dem Kampf um sein Land. Zudem war er gewiß reich, besaß Geld in Hülle und Fülle, durchstreifte in ungebundener Freiheit die ganze weite Welt nach seinem Belieben. Warum sollte er einen pommerschen Junker beneiden, der friedfertig und still, sein Land bebauend, auf seiner ererbten Scholle saß?

„Sehen Sie," versuchte Avellanda sich zu erklären, „jener Mann hat auf dieser Welt ein Fleckchen Erde, wo sein eigenes Haus fest gegründet steht. Er hat ein Zuhause, einen Herd. Das gibt ihm Rückhalt. — Lächeln Sie? Oh, lächeln Sie nicht! Sollte nicht gerade Ihnen meine Sehnsucht — wer weiß, woher die mir eben kam? — verständlich sein?"

Hella sah ihn unsicher an, als habe er plötzlich ein anderes Gesicht bekommen, und er wiederholte: „Verstehen Sie das nicht?"

„Doch, aber es befremdet mich, dergleichen von Ihnen zu hören."

Er zuckte die Achseln.

„Vielleicht befremdet es mich selbst. Ich weiß es nicht." Er brach ab, kehrte aber sogleich wieder in seinen früheren Ton zurück: „Ich stelle mir vor, daß das Haus, in dem Sie einmal wohnen werden, in einer großen, weiten Ebene liegt. Äcker umgeben es, große Weiden und noch größere Wälder. Ja — dort wohnen Sie. Und wenn Sie von Ihrem Fenster hinwegsehen über Ihr Land, so müssen Sie das selige, ruhig machende Gefühl haben, daß hier Anfang und Ende, Leben und Tod, Werden und Vergehen, Wiege und Grab ist. Die Menschen, die vor Ihnen da waren, Sie selbst, auch Ihre Kinder — sie alle kommen und gehen; aber ihr Sinn bleibt bestehen: in diesem Land. Verstehen Sie mich? — Was wird von mir übrigbleiben und von meinesgleichen? Sie werden sehr glücklich sein. Deshalb beneide ich Sie, deshalb beneide ich jenen Mann."

Avellanda zerschnitt mit einer raschen Geste die Luft und war offenbar im höchsten Maße unwillig über sich selbst.

Hella wagte kein Wort, und es schien, als seien seine Worte von ihr ganz und gar überhört worden. Aber plötzlich reichte sie ihm die Hand, errötete und sah ihm tief in die Augen.

Dann befreite sie sich wieder und sah beschämt drein, als habe sie etwas Unverantwortliches getan. Erst nach einer Weile trafen sich ihre Blicke wieder, und in ihrem stand: Noch zwei Tage!

Und sein Blick antwortete: Noch zwei Tage — dann niemals mehr!

V.

Kurz nach zehn Uhr am Abend, als Hella sich schon in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, verließ Avellanda das Hotel. Er schlenderte, als wolle er noch den schönen Abend genießen, die Straße hinunter bis zur Place de la Madeleine und nahm sich dort ein Auto, das ihn nach Batignolles hinausfuhr.

Es war eine langsame Fahrt, die Straßen waren vollgestopft mit unendlichen Reihen von allen möglichen Fahrzeugen. Mehr als einmal trieb Avellanda den Führer zur Eile an, und er atmete auf, als sein Wagen endlich in die etwas stilleren Straßen von Batignolles einbog.

Auf einem kleinen runden Platz, der nur spärlich erleuchtet war, stieg Avellanda aus und bezahlte.

Ob er warten solle? fragte der Kutscher.

Nein, es sei nicht nötig.

Avellanda blieb stehen, bis der Wagen verschwunden war, dann ging er gemächlich die Rue de Vauglise hinauf nach Montmartre zu. Die Straße mit ihren hohen grauen Mietkasernen und den spärlichen Laternen war wie ein tiefer, dunkler Schacht. Eine Gruppe betrunkener Soldaten torkelte an ihm vorbei und rief ihm derbe Scherzworte zu. Seine gute Kleidung fiel auf, und er beschleunigte seine Schritte. Zwei Frauen waren ihm einige Häuser weit gefolgt, und als er sich nicht nach ihnen umwandte, blieben sie stehen und gingen dann langsam ihren Weg zurück.

Nach kurzer Wanderung war Avellanda am Ziel. Er stand vor einem alten zweistöckigen Haus, in dem sich im Erdgeschoß eine Kneipe

Kartoffelernte.

Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher.

Ruine Rechberg in der Schwäbischen Alp bei Göppingen (Württemberg).

Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher.

befand. Die Tür stand offen, aber man hörte kein Gejohle, keinen Lärm, kein Gesinge.

Avellanda mußte lächeln. Vater Bobigny hält Ordnung! dachte er und wollte schon die Kneipe betreten, als er sich eines Besseren besann. Durch den dunklen Torweg gelangte er ins Haus.

Obwohl er seit mehr als zwei Jahren nicht mehr den Fuß hierhergesetzt hatte, kannte er doch noch jeden Schritt, den er zu tun hatte. Er fand auch sofort den Klingelzug, der neben dieser zweiten Eingangstür zu der Kneipe befestigt war, und die noch immer den gleichen schrillen Klang hatte wie ehedem. Er läutete auf besondere Art.

Einige Zeit verging, bevor ihm geöffnet wurde. Im Türspalt wurde das verhutzelte Morchelgesicht eines alten, zerknitterten Frauchens sichtbar, und zwei mißtrauische Augen sahen auf Avellanda. Eine krähende Stimme fragte nach seinem Begehr.

Avellanda gab keine Antwort, sondern schob die Frau einfach beiseite und ging durch den Flur, der von der Kneipe her nur ungewiß erhellt wurde, zu einer Tür, an die er pochte. Aber er pochte vergeblich. Die Alte erboste sich gewaltig über sein selbstherrliches Benehmen.

„Was wünschen Sie denn überhaupt, mein Herr?" kreischte sie hinter ihm her. „Was wollen Sie hier? Zum Teufel! Ich kenne Sie nicht! Wollen Sie Herrn Bobigny sprechen? Er hat keine Zeit. Er bedient seine Gäste."

„Rufen Sie ihn!"

„Ihr Name?"

Avellanda zögerte. Es war nicht nötig, daß hier jemand seinen Namen erfuhr, und er nannte seinen Spitznamen, unter dem man ihn in Paris vor zwei Jahren in eingeweihten Kreisen sehr gut gekannt hatte.

„Sagen Sie Herrn Bobigny, Monsieur Le Châtaigne wünsche ihn zu sprechen."

Diese Worte bewirkten wenigstens, daß Avellanda in der kleinen Stube, an deren Tür er gepocht hatte, Platz nehmen durfte.

Er befand sich in einem Raum, der mit allen möglichen Geschmacklosigkeiten der letzten fünfzig Jahre aufs allerreichste ausgestattet war. Das windschiefe Sofa, das an der einen Wand stand, hatte er noch recht gut in der Erinnerung. Darauf hatte er einmal mehr als vierzehn Tage lang gelegen, als ihm in Vater Bobignys Diensten das Unglück zugestoßen war, sich bei einem Rettungssprung durch das Fenster böse zu verletzen. Avellanda erinnerte sich dieses Erlebnisses, das ihm beinahe die Freiheit gekostet hatte, mit einiger Beklemmung, aber er hatte nicht lange Zeit, sich diesen Erinnerungen hinzugeben.

Vater Bobigny kam. Er schob seinen wohlgerundeten Bauch zur Tür hinein, stützte die Fäuste in die breiten Hüften und sperrte Mund und Nase auf.

Heda! Avellanda war wieder einmal in Paris! Und er besuchte Vater Bobigny! Er hatte Vater Bobigny nicht vergessen! Das durfte man doch wohl Anhänglichkeit nennen!

Er zeigte sich sehr gerührt. Die schwarze Troddel seines buntbestickten Käppchens wedelte hin und her wie ein Seidenschwänzchen.

Vater Bobigny war sowohl äußerlich als auch innerlich ein etwas befremdendes Abbild eines Menschen. Was sein Äußeres anlangte, so wirkte es erheiternd, und um so erheiternder, je länger man es betrachtete. Sein Gesicht war vollkommen in die Breite gegangen; es hatte kaum eine Stirn, aber sehr große Ohren. Der Schädel war kahl und blank, rosig überhaucht, mit ein paar kurzen weißen Borsten darauf. Der Kopf saß Vater Bobigny unmittelbar zwischen den Schultern; von einem Halse konnte man nichts bemerken. Er rasselte und schnaufte, wenn er sich nur irgendwie bewegte, so feist und fett war er.

Nach den Begrüßungsworten, die Avellanda zu hören bekommen hatte, wäre anzunehmen gewesen, daß Vater Bobigny sich vor Entzücken über diesen unerwarteten Besuch kaum zu helfen wußte. Dem war aber nicht so, und es erwies sich bei dieser Gelegenheit, wie befremdlich Vater Bobignys innerer Mensch beschaffen war.

Als er nämlich hörte, daß es Avellanda zur Zeit in geldlicher Hinsicht nicht sonderlich gut ginge, wurde sein Benehmen gegen seinen unvermuteten Gast bedeutend kühler, und man sah förmlich, wie er sich hinter eisiger Zurückhaltung verschanzte. Er witterte Zumutungen und Belästigungen. Auf das Vergangene gab er nichts.

Avellanda trank einen Schluck Wein, den Vater Bobigny ihm leutselig gespendet hatte, und allmählich kam er, nach einigem Hinundherreden, über alte Bekannte und alte Erlebnisse auf den Zweck seines Besuches: Ob es nicht irgend etwas für ihn zu tun gäbe, irgendeine Sache, zu der ein verwegener Kerl und ein bißchen Tollkühnheit nötig wären.

Vater Bobigny zog den breiten Mund noch breiter und schob die blaurote Unterlippe weit vor.

„Zu tun? Ob es was zu tun gibt? Bin ich etwa Arbeitsvermittler geworden? Mußt ein Haus weitergehen, mein Junge, wenn du so etwas suchst."

Er schüttelte mißbilligend das Haupt, und die Backentaschen schwappten.

Avellandas Stirn lag in Falten, und in kühlerem Tone sagte er: „Ihr wißt, was ich meine, Vater Bobigny. Ich will Euch nicht zur Last fallen; ich habe nur gedacht, daß ich Euch vielleicht einen Gefallen erweisen könnte — ähnlich wie vor zwei Jahren."

„Hm", brummte der Alte und schwieg dann still, als müsse er sich diesen Vorschlag gehörig überlegen. „Na ja — ich verstehe ja schon —"

„Wenn Ihr nichts habt, wenn Ihr Euch inzwischen zur Ruhe gesetzt habt, so betrachtet meine Bitte als erledigt und entschuldigt die Störung!"

Avellanda wollte aufstehen, aber Vater Bobigny fuchtelte mit den Händen in der Luft umher und zwang ihn, sich wieder zu setzen. Er wurde um vieles liebenswürdiger.

„Warte mal! Warte doch nur! Nicht so hitzig! — Willst einen Schnaps, mein Junge?"

„Nein, danke!"

„Hast immer wenig getrunken, und das ist recht so! Die anderen — — na ja, du verstehst! — Also, was du vorhin da gesagt hast — vielleicht habe ich doch etwas für dich. Es fiel mir gerade eben so ein. Aber ein bißchen Fixigkeit gehört dazu, mein Junge. Du mußt deine Beine gebrauchen können. Einmal sprach ich schon darüber mit Lavermaux, vorgestern noch, und er will sich's überlegen. Aber der Lump kneift, ganz bestimmt drückt er sich. Er ist überhaupt zu nichts mehr zu gebrauchen. Der Schnaps! Der Schnaps macht das, mein Junge! — Also, willst du's versuchen?"

„Was springt dabei heraus?"

„Mußt du denn gleich an den Mammon denken?" fragte der Alte mit mühsamer Lustigkeit zurück.

„Was springt dabei heraus?" wiederholte Avellanda hartnäckig.

Vater Bobigny setzte seinen ganzen Oberkörper in leichtschwankende Bewegungen, kratzte sich hinter den Ohren und wollte sich offenbar um eine klare Antwort herumdrücken.

Avellandas Blick verbat sich das, und schließlich antwortete der Alte: „Nu — zwanzigtausend Franken, vielleicht fünfundzwanzigtausend. Wollen erst mal sehen."

Über solche Summe ließ sich reden, und Avellanda begehrte zu wissen, worum es sich handelte.

Das war schnell mit ein paar Worten gesagt. In der Rue de Crisolles befand sich ein sehr altes, sehr berühmtes und sehr reiches Juweliergeschäft.

Avellanda glaubte sich zu entsinnen, daß es ihm einmal aufgefallen sei.

Nun gut, in einem der Schaufenster dieses Juweliergeschäftes lag ein Schmuck. Der war so kostbar, war etwas so ganz Besonderes, daß sogar die Zeitungen darüber geschrieben hatten. Ob Avellanda davon gelesen habe?

Nein, das allerdings nicht.

Jedenfalls sei der Schmuck fabelhaft kostbar: ein Stirnband, Platin mit Perlen und Brillanten, auch mit ein paar Smaragden, außerdem eine Halskette aus Perlen. Diese Kostbarkeiten lägen Tag für Tag in dem Schaufenster, schon eine ganze Woche lang und warteten förmlich darauf, entführt zu werden. Nebenbei bemerkt sei dieser Schmuck das Hochzeitsgeschenk eines märchenhaft reichen Amerikaners für seine Schwiegertochter, eine Herzogin von Montfaucon.

So weit war Vater Bobigny gekommen, da fragte Avellanda ganz beiläufig und freundlich: „Vorhin spracht Ihr von fünfundzwanzigtausend Franken?"

Vater Bobigny huschte über diese Frage hinweg.

Nun, darüber ließe sich ja reden, er sei doch kein Unmensch und wisse, daß saubere Arbeit gut bezahlt werden müsse. Also, der Schmuck liege im Schaufenster. Nachts würde er stets und ständig herausgenommen und sicherlich so gut verwahrt, daß man ganz bestimmt nicht an ihn herangelangen könne, mit keinem Sauerstoffgebläse, mit keinem Knabber; allerhöchstens mit einem Kilo Dynamit.

Vater Bobigny grinste, und Avellanda erkundigte sich ruhig: „Also am hellichten Tage?"

„Hast's erfaßt, mein Junge. Am hellichten Tage!"

Avellanda dachte eine Weile nach und fragte dann: „Liegt die Straße ruhig?"

Ja, das konnte man wohl sagen. Es fuhr keine Straßenbahn, kein Omnibus; man hatte nur mit den üblichen Autos und den Fußgängern zu rechnen.

„So!" machte Avellanda. Dann ließ er eine Pause eintreten, trommelte mit gespreizten Fingern auf seinem Knie und erklärte plötzlich: „Ich tu's!"

Vater Bobigny strahlte.

„Wann?"

„Morgen!"

„Ausgezeichnet! Und wie stellst du dir die Sache vor?"

Avellanda ließ sich eine ganz genaue Beschreibung von der Lage des Geschäfts geben, ließ sich einen Plan entwerfen von der Rue de Crisolles und den angrenzenden Straßen, die für eine Flucht in Frage kamen, und war schließlich so weit im Bilde, daß er mit seinem Auftraggeber die Einzelheiten des Angriffs besprechen konnte.

Vater Bobigny verriet eine umfassende Kenntnis in solchen Dingen. Es stellte sich heraus, daß man ohne Helfer nicht gut auskommen würde, und der Alte machte sich anheischig, diese Helfer sofort zu beschaffen. Er verfügte über die besten Verbindungen. Gegen Mitternacht waren zwei junge Leute zur Stelle, verwegene aufgeweckte Burschen, [illegible] sofort ganz und gar bei der Sache waren und auf Avellanda einen [illegible]erläßlichen Eindruck machten. Vater Bobigny lobte sie sehr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Umsturz in der Mode

(Siehe den Beitrag auf Seite 534)

Oben links:

Schwarzes Kleid mit Glockenvolants und weißen Effekten. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Oben rechts:

Kleid aus schwarzem Satinkrepp mit brauner Satinkrepp-Garnierung und Glocken.

Mitte:

Kleid aus braunem gemusterten Crêpe de Chine mit Spitzengarnierung und Volantüberwurf. Dazu Filztoque mit Flechtarbeit. Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).

Unten links:

Glockenmantel aus grünem Smyrnakascha mit reichem Luchsbesatz. Dazu grüner Filzhut mit Velourskrempe. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).

Unten rechts:

In Glocken ausfallendes Silberspitzenkleid. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Aufnahmen von Zimble, Wien, durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Zum 100jährigen Geburtstag „Ohm Krügers“, des letzten Präſidenten der ehemaligen Transvaalrepublik: Links: Friedensunterhandlungen zwiſchen Engländern und Buren in Laingsnek am 2. März 1881. (Seitentafel am Krügerdenkmal in Pretoria.) — Mitte: Präſident Krüger vor ſeinem Hauſe in Pretoria. — Rechts: Krügers Anſprache in Peerdekraal. (Seitentafel am Krügerdenkmal.)

Vom Schafhirten zum Staatspräſidenten.

Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages Paul Krügers am 10. Oktober.

Das ehemalige Land der Buren ſteht heute im Zeichen der nationalen Wiedergeburt. Der neue Geiſt der Jugend huldigt dem alten Geiſt ſeiner Väter, ſeiner heldenhaften, unvergeßlichen Vorfahren. Aus dieſem Sinne heraus wird das monumentale Krügerdenkmal, das von den Engländern aus der Stadt Pretoria entfernt worden war, am 10. Oktober, dem 100. Geburtstag Ohm Krügers, auf dem freien Platz vor dem Hauptbahnhof dieſer Stadt wiedererrichtet werden. Stephanus Johannes Paulus Krüger, gewöhnlich Paul Krüger oder Ohm Paul genannt, wurde am 10. Oktober 1825 auf der Farm Vaalbank im Colesberg-Diſtrikt als drittes Kind ſeiner Eltern geboren. Sein Stammbaum geht auf einen im Jahre 1713 nach Kapſtadt eingewanderten Deutſchen zurück. Krügers Jugend war hart. Als Schafhirt wuchs er frei in der Natur auf ohne jede Schule. So lernte er im elterlichen Hauſe nur Bibelleſen und Pſalmenſingen. Bereits in den früheſten Jahren beteiligte er ſich an den verſchiedenen Feldzügen ſeiner Landsleute. Hierbei ſtieg er raſch von einer militäriſchen Rangſtufe zur anderen. Während des Bürgerkrieges 1861—1864 wurde er zum Generalkommandanten der Südafrikaniſchen Republik ernannt. Im Jahre 1883 wurde er im Alter von 57 Jahren zum Präſidenten ſeines Landes gewählt.

Was Waſhington und Lincoln für die Vereinigten Staaten Amerikas geweſen ſind, das war Krüger für Transvaal. Bekannt iſt ſein außerordentlich ſcharfer Blick, den er in der Wahl ſeiner Ratgeber bewies, wie auch ſeine außergewöhnlich diplomatiſche Veranlagung. Krüger, der vom Schafhirten zum Staatspäſidenten aufgeſtiegen war, wurde viermal zum Präſidenten gewählt. Im Jahre 1900 zwangen ihn, den 75jährigen, die Kriegsereigniſſe, ſein geliebtes Vaterland zu verlaſſen, um in Europa zu ſehen, was vielleicht für das Land und Volk noch zu erreichen wäre. Die auf dieſe Sendung Krügers geſetzten Hoffnungen erfüllten ſich leider nicht. Im Dezember 1901 ließ Krüger ſich in dem holländiſchen Dörfchen Hilverſum nieder, und am 14. Juli 1904 ſchloß er ſeine müden Augen in Clarence am Genfer See. Seine Leiche wurde zunächſt nach Den Haag, dann nach Kapſtadt übergeführt, von wo ſie ſchließlich unter unzähliger Beteiligung des Volkes nach Pretoria gebracht und zur letzten Ruhe beigeſetzt wurde.

Links: Klepperboote im Treibeis der Magdalenenbucht. — Oben: Auf der Durchquerung des Inlandeiſes. — Rechts: Mit dem Schlitten über das Inlandeis.

Die deutſche Spitzbergen-Expediton 1925.

Auf dieſer Expedition, deren Rückkehr am 5. September wir in Nr. 4201 gewürdigt haben, wurden wertvolle Kenntniſſe über Land- und Küſtenverhältniſſe Nordweſt-Spitzbergens gewonnen. Einen ſehr großen Erfolg bildete der einwandfreie Nachweis, daß die Vereiſung in Spitzbergen zurückgeht. Die mitgeführten zwei Klepperboote leiſteten der Expedition infolge ihrer Wendigkeit, leichten Transportfähigkeit und großen Stabilität wertvolle Dienſte.

Zerschneiden des aufgeholten Kabels zur Ausführung einer Reparatur. — **Rechts oben:** Eine Tiefsee-Lotmaschine, die zur Ermittelung der Tiefenlage des Kabels dient. — **Rechts Mitte:** Anzünden der Lampen an einer Kabel-Boje, die bei Nacht den Standort der Boje anzeigen.

Links: Eine der Kabel-Bojen, die im Meere verankert werden, um die Lage des ausgelegten Kabels zu kennzeichnen. — **Rechts:** Ausbesserung eines beschädigten Kabels an Deck des Kabeldampfers.

Mit dem Kabeldampfer auf hoher See.

Durch Verwendung der Guttapercha zur Isolation von Kupferdrähten gelang es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Deutschen Werner Siemens, ein wirklich widerstandsfähiges Seekabel zu schaffen. Seitdem ist eine große Zahl von transatlantischen Kabellinien entstanden, die zur telegraphischen Verbindung von durch Ozeane getrennten Gebieten dienen. Das Auslegen der Kabel geschieht von einem Kabeldampfer aus mittels einer Kabel-Auslegmaschine. Da spätere Reparaturen mit gewaltigen Unkosten verbunden sind, wird das Auslegen unter beständiger Kontrolle des mit peinlicher Sorgfalt hergestellten Kabels ausgeführt; auch gehen dem eigentlichen Verlegen des Kabels Lotungsexpeditionen voraus, die über die Verhältnisse auf dem Meeresboden der geplanten Strecke Aufschluß geben. — Die Abbildungen nach Aufnahmen der Eastern Telegraph Co. entstammen einem Film, der an Bord eines Kabeldampfers gedreht wurde und die Arbeit des Kabellegens veranschaulichen soll.

TÄNZER

NOVELLE VON HANS GUSTAV WAGNER

(1. Fortsetzung.)

Etwas in Bob reißt, zerrt, will sich aufbäumen. Ja, was gibt ihr das Recht zu diesem Ton! Nur weil er — ? Aber doch, er hat es nicht anders verdient. Warum läßt er sich so überraschen. Hat er Großmut erwartet? Ein Nicht-Sehen. Ein Drüber-Hinsehen? Von einer Frau, die es gar nicht anders kennt, als jede kleinste Schwäche des anderen auszunutzen, um sich über ihn zu stellen. Recht geschieht es ihm! Er könnte sich selbst ins Gesicht schlagen! — —

Sie gehen den Weg durch die Promenade. Zauberhaft leicht tanzen ein paar verspätete Schneeflocken vor ihnen her. Alles ringsum ist graziöses Spiel und klingende Freude. Bob sieht von der Seite Zaras schnittiges, von Lebensbegierde leuchtendes Gesicht, die feinen, gestrafften Nüstern, die in vollen Zügen die köstlich junge Luft einatmen. Und in dem Wunsche, irgendwie über die ihm noch immer peinliche Schlafrockbegegnung hinwegzukommen, fragt er — doch mit einem ungelenken Ernst, der in keinem Verhältnis zu den harmlosen Worten steht: „Wollen wir heute mittag nicht einmal wieder zusammen essen?"

„Nein, ich bin eingeladen."

Bob lacht auf. Und fühlt selbst, wie falsch und gezwungen dieses Lachen klingt: „Warum soll ich dich nicht auch einmal einladen können!"

Zara sieht nur flüchtig nach ihm hin. Mit lässiger Bestimmtheit sagt sie: „Ich finde, Bob, du könntest bald wieder vernünftig werden!"

*

Sie proben an diesem Morgen in der Hauptsache eine neue Phase des Apachentanzes durch, und da Zara erklärt, das zur rechten Stimmung nötig zu haben, im Kostüm.

Es geht gut, ja, es klappt sogar ausgezeichnet, weit besser jedenfalls, als sie es nach diesem Morgen erwartet hatte. Bob sprüht von neuen Einfällen, wird sichtlich von der peitschenden Melodie des Tanzes mitgerissen, steht ganz in seiner Rolle. Es ist ein Vergnügen, mit ihm zu arbeiten. Zara gesteht sich im stillen, daß er doch ein Kerl ist, der, wenn er sich nur zusammennimmt, in seiner Sache etwas kann, und sie ist schon so weit, die reichlichen Albernheiten, die er sich in der letzten Zeit geleistet, wieder vergessen zu haben.

Da, am Schlusse der Probe, geschieht etwas Zusammenhangloses und auch für sie zunächst gänzlich Verwirrendes. Bob hat, wie vorgesehen, seine Partnerin in einem tollen Furioso herumgewirbelt, zerrt die absichtlich Strauchelnde zu sich hoch, nimmt sie auf den Arm und tanzt so, in einem immer rasender werdenden, schlechtweg grandiosen Tempo, das Finale.

Aber anstatt sie nun, da die Musik mit einem schrillen Diskant abbricht, heruntergleiten zu lassen, hält er sie einen Augenblick hindurch noch im Arm, starrt ihr mit geweiteten Augen ins Gesicht, ganz so, als erwache er plötzlich in jähem Erschrecken, schleudert die leichte Gestalt mit voller Kraft von sich und läuft — nein, stürzt — es läßt sich kein anderer Ausdruck dafür finden — wie ein Besessener davon. Zaras trainierter, katzenhaftiger Geschwindigkeit allein ist es zuzuschreiben, daß dieser programmlos gewaltsame Abschluß nicht mit verstauchten Gliedern endet. Und ohne Zimperlichkeit an allerhand Überraschungen bei ihm gewöhnt, wäre sie sich nicht einmal ganz klar darüber, ob es sich nicht doch um einen seiner beliebten Einfälle handele, wenn nicht sein närrisches Davonlaufen etwas sehr viel Törichteres vermuten ließe.

Bob sitzt in seinem Hotelzimmer, den Kopf zwischen den Fäusten und gibt sich — vielleicht zum ersten Male im Leben — über ein Gefühl, über einen Zustand, über etwas, das nicht nur äußerlich ihn angeht, schonungslos Rechenschaft.

Denn es steht so um ihn: in dem Augenblick heute früh, als er Zara, sich dessen bewußt werdend, in den Armen hielt, ist die blitzhafte Erkenntnis in ihn hineingefahren. Er weiß nun, weiß es mit der Sicherheit unkomplizierter Instinktwesen, daß er dicht vor einem Abgrund steht, und zwar mitten auf dem Wege, der bisher so sicher schien, daß jeder Gedanke an Gefahr absurd gewesen. Das Unerklärliche, Furchtbare daran ist nur, wie es möglich war, durch was es überhaupt gekommen, daß ein solch wahnsinniger Höllenspuk, ein derartiger Hexensabbat des Blutes, ein so unerhörter Wirbelsturm aller Sinne ihn überfallen konnte. Denn er hat keineswegs das noch nahezu bürgerhafte Gefühl dafür verloren, wie würdelos, mehr noch, wie lächerlich es ist nach diesen Jahren, die bei allem Nichtbeachten und noch so gleichgültigen Außer-Spiel-Lassen nicht übersehen ließen, was nicht zu übersehen war. Und nun, nachdem er drei Jahre lang, innerlich gänzlich unbeteiligt und von keinem Gefühl berührt, neben ihr hergegangen ist — ja, gerade herausgesagt, wer ist dieses Weib, wenn es darum geht, etwas anderes darin zu sehen als eine Berufskollegin? Eine Frau, die es, freilich mit Haltung und höchstem Raffinement, fertigbringt, jeden Monat eine ganze Narrenherde zu nasführen und auszuplündern! Damals, im Anfang, das wäre zu verstehen; es wäre im Grunde selbstverständlich und jedenfalls eine Sache ohne Bedeutung gewesen. Aber das ist vorbei und liegt längst — mag sein, durch seine Schuld — als einmal versäumt hinter ihnen. Und nun, grundlos, ohne jede irgendwie greifbare äußere Veranlassung — es sei denn, daß man sinnloserweise dieses verfluchte, aufreizende Apachenmädelkostüm dafür nehmen will — du lieber Himmel, sie hatte im Spiel der Jahre Kostüme, die nicht weniger danach angetan gewesen wären, wenn er sich auch an keines erinnert, das sie so gänzlich verändert und fremdartig hätte erscheinen lassen — doch wozu Gründe, was sind hier noch Gründe! Ein Brand, ein fressender Brand ward ihm von einem Dämon zugeschleudert; er fühlt, daß er machtlos dagegen, daß er schon so weit ist — nun kann er es sich ja eingestehen! — daß er ihre Schritte belauert, daß ihn der rote Haß erstickt, wenn er diese kahlköpfigen Börsenjobber, oder was sie sonst sein mögen, vorn in ihren Logen sitzen sieht — ja, alles, alles endlich zugegeben — aber es ist so auflösend, so jede Selbstachtung und eigene Lebensform untergrabend, daß ihm der Boden unter den Füßen zusammenbricht.

Und mit der blinden Verranntheit alles Animalischen, in einem letzten Versuch der Abwehr sagt er sich vor — doch es wird sofort zur fixen Idee: Man müßte sie nur einmal zur Geliebten haben, dann ist der Spuk vorbei! Vielleicht ist es nur natürlich: immer in dieser unmittelbaren Berührung mit einem an sich erregenden Weibe — da muß ja einmal der Funke ins Blut springen. Je später, um so schlimmer! Ein Phantasiewahn ist's, der nur durch nackte, platte Wirklichkeit hinweggefegt werden kann. Denn wahrhaftig, er ist kein schmachtender Ritter, dem das Bild seiner Dame schon Seligkeit bedeutet! — —

Der Abend ist ein voller Erfolg. Immer wieder fordert der Applaus zu einer Dreingabe auf, bis der Vorhang endgültig fällt.

Noch klappt draußen im Saal von ein paar Unentwegten vereinzeltes Beifallklatschen nach. Die Kapelle setzt wieder ein. Spielt etwas Dunkles, Weiches, Gleitendes — eine Melodie von tropischer Schwüle.

Bob geht neben Zara zu den Garderoben. Seit der Probe haben sie sich kaum, nur mit einigen beruflichen Worten gesprochen. Zara zieht es vor, die Sache von heute früh in nichts zu erwähnen.

Jetzt sagt sie mit einer hinwerfenden Stimme, die sie sich seit kurzem angewöhnt: „Ich fahre nach Hause — und du?"

Bob bleibt überrascht stehen. „Wieso nach Hause? Heute doch nicht gerade! Warum denn? Benefiz feiert man doch! Das wäre ja das erstemal, daß wir uns so drücken."

Zara gibt sich nicht die geringste Mühe zu einer Erklärung. Zuckt nur die Achsel: „Ich habe keine Lust. Kannst ja sagen — sag', was du willst. Ich mag heute nicht mehr. Ist ja auch nichts Bestimmtes festgesetzt. Morgen oder sonst wann — immer noch Zeit dafür."

Bob sieht an ihr vorbei. Unsicher, wehrlos, durch das Bewußtsein der eigenen Schwäche aus dem Sattel gehoben. Es ist ihm, als würde diese einfache, nur mit einer Laune begründete Weigerung in der Tat alle bisher zwischen ihnen geltenden Normen und stillschweigend festgelegten Gesetze für heute und immer über den Haufen werfen.

Aber nein! Noch ist es nicht ganz so weit! Mit einem raschen Entschluß sagt er: „Gut, ich fahre mit! Auch nach Hause. Habe selbst keine übermäßige Lust mehr."

Zara lächelt. „Wie du willst. So spare ich den Wagen. Warte unten auf mich." — —

Wieder steht Bob vor dem Spiegel in seiner Kabine. Den Mantel schon übergeworfen, den Zylinder auf dem Kopf. Die tiefen Schatten unter den Augen geben dem hübschen, noch nicht durchgereiften Jungengesicht einen Stich ins Interessante. Er verzieht den Mund. Wahrhaftig, mit ihren Kavalieren kann er es immer noch aufnehmen!

Aber als ob es ihr darauf ankäme! schreit er sich mit stummen Lippen zu. Haß gegen sich selbst packt ihn an. Warum wehrt er sich nicht? Warum läßt er sich willenlos schleifen! Ein Schritt nur, und der ganze Wahn . . .

Es klopft gegen die Tür.

Bob fährt zusammen. Bis in die Lippen blaß. „Ja, gleich, bin fertig!" ruft er. Seine Stimme ist wie durchgebrochen. Mit höhnend verzerrtem Mund grüßt er im Spiegel sein Bild.

„Also dann vorwärts, du Narr!"

*

Sie fahren durch die noch grellen nächtlichen Straßen. Der alte Jahrmarkt. Die immer gleiche, gierige Schau. Das flitterbunte Karussell im ewigen Kreise. Bob starrt durch die Scheiben. Bei Gott, von ihrer Art gibt's genug! denkt er in zäher, ringender Erbitterung. Und fühlt doch, wie nicht-vorhanden, wie unglaublich gleichgültig ihm jetzt alle, alle die anderen sind. Vielleicht wartet die kleine Frau Konsul de Vries heute abend noch auf ihn. Aber geht das ihn überhaupt noch etwas an! Es würde ihn Mühe kosten, sich jetzt auch nur ihr Gesicht vorzustellen. Fortgewischt ist sie. Er sieht nur immer — mit offenen und geschlossenen Lidern: Zara. Zara in ihrem roten, frechen Pariser

Tänzerpaar.

Nach einer farbigen Zeichnung von Konrad Meindl.

Gassenmädelkostüm; ihr raffiniertes Gesicht, voller Beherrschung und Spott und unerhörter Lockung, die kalten, wissenden Komödiantenaugen, die jeder Empfindung Meister sind.

Bob gibt sich einen Ruck. Nur, um dieses drückende Schweigen zu durchbrechen, sagt er: „In acht Tagen sind wir in Nizza."

Zara lächelt in irgendeiner Erinnerung. „Es ist lange her, daß wir dort waren. Damals fingen wir gerade an."

„Ja — aber mit Genf hätten wir diesmal besser abgeschlossen!"

„Besser — ein paar Franken Gage mehr! Genf ist ein Spießernest. In Nizza ist Saison!"

„Das ist dir freilich wichtiger!" Ohnmächtige Erbitterung staut sich in ihm. „Mir kommt's schon auf die Gage an!" Es klingt, als werfe er ihr eine tödliche Beleidigung ins Gesicht.

Sie zuckt die Achsel. Schweigt. Sie spricht nicht über erledigte Dinge.

*

Vor ihrem Zimmer reicht sie ihm die Hand.

„Also, gute Nacht. Schlaf dich mal ordentlich aus. Ich glaube, du hast es nötig."

Bob lacht auf. „Wie besorgt du jetzt immer um meine Nachtruhe bist! Aber eine Zigarette könnte ich wohl noch bei dir rauchen. Das werde ich doch noch dürfen an einem Benefizabend!" setzt er schroff hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Wenn es dir Spaß macht — bitte!"

Er hilft ihr aus dem Pelz. Wirft Mantel und Zylinder auf einen Stuhl. Sie tritt vor den Spiegel und zupft sich gewohnheitsgemäß das Haar zurecht.

Bob steht hinter ihr.

„Na, so setz' dich doch!" sagt sie ungeduldig.

Aber da hat Bob sie schon an sich gerissen. In voller Klarheit denkt er noch: Welche Dummheit — welche nicht mehr gutzumachende Dummheit! Dann bricht die ungeheure Wut dieser Leidenschaft über ihm zusammen.

Er gräbt seine Zähne in ihre Lippen, zerrt an ihrem Kleid. Seine verdorrte Kehle hat keinen anderen Laut als ein stöhnendes: Du — du — du!!

Ein paar lauernde Sekunden lang hält sie unbeweglich still. Bis er Atem holt. Da schlüpft sie ihm, wie eine Schlange, unter den Armen weg. Ist mit einem Sprung an der Tür.

Er steht noch reglos. Ins Leere geworfen.

„Nun?!" fragt sie mit peitschendem Hohn. Und in blitzender Drohung: „Keinen Schritt zu mir!"

Aber Bob bricht vornüber. Wie gefällt. Er liegt vor ihr. Stammelnde, jagende Worte wirbeln zu ihr auf.

„Zara — ich kann nicht mehr. Es macht mich verrückt! Ich will ja — verlang', was du willst von mir. Alles — alles, Zara, was du willst! Ich werde ja verrückt, Zara!"

Sie geht an ihm vorbei. Lehnt an dem Tisch. Zündet sich eine Zigarette an.

Bob ist ihr einen Schritt auf den Knien nachgerutscht. Hockt reglos. Langsam, in taumelnder Schwere richtet er sich auf. Steht endlich. Er hält sich am Kamin. Kantiges Eisen schneidet in seine Hand.

Zara spricht über ihn hinweg. „Noch einmal so, Bob — und zwischen uns ist es aus. Du weißt, daß ich dich nicht mehr brauche."

„Zara!"

„Was willst du denn jetzt noch von mir?" Sie lacht kurz auf. „Wirklich, zu komisch bist du! Wenn du damals im Anfang gekommen wärst — vielleicht — ich weiß es nicht mehr. Und es war auch besser so. Wir wären sonst wohl nie erste Klasse geworden. Also mach' gefälligst keine so verspäteten Dummheiten!"

Ihre Stimme ist ruhig, sicher, den Fall abschließend für immer.

Bob nimmt Hut und Mantel. Und geht. Ohne ein Wort zu sagen. Ohne noch einmal nach ihr hinzusehen.

*

Steif wie eine Wachspuppe liegt Bob auf dem Diwan. Er starrt ins Dunkle. Er friert. Er liegt schmerzhaft unbequem. Aber es ist, als habe er Angst, sich auch nur mit einem Gliede zu bewegen. Er hat nicht mehr die Entschlußkraft gehabt, sich auszuziehen und ins Bett zu gehen. Mantel und Hut liegen an der Tür auf dem Boden. Er hat sie beim Hereinkommen einfach so aus den leblosen Händen fallen lassen.

Wenn nur die Scham — diese entsetzliche Scham nicht wäre! Und jeden Tag und jeden Abend wieder mit ihr zusammen sein — und jede Nacht dann denken müssen — —

Es hilft ihm nichts. Er hat das Gift im Blut. Dies eine starke Gefühl — vielleicht nur einmal und dies einzige nur — hat ihm das Schicksal in den Weg gelegt.

*

In den wenigen Tagen, die noch kommen, geht das Leben wie vordem. Sie üben morgens — die Proben bleiben allerdings auf das notwendigste Maß beschränkt — und treten abends beifallbegrüßt auf. Aber es ist offensichtlich und selbst dem Laien schon erkennbar, daß Bob von Tag zu Tag rapide an Form verliert. Er tanzt mechanisch nur noch seine Programme herunter. Für Zara gewinnt es feste Gestalt, daß eine Änderung herbeigeführt werden muß, und sie beginnt mit aller Tatkraft, nach anderen Partnern Umschau zu halten. Ihre Fäden sind nun weit genug gesponnen.

Bob? Um so schlimmer für ihn, wenn er nicht wieder zur Vernunft kommt. In Nizza hat er Zeit, sich darauf zu besinnen. Und wenn nicht — es ist ihre Schuld nicht, und selbst wenn sie es wäre, so ist's nicht ihre Art, sich lange Gedanken darüber zu machen. Ballast kennt sie nicht, und sie weiß zu genau, daß man das Leben nicht aufs Gefühl stellen darf, wenn man im Sattel bleiben will. Soll jeder sehen, daß es ihn nicht abwirft!

Jetzt kann es ja in aller Ruhe ausgesprochen werden: Damals — damals hat es auch bei ihr ganz im geheimen ein paar Stunden gegeben, in denen sie nicht begreifen wollte, daß er nicht doch eines Tages — —

— es ist längst vergessen und begraben. Und höchstens das eine könnte es ihr heute sein: ein kleiner Triumph nachträglichen Sieges — wenn ihr selbst der nicht schon zu gleichgültig, das Ganze etwas weniger lächerlich wäre!

*

Es ist am letzten Abend ihres Auftretens im Apollotheater. Bob kommt die paar Freistufen herunter, die zum Seiteneingang für die Künstler führen; steht auf der nebelnassen, schwarzglänzenden Straße, auf die zwei entfernt hangende Bogenlampen phantastische Schatten werfen; knöpft sich langsam die Handschuhe zu; geht ein paar Schritte, kehrt wieder um — er ist sich nicht im geringsten klar, was er mit sich anfangen soll. Übrigens weiß er, daß Zara bereits vor einer halben Stunde das Theater verlassen hat. Er läuft also keine Gefahr, ihr noch zu begegnen.

Der Himmel ist schwarz, von tiefen Wolken verhängt. Nichts erinnert mehr daran, daß vor Tagen schon jene geheimnisvolle und so törichte Vorfrühlingsahnung durch Welt und Herzen getaumelt.

Bob steht noch immer unschlüssig, ohne jeden Gedanken eigentlich. Er hat das Gefühl, als sei dieser starrgerade, enge Straßenschacht mit den auf dem naßglänzenden Pflaster grotesk hin und her huschenden Lichtschatten nur Schauplatz eines dumpfen, alphaften Traumes.

Schritte schallen hinter ihm auf. Er wendet sich um. Willi Duster, der Komiker, kommt die Treppe herunter, den weiten Capemantel um die Schultern, den Schlapphut tief in die Stirn gezogen — gleichfalls so völlig Gestalt dieses traumhaften Bildes, daß Bob ein plötzliches Gruseln überkommt und er ihn anruft.

Duster bleibt überrascht stehen.

„Nanu, was machen Sie denn noch hier?" Seine tiefe Stimme klingt stumpf gegen die Häuserwände an.

„Halt so — weiß selbst nicht. Übrigens merkwürdig, diese Straße. Ist mir früher gar nicht aufgefallen. Es war direkt unheimlich, wie Sie da eben herunterkamen."

Duster sieht mit einem raschen Blick zu ihm hin. „So, so? Ich wußte nicht, daß Sie auch Sinn für diese Beleuchtung haben. Sie stehen doch sonst auf der anderen Seite."

Bob antwortet nicht. Denkt nur in zäher, ratloser Schwerfälligkeit: „Andere Seite" — was heißt das? Was will er damit sagen? Aber vielleicht träume ich wirklich nur das Ganze. Vielleicht ist das gar nicht der Komiker Willi Duster (der, nebenbei gesagt, in seinem Fache so allerersten Ranges ist, daß es sich selbst seine Kollegen kaum einen Abend entgehen lassen, seine Nummer mit anzuhören) — ja, vielleicht ist er es gar nicht, sondern ein Phantom nur oder ein höllischer Geist. Diese von seltsamem Schattenspuk bewegte Gasse ist ganz der Ort dafür, daß man dem Grauen nachgeben und glauben könnte, mit dem Tod in eigener Person ein Gespräch zu führen. Dem heimtückischen Würger, dem Würger, der sich nur Dusters altmodischen Mantel umgeworfen und sich seinen Schlapphut so tief ins Gesicht gedrückt hat, um nicht erkannt zu werden.

Da sagt Duster — natürlich ist er es, Bob träumt nicht, er steht wach und bewußt vor dem Künstlereingang zum Apollotheater, und auch die Straße ist nicht anders als sonst in einer regendunklen, menschenverlassenen Februarnacht — sagt Duster in seiner ruhigen, klarrichtenden Art: „Sie scheinen mir ein wenig aus der Balance zu sein. Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, können wir ja noch ein Glas Wein zusammen trinken."

*

Durch enge, ganz stille Straßen führt ihn Duster. Einen Weg, den je gegangen zu sein, sich Bob nicht erinnert. Und auch die kleine, irgendwo versteckt liegende Weinstube selbst ist sehr verschieden von den Stätten, wo er sonst bei Gelegenheit Spätabende zu verbringen pflegt. Ecken und Nischen sind da, zwischen hochgetäfelten, altersschwarzen Holzwänden — nicht die Art, wie sie die heimliche Liebe zu verschwiegenen Abenteuern sucht: ein Winkel ist's für einsame Zecher. Nur drei Tische sind besetzt. Zwei Männer unbestimmbaren Alters und Standes an dem einen, die ein durch lange Pausen getrenntes, gemessenes Gespräch führen, ohne daß man nebenan ihre Worte verstehen könnte; ein Greis an dem zweiten, der mit geschlossenen Augen vor einem schon leeren Glase sitzt, so still, als schliefe er — aber man sieht, daß seine Gedanken sich bewegen; an dem dritten ein noch junger Mensch, der, seinem eigentümlich gestrafften Gesichte und dem Tempo seines Trinkens nach zu urteilen, den verbissenen Willen hat, irgend etwas in sich lautlos und mit radikaler Gründlichkeit hinunterzuspülen. Keiner achtet im geringsten auf den anderen, und der beiden neuen Gäste Eintritt wird kaum mit einem kurzen Aufblicken bemerkt. Es ist offenbar, daß jeder zur Genüge mit sich selbst beschäftigt ist, und auch Bob, in seinem hier sicher ungewohnt eleganten Abenddreß, scheint kein Gegenstand zu sein, der ihr Nachdenken auch nur einen Augenblick lang beschäftigen könnte.

(Schluß folgt.)

Von der Festspielwoche des Schauspielhauses zu Hamburg anläßlich seines 25jährigen Bestehens: Links: Szene aus der Uraufführung der von Otto Zoff geschaffenen heiteren „Stegreifkomödie" am 15. September. — Rechts: Die Königstochter Bödwild (Erika Beilke) und der Schmied Veland (Otto Werther) in der am 19. September erfolgten Uraufführung der neuen Tragödie „Veland" von Gerhart Hauptmann unter des Dichters eigener Regie. (Phot. H. J. Meisner, Hamburg.)

Conrad Ferdinand Meyer, der berühmte deutsch-schweizerische Dichter, dessen 100jähriger Geburtstag am 11. Oktober von der literarischen Welt begangen wird. — Rechts: Die deutsche Erstaufführung der ersten beiden Stücke des fünf Teile umfassenden Dramenzyklus „Zurück zu Methusalem" von Bernard Shaw im Schauspielhaus zu München am 19. September: Aus dem 1. Teil: „Im Anfang." Von links nach rechts: Charlotte Schultz als Eva; Therese Gießе als Schlange; Emil Heß als Adam. (Phot. F. Heyden, Obermenzing.)

Von der Erstaufführung des neuen Ufa-Kulturfilms „Wunder der Schöpfung" in den Kammerlichtspielen zu Berlin: Links: Aufstieg des phantastischen Raumschiffes zur Reise durch die Planetenwelt. — Rechts: Die Erde, vom Mond aus gesehen. (Phot. Ufa.)

Links Hase, rechts zahmes Kaninchen, in der Mitte der Bastard. In bezug auf die Länge der Vorderbeine steht der Bastard zwischen den Elterntieren.

Links Esel, rechts Zebra, in der Mitte der Bastard.

Tierische Bastarde.

Von Professor Dr. H. v. Lengerken, Berlin.

Die Bastardierung spielt in der modernen Vererbungslehre und Züchtungskunde eine große Rolle. Man pflegt z. B. verschiedene Arten oder auch sogenannte Rassen ein und derselben Art untereinander zu kreuzen, um dann das Verhalten der Nachkommen so verschiedenartiger Eltern in bezug auf ihre ererbten und von ihnen weiter zu vererbenden Eigenschaften zu prüfen. Es haben solche Experimente nicht nur theoretisch wissenschaftlichen, sondern auch, besonders im Hinblick auf die Tierzucht, praktischen Wert. Die vererbungstheoretische und praktische Seite der Angelegenheit soll uns hier nicht interessieren. Wir führen im Bilde nur einige Arten und die von ihnen erzeugten Bastarde vor, um zu zeigen, wie solche Kreuzungsprodukte aussehen.

Es ist eine alte Streitfrage bei Jägern und Zoologen, ob die Kreuzung zwischen Kaninchen und Feldhasen möglich sei oder nicht. Neuerdings neigt man der Ansicht zu, daß die Kreuzung zwischen Hasen und Kaninchen immerhin im Bereich der Möglichkeit liege, jedoch eine sehr seltene Erscheinung sei. Der hier dargestellte angebliche Bastard hat kürzere Ohren als das Kaninchen und kürzere Läufe als der Hase.

Viel leichter lassen sich verschiedene Arten von pferdeartigen Tieren miteinander kreuzen, z. B. Pferd und Esel, Zebra und Pferd, Zebra und Esel. Die Mischlinge, durchweg nicht fortpflanzungsfähig, zeigen die Artmerkmale ihrer Eltern in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Besonders auffällig ist natürlich die Streifenzeichnung des Bastards, wenn ein Elterntier ein Zebra war.

Das albinotische Frettchen betrachtete man bisher als Domestikationsform des wilden Iltisses. Die Bastardierung zwischen beiden macht keine Schwierigkeiten. Neuerdings hat man nachgewiesen, daß das Frettchen im anatomischen Bau einzelner Skeletteile Merkmale zeigt, die seine Ableitung vom Steppeniltis sehr wahrscheinlich machen. Wir haben es hier also letzten Endes mit der Kreuzung zwischen zwei verschiedenen Arten zu tun, wenn wir Iltis und Frettchen bastardieren. Der Bastard ist heller als der Iltis und dunkler als das Frettchen.

Dort, wo Rabenkrähe und Nebelkrähe in einem Wohngebiet nebeneinander vorkommen, sind Blendlinge zwischen beiden Arten keine allzu große Seltenheit. Es läge hier also eine Vermischung zweier „Arten“ in freier Natur vor, wenn es sich tatsächlich um zwei getrennte Arten handeln sollte, was von mancher Seite bezweifelt wird. Während die Rabenkrähe schwarz ist, zeigt die Nebelkrähe eine aschgraue Rücken- und Bauchfarbe. Eine Mischung beider Formen ergibt Bastarde, die im allgemeinen in bezug auf die Farbe zwischen den Eltern stehen. Sie sind weniger grau als die Nebelkrähe und heller als die Rabenkrähe. Jedoch schwankt die Gefiederfärbung sehr. Nun sollen sich interessanterweise auch die Bastarde untereinander fortpflanzen und stets Junge erzielen, die von den Großeltern, also Raben- und Nebelkrähe, gar nicht unterscheidbar sind. Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß eine so leichte Kreuzbarkeit wie im vorliegenden Falle naturgemäß auf außerordentlich nahe Verwandtschaft der beiden Arten schließen läßt, zumal die Mischlinge fortpflanzungsfähig sein sollen. Je ferner im allgemeinen die Verwandtschaft der beiden Elternarten ist, desto schwieriger wird die Bastardierung von Tieren. Bereits die Unfruchtbarkeit vieler Bastarde deutet auf recht entfernte Blutsverwandtschaft der Eltern hin.

Oben Kleines Nachtpfauenauge, unten Großes Nachtpfauenauge, in der Mitte der Bastard, der im Hinblick auf seine Größe dem Kleinen Nachtpfauenauge, in bezug auf die allgemeine Färbung mehr dem Großen gleicht.

Auch zwei andere Vogelarten, das Auerhuhn und das Birkhuhn, paaren sich in freier Natur miteinander und erzeugen Bastarde. Es sind dies die sogenannten Rackelhühner. Meist ist deren Vater ein Birkhahn und die Mutter eine Auerhenne. Die Kreuzung zwischen Auerhahn und Birkhenne ist seltener. Die Bastarde sollen fortpflanzungsfähig sein.

Bei wirbellosen Tieren kommen gleichfalls Kreuzungen zwischen verschiedenen Arten vor, z. B. die Kreuzung zwischen dem Großen und dem Kleinen Nachtpfauenauge, die in Gefangenschaft erzielt wird. Aus freier Natur kennt man Blendlinge zwischen den Angehörigen verschiedener großer Laufkäferarten und Bastarde einiger größerer Schwimmkäferarten.

Soweit bisher bekannt, verschwinden in freier Natur die fortpflanzungsfähigen Mischlinge stets, indem ihre Nachkommen in einer der elterlichen Stammarten aufgehen. Dort, wo Blendlinge zwischen zwei verschiedenen Arten dauernd auftreten, entstehen sie immer wieder durch Kreuzung der Elternarten. Die Kreuzung verschiedener Arten kann auf die Bildung neuer Arten also keinen oder vielleicht doch nur sehr geringen Einfluß gehabt haben.

Links die schwarze Rabenkrähe, rechts die in der Körpermitte graugefärbte Nebelkrähe, das mittlere Tier der Bastard, der nur wenig graue Färbung in der Mitte des Körpers zeigt.

Zum Schlusse sei daran erinnert, daß man auch unser Hausrind vielfach mit wilden Rinderarten erfolgreich gekreuzt hat, so z. B. mit dem im Aussterben begriffenen Wisent, dem Jak und dem Zebu. Hund und Wolf sind ebenfalls kreuzbar, dagegen nicht Hund und Fuchs. Ziege und Schaf lassen sich auch nicht bastardieren. Gelegentlich immer wieder auftauchende Nachrichten von Kreuzungen zwischen so verschiedenen Arten wie Rind und Schaf, Schwein und Schaf gehören ins Reich der Fabel und beruhen auf unkritischer Auslegung gewisser Vorgänge.

Linke: Links Auerhahn, rechts Birkhenne, in der Mitte der Bastard, sog. Rackelhuhn. — Rechts: Links wilder Iltis, rechts ein „Frettchen“, eine albinotische, gezähmte Iltisform; in der Mitte der Bastard, der in bezug auf seine Fellfarbe zwischen den Eltern steht.

Von Schmuck und Schminke farbiger Völker

Von Dr. A. Berger

Massai-Mädchen mit dichten Schnüren von Eisenketten als Ohrschmuck.

Links: Geschminkte und geschmückte Negerinnen aus der Landschaft Ugogo (Ostafrika).

Rechts: Negerinnen, die sich durch reichen Schmuck und weiße Bemalung zum Tanz vorbereitet haben.

Möglichst schön zu erscheinen, ihr Äußeres dem Geschmack des Mannes anzupassen, ist wohl das Bestreben jeder Frau. Nun läßt sich bekanntlich Geschmack vielfach beeinflussen, namentlich durch häufigen Anblick. Man denke nur an die verschiedenen Modetorheiten: die Krinoline, Tournüre, das röhrenförmige Korsett im Spätrokoko, die wahnsinnigen Perücken, den verkrüppelten Lilienfuß der Chinesin. Zweifellos sind unsere jetzige fußfreie (ich meine nicht die kniefreie) Mode und der Bubenkopf sehr hübsch, natürlich mit der Einschränkung: für wen es paßt. Um so unverständlicher erscheinen das Schminken, das geradezu in ein Anstreichen ausgeartet ist, und das Tragen riesiger Ohrringe bei den Frauen. Wer viel in der Welt herumgekommen ist, weiß, daß die Wilden sich in gleicher Weise „schmücken". Auch sie färben sich zum Tanz oder Kampf die Gesichter, die Leiber, tragen die unglaublichsten Ohrgehänge und anderen Zierat und erfreuen sich an ganz ähnlicher Musik und ähnlichem Tanz, die heute das Entzücken weiter Kreise in Europa und Amerika bilden.

Vor einigen Jahren wurde der Versuch gemacht, statt der Ohrringe Nasengehänge einzuführen, wie sie die Inderinnen tragen. Aber der Erfolg war gering. Nur wenige exzentrische Damen entstellten sich mit diesem Anhängsel; doch vorsichtigerweise hatten sie sich Nasenwand oder -flügel nicht durchbohren lassen, sondern die Edelsteine mit einer kleinen Klemme an der Nase befestigt. Vor etwa zwanzig Jahren, als Japan für Weltreisende Trumpf war, bekamen die dortigen Tätowierkünstler viel zu tun. Nicht nur die weißen Männer ließen sich die schönsten Drachen und ähnliches auf Arme und Beine zeichnen, sondern auch die Damen. — Bemerkenswert ist es, daß unsere Vorfahren, die alten Germanen, sich weder bemalten noch Ohrringe trugen. Halsketten und Armspangen waren für Frauen und Männer der einzige Schmuck. Zweifellos ist es eine barbarische Sitte, sich Körperteile zu durchbohren, um Schmuckgegenstände in die Löcher zu stecken; es ist deshalb interessant, daß wir diesen Brauch gerade bei künstlerisch hochstehenden Völkern nicht finden, weder bei den alten Griechen noch bei den Japanern, merkwürdigerweise auch nicht bei den Hawaiern, Fidschi-Insulanern und Samoanern, drei farbigen Völkern, die gleichfalls, was künstlerischen Geschmack betrifft, sehr hochstehen: Blumen sind ihr einziger Schmuck.

Waschaga-Mädchen, das sich zur Vollendung seiner Verschönerung die Ohren mit Pflöckchen durchbohrt hat.

Wie nun in heutiger Zeit gern alles übertrieben wird, so auch das Schminken. Ein ganz fein, kaum wahrnehmbar aufgelegtes, zartes Rot soll nicht mehr etwas Jugendlichkeit, Gesundheit vortäuschen, sondern die Modedame streicht sich, wie bereits erwähnt, ganz einfach an. Nicht mehr der kleine Ohrring, die mattglänzende, dem Ohrläppchen aufliegende Perle werden getragen, sondern Gehänge, lange, auffallende, riesige Reifen, womöglich noch mit Perlen verziert, oder Ketten mit einer großen Kugel daran. Warum machen es da die Damen nicht gleich den Massai nach. Die sind gründlich im Schmuck. Mann und Frau behängen sich damit, aber in Ermanglung von Gold oder Silber mit Zierat aus Eisen- oder Kupferdraht und Ketten. Geradezu ungeheuerlich wird dadurch das Ohrläppchen ausgezogen. Die schweren, an Ketten befestigten, aus starkem Messingdraht zusammengebogenen Spiralen ziehen es tief herab. So sah ich ein Weib, dessen Ohrlappen bis auf die Schulter hing; bei einem anderen war einer infolge allzu großer Belastung durchgerissen und hing wie zwei dicke gerollte Hautstreifen vom Ohr herab. Die Männer schieben sich möglichst große Klötze aus weichem Holz, sehr gern auch, wenn ein Europäer in der Nähe gelagert hat, leere Liebigs Fleischextraktbüchsen, auch einen Flaschenkürbis hinein; andere tragen an Ketten Glöckchen, Eisenröhren, zuweilen pfundschwere ovale Elfenbeinstücke. Geradezu ungeheuerlich ist der Arm- und Beinschmuck der Massaifrauen. Mit dicken Drahtspiralen sind die Extremitäten umwickelt, so daß manche dreißig bis vierzig Pfund Eisen- und Messingschmuck mit sich herumträgt, und zwar nicht etwa nur zum Tanz oder bei anderen Festlichkeiten, sondern immer auch bei schwerer Arbeit, wenn sie meilenweit durch die Steppe zu wandern haben. Höchst originell suchen die Kilims, zentralafrikanische Eingeborene mit auffallend semitischem Typus, ihre äußere Erscheinung zu heben. Durch die Lippe stecken sie sich einen langen krummgebogenen Nagel, vielfach auch eine schmalgeschliffene Glasscherbe, aus dem Rande eines abgesprengten Flaschenbodens hergestellt. Ihr ganzer Stolz aber ist die Frisur. Sie schneiden sich nicht die Haare kurz, sondern lassen sie sich möglichst lang wachsen, flechten und kleben noch anderes Haar, z. B. von Verstorbenen, hinzu, überkrusten das Ganze mit Harz und Lehm und geben ihm etwa die Form des in früheren Jahren modernen Chignons. Im übrigen legen sie wenig Wert auf die Kleidung, wenigstens die Männer; stolz tragen diese ihren kräftigen Wuchs zur Schau. Die Frauen dagegen hüllen sich in dünngegerbte Lederdecken. — Sehr interessant ist die beigegebene Abbildung der weißgeschminkten Negerinnen. Sie sind zweifellos der heutigen Mode vorausgeeilt. Auf dem Kopf einen gewaltigen Federschmuck, den Busen straff weggeschnürt, dazu stark gepudert, die Lippen kirschrot gefärbt; sogar die Schönheitspflaster fehlen nicht.

Massaikrieger. Der Massai links hat einen Flaschenkürbis als Ohrschmuck.

Griechisches Dorf über den Felsabstürzen von Santorin (Thera). (Phot. J. Friedlaender.)

Die 1707 aus dem Meere aufgetauchte Insel Mikra-Kaimene. (Phot. J. Friedlaender.)

Santorin.

Als im Sommer 1923 eine Forschungsreise des Vulkaninstituts in Neapel unter seinem Leiter, Dr. J. Friedlaender, den Kranz der Inselgirlande besuchte, die wie eine zusammengebrochene Brücke die alte Verbindung zwischen Griechenland und Kleinasien noch heute markiert, da ahnte niemand, daß bei der herrlichsten dieser Inseln aufs neue die Glut der Erdtiefe aufbruchbereit unter dem Meeresboden lauerte. Seit Jahrtausenden schon hatte vulkanische Kraft am Felsgerüst Santorins gebaut, hatte es aus der Tiefe der See emporgestaut. Doch zum Gigantischen dieses Werdeganges trat die Schönheit hinzu, gesellten sich jene Züge, welche griechischer Landschaft ein so eigenes Gepräge geben. Nichts von der Lieblichkeit blühender deutscher Gaue, nichts von der schwülen Üppigkeit tropischer Vegetation. Im Gegenteil: Kahle Felsen, starre Berge und öde Flächen. Weitverstreut liegen darauf die grellweißen, dachlosen, schmucklosen Vierecke der Gehöfte oder kleben eng gedrängt wie Schwalbennester romantische Dörfer zwischen Felsabstürzen. Fast fehlt das Grün, nur selten entdeckt das Auge einen kleinen Olivenhain, eine dunkle Zypressengruppe, einen einzelnen Feigenbaum. Aber diese Nacktheit griechischer Landschaft enthüllt eine Feinheit der Gliederung, eine Reinheit der Linienführung, eine Klarheit der Ziselierung, wie wir sie als das Wesen klassischer Schönheit auch in der alten Kunst jenes Landes bewundern. Seltene Formen kennzeichnen voll tiefer Bedeutung das Land. Der vom Meer zernagte Dreiviertelkreis der Kaldera von Thera und Therasia ist Rest eines gewaltigen Vulkanringes aus prähistorischer Zeit, weiß leuchtend in seinen Bimsstein- und Ascheschichten, mit dem sanften Abfall eines Kegelbergfußes nach außen, mit den Felsschroffen des nach Erschöpfung der vulkanischen Gewalt zusammengebrochenen Bergkernes nach innen. Wo einst sein ragender Gipfel stand, brandete dann tiefes Meer. Aber noch war des Feuers Macht nicht gebrochen. Sechsmal in den zweitausend Jahren, deren Geschichte wir übersehen, hat es sich neu geregt, hat seine Massen erneut zur Höhe getrieben. So entstanden im Laufe der Zeit die schwarzen Inseln mitten im blauen Meeresbecken des Ringes von Santorin, die Kaimene-Inseln, „das verbrannte Land“ der Griechen. Im Jahre 194 v. Chr. war als erste die südwestliche der kleinen Inseln, Palaea-Kaimene, aufgestiegen, 1573 folgte ihr die wie ein locker aufgeschütteter Grushaufen sich darstellende Kraterinsel der Mikra-Kaimene im Nordwesten, und 1707 bis 1712 entstand zwischen beiden Nea-Kaimene, die mit dem weltberühmten Ereignis der Emporstauung des Georgioskegels im Jahre 1866 erst ihre heutige überragende Größe erhielt. Berühmter deutscher Forscher Namen knüpfen sich an die Beobachtung jenes letzten Ausbruchs. Ich nenne nur v. Seebach, Reiß, Stübel und Schmidt als die bekanntesten. Von dieser Zeit an ruhte der Berg. Da kam vor wenigen Wochen die erste Nachricht, daß neue Tätigkeit begonnen habe. Im schmalen Meeresarm zwischen Nea- und Mikra-Kaimene kochte die See. Tote Fische spülte sie an den Strand, dann brach schwer und breit die Dampf- und Aschenwolke durch. Seitdem fließt Lava aus dem neu geöffneten Schlund. Schon hat sie das Meer verdrängt, die Buchten gefüllt, die Brücke zwischen den zwei kleinen Inseln geschlagen.

Was wird folgen? Wo wird der glühende Strom haltmachen? Niemand kann es sagen. Unerforschlich noch ist uns das Wirken der Tiefe. Wir müssen uns bescheiden, den Vorgängen zu folgen, Erfahrungen zu sammeln, tastende Möglichkeitsschlüsse zu ziehen.

Prof. Dr. H. Reck, Berlin.

Der Ausbruch im August 1925.

Der Vulkanausbruch auf der griechischen Insel Santorin (Thera) im Ägäischen Meere.

Die Stilfserjochstraße.

Zur Hundertjahrfeier ihres Bestehens.

Vor hundert Jahren wurde die höchste Fahrstraße Europas, die Straße über das Stilfserjoch am Ortler, dem Verkehr übergeben. Sie benützt nahe dem firngekrönten Haupte des Königs der Ostalpen den einzigen im Hochsommer eisfrei werdenden Paß zwischen Norden und Süden der Alpen dieses Gebietes und hat sich als Muster einer Hochgebirgsstraße erwiesen. Nicht nur den immer zunehmenden Wagenverkehr der Vorkriegszeit, sondern auch den heutigen Automobilverkehr bewältigen zu können, ist ein außerordentlicher Beweis der besonderen Befähigung der Bauleitung, der eingehenden Kenntnis des Hochgebirges und seiner Boden- und Witterungsverhältnisse speziell örtlicher Natur. In der fast unglaublich kurz erscheinenden Bauzeit von nur fünf Jahren wurde das Werk unter Leitung des Ingenieurs Carlo Donegani 1825 vollendet, den die österreichische Regierung, der dazumal die Lombardei zugehörte, auserwählt hatte.

Die große Begeisterung für das Hochgebirge, die mit der Gründung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins einsetzte, haben den Verkehr im Ortlergebiete und auf der Stilfserjochstraße stark erhöht. Für den Nichttouristen verkehren mehrere Autolinien täglich über den Paß. Vom touristischen Standpunkt aus betrachtet, ist die Stilfserjochstraße gewiß eine der lohnendsten Alpenpartien.

Die Nähe des Ortler und seiner Gletschergipfel und Gletscherströme schafft an vielen Stellen der Stilfserjochstraße unvergleichlich schöne Panoramen. Um diese prachtvollen Gebirgsbilder zu sehen, genügt eine Autofahrt von Meran, die nur drei Stunden bis zum Stilfserjoche braucht, sieben bis Bormio (samt der Mittagspause) und neun Stunden für die ganze Strecke Meran-Tirano zum Anschluß an die Bahn nach Mailand oder an die Berninabahn.

Die großartigsten Bilder bietet die Stilfserjochstraße bei Trafoi, wo zwischen dem bewaldeten Fuß des Ortler und der dunklen, von kleinen Wasserfällen genetzten Pyramide der Madatschspitze die Gletscherströme bis hinauf zu der blauschimmernden Trafoier Eiswand, der mit unheimlich steilen Firsten sich aufschwingenden Thurwieser Spitze und der sanft überfirnten Schneeglocke sichtbar werden, vorn aber die grünen Matten des Bergdörfleins sich friedsam an die Riesenbrust des Gebirges drücken. Dann wieder beim Weißen Knott und der Franzenshöhe. Am Joche selbst ist die Aussicht trotz der Höhe von 2760 m beschränkter, weitet sich aber oberhalb, bei der bekannten, nur einen viertelstündigen Aufstieg erfordernden Dreisprachenspitze zu einem großartigen Rundbilde der Zentralalpen. Aber auch die andere Seite der Stilfserjochstraße, die abwärts gegen Bormio führt, ist hochinteressant, besonders der Abstieg durch die steile Spondalunga und Braulioschlucht in zahlreichen Kehren, Felstunnels und unter Lawinenschutzgalerien. Von der Stilfserjochstraße zweigt bei Gomagoi die Straße in das Suldental ab, wo die Königsspitze, die ebenbürtige Rivalin des Ortler, ihre blendenden Schultern aus wildzerrissenen Firnströmen erhebt und der Cevedale aus einem ungeheuren Firnmeere emporsteigt. — Die beiden Großtäler der Etsch und der Adda selbst, die durch die Straße über das Stilfserjoch verbunden sind, bieten von den berühmten, an Obst, Wein und Burgen so reichen Städten Meran und Bozen über die Gletscher des Ortlerstockes hin zu den Gefilden der italienischen Alpenseen so viel Schönes, Interessantes, Erhabenes und Liebliches, daß sie zu einem der Hauptanziehungsgebiete für die internationale Reisewelt geworden sind.

M. R.

Die Serpentinen der Stilfserjochstraße, deren 100jähriges Bestehen in Südtirol festlich begangen wurde. (Phot. Leo Bährendt, Meran.)

bei diesen Geräten hatte, dürften bei ihnen ausgeschlossen sein. Was Hoch- und Niederfrequenztransformatoren, eine der schwächsten Leistungen der deutschen Radio-Industrie, betrifft, war nicht viel Neues zu sehen, den Niederfrequenztransformator der altbekannten Präzisionswerkstatt von Anschütz in Kiel vielleicht ausgenommen, der recht gut zu sein scheint. Anschütz — durch seine Kreiselkompasse bekannt — hatte auch sonst ganz bemerkenswerte Einzelteile ausgestellt, so Drosselspulen und Kondensator-Widerstandseinheiten für Niederfrequenzverstärker, die die heute erreichbare beste, klangreinste Verstärkung geben und in England schon lange sehr beliebt sind. Die deutschen Hochfrequenztransformatoren dagegen werden meistens nicht gelobt; die englischen werden gegenwärtig noch unbedingt vorgezogen. Daß in Deutschland auf dem Gebiete der Radio-Telephonie jetzt auch von den Liebhabern ernsthafte Forschungsarbeit getrieben wird, konnte man daran erkennen, daß schon verschiedene Firmen Meßinstrumente für diese Zwecke herstellen; von den altbekannten Firmen dieser Industrie namentlich Siemens & Halske. Die von den Amerikanern, namentlich Weston, in ausgezeichneter Beschaffenheit und großer Auswahl hergestellten Meßinstrumente findet man freilich in Deutschland noch nicht. — So bot die Ausstellung ein wesentlich erfreulicheres Bild als die früheren. Die unbedingt notwendige Selbstreinigung der Industrie ist eingetreten, und sie befindet sich jetzt in einem Stadium ruhiger Entwicklung, das hoffentlich nicht mehr unterbrochen wird.

Dipl.-Ing. Dr. H.

Die Todfeinde der Baumwolle. Amerikanischen Berichten zufolge werden die „Bollmeevil", Insekten von ein paar Millimeter Länge, demnächst den vollständigen Sieg über die Pflanzen der besten Baumwollsorte, nach ihrer Herkunft genannt Sea-Island, davongetragen haben. Bis Januar 1925 wurden von der Ernte des Jahres 1924 im ganzen fünf Ballen dieser Sorte auf den Markt gebracht, gegen 90000 Ballen vor einem Vierteljahrhundert. Das ist, wenn man das Kilogramm mit 6,2 Mark veranschlagt, ein Ernteverlust von etwa 112 Millionen Mark jährlich, der ausschließlich der Tätigkeit dieser Insekten zuzuschreiben ist, die aus Mexiko eingedrungen sind. Der Erfolg zeigt sich am meisten bei der spät reifenden Sea-Island-Baumwolle, wo der Insektenwurm in einer noch ungeöffneten Baumwollknospe aus dem Ei kriecht und die Knospe in kurzer Zeit vernichtet. Diese seidenartige, langfaserige Baumwollenart, die zu den allerfeinsten Nummern gesponnen werden kann und doch ein Garn von relativ großer Stärke liefert, wird vor allem für feine, teure Gewebe, z. B. für die allerstärksten Gummibänder, verwendet. Wenn man bedenkt, daß 1918 die Ernte dieser Sorte Baumwolle noch mehr als 52000 Ballen betrug, so fällt es auf, wie schnell derartige Insekten Verwüstungen anrichten können, sobald sie in Distrikte mit günstigen Lebensverhältnissen eingedrungen sind. Gegenwärtig ist der Kampf gegen das Insekt in vollem Gange. Er wird mit Hilfe von Kalziumarsen geführt, das auf alle noch nicht geöffneten Knospen gespritzt werden muß. Diese Methode ist freilich mit großen Kosten verbunden, da der Kampf mit teuren Arbeitskräften und mit besonderen Zerstäubungsapparaten geführt werden muß. Im übrigen bekämpft man das Insekt, das auch an gewöhnlichen Baumwollsorten großen Schaden anrichtet, dadurch, daß man Kreuzungen züchtet, die in kürzerer Zeit reife Knospen haben, als das Insekt eine neue Generation hervorbringen kann, die die Knospen zerstört.

Dr. Fk.

Eine neue größte Meerestiefe der Welt. Seit über einem halben Jahrhundert glaubte man immer aufs neue, die größte vorhandene Meerestiefe zu kennen, und jedesmal stellte es sich heraus, daß man sich im Irrtum befand, daß es noch größere Senkungen des Meeresbodens gab. Erst in den 50er Jahren kamen systematische Auslotungen der Meerestiefe auf, als die ersten Seekabelverlegungen eine Erforschung der Gestaltung des Meeresbodens notwendig machten. Da erkannte man alsbald, daß die damals herrschende Anschauung, der Atlantische Ozean könne 14—15 km tief sein, abwegig war, daß die größten Tiefen, die sich beim ersten Absuchen finden ließen, 8 km nicht erheblich überschritten. Die am 19. Juni 1874 gefundene „Tuscarora-Tiefe" unter 44° n. Br. und 152° w. L. bei den Kurilen galt mit ihren 8513 m lange Zeit als tiefste der Welt. Volle 21 Jahre lang wurde keine größere Tiefe gefunden, und man glaubte daher mit Sicherheit, daß das Meer sich nicht so tief unter die Erdoberfläche senke, wie der höchste Berg sich darüber erhebt. Dann aber wurden am 30. und 31. Dezember 1895 bei den Kermadek-Inseln, nördlich von Neuseeland, gleich zwei verschiedene, ziemlich weit voneinanderliegende Tiefen von 9412 und 9427 m entdeckt. Vier Jahre lang galten nunmehr diese Tiefen als die größten der Erde. Da stieß im November 1899 das amerikanische Vermessungsschiff „Nero" bei den Auslotungen für die geplante Verlegung des Pazifik-Kabels bei der Marianeninsel Guam auf eine neue Tiefe von 9633 m, die als „Nero-Tiefe" 13 Jahre lang den Tiefenrekord behauptete. Im Jahre 1912 wurde dann in den Gewässern der Philippinen eine noch wesentlich größere Tiefe von 9780 m gefunden, die wiederum 13 Jahre lang als bedeutendste Meerestiefe der Erde galt. — Jetzt nun ist das japanische Kriegsschiff „Mandsjoe" in nur 90 km Entfernung von der Küste Japans, an einer aus den Meldungen nicht genau zu erkennenden Stelle, in 9800 m Tiefe noch nicht auf Grund gekommen. Die Lotung mußte abgebrochen werden, da man keine längere Senkleine zur Hand hatte. So kennt man die genaue Meerestiefe an der neu entdeckten Stelle noch nicht, aber es wird immer wahrscheinlicher, daß die tiefste Senkung der Erdkruste von der 10-km-Tiefe kaum wesentlich abweichen wird.

Dr. R. Hennig.

Was lehren die Schweizer Pockenepidemien von 1921—1924? Im Jahre 1792 hatte der Bückeburger Arzt Bernhard Chr. Faust zum ersten Male seinen „Gesundheitskatechismus" erscheinen lassen, der im Laufe der Jahre nicht nur als Schulbuch, sondern auch sonst eine ganz gewaltige Verbreitung fand. Er ist sogar 1909 — bei B. G. Teubner — von K. Roller neu herausgegeben worden. Dort lautet die 419. und 420. Frage: „Welches war der unvergeßliche Tag, an welchem Eduard Jenner die ersten Kuhpocken einimpfte? — Der vierzehnte May im Jahr 1796" und: „Sollten alle Völker diesen Tag feiern? — Ja; alle Völker sollten den 14. May heilighalten, feiern und Gott für die Kuhpocken und die Errettung von den Blattern danken." Anfang 1923 wurde in England der 100. Todestag des großen Wohltäters gefeiert. Aber man ehrt ihn schlecht, da in England die sog. „Gewissensklausel" besteht, wonach die Impfung fakultativ ist. Dieser Einrichtung, an der die Impfgegner schuld sind, hat England trotz seiner „splendid isolation" wiederum eine Pockenepidemie zu danken gehabt. So besitzt auch Österreich noch heute keine obligatorische Impfung, Italien erst seit 1888 und Frankreich seit 1902. In Deutschland hat sich das Reichsimpfgesetz von 1874 glänzend bewährt, und so darf an ihm trotz den immer wieder unternommenen Versuchen der Impfgegner, es zu untergraben, nicht gerüttelt werden. Das zeigen die Schweizer Erfahrungen der Jahre 1921—1924. Der Direktor der medizinischen Abteilung im Reichsgesundheitsamt, Frey, hat soeben in der „Zeitschrift für öffentliche Gesundheitspflege" darüber ausführlich an der Hand von statistischem Material berichtet. Danach muß die Schweiz als ein Land bezeichnet werden, „in dem geordnete Impfverhältnisse nicht herrschen". Die Kriegsjahre brachten zwar infolge Sperrung der Grenzen eine starke Abnahme der Pocken, so daß sogar 1917 kein einziger Krankheitsfall gemeldet wurde. Aber es scheint, daß sich die Pocken in der Schweiz zeitweilig einheimisch halten. Die Geschichte des Pockenschutzes in der Schweiz lehrt nun, daß zwar die Erstimpfung der Kinder obligatorisch ist, aber nicht die Wiederimpfung, die nur in drei Kantonen regelmäßig ausgeführt wird. Daß es zu solch schwacher Sicherung gegen Pocken in der Schweiz kommen konnte, lag an dem unseligen Treiben der Impfgegner, Naturheilkundigen und Kurpfuscher, die eine Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegen das obligatorische Impfen hervorriefen. Bei dieser Sachlage wurden von 1921—1924 in der Schweiz über 5000 Pockenfälle gezählt. Frey kommt darum zu folgenden Schlüssen, die für jedes Volk Geltung haben: „Das Schweizer Volk sollte daher die jetzige Heimsuchung als eine Warnung auffassen und, der Gefahr diesmal entronnen, sich selbst, seinen Gästen

und dem unbehinderten wirtschaftlichen Verkehr zuliebe, sein Ohr den falschen Freunden verschließen und die allgemeine Impfpflicht (Erst- und Wiederimpfung) einführen." Die falschen Freunde der Volksgesundheit sind die Anhänger der sog. Naturheilkunde, die so gut wie alle Impfgegner sind. Um sich zu überzeugen, daß diese Gegner der Volksgesundheit sich über die Erfolge der Kuhpockenimpfung nach Eduard Jenner keineswegs im klaren sind, braucht man sich nur die Tabelle anzusehen, auf der die Pockensterblichkeit im Deutschen Reich von 1816—1909 und der Einfluß des Impfgesetzes seit dem 8. April 1874 aufs deutlichste illustriert wird. Die Impfgegner haben immer wieder die Abnahme der Pockensterblichkeit als die Folge einer überhaupt besser gewordenen Gesundheitspflege bezeichnet. Dieser Einwurf kann leicht dadurch widerlegt werden, daß Länder mit unzureichenden Impfverhältnissen, wie die Schweizer Verhältnisse gezeigt haben, trotz aller hygienischen Fortschritte eine große Zahl von Pockenfällen zeigen, während Länder mit guten Impfgesetzen so gut wie frei von den Pocken geworden sind. Wäre die Pockensterblichkeit heute noch so groß wie im 18. Jahrhundert, so müßten nach Berechnungen von M. Kirchner in Deutschland bei einer durchschnittlichen Bevölkerung von 64 Millionen jährlich 160000 Menschen an den Pocken sterben!

Dr. med. Erich Ebstein, Leipzig.

Mehrertrag unserer Kulturpflanzen durch Verwendung von Dachpappe. In neuerer Zeit hat man in den Vereinigten Staaten von Amerika und auf Hawai mit bestem Erfolg den Kulturboden großer Ananas-, Tabak-, Zuckerrohr- und Tomatenfelder mit wasserundurchlässiger Asphaltpappe belegt. Der Ertrag der Nutzpflanzen wurde wesentlich gesteigert. Von den Ananaspflanzen erzielte man bei der ersten Ernte 23 Proz. mehr an Früchten, bei der zweiten Ernte 40 Proz. mehr, und Tabak ergab 78 Proz. Mehrertrag an Blättern. In Indiana (Vereinigte Staaten) erntete man pro $^1/_2$ ha 11500 l Tomaten gegen 7500 l von unbedecktem Boden. Die Vorteile der Bodenbedeckung sind einleuchtend: Die schwarze Farbe der Pappe resorbiert alle Wärmestrahlen, so daß die Früchte zeitiger reifen; das Ausstrahlen der Bodenwärme wird verhindert; die Feuchtigkeit des Bodens verdunstet nur wenig; das Unkraut im Umkreise der Pflanzen kann sich nicht entwickeln; der Platzregen trifft den Erdboden nicht, die Erde wird nicht weggespült, und der Boden bleibt locker; das Behacken der Pflanzen wird erspart. Im Laufe dieses Jahres unternimmt der Verein deutscher Dachpappenfabrikanten Versuche größeren Umfanges. Auch Gärtnern und Gartenbesitzern ist zu empfehlen, dieses neue, eigenartige Mittel bei einigen Versuchspflanzen anzuwenden, um den Ertrag ihrer Kulturpflanzen zu steigern.

Rudolph Schiffel.

Eine neue dänische Grönlandexpedition. Magister Lauge Koch ist gegenwärtig der geologisch und topographisch am besten durchgebildete dänische Grönlandforscher und -kenner. Als Teilnehmer von Knud Rasmussens zweiter Thule-Expedition längs der Nordwestküste Grönlands 1916—1918 mit den Tücken dieser unbewohnbaren Gebiete vertraut geworden, konnte er in den folgenden Jahren in dieses überhaupt nördlichste Landgebiet der Erde mehrere wissenschaftliche Forschungsreisen auf eigene Verantwortung unternehmen. Ihr glänzendster Erfolg war der Nachweis, daß der „Peary-Kanal", der nach Pearys Forschungen das „Pearyland", den nördlichsten Teil Grönlands, von dessen Hauptkörper als schmale durchgehende Meeresstraße abgliedern sollte, aber von Pearys Nachfolgern nicht wieder gesehen worden war und daher ganz geleugnet wurde, doch besteht, nur nicht als Meereskanal, sondern als landfestes Tal mit langen schmalen Seen gleich den schottischen Lochs. Zur Ergänzung seiner geologischen Durchforschung Nordgrönlands wollte Koch in den nächsten Jahren seine geologischen Studien auf Grant- und Grinnelland, die nördlichste, Grönland benachbarte Insel des arktisch-amerikanischen Archipels, ausdehnen, wo die Fortsetzung eines großen Gebirgsbogens zu erwarten ist, der bisher von Schottland über Norwegen, Spitzbergen und den Nordrand Grönlands verfolgt werden konnte. Mag ihn nun eine Bekanntmachung der kanadischen Regierung davon abgeschreckt haben, die auch diese unwirtlichsten Teile Nordamerikas politisch für England in Anspruch nimmt und ihr Betreten ohne Erlaubnis verbietet; oder mag ihm eine aktive Tätigkeit an der neuerdings auch den Norwegern zur Betätigung freigegebenen Küste Ostgrönlands aus politischen Gründen erwünschter erscheinen — vor kurzem trat Koch mit einem ganz neuen Plane vor die Öffentlichkeit. Und zwar will er in *einem* Jahre — 1927 — von der neuen dänischen Niederlassung am Scoresbyfjord aus erst die Ostküste Grönlands nordwärts bis zum Danmarkhaven, d. h. soweit sie noch nicht näher erforscht ist, und zurück bereisen und sodann über das eisüberwölbte, innere Hochland Grönlands zur Ostküste bei der Insel Disko wandern. Auf die erste Reise, die hin und zurück 2800 km lang wird, rechnet Koch die vier Frühjahrsmonate Februar bis Mai. Natürlich wird er nicht dem durch die zahlreichen Fjorde um ein mehrfaches längeren Küstenverlauf selbst folgen, sondern sich weiter landeinwärts halten. Nach einmonatiger Pause soll dann die zweite, 1000 km lange Reise über das Binneneis folgen, die so zeitig an der Westküste enden soll, daß Koch die Heimreise nach Dänemark auf jeden Fall noch im gleichen Jahre antreten kann. Das ist ein Programm, das gut und gern zwei bis drei Jahre harter Arbeit füllen könnte. Selbst ein so erfahrener Grönlandreisender wie Koch kann es offenbar nur dann auf ein Jahr zusammendrängen, wenn ihm Hilfe besonderer Art zu seiner Durchführung zu Gebote steht. Und das soll denn auch in der Tat der Fall sein. Aber nicht Motorschlitten, wie einst Scott, oder Flugzeuge, wie neuerdings Amundsen, will Koch zu seiner Unterstützung heranziehen, sondern seine alten Reisegefährten aus Nordgrönland, die „Polareskimos" aus dem Kap-York-Gebiet, die früher schon Peary und Rasmussen bei ihren Reisen in Nordgrönland und zum Pole selbst unschätzbare Dienste geleistet haben, als Kenner der Landesnatur, als Schlittenführer und Jäger. Diese eingeborenen Helfer sollen mit ihren Hundegespannen schon im Januar 1926 aus ihren Wohnsitzen um Etah nach Süden aufbrechen, so daß sie bei Beginn der Schiffahrtszeit die dänischen Niederlassungen Westgrönlands erreicht haben. Dann sollen sie zu Schiff, nötigenfalls über Island oder selbst über die Färöer, nach der Ostküste und nach dem Scoresbyfjord gebracht werden und dort mit Koch zusammen den Winter auf 1927 verbringen, bis der Tag des Aufbruches nach Norden gekommen ist.

Dr. W. Gerbing.

Für die Frauenwelt.

Der Umsturz in der Mode. (Siehe hierzu unsere Bildertafel.) Wir stehen vor großen Schwankungen in der Mode. Die gerade Linie verschwindet, die Silhouette hat sich sehr verändert! Aus den schmalen, schlanken Gestalten wird die neue Mode vollkommen andere Figuren machen. Ein klein wenig nach spanischem Nationalkostüm hat sich die Mode gewandelt, wenn auch nicht gerade so scharf in der Taille; ein wenig Prinzeßcharakter hat das neue Kleid hier und da doch, wenn es sich streng nach den Modevorschriften hält, um dann plötzlich unterhalb der Hüften in Godets, Glockenvolants oder Tüten auszuspringen und kolossal viel Bewegung und Schwung in die Sache zu bringen. Gewiß werden sich die Frauen erst daran zu gewöhnen haben und sich in ihrer gaminhaften Art mit dieser etwas preziöseren Form der Mode befreunden müssen, aber sie ist einmal da, und man muß ihr, so gut es geht, Geschmack und Nuancen abgewinnen, um sie seiner Figur anzupassen. An den langen Jacken der Kostüme oder den Mänteln, die noch immer die Lieblinge der Mode sind, macht sich die nur angedeutete Godetfalte, die sich entweder seitlich oder rückwärts befindet, sehr gut, denn wenn die Godets tief unter der Hüfte beginnen, dann strecken sie sogar die Figur. Passend dazu sind die etwas weiteren Manschetten an diesen Mänteln. Bei den Kleidern, die immer die Hüfte fest und lang im Schluß umspannen, kommen die eingesetzten Keile oft in originellster Weise zur Verwendung und bilden sehr oft, rund um die Toilette laufend, den Aufputz. Natürlich können diese neuen Formen nur wirken, wenn sie aus weichen Stoffen gearbeitet werden, und es spielt wieder Crêpe de Chine eine große Rolle neben Crêpe satin und neuestens auch Velours chiffon. Die Vorliebe zu samtartigen Kleidungsstücken ist so groß, daß man versuchen wird, und dies gewiß mit Erfolg, Samte zu eleganten Nachmittagsmänteln, reich besetzt mit Pelz, zu verwenden und dazu in derselben Farbe eine Crêpe-de-chine-Toilette zu tragen. Natürlich sind die Tüten nicht überall ausgesprochen, sondern äußern sich in runden Besätzen in schmaler Form, die wie Bordüren wirken. Falbeln und Glocken führen entschieden das große Wort.

Selbstverständlich darf man sich nicht dazu einen großen Hut, recht geschwungen, vorstellen und wenn möglich eine Löckchenfrisur, dann erhält man sofort ein kitschiges Bild. Die Rücken der Kostümjacken und Mäntel sind durch Blenden und Passen zerschnitten und machen die etwas schmälere Silhouette aus. Die Godets, die bei den Kleidern spanisch wirken, werden an den langen Jackenpaletots zum russischen Stil, denn die Glocke kommt gewöhnlich im Volant zur Geltung, und die reiche Pelzbesetzung, die diese wiegenden und wippenden Formen der Mäntel und der Jacken begleitet, macht diese neuen Modelle zu den reizenden Stücken, die das Herz der Frauen im Sturm erobern werden. Claire Patek.

Gürtel auf Sportkleidern. Da die Gürtel von den eleganten Toiletten verjagt worden sind, haben sie sich auf die Sportkleider geflüchtet. Hier sind sie aus Glacé oder schwedischem Leder, haben eine Metallschnalle oder schmücken sich unter einem Galalithmotiv mit einem modernen Ornament. Unter den Ledergürteln wirken die sämischen mit Silberapplikationen besonders elegant. Damen mit etwas starken Hüften dürfen keine breiten Ledergürtel tragen.

Neue Schulterträger für Wäsche. Früher wurden als Schulterträger für Hemden und Unterröcke einfache mauve, rosa oder weiße Bänder getragen. Heute werden alle, selbst die krassesten Farben verwendet, und sehr schick ist es, wenn die Träger aus demselben Gewebe (Crêpe marocain, Crêpe de Chine) wie der Gegenstand, den sie zu halten haben, hergestellt sind. Ganz neu und scharmant sind kleine flache Blümchen, die auf einem seidenen Band aufeinandergereiht werden und einen reizenden Schulterschmuck bilden.

Bunte Topase. Von Zeit zu Zeit verlangt die Mode auch in den Edelsteinen einen Wechsel. Der lange verachtete Topas kennt wieder glorreiche Tage und funkelnde Abende. Der Reiz dieses Steins liegt in der Abwechslung seiner Farbentöne. Heute kennt man rosa, braune, champagner- und „getrocknete Kirschen"-farbene. Ein schöner, mit rosa Topasen geschmückter und von Brillanten umgebener Kamm, der in blonde oder dunkle Locken gesteckt wird, oder irgendein champagnerfarbener Topas, der an einem Platinfaden hängt, gleicht einer herrlichen Symphonie. Aber es ist nicht alles — Topas, was glänzt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

Streller

Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4204. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 8. OKTOBER 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4204. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. Oktober 1925.

Allgemeine Notizen.

Das 400jährige Bestehen der Universität Marburg wird im Juli 1927 feierlich begangen werden. Aus diesem Anlaß haben der Universitätsbund, der Arbeits- und der Ehrenausschuß einen inhaltreichen Aufruf an alle ehemaligen Marburger Studenten und an alle Freunde deutscher Wissenschaft veröffentlicht, der vom Ausschuß für die Jubiläumsgabe zur 400-Jahrfeier der Universität in Marburg (Lahn), Universitätsstraße 7 zu erhalten ist. An diesen sind auch etwaige Anfragen, Material und Zusagen von Geldspenden zu richten. Geldspenden sind einzuzahlen oder zu überweisen auf Konto „Jubiläumsgabe für die Universität Marburg" bei der Landeshauptkasse in Kassel, Ständeplatz 17 (Postscheckkonto Nr. 3719 Frankfurt a. M. oder Nr. 11 Hannover) oder bei der Nassauischen Landesbank in Wiesbaden, Rheinstraße 42/44 (Postscheckkonto Nr. 600 Frankfurt a. M. oder 49638 Köln). Auch deren sämtliche Landesbankstellen an allen größeren Plätzen im Regierungsbezirk Wiesbaden nehmen Spenden entgegen. Beide Banken verfügen auch über ein Reichsbankgirokonto.

Verbandstag der deutschen Schriftsteller. Einen schönen Abschluß des sehr erfreulichen, gastlichen Verlaufs der Veranstaltung des Deutschen Schriftsteller-Verbandes in Wiesbaden boten ein Besuch der Sektkellereien von Kupferberg in Mainz, eine Besichtigung der Mainzer Anlagen und der Rosenausstellung unter Führung von Professor Christiansen. Die Wiesbadener Literarische Gesellschaft vereinigte die Teilnehmer zu einer Abschiedsversammlung im Taunus-Hotel. Am Vormittag fand die Mitgliederversammlung statt, in der unter anderm die Wahlen vorgenommen wurden. Einer Einladung der österreichischen Landesgruppe des Verbandes, den nächstjährigen Verbandstag in Wien abzuhalten, wurde äußerst beifällig entsprochen. Eine außerordentliche Versammlung findet im nächsten Frühjahr in Jena zur Eröffnung des zweiten Schriftstellerheims statt. Die frühere Ortsgruppe des Schriftsteller-Verbandes in Wiesbaden soll im Zusammenwirken mit der Literarischen Gesellschaft (Hans Olden, Prof. Heydenreich) wieder ins Leben treten. Die ausführlichen sachlichen Verhandlungen werden im Druck erscheinen.

Castiglionis Kunstsammlungen werden vom 17. bis zum 20. November d. J. bei Muller in Amsterdam ver-

steigert. Es kommen Castiglionis Gemälde und Bildwerke, aber auch seine Möbel, Tapisserien, Goldschmiedearbeiten, Orientteppiche zur Versteigerung. Die Gegenstände von Wiener Eigenart verbleiben dagegen ebenso wie die fünf Bilder von Tiepolo, die er mit dem Palais Miller v. Aichholz übernommen hatte, vorläufig in Wien.

Ein internationaler wissenschaftlicher Katalog erscheint alljährlich in dem berühmten Smithsonian Institut zu Washington. Dieser große Katalog begann ums Jahr 1900. Jährlich werden 17 Bände veröffentlicht. Die internationale Catalogue Society sagt, daß sie imstande sei, nicht nur den Autor und Titel jedes wissenschaftlichen Buches und Blattes der ganzen Welt zu finden und zu zitieren, sondern auch kurz den Inhalt der betreffenden Darstellung zu analysieren. Jede Regierung der Welt ist an diesem Werk beteiligt, und zwar bereitet jeder Staat den Index seiner jährlichen wissenschaftlichen Literatur vor und sendet ihn an das Zentralbureau nach London, das die Weiterleitung des Materials nach Washington besorgt. Dieses große Unternehmen geht zurück auf eine Anregung des Professors Jos. Henry, der um 1855 der erste Sekretär des Instituts war.

Die Zugspitzenbahn ist vom bayrischen Handelsministerium nun endgültig genehmigt worden. Damit sind alle übrigen in der Schwebe gewesenen Projekte und ebenso die Proteste gegen die Erbauung einer Zugspitzenbahn hinfällig geworden. Die Konzession erstreckt sich auf 99 Jahre. Die Gesamtstrecke bis auf den Ostgipfel der Zugspitze hat eine Länge von 19,6 Kilometer, wovon sich fünf Kilometer in zwei Tunnels befinden.

Zur Gewinnung von Öl aus Kohle nach dem Verfahren des Heidelberger Professors Bergius ist bekannt geworden, daß die ungarische Regierung mit Professor Bergius schon vor einigen Jahren einen Vertrag abgeschlossen hat, durch den die ungarische Regierung berechtigt ist, das Bergiussche Verfahren in Ungarn zur Anwendung zu bringen. Die ungarische Regierung hat auf Grund dieses Vertrages die Ungarische Bergius-Studien-Gesellschaft, A.-G., gegründet, die von der Regierung große Zuwendungen erhält und auch in den Bergius-Anlagen in Mannheim-Rheinau mit ungarischen Kohlen Versuche anstellt. Bisher wurden in Mannheim zehn ungarische Kohlensorten in die Versuche einbezogen. Auf Grund dieser Versuche wird in aller Kürze daran gegangen werden, in Ungarn das Bergiussche

Kohlenverflüssigungsverfahren einzuführen. Nach amtlichen Berechnungen beträgt der ungarische Kohlenbedarf 1 245 000 Tonnen im Jahr, wovon nur 860 000 Tonnen in Ungarn gefördert werden, sodaß Ungarn noch 385 000 Tonnen jährlich einführen muß. Außerdem muß Ungarn 60 000 Hektoliter Benzin und Petroleum im Wert von 250 Milliarden jährlich einführen. Durch das Bergiussche Verfahren werden auch die schlechtesten Kohlensorten zur Kohlengewinnung verwertet werden können.

Eine Güteruntergrundbahn für London planen amerikanische Geldgeber, ähnlich der in Chikago bereits seit langen Jahren bestehenden. Der Plan selbst ist von englischer Seite ausgearbeitet worden. Die Untergrundbahn soll so tief zu liegen kommen, daß sie die vorhandenen Untergrundbahnen unberührt läßt, was wegen deren sehr tiefen Lage bei der Verbindung mit der Erdoberfläche sehr beträchtliche Hubhöhen bedingen wird. Durch die Güteruntergrundbahn sollen die Bahnhöfe mit den Markthallen usw. in Verbindung gebracht werden. Zunächst sollen an zwanzig Stellen Aufzüge zur Verbindung mit der Erdoberfläche eingebaut werden. Die Kosten werden auf 25 Mill. Pfund Sterling geschätzt.

Die Exposicao Agricola e Industria, Sao Paulo (Brasilien) verlieh unter anderm der Spezialfabrik für Sägewerks- und Holzbearbeitungsmaschinen Kirchner & Co., A.-G., Leipzig-Sellerhausen das Diplom „Fora Concurso“, ferner „Grand Prix“ und „Goldene Medaille“.

Der Baumwollverbrauch der Welt. Wie die „Textil-Woche“ erfährt, berechnet der Internationale Baumwollverband den Weltverbrauch an Baumwolle in den sechs Monaten bis zum 31. Juli auf 12 Millionen Ballen, von denen 7 022 000 nordamerikanischer Herkunft waren. Der Gesamtverbrauch der Welt für die Saison 1924/25 stellt sich demnach auf 23 168 000 Ballen, verglichen mit 20 430 000 Ballen in der Saison 1923/24. An amerikanischer Baumwolle wurden in der Saison 1924/25 13 229 000 Ballen, verglichen mit 11 107 000 Ballen in der Saison 1923/24, verbraucht. Da die Baumwollproduktion in der Saison 1924/25 23 611 000 Ballen betragen hat, so hat die Vorratsreserve um 443 000 Ballen zugenommen. Die Vorräte der Spinnereien stellten sich am 31. Juli 1925 auf 3 264 000 Ballen, darunter 1 815 000 Ballen nordamerikanischer Herkunft. Deutschland hat in der Saison 1924/25 1 211 000 Ballen Baumwolle verbraucht, verglichen mit 972 000 Ballen in 1923/24.

Wiesbadener Kochbrunnen-Hauskuren

Natürl. Kochbrunnen-
Quellsalz und **-Pastillen**
wirken vorbeugend, heilend
und sofort lindernd bei:
Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe

Im täglichen Gebrauch
unzähliger Familien und Aerzte.
Zu haben in Apotheken, Drogerien
und Mineralwasserhandlungen.

Preis: Quellsalz p. Glas 2.50 M.
Pastillen p. Schachtel 0.85 M.

Natürl. Kochbrunnen-
Wasser und **-Badesalz**
zu Wiesbadener Trink-
und Badekuren gegen:
Gicht, Rheumatismus, Ischias, Nieren- und Blasenleiden,
Magen-, Darm- und
Verdauungsstörungen,
Katarrhe der Atmungsorgane.

Die Wiesbadener Hauskuren sind zu jeder Jahreszeit ausführbar.

Direkter Bezug und kostenlose Übersendung der ausführlichen Kurschrift durch das **Städtische Brunnenkontor, Wiesbaden.**

DER NEUE ROMAN

DIE GLÜCKSFISCHER

VON

JAKOB SCHAFFNER

im Berliner Tageblatt

!!! Schmücke dein Heim mit den Originalwerken der Natur !!!

Prachtfalter aller Erdteile in allen Farben und herrlichstem Glanze schimmernd, auf feinem Wattepolster, in ovalen Metall-Rahmen unter Glas gefasst, erfreuen Jung und Alt. Illustrierter Prospekt gratis.

Versand erfolgt direkt vom Sammelreisenden und Präparator

PAUL KIBLER, CANNSTATT, Quellenstr. 1.

VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER
WEIN-UND SEKTKELLEREI G.M.B.H.
KOBLENZ

DENKMAL DEUTSCHER WEIN
GESCHAFFEN VON JOS. HENSELMANN
FÜR DIE FIRMA
VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER
WEIN-U SEKTKELLEREI G.M.B.H.
KOBLENZ
IM EHRENHOF DER REICHSAUSSTELLUNG DEUTSCHER WEIN

ABBILDUNGEN KOSTENLOS

WIR SUCHEN NOCH FÜR EINIGE PLÄTZE ERSTKLASSIGE GUT EINGEFÜHRTE VERTRETER

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt. Gegr. 1864. Fernruf 1115.
Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. **Schülerheim.**

Patente
unt. Garantie. Gratisbroschüre. Mässige Preise. — Modellbau.
Patentkontor „Record", Berlin S 42

Deutsche Säbelfechtschule.
Eine kurze Anweisung zur Erlernung des an unseren deutschen Hochschulen gebräuchlichen Säbelfechtens. Herausgegeben vom Verein deutscher Fechtmeister. Mit 27 Abbildungen. Geb. 0.80 R.-M.
Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

Schletzer-Käse
(2 rote dän. Käse)
à 4½ Pfd.=9 Pfd. . . M. 5.30
9 Pfd. Käse in Stanniol nach Tilsiter Art . . . . M. 7.25
Edamer Käse 20% . M. 9.50
9 Pfd. Limburger Käse 20% M. 9.60
9 Pfd. dän. Schweizer 30% M. 11.25
200 Harzer Käse . . M. 4.40
Neue Matjes speckfett, Postfaß ca. 5 kg Ztr. . M. 4.60
Freibleibend ab Hamburg per Nachn. zuzügl. 90 Pf. für Porto u. Verpackung
Postscheckkonto: Hamburg 12703.
Zurücknahme, wenn nicht gefällt.
Versandhaus
C. Schletzer & Co.
HAMBURG 50
Graumannsweg 40.

Browning
Kl. 7,65 und Kl. 6,35 M. 17.-
„Beko"-Schreibmaschine M. 39.-
Jagdwaffen / Radioapparate
alle Stationen hörbar M. 35.-
Benekendorff, Berlin-Friedenau 9.

Mein „Halali" Hut
Mein Stolz
Halali Comp. m. b. H.
Frankfurt a. M., Nr. 29,
Moselstrasse 4.

O- u. X-Beine
heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat. Dtsch. Reichspat. Nr. 335318. Aerztl. i. Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. **Arno Hildner,** Chemnitz Sa. E 26. Wissensch. orthop. Werkst. (Fachärztl. Leit.)

Benger's Ribana
Unterkleidung
Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart

Bubikopf?

Lassen Sie Ihr Haar nicht schneiden, sondern verlangen Sie noch heute kostenlose und unverbindliche Zusendung eines Prospektes über den neuen ges. gesch. dreiteiligen Haarhalter **„Page".** Derselbe ermöglicht Frisuren, welche geschnittenen Bubi- oder Pagenfrisuren vollständig ähnlich sind.

Fa. Oscar Schmid, Mannheim 18. Postfach 34.

Siegreich
im Leben sich behaupten oder unbeachtet bleiben, ist für die Frau gleichbedeutend mit schön sein oder nicht schön sein.
Schön und anziehend wird jede Frau, die ihrem Körper wahre Schönheitspflege angedeihen läßt durch
Dralle's Lavendel-Seife
Dralle's Lavendel-Crème

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Zur Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno (Schweiz) am Lago Maggiore, die am 5. Oktober begann: Blick auf Locarno. Im Vordergrund die hoch über der Stadt gelegene Wallfahrtskirche Madonna del Sasso.

Fremdenverkehrsfragen. / Von Dr. Adolf Konrad, München.

Es ist eine vielverbreitete und namentlich in den dem Fremdenverkehr an sich nicht oder wenig günstig gesinnten Kreisen gern gepflegte Anschauung, daß der Fremdenverkehr in Deutschland künstlich großgezogen worden sei und in seinem Ertrage nur einem kleinen Kreise von Interessenten zugute komme.

Das ist grundfalsch. Auch hier gelten gewisse Gesetze, vollzieht sich eine natürliche Entwicklung. Man darf bei Beurteilung solcher Fragen an diesen Dingen nicht vorübergehen, die sich dahin zusammenfassen lassen, daß der Fremdenverkehr irgendeines Landes oder irgendeiner Stadt niemals ein künstliches Produkt ist, sondern stets seinen festen, unverrückbaren Grund, sein natürliches Wachstum hat in der Eigenart dieses Landes, dieser Stadt, die, sei es in historischer oder künstlerischer, sei es in kultureller oder landschaftlicher Hinsicht, Menschen anzuziehen und zu fesseln vermag. Ein Fremdenverkehr kann sich daher nur dort entwickeln, und im Zusammenhang damit kann sich eine Pflege des Fremdenverkehrs nur dort mit Erfolg betätigen, wo diese Voraussetzungen gegeben sind.

In Deutschland aber waren diese Voraussetzungen in reichem Maße gegeben und sind es, da sie durch den Krieg und seinen Ausgang nicht berührt wurden, heute noch.

Auf diesen natürlichen Grundlagen wiederaufzubauen, ist aber eine unbedingte Notwendigkeit. Denn ein von gesunden Grundlagen getragener Fremdenverkehr ist für das betreffende Land ein Faktor von hervorragender volkswirtschaftlicher Allgemeinbedeutung.

Der Fremdenverkehr hebt die allgemeine Lebenshaltung der Bevölkerung, er erleichtert den Absatz von Gütern und Diensten — veranlaßt durch gesteigerte und intensiver gewordene Nachfrage nach Produkten und Diensten — steigert die Produktionstätigkeit, vermehrt die Verkehrsleistungen, bietet damit den heimischen Produktivfaktoren und darunter in erster Linie der Arbeitskraft eine wesentlich erhöhte Verwendungsmöglichkeit und macht manche wirtschaftliche Betätigung überhaupt erst rentabel und damit für unsere Verkehrswirtschaft lebensfähig.

Allerdings in der Zeit vor dem Kriege, da Handel und Wandel in Deutschland blühte, da die deutsche Industrie eine weltbeherrschende Stellung innehatte und das ganze Volk teilnahm an dem unerschöpflichen Ertrag einer mehr als 40jährigen Aufwärtsbewegung sondergleichen, wurde dem Fremdenverkehr geringe Beachtung geschenkt. Man kümmerte sich wenig um die Erfassung seiner allgemein-volkswirtschaftlichen Bedeutung, er war sozusagen eine der äußersten Spitzen an dem gewaltigen Baume deutscher Wirtschaft. Infolgedessen tun wir uns heute etwas schwer, wenn wir uns Rechenschaft ablegen wollen über seine wirtschaftliche Bedeutung. Wir haben leider keine Statistik, die uns zahlenmäßig sagen könnte, wie groß die Fremdenfrequenz in Deutschland vor dem Kriege war, und wie viel der Fremdenverkehr dem deutschen Nationalvermögen zubrachte. Wir wissen genau, was Deutschland vor dem Kriege importierte, was es exportierte, wir haben die gründlichsten Statistiken von Handel, Industrie, Landwirtschaft usw. und können uns an der Hand dieser Unterlagen ein Bild machen, wie es um unsere Wirtschaft bestellt ist. In bezug auf den Fremdenverkehr fehlt es uns an solchen zusammenfassenden Reichsstatistiken. Nur Einzelergebnisse liegen vor. Aber dennoch genügen sie, um behaupten zu können, daß gerade der Fremdenverkehr heute, da die kräftigsten Zweige des deutschen Wirtschaftslebens durch die Stürme des Krieges und die Folgen des Friedensvertrages geknickt sind und nur schwer wieder Triebe ansetzen wollen, als eine der wichtigsten Saugadern anzusehen ist, aus denen das deutsche Wirtschaftsleben neue Kraft gewinnen kann. Wenn, wie vor dem Kriege angenommen wurde, Italien 500, Österreich 150, die Schweiz 300 Millionen aus dem Fremdenverkehr gezogen haben, und wenn man diesen Ertrag für Bayern allein auf mindestens 100 Millionen schätzen kann, so vermag man sich eine ungefähre Vorstellung zu machen, welcher Gesamtertrag für ganz Deutschland in Frage stand. Dabei sind die großen Einnahmen von Bahn und Post nicht eingerechnet.

In Italien, Frankreich und der Schweiz hat man die Wichtigkeit gerade dieses Wirtschaftszweiges denn auch klar erkannt. Man betrachtet dort den Wiederaufbau des Fremdenverkehrs als eines der allerwichtigsten Wirtschaftsprobleme und stellt alle seine Maßnahmen darauf ein.

Dem deutschen Volke allerdings scheint es noch immer nicht in voller Klarheit zum Bewußtsein gekommen zu sein, wie arm wir geworden sind, daß der sogenannte Friedensvertrag von Versailles unserem Handel, unserer Industrie, unserem Gewerbe und unserer Landwirtschaft kaum noch die Möglichkeit zum Leben und Atmen läßt, daß wir daher noch viel mehr als die anderen darauf angewiesen sind, uns die Einnahmequellen des Fremdenverkehrs wieder und womöglich in erhöhtem Maße zu erschließen.

Die deutsche Delegation für die Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno vor ihrer Abreise auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin am 2. Oktober.
1 der englische Botschafter Lord D'Abernon; 2 Staatssekretär Dr. v. Schubert; 3 der päpstliche Nuntius Pacelli; 4 der französische Botschafter de Margerie; 5 Reichskanzler Dr. Luther; 6 der italienische Botschafter Graf de Bosdari; 7 Reichsaußenminister Dr. Stresemann.

Zu den diplomatischen Besprechungen mit dem russischen Außenminister Tschitscherin in Berlin: Tschitscherin (×) beim Verlassen des Schlesischen Bahnhofs nach dem Empfang durch Staatssekretär Dr. v. Schubert (××).

T. v. Wirsén,
bisher schwedischer Gesandter in Bukarest, wurde zum Gesandten für Berlin bestimmt.

Von der Herbsttagung, 100. Hauptversammlung und 40jährigen Jubiläumsfeier der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Königsberg i. Pr.: Die Vorstandsmitglieder. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)
Von links nach rechts sitzend: Staatsminister a. D. v. Arnim-Criewen, Schwedt a. O.; v. Websky, Carlsdorf (Schlesien); Ökonomierat Dr. Wiese, Berlin; v. Naehrich, Puschkowa (Schlesien); Domänenrat Dr. Brödermann, Knegendorf (Mecklenburg); Freiherr Fergler v. Ferglas, Kannstatt (Württemberg). Stehend: Oberregierungsrat Dern, Würzburg; Landesökonomierat Wychgram, Katharinahof (Ostfriesland); Dr. v. Laer, Oberbehme (Westfalen); Geheimer Oberregierungsrat Dr. Busse, Würzburg; Geh. Hofrat Prof. Dr. Vogel, München; Kammerherr Freiherr v. Feilitzsch, Trogen (Bayern); Kammerherr v. Wenkstiern, Redefin (Mecklenburg).

Friedrich Lienhard,
bedeutender elsässischer Dichter, Verfasser von Heimatdichtungen und Romanen, feierte am 4. Oktober in Weimar seinen 60. Geburtstag.

Von der Reise österreichischer Journalisten durch Deutschland: Besuch des Völkerschlachtdenkmals am 26. September während des Aufenthaltes in Leipzig. — Rechts oben: Sängerbesuch aus dem Ruhrgebiet in Berlin: Das Begrüßungskonzert für die Mitglieder des „Essener Männerchors 1860 (Sanssouci)" nach ihrer Ankunft auf dem Potsdamer Bahnhof. (Phot. Wipro.) — Nebenstehend: Massenkundgebungen der nationalen Verbände Deutschösterreichs am 27. September in Wien gegen die Friedensverträge von Versailles und Saint-Germain und für den Anschluß an das Deutsche Reich: Ankunft eines Bataillons der Wiener Frontkämpfervereinigung auf dem Karlsplatz.

Die feierliche Einweihung eines Denkmals für die 14 Gefallenen des Kreuzers „Magdeburg", der am 26. August 1914 bei einem Vorstoß im Finnischen Meerbusen den russischen Seestreitkräften zum Opfer fiel, auf dem Garnisonfriedhof in Danzig. — Nebenstehend: Von der Zusammenkunft der Mitglieder der Senate der Freien Hansestädte, die zum ersten Male wieder nach elf Jahren in Hamburg stattfand: Die Vertreter der drei Freien Hansestädte vor der Stadthalle. Im Vordergrunde die Präsidenten der Senate (Bürgermeister) von Bremen, Hamburg und Lübeck.

Aber nicht nur als wirtschaftlicher Faktor von heute erhöhter Bedeutung zeigt sich der Fremdenverkehr, sondern auch als ein Kulturfaktor ersten Ranges, insofern, als er Menschen zusammenführt, die, wenn andere Beweggründe, wie Handel, Industrie, Geschäfte, sie nicht bestimmen, ihren Wohnsitz zu verlassen, nie zusammenkommen würden. Hierbei ist ganz besonders zu beachten, daß gerade durch einen solchen, aus mehr oder weniger ideellen Bewegungsmotiven entspringenden Verkehr die Imponderabilien des Sich-Verstehens und »Schätzenlernens der Menschen und Völker eine ganz wesentliche Stärkung erfahren. Deutschland hat die geistige Isolierung gegenüber seiner Umwelt, in der es fast ein Jahrzehnt zu leben gezwungen war, heute noch nicht völlig überwunden. Noch immer werden Urteile über deutsche Verhältnisse im Ausland laut, die nur einer vollkommenen Unkenntnis des heutigen politischen und wirtschaftlichen Deutschlands entsprungen sein können. Dem kann aber nur ein Besuchen des Landes selbst abhelfen, ein aufmerksames Umschauhalten an Ort und Stelle. Auf diese Weise werden neue Brücken zwischen den Nationen geschlagen, gegenseitiges Verständnis wird geweckt und neben dem Trennenden das Gemeinsame erkannt.

Wirtschaftliche und kulturelle Erwägungen höchster Art sind es also, die uns gleicherweise eine Pflege des Fremdenverkehrs nahelegen. Und daraus müssen auch die entsprechenden Folgerungen gezogen werden.

Zunächst muß die Überzeugung von der Wichtigkeit und Bedeutung des Fremdenverkehrs wieder in weitere Kreise des Volkes gebracht werden. Es müssen weiterhin alle zur Mitarbeit an der Wiederaufrichtung eines auch qualitativ guten Fremdenverkehrs berufenen Faktoren zielbewußt zusammenarbeiten, und es muß endlich deren Arbeit seitens der behördlichen Stellen die entsprechende nachdrückliche Förderung und Unterstützung erfahren.

Neben der Pflege des innerdeutschen Verkehrs bedarf besondere Pflege der Ausländerverkehr. Denn während der erstere eine Mehrung des Nationalvermögens an sich nicht bedeutet, kommt dieser in seiner wirtschaftlichen Bedeutung einem Export von Gegenständen gleich, und zwar ohne besondere Spesen, und dient so als ein nicht unbedeutender Faktor zur Besserung unserer Zahlungsbilanz.

Auch auf anderen Gebieten muß praktische Fremdenverkehrspolitik getrieben werden.

Unsere Eisenbahnen müssen wieder mehr aktive Propaganda betreiben nach dem Vorbilde anderer Länder, z. B. Italiens.

Alle Schranken, die heute noch immer die Länder trennen oder doch den Verkehr erschweren, müssen fallen, seien es solche polizeilicher Art, oder seien es Paß- und Visaschranken. Der Fremdenverkehr muß wieder frei und ungehindert sich entfalten können. Das Verhältnis der Gegenseitigkeit muß wiederhergestellt werden. Nur dadurch wird die Möglichkeit geschaffen, das internationale Reiseleben von neuem zu befruchten, wovon die Wirtschaft eines jeden Landes, nicht zuletzt die Deutschlands selbst ansehnlichen Nutzen haben wird.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Erhaltung und Stärkung der Konkurrenzfähigkeit unseres Beherbergungs- und Verpflegungsgewerbes gegenüber dem in außerdeutschen Fremdenverkehrsgebieten. Hier ist eine Revision der steuerlichen Belastung unbedingtes Erfordernis, da es der außerdeutschen Konkurrenz gegenüber stark vorbelastet erscheint.

Nicht zuletzt ist eine zielbewußte, planmäßige, starke Propaganda notwendig, die aber heute, namentlich dem

Vom bayerischen Zentral-Landwirtschaftsfest in München, das in Verbindung mit dem Oktoberfest stattfindet: Vorführung prämiierten Viehes vor dem bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Held und anderen Vertretern der Landesregierung.

Korps-Appell des 40. Reservekorps in Hamburg am 27. September unter Teilnahme von General Litzmann (1), Prinz Oskar von Preußen (2) und dem Dichter Rudolf Herzog (3) anläßlich des zehnjährigen Gedenktages der Eroberung von Kowno und Wilna.

Aus der Ausstellung neuer Märkischer Keramik im Kunstgewerbemuseum zu Berlin, die am 26. September eröffnet wurde: Moderne Öfen. Links: Brauner glasierter Ofen. Entwurf Prof. Vierthaler. Mitte: Kamin aus Veltener Steingut. Rechts: Kachelofen mit handgeformten Platten und Ornamenten. Entwurf Malve Unger, Velten.

Eine Kunstauktion in London. Nach einem Gemälde von Stanley Anderson.

Auslande gegenüber, weniger eine direkte Verkehrswerbung als vielmehr eine kulturpolitische Werbearbeit sein muß, die Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Eigenart erschließen soll.

Wird nach diesen Richtungen planmäßig gearbeitet, so wird allmählich Deutschland das wiederbekommen, was es vor dem Kriege hatte: einen qualitativ guten und ertragreichen Ausländerverkehr. Es wird wieder das Reiseland werden, das es war.

Im Brautschmuck.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf S. 555.)

Die selbständige modische Auffassung unserer jungen Damen findet besonders beim Brautkleid prägnanten Ausdruck. Man emanzipiert sich von überlieferten Anschauungen und findet an eigenartigen und aparten Brauttoiletten Gefallen. Früher wurde Wert auf ein kostbares und dennoch bescheiden wirkendes Brautkleid gelegt, das eine dem Ernst der Stunde angepaßte Note zur Schau turg. Die neue Zeit fordert auch auf diesem Gebiet ihren Tribut. In vielen Fällen verzichtet man auf die Schleppe und tritt sogar sehr fußfrei vor den Altar. Es ist entschieden schwierig, festzustellen, ob das fußfreie Brautkleid als ein Verstoß gegen die feierliche Würde einer Trauung aufzufassen ist. Das Auge gewöhnte sich an das kurze Kleid. Man würde ein langes als unmodern empfinden und muß daher in einem fußfreien Kleid mit geschickt arrangierter Schleppe eine sympathische Lösung finden. Bemerkenswert ist vor allem, daß man sich nicht mehr auf ein weißes Kleid mit weißem Schmuck festlegt, sondern Silberspitzen als zulässig erachtet. Mitunter werden sogar über weiße Seide ganze Kleider aus Silberspitze gelegt. Das ergibt einen glänzenden Schmuck, der jedoch manchen Bräuten vielleicht zu prunkvoll und auch nicht ganz der Situation angemessen erscheinen mag. Der Brautkranz, jene traditionelle Überlieferung, an der bis vor kurzem niemand zu rütteln wagte, fiel auch den modischen Bestimmungen zum Opfer. Ein richtiger Kranz schaltet fast vollkommen aus. In den meisten Fällen begnügt man sich mit kleinen Myrtensträußchen, die an beiden Seiten den Schleier halten. Hier und da schmiegt sich ein schlanker Blütenstil um die Stirn. Häufig wird ganz auf die Myrte verzichtet. Dann treten Diademe an ihre Stelle, die den phantasievoll gesteckten Schleier meistern. Perlenketten ruhen auf der Stirn der jungen Braut, die sich von dem rührenden Zauber des bräutlichen Gedankens so weit entfernt, daß sie höchstens einen Myrtenstrauß am Gürtel trägt. Auch der Brautschleier, häufig aus kostbaren Spitzen, die sich von Generation auf Generation vererbten, tauscht in vielen Fällen seine weiße Farbe gegen Rosa ein. Rosa soll kleidsamer sein, ein zartes, blasses Rosa, das sich besser mit der leuchtenden Pracht der Seide und der Silberspitze verbindet als Weiß. Es ist jedenfalls ein Zeichen radikaler Entschließungen, sich von dem weißen Brautschleier loszusagen. Sentimentale Anschauungen haben aber in unserer Zeit keinerlei Berechtigung. Die Tendenz neigt zu leuchtenden Effekten, so daß man ihnen unter allen Umständen den Vorrang einräumt. Der kostbare Spitzenschleier findet die größte Beachtung. Das ist außerordentlich erfreulich, denn schöne handgearbeitete Spitzen steigern die Vollkommenheit eines bräutlichen Anzuges und sind wohl in den meisten Fällen metallischem Glanz vorzuziehen. Die Freude an Silberstoffen und Silberspitzen tauchte vielfach bei Modeschauen und auf der Bühne auf, beides Gelegenheiten, bei denen sie durchaus am Platze sind. Von hier aus nahmen sie ihren Weg in das bürgerliche Leben, und manches junge Mädchen folgte ihren Lockungen, ohne sich recht klar zu sein, daß diese Pracht nicht ganz der Bestimmung gerecht wird. Das schönste Brautkleid wird nach wie vor weiß sein. Seine Eleganz läßt sich durch edle, prächtige Seide und ihr gleichwertiges Spitzenmaterial erzielen. Mit Überlegung und kultiviertem Geschmack ist es immer leicht, sich im Rahmen der Mode zu kleiden und doch dabei zu weit gehende Extravaganzen zu vermeiden. Ola Alsen.

Von der Hochzeit des Prinzen Philipp von Hessen, eines Neffen Kaiser Wilhelms II., mit Prinzessin Mafalda, der zweiten Tochter des italienischen Königspaares, auf Schloß Racconigi bei Turin am 23. September: Das neuvermählte Brautpaar mit den Hochzeitsgästen auf der Freitreppe des Schlosses. 1 Königin Helena von Italien; 2 Königinmutter Margarete; 3 König Viktor Emanual III. von Italien.

Der 55. Geburtstag des Königs Christian X. von Dänemark am 26. September: Der König mit seiner Gattin Alexandrine, Herzogin zu Mecklenburg, bei der Ausfahrt in Kopenhagen, von der Menge freudig begrüßt.

Moderne Architektur in Japan: Das soeben vollendete neue Haupt-Telegraphenamt zu Marunouchi in der Nähe von Tokio, das mit den neuzeitlichsten Einrichtungen ausgestattet ist.

Phrase und Schlagwort.

Mein Name ist vielfältig. Gar mancher hat ihn in Verruf gebracht, und doch ist sein tiefster Sinn Schönheit, Pracht, Stil. Und selbst die Phrase im böseften Sinn ist noch ein Königsmantel, in den sich ein Suchender hüllt."

„Du verkörperst eine sterbende Epoche, ich eine lebendige. Was vermag dein Gewinsel gegen meine Schlagkraft, gegen meine Werbekunst. Eine leuchtende Standarte ich. Ein Wort, das ein Programm enthält, eine Geistesrichtung, ein Bekenntnis. Wie eine Lichtreklame in dunkler Nacht zuckt der Gedanke, den ich führe, in Menschenhirnen auf und geht ihnen nach, verfolgt sie, bis sie mir folgen."

„Ich kleide alles, was ich zu sagen habe, in Glanz und Schimmer und Wärme, ich überrede, ich überzeuge, ich entführe in meine Welt. Lieder sind meine Worte, die den Menschen rühren und bekehren, die Dichter finden immer neue Formen und Gestalten zu meinem Ruhm, und die anderen lauschen. Du stehst in schlechtem Ruf, du wirst verachtet, ich werde von den Besten gesucht."

„Und trotzdem bin ich stolz. In meiner Kürze und Prägnanz liegen ungeahnte Kräfte. Die besten Gedanken, die tiefsten Gefühle stehen auf meinem Banner, und was Bücher nicht vermögen und nicht Denker und nicht Redner, das Schlagwort allein dringt überallhin und entzündet und entflammt, wo Phrasen nichts vermögen und Worte klanglos sind." Marie Holzer.

Blick auf die Playa de Cebadilla während der Beschießung durch die spanischen Seestreitkräfte. — Nebenstehend: Übernahme eines Flugzeuges nach seiner Rückkehr vom Bombenabwurf über den feindlichen Stellungen an Bord des spanischen Schlachtschiffes Alfons XIII.

Maschinengewehrstellung der spanischen Fremdenlegionäre bei Kap Morro.

Gelandete Artillerie beim Vorrücken in dem schwierigen Küstenterrain.

Links: Die spanischen Transportschiffe am Landungsplatz bei Kap Morro. — Rechts: Spanische Tanks in Bereitschaftsstellung bei Kap Morro.

Von den Kämpfen der Spanier in Marokko bei dem Landungsunternehmen in der Bucht von Alhucemas.

(Vgl. hierzu den Beitrag unseres nach dem Kampfgebiet entsandten Sonderberichterstatters Hans Felix Wolff in Nr. 4203).

1. Erdpflug zur Ebnung der Oberfläche des oberen Dammes.
2. Steinschüttung zur Verstärkung des sandigen Fundaments.
3. Auslauf der durch Bagger vom Meeresgrunde gehobenen, mittels eiserner Rohre nach dem Dammkörper beförderten Erdmassen, die zur Bildung des Unterdammes verwendet werden.
4. Aufschütten trockener Bodenmassen auf den Oberdamm.
5. Eintreiben von Pfählen für die Dammwand durch Rammbären.

(Phot. Wipro.)

Vom Bau des Eisenbahn-Verbindungsdammes zwischen dem Festland und Sylt, der, im Frühjahr 1923 begonnen, zu Ende dieses Jahres fertiggestellt sein wird.

Die Ausführung des schon vor dem Kriege geplanten Dammbaues wurde durch die Abtretung von Gebietsteilen Nordschleswigs an Dänemark beschleunigt, da der Reiseverkehr nach Sylt durch nunmehr dänisches Gebiet gehen mußte. Der Damm, der vom schleswigschen Festlande nach der Halbinsel Nösse auf Sylt führt, wird nach seiner Vollendung eine technische Meisterleistung darstellen.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(6. Fortsetzung.)

Nachdem man des langen und breiten alle Möglichkeiten des Gelingens und Mißlingens eingehend besprochen und erwogen hatte, verlangte Avellanda, noch heute den Platz seiner Tätigkeit in Augenschein zu nehmen. Die beiden jungen Burschen übernahmen bereitwillig die Führung, und gegen drei Uhr in der Nacht schlenderten die drei einige Male durch die Rue de Crisolles und an den jetzt stark vergitterten Fenstern des Juweliergeschäftes vorbei.

Um vier Uhr trennten sie sich. Avellanda nahm ein Auto zum Boulevard des Italiens. Er mußte unbedingt einige Stunden Ruhe haben, wenn er sich auf seine Nerven vollkommen verlassen wollte.

*

Um elf Uhr fünfundzwanzig Minuten vormittags — diese genaue Zeit stellte der Polizeibericht später fest — begab sich in der Rue de Crisolles vor dem Geschäft der Brüder Ravelin folgendes:

Einige Neugierige standen wie gewöhnlich vor dem Schaufenster, worin das Hochzeitsgeschenk jenes amerikanischen Multimillionärs für seine Schwiegertochter, die Herzogin von Montfaucon, ebenso wie sonst alle Tage ausgelegt war. Autos rollten vorbei, die Zeitungsjungen begannen die Mittagsblätter auszurufen, alles war wie sonst, und die Straße bot nichts Außergewöhnliches. Da kamen aus der Richtung des Boulevard Haußmann zwei junge Leute her. Sie waren angetrunken, benahmen sich aber ganz friedfertig. Brüderlich hatten sie ihre Arme ineinandergehakt und sangen ein wenig vor sich hin, wie Angetrunkene es eben tun. Kein Mensch achtete auf sie.

Sie näherten sich den Schaufenstern der Brüder Ravelin und blieben in einiger Entfernung stehen, wobei sie begannen, erregt aufeinander einzusprechen; sie schienen über irgendeine Nichtigkeit in Streit geraten zu sein. Der größere von den beiden schlug dem andern so derb auf die Schulter, daß der in die Knie sank und ein Schmerzensgeheul ausstieß.

Die Neugierigen, die vor dem Schaufenster standen, wandten sich um. Aber es blieb zwischen den beiden nicht bei dem Hieb auf die Schulter und nicht bei dem Schmerzensgeheul: eine Minute später wälzten sie sich schreiend und schimpfend, sich schlagend und würgend auf dem Fußgängersteig umher. Im Augenblick bildete man um sie einen Kreis. Das Schaufenster der Brüder Ravelin und der darin befindliche Hochzeitsschmuck hatten ihre Anziehungskraft vollkommen verloren. Man schrie nach Schutzleuten. Es waren — wie immer — keine zu sehen.

Und gerade als die Prügelei im besten Gange war, als die beiden Kämpfer, in sich verkrampft und verschlungen, ihre Kräfte maßen, kam vom Park de Monceau ein Auto her, ein Privatwagen, ein ganz unauffälliger Viersitzer. Er stoppte, als er sich dem Menschenauflauf näherte und wandte dann um, hielt unmittelbar vor dem Juweliergeschäft.

Er hielt nicht länger als zehn Sekunden.

Aber in diesen zehn Sekunden geschah das Unglaubliche.

Ein Herr — kein Mensch wußte nachher bei den Verhören anzugeben, wie er eigentlich ausgesehen habe — sprang aus dem wartenden Auto, ließ den Wagenschlag geöffnet und ging beschleunigt, aber in vollkommener Ruhe auf das Geschäft der Brüder Ravelin zu, als wollte er sich den Schmuck besehen. Aber er besah ihn sich sehr genau! Er fand sich mit der trennenden Schaufensterscheibe nicht ab! Mit irgendeinem schweren Gegenstand, den er in der Hand trug, zertrümmerte er das starke Glas.

Klirren und Krachen. Hundert Schreie aus hundert Mündern.

Die beiden jungen Burschen prügeln sich und johlen weiter. Eine ungeheure Verwirrung. Die Autos stoppen. Keiner weiß im ersten Augenblick, was eigentlich geschehen ist. Und als man einigermaßen zur Besinnung kommt, ist der unauffällige Viersitzer schon wieder in Fahrt. Er rast davon, rücksichtslos, in wildester Flucht.

Ein Angestellter von Ravelin, wie ein Irrsinniger mit den Armen fuchtelnd, steht plötzlich in der Tür, schreit und brüllt hinter dem davonjagenden Auto her. Das ist schon eine ganze Strecke entfernt. Nur ein einziges Auto, dessen Führer sich offenbar durch besondere Geistesgegenwart auszeichnet, macht sich zur Verfolgung auf. Es ist schneller als der Räuber und rückt ihm näher, an der nächsten Straßenecke hat es ihn beinahe eingeholt.

Aber da erhebt sich der Räuber, der bis dahin auf dem Boden seines Wagens gehockt haben muß, er bedeckt das Gesicht mit der linken Hand, und in der rechten hält er einen Revolver.

Der Führer des verfolgenden Autos bremst in Todesangst. Da kracht ein Schuß. Nicht auf seinen Verfolger hat der Räuber geschossen; der Pneumatik des rechten Vorderrades ist von einer sicher sitzenden Kugel getroffen. Die Verfolgung ist aussichtslos.

Zwei, drei Schüsse fallen, aber die gehen in die Luft: Schreckschüsse! Sie haben jedoch den Erfolg, daß sich kein Mensch getraut, die Verfolgung des Räubers aufzunehmen. Der liegt, als ein Wagen um die nächste Ecke rast, schon wieder unsichtbar auf dem Boden. — —

Das geschah um elf Uhr fünfundzwanzig Minuten vormittags in der Rue de Crisolles, mitten in Paris, am hellichten Tage.

Und eine halbe Stunde später schlendert ein sehr sorgfältig gekleideter Herr die Rue de Crisolles hinab. Er bleibt dem Geschäft der Brüder Ravelin gegenüber auf der anderen Straßenseite einige Augenblicke lang stehen und betrachtet sich durch die Schutzmannskette das Schaufenster mit der zerbrochenen Scheibe, hinter der vor kurzer Zeit noch der kostbare Hochzeitsschmuck der Herzogin von Montfaucon gelegen hat.

Dann wendet er sich zum Gehen und pfeift leise vor sich hin. Zwei Frauen, die vorübergehen, und die das gleiche Ziel haben wie der junge Bummler, müssen nach ihm den Kopf wenden. Denn er ist ein hübscher Kerl. Seine dunklen blanken Augen sehen so frisch und fröhlich drein, und sein Lächeln gibt ihm etwas Verwegenes, Unwiderstehliches.

VI.

Flaghertie O'Wills erschien Hella um so bewundernswerter, je näher sie ihn kennenlernte. Sie beneidete ihn, und ihr Neid richtete sich auf alles, was er sagte, empfand oder tat. Seine Laune wurde strahlender mit jedem Tag. Ganz und gar im Augenblick lebte er; es gab kein Gestern für ihn, kein Morgen. Wurde er gezwungen, doch einmal daran zu denken, so sah er alles in heiterstem und rosigstem Licht.

Hella bewunderte ihn ehrlich, obwohl sie sich sagen mußte, daß es töricht war, einen Mann um seiner Lebensauffassung willen zu bewundern.

Sie hörte ihm gern zu, wenn er von sich selber sprach, und er sprach gern und oft von sich selbst. Sie glaubte dann, sein Leben läge offen vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch. Aber sobald er schwieg, sobald sie einmal für sich allein über ihn nachdenken konnte, versank Flaghertie O'Wills' Gestalt in Geheimnissen und Rätseltiefen.

Hella mußte stets über ihre Mitmenschen nachdenken, und sie hatte für diese Nachdenklichkeit noch niemals einen geeigneteren Menschen gehabt als jetzt. Sie versuchte, in seine Geheimnisse vorzudringen und **das** Land in seiner Seele oder in seinem Leben zu erforschen, worüber er offenbar den Schleier des Schweigens breitete. Aber da schwankte bei jedem Schritt der Boden, ständig brodelten Nebel auf.

Log Flaghertie O'Wills, wenn er von seinem Leben erzählte? Das war wohl möglich, aber es waren gewiß keine Lügen im alltäglichen Sinne: Seine kindlich reiche, buntwuchernde Einbildungskraft — so glaubte Hella — gestaltete Erlebnisse oder formte sie um, und er gab sie zum besten, als seien sie die lauterste Wahrheit. Er selbst war davon wahrscheinlich am meisten überzeugt.

Trotz allem aber: welch ein Mann war Flaghertie O'Wills! Er war einfach und töricht wie ein Kind; klug und gewandt wie ein Mann von Welt. Man wäre versucht gewesen, ihn des Leichtsinns zu zeihen, ihm ein Leben voller Nichtigkeiten und närrischer Tändeleien vorzuwerfen, wenn über seinem ganzen Leben nicht die romantische Leidenschaft und die heilige große Liebe zu seinem Land gestanden hätten, um dessen Freiheit er gekämpft hatte. Hella vergaß, sich selbst genauer zu beobachten. Sie hätte dann bemerken müssen, daß sie es eigentlich war, die in Flaghertie O'Wills jene große Leidenschaft und Liebe hineindichtete; sie hätte erkennen müssen, daß er nur das aussprach, was sie begierig war, zu hören. Sie zwang sich dazu, in ihm nicht irgendeinen gleichgültigen Weltbummler zu sehen, sondern sie wollte ihn umstrahlt wissen von der Gloriole eines Heimatlosen, eines landfremden Flüchtlings, der um seiner Liebe willen aus dem Vaterland vertrieben worden war. Einen Archibald Douglas wollte sie in Flaghertie O'Wills sehen, und diese Täuschung gelang sogar, wenn er von seiner angeblichen Heimat sprach.

Die Zweifel kamen nur, wenn sie in Stunden des Alleinseins dem persönlichen Eindruck Flaghertie O'Wills' entzogen war. In seiner Gegenwart waren Zweifel nicht möglich. Er kam — und man bewunderte ihn; er sprach — und man glaubte ihm unbedingt; er lachte — und man ließ sich sofort anstecken von seiner Heiterkeit. Er lachte und scherzte über jeden Zweifel und über jede Nachdenklichkeit hinweg. Seine dunklen Augen glänzten — und die Welt ward hell; er dehnte die Arme in Lebenslust — und man fühlte sich mit ihm versucht, die Welt zu umfassen. Keinen Zweifel, keine Nachdenklichkeit, keine Niedergeschlagenheit gab es, wo Flaghertie O'Wills war. — —

Was waren für Hella diese zwei Tage in Paris, diese beiden sonnigen Vorfrühlingstage, die erfüllt waren von der Süßigkeit des ersten Blühens? — Eine Ewigkeit! Vielleicht auch nur ein einziger Herzschlag.

Als der Nachmittag des zweiten Tages kam, des letzten Tages, wollten sich über ihre Fröhlichkeit Schatten senken: Morgen war diese kurze Zeit der Freiheit vorbei.

Avellanda aber lachte.

„Morgen! Wie lange ist das noch hin! Noch so viele Stunden! Noch sechzig mal mehr Minuten, und in Sekunden läßt es sich fast gar nicht ausrechnen! Und wie viel ist schon eine einzige Sekunde!"

Das war Flaghertie O'Wills, und Hella glaubte ihm. Wie viel Inhalt hatte eine einzige Sekunde, ein Herzschlag, ein Atemzug!

Morgen! Morgen! Wie weit war das Morgen entfernt!

An diesem letzten Nachmittag machten sie einen Ausflug nach Fontainebleau. Avellanda hatte ein Auto gemietet, das er selbst steuerte, und das er mit solcher Sicherheit durch das Gewühl der Pariser Straßen lenkte, als sei er beim Autolenken in seinem eigensten Beruf. Aber er tat alles andere ebenfalls mit der gleichen Sicherheit.

Es war ein hübscher, schnittiger Wagen, den Avellanda sich ausgesucht hatte, nicht eine der wackligen, schaukelnden Mietdroschken, die er haßte. Einige tausend Franken hatte er zwar als Pfand hinterlegen müssen, aber das bereitete ihm keine Sorgen. Er gab das Geld mit vollen Händen aus, und selbst dieser doch eigentlich recht gleichgültige oder sogar bedenkliche Umstand flößte Hella Bewunderung ein.

Sie war zeit ihres Lebens daran gewöhnt worden, jeden Groschen umzudrehen; sie hatte gelernt, zu rechnen — für Avellanda spielte das Geld gar keine Rolle. Es war nur dazu da, daß man es ausgab und sich möglichst viel Lebensgenuß dafür kaufte. Fünfhundert Franken oder tausend oder zweitausend? Er gab es aus, es war gleichgültig, und diese Verschwendung paßte zu ihm. Kleinlichkeit hätte ihn entstellt.

Den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend verbrachten sie im Walde von Fontainebleau. Sie tollten umher wie die Kinder, jagten sich und lagen dann wieder faul und träge auf irgendeiner Lichtung in dem prallen Sonnenschein. Sie fütterten das Wild in den Gehegen, streuten den Fischen in den Teichen der Schloßhöfe Brotkrumen hin und belustigten sich daran, wie die breiten Mäulchen gierig nach den Brocken schnappten.

Dann gingen sie wieder in den Wald zurück, und Avellanda schlug vor, nach Paris zurückzufahren. Er fürchtete, daß Hella sich langweilen könne. Aber sie bat ihn, noch zu bleiben. Und so gingen sie durch die Laubengänge, kletterten auf einen künstlich angelegten Hügel hinauf, ruhten dort aus und blinzelten hinweg über das Grün des Waldes und der Felder dahinter, durch die sich blitzend wie ein silbernes Band die Seine schlängelte.

Sie waren recht müde geworden von ihrem übermütigen Umhertollen, und sie schwiegen. Avellanda rauchte eine Zigarette und warf sie nach ein paar Zügen weg.

In den Bäumen zirpten die Vögel, und sie wurden allmählich so vertraulich, daß sie sogar die Bank zu umhüpfen begannen, auf der die beiden saßen. Von einem Weiher her kam plötzlich durch die Stille das mißtönende Gekreisch eines Wasservogels.

Avellanda lauschte aufmerksam und ganz ernsthaft. Als sich das Gekreisch wiederholte, gab er Antwort, gab den grellen, schrillen Ruf des Vogels täuschend ähnlich zurück.

Dann sah er Hella lustig an, und sein Blick heischte Anerkennung.

Sie lachte hell auf.

„Bravo! Noch einmal!"

Und er wiederholte den Schrei.

„Was Sie alles können!" lobte sie ihn in heiterer Anerkennung.

Aber er konnte noch viel mehr! Er begann, sein Können auszukramen, und ahmte alle möglichen Tierstimmen nach, auch den Ruf des Präriehuhns. Der gelang ihm am besten.

„Wo haben Sie das alles nur gelernt?" staunte Hella.

Er lachte geschmeichelt, wurde dann plötzlich ernst, und seine Gedanken schienen sich in irgendeine Ferne zu verlieren, wo sie trüben Erinnerungen nachgingen.

„Wo ich das gelernt habe?" sagte er nach einer Weile, ohne sich aus seinem Nachsinnen aufgerafft zu haben. „In den Pampas, bei den argentinischen Viehhirten, in den Steppen dort unten. Dort habe ich das gelernt. Zeit genug hatten wir dazu."

„In Argentinien?" fragte Hella in höchstem Erstaunen. „Bei Viehhirten? Mein Gott, wo waren Sie denn überall? Was haben Sie in aller Welt bei argentinischen Viehhirten zu suchen gehabt?"

Er tauchte schnell und erschrocken aus seinem Versunkensein empor und ging mit einem Lachen flüchtig und schnell über seine bedenkliche Äußerung hinweg. In seiner Jugend sei er eben einmal in Argentinien gewesen, bei Verwandten, die am Rio Negro eine Hazienda hatten und große Weiden. Da habe es ihm Spaß gemacht, die Tage in der Gesellschaft der Viehhirten zu verbringen. Tüchtige Kerle seien das gewesen.

Hella errötete. Sie fühlte deutlich, daß dunkle Glut in ihr Gesicht stieg. Flaghertie O'Wills log. Klar und unverkennbar hörte sie seine Lüge heraus, und jählings, erschreckend tauchte aus seiner Lüge die Frage empor: Wer ist er eigentlich? Wer ist Flaghertie O'Wills? Wo kommt er her? Wo ist seine Heimat?

Sie sah ihn vorsichtig und ängstlich von der Seite an, und ihre Blicke kreuzten sich. Er lächelte, aber in seinem Blick war eine Traurigkeit, ein ängstlich schüchternes Flehen, daß sie schweige — und heimlich bat sie ihm ihr Mißtrauen ab. Sie verlangte nichts Näheres über seinen Aufenthalt in Argentinien zu wissen, erleichterte es ihm sogar, über diesen peinlichen Augenblick hinwegzukommen, und als er wieder lachte und fortfuhr, sich als Tierstimmennachahmer von erstaunlicher Begabung zu zeigen, da war alles vergessen.

Er bemühte sich offenbar, sie abzulenken und ihre Aufmerksamkeit an andere Dinge zu fesseln. Avellanda hätte auch auf einer Varietébühne seinen Mann gestanden. Er erwies sich zum Beispiel als ein Zauberer von ganz ansehnlicher Fähigkeit; seine Kunststücke waren verblüffend. Er hatte sie, wie er Hella sagte, einem Gaukler in Kairo abgelernt. Viel Geld hatte ihn das gekostet. Einen Ring, den er am Finger trug, ließ er auf geheimnisvolle Weise verschwinden und wieder auftauchen. Hella sah ihm lachend und staunend zu. Schließlich, als er ihr den Ring wieder einmal auf ganz geheimnisvolle Weise zugezaubert hatte, behielt sie das kleine Schmuckstück in der Hand und betrachtete es. Sie fand es sehr schön. Schon mehrmals war ihr der Ring an seiner Hand aufgefallen. Am schönsten daran erschien ihr der große, grünlich gefleckte, halbdurchsichtige Stein, der, kunstvoll geschnitten, die Form eines Käfers zeigte.

„Ein Skarabäus," erklärte Avellanda, „ein Karneol. Eine hübsche, sorgfältige Arbeit, nicht wahr?"

Man konnte den Stein um seine Längsachse drehen und sah dann auf der Rückseite winzig kleine, aber sehr genau ausgeführte Schriftzeichen.

„Er ist hübsch", sagte Hella. „Wo haben Sie ihn her?"

„In Kairo habe ich ihn gekauft", gab er zur Auskunft. „Wir hatten einen Basar besucht und ein paar Kleinigkeiten erhandelt. Die wurden uns dann am Abend ins Hotel gebracht, und der alte Gauner, der sie uns brachte, tat furchtbar geheimnisvoll und zeigte mir diesen Ring. Es soll ein ganz altes Stück sein. Ich weiß es nicht, ich habe es nicht untersuchen lassen. Jedenfalls gefiel es mir, und ich habe es gekauft. Eine Menge Geld habe ich dafür bezahlt."

Die Versicherung, daß er viel Geld dafür bezahlt habe, durfte nicht fehlen. Er legte an alle Dinge nur einen Maßstab: den des Geldes, obwohl er es doch so leichtsinnig ausgab.

Er schwieg eine Zeitlang und sagte dann geheimnisvoll: „Aber dieser Ring ist noch gar nichts gegen das, was ich dem Alten noch abgekauft habe."

„Zeigen Sie!" bat Hella neugierig.

Er holte aus irgendeiner Innentasche seines Anzuges das „Geheimnisvolle" hervor und wies es Hella hin.

Es war eine flache, mit Verzierungen und seltsamen Schriftzeichen reich geschmückte Kapsel aus irgendeinem durchsichtigen, glasartigen Stoff. Wie ein Medaillon sah es aus, das man an Halsketten trägt.

Hella wandte es in der Hand hin und her und war ein wenig enttäuscht.

„Was soll das denn sein?"

„Ein Amulett!" versicherte er ganz gläubig. „Ein altägyptisches Amulett."

Sie lachte mit überlegenem Hohn auf.

„Glauben Sie denn etwa an solchen Unfug? Wovor soll das närrische Ding Sie schützen?"

Er nahm ihr den Unglauben durchaus nicht übel, sondern erklärte, daß derselbe Händler, von dem er den Skarabäus gekauft hatte, ihm auch diese Kapsel überlassen habe.

„Zuerst habe ich nicht kaufen wollen", erzählte Avellanda ganz wichtig. „Das Ding sieht so unscheinbar aus, und ich gab es ihm wieder zurück. Aber einer meiner Bekannten fragte nach dem Preis. Und was meinen Sie wohl, was der Mann verlangte? Fünfzig Pfund! Fünfzig englische Pfund! Wir waren baff! Wir sahen uns das Ding nun genauer an und wollten wissen, was es damit auf sich habe. Gewiß, es ist eine ganz saubere Arbeit, und man kann es sogar recht hübsch finden, aber fünfzig Pfund schienen uns denn doch über die Hutschnur zu gehen. Mit den fünfzig Pfund aber solle nicht allein die Arbeit bezahlt werden, meinte der alte Mann, sondern die geheimnisvolle Kraft, die in diesem Amulett stecke."

Hella begann zu lächeln, Avellanda bemerkte das nicht und fuhr eifrig fort:

„Das Ding soll Glück bringen oder vielmehr — nicht gerade Glück, aber es soll das Leben gewährleisten. Verstehen Sie?"

„Sie sind dann also unsterblich?" kam Hella ihm zu Hilfe, indem sich ihr Lächeln noch verstärkte.

„Ja. Solange ich es trage, solange es unbeschädigt ist, so lange bin ich unsterblich! Oh, Sie lächeln? Nun, ich habe ja auch gelacht und habe den Kerl hinausgeschmissen, aber dann habe ich ihn doch wiedergeholt. Ich bot ihm zehn Pfund. Stundenlang hab ich mit ihm verhandelt und bin bis zu zwanzig Pfund hinaufgegangen. Er ließ keinen Schilling ab, und da habe ich ihn zum zweitenmal hinausgeschmissen. Aber dies verdammte Amulett bekam ich nicht mehr aus dem Kopf. Zwei Tage später war ich wieder im Basar bei dem alten Gauner und bot fünfundzwanzig. Sie können mir glauben, daß ich mich aufs Feilschen verstehe und erst recht auf den Umgang mit solchem Kerl. Alle ließen sich doch sonst breitschlagen; der aber blieb hartnäckig. Na ja, ich habe schließlich — eine Woche später — fünfzig Pfund bezahlt, und nun ist es mein Eigentum."

Hella lachte aus vollem Halse, sie konnte sich nicht länger beherrschen. Er hatte das alles mit solcher Wichtigkeit und solchem Ernst erzählt, als lebe er noch im tiefsten Mittelalter und nicht im zwanzigsten Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Im Brautschmuck

phot. Ernst Schneider, Berlin

Oben links: Elfenbeinfarbenes Brautkleid aus Velours-Chiffon mit langer Schleppe und Spitzenschleier, den ein Perlendiadem hält. — Oben rechts: Brautkleid aus gemustertem Crêpe Georgette mit Silberspitze und langem Silberspitzenschleier. — Unten links: Braut in eleganter Toilette aus elfenbeinfarbener Charmeuseseide mit kostbaren weißen Spitzen und Brautjungfer in lachsfarbenem Lindener Samtkleid. — Unten rechts: Weißes Crêpe-de-Chine-Brautkleid mit langer Schleppe, in die die gleichen Spitzen eingearbeitet sind, wie sie das Kleid in reicher Weise schmücken. Dazu Brillantdiadem und weißer Tüllschleier.

Der Deutsche Fußball-Bund als Jubilar.

Von Erich Chemnitz, Leipzig.

Voll freudigen Stolzes wehten jüngst vom festlich geschmückten Mast die Fahnen im Winde über Deutschlands Fußballfelder: galt es doch, in Leipzig das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Deutschen Fußball-Bundes festlich zu begehen! Fünfundzwanzig Jahre — ein Nichts, gemessen an den Jahrtausenden der Weltgeschichte! Und doch so viel in der Geschichte des jungen deutschen Sportes. Gerade dies ist es, was die Jubelfeier des D. F. B. zu besonderer Bedeutung erhebt; nicht allein „König Fußball“ hatte Anlaß zu fröhlicher Feier, sondern gleich ihm die ganze deutsche Sportbewegung, der er ja erst die Wege geebnet hat. Und wenn der D. F. B. heute fast eine Million deutscher Fußballspieler um sein Banner schart, dann darf er sehr wohl voll berechtigten Stolzes auf das erste Vierteljahrhundert seiner Entwicklung zurückblicken.

Geh. Hofrat Prof. Dr. Hueppe, von der Gründung bis 1904 Vorsitzender des D. F. B.

„Aller Anfang ist schwer!“ In der alten Messestadt Leipzig kaum aus der Taufe gehoben, bekam der D. F. B. die Wahrheit dieses Wortes oft genug deutlich zu spüren. Nicht nur, daß ihm sämtliche Behörden ausnahmslos lange Jahre ihre Unterstützung versagten, schienen ihn aus den eigenen Reihen heraus mehr als einmal Eifersucht und Zwietracht, das alte Erbübel des deutschen Volkes, zertrümmern zu wollen, ehe er die ihm überkommene Mission erfüllen konnte. Doch sieghaft brach er sich Bahn! Schon im Jahre 1904 ergab die erste „Volkszählung“ fast 200 Vereine mit ungefähr 10000 Mitgliedern. Drei Jahre später hatten sich diese Zahlen verdreifacht, und das zehnjährige Bestehen konnten 1000 Vereine mit über 80000 Mitgliedern begehen! Als dann am 1. August 1914 das Vaterland rief und Tausende deutscher Fußballspieler den leichten Sportdreß mit dem bunten Rock und den Fußballschuh mit dem Kommißstiefel vertauschten, da zählte der Bund bereits über 3000 Vereine mit fast 200000 Mitgliedern. Schwer waren die Wunden, die ihm der Krieg geschlagen hatte. Andererseits aber ließ gerade der Weltkrieg die Bedeutung des Sportes auch diejenigen Kreise erkennen, die ihm bis dahin feindlich gegenübergestanden hatten. War's daher ein Wunder, daß die Jugend in hellen Scharen ins deutsche Fußballager strömte? Der Fußballsport marschierte! Und sein Siegeszug in Deutschland hat nirgends in der Sportgeschichte der ganzen Welt eine Parallele aufzuweisen; denn heute darf sich der D. F. B. rühmen, der größte Sportverband der Welt zu sein! Er darf getrost für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, an seinem Teile tatkräftig dazu beigetragen zu haben, daß wir endlich die körperliche Ertüchtigung unserer Jugend als gleichberechtigtes Geschwister zur Ausbildung des Geistes ansehen. Daß wir uns nicht darauf beschränken, das Parallelogramm der Kräfte zu berechnen, sondern daß wir selbst auch den Bogen zu spannen vermögen! Der Wettkampfgedanke, der eiserne Wille, es dem anderen gleichzutun oder ihn gar zu übertreffen, die Einfachheit der gesamten Spielanlage, der ständige Wechsel der Angriffsbilder, die freie Natur als Kampfplatz, nicht zuletzt aber auch die geistige Anlage jeder einzelnen, auf Überwindung des Gegners gerichteten Kampfhandlung haben das Fußballspiel in Deutschland in wenigen Jahrzehnten im wahrsten Sinne des Wortes zum Volkssport gemacht.

Der auf der Bundestagung in Leipzig am 2. Oktober neugewählte Vorstand des D. F. B. 1 Linnemann-Berlin (1. Vorsitzender); 2 Schmidt-Hannover (2. Vorsitzender); 3 Blaschke-Kiel (3. Vorsitzender).

Trotz alledem hätte aber das Fußballspiel bei uns niemals so schnell Fuß fassen können, wenn nicht am Steuer des D. F. B. Männer gestanden hätten, die all die zahlreichen Klippen der Gefahr meisterhaft zu umschiffen vermochten. Geheimrat Hueppe leitete in den ersten vier Jahren den Bund, der Gottfried Hinze von 1905 an (durch zwei Jahrzehnte hindurch) an seiner Spitze sah. Und viele ungenannte Freunde waren jederzeit hilfsbereit, wenn es galt, diesem herrlichen Kampfspiel weiteres Neuland zu erschließen. Den ersten Markstein nach der Gründung bildet in der Bundesgeschichte zweifellos die Austragung der deutschen Fußballmeisterschaft im Jahre 1903. Als erster konnte der Verein für Bewegungsspiele-Leipzig nach seinem Siege über den damals noch im Rahmen des D. F. B. spielenden Deutschen Fußball-Club-Prag sein Abzeichen an den Sockel der „Jungfrau“ (des vom Reiche gestifteten ewigen Wanderpreises) heften. Zweimal, 1906 und 1913, vermochten die „Lilien“ diesen Sieg zu wiederholen; doch im Kampf um die deutsche Fußballmeisterschaft schnitten nicht sie am erfolgreichsten ab, sondern der I. Fußball-Club Nürnberg, der jetzt zum vierten Male die „Jungfrau“ nach der Noris entführt hat. Als weiterer Markstein in der Geschichte des deutschen Fußballsportes möchte noch kurz das Jahr 1908 hervorgehoben werden, in welchem der D. F. B. mit der Austragung des Länderwettkampfes gegen die Schweiz nicht nur die internationalen Beziehungen offiziell aufgenommen hat, sondern auch die Pokalspiele, an denen seitdem die Auswahlmannschaften der ihm angeschlossenen sieben Landesverbände alljährlich teilgenommen haben, geschaffen hat. Spiele, die die einzelnen Teile des Bundesgebietes einander näherbringen sollten, und die auch den sportlichen Höhepunkt der Leipziger Jubeltage des D. F. B. gebildet haben.

Gottfried Hinze, der Ehrenvorsitzende des D. F. B.

Die Meistermannschaft des I. Fußball-Clubs Nürnberg. Von links nach rechts: Stehend: Kalb, Popp, Kugler, Stuhlfauth, Schmidt, Riegel, Sutor, Hochgesang, Strobel. Liegend: Träg und Wieder.

Schnell, allzu schnell sind die Festtage, an denen man auch in Dankbarkeit auf historischer Stätte, draußen am Völkerschlachtdenkmal, aller derer gedachte, denen es nicht mehr vergönnt gewesen ist, diese Ehrentage des deutschen Fußballsportes mitzufeiern, verrauscht. Aber noch lange werden sie in der Erinnerung fortleben bei denen, die sie miterlebt haben. Noch lange wird ihnen allen das donnernde „Hipp! Hipp! Hurra!“ in den Ohren klingen, das die begeisterte Menge auf ein weiteres Blühen und Gedeihen des deutschen Fußballsportes und des Deutschen Fußball-Bundes ausgebracht hat.

Drei verdiente internationale Spieler des D. F. B.: Camillo Ugi, Leipzig (Mitte), der fünfzehnmal, Eugen Kipp, Stuttgart (links) und Adolf Jäger, Hamburg (rechts), die je achtzehnmal die deutschen Farben im Länderwettstreit vertraten.

Zum 25jährigen Jubiläum des Deutschen Fußball-Bundes (D. F. B.) in Leipzig vom 1. bis zum 5. Oktober.

Zum 25jährigen Jubiläum des Deutschen Fußball-Bundes (D. F. B) in Leipzig: Spannender Moment aus dem Endspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft 1925 im neuen Stadion zu Frankfurt a. M. am 7. Juni: Nürnberg (rot) bedrängt das Frankfurter Tor. Nach einem Aquarell für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

In dem diesjährigen Entscheidungskampf um die deutsche Fußballmeisterschaft vermochte der 1. Fußball-Club Nürnberg gegen den Fußballsport-Verein Frankfurt mit 1:0 zu gewinnen und mit diesem seinen vierten Endsieg ein Ergebnis zu erzielen, das in der Geschichte des deutschen Fußballsportes einzig dasteht.

1. Die südliche Feuersteinklippe.

Die magnetischen Granitklippen im Harzer Brockengebiet.

Von Prof. Dr. phil. Dipl.-Ing. Bruno Baumgärtel, Clausthal.

2 Die südliche Schnarcherklippe.

Eines der großartigsten und wildesten Landschaftsbilder im Harz erschaut man, wenn man, vor dem Bahnhofsgebäude in Schierke stehend, über die Bahngleise hinweg nach Nordosten blickt (Abbild. 4). Man befindet sich hier im Bereiche des Brockengranits. An einzelnen Stellen bildet der Granitfels imposante, turmartig emporragende Klippen, die sich früher im Dickicht des Fichtenhochwaldes verbargen, nach der vor etwa 15 Jahren erfolgten Abholzung des Platzes jenseits der Bahn aber jetzt frei dastehen und einen eindrucksvollen Anblick gewähren. Wie von Riesenhand aufgebaut erscheinen die wilden, schroffen Felsgruppen, die durch zahlreiche durchsetzende, flach und steil verlaufende Klüfte in einzelne mächtige Quader zerlegt werden. Offenbar waren es besonders widerstandsfähige Partien des den höchsten Gipfel des Harzes bildenden Granits, die bei der Zerstörung des Gesteins durch die Verwitterung an zahlreichen Punkten in Klippenform stehen blieben. Einzelne dieser Klippen im Brockengebiet zeigen nun ein sehr auffallendes Verhalten einer ihnen genäherten, leichtbeweglich unterstützten Magnetnadel gegenüber, indem sie diese aus der vorher eingenommenen Richtung sehr merklich ablenken. Die Richtungsänderung kann so beträchtlich sein, daß eine völlige Umkehrung der Magnetnadel um 180 Grad eintritt. Dieser merkwürdige Gesteinsmagnetismus ist in vortrefflicher Weise zu beobachten an den beim Bahnhof Schierke jenseits der Brockenbahn stehenden höchsten Felsen, den sogenannten Feuersteinklippen. Die nördliche erhebt sich am Rande eines älteren Fichtenbestandes (Abbild. 4, Mitte), die südliche, weniger umfangreich, aber außerordentlich schön durch ihre Schroffheit, liegt der Bahn etwas näher, links von jener frei da (Abbild. 4 und 1). Weiter lenken die Magnetnadel ab die südlich von Schierke auf dem Barenberge gelegenen beiden Schnarcherklippen (Abbild. 2 und 3) und einige der östlich vom Brocken sich von Nordwest nach Südost aneinanderreihenden Hohneklippen sowie der Ilsenstein. Schon frühzeitig, am Schlusse des 18. Jahrhunderts, sind diese magnetischen Erscheinungen im Harz festgestellt worden, unter anderen von Goethe, den sein lebhaftes Interesse für Mineralogie und Geologie mehrfach in den Harz bis hinauf zum Brocken führte. In der Folge hat man ähnliche Beobachtungen in aller Welt gemacht. Es ist also eine recht weitverbreitete Erscheinung, daß an hervorstehenden Felsen anstehenden Gesteins — und zwar meist eruptiver Natur — Magnetismus vorhanden ist. Bereits die ersten Beobachter suchten natürlich nach einer Erklärung dafür und gaben sich zufrieden mit der Annahme, daß größere im Gestein steckende Magneteisenerzmassen die Ursache der Ablenkung der Magnetnadel seien. Aber der Harzer Granit, an dem zuerst und vielfach in außergewöhnlicher Stärke Gesteinsmagnetismus beobachtet wurde, ist im allgemeinen arm an Magnetit. Führt man einen besseren, nicht zu kleinen Taschenkompaß an den betreffenden Klippen in ziemlicher Nähe vorüber, so wird ihre Einwirkung in rasch aufeinanderfolgenden Ablenkungen der Nadel ersichtlich. Aus der schnellen Veränderung des Ablenkungswinkels bei geringer seitlicher Verschiebung des Kompasses geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß sich der Sitz des Magnetismus nicht im Innern der Gesteinsmasse, sondern in deren äußeren Teilen befindet. Einem Forscher, F. Pockels, ist es gelungen, an Stücken vorher unmagnetischer Gesteine Magnetismus künstlich dadurch zu erzeugen, daß er starke elektrische Entladungen über ihre Oberfläche hin stattfinden ließ. Das hat zu der Annahme geführt, daß auch der in der Natur an hervorragenden Felspartien oberflächlich auftretende Gesteinsmagnetismus durch ähnliche Einwirkungen, nämlich durch Blitzschläge, hervorgerufen worden sei.

3. Unterer Teil der Südwand der nördlichen Schnarcherklippe mit Stellen sehr starker Ablenkung der Magnetnadel.

Wer sich für die geschilderten Erscheinungen interessiert und sie beobachten will, der findet Stellen sehr starker Ablenkung nach Angaben von P. Kahle an der Nordseite der nördlichen Feuersteinklippe 5 m westlich der nach oben führenden Stufen 1 m über dem Erdboden sowie weitere 2,8 m westlich hiervon in 1,4 m Höhe über der Erde, ferner an der Westseite der südlichen Feuersteinklippe 2,7 m südlich der Nordwestkante 1,10 m hoch über dem Boden. An der Südseite des nördlichen Schnarchers ist eine starke Ablenkungsstelle durch ein eingemeißeltes Kreuz gekennzeichnet (Abbild. 3 rechts über dem weißen Strich). Seitlich von und über einem herausgebrochenen Felsstück am Fuße dieser Südwand sind zwei weitere Stellen starker Beeinflussung der Magnetnadel durch schwarze Kreuze in Abbildung 3 angegeben. Und außerdem sieht man an beiden Schnarcherklippen zahlreiche Orte, an denen die Magnetnadel deutlich beeinflußt wird, durch mit roter Ölfarbe angemalte Kreuze, Punkte und Ringe festgelegt.

4. Panorama der Feuersteinklippen nordöstlich vom Bahnhof Schierke im Harz.

Mit der Kamera auf der Fährte des Rothirsches

Hirsch in der Suhle. Um sich vor dem lästigen Ungeziefer zu schützen, sucht der Hirsch Mo[illegible]- und Lehmlöcher auf und suhlt (wälzt) sich im Schlamm. Der trocke[illegible] gewordene Lehm bildet ein gutes Schutzmittel gegen lästiges Ungezie[illegible]. In der Zeit der Brunst dienen diese Schlammbäder auch zur Abkühlung der inneren Hitze.

Oben rechts:

Ein starker Hirsch, der bekanntlich das Geweih bereits gegen Ende Februar bis Anfang März abwirft, im Kampfe mit einem schwächeren, der das Geweih noch besitzt. Zu dieser Zeit suchen die schwächeren Hirsche sich an den stärkeren für die im Laufe des Jahres erlittenen Geweihschläge zu rächen, weil jetzt der stärkere Hirsch den Kampf nur mit den Vorderläufen aufnehmen kann.

Mitte rechts:

Kapitaler Sechzehnender durchzieht einen Graben.

Unten links:

In die Kolbenzeit (Schieben des Geweihs) fällt auch der Haarwechsel des Hirsches. Hierbei kann man beobachten, wie sich die Hirsche gegenseitig die abfallenden Haare ablecken, um den Haarwechsel zu beschleunigen.

Unten rechts:

Spielende schwache Hirsche. Nicht immer geht es beim Geweihkampf wie in der Brunstzeit bei starken Hirschen auf Tod und Leben, sondern oft beobachtet man besonders bei jungen Hirschen nur ein scherzendes Hin- und Herschieben.

(Aufnahmen von Hans Stephainsky, Breslau.)

Weidwerk in Ungarn. / Von Walther L. Fournier.

Wenn ich nicht rauher Jäger und Krieger wäre, wenn mir nicht Spott und Hohn leichter über die Lippen flössen als mildes Verstehen und Bedauern, wahrhaftig, mit Wehmut würde ich des schönen Ungarlandes gedenken, seiner sonnendurchglühten Steppen, seiner bunten Wälder, seiner feurigen Mädel und süßen Weine, der prickelnden Zigeunerweisen und seiner wunderbaren, urigen Jagd. Uns deutsche Jäger, die wir vor dem Kriege jahraus, jahrein hinunterfuhren über Oderberg, Prag und Kaschau, zu frohem Weidwerk nach den Donau-Auen, in die riesigen Steppen oder gar in die ragenden Máramaros-Karpathen, packt jetzt knirschende Wut, wenn über unseren einst so vertrauten Jagdrevieren heute fremde Wimpel flattern. Ja, wenn da nicht die Erinnerung wäre!

Ein wundervolles Jagdrevier hatte uns der alte Fürst Odescalchi, einer der besten und hirschgerechtesten Weidmänner Alt-Ungarns, im Neutraer Komitat empfohlen. Wir saßen im Hotel Hungaria in Budapest bei perlendem Wein und wilden Zigeunerweisen und besprachen alle Einzelheiten. „Bauen Sie ein Blockhaus," meinte er, „richten Sie das Revier mit allen Schikanen ein — Sie verstehen das ja — na, und Sie werden sehen, das wird einmal das prachtvollste Hirschbrunftrevier, das Sie sich denken können!" Nun gut, ich riß mich los, so sauer das auch wurde; denn goldener Tokaier und schwarze Augen lockten, fuhr hin, baute das Blockhaus und tat, wie der Fürst geheißen. Aber die guten Hirsche blieben aus, es waren auch keine da, und zum Warten hatte ich keine Zeit. Bei den Hirschen ist nämlich jedes Jahr nur einmal Brunftzeit. Und doch hatte das Jagdrevier seine eigenen Reize. Prachtvoller Buchenurwald, zahme Berge, die selbst dem Sohn des Flachlands kein Herzklopfen machten, ein guter Rehstand mit kapitalen Böcken und wehrhafte Sauen in Massen. Freilich, mein Sinn stand nicht nach Böcken und Sauen, den Kapitalhirsch wollte ich weidwerken, aber als eines Morgens schon bei der Heimpirsch ein uriger Basse mir fast unter den Füßen aus meterhohem Huflattich herausfuhr und blasend das Weite suchte, konnte ich die Kugel nicht mehr halten, und nach hundert Gängen brach der alte Eingänger zusammen. Es war ein hauend Schwein so groß wie ein Klavier.

Mein guter Freund Ostau — auch dieser hirschgerechte Jäger ruht heute unter dem grünen Rasen — holte mich heraus aus diesem Revier, sonst säße ich vielleicht heute noch dort und wartete auf die Hirsche. „Auf!" sagte er, „hier ist nichts los, fahren wir ins Zempliner Komitat, da kenne ich eine wundervolle Ecke, da gibt es Hirsche so stark wie die Mammuts, und die ganzen Berge dröhnen von ihrem Rören." Und schon waren wir da. Aber diese wundervolle Ecke hatte ein Dollarschweineschlächter gepachtet, und gerade als wir ankamen, schickte er einen von den Mammutkapitalhirschen zu Tal. Es war ein klobiger Sechzehnender! Ostau hatte nicht zuviel versprochen, der ganze Kessel zwischen den ragenden Bergen kochte vom Rören der Hirsche.

Ostau fuhr auf Gemsjagd nach Siebenbürgen; die haben die kapitalsten Krucken in der Welt, und wer je Alexander Florstedts Trophäen gesehen, der wird nicht mehr daran zweifeln. Mich reizten die Bären in der Máramaros mehr, und so trennten sich unsere Wege. Bärenjagd ist ein eigenes Kapitel, und der deutschen Weidgenossen wird es wenige geben, die je auf dieses urige Wild gejagt, und noch weniger, die es gestreckt haben. Dabei ist diese Jagd gar nicht so schwer, und man wird leichter einen Bären als einen Urwald-Karpathenhirsch schießen. Natürlich vorausgesetzt, daß überhaupt welche da sind. Die ganzen Máramaros-Karpathenberge sind übersät mit Almen. Sie haben die schönste Weide, die man sich denken kann. Und kommt man nun im Sommer in solch ein Gebirgrevier hinein, Ruhe und Frieden und tödliche Einsamkeit hofft man zu finden — weit gefehlt — Tausende von Schafen und Rindern weiden auf den Almen, die Hirten grölen, und die Hirtenhunde bläffen den ganzen Tag und auch die Nacht, und der Jäger flieht voller Entsetzen. Aber wo das Vieh zu Tausenden auf den Almen der Urwaldberge weidet, da haust in den Schluchten und in den unzugänglichen Wind- und Schneebrüchen der König des Urwaldes, der Bär. Nacht für Nacht, wenn ich vor meinem Blockhaus auf der Kuppe des höchsten Berges saß, brach in irgendeiner der unzähligen Stinas, auf den benachbarten Hängen, wo das Vieh stand, ein ohrenbetäubender Lärm los: Hirtengebrüll, Hundegekläff, ängstliches Blöken der Rinder und Schafe. Ein Bär hatte sich sein Opfer geholt. Und als dann klingender Frost und Schnee die Berge und Wälder erstarren ließ, verschwanden

Rumänischer Treiber mit dem Kopf eines erlegten Hirsches.

Jägerhütte in den Transsylvanischen Alpen.

Jäger mit erlegtem Wildschwein.

Jagden in den Karpathen.

Rumänische Treiber mit Hirsch-Trophäen. — **Oben:** Mufflon. — **Nebenstehend:** Strecke von drei Rehböcken und einer Trappe.

Hirten und Herden, und nun herrschte die so lang ersehnte traumhafte Stille und Einsamkeit. Rastlos und hungrig wanderten die Bären umher, besuchten eine Stina nach der andern, denn der Magen knurrte. Aber mit den schmackhaften Hammeln war es vorbei, nur das üppige Gras, das in den Pferchen wucherte, blieb ihnen zur Weide. Und da überraschte ich eines Abends einen Bären, und wenige Stunden später hing sein prachtvoller Pelz in meinem Blockhaus.

Nur die Erinnerung an die prachtvollen Jagdreviere Ungarns ist mir geblieben. Bären und Kapitalhirsche, Gemsen und Mufflons, brave Böcke, Trappen, Auerhähne und Schnepfen konnte man erbeuten, Wild, das bei uns in Deutschland fast nur dem Namen nach bekannt ist. Wann wird meine Büchse wieder ein Echo in den Karpathen-Bergen wecken?

Trappe. — **Mitte rechts:** Karpathenbär. — **Nebenstehend:** Vier Gemsen aus den Transsylvanischen Alpen.

Jagdbeuten in den Karpathen.

Vom Damwilde.

Von Wilhelm Hochgreve, Goslar.

In fürstlichen und anderen herrschaftlichen Gehegen unseres Vaterlandes, teilweise auch noch in freier Wildbahn hat eine Hochwildgattung ihren Stand, die nach der Lebensweise, nach der Körperform, nach der Art der Fortpflanzung wie der Jagdbarkeit neben unserm edelsten Hochwilde, dem Rotwilde, genannt werden muß. Und doch sieht ein einigermaßen kritisches Auge auf den ersten Blick, daß das Damwild uns, gegenüber unserm Rotwilde, das schon unsere Urväter jagten, fremdartig erscheinen muß. Neben dem Größenunterschiede fällt sofort die andere Färbung auf. Das Damwild ist fast um die Hälfte kleiner als unsere alteinheimische Hirschart und zeigt im Durchschnitt in der roströtlichen Decke auf den Seiten weiße Tupfen. Die Winterfärbung des Haares ist graubraun. Sehr oft kommt auch weißes, bisweilen schwarzes Damwild vor. Rege gemacht, flüchtet das Damwild mit bockartigen Sprüngen, wobei der lange Wedel (Schwanz) wippt, so daß der Beobachter, und zumal, wenn er unser Hochwild belauscht hat, bei solchem Anblick das Lachen nicht ganz verkneifen kann. —

Während unser Rothirsch Mitte September bis etwa zum 10. Oktober brunftet, tritt der Damhirsch — wenn sein Geweih Schaufeln zeigt, Schaufler genannt — etwa fünf Wochen später in die Brunft. Auch die Brunftstimmung äußert sich bei dem Schaufler anders als bei unserm Rothirsch. Dieser schreit zur Brunft in aufwallender Kampflust und Eifersucht mit einer Stimme, an deren wildschöne Kraft nichts anderes in der Natur unserer Wälder heranreicht, der Damhirsch äußert die gleichen Gefühle in jenen Wochen mit einer unschön rasselnden Stimme, die der alte Weidmann Forstmeister von Nordenflycht gar mit dem Geräusch einer Brettsäge verglich. Unser Rotwild hat in jedem Oberkiefer einen Zahn, der vom Jäger als „Haken" (in Süddeutschland als „Grandl") bezeichnet wird, nächst dem Geweih der Hauptweidschmuck für den glücklichen Schützen. Dagegen weist das Gebiß des Damwildes nur ausnahmsweise Haken auf. — Wir haben gesehen, das Damwild ähnelt wohl unserm Rotwilde, kann sich aber mit ihm in vieler Hinsicht nicht messen. Aber es hat auch seine guten Seiten! Wäre es doch sonst auch kaum im Tierpark und in freien Wildbahnen ein so gern gesehenes Wild! Und wir gewinnen, sei es als Naturfreunde, sei es als Jäger, dieses Wild in gleichem Maße lieb und empfinden es kaum noch als den Fremdling, der es ja eigentlich ist. Die Normannen brachten es aus den Ländern des Mittelmeeres nach Dänemark, und von dort kam es nach Deutschland. Es bürgerte sich, bescheiden in seinen Lebensansprüchen, schnell ein, wurde und wird in kleineren Parks rasch zahm und ist heute noch als belebende Zierde von Tiergärten recht geschätzt. So zahm, wie es hier werden kann, so heimlich und flüchtig ist es meist in großen Tierparks und vor allem in freier Wildbahn, wo es, ausgestattet mit hervorragender Sinnesschärfe, dem pirschenden Weidmann weit größere Schwierigkeiten bereiten kann als das Rotwild. Die stärksten Schaufler in freier Wildbahn hat Holstein.

Einer der größten Wildparks, wo es — allein — in Stärke von etwa fünfhundert Stück gehegt wird und jagdlich wie in freier Bahn zu bewerten ist, ist das Gehege des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern bei Sigmaringen. Der Künstler hat einige Momente von einer Damhirschjagd in diesem Revier, die er wiederholt miterlebte, in Bildern festgehalten.

Der Schaufler zeichnet auf den Schuß.

Kämpfende Damschaufler.

Zusammenbrechen des Schauflers im Feuer.

Ziehen des gestreckten Schauflers an den Wildwagen.

Damhirsch-Jagd in dem Wildpark des 300 Jahre alten Jagdschlosses „Josephslust" des Fürsten Wilhelm von Hohenzollern.

Nach Federzeichnungen von Benno Liebscher.

Hubertusschießen im Altvatergebirge (Sudeten): Bei der Preisverteilung. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Richard Aßmann.

An den Sonntagen vor Beginn der Hirschbrunft finden in den Revieren der mährisch-schlesischen Berge Preisbestschießen, sogenannte Hubertusschießen, statt, woran sich das gesamte Forstpersonal und die Jägerfreunde beteiligen.

Michaelis

Moderne Diana. Nach einem Aquarell von Arthur Michaelis.

TÄNZER

NOVELLE VON HANS GUSTAV WAGNER

(2. Fortsetzung und Schluß.)

Duster braucht nicht zu bestellen. Der Kellner, einer längst ausgestorbenen Generation aufwartender Geister angehörend, bringt, ohne ein Wort zu fragen oder zu äußern, eine Korbflasche und zwei große, humpenartige Gläser.

In seiner tiefen Nische hat Bob das Gefühl, als lägen nun in der Tat Welt und Leben, um undurchmeßbare Entfernungen getrennt, hinter ihm. Aber etwas in ihm sträubt sich noch, dieser alles auflösenden Stimmung nachzugeben. Wie um einen Bann zu durchbrechen, lacht er auf: „Das ist ja ein fabelhaft komisches Lokal, wohin Sie mich da geschleift haben, Duster! Sie sind wohl hier Stammgast?"

„Ich komme zuweilen her. Aber ‚Stammgäste' in dem Sinne gibt es nicht. Hier findet man sich nur ein, wenn man es gerade einmal braucht."

Was braucht? — will Bob fragen. Scheut sich aber, als wenn in der Antwort etwas Unliebsames zu erwarten wäre, und fragt nur mit der alten gezwungenen Lustigkeit: „Wie heißt denn eigentlich der famose Laden?"

Duster lächelt. Jenes berühmte, über den Dingen stehende Lächeln, dem er auf der Bühne seine eigenartige Wirkung verdankt, und das keine Kritik vergißt, als eine Besonderheit zu erwähnen.

„Wie die Kneipe hier heißt? Sie brauchen keinen Schreck zu bekommen. Der Name ist etwas sonderbar. Sie heißt ‚Zum Friedhof'."

Unwirklich, wie aus weiter Ferne, klingt das leise Sprechen der beiden Männer am Nebentisch durch den Raum.

Bob lacht nervös auf. „Zum Friedhof" — das ist ja verflucht einladend! Am liebsten würde er jetzt aufstehen und einfach davonlaufen, wenn er nur den geringsten Grund dafür angeben könnte, und wenn diese bleierne Müdigkeit ihn nicht wie mit Klammern in dem tiefen Sessel festhielte.

Da hebt Duster sein Glas. So, als ob er nicht Bob, sondern einen unsichtbaren Dritten damit grüßen wolle. „Also denn — auf unsere Enttäuschungen!" Ohne abzuwarten, ob sein Gegenüber ihm Bescheid tut, trinkt er den dickbauchigen Pokal langsam, in einzelnen Zügen, aber ohne abzusetzen, leer.

Bob hat sein Glas nicht berührt. In ärgerlicher Verstimmtheit sagt er: „Merkwürdige Trinksprüche haben Sie an sich! Aber das scheint hier in der Luft zu liegen."

„Man soll allem huldigen, was uns im Leben zu uns selbst bringt", sagt Duster ruhig. Und in verhaltenem Spott: „Doch ich vergesse, Sie sind ja ein Enfant gâté."

„Finden Sie?"

„Ich glaube nicht, daß Sie das Zeug dazu haben, etwas anderes zu sein."

Bob starrt ihn an. Plötzlich wie wachgerüttelt. „So — Sie glauben nicht, daß ich das Zeug dazu habe — Ja, was denn? Was soll ich denn?! Ich wehre mich doch schon wie ein Verrückter dagegen! Soll ich vielleicht —?"

Da fällt ihm ein, daß der andere ja nicht weiß — zum Glück gar nichts von dieser ganzen häßlichen Geschichte wissen kann.

Mit einer fliehenden Handbewegung läßt er den angefangenen Satz in der Luft stehen und sagt in zum letztenmal aufflackerndem Betäubungswillen: „Na, prost denn, auf das Enfant gâté! Mögen Sie recht haben! Ich wünsch' mir's nicht anders!"

Aber noch während er trinkt, fühlt er Dusters metallharte Augen auf sich gerichtet; es ist ihm, als sähen sie ihm mitten ins Hirn. Mit einem Stoß stellt er sein Glas hin. Nein, es ist zwecklos. Keine Komödie mehr! Er kann nicht anders. Er muß davon reden.

Stockende Worte erst, Umwege suchend, bis sie sich losreißen wie von einer Kette. Er weiß, daß er sich preisgibt damit, daß er einem Fremden, Unbeteiligten würdelos und erbärmlich erscheinen mag, daß er — aber es ist gleichgültig. So gleichgültig ist das jetzt! Nur einmal davon reden muß er!

„Ja, Duster, lachen Sie — lachen Sie meinetwegen! Aber Sie haben doch allerhand Dinge kennengelernt — man erzählt sich ja Sagen und Märchen, was Sie schon alles gewesen sind und erlebt haben — Gibt es das, glauben Sie, daß man, daß ein Mensch —? Ihnen kann ich es ja erzählen. Morgen um diese Zeit bin ich schon jenseits der Alpen, und wer weiß, ob wir uns jemals wieder begegnen. Sie gehen jetzt nach Hamburg, nicht wahr? — Also sehen Sie, wenn man jahrelang neben einer Frau hergegangen ist, so holzgleichgültig, wie man es sich unter gewissen Umständen nur wünschen kann — und plötzlich spukt einem der Satan im Blut, daß man überhaupt nichts anderes mehr denkt, daß man vollkommen — hören Sie, vollkommen — besessen davon ist — fühlt nur, wie man jeden Tag machtloser dagegen wird, und wenn man noch weiß, daß sie für andere, die sich's leisten können — ja, lassen Sie nur, Duster, ich sehe selbst, daß mich das nichts angeht, und daß es unfair ist, davon zu reden. Aber im Mittelalter wäre man einfach zum nächsten Pfaffen gegangen und hätte ihr einen Hexenprozeß an den Hals hängen lassen! Vielleicht ist das ein Mittel — vielleicht ist das eins! Gar nicht so dumm waren die damals! Dann wird man sie doch wenigstens los. Oder wissen Sie ein anderes — sprechen Sie, so sprechen Sie doch ein Wort! Weshalb haben Sie mich denn sonst hierhergeschleppt, wenn Sie mir keinen Rat geben wollen! Zum Teufel mit Ihrem ‚Enfant gâté'! Vor acht Tagen hätten Sie mich vielleicht noch so nennen können. Aber jetzt sieht das so aus!" Er lacht wütend auf: „Ja, Sie wissen halt auch nicht mehr als ich!"

Erschöpft lehnt er sich im Sessel zurück. Nur seine Augen bleiben, Antwort suchend, an Dusters Gesicht hangen.

Der sitzt aufmerksam, fast ohne Bewegung — aber es ist eine kühle, Abstand haltende Ruhe, mit der er Bobs hingejagte Worte auffängt. Und auch seine Stimme ist unbeteiligt und so, als lohne es sich ihm kaum, darüber zu sprechen.

„Sie haben ja noch nicht einmal angefangen!" sagt er kurz.

„Wieso noch nicht angefangen?" stammelt Bob. All seine vielen leidenschaftlichen Worte, der ganze Schwall, den er gegen Duster anstürmen ließ, ist mit einem Schlage wie fortgewischt. Nichts bleibt davon — nicht einmal die geheime, schmerzliche Wollust, Opfer des Ungewöhnlichen zu sein.

„Oder können Sie sagen, Sie hätten schon jemals einen Menschen erfüllt? Sie seien bis jetzt auch nur eines einzigen Glück oder Unglück gewesen?" fragt Duster mit der gleichen kühlen Ruhe weiter.

Bob will antworten. Aber er hat einen Strick um den Hals, daß kein Wort sich ihm löst.

Duster lächelt mit unnachsichtigen Lippen. „Sie haben nie Hunger gelitten nach irgend etwas — nicht wahr? Sie haben auch immer bei den Frauen die Erfüllung Ihrer Wünsche gefunden. Freilich, wie klein waren auch Ihre Wünsche... Sie verstehen nicht? Oder tue ich Ihnen unrecht?"

Bob antwortet nicht.

Hart, klar abschließend sagt Duster: „Das andere aber ist eine Sache für sich!" Er schenkt sich sein Glas voll und trinkt es leer in langsamen Zügen.

Ganz leise und zaghaft ist Bobs Stimme, als er fragt: „Welches ‚andere' meinen Sie?"

Eine lange Pause steht zwischen ihnen. Der Greis ist aufgestanden und geht. Und obwohl er in vollkommener Unbeweglichkeit an seinem Tische gesessen hat, ist es, als würde durch sein Weggehen die Stille im Raume noch merkbarer. Auch die beiden Männer nebenan haben aufgehört zu sprechen. Nur der junge Mensch in der anderen Ecke läßt in kurzen Folgen mit unbewußten Händen sein Glas gegen die Flaschen klingen. Es ist wie ein leises, verschwebendes Glockenecho.

Duster blickt auf. Als besänne er sich erst wieder auf Bobs Anwesenheit. „Das andere? — Ja, mein Verehrter, da muß man schon mit vollem Einsatz spielen. Das ist nichts für Sie. In Ihrer Groschenlotterie gibt es das nicht zu gewinnen."

Bob lacht verzweifelt: „Mit vollem Einsatz — bei der! Sie glauben doch nicht —?"

Schroff unterbricht ihn Duster. „Ich spreche nicht davon. Ich spreche von Ihnen." Er richtet sich hoch im Sessel auf. „Also, ich tue Ihnen unrecht? Dann sagen Sie mir: Wo sind denn Ihre Erlebnisse? Haben Sie wirklich auch nur einmal im Leben schon ehrlich bezahlt mit sich selbst? Ich glaube, Sie haben es sich leicht gemacht bisher. Sehr leicht und bequem!"

„Was wollen Sie von mir?" stammelt Bob.

„Nichts, gar nichts! Aber wenn Sie mich schon fragen: Nein, so leichthin, mit einem Griff geht es nicht. Wenn es auch so aussieht und die Leute Ihrer Art es nicht anders kennen, den Frauen gegenüber und dem Leben auch. Aber es stimmt nicht. Es ist riesig bequem — es stimmt nur nicht. Ein Huhn von der Landstraße kann man stehlen und, wer's drauf ablegt, den Bauer dazu. Das ist eine Frage der Geschicklichkeit." Leise spricht er weiter, mit fernliegenden Augen: „Aber ein Glück mitnehmen, ein Glück, das bei einem bleibt bis zum letzten Tag, und wenn hundertmal nachher auch noch was anderes kommt — ein Glück eben, das bestehen muß als etwas Einmaliges und für sich Lebendes, das man selbst mit erschaffen hat — da kann man nur den gleichen Einsatz spielen, den man gewinnen will." Er macht eine kurze wegwischende Handbewegung: „Das andere all — das zählt gar nicht mit! Und wenn man noch so schlau ist und gerissen: Ein Glück muß man immer bezahlen mit sich selbst! Und wird's auf der ganzen Welt nicht billiger finden. Ob es ein Mädel heißt oder was anderes." Mit veränderter Stimme, ganz Zurückhaltung wieder und gefestigte Skepsis: „Was wollten Sie mir noch sagen, Bob?"

Aber Bob hat nichts mehr zu sagen. Er sitzt zusammengekauert, ohne Bewegung in seinem Sessel, mit dem Gefühl, als hätte ihn eine

ungeheure Faust gepackt und ihn irgendwohin ins Bodenlose geschleudert. So in der Tat, als wäre ein Spruch für jetzt und immer über ihn gefällt, als sei er durch eine letzte Instanz geprüft und verworfen worden.

Aber noch läßt ihn Duster nicht frei. Ein hartes, unerbittliches Lachen steht hinter seinen Worten, als er sagt: „Eine Natur wie die Ihre, Bob, ist nicht dazu geschaffen, mit sich in Konflikt zu geraten. Man geht den einen Weg oder den anderen. Sie sind auf Fünfgroschenerlebnisse eingestellt. Und wenn Sie ehrlich sind, werden Sie zugeben müssen, daß Sie auch jetzt im Grunde nichts anderes möchten. Oder doch? — Machen Sie sich wenigstens keine Illusionen darüber. Und lassen Sie es sich nicht plötzlich einfallen, mehr dafür bieten zu wollen, als es Ihrer Art entspricht."

Bob stiert in die metallenen Augen, die fest, ohne Wimpernzucken seinen Blick brechen.

„Sie sind — sind Sie denn ein Teufel!"

„Weil ich Ihnen einen Rat gebe?" fragt Duster zurück mit seinem alten, Abstand fordernden Lächeln.

„Nein!" Bob schreit es fast heraus. „Weil Sie wissen — oder habe ich es Ihnen nicht gesagt? — daß es nicht ist wie früher! Verstehen Sie denn nicht, daß ich einfach nicht mehr kann — ich kann nicht mehr mit ansehen — und daß sie dann mit anderen — Ich kann nicht! Ich weiß, daß es kein Glück würde, und daß vielleicht nichts dahinterstünde als ein furchtbarer Katzenjammer, aber ich komme nicht mehr davon los. Ob Sie es nun ernst nehmen wollen oder nicht!"

Aufmerksam, mit zerlegenden Augen blickt Duster in das aufgerissene Gesicht, das sich dicht zu ihm vorbeugt. Und sagt in ganz eigentümlicher Betonung: „Es steht schlimm um Sie, Bob. Sie werden zu viel bezahlen dieses eine Mal. Nur gleicht das Ihre alten Schulden nicht aus. Wenn Sie ein Kerl wären, würden Sie versuchen, neu anzufangen." Er lacht trocken auf. „Aber Ihr seid ja alle so verflucht anspruchslos geworden! — Kommen Sie, der Alte macht uns hier das Licht aus."

Bob blickt um sich. Er hat nicht gemerkt, daß sie als einzige noch da sind, und daß der stumme Kellner von Duster bereits die Zeche kassiert hat. Taumelnd, mit einbrechenden Knien steht er auf. — —

Sie treten auf die leere, von spärlichen, halb abgedrehten Laternen kaum erhellte Straße. Feiner, eiskalter Sprühregen steht in der Luft. Von fernher schlägt eine Turmuhr irgendeine Stunde der Nacht.

Und wieder ist es Bob, als sei das alles keine Wirklichkeit, sondern alphafter Traum, den er nicht abschütteln könne. Wie ein Trunkener geht er neben Dusters gespensterhaft flatterndem Fledermausmantel her, ohne auf Weg und Ziel zu achten, vorwärts gestoßen nur von dem einen wirren Gedanken und der wahnsinnigen Angst: Endlose, nicht feststellbare Zeit sei irgendwie unter ihm hinweggeglitten — viele Stunden und Tage und schreckhafte Nächte — nein, Monate und Jahre vielleicht schon! — und er würde sie nicht mehr antreffen.

Mit bebendem Griff faßt er Dusters Mantel. „Duster, sagen Sie — wie lange haben wir — sie ist doch noch da — wie? Sie ist aber doch noch da?! Wir haben ja eine Ewigkeit da drinnen gesessen!"

Dusters spöttische Stimme rüttelt ihn wach. „Nein, Bob, es war nur eine kurze Stunde zwischen Nacht und Morgen. Sie kommen noch früh genug. So leicht geht man den Dingen auch nicht aus dem Wege." Und unvermittelt: „Hier um die Ecke ist Ihr Hotel. Sie wohnen doch im Bristol? Also fahren Sie heute früh?"

„Ja, heute früh", antwortet Bob mechanisch.

„Dann gute Reise. — Wenn Sie aber zufällig morgen abend doch noch hier sein sollten — ich fahre erst übermorgen."

„Wieso noch hier?" fragt Bob verständnislos.

Duster zuckt die Achseln. „Es ist unwahrscheinlich, aber man kann ja schließlich nie wissen —"

Bob hält Dusters hartknochige Hand. Klammert sich fest. „Sagen Sie, Duster, sagen Sie mir nur das eine noch —"

Duster schüttelt den Kopf. „Stellen Sie keine zwecklosen Fragen mehr, Bob! Es ist zu spät, und ich habe nicht den geringsten Ehrgeiz in mir, jetzt noch den Nothelfer oder Seelenretter für Sie zu spielen. Es geht doch jeder den Weg, der ihm angemessen. Wenn Sie also keinen anderen finden, gehen Sie den nächsten!"

„Wieso — nächsten?"

„Den bequemsten eben. Aber wenn Sie hinkommen — und wir uns auch nicht mehr sehen: grüßen Sie die Sonne da unten von mir."

*

Bob steht allein. Er ruft einmal und ein zweites Mal noch Dusters Namen in die Nacht. Doch nichts antwortet als das schon ferne Echo verklingender Schritte. Er fröstelt zusammen. Und in einem grellen, bestürzenden Wachsein empfindet er mit fast körperhaftem Schmerze eine furchtbare, grenzenlose Verlassenheit über sich hereinbrechen; das Stummsein der Welt, in der er sich keinen Menschen verdient und keinen gewonnen.

*

Es ist früh, in fast völliger Dunkelheit noch, als Bob aus einem wüsten, verworrenen Halbschlaf geweckt wird. Er knipst das Licht an und steht auf. Ja, er steht auf, kleidet sich an, ordnet mit einigen gewohnheitsmäßigen Griffen den Koffer und legt noch die letzten Kleinigkeiten in die Handtasche — aber er begreift nicht, daß sich so totenstarre Glieder überhaupt noch bewegen lassen. Das ist keine Müdigkeit mehr, wie man sie etwa nach einer durchzechten Nacht verspürt; das ist eine gänzlich unnatürliche Empfindungslosigkeit, als sei jedes einzelne Gelenk aus den Scharnieren gerissen und hinge nun ohne Verbindung an seinem Körper herab.

Er geht zum Fenster und öffnet es. Noch immer steht der eisige, sofort bis zur Haut durchdringende Sprühregen in der Luft. Ein Tag ohne Hellwerden dämmert in fahlem Licht. Seltsam klein und verloren huschen ein paar vermummte Gestalten über den weiten Platz, der in blanker, steinerner Öde vor dem Hotel sich hindehnt.

Für Bob, der diese Stunde nicht kennt, ist es unverständlich und auf eine merkwürdige Art überraschend, daß es überhaupt schon Menschen gibt, die irgendwelchen Beschäftigungen nachgehen und dazu offenbar noch mit der ernsthaften Eile, als hinge ihr Schicksal davon ab.

Eine nahe Turmuhr — und auch das wundert ihn, daß er in diesem ganzen Monat nie darauf geachtet hat — schlägt sieben herrische Doppeltakte durch die Luft. Auf dem weiten Platze ist jetzt nur noch ein einzelner, ein alter und, wie es scheint, verwachsener Mann, dem der Kopf so tief zwischen den Schultern und in der Kapuze seines Capes steckt, daß er wie ein leibhaftiger Märchenkobold anzusehen ist. Er horcht einen Augenblick auf, macht dann einen erschrockenen, stolpernden Schritt zur Seite und läuft in mühsam hüpfenden Sätzen weiter.

Hilft nichts, wirst doch zu spät kommen! denkt Bob und muß plötzlich über die unbeholfenen Sprünge des Alten laut auflachen.

Da bleibt dieser mit einem Ruck stehen. Wendet sich um, entdeckt Bob, der keine Zeit mehr hat, vom Fenster zurückzutreten, und schüttelt, mit einem heiseren Wort der Verwünschung, die Faust nach ihm hin. Bob versteht nicht, was er ruft. Aber er sieht, als seien sie ihm ganz nahe, zwei unheimlich große, haßerfüllte Augen aus rußgeschwärztem Gesicht zu ihm aufdrohen — einem schreckhaft häßlichen und von so wildem Lebensgram verwüsteten Gesicht, daß ihm für einen Herzschlag lang der Atem stockt.

Eine Sekunde nur. Dann läuft der Alte in verdoppelter Hast seinen Weg weiter.

Bob wirft das Fenster zu. „Fängt ja gut an, der Tag!" Er lacht auf: „Weiß der Henker, muß einem gleich so ein alter Satan über die Spur laufen!" Und mit dem Aberglauben des Komödianten steht es bei ihm fest, daß dieser Tag noch sein besonderes Unglück und seine eigene Mißgunst in sich trägt.

*

Bob tritt in den kleinen, behaglichen Frühstückssaal. Er ist der erste Gast. Wirft Hut und Mantel über einen Stuhl; blickt nach der Uhr: Noch Zeit! In einer Stunde erst geht der Zug. Er bestellt den Kaffee, zugleich für Zara mit; er weiß, daß sie pünktlich sein wird. Unruhe treibt ihn wieder auf. Drei-, viermal geht er den schmalen Gang zwischen den Tischreihen hin und her. Bleibt stehen, zeichnet mit dem Stock, den er noch immer in der Hand trägt, mechanisch ein Teppichmuster nach — irgendwas ist bei ihm, belästigt ihn, hält ihn fest. Der Stock? Es ist ein kostbarer Stock: Ebenholz mit kunstvoll geschnitztem Elfenbeinknopf. Ein Geschenk. Das Geschenk einer Dame. Er besinnt sich. Wer war das doch? Seine Hand bleibt stehen. Er starrt auf die mattschimmernde Kugel. Sie hat den edlen Fleischton sehr junger brünetter Frauen. Wer war es nur? Seine Gedanken suchen. Als hinge mit einem Male Wesentliches, ja, Entscheidendes davon ab, ob er sich noch darauf besinnen könne, wer diese Frau gewesen. Aber er weiß, daß es zwecklos ist, und daß er es längst vergessen hat. Wie man nur so gänzlich einen Menschen aus sich verlieren kann! denkt er betroffen.

Da hört er deutlich, als wäre es unmittelbar neben ihm, Dusters harte, spöttische Stimme wieder — mit keinem Atemzug hat er bis jetzt an ihn gedacht —: „Wo sind denn Ihre Erlebnisse? — Haben Sie wirklich auch nur einmal im Leben ehrlich bezahlt mit sich selbst? Das andere all — das zählt gar nicht mit! Aber ein Glück mitnehmen — ein Glück, das bei einem bleibt bis zum letzten Tag — —"

Entsetzt fährt Bob herum.

Und blickt in das erstaunte, ein wenig boshafte Lächeln Zaras.

„Nun, Bob, komm zu dir. Ich bin kein Geist! Was siehst du mich denn so sonderbar an?"

Ohne Antwort zu geben, setzt sich Bob an den Tisch. Läßt sich vom Kellner den Kaffee einschenken. Er stürzt den heißen Trank hinunter, daß er sich Zunge und Gurgel verbrennt. Er spürt den Schmerz kaum.

„So iß doch etwas! — Wie siehst du bloß aus? Hast du denn die ganze Nacht Abschied gefeiert?" Zara ist strahlender Laune. Mit vollem Genuß knabbert sie das knusprige Gebäck.

Bob schiebt Tasse und Teller von sich. Seine Stimme klingt alt und verwaschen:

„Zara!"

Zara blickt auf. „Was denn?"

„Ich möchte dich etwas fragen. Sag' mir nur eins, Zara, aber ehrlich, bitte! Hast du überhaupt vor, mit mir zusammenzubleiben, oder —?"

Bob sieht nicht, wie sich Zaras Gesicht verwandelt. Mit einem Schlage ist die lässige Ruhe durchströmt von dem Feuer eines grausamen Triumphes. Kurz, nur das eine Wort sagt sie: „Nein!"

Bobs Augen flüchten an ihr vorbei. Langsam, mit schwerer, wie gelähmter Zunge fragt er: „Unter keiner Bedingung?"

„Was sollte das für eine Bedingung sein? — Nein, Bob, wir haben nicht mehr die richtige Distanz füreinander. Das läßt sich nicht wiederherstellen. Aber auch ganz davon abgesehen — ich hätte es dir heute sowieso gesagt: Michailow hat mir ein Angebot gemacht. Er kommt auch noch ein paar Tage nach Nizza. Aber es ist schon so gut wie perfekt. Ich werde für nächsten Monat mit ihm abschließen. Kennst ihn ja. Ein Genie. Du wirst selbst zugeben, daß es wahnsinnig von mir wäre, da nicht zuzugreifen. Eine solche Gelegenheit läßt man nicht vorbei. Der Name allein wird mit Gold bezahlt."

„So — mit Michailow. Dann freilich — das konnte ich ja nicht wissen. Du hast recht: so etwas schlägt man natürlich nicht aus. Da kann man also gratulieren." Er lächelt abwesend. „Brauch' ich ja eigentlich gar nicht mehr mitzufahren — wie?"

„Nach Nizza? Aber wir sind doch noch fest für diesen Monat! Du wirst keine Dummheiten machen! Bob — hörst du?! Setz' kein so albernes Gesicht auf! Was willst du denn? Wir sind nicht verheiratet. Oder hast du geglaubt —? Also sei vernünftig! Du wirst zwei Partnerinnen für eine finden. Mit uns wäre es doch nichts Rechtes mehr geworden. So, jetzt komm, es ist höchste Zeit!"

*

In jagender Fahrt geht es durch den naßgrauen Morgen. Graue Häuserfronten, graue, gespensterhafte Menschen, graue, leblose Bäume auf kahlen Plätzen fliegen vorüber. Zara sieht verstohlen zur Seite. Ja, vielleicht hat sie ein wenig Mitleid mit ihm, aber sie denkt nicht daran, dem nachzugeben. Und ist mit gutem Grund davon überzeugt, daß er und jeder andere in ihrem Falle nicht anders handeln würde. Warum soll sie noch leugnen, daß sie sich darüber freut, ihn loszuwerden! Er ist heute kein Partner mehr für sie. Michailow — Michailow ist der große Wurf. Ist Gipfel schon. Ist Berühmtheit! Und der kleine Junge da neben ihr hat sich getäuscht, wenn er etwa geglaubt hat, sie habe sich mit Dutzendabenteuerchen verplempert. Jung und frisch ist sie wie am ersten Tage. Niemandem gehört sie — niemandem hat sie gehört als sich selbst! Und wer käme und behaupten möchte, daß an dem und dem Tage — und ob sie sich nicht daran erinnern wolle — — dem würde sie mit aller Freiheit ins Gesicht lachen können. Jubel des Daseins ist in ihr: ein einziger dröhnender Akkord von Leben und Kraft. Mag zurückbleiben, mag unter ihr bleiben, wer nicht mitkommen kann! In ihren Segeln steht der Wind — heio!

*

Der Rivieraexpreß hat 20 Minuten Verspätung.

Bob steht abgesondert, ganz vorn an der Bahnsteigrampe; weit zurück, beide Arme voll Blumen, Zara im Kreise einiger Verehrer, die es sich trotz der frühen Stunde nicht nehmen lassen wollen, beim Abschied dabeizusein.

Bob steht mit dem Rücken gegen sie. Bis zu ihm klingt Zaras helles, triumphierendes Lachen, das wie eine leuchtende Fontäne aus dem nervösen Stimmendurcheinander der Herren hervorspringt.

Er hat die Hände in den weiten Taschen seines Reiseulsters vergraben — da fällt ihm ein, daß er seinen Stock im Hotel hat stehenlassen. Will dem Hausdiener, der mit dem Handgepäck in gemessener Entfernung neben ihm steht, winken — zuckt aber bloß die Achseln. Es lohnt nicht. Mag ihn finden und tragen, wer will!

Weit hinten, aus dem grauen Nebel hervor, glimmern zwei winzige grelle Punkte. Und plötzlich, wie unter dem Drucke einer schweren Faust, beginnt Bobs Herz in hämmernden Schlägen zu klopfen. Kein Ausweichen mehr — kein Verhüllen — kein Dran-Vorbeidenken! Jäh, mit brutaler Wucht, mitten ins Schwarze treffend, stößt die Erkenntnis in ihm durch. So, als würde er überhaupt jetzt erst begreifen: der Zug — Nizza — Michailow — und — in vier Wochen — —

Aus den zwei winzigen Punkten sind zwei glühende, heimtückische Katzenaugen geworden. Von neuem klingt Zaras freies, unbekümmertes Lachen hinter ihm auf. Leise beginnt der ferne Donner des Zuges dazwischenzurollen.

Bobs Herz hämmert, als schlage diese rohe, sinnlose Faust unaufhörlich darauf ein.

Vier ganze Wochen also! Vier Wochen standhalten: Folter des „Noch"-Beisammenseins — tägliche Qual der Berührung, täglich erneute und täglich zur Schau gestellte Qual nie gestillten Begehrens. Mit keinem anderen Ausblick als dem: Nicht einmal das mehr! Ein letzter Abend — endgültig, unabwendbar und hinterher? Was hinterher noch? Nichts. Nichts!

Sein Herz steht. Eisige Kälte kriecht an ihm hoch. Dringt ein. Frißt tiefer, frißt durch und durch. Nichts lebt mehr in ihm. Grabstille — Ruhe nur.

Und da — mit der Schärfe eines in Irrsinn umschlagenden Gehirns erkennt er: Ein Schritt nur — und alles wäre vorbei! Tritt aus dem Kreis. Ein einziger Schritt nur! Er wird nicht jeden Tag und jede

Nacht noch warten müssen — kein letzter Abend mehr, kein Nachfolger, dem man respektvoll die Hand zu drücken hat. Und auch kein Weiterdenken. Kein Weiterdenken mehr! Nicht mehr dies leere Loch dahinter, vor dem ihm graut.

Einfach — unfaßbar einfach ist es. Nichts weiter als das: er braucht nur — so — zu machen.

Bob hat den Fuß vorgestreckt. Der Beamte mit der Schelle schiebt ihn unwirsch zurück, sagt etwas und geht weiter. Bob sieht sich um. Niemand achtet auf ihn. Mit einem stillen, verschlagenen Lächeln tritt er unauffällig wieder bis zur Rampe vor. Ganz nahe sind nun die zwei riesigen Feueraugen, unheimlich große, haßerfüllte Augen, die aus rußschwarzem Gesicht zu ihm hindrohen. Hallo! Bob erkennt ihn. Das ist der Verwachsene von heute früh! Glaubt wohl, der Narr, er hätte Angst vor ihm. Bob lacht in seine rasenden Feueraugen hinein.

Dröhnend bricht der Zug in die Halle. Von weither ruft eine wütende Stimme: „Zurücktreten!"

Da streckt Bob langsam, wie vorwärtsgezogen und ganz so, als wäre er sich in diesem Augenblick nicht im geringsten mehr klar darüber, was er tue, den Fuß vor — nicht anders, als steige er nur die letzte Stufe einer Treppe hinunter.

Er tritt ins Leere.

Hört noch den gellenden, vielstimmigen Schrei und als Letztes, als Allerletztes noch — hört es mit einer kindhaft trotzigen Genugtuung — wie sich Zaras sorgloses Lachen mit in diesen gräßlichen Schrei verwandelt.

*

Am Mittag wird der Komiker Willi Duster von dem Luftkünstler Vandenloo, dem das Entsetzen noch auf der Stirn steht, obwohl er doch daran gewöhnt ist, jeden Abend lächelnd mit dem Tode Fangball zu spielen, mit der Nachricht überfallen. Doch ohne Bewegung zu zeigen — wenn man nicht seinen grollenden Ärger dafür nehmen will — sagt er: „Was wollen Sie! Warum ist er so verflucht anspruchslos und läuft vor dem ersten Akt schon davon! Kein Weg war ihm verstellt. Aber es ist ihm nichts anderes eingefallen. Zu bequem sind die Leute. Und viel zu anspruchslos. Spielkinder sind's! Man muß ihnen den Willen lassen!"

Und mit aufhorchendem Interesse: „Was sagten Sie? Die Zara hat mit Michailow abgeschlossen? Sie setzt hoch! Wer weiß — vielleicht gleicht es sich doch einmal aus. Wenn dort gespielt wird, könnten die Rollen umgekehrt liegen. — Aber mag sie Glück haben! Sie fordert es wenigstens heraus! — Gehen Sie mit zum Bahnhof? Ich will mir meine Karte für morgen holen."

Vandenloo lehnt fast erschrocken ab.

Da geht Duster langsam, nachdenklich, fest eingehüllt in seinen altmodischen Fledermausmantel, davon.

Wilddiebstrafen im Mittelalter. / Von Adolf Göschel.

Während in den ältesten Zeiten der deutschen Jagdgeschichte die Bestrafung der Wilddiebe nach den Volksgesetzen verhältnismäßig mild war — der Schwabenspiegel sagt: „Kein Richter soll einem seinen Leib nehmen um Gewild, noch um Vogel noch um Fisch" — und die Volksgesetzgebung sich lediglich mit einem Ersatz des gewilderten Tieres durch ein entsprechendes Haustier begnügte, trat hierin eine Änderung ein, als die Jagdausübung immer mehr das Vorrecht der Fürsten wurde.

An den Höfen des Mittelalters bildete die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Herrschergeschlechter und erforderte einen gewaltigen Aufwand, zu dem die Kräfte des eigentlichen Jagdtrosses bei weitem nicht ausreichten. So sehen wir denn bald die Untergebenen, die Bauern, in einem jagdlichen Frondienst, wie er drückender nicht gedacht werden kann.

Ein fürstlicher Jägermeister, der Freiherr v. Schwarzenberg, singt in dieser Zeit drohend:

Das ist der Will des Herren mein,
Daß ich ihm heg' viel Hirsch und Schwein,
Den Hirten ich den Hund nicht gan,
Er häng ihm denn groß' Prügel an;
Und für das Wild leid ich kein Zaun,
Zeug mir den Jagdhund schwarz und braun!
Zu fröhnen schickt Euch, wenn ich jag!
Euch schonet nicht der Feiertag.
Kein Holz haut ab, es sei denn Sach
Daß es dem Wild kein Schaden mach.
Den Rüdden schickt mir an die Säu
Eh daß ich Dir den Balg verbläu,
Zahlt, was wir bei Euch han verzehrt,
Daß Euch nichts Böses wird bescheert!

Berücksichtigt man, daß eigentlich nur die Hirschbrunft die Zeit des einzelnen Pirschganges war, während Fuchs- und Wolfsjagden, vor allem aber die Schweinehatz den größten Teil des Jahres ausfüllten, so begreift man, daß der Bauer, der auch noch zur Errichtung von Wildäckern herangezogen wurde, jeden Augenblick gewärtig sein mußte, aus seiner Tätigkeit durch einen Hifthornstoß herausgerissen zu werden.

Ein Grund zu weiterer Verbitterung war der Wildschaden, von dessen Größe man sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, wenn man bedenkt, daß die Tagesstrecke an Wildschweinen einer vorkriegsjährigen Hasenstrecke in der Rheinpfalz gleichkam, ja, eine solche übertraf. Dieser Zustand war denn auch die Ursache zu zeitweiliger verzweifelter Gegenwehr durch Aufstände und angelegte Waldbrände.

Dessenungeachtet pflegten die Machthaber der damaligen Zeit durch die Errichtung des königlichen und fürstlichen Wildbannes eine in höchster Blüte stehende Wildhege, und um dem Wild einen erhöhten Schutz angedeihen zu lassen, setzte man auf

(Fortsetzung auf Seite 570.)

75 Jahre Moritz Mädler.

Die altrenommierte Koffer- und Lederwaren-Fabrik Moritz Mädler in Leipzig-Lindenau feierte unlängst das Fest ihres 75-jährigen Bestehens.

Wenn jemals ein Geschäftshaus sich rühmen darf, weltbekannt zu sein, so dürfte es die Firma Mädler in vollem Umfang sein. Kein Geringerer als Friedrich Gerstäcker, der beliebte Reise- und Romanschriftsteller, war es, der schon in den fünfziger Jahren den Ruhm des Mädlerschen Fabrikates pries.

H. M. Moritz Mädler.

Das Unternehmen wurde 1850 von Moritz Mädler in kleinem Umfang als Koffer- und Lederwaren-Manufaktur gegründet. 1881 erfolgte die Einrichtung einer Filiale in Berlin, 1893 die Eröffnung einer Zweigniederlassung in Hamburg, nachdem bereits 1886 der Bau eines großen Fabriketablissements in Leipzig-Lindenau vollendet worden war. Dieser nahm den technischen Betrieb der Firma mit allen zur Herstellung von Koffern und Lederwaren erforderlichen maschinellen Einrichtungen auf und steigerte später durch die Angliederung eines neuen Fabrikbaues von gleicher Größe seine hohe Leistungsfähigkeit. Zahlreiche Hilfsmaschinen unterstützen hier den technischen Betrieb, wie auch ein umfangreiches Dampfsägewerk in Leipzig-Leutzsch von etwa 21 000 qm Flächeninhalt die zeitgemäßen Fabrikationseinrichtungen ergänzt. Rund 500 Beamte und Arbeiter leihen dabei dem Etablissement ihre Dienste. Weitere bedeutende Zweigniederlassungen unterhält die Firma Moritz Mädler in Frankfurt a. M. und in Köln a. Rh. Die Solidität, die einst der Begründer des Hauses zur Richtschnur seines geschäftlichen Wirkens genommen, wurde Tradition für die in seinem Geist weiterarbeitenden Söhne Paul Moritz Mädler und Anton Mädler, die seit 1880 an der Spitze der Firma standen und deren Fortentwicklung wesentlich förderten. Nach dem am 18. Juli 1908 erfolgten Ableben Paul Moritz Mädlers, des genialen Erfinders der weltbekannten Mädlerschen Patentkoffer, trat dessen Sohn H. M. Moritz Mädler als Teilhaber in die Firma ein, der sie nach dem am 6. März d. J. erfolgten Ableben Anton Mädlers in der langjährig bewährten, energievollen und erfolgreichen Weise nun allein leitet.

(Fortsetzung von „Wilddiebstrafen im Mittelalter“ auf Seite 568.)

den Wilddiebstahl schwere körperliche Strafen ein. Es trat also zur Strafe des Ersatzes für ein gewildertes Stück durch ein oder mehrere Haustiere Geldbuße und körperliche Züchtigung.

Sehen wir, was die verschiedenen Weistümer darüber berichten. Im Jahre 1423 heißt es da, wie folgt:

„Wär aber jemand der darin jagte (im Wildbann) und finge der einen Hirsch, der ist schuldig für den Hirsch dry Pfund pündischer Penninge und einen Ochsen mit offrichten Hörnern, und für eine Hinde eine Kuhe und dry Pund des vorgenannten Geldes dazu, und für ein Rehe ein Geyß und dry Pund vorgenannten Geldes, vor ein Bock ein Bock und des vorigen Geldes dry Pund dazu, und vor eine Baummeyse eine hubenrechte Henne mit zwölf Hinkeln und dry Pund pündischer Penninge dazu. Wäre es auch, daß man einen Druher (Fallensteller) begriffe an wahrer Thate, dem soll man die Hand abschlagen und dem Stricker die Daumen. Wär es auch, daß ein Hübner rüget uf die Warheit und daß man wollte läuken (leugnen), so soll man dem, der gerüget ist, sine Dumen (Daumen) binden zu einander und soll ihm einen Knebel durch die Pein (Beine) stoßzen und soll ihn in eine Meissebüdden (Maischbottich) voll Wasser werfen, schwimmt er darüber off dem Wasser, so ist er unschuldig, fellt er aber unter, so ist er schuldig.“

Zu den hier erwähnten Strafen des Abhackens von Gliedern gesellte sich die erbauliche und für die versammelten Jäger sehr ergötzliche Strafe der Wippe oder der tratto di corda. Oben am Querbalken eines Schnellgalgens befand sich eine Rolle, in der ein Strick lief, an dessen Ende die auf dem Rücken zusammengebundenen Hände des Wilddiebes festgebunden waren. Dieser wurde nun in die Höhe gezogen und plötzlich fallen gelassen, jedoch nur so weit, daß er in der Schwebe blieb und den Boden nicht erreichte. Durch diese Prozedur wurden dem Unglücksraben die Arme und Schulterblätter derart gelockert, daß ihm wohl die Lust für weiteren Wildfrevel verging.

Vielfach in Verbindung mit dieser Strafe erfolgte das Ausstechen eines Auges oder das Brennen eines Hirschhornes auf Stirn oder Wange in Anwesenheit der zu

diesem Schauspiel befohlenen Bauern, zwecks Statuierung eines abschreckenden Beispiels. Rad, Strang und Galgen waren dann die weiteren Etappen, die einem Druher oder Heckenjäger im Wiederholungsfalle bevorstanden. Auch muß es ein sehr „angenehmer“ Zustand gewesen sein, vierzehn Tage bis sechs Wochen hindurch täglich mit einem auf dem Kopfe festgeschnallten Geweih eines Zwölf- oder Vierzehnenders zum Arbeitsdienst zu erscheinen.

Bestimmend für die Höhe der auferlegten Strafen war die Jagdleidenschaft der einzelnen Fürsten, die je nachdem zu Grausamkeiten schrecklichster Art, ja, bis zum Sadismus ausarteten. So ließ im Jahre 1537 der Erzbischof Michael von Salzburg einen Bauern, der einen angeschossenen und in seinem Korn verendeten Hirsch sich zugeeignet hatte, in dessen Haut nähen und vor seinen Augen von der Meute der Hatzrüden zerreißen. Unter Kurfürst Moritz von Sachsen wurde ein Wilddieb auf das Geweih eines Hirsches gebunden und dieser dann von den Hunden in den Wald gehetzt. Besonders letztere Art der Strafe scheint nicht vereinzelt dazustehen, denn auch im Kurhessischen soll, wie erzählt wird, noch 1668 das Skelett eines Menschen auf dem bleichenden Geweihschädel eines Vierundzwanzigenders gefunden worden sein.

So abschreckend alle diese Strafen auch sein mochten, so hat es doch in der damaligen Zeit nicht an berüchtigten Wilddieben gefehlt, die bandenweise auftraten und den Förstern Gefechte lieferten. Die hessische Chronik verzeichnet einen solchen dieser Wilddiebe, der von Medebach aus Reinhards- und Kaufunger Wald unsicher machte, ein anderer nannte sich Teufels Pottgen. Die Braunschweiger Chronik kennt einen gewissen Kurt Schlicht, der sich Hackelberg nannte und im Solling hauste; Württemberg hatte in Hans Dippel gen. Schnasbursch den Anführer einer Wilddiebsbande. Die Verteidiger des Wildbannes wiederum trafen ihre Gegenmaßnahmen durch Einziehung aller Waffen, welche die Bauern in den Kirchen abliefern mußten, und durch Aufstellung von Hakenschützen im Walde.

So ging es oft hart auf hart, und wer als Wildschütz gefangen und eingeliefert wurde, wußte, was ihm bevorstand, war er doch der Macht eines Jagdherrn ausgeliefert, der Kläger und Richter in einer Person war.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4205. 165. BAND

EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK

15. OKTOBER 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4205. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. Oktober 1925.

Versetze Dich 4000 Jahre zurück,

eine Reise von 4 Tagen bringt Dich aus Regen und Kälte des deutschen Klimas in den Sonnenschein Aegyptens

Hier, inmitten einer seltsamen Umgebung mit den einzigartigen Reizen einer tausendjährigen Kultur, gewinnt das Leben neue Ausblicke. Beste Besuchszeit Oktober bis April Regen fällt sehr selten in Cairo; in Oberaegypten nie.

Prächtige Dampfer und gepflegte Hotels erhöhen den Genuß eines Aufenthalts im Nillande. Während der Monate Oktober, November, Dezember und Januar gewähren die aegyptische Staatseisenbahn und die internationale Schlafwagen-Gesellschaft sowie die Hotels erhebliche Ermäßigungen. Auskünfte durch alle Reisebüros. Verlangen Sie Prospekte bei Jakob Mayer, Annoncen-Expedition, Frankfurt a. M.

Kurhaus Bad Nassau

Sanatorium für **Nerven- und innere Kranke**

Aerztl. Leiter: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.**

Nr 16 Mk. 5.-

MULCUTO DIAMON

Mulcuto-Diamon-Streichriemen mit echtem Diamantstaub durchsetzt verleiht den Rasierklingen eine wunderbare Schneide. **Mulcuto-Werk, Solingen.** Wiederverkäufer gesucht.

Spiel-Artikel.

Galalith

JNTERNATIONALE GALALITH-GESELLSCHAFT HOFF & Co

HARBURG-ELBE BOSTELBECK b/HARBURG

MAN ACHTE BEIM EINKAUF STETS DARAUF, DASS DER ARTIKEL SELBST ODER DIE VERPACKUNG DIE QUALITÄTSMARKE Galalith (EINGETRAGENE SCHUTZMARKE) TRÄGT.

Geh. San.-Rat Dr. Köhlers Sanatorium Bad Elster, Sachsen

Alle Kurmittel (speziell Moorbäder) im Hause, Zander-Institut, Röntgen-Therapie, Diätkuren.

Das ganze Jahr geöffnet.

S.-R. Dr. Warda Nervenheilanstalt (offene Anstalt) **Bad Blankenburg** (Thüringen).

S.-R. Dr. Bielings Waldsanatorium **Tannenhof** Friedrichroda i. Thür. — Heilanstalt für Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- und Stoffwechselkrankheiten und für Rekonvaleszenten. :: Diätkuranstalt.

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul.

3 Aerzte. Erfolgreiche Winterkuren. Prospekte frei.

Pension Hannover ROM (5), Italien

Gute Küche. Deutsch. Pens. 6½ Mark.

Krankenfahrstühle für Zimmer und Straße. **Selbstfahrer,** *auch mit Motorantrieb.* **Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen.** Katalog grat. **Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.**

Okasa für Männer.

Neue Kraft durch das neue Sexual-Kräftigungsmittel „Okasa“ nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Hervorragend begutachtet ist die prompte und nachhaltige Wirkung. 50 Portionen 4.— M., 100 Portionen 7.50 M. Das echte Präparat erhalten Sie nur durch **Radlauer's Kronen-Apotheke, Berlin 244, Friedrichstr. 160** (zwischen Unter den Linden und Behrenstr.), in Leipzig zu haben in der König-Salomo-Apotheke, Grimmaischestr. 17, Adler-Apotheke, Hainstr 9. Hochinteressante Broschüre kostenlos in verschloss. Doppelbrief gegen 20-Pfg.-Marke.

Balsamana Rasier-Seife

PARFUMERIE Minaret

C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz.

Das beste Getränk für Ausflüge und Wanderungen ist warmer oder kalter Tee. Beispielsweise behält ein Aufguß von Tee Marke „Teekanne“, gesüßt oder ungesüßt, stets einen aromatischen, anregenden Geschmack; er ist zudem äußerst preiswert und sollte deshalb nicht nur ein gelegentliches, sondern das tägliche Familiengetränk sein.

Carl Below MAMMUTWERKE Leipzig u. Breslau. gegründet 1898.

Genannt der Pionier der Sprechmaschinenbranche. Erstklassiges vielfach prämiiertes Fabrikat.

Auch Abgabe von Federwerken, elektrischen und Zubehörteilen. Schallplatten, Nadeln etc. Export nach allen Ländern.

Photos!

Pariser Salon- und Modellstudien Bildermappen für Kunstfreunde. Herrliche künstl. Naturaufnahmen. Mustersendung auf Wunsch. Postfach 323, Hamburg 36/353 A.

Chr. Tauber Photo-Haus Wiesbaden L. 1.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr 1 Direkter Versand nach allen Weltteilen

AWS FABRIK-MARKE

Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK ALLEINIGE FABRIKANTIN: AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G. AUE I. SA.

Allgemeine Notizen.

„Advertising a public service“, Reklame ist Dienst an der Allgemeinheit. Unter diesem Leitwort stand eine Zusammenkunft englischer Reklamefachleute mit englischen Industriellen, die vor kurzem in Harrogate stattfand. In England liegen die wirtschaftlichen Verhältnisse wenn auch nicht ganz so schlimm, so doch ähnlich wie in Deutschland. Der Absatz der englischen Waren stockt im In- und Ausland, die Gäste in den großen und teuren Hotels vermindern sich, und die Verkehrsunternehmungen haben Schwierigkeiten. Es zeugt da von praktischem englischen Geschäftsgeist, daß die Führer der verschiedenen industriellen Verbände sich in dieser Krise mit den Reklamefachleuten zusammensetzen, um über Mittel und Wege zu beraten, wie diese wirtschaftliche Not durch groß angelegte Reklamefeldzüge und wirkungsvolle Werbearbeit zu beheben ist. Auf der Konferenz in Harrogate wurde von den führenden Männern der einzelnen Industrien und Gewerbe die augenblickliche Lage ausführlich geschildert und die Gründe der wirtschaftlichen Krise dargelegt. Die einzelnen Referate hatten rein wirtschaftlichen Charakter und interessieren an dieser Stelle nicht. Wichtig und für Deutschland, das es wirklich nötig genug hat, vorbildlich ist jedoch der Endzweck, der aus allen Vorträgen sprach: Die Produzenten müssen eng mit den Reklamefachleuten zusammenarbeiten. Werbung für den verstärkten Absatz ist ein Dienst fürs Vaterland. Das haben wir immer und immer wieder, zuletzt auf Seite 348 unserer Nr. 4198 vom 27. 8. 25 hervorgehoben. Und noch ein Weiteres. In einem Brief an seine Freunde sagt der kürzlich verstorbene Millionär und amerikanische Möbelfabrikant Georg Raithel aus Chikago „achtet und schätzt die Macht der Zeitung; sie ist nicht nur ein Faktor, der Euch unentbehrlich ist, sondern ein Hilfsmittel, Eure wirtschaftliche Stellung bedeutend zu verbessern.“

Zum neunzigjährigen Bestehen der Hanomag. Die vom Gründer des Werkes Georg Egestorff aufgenommenen Arbeitsgebiete der Dampfmaschinen (1836), Dampfkessel (1845) und Lokomotiven (1846) gehören auch heute noch vorwiegend zum Fabrikationsprogramm der Hanomag, nur mit dem Unterschied, daß bis über die Inflationszeit der Lokomotivbau vorherrschte, während jetzt der Dampfkesselbau diesen überflügelt. Zu großem Ansehen

Gesundes Haar.

Wie oft sieht man junge Männer mit Glatzen, wie viele Frauen hört man über starken Haarausfall klagen. Gesundheitliche Störungen verschiedenster Art können die Ursache sein. Aber das sind Ausnahmen. Ungeeignete Kopfbedeckung, Staub, Rauch und die Unzahl schädlicher Mittel und Mittelchen machen es erklärlich, daß so viele Haare krank sind. Gesundes Haar hat natürlichen Glanz, greift sich voll und weich an und hat einen angenehmen Duft. Gesundes Haar will aber auch gepflegt sein. Vernünftige Haarpflege ist im Grunde genommen nichts anderes, als zweckentsprechende Reinigung. Bei der Verwendung alkoholischer Wässer ist Vorsicht geboten, vor sodahältigen Shampoo muß aber direkt gewarnt werden. Zum Kopfwaschen gehört nur eine milde Spezialseife, die die Kopfhaut gründlich reinigt und das überflüssige Haarfett verseift. Der Schaum muß alle Unreinigkeiten einhüllen und nach kräftiger Massage des Haarbodens mit lauwarmem Wasser leicht wegzuspülen sein. Diese Bedingungen werden restlos erfüllt von dem sodafreien Shampoo Elida. Gut gepflegtes Haar ist nicht nur schön, sondern auch ein Zeichen gepflegter Gesundheit. Vernünftige Haarpflege ist kein Luxus, sie ist die gesündeste Anregung der Kopfnerven, bei gleichzeitiger Wäsche des Haares, im gesamten menschlichen Organismus Wohlbehagen hervorrufend. Siehe S. 612.

gelangte der in Erweiterung der Fabrikation seit 1912 aufgenommene Bau von Pflügen, Schleppern und zugehörigen Motoren. Im Lokomotivbau war die Lieferfähigkeit des Werkes auf arbeitstäglich etwa zwei Lokomotiven gestiegen. Erwähnenswert ist die Exportleistung des Werkes. In der Ablieferung befinden sich Riesen-Schnellzug-Lokomotiven für Spanien, die die leistungsfähigsten Europas sind; Benzin-elektrische Lokomotiven für Südafrika und neuere Lieferungen für Indien befinden sich in der Fertigstellung. Einen großen Fortschritt stellen die Serien-Lokomotiven dar, die sowohl in Industrie- und Baubetrieben, als auch für Nebenbahnen Verwendung finden. Sie werden nach dem Grundsatz gebaut, möglichst viele Lokomotivteile in Serien- und Austauschbau herzustellen, wodurch erhebliche Verbilligungen und kurze Lieferzeiten erreicht werden. Diese Ausführungen beweisen die beachtenswerte Höhe, auf der sich der Groß- und Klein-Lokomotivbau der Hanomag zur Zeit der Jahrhundertfeier der Lokomotive befindet.

Weinmuseum und Weinmesse in Koblenz. Im Anschluß an die große Weinbau-Ausstellung soll in Koblenz ein Museum des deutschen Weines errichtet werden, das alle Interessengebiete des Weinbaues und Weinhandels umfaßt. Das Reich, die am Weinbau interessierten Länder sowie die Weinbau-Forschungsanstalten und -Fachschulen haben ihre Unterstützung in Aussicht gestellt. Ferner ist beabsichtigt, alljährlich in Koblenz eine Messe für die Erzeugnisse deutscher Weinbaugebiete zu veranstalten. Man setzt in Fachkreisen mit vollem Recht starke Hoffnung auf die Durchführung gut organisierter Weinmessen. Die Stadt Koblenz stellt als Messeräumlichkeiten die stilechten Weinschankhäuser des originellen „Weindorfes“, das schon während der Ausstellung Gäste in großer Zahl sah, zur Verfügung.

Neue Zollbestimmungen in Griechenland. Das Einfuhrverbot für Waren der folgenden Positionen des griechischen Zolltarifs wurde aufgehoben. Position 90: Parfümerien usw., Position 161a: feine Stoffe, Batiste usw., Position 190: Spitzen usw., Position 196a: Veloure und Plüsche, Position 196b: Chenille, Position 364d: Felle. Der Wert einer Golddrachme beim Zoll auf Mehl der Position 21a wurde mit rückwirkender Kraft vom 24. Juli 1925 mit fünf Papierdrachmen festgesetzt. Unter das Baumaterial, das nach der Verordnung vom 9. Juni 1923, sofern es für den Wiederauf-

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1–7.

Der gute Ton und die feine Sitte.
Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.
Siebente Auflage. Preis 1.50 R.-M. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Die Kunst des Skatspiels.
Ein Lehr- und Nachschlagebuch von Arthur Schubert, Herausgeber der Neuen Allgemeinen Deutschen Skatordnung.
In Leinen geb. 3.- R.-M.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

bau von Saloniki verwendet wird und von der Zahlung des Zolles und der Gebühren befreit ist, sind Drahtnägel nicht aufzunehmen. Diese unterliegen dem Zoll.

Ein Weltkatalog der wissenschaftlichen Zeitschriften. Die Oxforder University Preß hat den ersten Band eines internationalen Registers der wissenschaftlichen Zeitschriften herausgebracht, das auf Grund der Arbeiten einer Reihe von wissenschaftlichen Gesellschaften und mit Unterstützung des Carnegie-Fonds zusammengestellt worden ist. Dabei ergab sich, daß von 1900 bis 1921 mehr als 24 000 Zeitschriften erschienen sind, die regelmäßig oder gelegentlich Beiträge von Bedeutung zum allgemeinen Wissen lieferten. Ein zweiter, bald zu erwartender Band wird weiterhin sämtliche Verlage, die solche Zeitschriften herausgeben, verzeichnen.

Einfuhr von Druckpapier in Brasilien. Aus der Statistik der Einfuhr für 1923, nach Ländern geordnet, ist zu entnehmen, daß Deutschland die vor dem Krieg innegehabte Vorzugsstellung in der Einfuhr von Druckpapier wieder eingenommen hat. Von der gesamten Einfuhr von Druckpapier im Jahr 1913 in Höhe von 30 000 t kamen 10 000 t aus Deutschland, 6000 t aus Norwegen, 5000 t aus Schweden und 4000 t aus Holland, wobei anzunehmen ist, daß ein Teil der holländischen Ausfuhr deutsche Ware umfaßte. Im Jahr 1919 lieferte Deutschland nicht ganz 6 t, die Vereinigten Staaten 21 000 und Norwegen 3000 t. Im Jahr 1923 aber hatte Deutschland seine Vorkriegseinfuhrziffer bereits überstiegen. Die Gesamteinfuhr betrug 39 000 t, wovon Deutschland 13 000 t im Wert von 15 000 Kontos, Norwegen 10 000 t, Finnland 7000 t und Schweden 5000 t lieferten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinen jetzt mit 345 t an achter Stelle.

Spaniens auswärtiger Handel im Vorjahr. Der spanische Landwirtschaftsrat veröffentlicht die Gesamtzahlen des spanischen Außenhandels für 1924. Danach betrug die Einfuhr 3230.8 Mill. Pesetas (1923: 3062.8) und die Ausfuhr 1782.8 Mill. (1923: 1592.2), so daß der Passivsaldo der Handelsbilanz 1445.1 Mill. (1923: 1467.8 Mill.) erreicht. Hauptposten in der Einfuhr sind fertige Waren 2011.4 Mill. (1621.7), Rohstoffe 947.8 Mill. (966.9) und Lebensmittel 236.6 Mill. (471.7). In der Ausfuhr stehen die Lebensmittel mit 816.5 Mill. (877.9) an erster Stelle. Es folgen dann Rohstoffe mit 562.8 Mill. (369.8) und fertige Waren mit 401.9 Mill. (343).

Illustrirte Zeitung

Abwehrmaßnahmen gegen die Brandstiftungsepidemie in Berlin: Das Brandstiftungsdezernat der Berliner Polizei an der Arbeit während eines Dachstuhlbrandes.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Kurd Albrecht.

In Anbetracht der besorgniserregenden Tatsache, daß innerhalb ganz kurzer Zeit in Berlin mehr als 20 Dachstuhlbrände stattgefunden haben, die auf Brandstiftung zurückzuführen sind, hat sich das Berliner Polizeipräsidium veranlaßt gesehen, ein besonderes Brandstiftungsdezernat unter Leitung von Oberregierungsrat Dr. Weiß und mehreren Kriminalkommissaren einzurichten. Die Tätigkeit dieses Dezernates ist ungemein schwierig und gefährlich, da es bei jedem Brand sofort sich einfinden muß, um gemeinsam mit der Feuerwehr die Brandursache festzustellen.

BEI DEN SPANIERN IN MAROKKO: DER VORSTOSS ZUM DJEBEL MALMUSI.*)

Von unserem nach Marokko entsandten Sonderberichterstatter Hans Felix Wolff.

Es ist etwas Sonderbares um die rifische Kriegsführung. Ich war Zeuge eines Feuergefechts zwischen entfernten Küstenbatterien und zwei spanischen Linienschiffen, wobei infolge unzulänglicher Beobachtung eine Menge Munition zwecklos verpulvert wurde. Andererseits werden auf der Landfront die spanischen Truppen so ziemlich in Ruhe gelassen. Hier und da einmal in Stunden eine Granate. Man kann fest darauf rechnen, daß dem Einschlag kein zweiter folgt. Es liegt System darin.

Auch den Transportschiffen galten täglich einige Beunruhigungsschüsse. Sie wurden deshalb von der offenen Reede weg unter der Steilküste des Kaps zusammengezogen. Das vergebliche einmalige Tasten hörte dadurch nicht auf.

Es sieht fast so aus, als sollte durch diese Spielereien zu umfassenderen Maßnahmen eingeladen werden. Auf der zum größten Teil flachen Innenseite der Bucht von Alhucemas ist der Strand mit Landminen gepflastert. Aber der Spanier ging nicht aufs Geratewohl aus seinem Bau. Auch nicht, als am 18. September ausnahmsweise an 200 Granaten auf die Stellungen niederprasselten und beträchtliche Verluste verursachten. Nur die Deckungen wurden seither eifriger gepflegt. Bei meinem erneuten Besuch an Land ließ sich von dem hafenartigen Gewimmel am Ufer nichts mehr wahrnehmen.

18000 Mann harrten hier, auf engem Raum zusammengedrängt, des Vormarsches. Wasser mußte von auswärts beschafft werden. Dennoch währte es noch bis zum 22. und 23. September, bis die nächste vorsichtige Operation in Gang kam.

Gemischte Verbände, zum größten Teil scherifische Mehalla, machten am östlichen steilen Küstensaum den Anfang. Sie waren gerade hier kurz zuvor von einer verwegenen Rifpatrouille im Rücken bedroht worden. Die Rinnen und Höhlen des fast unzugänglichen Steilabfalls dienten dabei als Ausgangspunkt. Ein nicht unblutiges Manöver beseitigte die Gefahr. Die Angreifer konnten in der Nacht mit Barken entkommen. Die zerrissenen Wandpartien bis Morro viejo (auf der Innenseite der Bucht) aber blieben verdächtig.

Nun schoben sich auf der flachen Abdachung landwärts die Linien bis Morro viejo vor. Hierbei erwies sich wie im folgenden die Verschleierungstaktik der Rifleute. Nur schwache Abteilungen leisteten Widerstand; diese freilich mit Geschick und zähester Ausdauer. Der 2 km tiefe Geländegewinn der östlichen Hälfte beanspruchte einen ganzen Tag. Die Rifleute hatten meistens Zeit, ihre Toten und Verwundeten mit sich zu schleppen, und ließen dafür lieber gelegentlich ihre Gewehre im Stich. Sie fürchten aus religiösen Gründen noch für den Verstorbenen das Abschneiden des Kopfes. Daß solche Drohung jedoch jemals den Kampfgeist minderte, ließ sich nirgends feststellen.

Erst als dieser Abschnitt erreicht war, holte man am nächsten Morgen zur Besitznahme des die nahe Küste beherrschenden, über den Stellungen noch an 150 m ansteigenden Malmusi-Gipfels aus.

Zwischen den Abdachungen des Morro-Plateaus und dem Bergmassiv haben die Wasser eine geräumige Landschlucht aufgerissen. Patrouillen hatten sie seit Tagen leer gefunden. Gleichwohl vollzog sich dieser erste Sprung auf der ganzen Linie nicht kampflos. Erst einmal gesichert, bot der breite Einschnitt eine ideale Aufmarschgelegenheit. Kahl und übersichtlich zog der breite Grat in zwei Absätzen zum Gipfel empor.

An der Breitseite des Malmusi — gegen Norden — störten Landdünungen, die ein überraschendes kleines Tälchen mit einem Maisfeld bargen. Gleich dahinter setzte eine runde Felskuppe ab mit künstlichen Höhlenschlüpfen an der Rückseite. Ein flaches Steinhaus ohne Schießscharten befand sich unmittelbar daneben. Nirgends ein Schützengraben.

In kurzer Zeit wurden durch Ausschwärmen die ersten Hindernisse überwunden, die Nester gesäubert. Dann trat die 6. und 7. Bandera der durch ihren Schneid bekannten Fremdenlegion zum Sturm auf den Gipfel an. Gleich der erste Zacken oberhalb der Häuser barg eine über mannshohe, breite Felswanne, der mit Geschützfeuer nicht beizukommen war. Auf dem unsteilen Hang darüber verursachten kleine Mauerriegel Aufenthalte. Es war mehr Sache der Schnelligkeit für die vorrückenden Linien, die feuernden Posten

Kartenskizze des spanisch-marokkanischen Kampfgebiets an der Alhucemas-Bucht nach topographischen Aufnahmen spanischer Flieger.

*) Vgl. zu Vorstehendem den Beitrag in Nr. 4203, S. 508.

Blick von Kap Morro auf das Kampfgebiet während der Beschießung durch die spanische Artillerie.

Aus dem spanisch-marokkanischen Kriegsgebiet.

Spanischer Vormarsch unterhalb des Djebel Malmusi.

aus ihren Winkeln zu jagen und hinter den Grat zurückzutreiben.

So fiel der Malmusi-Gipfel, die zweite Etappe auf dem Wege nach Ajdir, als das unkomplizierte Ergebnis einer planmäßigen Gefechtsübung. Die 2 km Tiefe bei Morro viejo entsprachen dem 2-km-Abstande bis zum Malmusi-Gipfel. Westlich, gegen die Hauptberge, die mit dem Hinterland in Verbindung stehen, erhielt die Front keinen nennenswerten Zuwachs.

Man kann die Verluste auf beiden Seiten ungefähr gleich hoch mit 400 bis 500 Mann veranschlagen. Außerdem büßten die Rifleute 5 Geschütze, 2 Maschinengewehre und eine geringe Anzahl Gefangener ein.

Der Schleier über etwelchen Absichten hat sich nicht gehoben. Auf eine feste Front ist man im Berglande noch nicht gestoßen. Die Schwierigkeiten müssen anderwärts beginnen. Die spanische Truppenmacht ihrerseits liegt sphinxartig auf dem Viereck ihrer Halbzunge. Sie wird weiter vorgehen müssen, da immer noch nicht genügend Wasser gefunden wurde. Der Weg nach Ajdir durch Niederungen ist allenfalls zu erzwingen. Dabei verlängert sich aber die Seitenfront gegen die noch unbezwungenen Berge. Ohne ihren Besitz wäre der Küstenstreifen ein Danaergeschenk. Aus diesem Grunde ist mit einer Entscheidung von heute auf morgen nicht zu rechnen. Erst die Basis ist gewonnen. Die Probleme wachsen. Die Unternehmung wird erst künftig ihr wahres Gesicht und ihre Tragweite erweisen.

Unzweifelhaft aber wäre gerade an diesem Punkte ein entscheidender Erfolg das beste Mittel, die gesamte Rifbevölkerung zu einem Einvernehmen mit Spanien zu zwingen. Das Zwischenland bis Melilla würde über kurz oder lang der Umfassung erliegen. Abd el Krim, der nur ein ausführendes Organ des Willens der Stämme ist, könnte auf weiteren Anhang nicht mehr zählen. Die Einzelinteressen würden gebieterisch nach Gehör verlangen.

Spanien ist bei diesem Zusammengehen mit den französischen Wünschen der schwierigste Teil zugefallen. Wie strategisch, so bleibt auch bei diesem Rivalitätsbündnis die Weiterentwicklung eine offene, eine bedrohliche Frage.

General Primo de Rivera an Bord eines Lazarettschiffes vor der Bucht von Alhucemas.

Fremdenlegionäre in der Stellung.

Soliman (×), ein Vetter und Gegner Abd el Krims, im spanischen Lager.

Von den Spaniern eingebrachte Rifgefangene.

Aus dem spanisch-marokkanischen Kriegsgebiet.

Die neue Rettungsmedaille, die von jetzt ab vom Preußischen Ministerium des Innern für erhebliche Lebensrettungen verliehen wird. (Vorderseite.)

Vom Mitteldeutschen Stahlhelm-Sportfest in Halle a. S. am 4. Oktober: Begrüßung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof durch den Bundesführer Selte.

Rückseite der neuen preußischen Rettungsmedaille. Sie trägt an Stelle des Bildes von Friedrich Wilhelm III., das sich auf der früheren, 1830 gestifteten Medaille befand, einen von Fr. Sintenis entworfenen Adler, während die Vorderseite der alten gleicht.

Latentes Leben.

Zwischen Leben und Tod gibt es einen Zwischenzustand, der in der Natur außerordentlich verbreitet ist. Zahllose Wesen sind tot, und sie leben doch. Es fehlt ihnen das, was das Leben kennzeichnet, der Stoffwechsel, die Aufnahme von Nahrung, der Verbrauch und Ersatz ihrer Substanz, deren Abbau und Aufbau. Es ist nicht ein Scheintod, bei dem die Lebensfunktionen auf ein Minimum herabgesetzt sind. aber doch bestehen. Ein absoluter Stillstand tritt ein, der Monate, Jahre dauern kann, und der ganz plötzlich, unter besonderen Bedingungen, in ein aktives und sehr energisches Leben übergeht. Die Pflanzensamen sind das nächstliegende Beispiel dafür. Gar oft bleiben sie jahrzehntelang keimfähig. Auch Infusorien, die als mikroskopisch kleine Stäubchen in der Luft schweben, sind tot. Tardigraden oder Bärtierchen, die zu den Spinnen gehören und ebenfalls sehr klein sind, liegen monatelang in Regenrinnen, im Moos, unter Ziegeldächern und zeigen keine Spur einer Lebensäußerung, bis eines Tages, nach dem Regen, ihre Glieder sich zu regen beginnen. Man kann solche Tatsachen, die auf niedrige Lebewesen beschränkt sind, einfach registrieren und sich mit ihrem Bestehen als mit einer Merkwürdigkeit abfinden. Aber man kann auch versuchen, durch sie Aufschlüsse über das Leben an sich zu gewinnen. Das, was in solchen Fällen immer auffällt, ist, daß der Scheintod beim Vertrocknen solcher niederen Organismen eintritt, und daß stets beim Befeuchten das Leben zurückkehrt. Im Wasser wird der tote Pflanzensame lebendig; im Wasser vermehren sich Infusorien so schnell, daß aus dem vorher erstarrten Stäubchen bald Millionen wimmelnder Wesen werden. Das läßt den Schluß zu, daß alles Leben an das Wasser gebunden ist. Es ist unnötig, viele Beispiele anzuführen; sie treten uns auf Schritt und Tritt entgegen, wie denn auch die Paläontologie heute auf dem Standpunkt steht, daß nur im Wasser des Urmeeres die ersten primitiven Organismen auftraten, und daß sie erst allmählich auf das Land herausgestiegen sind. Alle Lebewesen tragen das wässerige Element in sich; unser eigener Körper besteht zu 75 Proz. aus Wasser. Menschen haben sechs und sieben Wochen lang den Hunger ertragen und blieben am Leben, aber ein paar Tage Durst bedeuten den sicheren Tod. Wir wollen nicht sagen, das Wasser sei das Leben. Das wäre ebenso unsinnig, wie wenn behauptet wird, Elektrizität sei es, oder wenn man überhaupt nur eine besondere Lebenskraft als Träger des Lebens annimmt. Aber zweifellos gibt erst das Wasser dem Leben die Möglichkeit, sich in seinen Äußerungen zu entfalten, indem es die Dinge in Fluß bringt. Die Stoffe, die ein Samenkorn bilden, sind starr und hart. Gewiß sind sie in ihrer besonderen Art, als Eiweiß, Stärke usw., fähig, sich in Lebensäußerungen, im Stoffwechsel, im Wachstum, zu entfalten. Aber das Wasser gibt erst den Anstoß dazu; es schafft die Möglichkeit, daß das Leben wirksam ist. Es wirkt in einem Rhythmus, wie gerade die neuesten Forschungen von Fließ und anderen gezeigt haben; ja, es ist geradezu Rhythmus, wie die ganze Natur mit ihrem Wechsel der Jahreszeiten, Tag und Nacht, Verwelken und Aufblühen rhythmisch abläuft, und dieser Rhythmus kann nur dort, wo der Organismus wässerig, wasserhaltig ist, in ihn hineinspielen und ihn gestalten. Latentes Leben ist demgemäß ein Erstarren, das sich gegen den allgemeinen Lebensrhythmus der Natur verschließt, dem es sich aber durch Aufnahme von Wasser jederzeit neu öffnen kann. Weshalb ist aber der Mensch nicht fähig, einen solchen Zwischenzustand zwischen Leben und Tod durchzumachen? Einen Verdursteten kann man nicht zum Leben erwecken, wenn man ihm Wasser einflößt. Die Antwort liegt nahe. Der Mensch hat seinen Eigenrhythmus. Er ist in seinen Lebensfunktionen herausgerissen aus den großen Naturzusammenhängen; er lebt aus sich selbst heraus und steht nicht, gleich einer Pflanze, wie schlafend im Strome des Weltgeschehens. So kommt es, daß der einmal gestörte bzw. unterbrochene Rhythmus seiner Organisation nicht von außen her neu belebt werden kann, eine Tatsache, die auch von allen anderen höher organisierten Lebewesen gilt.

Prof. Dr. H. Wohlbold.

Von der Motorboot-Herbstregatta auf dem Tegeler See bei Berlin, die am 3. und 4. Oktober vom Allgemeinen Deutschen Automobilklub veranstaltet wurde: Augenblicksbild aus dem Rennen am 4. Oktober.

Besuch des Prinzen Philipp von Hessen mit seiner jungen Gemahlin, Prinzessin Mafalda, der zweiten Tochter des italienischen Königspaares, bei seinem Vater, dem Landgrafen Friedrich Carl von Hessen, auf Schloß Panker bei Lütjenburg in Holstein.

Von links nach rechts: Stehend: Prinz Waldemar von Preußen; Prinz Christoph von Hessen; Prinz Heinrich von Preußen; Prinz Philipp von Hessen; Landgraf Friedrich Carl von Hessen; Prinz Richard von Hessen; Prinz Wolfgang von Hessen. Sitzend: Prinzessin Heinrich von Preußen; Prinzessin Mafalda, Gemahlin des Prinzen Philipp von Hessen; Landgräfin Margarete von Hessen, Schwester Kaiser Wilhelms II.; Prinzessin Wolfgang von Hessen, Tochter des Prinzen Max von Baden.

Vom Jugendtreffen des Verbandes Mitteldeutscher Ballspiel-Vereine am 4. Oktober vor dem Völkerschlachtdenkmal in Leipzig anläßlich des 25jährigen Jubiläums des Deutschen Fußball-Bundes: Die Schlußläufer der sechs Begrüßungsstaffeln beim Niederlegen eines Lorbeerzweiges am Fuße des Denkmals.

Der 20. Deutsche Sängerbundestag in Nürnberg am 4. Oktober, bei dem in der Katharinenkirche ein Gedächtnismal für die im Weltkrieg gefallenen deutschen Sänger enthüllt wurde: Die Vertreter des mehr als 5000 Vereine zählenden Bundes beim Verlassen der Kirche. (Phot. Ceger, Nürnberg.)

Die Einweihung des nach dem Plan des Architekten Gerntke errichteten Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Angehörigen des Infanterieregiments Graf Bose (1. Thüringisches) Nr. 31 zu Altona am 4. Oktober. (Phot. O. Reich, Hamburg.)

Prof. Dr.-Ing. h. c. Carl Busley,
Geh. Regierungsrat, verdienstvoller Organisator auf dem Gebiete des Segelsports, des Automobilismus und des Luftfahrtswesens, konnte am 7. Oktober seinen 75. Geburtstag feiern.

Die Weihe eines Ehrenmals für die gefallenen Feuerwerker und Zeugpersonal-Angehörigen der Armee und Marine im Garten der ehemaligen Oberfeuerwerkerschule zu Berlin am 4. Oktober. Das Denkmal stammt von Bildhauer Alwin Völkel.

Prof. Dr. Krüß,
bisher Ministerialdirektor im Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, übernahm als Generaldirektor die Leitung der Preußischen Staatsbibliothek. (Phot. Wipro.)

Links: Von den kürzlich in Washington erfolgten französisch-amerikanischen Verhandlungen über die Fundierung der französischen Kriegsschulden an Amerika: Die Kommission am Verhandlungstisch. 1 der französische Finanzminister Caillaux; 2 der amerikanische Schatzamtssekretär Mellon; 3 der amerikanische Staatssekretär Kellogg. — Rechts: Von der Einweihung der deutschen katholischen Kirche St. Bonifatius in London am 4. Oktober durch den Erzbischof von Köln, Dr. Schulte: Ankunft des Erzbischofs vor der Kirche. (Phot. Times.)

Die deutsche Abteilung auf der Internationalen Kunstgewerbeausstellung in Monza.

(Hierzu die Bildertafel auf S. 595.)

Italien veranstaltet in den ausgedehnten Räumen des Schlosses von Monza alle zwei Jahre Kunstgewerbeausstellungen von internationalem Charakter. Die gleichzeitig stattfindende Weltausstellung des Kunstgewerbes in Paris hat allerdings den internationalen Charakter der diesjährigen Veranstaltung Italiens stark eingeschränkt. Hauptsächlich vertreten sind die östlichen Randstaaten und Rußland sowie Mexiko und Marokko, die sich darauf beschränken, ihre Volkskunst zu zeigen, ferner Belgien und Ungarn. Italien selbst marschiert mit den Produkten seiner afrikanischen Kolonien und der Volkskunst seiner Landesprovinzen auf.

Was an neuerer Kunst hier zur Beurteilung gelangt, beweist, daß in Italien ebenso wie in Ungarn noch immer ein Geschmack herrscht, der mehr einen äußerlichen Reichtum vorzuspiegeln liebt. Belgien wirkt außerordentlich frisch und zeigt eine lebhafte Kunstentwicklung, wenn auch die Ergebnisse noch verhältnismäßig wenig umfangreich erscheinen. Infolgedessen macht die deutsche Abteilung in solcher Umgebung einen ausgezeichneten Eindruck. Zu bedauern ist freilich, daß die eigentliche moderne Kunstproduktion kaum in die Erscheinung tritt, obwohl gerade sie für die positiven, aufbauenden Kräfte eines Volkes am besten zeugt. Aber dafür ist wenigstens von dem eine mittlere Linie einhaltenden Kunstgewerbe eine sorgsame Auslese geschehen und dieser ein würdiger, in einheitlicher Raumdurchbildung gehaltener Rahmen gegeben worden. Die Abteilung der Plauener Spitzen und die der vielen guten keramischen Werkstätten sowie die Metallabteilung enthalten durchweg hochwertige Leistung und zum Teil auch schon ausgezeichnete Formen. Aber auch die Erzeugnisse, die noch ungleich sind und einer energischen Fortentwicklung bedürfen, fallen keineswegs aus dem Rahmen und stehen jedenfalls nicht hinter denen der anderen Länder zurück. Ein wenig fremd wirkt nur der Porzellansaal, der, entsprechend den in ihm aufgestellten Erzeugnissen, im Rokokostil gehalten ist. Diese Abteilung beweist geradezu, daß unsere berühmten Porzellanmanufakturen zwar den Charakter des 18. Jahrhunderts beherrschen, daß dies aber nicht ausreicht und sie uns die Porzellankunst schuldig bleiben, die aus unserer Zeit gewachsen ist.

Nachdem Deutschland bedauerlicherweise aus politischen Gründen an der großen Pariser Ausstellung nicht teilnehmen konnte, zu der es allerdings eine reichlich verspätete Einladung erhalten hatte, ist das Gelingen seiner Ausstellung in Monza, die unter Mitwirkung des Deutschen Werkbundes zustande gekommen ist, wenigstens insofern ein kleiner Ersatz, als die Leistung von den maßgebenden Kreisen Italiens dankbar begrüßt wurde und dadurch neue gute Beziehungen im Verkehr mit diesem Lande auf einem kulturell bedeutsamen Gebiete entstanden sind. Dr. Alfred Gellhorn.

Die neue, von der Schweizer Meteorologischen Anstalt errichtete Wetterwarte auf dem Jungfraujoch in 3457 m Höhe, die vor kurzem in Betrieb genommen wurde. Rechts die Spitze der Jungfrau (4166 m).

Von der Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno: Links: Das Hotel Esplanade in Locarno, wo die deutsche Delegation Wohnung genommen hat. Rechts: Das Grand Hotel in Locarno, das Quartier der anderen Delegationen.

Oben links:
Der Justiz-Palast in Locarno, wo die Konferenz-Sitzungen stattfinden, mit den Landesfahnen der Konferenzteilnehmer.

Unten rechts:
Blick in den Sitzungssaal.

Die übrigen Abbildungen:
Die Delegationen der beteiligten Länder beim Verlassen des Justiz-Palastes nach der Eröffnungssitzung am 5 Oktober.

Oben rechts:
Die deutsche Delegation. 1 Reichskanzler Dr. Luther; 2 Reichsaußenminister Dr. Stresemann; 3 Staatssekretär Dr. Kempner; 4 Staatssekretär Dr v. Schubert; 5 Ministerialdirektor Dr. Gaus.

Mitte links:
Die französische Delegation. × Ministerpräsident Aristide Briand.

Mitte rechts:
Die belgische Delegation. × Außenminister Vandervelde.

Unten links:
Die englische Delegation. × Außenminister Chamberlain.

Von der Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno.

Oben links: Der Westgipfel (2964 m) der Zugspitze im Jahre 1890. Hier wurde 1897 die Unterkunftshütte „Münchener Haus" errichtet. — Oben rechts: Der Wetterwart bei seiner Arbeit auf dem Turm der meteorologischen Beobachtungsstation, die im Jahre 1900 eröffnet wurde. — Mitte: Der Westgipfel der Zugspitze in seiner jetzigen Gestalt mit dem „Münchener Haus" und dem Turm des meteorologischen Observatoriums. — Unten links: Hinaufbringen von Trinkwasser in kleinen Fässern für die Beobachter der Station und die Gäste der Unterkunftshütte. — Unten rechts: Die bisher am Observatorium tätig gewesenen, zur Jubiläumsfeier versammelten Meteorologen auf dem Beobachtungsturm.

Zum 25jährigen Bestehen der meteorologischen Beobachtungsstation auf der Zugspitze, das vom 4. bis zum 6. Oktober feierlich begangen wurde.

Nach photographischen Aufnahmen von Beckert, Partenkirchen, und Wipro.

DER ABGRUND

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(7. Fortsetzung.)

Glauben Sie denn an all das dumme Zeug?" fragte sie, als er eine vorwurfsvolle Miene machte.

„Vielleicht", gab er zurück. „Vielleicht glaube ich daran. Ist das so furchtbar lächerlich? Ich kann mich nicht dagegen wehren. Und denken Sie nur nicht, daß ich mich mit meinem Aberglauben in schlechter Gesellschaft befinde. Viele, die meisten glauben daran, an irgend etwas, was es auch sei, und sie tun nur so, als seien sie wunders wie aufgeklärt, und wenn sie zu dreizehn am Tisch sitzen, dann laufen sie doch davon, und wenn im Hotel nur noch das Zimmer Nummer dreizehn frei ist, dann retten sie sich bei Nacht und Nebel in ein anderes Hotel." Er unterbrach sich einen Augenblick, sann nach und fragte dann: „Wollen Sie mir überhaupt einmal sagen, wo der Unterschied, wo die Grenze ist zwischen Glauben und Aberglauben?"

Hella gab darauf keine Antwort, sondern fragte mit lustigem Augenzwinkern: „Sie sind denn also gewiß, unsterblich zu sein? — Hören Sie! Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Tun Sie das Amulett in einen Stahlpanzer, so daß es nie zerbrochen werden kann, und Sie sind unsterblich, Sie werden den Weltuntergang erleben. Sie werden ihn überleben, und Sie werden sehen, wie die Sonne einmal erlischt. Sie werden der einzige ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sein!"

Sie lachte herzhaft und lange auf.

Welch ein törichtes Kind Flaghertie O'Wills war! Trotz all seiner Weltkenntnis kam er ihr jetzt vor wie ein unwissender Mensch des Mittelalters, der von den Naturwissenschaften nichts wußte, nichts kannte, dem alle Vorgänge geheimnisvoll waren, und der sich vor dieser unerklärlichen Zauberei durch einen anderen Zauber schützen wollte.

„Glauben Sie," fragte er nach einer Weile, „daß ich die Kapsel vor dem Zerbrechen bewahren kann? Kann ein Mensch sich vor dem Tod verbergen oder schützen?"

„Wenn Sie nun aber nicht zerbricht?" wiederholte Hella eigensinnig.

„Sie wird zerbrechen, denn sie muß zerbrechen."

„Und dann werden Sie sterben?"

„Ja, dann werde ich sterben."

Sie konnte im Augenblick keine Antwort geben, weil dieser unbedingte Glauben sie entwaffnete. Man kann mit Meinungen fertig werden, mit falschen Ansichten; mit einem Irrglauben niemals.

Avellanda nahm die Kapsel wieder zur Hand, öffnete sie und zeigte Hella das Innere. Es war dort in der Mitte der inneren Rückseite eine Erhöhung, die aus einer tonartigen, porösen Masse bestand. Diese Erhöhung war in ihrer Mitte schwärzlichrot gefärbt, und Avellanda erklärte:

„Sie werden noch mehr zu lachen bekommen, werden mich noch mehr auslachen. Sehen Sie dieses Fleckchen, das inzwischen so schwärzlich geworden ist? Das ist ein kleiner Tropfen Blut."

„Von Ihnen?"

„Ja, von mir, und das gibt dem Amulett die Kraft."

„Aber, so hören Sie doch auf! Das ist ja eine ganz unsägliche Albernheit! Es ist lächerlich! Ganz und gar lächerlich, an solchen Unsinn zu glauben! Wie kann man das nur? Sie hätten Ihre fünfzig Pfund sparen sollen!"

„Aber es sieht doch wenigstens hübsch aus!" nahm Avellanda sein Amulett in Schutz. „Es ist so zierlich und so hübsch gearbeitet, und schon deswegen tun mir die fünfzig Pfund nicht leid. Sehen Sie nur, wie hübsch es in der Sonne blitzt und schillert, wie es einen ansieht, als wenn es doch mehr wäre als nur ein armseliger, toter Stein."

Hella nahm die Kapsel wieder zur Hand und betrachtete sie eingehend: die in sich verschlungenen Blumen und Verzierungen auf der einen Seite, die Schriftzeichen auf der andern. Und trotz ihres Unglaubens, trotz ihrer so heftig betonten Aufgeklärtheit sah sie nun selber in das winzige schillernde Ding Geheimnisvolles und Zauberhaftes hinein. Avellanda hatte sie angesteckt. Sie besah sich auch noch einmal den winzigen Fleck auf der tonartigen, porösen Masse.

Ganz gewiß war es albern und kindisch, an irgendwelche Zauberkraft zu glauben, die in dieser Kapsel stecke, und wenn Flaghertie O'Wills das tat, so verriet er damit nur eine schreckliche Unbildung, aber jetzt nahm sie wenigstens seinen Aberglauben ernst, wenn sie ihn auch nicht teilte.

„Gewiß, es sieht niedlich aus", sagte sie schließlich. „Aber was Sie da alles gesprochen haben, ist natürlich barer Unsinn. Kein Wort dürfte man darüber verlieren."

Er zauderte einen Augenblick, dann sagte er rasch: „Behalten Sie es!"

„Ich?" Sie war ehrlich erschrocken, beinahe entsetzt.

„Behalten Sie es!" wiederholte er dringender.

„Aber dann müßten Sie ja sterben!" höhnte sie.

„Nein," erklärte er ganz ernsthaft, „erst wenn es zerbricht. Wenn Sie es behalten, so bin ich Ihnen und sind Sie mir verbunden, solange ich lebe —" Und er wiederholte nach einer Pause: „—solange ich lebe!"

Hella schüttelte unwillig den Kopf und sah böse drein. Das winzige, schillernde Ding, dem Avellanda so geheimnisvolle Kräfte angedichtet hatte, glänzte im Sonnenlicht zu ihr herauf.

„Nehmen Sie es zurück!" befahl sie. „Ich will es nicht haben!"

„Behalten Sie es doch!" bat er. „Bewahren Sie es auf — für mich — bis — bis es zerbricht."

Sie wog es unschlüssig in ihrer Hand.

„Aber es ist doch eine Albernheit — es sieht wirklich hübsch aus — es ist lächerlich —"

„Sie behalten es, nicht wahr? Ich bitte Sie darum!"

„Ach, Sie können einem arg zusetzen mit Ihren närrischen Bitten!"

„Stecken Sie es ein!"

„Gut!" erklärte sie sich bereit und begann im gleichen Augenblick ihre Willfährigkeit zu bereuen. Lachend setzte sie hinzu: „Nun halte ich Ihr Leben in der Hand. Wenn es meine Laune so will, zerbreche ich die Kapsel, und Flaghertie O'Wills ist ein toter Mann!"

Wie kam es, daß Avellanda ganz jäh und plötzlich an Swanney denken mußte, an dessen hageren Pergamentschädel und dessen erloschene Augen? Wie kam es, daß er plötzlich an den armen Severin denken mußte, den sie gehenkt hatten im Hofe von Reading Gaol?

Und Avellanda sagte lächelnd: „Dann zerbrechen Sie es nur!"

Er schloß für eine kurze Sekunde die Augen, und ein fremdes süßes Glück zog durch sein Herz.

„Sie sind ein Kind, ein Tor, ein ganz abergläubischer Mensch."

Aber die Kapsel mit dem Blutstropfen lag schon wohlverwahrt in ihrem Täschchen, und Avellanda beugte sich über Hellas Hand und küßte sie. Sie wagte es mit einem Male nicht mehr, ihn und seinen Aberglauben lächerlich zu machen. — — —

Spät am Abend fuhren sie zurück nach Paris, nach Meudon, wo sie zu Abend essen wollten.

„Morgen um diese Zeit —" begann Hella langsam und brach gleich darauf ab.

Er mußte sich offenbar erst darauf besinnen, was morgen um diese Zeit denn geschehen sollte.

„Nun ja, morgen um diese Zeit werden wir in Köln sein. Ich fahre nach Berlin, Sie in Ihre Heimat, wir werden uns die Hände geben und ‚Auf Wiedersehen' sagen."

„Auf Wiedersehen?" fragte sie errötend.

„Warum nicht? Vielleicht —"

Sie ließ das Kinn auf die Brust sinken, ihre Hände lagen gefaltet im Schoß.

„Wir werden uns nicht mehr wiedersehen. Ich weiß es ganz gewiß. Wir werden uns niemals wiedersehen."

„Weshalb sind Sie so verzagt?"

„Nein, nein", sprach sie vor sich hin, und ihre Stimme hatte wirklich einen kindlich zaghaften Ton. „Nein, nein —"

Er konnte nicht sogleich antworten, denn zwei Wagen vor ihm versperrten die Straße, und er mußte die Hebel bedienen, um langsam die Hindernisse zu überholen.

Erst danach sagte er lächelnd: „Vielleicht sehen wir uns doch einmal wieder. Wer weiß!" Und nach einer Pause wiederholte er: „Wer weiß! Eines Tages, eines Abends, eines Nachts werde ich vielleicht vor Ihrem Hause stehen und werde Sie rufen."

„Glauben Sie das denn selbst?"

„Warum sollte es nicht so sein? — Werden Sie dann kommen?"

Sie gab keine Antwort. Avellanda schaltete eine höhere Geschwindigkeit ein, und der Wagen schoß vorwärts, die Bäume an den Seiten des Weges sanken zurück. Über dem Walde glitzerten die ersten Sterne.

„Sie werden nicht kommen!" sagte Hella. „Sie sollen auch nicht kommen! Warum soll es noch einen zweiten Abschied geben?"

„Wird der Abschied morgen denn so schwer sein?"

„Ja," bekannte sie willenlos, „er wird schwer sein. Ich nehme ja nicht allein von Ihnen Abschied; von vielem, ach, so vielem andern auch!"

Eine Pause verging, dann rief Avellanda hell und fröhlich: „Ich komme wieder! Wir sehen uns wieder!"

„Nein!" befahl sie, und ihre Stimme wurde hart, eigensinnig, aber ein leiser Unterton von Furcht schwang darin. „Sie sollen nicht wiederkommen! Wir werden uns nicht wiedersehen!"

Er gab keine Antwort mehr.

Am andern Abend nahmen sie in Köln Abschied voneinander. Hella war todernst, sie konnte sich zu keinem Lächeln zwingen. Avellanda stand neben dem Eisenbahnwagen auf dem Bahnsteig, er hielt ihre Hand in der seinen, und man konnte ihm nicht ansehen, ob er an diesem Abschied ebenso schwer trug wie sie.

„Ich habe Ihnen viel zu danken", sagte er. „Diese drei Tage, die Sie mir geschenkt haben, waren sehr schön. Ich werde viel an sie denken müssen, ich werde sie nicht vergessen. Nun — leben Sie wohl!"

Er küßte ihr Handgelenk und wiederholte: „Leben Sie wohl!"

Hella sah durch das Fenster vom Gange des Zuges auf ihn hinab. Sie wagte es nicht, zu sprechen, weil sie fürchtete, daß sie schluchzen müsse. Erst als der Zug schon anfuhr, umklammerte sie plötzlich heiß seine Hand, drückte sie mit aller Kraft.

„Es war schön!" flüsterte sie. „Oh, es war so schön! Leben Sie wohl, Flaghertie O'Wills — und niemals wieder! Leben Sie wohl!"

Er mußte ihre Hand loslassen.

Langsam rollten die Wagen aus der Halle. Die Entfernung zwischen Avellanda und Hella ward größer und größer. Er winkte. Hella stand still und unbeweglich. Sie winkte nicht, sie lächelte nicht. Alle Kraft fehlte ihr dazu.

Als der Zug die Halle verlassen hatte, ging sie in ihr Abteil. Die beiden alten Herren, die ihr gegenübersaßen, und die die einzigen Mitreisenden waren, hatten sich hinter ihren Zeitungen verschanzt. Hella war mit sich allein.

Sie setzte sich stumm und steif in ihre Ecke. Furchtbar müde war sie. Ihr Herz pochte, und viele wirre Gedanken zogen durch ihren Kopf.

Draußen glitten die Lichter der Rheinbrücke vorbei und sanken zurück. Langsam wurde es dunkel und tot. Alles, was gewesen war, diese ganze Reise, das bunte Leben, die großen Städte, die beiden Abende in Meudon — das alles versank in Dunkelheit und Ferne. Lebe wohl, Flaghertie O'Wills, lebe wohl!

Hella zog den Reisemantel, der neben ihr hing, vor das Gesicht, als wolle sie schlafen, aber sie schloß die Augen nicht, Tränen liefen über ihre Wangen. Sie weinte still und bitterlich in sich hinein.

VII.

Der Herr Bürgermeister a. D. Ludwig Trees bewohnte mit den Seinen ein kleines Haus, das ganz am Ausgang eines rügenschen Fischerdorfes lag. Das Haus war in der Familie altererbter Besitz, verschiedentlich war es im Laufe der Jahrzehnte mit allerdings recht bescheidenen Mitteln vervollkommnet worden, und man wurde nun bei seinem Anblick unwillkürlich an ein vielfach geflicktes, altes Kleidungsstück gemahnt. Einsam und still lag das Haus hoch über dem Strande, ein kleiner Garten umgab es, in dem Gemüse und Blumen wuchsen. Die Gemüsezucht war die Arbeit des Herrn Trees; Hella sorgte für die Blumen.

Nur im Sommer gab es hier einige Abwechslung. Das Fischerdorf machte Anstrengungen, sich als Badeort Anerkennung zu verschaffen, aber es schienen hoffnungslose Anstrengungen zu sein, denn es gab in der Umgebung nichts irgendwie Anziehendes. Der Strand war schmal und steinig, der Wald in der Nähe nicht besonders schön, und nur solche Großstädter, die mit jedem Markschein rechnen mußten, verirrten sich, meistenteils mit einer zahlreichen Kinderschar, in diese Öde. In den langen Monaten der rauheren Jahreszeit aber war es hier oben ganz still und ganz tot. Dann vergingen oft viele Tage, ehe sich hierherauf einmal ein Mensch verirrte. Die See rauschte, Wolken zogen über den Himmel, die Sonne kam und ging, Regen fiel oder Schnee, Fischerboote und die großen weißen Fährschiffe zogen vorbei, fern über dem Meer verflatterten Rauchfahnen — das war alles.

Herr Ludwig Trees konnte sich in den ersten Tagen, die der Rückkehr seiner Tochter folgten, nicht viel mit ihr beschäftigen, und er gewahrte nichts von den offensichtlichen Veränderungen, die diese fünfwöchige Reise in ihr hervorgerufen hatte.

Hella war gekommen, und die Mutter hatte sie von der Bahn abgeholt, die zwei Wegstunden entfernt lag. Sie hatte von ihrem Vater den gewohnheitsmäßigen Kuß auf die Stirn bekommen und ihm versichert, daß es ihr gut gefallen habe. Um weiteres bekümmerte sich Herr Trees nicht.

Herr Trees war zu einem Sonderling geworden, seit er nach dem politischen Umsturz seinen Posten aufgegeben hatte, seit das mühsam ersparte Geld zerronnen war und ihm eigentlich nichts geblieben war als eine ziemlich schmale Rente. Die bösen Zeiten und alles, was mit ihnen einhergegangen war, hatten ihn schwarzseherisch, ängstlich und beinahe duckmäuserich gemacht, obwohl er früher mit vieler Würde und vielem Geschick der kleinen pommerschen Stadt vorgestanden hatte, deren Oberhaupt er gewesen war. Jetzt ging sein Leben in kleinlichen Sorgen und nichtigen Beschäftigungen auf; es hatte keinen rechten Inhalt mehr, und die Ernsthaftigkeit, mit der er diese Nichtigkeiten betrieb, war, bei Lichte besehen, eigentlich recht lächerlich.

Daß Herr Trees in den ersten Tagen nach Hellas Rückkehr seine Tochter so wenig beachtete, hatte einen ganz bestimmten Grund: Herr Trees war leidenschaftlicher Briefmarkensammler und verfocht augenblicklich gerade in der philatelistischen Fachpresse die Berechtigung eines Wasserzeichens in einer altdeutschen Marke. Das Einholen der verschiedenen Gutachten, das Sichten des Stoffes, das Abfassen der Aufsätze und vieles mehr nahmen ihn so in Anspruch und erfüllten ihn mit so leidenschaftlichem Kampfeseifer, daß er sich um die Angelegenheiten seiner Familie gegenwärtig nicht viel bekümmern konnte.

Er sah nicht, daß seine Tochter mit einem fremden, kalten Gesicht durch das Haus ging, und hatte keine Augen für die Teilnahmlosigkeit, mit der sie bei den gemeinsamen Mahlzeiten am Tische saß. Ihm fiel ihre Stummheit nicht auf. Auch sah er nicht den heißen Glanz in ihren Augen, wenn sie in der frühlinghaften Wärme der Nachmittage im Garten saß, von ihrem Buch aufblickte und hinwegschaute über die stille See.

Einmal hatte er sie wohl gefragt: „Du hast doch hoffentlich schon an Götz geschrieben?"

Und sie hatte darauf geantwortet: „Nein, Papa, aber ich habe ihm telegraphiert."

„Du hättest ihm auch schreiben können!" knurrte er, indem sich seine dicken Augenbrauen zusammenzogen. Aber gleich darauf hatte er Frage und Antwort vergessen und sich den Briefschaften zugewandt, die ihm mitteilten, wie der Kampf um das Wasserzeichen stand.

Schlimmer war es, der Mutter Rede und Antwort zu stehen. Zwar fragte sie nicht mehr, seit sie auf ihre ersten herzlichen Erkundigungen scheue und ausweichende Antworten bekommen hatte; aber ihre Augen fragten, ihr Schweigen fragte, und Hella mußte die Augen senken und stumm bleiben.

Sie ging im Hause und im Garten wie eine Fremde umher, die nicht hierher gehört, und die nur auf kurze Zeit hier weilt.

Jenseits der Enge lag die Welt. Wie ein Grab war das Haus. Hella verbrachte schlaflose Nächte, ruhelose Tage, peinigende Abende in dieser furchtbar quälenden Stille und Öde.

Wenn sie abends in ihrem Liegestuhl im Garten lag, wenn Lautlosigkeit und Schweigen um sie gebreitet war und es in ihren Ohren rauschte, dann mußte sie wohl denken: Jetzt lacht und kichert es in den Gärten von Meudon. Die unendliche Reihe der Wagen und Autos fährt in das Boulogner Gehölz, über den Boulevards flammen die langen Schnüre der Lampen auf, in Le Bourget sind die letzten Flugzeuge gelandet, und ihre Fahrgäste verschwinden in der großen Stadt, aus den Kaffeehäusern lärmt die Musik — dort beginnt jetzt der Tag; hier ist er längst zu Ende — — —

Flaghertie O'Wills — Flaghertie O'Wills! Weißt du noch?

Es war ja nicht eine einfache süßbittere Wehstimmung, was Hella empfand; es war ein brennendes, sengendes Verlangen, eine hitzige Krankheit der Nerven, ein irres, zerstörerisches Sehnen. In den beiden ersten Tagen war das alles noch ertragbar gewesen. Aber es ward schlimmer und schlimmer, je grauer und leerer die Tage wurden, je gieriger sich ihre Erinnerung stürzte auf jenen letzten, abenteuerlichen Tag in London, auf jene zwei Wundertage in Paris. Ihr Gedächtnis rief jede kleinste Einzelheit des Erlebten, des Erschauten und Empfundenen deutlich, übertrieben deutlich zurück, und dieses Erinnern brannte in tausend Wunden.

Alles das aber, was Hella erlebt, geschaut und empfunden hatte, erhielt seinen Sinn und sein Leben erst durch Flaghertie O'Wills. Er war es, der den Schlüssel in der Hand trug zu jenem Erleben; er war es, der die Tore geöffnet und wieder geschlossen hatte, und *er* konnte es nur sein, der sie ihr abermals wieder aufschließen würde. Nur er! Nur er!

Wo klang jetzt sein Lachen? Wo glänzten jetzt seine Augen?

Er kam nicht.

Hella selbst fühlte es am beklemmendsten, welche Veränderungen in ihr vorgegangen waren. Niemals hatte sie es so wie jetzt empfunden, wie albern und nichtig, wie engherzig alles war, was sie in ihrem väterlichen Hause umgab.

Sie wurde ungerecht vor Verbitterung und Ungeduld. Wie verrückt war der hartnäckige Kampf ihres Vaters um das Wasserzeichen einer Briefmarke! Mit wie trüben Augen sah er aus seinem kleinen Winkel in die ihm unverständliche Welt! Früher hatte sie Mitleid mit ihm empfunden und gutmütige Erklärungen für all sein Tun und Lassen gehabt; jetzt reizte es sie zuweilen, ihren Widerspruch laut hinauszurufen und ihr Geheimnis preiszugeben. Eine unerträgliche Spannung war in ihr, wenn sie ihrem Vater zusah, wie er bei Tische saß, oder wie er gleich einer gut geölten Maschine seinen gewohnten, läppischen Tagesverrichtungen nachging, die er Arbeit nannte. Wie umständlich, peinlich genau, wie lächerlich sorgfältig tat er alles! Wenn er, beim Lesen der Zeitung, seine hinterwäldlerischen, längst überholten Ansichten zum besten gab und befriedigt die demütige Zustimmung seiner Frau vernahm, so mußte Hella mit großer Mühe einen erstickenden Anfall von unerklärlicher Wut und heißester Ungeduld in sich bändigen; zum Schweigen bringen konnte sie ihn nicht.

Auf ihr Telegramm an Götz bekam sie nicht sogleich eine Antwort, und sie vermißte die Antwort auch nicht, wenngleich ihre Mutter etliche Male befremdet fragte, was wohl Götzens Antwort hinauszögern könnte. Dann kam von ihm ein Brief, ein kurzes, klargefaßtes Schreiben, in dem er seiner herzlichen Freude darüber Ausdruck gab, daß sie gesund und wohlbehalten zurückgekehrt sei. Hoffentlich habe es ihr gefallen. Er selbst stecke bis über die Ohren in Arbeit, aber in der nächsten Woche sei der neue Verwalter wohl so weit eingearbeitet, daß für ein paar Tage seine Anwesenheit entbehrlich sei. Dann würde er kommen.

„Viele herzliche Grüße, auch an den Papa und an die Frau Mama! Dein Götz."

(Fortsetzung folgt.)

Garbenbinderinnen. Nach einem Gemälde von Martin Frost.

Von Raupen-, Spinnen- und Fliegenjägern. / Von Dr. Willy Ramme, Berlin.

Die Faltenwespe Eumenes coarctata *L.* beim Tragen einer gelähmten Raupe zu der obersten, noch offenen Brutkammer.

Bei den Insekten beschränkt sich die Sorge für die Nachkommenschaft meist darauf, die erwartete junge Brut, die Larven, entweder durch geeignete Ablage der Eier oder durch vorheriges Herbeischaffen von Futter an die Stelle der Eiablage der Sorge um das „tägliche Brot“ zu entheben. Denn meist geht das mütterliche Tier nach der Eiablage zugrunde, längst bevor die jungen Larven den Eiern entschlüpfen, oder es kümmert sich, auch wenn es langlebiger sein sollte, mit wenigen Ausnahmen gar nicht um seine Nachkommen.

In den Fällen nun, bei denen es sich nicht um pflanzliche, sondern um tierische Nahrung für die Larven handelt und diese bereits vor der Eiablage herbeigeschafft werden muß, kommt es zuweilen zu einer geradezu raffinierten Form der Vorsorge für die neue Generation. Einige Beispiele mögen dies erläutern. Wir finden sie ausschließlich bei den sogenannten „Hautflüglern“, die durch den Besitz von vier häutigen Flügeln charakterisiert sind, und zu denen unter anderm die Bienen, Wespen und Ameisen gehören, und zwar insbesondere bei den Vertretern der Hautflüglerfamilien, deren Weibchen mit einem Giftstachel ausgerüstet sind.

Bei einer Faltenwespe, Eumenes coarctata *L.*, baut das legereife Weibchen zunächst aus Lehmbrocken an Steinen, Hauswänden usw. eine rundliche Zelle von etwa 12 mm Durchmesser, die es oben offen läßt und mit einem trichterförmigen Aufsatz versieht. Nun geht oder vielmehr fliegt das Weibchen auf Jagd. Sobald es eine geeignete kleine Schmetterlingsraupe erspäht hat, stürzt es sich auf sie, krümmt seinen Hinterleib nach vorn und bringt der Beute von unten her blitzschnell einen Stich in das „Bauchmark“ bei. So nennt man den bei den Insekten auf der Bauchseite verlaufenden Hauptnervenstrang. Die durch den Stich gelähmte, nicht abgetötete Raupe wird im Fluge zu der Brutkammer getragen. Dies Spiel wiederholt sich, bis die Kammer bis zu einem gewissen Grade mit gelähmten Räupchen gefüllt ist. Man fand in einer einzigen Kammer 38 Stück.

Nunmehr steckt das Weibchen den Hinterleib durch die Kammeröffnung und legt ein einziges Ei, das es an der Kammerdecke an einem Faden über den Raupen aufhängt, und schließt die Kammer mit ein paar Lehmbrocken ab. So wird von dem gleichen Weibchen eine Kammer nach der anderen, zuweilen in großer Anzahl, gebaut und mit Raupen und Ei versehen. Eine erstaunliche Arbeitsleistung!

Die Wegwespe Pompilus, eine erbeutete und gelähmte Spinne rückwärts zum Bau ziehend.

Brutkammern der Wegwespe Pseudagenia.

Die Entwicklung der Pseudagenia vom Ei bis zur Larve.
Von links nach rechts: Gelähmte Spinne mit einem Pseudagenia-Ei am Hinterleib. Die Beine der Spinne sind abgebissen. — Aufzehren der gelähmten Spinne durch die Pseudagenia-Larve. — Der Hinterleib der Spinne ist aufgezehrt. — Die Larve ist nach restloser Aufzehrung der Spinne erwachsen.

Die später dem Ei entschlüpfende Eumeneslarve findet nun reiche Nahrung an den Räupchen. Infolge der Lähmung haben diese ihre Beweglichkeit fast ganz eingebüßt und können die Larve nicht beunruhigen; andererseits aber sind sie noch vollkommen frisch, während sie verwest und als Nahrung unbrauchbar geworden wären, wenn der Stich sie abgetötet hätte.

Mit fortschreitender Aufzehrung der Raupen wächst die Larve heran und füllt schließlich, fett und wohlgenährt, mit ihrem Körper die ganze Kammer an, verpuppt sich und verläßt die Puppe nach einiger Zeit als fertige Eumeneswespe. Mit ihren Kiefern die Kammerwände durchbrechend, gelangt sie dann zur Freiheit.

Ähnlich verfahren die Wegwespen der Gattung Pseudagenia. Die Brutkammer dieser Gattung ist langoval, etwa 11 mm lang und wird statt mit Raupen mit einer einzigen entsprechend großen Spinne versehen. Sobald eine passende Spinne erbeutet ist, wird auch sie sofort gelähmt; dann fliegt die Wespe, die Spinne unter ihrem Leibe haltend, zur Kammer, oder sie packt, wenn ihr die Spinne zu schwer ist, diese mit ihren Kiefern und zieht sie, rückwärts schreitend, dorthin. Wahrscheinlich damit die Spinne in der engen Kammer besser Platz findet, beißt ihr die Wespe mehrere oder auch sämtliche Beine ab, legt dann ein einziges Ei auf die Unterseite des Spinnenhinterleibes und schließt die Kammer. Die später ausschlüpfende Larve zehrt zunächst den weichen Hinterleib der Spinne auf und überschüttet dann deren harten Vorderkörper mit einem Darmsekret, das die Chitinteile erweicht und eine restlose Aufnahme der ganzen Spinne ermöglicht. Schließlich liegt auch hier statt der Spinne eine fette Larve in der Kammer; der weitere Verlauf entspricht dem bei der Eumeneswespe geschilderten.

Auf wieder andere Beute hat es die Grabwespe Mellinus arvensis *L.* abgesehen: ihr Wild sind Fliegen, die vorsichtig beschlichen, mit schnellem Satz gepackt und sofort gelähmt werden. Mellinus baut aber keine Kammern, sondern legt an Waldrändern in Sandboden eine etwa 30 bis 40 cm lange, fast senkrecht hinabführende Röhre an, deren Eingang ein kleiner Krater bildet. Dieser macht die Bauten, deren sich meist mehrere, von verschiedenen Weibchen angelegt, in engster Nachbarschaft befinden, durch den ausgeworfenen hellen Sand leicht kenntlich. Am Grunde der Röhre werden die gelähmten Fliegen aufgeschichtet und ein einziges Ei lose dazwischengelegt. Dann verläßt das Weibchen wieder die Röhre, schließt sie, und für die junge Larve ist gesorgt.

Zahlreiche Hautflüglerarten tragen auch andere Insekten, wie Käfer, Zikaden, Wanzen usw., ein, ja sogar ziemlich stattliche Heuschrecken und Grillen werden von manchen großen Grabwespenarten überwältigt. Stets aber muß man gerade bei dieser Form der Brutpflege die weise Voraussicht der Natur bewundern.

Die Grabwespe Mellinus arvensis *L.* mit einer Schnepfenfliege am Eingang zur Erdröhre.

Querschnitt durch eine Erdröhre der Grabwespe Mellinus. Am Grunde aufgespeicherte gelähmte Fliegen.

Blick in den Raum für Silbersachen.

Sitzplatz im Erker. Daneben Vitrine mit Spitzenarbeiten.

Im Saal für Meißner Porzellan.

Aus der deutschen Abteilung der Internationalen Kunstgewerbe-Ausstellung in Monza (Oberitalien).

(Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 588.)

EIN JUBILÄUM DES DEUTSCHEN THEATERS IN BERLIN.

Zwanzig Jahre Direktion Reinhardt am 19. Oktober.

Wenig mehr als vier Dezennien besteht heute das Deutsche Theater in der Schumannstraße zu Berlin: in den ersten beiden hat es drei verschiedene Theatermänner an seiner Spitze gesehen, den Begründer Adolph l'Arronge, Otto Brahm und Paul Lindau, die beiden letzten dagegen und vielleicht noch zwei weitere Dezennien ist es die Domäne nur eines, aber des künstlerisch wohl bedeutungsvollsten Kopfes der deutschsprachigen Bühne, Max Reinhardts.

Als er vor nunmehr zwanzig Jahren, im Sommer 1905, das damals bereits weitberühmte und auf eine reiche Vergangenheit zurückblickende Theater übernahm, war er in diesem Hause allerdings kein Neuling mehr, denn er hatte ihm von 1893 bis 1903 als Schauspieler angehört. In jungen Jahren schon war er, der Sohn eines Wiener Verlagsbeamten, zur Bühne gegangen und von Otto Brahm aus seinem ersten Engagement am Salzburger Stadttheater nach Berlin geholt worden. Aber nicht der hervorragende Charakterdarsteller wurde zum Herrn des Deutschen Theaters gemacht, sondern der befähigte Regisseur und Bühnenreformator, der es fertiggebracht hatte, im Verlaufe von vier Spielzeiten das Berliner Theaterleben zu revolutionieren.

Aus einer um die Jahrhundertwende von einigen lustigen Literaten und Bühnenkünstlern gegründeten Vereinigung „Die Brille“ war erst das parodistisch-satirische Überbrettl „Schall und Rauch“ und dann das „Kleine Theater“ Unter den Linden entstanden. Reinhardt war der Kopf und eine Anzahl erster Darsteller seine Helfer, so Emanuel Reicher, Friedrich Kayßler, Eduard v. Winterstein, Hans Waßmann, Rosa Bertens, Gertrud Eysoldt, Tilla Durieux. Zu dem bald zu eng gewordenen „Kleinen Theater“ gesellte sich das „Neue Theater“ am Schiffbauerdamm, und hier folgte ein Sensationserfolg dem anderen. Nicht was gespielt wurde, nein, das Wie riß jedermann wie mit zwingender Gewalt mit. Ein ganz neues künstlerisches Prinzip war zum Durchbruch gekommen, ein Triumph der Farbe und der Musik.

Nun trat Reinhardt an die Spitze der ersten deutschen Prosabühne und eröffnete sie am 19. Oktober 1905 mit einer Glanzvorstellung des „Käthchen von Heilbronn“, bei der sich Lucie Höflich die Sporen verdiente — sit venia verbo — es war ja ein Ritterstück! Es folgte der „Kaufmann von Venedig“ mit Schildkraut und der Sorma, es folgten zahllose hochverdienstliche Aufführungen von klassischen und modernen Werken in stets mustergültiger Darstellung durch eine Truppe von unübertrefflichen Künstlern, die sich um Reinhardts Flagge scharten. Kaum gibt es einen Namen von Klang in der Bühnengeschichte der letzten Jahrzehnte, der nicht irgendwie mit Reinhardt und dem Deutschen Theater verknüpft wäre. Bassermann, Wegener, Moissi, Harry Walden, Jannings, Werner Krauß, Hans Pagay, Victor Arnold, Klöpfer, Pallenberg, Kortner, Feldhammer, die Thimigs, Else Lehmann, Hermine Körner, die Sandrock, Konstantin, Eckersberg, Fein, Bergner, sie alle und noch viele andere haben in der Schumannstraße den Grundstein zu ihrem Ruhm gelegt oder die Vollendung erreicht.

Reinhardts Regieleistungen sind international anerkannt und haben den Ruhm deutscher Kunst weit über die Grenzen unseres Vaterlandes, ja, des Kontinents und der Alten Welt hinausgetragen. Er kann auf das, was er in den abgelaufenen zwanzig Jahren an unvergänglichen Werten geschaffen hat, mit Stolz und mit Befriedigung zurückblicken.

Dr. Hans Böhm.

Max Reinhardt als Roter Itzig in „Der Graf von Charolais“ von R. Beer-Hofmann (1904).

Max Reinhardt als Mephisto in Goethes „Faust“ (1904).

Eine Probe zu „Schöne Frauen“ von Etienne Rey am Deutschen Theater im Jahre 1913.
Von links nach rechts: Paul Biensfeldt; Felix Holländer (als Regisseur); Johanna Terwin; Else Bassermann; Camilla Eibenschütz; Albert Bassermann.

Berühmte Gäste am Deutschen Theater während des Wedekind-Zyklus im Sommer 1912 beim Proben.
Von links nach rechts: Tilly Wedekind und ihr Gatte, der Dichter Frank Wedekind, die beide als Darsteller mitwirkten; Ellen Geyer-Neustädter; Else Bassermann; Eduard v. Winterstein.

Szenenbild aus der Aufführung von Shakespeares „König Heinrich IV.“: Schenkenszene.
Von links nach rechts: Wilhelm Diegelmann; Ernst Lubitsch; Alexander Moissi; Erwin Kopp; Friedrich Kühne; Arnim Schweizer.

Max Reinhardt bei einer Probe für C. Vollmöllers „Mirakel“ zu den Salzburger Festspielen im August 1925.
Von links nach rechts: Rosamond Pinchot; Louis Rainer; Max Reinhardt.

Aussterbende Tiere: Eine der letzten Wildrenntier-Herden Norwegens. Nach einer Zeichnung von Prof. W. Arnold.

Während der riesige Elch (Elentier, Cervus Alces) in Skandinavien durch strenge Jagdschongesetze, die eine nur zehntägige Abschußzeit im Jahre gestatten, vor der Ausrottung rechtzeitig geschützt wurde, ist das Wildrenntier (Cervus tarandus, schwed. ren) heute eine große Seltenheit geworden. Es gibt in ganz Norwegen nur noch zwei bis drei Wildrenntier-Herden, deren Gesamtbestand etwa 600 bis 800 Stück beträgt. Das Wildrenntier unterscheidet sich durch stärkere und edlere Geweihbildung sowie durch längere und bessere Behaarung vom zahmen Renntier, das von herumziehenden Lappen meist in Herden von mehreren hundert, ja, tausend Köpfen gehalten wird. Im Gegensatz zu seinem großen Vetter, dem Elch, der drei- bis viermal so schwer wird und die dichten Bestände unterhalb der kahlen Gebirgsrücken, der „Fjelds", bewohnt, lebt das Wildrenntier in den hohen Bergregionen, wo es sich hauptsächlich von Flechten und Alpenkräutern nährt. — Dem Zeichner unseres Bildes ist es gelungen, nach einer Reise auf der neuen Eisenbahn Oslo-Bergen mit anschließender Automobilfahrt, geführt von einem ortskundigen Jäger, eine der letzten Wildrenntier-Herden zu Gesicht zu bekommen und für die „Illustrirte Zeitung" im Bilde festzuhalten.

Johann Strauß und der Wiener Walzer.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Walzerkönigs am 25. Oktober.

Von Max Hayek.

Johann Strauß d. J., eines der größten musikalischen Genies des letzten Jahrhunderts, war der erstgeborene Sohn jenes berühmten „Johann Strauß Vater“, des ersten Tanzmusikers seiner Zeit, des dämonischen Geigers, nach dessen Bogen ganz Wien sich im Wirbel drehte, und dessen Radetzky-Marsch jahrzehntelang der eigentliche Kriegs- und Friedensmarsch der österreichischen Armee gewesen ist. Das Denkmal, das Wien Johann Strauß Vater setzte, zeigt ihn mit seinem Gefährten, dem hochgenialen Joseph Lanner, dessen „Schönbrunner-Walzer“ und „Steyrische Tänze“ zu den entzückendsten Musikwerken des Vormärz zählen.

So bedeutend nun auch Strauß Vater und Lanner gewesen sein mögen, Vollblutmusiker beide, denen die Melodien sozusagen aus den Ärmeln flossen, und die oft erst am Nachmittag aufschrieben, was sie am Abend zum Tanz aufspielten: in Johann Strauß, dem Sohn, erstand ein Fortführer und Vollender ihres Werkes, der sie in jedem Belange hinter sich ließ. Nach jenem denkwürdigen 15. Oktober des Jahres 1844,

Johann Strauß.
Aufnahme aus den letzten Lebensjahren.

Der 19jährige Johann Strauß beim Dirigieren seiner Walzer im Paradeisgartl zu Wien. Ausschnitt aus einer zeitgenössischen Zeichnung.

da der junge Strauß in einer Wiener Gastwirtschaft, beim Domayer in Hietzing, an der Spitze einer eigenen Kapelle zum ersten Male eigene Kompositionen, eigene Walzer spielte und seine „Sinngedichte“ gleich neunzehnmal wiederholen mußte, nach jenem ersten Abend eines epochalen Erfolges konnte der Wiener Feuilletonist Wiest die bezeichnenden Worte schreiben: „Gute Nacht, Lanner! Guten Abend, Vater Strauß! Guten Morgen, Strauß Sohn!“ Ein neuer Stern war am Himmel der Musik aufgegangen, ein Stern von heiterstem Glanze, der sein Licht über den ganzen Erdball ergießen sollte, Freude und Frohmut weckend allüberall. Denn in Johann Strauß fand der Walzer, jenes fröhlich im Dreivierteltakt hüpfende Enkelkind des bäuerischen Ländlers, seinen größten Meister; durch ihn wurde er zur klassischen Höhe gehoben, zum musikalischen Prachtstück, das uns durch sein flutendes Gewoge, durch seine wiegende Rhythmik, durch die Anmut und Süße seiner Melodie bezaubert. Ein Walzer von Strauß, das ist das tönende Himmelreich auf Erden! „An der schönen blauen Donau“, „Wiener Blut“, „Nur für Natur“, „Lagunenwalzer“, „Frühlingsstimmen“, „Rosen aus dem Süden“, „Geschichten aus dem Wiener Wald“, „Künstlerleben“ und wie sie alle heißen mögen. Was lebt in ihnen an Erfindung, Wohlklang, Freude und Musikalität! Richard Wagner nannte Johann Strauß den musikalischesten Schädel, der ihm je untergekommen sei, und schrieb in seiner Studie über das Wiener Operntheater die Worte: „Ein einziger Straußischer Walzer überragt, was Anmut, Feinheit und wirklich musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Fabrikprodukte wie der Stefansturm die bedenklich hohlen Säulen der Pariser Boulevards!“ Johannes Brahms schrieb auf den Fächer der Frau Adele Strauß nach ein paar Takten des Donauwalzers die bedauernden Worte: „Leider nicht von Johannes Brahms!“ Und Hanslick, den Verdi

„An der schönen blauen Donau.“ Nach einer Silhouette von Dr. Otto Böhler.

Links: Ein Abend bei Johann Strauß. Nach einem Gemälde von Franz v. Bayros. Mittlere Gruppe, sitzend: Frau Alice Strauß-Epstein; Frau Chavanne; E. Priester. Die übrigen von links nach rechts: Maler Joseph Fux; Johannes Brahms; Marquis de Bayros; Max Kalbeck; Frau Johann Strauß; Johann Strauß; Karl Goldmark; Alfred Grünfeld; Viktor Tilgner; Joseph Simon; Baron Dóczi; Maler Felix; Frau J. Simon; Eduard Strauß. (Mit Genehmigung des Kunstverlags V. A. Heck, Wien.) — **Rechts:** Der umtanzte Johann Strauß. Nach einer Karikatur von Theo Zasche.

Maskenball in der Großen Oper zu Paris am 13. Januar 1877, bei dem Johann Strauß dirigierte. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung" von M. Dick.

etwas übertrieben den „Bismarcko della critica musicale" genannt hat, schrieb über den Donauwalzer das treffende Wort: „Diese wundersamen Klänge haben die Bedeutung eines Zitats, eines Schlagwortes für alles, was es Schönes, Liebes, Lustiges in Wien gibt, sie sind dem Österreicher nicht bloß schöne Walzer wie andere, sondern ein patriotisches Volkslied ohne Worte."

Ist nun Johann Strauß der unerreichte Meister des Walzers und der unbestrittene Walzerkönig — er faszinierte mit seinen einschmeichelnden, unwiderstehlichen Dreivierteltakten buchstäblich alle Nationen; ja, selbst die Eingeborenen von Honolulu sandten ihm das Bild ihrer Kapelle in huldigender Verehrung — so war er zugleich der hochgeniale Schöpfer der neueren Wiener Operette, wie denn das ganze Werk Johann Strauß' eine idealische Verklärung Wiens bedeutet.

„Ja, so singt man in der Stadt, wo ich geboren . . .", dieser Text eines seiner Gesänge gilt eigentlich für alles, was Johann Strauß geschrieben hat. „Die Fledermaus", in vier Wochen entstanden, ein köstliches Wunder an feinster, heiterer Musik, ist die klassische deutsche Operette oder eigentlich komische Oper geworden, und „Der Zigeunerbaron" mit seinem Schatzwalzer, seinen Liedern, Duos und eminenten Marsch-Couplets steht ihr wenig nach. Daneben enthalten Operetten, wie „Eine Nacht in Venedig", „Der lustige Krieg", „Das Spitzentuch der Königin", „Wiener Blut", „Prinz Methusalem", „Karneval in Rom" und andere, Juwelen an Liedern und Walzern (man denke nur an „Nur für Natur" aus dem „Lustigen Krieg" oder an den Walzer „O wie so reizend zu schauen, sind all die lieblichen Frauen" aus der „Nacht in Venedig").

Wiener Tanztypen 1887. Nach einer Zeichnung anläßlich einer Johann-Strauß-Feier auf einem Wiener Wäschermadl-Ball.

Alles in allem schuf Johann Strauß an Walzern, Polkas, Masurken und Quadrillen 479 Werke und 16 Operetten. Etliche seiner Walzer führen folgende köstliche Titel: „Johanniskäferl", „Orakelsprüche", „Frauenkäferln", „Mephistos Höllenrufe", „Die Unzertrennlichen", „Lockvögel", „Phönix-Schwingen", „Knallkügerln", „Freudensalven", „Erhöhte Pulse", „Paroxysmen", „Vibrationen", „Lebenswecker", „Immer heiterer", „Grillenbanner", „Seid umschlungen, Millionen", hissen also schon im Titel den Wimpel der Freude.

In seinem Gedenkaufsatze über Beethoven schrieb Richard Wagner, man müsse den Weltbeglücker höher verehren als den Welteroberer. Und so verehrt die ganze Kulturwelt, die sich in diesen Tagen des Zauberers von der Donau, des Walzerkönigs, dankbar erinnert, in Johann Strauß einen Künstler, der weltbeglückend ein Welteroberer geworden ist.

Seine heitere Kunst, eine Kunst des Wohllauts und eines ursprünglich aus dem Herzen quellenden Frohmuts, sie wird die Herzen der Menschen noch ergreifen, wenn manche Exotik von heute den Tag verloren hat.

Und der Straußische Walzer wird noch unseren Enkeln „in d' Füaß geh'n", wie der Wiener sagt, er wird auch noch unseren Nachfahren das Monument tönender Lebensfreude sein.

Blick auf das Matterhorn von Schönbühl aus.

Nach einem Gemälde von Hans Beatus Wieland.

DIE BEIDEN FREIER

EINE KLEINE GESCHICHTE VON ERNST ZAHN

Dora Sommer, bei ihren Freunden kurzweg unter dem Namen das „Sommer-Dorli" bekannt, hatte zwei Freier, den strammen Landwirt und Bauerngutsbesitzer Robert Starkmann und den Stadtschreiber Dr. Heini Schlank, einen zarten und etwas nervösen jungen Mann, beides aber ebenso treffliche Vertreter ihres Geschlechtes wie des Bewerberstandes und daher ebenso die Qual wie das Ergötzen ihrer Angebeteten. Diese fand heute Starkmann mit dem braunen, lockigen Haar, dem gleichfarbigen Schnurrbart und der breiten Gestalt, besonders in der ihm seit zwei Monaten zustehenden Oberleutnantsuniform schöner und begehrenswerter, neigte aber morgen wieder mehr zu dem blonden Heini Schlank, der eine so kluge Stirn und ein zierliches, gesellschaftlich geschultes Wesen hatte, und dem man allgemein eine erfolgreiche politische Laufbahn in Aussicht stellte. Die beiden Freier waren noch lange nicht die ersten, deren Dora sich rühmen konnte, und sie würden auch noch lange nicht die letzten gewesen sein, wenn das Sommer-Dorli nicht sich plötzlich für den einen von ihnen entschieden hätte. Der etwas jähe Entschluß lag indessen ebenso in der Natur wie in den Lebensumständen der jungen Dame begründet. Dora Sommer war neunzehn Jahre alt, hätte also mit Heiraten wohl noch Zeit gehabt: aber an Geist und Körper voll erblüht, verfiel sie in die Furcht manches jungen Mädchens, zu spät oder gar nicht in die Ehe zu kommen, und wurde von inneren Mächten fast ohne eigenes Wissen zum Manne und zum Wunsche gedrängt, einen der beiden trefflichen Bewerber zu erhören. Sie wohnte mit ihren begüterten Eltern, dem behäbigen Obersten und Fabrikbesitzer Sommer und seiner ebenso umfänglich bequemen Frau Natalie, kurzweg Tali genannt, auf dem schönen Schlößlein Drillingen. Der Oberst hatte, als er als junger Ehemann das Schloßgut erwarb, beim Einzug seine junge Frau mit dem plumpen Scherze erröten gemacht, im Schloßnamen sei der erste Familienzuwachs prophezeit. Als dann statt der Drillinge in Drillingen nur die rundliche Dora ankam, rühmte der glückliche, schwache Vater, das Mädel habe Witz und Anmut für drei ins Haus gebracht. Er blieb auch weiter von seiner Tochter eingenommen, wartete nicht mehr auf die Erfüllung seiner eigenen Weissagung, sondern verwöhnte Dora gründlich, eine Sünde, an der auch seine mit Verstand nicht übermäßig gesegnete Ehehälfte teilnahm. Ihre Liebesblindheit ließ die Eltern auch gegen den Wettlauf der beiden Freier keine Einwände erheben, sondern deren Eroberungsbemühungen lächelnd unterstützen und ihr Entgegenkommen in einer Einladung gipfeln, die den Stadtschreiber wie den Gutsbesitzer am gleichen Sonntag nach Drillingen bringen sollte, damit, wie der Oberst sagte, man die beiden einmal gegeneinander abwägen und aneinander probieren könne.

Es war ein Wunder, daß Dora, der es im Leben so leicht gemacht wurde, doch so ziemlich bei Vernunft und gutem Gemüte blieb. Sie ging am Morgen des zum Besuch der Bewerber erkorenen Sonntags ernsten Sinnes durch den schönen Schloßgarten, um Blumen für die Mittagstafel zu richten. In einem feinen, weißseidenen Sommerkleidchen, das die runden, weichen Arme und den schöngeformten Nacken frei ließ, schritt sie von Rosenstock zu Rosenstock und schnitt mit einem zierlichen Scherchen Blüte um Blüte ab. Blauer Himmel schaute auf sie nieder, Vögel sangen in den Bäumen, und Falter taumelten über die weißen Kieswege. Drüben stand das zweitürmige, wildrebenumwachsene Schlößlein, und wo vor der Hauptfront der weite Park in einer hohen wallartigen Mauer endete, war ein herrlicher Ausblick auf eine tiefer gelegene grüne Tallandschaft mit Wiesen und reifenden Feldern, drei lieblich eingebetteten Dörfern und einem da und dort silberig aufleuchtenden Fluß. Die Welt dünkte Dora schön wie nie. Als aus zweien der Dörfer das Kirchengeläute heraufscholl, hob sich ihr die Brust in einem bewegten Atemzug, und es war ihr, als müsse ihr heute noch etwas besonders Schönes und Wichtiges begegnen. Ihre Gedanken waren bei den erwarteten Gästen. Jetzt stand der breitschulterige Starkmann und jetzt der geschmeidigere Stadtschreiber vor ihren Augen, und manchmal hatte gar der breite Körper des Gutsbesitzers den klugen Kopf des Dr. Schlank oder der zarte Leib des Schreibers das gesunde Haupt des Oberleutnants, ein Zeichen dafür, daß sie vorderhand eigentlich nicht den Mann, sondern einfach einen Mann erwartete und das Bedürfnis hatte, sich an irgendeine mehr oder weniger breite Brust zu schmiegen. So versponnen war sie in eine unbestimmte Hoffnung und Erwartung, daß sie die gesammelten Rosen nicht sofort ins Haus trug, sondern sich auf eine der schönen, weißen Holzbänke niederließ und da an ihren Träumen weiterwob. Das bisherige Leben mit Freunden und Freundinnen, den gütigen Eltern daheim, einem Tanz, einem Ballspiel, einer Autofahrt und dergleichen erschien ihr mehr oder weniger langweilig. Sie hob im Geiste die Arme einem Neuen, Unbekannten entgegen.

Bei diesem Suchen und Spüren in künftigen Dingen betrafen sie gleich darauf die Eltern, die nebeneinander den Gartenweg heruntergewackelt kamen, ein wenig zwei Tonnen gleichend, die Beine bekommen, aber ihre Rundung nicht verloren haben.

„Ich meine, du lässest die beiden Rivalen schon jetzt einen Hosenlupf schwingen", witzelte der Oberst, den Gang ihrer Gedanken erratend. Dabei schmunzelte er über das ganze rote Gesicht, zu dem der kurzgeschnittene weiße Schnurrbart und das ebenso weiße, wellige Haar einen starken Gegensatz bildeten. Die Lösung, daß die zwei Freier sich in einem richtigen Zweikampf gemessen hätten, wäre ihm selbst gar nicht unsympathisch gewesen; denn sicher würde bei einem solchen sein besonderer Kandidat Starkmann, der wie er Offizier und Gutsbesitzer war, den zarten Schreiber glatt auf den Rücken gelegt haben.

Die kurzatmige Gattin ließ sich pustend neben Dora nieder und sagte: „Es ist mir eigentlich bei der Sache nicht recht wohl. Eine solche Bräutigamsschau ist ein kitzliges Ding, und es kann einem ordentlich bang werden beim Gedanken, daß man in einem Augenblick über ein ganzes Leben entscheiden soll."

„Man muß ja keinem gleich zusagen", meinte Dora, vom Ernst der Mutter nicht ganz unberührt, aber innerlich nicht geneigt, die Freude einer Bräutigamswahl noch einmal zu vertagen.

„Wenn es auf mich angekommen wäre," meinte der Oberst mit seinem Willen zu Tatsachen, „so würde überhaupt nur einer geladen worden sein."

„Jetzt ist es schon so, wie es ist", seufzte Dora und hatte wieder das merkwürdige Doppelwesen halb Dr. Schlank, halb Oberleutnant Starkmann vor sich, so daß ihr ganz wirr und schwindlig zumute wurde.

*

Um dieselbe Zeit fuhren die zwei jungen Männer, die auf Drillingen erwartet wurden, mit dem Schnellzuge dem Städtchen entgegen, an dessen Bahnhof das Automobil des Obersten Sommer sie abholen sollte. Sie kamen nicht von demselben Orte. Dr. Schlank war zwei Stationen nach seinem Reisegefährten eingestiegen. Aber da sie einander kannten, setzte sich Schlank zu Starkmann ins Wagenabteil einmal, weil dort am besten Platz war, und dann, weil er wußte, daß jener so gut wie er selber bei den Sommers eingeladen war. Auch über den eigentlichen Grund dieser Einladung waren die beiden Reisegenossen nicht im Zweifel, und jeder hatte Lust, den andern über seine Absichten und Hoffnungen auszuhorchen. Sie begrüßten einander mit beflissener Freundlichkeit, in ihren Mundwinkeln zuckte es jedoch dabei. Sie wußten jeder vom andern, daß er nicht ganz ehrlich war. Ohne eine eigentliche Feindschaft zu empfinden, war jeder auf der Hut vor dem andern, spähte besorgt nach des Gegners Vorzügen und fragte sich, was er selbst diesen entgegenzusetzen habe.

„Es war mir doch, Sie würden auch mit diesem Zuge reisen", begann Starkmann die Unterhaltung. Er war der Tatsächlichere von beiden, der soldatenhaft Angriffslustige und versaß seinen Platz in der Fensterecke mit einer breiten Ausgiebigkeit und Selbstverständlichkeit, während der Stadtschreiber von Zeit zu Zeit nervös an seiner Krawatte herumzupfte oder den Kopf hierhin und dorthin wendete, als ginge ihm die Fahrt nicht rasch genug.

„Wir müssen ja ins gleiche Examen", erwiderte Schlank, mit dünnen Lippen lächelnd. Er hielt Offenheit für die beste Waffe.

Den nächsten Gesprächsstoff gab dann das Wetter ab. Auch der reifenden Felder und der erfreulichen Güte der zu erwartenden Ernte wurde gedacht, bis Dr. Schlank, hieran anknüpfend, auf die Sommers selbst zu sprechen kam und meinte, der Oberst werde gewiß mehrere Wochen mit dem Heuet zu tun haben, so viele Jucharte Wiesland nenne er sein eigen.

„Ein vornehmes Gut, dieses Drillingen", bestätigte Starkmann.

„Und reizende Leute", fuhr Schlank fort, seine Fühlhörnlein streckend.

Da plumpste Starkmann mit einem lauten Lachen heraus und sagte: „Vielleicht wird heute abend nur noch einer von uns sie reizend finden."

Schlank zuckte ein wenig zusammen, halb vor der lauten Stimme, halb vor der ehrlichen Plumpheit seines Gegenübers, der wie ein Gassenbub in die Pfütze mitten in die zwischen ihnen liegende leidige Angelegenheit hineingesprungen war. Er liebte die Dora Sommer vielleicht anders als Starkmann. Zum mindesten war er auf anderen Wegen dazugekommen. Der Oberleutnant hatte zuerst den Vater und das große, schöne Gut gekannt und war über sie zu der Tochter gelangt, deren Vorzüge er sich dann wohlgefallen ließ. Schlank aber dachte eigentlich im Grunde gar nicht an das, was rings um das Sommer-Dorli an Gut, Geld und Eltern angenehm war. Er hatte auf einem Ball zum erstenmal den Arm um die Hüfte der jungen Dame gelegt, ihre weichen, schmiegsamen Glieder gespürt und in ihre ausdrucksvollen Augen geblickt. Seither hatte er in seiner stillen, grüblerischen Art sich um ihre Gunst bemüht, um die der Eltern zu werben, es aber noch nicht an der Zeit gefunden. Zur lauten Biederkeit seines Reisegenossens meinte er vorsichtig: „Denken Sie?"

Vielleicht würde der derbe Starkmann ihn gezwungen haben, besser Farbe zu bekennen, wenn nicht in diesem Augenblick schrille und wiederholte Warnungspfiffe der Zugslokomotive ertönt wären und der Zug selbst mit kurzen, harten Rucken, die die beiden Reisebrüder von ihren Sitzen in die Höhe und beinahe mit den Nasen aneinanderwarfen, zum Stehen gekommen wäre. Fenster rasselten herunter, Köpfe fuhren aus allen Wagen. Starkmann war sogleich auf den Beinen und beugte sich hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Schlank

empfand ein Gefühl von Übelkeit und wußte nicht, ob er sitzen bleiben oder auf den Korridor hinauseilen sollte.

„Es muß ein Unglück geschehen sein", verständigte ihn sein Gefährte vom Fenster aus.

Schon rannten Mitreisende den Wagengang entlang. Auch Starkmann sprang aus dem Abteil hinaus, bereit, zu helfen, falls Hilfe not täte. Schlank folgte ihm zögernder. Seine Knie zitterten. Und als er mit vielen anderen Leuten den Wagen verließ, geschah es mehr aus dem Bedürfnis, sich selbst in Sicherheit zu bringen, als etwa anderen beizuspringen. Er sah Starkmann und andere in der Richtung nach der Lokomotive eilen. Langsamer schritt er ihnen nach. Aber bald blieb er wieder stehen. Er hatte etwas Entsetzliches gesehen. Auf dem Gleise, zum Teil in das Räderwerk der Lokomotive gekeilt, lagen blutende Stücke eines oder mehrerer Körper.

Selbst Starkmann war es in die Kehle getreten wie Angst und Ekel. Aber er war mutig nähergegangen und ließ sich von den Bahnbeamten erzählen, was vorgefallen sei.

Dr. Schlank stand noch immer an der gleichen Stelle. Weitere Reisende eilten an ihm vorbei. Er hörte Rufe, Fragen, Mutmaßungen. Erregte Damen drückten Taschentücher vor Mund und Augen. Dann gewahrte er, wie Männer etwas heftig Blutendes auf die Böschung des Bahndamms legten. Da schnürte ihm die Aufregung den Hals zusammen. Ein jäher Schwindel erfaßte ihn. Er taumelte seitwärts, und halb bewußtlos ließ er sich ins Gras der Böschung sinken. Ein Busch in der Nähe entzog ihm den grausigen Anblick da vorn. Instinktiv kroch er noch mehr unter die schützenden Äste. Dann umfing ihn eine Ohnmacht. Er rollte langsam ein wenig den Abhang hinunter.

Starkmann und die übrigen Reisenden kehrten von der Lokomotive zurück. Sie hatten den ersten Schrecken überwunden. Einer und der andere machte wohl schon einen Witz.

Ein armes, dämliches Kälblein, das im Gleis gestanden und sich durch keine Warnungspfiffe und Dampfstöße in seinem blöden In-die-Luft-Starren hatte stören lassen, war der Lokomotive zum Opfer gefallen. Die Zugbeamten warfen eben das letzte abgefahrene Bein in die Wiese und forderten die Reisenden zum Wiedereinsteigen auf.

Starkmann betrat den Wagen wieder. Er tauschte Bemerkungen mit ein paar Mitreisenden über den mutmaßlichen Wert des verunglückten Kalbes und die etwaige Entschädigungspflicht der Bahn. Dann gelangte er in sein Abteil zurück. Der Zug hatte sich bereits wieder in Bewegung gesetzt. Erstaunt bemerkte er das Fehlen Schlanks, dachte jedoch, er werde gleich nachkommen.

Eine Viertelstunde verging. Der Doktor kam nicht. Starkmann wurde unruhig. Er begann zu suchen. Er befragte den Schaffner. Umsonst! Der Fehlende war nicht zu finden.

Neue Aufregung bemächtigte sich des Personals wie der Reisenden, als der Verlust eines Passagiers bekannt wurde.

Als der Zug bald darauf in die Station einlief, wo das Sommersche Auto hinter dem Bahnhof stand, nahm Starkmann mit den seinen auch Schlanks Habseligkeiten an sich und begab sich mit dem Zugführer zum Vorsteher, um die Streckenwärter von dem Verschwinden des blonden Doktors pflichtgemäß telephonisch in Kenntnis setzen zu lassen. Er war tatsächlich bekümmert. Es schien ihm auf einmal, als sei der Rivale ganz ungefährlich gewesen, und er war gutmütig genug, es aufrichtig zu bedauern, wenn ihm etwas zugestoßen sein sollte.

Noch während er mit dem Stationsvorstand die Möglichkeit eines Unglücks besprach, lief Bericht ein, der abhanden gekommene Passagier sei auf der Strecke wohlbehalten aufgefunden worden. Da mußte er laut auflachen. Und er bestieg den Sommerschen Wagen in so vortrefflicher Stimmung, daß er dem Führer gleich eine seiner besten Zigarren anbot. Nun war es ihm doch nicht unlieb, daß er allein und zuerst in Drillingen würde Einzug halten können.

Als der Kraftwagen in den Vorhof fuhr, traten der Oberst und seine Familie mit einigem Aufwand von Feierlichkeit aus der Tür, um die erwarteten Gäste zu begrüßen. Sie hatten sich um die Zeit, da der Einzug stattfinden konnte, in verschiedene Zimmer zurückgezogen, da sie nicht mehr imstande gewesen waren, ihren Sinn von dem bevorstehenden Ereignis abzubringen, und hatten jedes nach seinem Temperament die Wartezeit zu überbrücken getrachtet. Dora hatte sich ans Fenster gestellt und unruhig nach dem Automobil ausgeblickt, der Oberst sich eine Zigarre angesteckt und, in einiger Aufregung auf und ab schreitend, das Zimmer gemessen. Er nahm sich dabei vor, seinen Einfluß zugunsten des Oberleutnants aufzubieten. Die bequeme und umfangreiche Mutter aber hatte den ganzen Rummel als eine Störung ihrer Sonntagsruhe empfunden und, in ihrem Lehnstuhl sitzend, eine kleine Hoffnung genährt, die Gäste würden ausbleiben.

Daß dann aber nur die Hälfte der Erwarteten ausblieb, setzte die Familie Sommer in nicht geringes Erstaunen. Dora spürte in ihrem Herzen ein eigentümliches Reißen, als sei ihrer Verzogenheit ein Strich durch die Rechnung gegangen. Der Oberst schmunzelte befriedigt; s e i n Mann war ja zur Stelle. Frau Sommer jedoch wurde in der Erregung des Augenblicks merkwürdig lebendig und erkundigte sich sogleich eifrig: „Ja, wo bleibt denn der Doktor?"

Starkmann machte ein so betrübtes Gesicht, als seine innere Vergnügtheit ihm gestattete, und erzählte das seltsame Abenteuer, beifügend, daß gemäß seiner Erwartung der zurückgebliebene Reisegenosse wohl im Laufe des Nachmittags noch eintreffen könne. Er hatte dann ein richtiges Examen zu bestehen, bis vor allem die Damen über alle Nebenumstände des Eisenbahnunfalls gründlich unterrichtet waren. Der Oberst erklärte dann aber bald mit militärischem Schneid, es könne natürlich keine Rede davon sein, daß man mit dem Mittagessen warte. Man könne ja nicht wissen, ob und wann der „Ranftsitzer" eintreffen werde. Er sagte ausdrücklich Ranftsitzer, da er sich etwas darauf einbildete, seltene deutsche Worte zu finden.

Man begab sich also nach kurzem Aufenthalt in einem Wohnzimmer in den Speisesaal und genoß ein Festmahl, wobei Starkmann zwischen Dora und ihrer Mutter und dem Obersten gegenüber saß und in allerbester Laune vergaß, daß er je einen Mitreisenden auf dem Herweg und seiner Brautfahrt überhaupt gehabt.

Einen Augenblick noch hatte sich das Gespräch um den Ausgebliebenen gedreht, hauptsächlich genährt von Frau Sommer, die immer noch neue Beleuchtungen des eisenbahnentzweigeschnittenen Kalbes wünschte, dann aber kamen die Männer auf Gutswirtschaft und Soldaterei. Man gestand sich seine gegenseitigen Neigungen. Bald sickerten Geständnisse durch, daß die Aussichten der Ernte die günstigsten und die Vermögensverhältnisse die angenehmsten seien. Dem allgemein befriedigenden Gespräch lauschten schließlich auch die Damen nicht ohne Vergnügen. Doras leise Enttäuschung verlor sich unmerklich und machte einer gewissen Teilnahme Platz.

Man nahm den Kaffee auf einer aussichtsreichen Zinne. Dann forderte Sommer seine Tochter auf, dem Gast den Garten zu zeigen, und die zwei jungen Leute brachen nach diesem auf.

Der Boden war vorbereitet. Starkmann, angeregt von Wein und sonstigem guten Gelingen, zeigte sich von seiner besten Seite. Nicht ohne es auch wirklich zu empfinden, rühmte er Dora die trefflichen Eltern, das Behagen, das man in ihrer Nähe fühle, den Vater, der einer der besten Offiziere des Heeres sei, die ehrenwerte, angenehm zurückhaltende Mutter, das Schloßgut und so weiter. Dann kam er auf seinen eigenen Besitz zu sprechen, bedauerte, daß sein Haus einsam sei, seit ihm die Eltern verstorben, und wurde ganz ungewohnt sentimental, als er schilderte, wie allein er oft in seiner düsteren Bibliothek sitze. Hier schoß er freilich über die Wahrheit hinaus; denn er hatte dem Alleinsein stets noch durch Anwesenheit einiger trinkfester Kameraden und dem Aufenthalt in der Bibliothek dadurch abzuhelfen gewußt, daß er sie nur durchschritt, um in sein Eßzimmer und zum Schrank seiner Flaschenweine und Schnäpse zu gelangen.

Dora blieb von der Zahmheit und der elegischen Stimmung des sonst so lauten Mannes nicht unberührt. Sein stattliches Äußeres verfehlte ebenfalls nicht seines Eindrucks auf sie. Und nun einmal reif und willig zu Lieb- und Brautschaft, schlug ihr Herz rascher, als sie an der Gartenmauer haltmachten und Starkmann seine Hand auf die ihre legte. Angesichts des schönen Talbildes zu ihren Füßen und während niemand ihr Beisammensein störte, begann jenes uralte Spiel des Schweigens, Händestreichelns, Blicketauschens und wie die Köder der Liebe alle heißen. Starkmann ging als Soldat bald zu heftigerem Angriff über und eroberte oder überrumpelte die Festung Sommer-Dorli, indem er sie in seine Arme schloß.

So wenig Widerstand Dora im Grunde leistete, so gern sie sich in die Umarmung schmiegte und die ersten Liebkosungen lecker fand, so war indessen das Tiefste ihrer Seele noch nicht getroffen. Als weit drüben über den Feldern ein Eisenbahnzug vorbeifuhr, eine Rauchfahne hinter sich herziehend, entwischte ihr ein halb mitleidiger, halb betrübter Gedanke. Wo war der andere Gast? fragte etwas in ihr.

Bald zwang jedoch die Frage Starkmanns, ob sie seine Frau werden wolle, sie zu einem Entschluß. Visionen von Verlobungsanzeigen, Aussteuereinkäufen, Schmuck und schönen Kleidern, Neid der Schulfreundinnen und dergleichen tauchten auf. Und halb in einem Taumel sagte sie ja, hing nach einer stürmischen Dankbezeigung des Bräutigams ihren Arm in den seinen und ließ sich von ihm ins Haus und zu den Eltern führen.

Hier wartete ihrer eine Überraschung. Sie fanden den blonden Doktor bei Herrn und Frau Sommer im Wohnzimmer sitzen.

Schlank war an seiner Böschung aus seiner Betäubung in demselben Augenblick erwacht, als ein Streckenwärter auf seinem Gang längs des Bahnkörpers ihn an der Halde liegend gefunden. Er war noch etwas wirr im Kopf gewesen, hatte die Bahnlinie entlanggeblickt und den Zug gesucht. Erst allmählich dämmerte ihm auf, daß dieser abgefahren sein müsse. Er besaß aber Selbstgefühl genug, daß er sich angesichts des Wärters zusammennahm, sich erhob und nach der Entfernung der nächsten Bahnstation sich erkundigte. Der Mann gab Auskunft und wollte wissen, wieso er um's Himmels willen aus dem Zug gefallen sei. Schlank erzählte ihm, was er für nötig hielt. Das Ergebnis ihrer Unterhaltung war, daß der Wärter ihm versprach, durch einen Knaben ihm einen Weg durch die Felder nach Drillingen zeigen zu lassen, so daß eine Wanderung nach der Station, an der Starkmann ausgestiegen, vermieden werden konnte.

Nicht ohne Beklemmung und abermaliges Schwindelgefühl bog darauf der Doktor in weitem Kreise um die blutgetränkte Stelle, wo die sterblichen Überreste des verunglückten Kalbes noch immer lagen, und folgte dem Wärter zu seinem Häuschen. Hier erst verriet ihm eine zufällige Bemerkung des Beamten, daß das Opfer der Lokomotive nur ein armer Vierbeiner gewesen, und er ärgerte sich nicht wenig über seine eigene Schwäche. Er empfing aber dort den zwölfjährigen Sohn als Begleiter und schritt bald, seiner selbst nun wieder mächtig, von dem Knaben geführt, dem fernen Schlosse zu.

Bei den Vorbereitungen zu einer Revue: In der Kostümschneiderei eines Berliner Modenmodellhauses. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Ein großes Gewicht liegt bei den modernen Ausstattungsstücken (Revuen) auf den Kostümen der Darsteller. Unser Bild zeigt, mit welch eingehender Sorgfalt und raffinierter künstlerischer Behandlung das Anfertigen der Kostüme erfolgt.

Modeneuheiten für den Herrn

Links nebenstehend:

Der Schauspieler Paul Hartmann in elegantem Frackmantel Modell: Karl Wilheim, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Mitte:

Brauner Sakkoanzug mit zarten blauen Karos. Oben breit gehalten, mäßig markierte Taille und nach unten ein wenig anliegend. Träger: Schauspieler Paul Hartmann. Modell: Karl Wilheim, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Oben rechts:

Der Schauspieler Bradin im Nachmittagspelz mit Fischotterkragen. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Dreiviertellanger Straßen- und Reisepelz aus Opossum mit grünlichgrauem englischen Stoffbezug. Träger: Schauspieler Paul Hartmann. Modell: Karl Wilheim, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.) — Nebenstehend: Der Schauspieler Raoul Aslan in einem Brokatpyjama. (Phot. Setzer, Wien.)

Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Bald verſank ihm das Abenteuer, das eine Weile zu ſehr ſeine Nerven erregt. Dafür tauchten hundert Hoffnungen und Befürchtungen in ihm auf. War ſein Rivale inzwiſchen am Ziel angelangt? Wann hatte er wohl ſein Fehlen bemerkt? Fiel ihm ſein Mangel an Tapferkeit bei den Sommers vielleicht gar zum Nachteil aus? Oder war Dora durch ſein Ausbleiben irgendwie verſtimmt oder betrübt worden? Ein zartes Erröten, eine weichere Stimme, eine ſanftgütige Art, die ſie am letzten Ball gezeigt, ließen ihn das letztere nicht für unmöglich halten. Vielleicht aber — Starkmann beſaß die beſondere Gunſt des Oberſten — waren in ſeiner Abweſenheit ſchon Dinge geſchehen, die ſeine eigenen Ausſichten verminderten!

Von ſolchen Erwägungen heimgeſucht, vergaß er ganz, ſeinem jungen Führer einmal ein gutes Wort zu ſagen. Alle Augenblicke aber befragte er ſeine Uhr, wann er in Drillingen ſein könne, und berechnete die Zeit, die ihm dort noch bis zum Abend bleiben werde.

Endlich erreichte er das Schloß. Ein Diener führte ihn zum Oberſten. Dieſer empfing ihn mit dem ironiſchen Zuruf: „Ei, da haben wir ja den Sitzengebliebenen!" Die in demſelben Augenblick eintretende Frau Sommer aber begrüßte ihn mit gemächlichem Mitgefühl und begann ſogleich, ihn über ſein Erlebnis auszufragen, während ſie nicht ohne Wohlgefallen in ſein zartes, kluges Geſicht blickte.

Er war befangen, kleinlaut und unzufrieden mit ſich ſelbſt. Er hatte aber noch nicht lange bei den beiden Alten verweilt, als das Brautpaar eintrat.

Ein Blick auf ſie genügte, um Schlank erkennen zu laſſen, wie die Dinge ſtanden. Ein Stich ging ihm ins Innerſte. Er begrüßte Dora mit einem Geſicht, deſſen Erröten und leiſes Zucken ſeine Erregung verrieten. Mühſam faßte er ſich ſo weit, daß er Starkmann mit gemachter Freundlichkeit zunicken konnte; zu einem Händedruck konnte er ſich nicht entſchließen. Am liebſten hätte er ſich umgedreht und wäre dem Schauplatz ſeiner Niederlage entflohen. Allein, er ſah wohl ein, daß er gute Miene zum böſen Spiel machen mußte. Er nahm deshalb auf dem Sofa Platz, auf das Frau Sommer hinwies. Dabei ſpürte er ein heftiges Sauſen und Surren im Kopf.

Als halbtauber und halbblinder Zeuge wohnte er dann der folgenden Szene bei. Der glückliche und ſiegestrunkene Starkmann hielt Doras Hand feſt in der ſeinen, fühlte ein unbeſchreibliches Vergnügen, daß ſein Gegner zu völliger Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken war, und ließ ſich durch deſſen Gegenwart nicht hindern, die Tochter von den Eltern zu erbitten. Sie und er ſeien ſoeben miteinander einig geworden.

Der Oberſt brach in eine laute Kundgebung ſeiner Zufriedenheit aus. Er verſicherte, daß er den Lauf der Dinge längſt vorausgeſehen. So ein Soldat, ſagte er, verſtehe ſich eben aufs Sturmlaufen, und er kommandiere hiermit ſeinen Oberleutnant mit Vergnügen zum Heiraten. Dabei vergaß er ganz, daß auf dem Sofa ein verhageltes Häuflein Elend von einem zweiten Bewerber ſaß. Auch Frau Sommer wurde von Überraſchung und Freude überrumpelt und hatte Tränen der Rührung in den Augen, als ſie nun die Tochter umarmte.

Die einzige, die bei der Sache die Anweſenheit Schlanks noch ſpürte, war das Sommer-Dorli ſelbſt, und um ihrer Empfindungen willen könnte dieſe Geſchichte, deren Ende mit der Verlobung erreicht iſt, erſt recht angehen. Sie hatte nämlich nicht ſobald Schlanks blaſſes Geſicht erblickt, als das frühere Mitleid wieder in ihr wach geworden war und ihr ſchien, ein Menſch, der vom Unglück einer armen vierbeinigen Kreatur, und wäre es nur ein Kalb, ſo mitgenommen werde, müſſe eigentlich Eigenſchaften haben, die man nicht alle Tage finde. Sie kam alſo mit ihren Gefühlen in ein ſchweres Schwanken, ſo daß ſie jetzt in einem Taumel des Vergnügtſeins über ihre junge Brautſchaft und gleich darauf in einem ſeltſamen, an Beſinnungsloſigkeit ſtreifenden Schrecken ſich befand, daß nicht der Doktor dort ihr Bräutigam oder vielleicht auch noch ihr Bräutigam war.

Wie das Menſchen zu tun pflegen, redete und beglückwünſchte man ſich aber zu viert über die Bedenken hinweg, die in der und jener einzelnen Seele ſich rührten.

Als eine Stunde ſpäter Dr. Schlank Gelegenheit fand, ſeiner eigenen Qual ein Ende und ſich aus der Familie loszumachen, in deren Mitte er keine Obliegenheit mehr hatte, endete die Brautfahrt der beiden Freier damit, daß Starkmann als triumphierender Sieger auf dem Platze blieb. Vielleicht wäre ſein Triumph weniger groß geweſen, wenn er geſpürt hätte, wie beim Abſchied Doras und Schlanks Hände zuerſt zaghaft nach einander griffen, leiſe ſich drückten, weilten und ſchwer ſich auseinanderlöſten.

Dieſes kleine Spiel verdarb ihm indeſſen auch Verlobung und Hochzeit nicht. Menſchen pflegen auf dergleichen Kleinigkeiten nicht zu achten. Dieſe erhalten oft keine und oft auch erſt ſpät Bedeutung.

Dora Sommer heiratete den Oberleutnant. Er war ein geſchickter Liebhaber und wußte ihr Fünklein im Glimmen zu halten.

Vielleicht wird aber noch das runde, anmutige Sommer-Dorli als Frau Hauptmann wiſſen, daß der Doktor ihr beſſer gefallen hätte, als Frau Major ihn lieber in ihr Haus laden, als mit oder ohne ihren Gatten allein ſein, und vielleicht als Frau Oberſt ihren Vertrauten von einer unglücklichen Herzensangelegenheit aus ihrer Jugend erzählen. Wenn ſie das letztere tut, wird ſie die romantiſche Geſchichte nicht durch die proſaiſche Wahrheit ſchädigen, daß ein überfahrenes Kalb an der Zerſtörung der zarten Blüten ihrer eigentlichen Neigung nicht unbeteiligt geweſen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Drusen. Wer die Guta, diesen herrlichen Kranz von Gärten, in den Damaskus, die Stadt der Rosen und Aprikosen, wie ein Juwel gebettet ist, südwärts verlassen hat, sieht sich schon nach mehrstündigem Ritt wie aus allen Himmeln gerissen. Er befindet sich plötzlich in einer Welt, steinern und tot, schwarz wie das Grab, drückend und angsterfüllend wie die Hölle. Das Ledscha hat ihn aufgenommen, ein wie auf dämonisches Geheiß aus wildester Bewegung erstarrtes, schwarzes Meer. Hier mächtig aufgetürmte Lavawellen, überall zerrissene, scharfzackige Basaltblöcke darüber gestreut, die Fläche selbst zerrissen durch zahlreiche tiefe Spalten, überall unheimliche, atemraubende Stille in der ganzen Landschaft, die eine Schöpfung der dort im Süden aufsteigenden Vulkankegel des Haurangebirges ist, welche in der fernen Zeit des Pliozäns und Diluviums hierher ihre feurigen Lavaströme ausgossen. Und Stein und Lava charakterisieren auch diese Berglandschaft, die in einzelnen Teilen für den Menschen unbewohnbar ist, wie im Steingewirr der Harra und im Tulul es-Safâ, einer einzigen kohlschwarzen, mattglänzenden, beim Betreten klingenden Lavawelle, ohne Wasser, ohne Vegetation, aus der sich die röhrenartigen Vulkankegel mit ihren Steilkratern erheben, einer dicht neben dem andern, für den Menschen ein Grab. Aber gegen Westen und Süden fällt das Gebirge in Terrassen ab, und die Landschaft verläuft sich in eine Ebene, die Nukra, und hier gedeiht ein selten schöner Weizen, halb durchsichtig, und Roggen und Mais, Sesam, Baumwolle und Tabak. Hier blühen Mandel, Feige, Aprikose und Pfirsich, und die Rebe trägt eine der edelsten Trauben. Diese Gegend war schon im Altertum eine der Kornkammern Syriens, und die zahlreichen Ruinenstätten zeugen heute noch von der dichten Besiedlung dieses als Durchgangsland für den westöstlichen Handel so bedeutenden Gebietes. Hier, in der alten Basanitis, lag das berühmte Bosra, schon ein uralter Sitz des Astartekultus, später durch Trajan aus Ruinen zur Hauptstadt der Provinz Arabia erhoben, die erste Stadt, die die Araber eroberten, von den Ejjubidensultanen zur beherrschenden Festung ausgebaut, von den Kreuzfahrern heftig umkämpft. Dieses wilde Bergland mit dem vorliegenden Kulturland ist heute der Wohnsitz der jetzt so vielgenannten Drusen. Nicht von jeher wohnten sie hier. Noch vor 200 Jahren saßen sie neben den Maroniten im Libanon. Wie so manche andere kleine Völker, die Kisilbasch, Jesiden, Bektaschi, Ali-Illahi, Nosairier u. a., gehören auch die Drusen zu den ethnischen Raritäten Vorderasiens, die aus frühesten Zeiten noch in kleinen Resten übriggeblieben sind, aber noch in ihren Sitten und namentlich in ihren religiösen Anschauungen ihre alten Besonderheiten festhalten. Im 17. Jahrhundert allerdings ging die Legende, die Drusen seien Nachkommen jener den Metzeleien von St. Jean d'Acre entkommenen lateinischen Christen, als der ägyptische Sultan Aschraf den letzten Rest der Lateinerherrschaft in Syrien beseitigte. Einer der auch in der großen Geschichte bekannten Drusenemire, Fachr-aldin, benützte, um westliche Hilfe gegen die Türken zu gewinnen, deren Oberhoheit er sich entziehen wollte, diese Legende und bezeichnete sich als einen Nachkommen Gottfrieds von Bouillon. Mehr Beachtung dürfte schon die Ansicht Benjamins von Tudela verdienen, der im 12. Jahrhundert den Orient bereiste und die Drusen mit den schon in der Bibel genannten Ituräern in Zusammenhang brachte, die namentlich seit der Zeit Alexanders des Großen als Räuber berüchtigt waren und von den Römern später gezwungen wurden, sich in den Libanon zurückzuziehen. Auf jeden Fall zählen sie mit zu den ältesten ethnischen Elementen Vorderasiens. Dahin deutet auch so mancher Zug in ihren religiösen Gepflogenheiten. Äußerlich gilt ja der heutige Druse als Bekenner des Islams. Aber der gemeine Mann kümmert sich im ganzen wenig um Religion; unter Mohammedanern ist er Mohammedaner, und unter Christen kann er auch Christ sein. Beide Richtungen haben ja auf seine religiösen Anschauungen etwas abgefärbt. Aber es gibt unter ihnen noch eine Klasse der Eingeweihten, Ukkal, deren religiöse Anschauungen dem gemeinen Manne nicht bekannt sind. Er ist Dschuhhal, Unwissender. Dieses religiöse System hat sich aber erst seit dem 11. Jahrhundert herausgebildet und verdankt seine Entstehung der Tätigkeit zweier Missionare, Hamza und Darazi, nach welch letzterem die Sekte und dann das ganze Volk den Namen Drusen erhielt. Obwohl wir diese Lehre aus zahlreichen Schriften kennen, ist in den religiösen Übungen doch noch viel Unbekanntes, aus urältesten Zeiten Ererbtes. Man kennt keine Gotteshäuser. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag versammeln sich die Eingeweihten, die, bis sie zur Vollkommenheit gelangen und damit Adschawid, „Vollkommener", werden, drei bis vier Grade zu durchlaufen haben, auf einsamem Platze auf Bergeshöhe, dem Khalwe. Und bei diesen geheimnisvollen Gottesdiensten spielt die Verehrung des Kalbes eine besondere Rolle. Ihre Lehre betont die Einheit Gottes, und sie selbst halten sich für die von Gott allein Auserlesenen gegenüber Christ, Jude und Mohammedaner, deren Lehren verunreinigt sind. Der alte Unabhängigkeitssinn und ein im Blute liegender Rassestolz zeichnen heute noch den Drusen aus. Die Geschichte erzählt von dem kriegerischen Sinn dieses Volkes und von seinen mit seltener Todesverachtung ausgeführten, tollkühnen Unternehmungen. Als ihnen Bedrückung drohte, erst durch die Türken, dann im 19. Jahrhundert durch das Eingreifen der europäischen Mächte in die unhaltbaren Zustände der Libanonbevölkerung, wanderten sie aus in den Hauran, in dessen unzugänglicher Steinwelt sie in Unabhängigkeit und ohne Steuerdruck ihr Leben nach eigenem Gutdünken führen konnten. Hier trotzten sie jedem Gegner. Trotz weit überlegener Truppenmacht mußte hier der ägyptische Ibrahim-Pascha mit Schmach und großen Verlusten umkehren, und in den Jahren 1879—1896 hatten die Türken erbitterte Kämpfe zu bestehen, um ihre Oberhoheit wenigstens äußerlich auch hier durchzusetzen. Mit der türkischen Revolution war diese freilich wieder ganz verlorengegangen. Das Blutbad und die Feuersäulen von Derra, ihrer derzeitigen Hauptstadt, und andere Unternehmungen zeigen auch heute wieder, daß sich der Druse auch einem modern ausgerüsteten Heer zu stellen wagt. Sein wilder Sinn kann sich bis zur unglaublichen Grausamkeit steigern. Und doch kennt er auch, wenn er nicht gezwungen wird, Gewehr und Patronengürtel vorzunehmen, die Geschäfte des Friedens und ist ein vorzüglicher Ackerbauer, der aus der Wüste des Haurans wieder ein Kulturland geschaffen hat. Und seine Frauen weben und sticken herrliche Stoffe. Aber er ist etwas Eigenes, eigen in seinem Leben, in seinem Glauben und in seiner Tracht, und wer an seine Freiheit tastet, dem weiß er aus unsichtbarem Versteck die sichere Kugel entgegenzuschicken. Eher brennt er seine Felder und Siedlungen nieder und flüchtet mit Weib und Kind in seine Steinwüsten, ehe er das Sklavenjoch entgegennimmt. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts setzten die ersten Abwanderungen der Drusen nach dem Hauran ein. Die vornehmste Familie, die Hamdan, stand an der Spitze. Als diese ausgestorben war, folgte die Familie Atrasch, und heute steht noch ein Atrasch an der Spitze der Drusenbewegung. Dr. Karl Roth.

Wie verhält sich der Körper im Hungerzustande? Wenn einem Menschen (oder Tiere) die Nahrung vollständig entzogen wird, so vollziehen sich in ihm vorläufig die Lebensvorgänge weiter auf Kosten der Körpersubstanz, die allmählich eingeschmolzen und verbrannt wird. Im Hungerzustande gehen also die Körperfunktionen — Wärmeregulierung, Kreislauf, Atmung, Muskel- und Nerventätigkeit — in normaler Weise weiter. Daraus darf man folgern, daß das Energiebedürfnis des Körpers und damit der Stoffwechsel nicht wesentlich herabgesetzt sein können; im allgemeinen wird angegeben, daß der Energieverbrauch des Menschen bei mittlerer Kost nur um etwa 12 Proz. höher ist als im Hungerzustand. Woher gewinnt denn aber der Hungernde die zum Ablauf der Lebensprozesse nötige Energie? Die

Menge des während des Hungers ausgeschiedenen Kohlen- und Stickstoffes erlaubt einen Rückschluß auf Art und Menge der vom Körper abgebauten Stoffe. Als Resultat zahlreicher Untersuchungen hat sich folgendes ergeben: der Hungernde bestreitet seinen Energiebedarf vorwiegend durch Einschmelzen des Körperfettes, in weit geringerem Maße durch Verbrauch des Körpereiweißes. Je größer aber der Fettvorrat des Körpers ist, um so länger kann der Betreffende dem Hunger Widerstand leisten. Kleine Säugetiere und Vögel sterben nach etwa neun Tagen, Frösche erst nach neun Monaten; gut genährte Hunde ertragen den Hunger 60, 98, ja sogar 117 Tage. Einwandfreie Beobachter erklären, daß „Hungerkünstler" über 30 Tage ohne Nahrungsaufnahme existieren können. Selbstverständlich wird auch das Kohlehydrat des Körpers, in der Hauptsache das in der Leber aufgespeicherte Glykogen, im Hunger aufgebraucht; die Verbrennung von Kohlehydrat spielt jedoch nur in den ersten Tagen eine Rolle, da der Körper nur eine sehr beschränkte Menge von Glykogen vorrätig halten kann. Es ist hierbei nicht gleichgültig, ob dem Hungernden Wasser zugeführt wird oder nicht. Zwar werden bei mangelhafter Aufnahme von Flüssigkeit die Ausgaben aufs äußerste eingeschränkt, schließlich aber erfolgt doch die Eintrocknung des Blutes, der Gewebe und auch der Zellen. Anscheinend sind auch in diesem Falle die „lebenswichtigsten" Zellen bestrebt und befähigt, ihre Zusammensetzung am längsten beizubehalten. Nach Ansicht mancher Forscher ist der Organismus gegen Hunger sogar widerstandsfähiger als gegen Durst, so daß also die ungenügende Wasserversorgung der Gewebe schneller den Tod herbeiführt als Entziehung von fester Nahrung. — Es läßt sich annähernd feststellen, wie sich der Verlust an Körpermaterial auf die einzelnen Organe verteilt. Man vergleicht zu diesem Zwecke die Organgewichte eines verhungerten Tieres mit denen eines solchen, das in demselben Ernährungszustand getötet wurde, in dem das andere seine Hungerkur begann. Aus vergleichenden Untersuchungen geht hervor, daß Fett, Drüsen und Muskeln besonders stark abnehmen, während der Verlust bei den lebenswichtigsten Organen — Zentralnervensystem und Herz — am geringsten ist. So entfallen z. B. auf das Herz 0,02 Proz., auf das Zentralnervensystem 0,1 Proz. des Gesamtverlustes an Körpersubstanz, dagegen auf das Fett 26,2 Proz. und auf die Muskeln 42,2 Proz. Der Körper folgt offenbar im Hungerzustande dem Prinzip, die lebenswichtigsten Organe möglichst lange auf Kosten der anderen zu erhalten.

S. Hupfer, Leipzig.

Alkoholgewinnung in der Brotbäckerei. Der Gärungsvorgang, bei dem Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt, war schon längst bekannt und gewerblich-industriell verwertet, ehe man ihn in seinen Einzelheiten wissenschaftlich zu erklären verstand. Nun besitzt das Getreide teils von der Natur fertig gebildete, teils durch Umsetzung der Stärke entstandene Zuckerstoffe, die beim Verbacken zu Brot diesen Gärungsprozeß, diesen Zerfall in Kohlensäure und Alkohol durchmachen. Die Zähigkeit des Teiges erschwert der Kohlensäure das Entweichen, sie treibt den Teig auf. Kommt das Brot in die Backofenhitze, so mischt sich der entstandene Alkohol mit den Wasserdämpfen, und man ließ bisher die Alkohol führenden Schwaden, eben weil der Spiritusgehalt verhältnismäßig gering ist, unausgenützt durch den Schornstein abziehen. Nun ist es dem in Berlin tätigen Mario Andrusiani nach mehrjährigen Versuchen gelungen, einen Apparat zu konstruieren, der dem Schwaden den Alkohol entzieht und diesen letzteren isoliert. Die Alkoholgewinnungsanlage, der der vom oberen Teil des Ofens abziehende Schwaden zugeführt wird, besteht aus dem Abscheider, einem kleinen Kessel, in dem sich ein Teil des Wassers verdichtet. Der dadurch konzentrierte Schwaden tritt dann in einen nach Art der Kolonnen-Apparate gebauten weiteren Verdichtungsapparat, in dem eine schnelle Abkühlung, also eine abermalige Verdichtung des Wasserdampfes vor sich geht. Das nach unten fließende Wasser kühlt dann zugleich die entgegenströmenden Dämpfe ab. Schließlich wird der aus dem Kolonnen-Apparat austretende, nur noch wenig Wasser enthaltende, dafür aber alkoholreiche Dampf durch einen Kühler geleitet, von dem er in den flüssigen Zustand zurückgeführt und abgelassen wird. Versuche, die man mit dem in Deutschland patentierten Apparat in der Bäckerei der Konsumgenossenschaft Berlin-Lichtenberg angestellt hat, sollen aus 100 kg verbackenen Mehls 1 l 65- bis 85 prozentigen Alkohol ergeben haben, ein immerhin erfreuliches Resultat, wie man es ähnlich in einer Brotfabrik Mailands erzielte. Ob das Verfahren für die vielen Tausende mittlerer und gar kleiner Bäckereien rentabel zu gestalten ist, muß abgewartet werden, obwohl der automatisch arbeitende und billig herzustellende Apparat weder den Backprozeß noch den Bäckereibetrieb überhaupt störend beeinflußt. Bei aller Reserve, die man sich in der Beurteilung des Andrusianischen Verfahrens auferlegen muß, ist doch nicht zu verkennen, daß diese Art der Alkoholgewinnung vielleicht geeignet ist, große Mengen Kartoffeln oder Brotgetreide, die bisher zu Spiritus verarbeitet werden, zu anderen, der Volksernährung dienlicheren Zwecken freizumachen.

Dr. Heinrich Wiesenthal, Leipzig.

Ein Kulturfeind unter den Tieren. Vor hundert Jahren wurde unsere deutsche Fauna durch ein Tier bereichert, das sich in dieser kurzen Spanne Zeit so enorm vermehrte, daß sein Auftreten ganz erhebliche Schäden verursacht. Es ist die kleine Dreiecks- oder Wandermuschel (Dreissensia polymorpha). Ihre Heimat ist das Seengebiet zwischen Ural- und Kaukasusgebirge. Ursprünglich nur Bewohner des Salzwassers, hat sie sich nach Trennung des großen südrussischen Wasserbeckens in die drei Seen Aralsee, Kaspisches und Schwarzes Meer nach und nach dem Brackwasser und schließlich auch dem Süßwasser angepaßt. Mit Hilfe horniger Fäden (Byssus), die der kurze, stummelförmige Fuß ausscheidet, heftete sie sich an die Schiffskörper an und wanderte so stromaufwärts in die Flüsse Rußlands. Durch die Kanäle wanderte sie zur Ostsee und aus dieser in die deutschen Ströme. Die kleinen, frei umherschwimmenden bewimperten Larven dringen in die Saugrohre der Wasserleitungen ein und setzen sich an den betonierten, gemauerten Wänden fest — Schicht an Schicht, so daß Turbinen in ihrem Wassergefäll ganz erheblich herabgemindert werden. Im Jahre 1895 verunreinigte ein Massensterben der Dreiecksmuschel im Wasserwerk Tegel bei Berlin das Trinkwasser. Nur nach gründlicher Reinigung der Rohre konnte die Leitung wieder benutzt werden. Auch in Pommern ist ein elektrisches Kraftwerk durch Ansiedlung der Wandermuschel außer Betrieb gesetzt worden. Mit Erfolg bekämpft man den Eindringling durch Wassergeflügel, das die Muscheln vertilgt, oder durch Fische, die die Larven gern verzehren. Engmaschige Schutzgitter vor den Rohrleitungen und Behandlung mit freiem Chlor werden vielfach mit bestem Erfolg angewendet.

Rudolph Schiffel.

Aluminothermisches Schweißverfahren. Schweißversuche mittels Thermits sind schon vielfach mit Erfolg angestellt worden. Über solch einen erfolgreichen Versuch an einem Dampfer sei hierüber Näheres mitgeteilt. Dieser Dampfer erlitt auf dem Grunde einen durch die ganze Stärke des Achterstevens verlaufenden Bruch am unteren Stevenrande, nahe an der Einlaufstelle des Stevens. Zur Reparatur wurde der Dampfer in ein Schwimmdock gehoben; eine Demontage des Schiffes selbst oder seiner Teile brauchte nicht vorgenommen zu werden. Man montierte einzig und allein die Schiffsschraube ab, um Platz für den aufzustellenden Tiegel zu gewinnen. Die Bruchstelle wurde dann etwa 200 mm breit ausgemeißelt und der äußerste senkrechte Steventeil um etwa 8 bis 10 mm abgedrückt, nachdem vorher das Stichmaß genommen worden war. Nun wurde um die Bruchstelle selbst eine Form aus feuerfestem Formsand gelegt, die in einen Formkasten aus starkem Eisenblech eingebaut war. Dieser Formkasten bestand aus drei Teilen. Über einem vorgesehenen Einlaufkanal an dieser Form fand der Spitztiegel Aufstellung, dessen Öffnung direkt über den Einlauftrichter zu stehen kam. Die untere Öffnung des Tiegels wurde mittels eines Plättchens verschlossen und mit Magnesiastaub bedeckt, wodurch ein vorzeitiges Durchschmelzen verhindert wurde. Nachdem nun 200 kg Thermit in den Tiegel geschüttet und ein Häufchen von 10 g Entzündungsgemisch aufgestreut worden war, fand, um die thermitische Reaktion einzuleiten, die Entzündung statt. Nach

etwa einer halben Minute war die Reaktion beendet und der Tiegel mit feuerflüssigem Thermit gefüllt. Nach einer weiteren knappen Minute wurde der Tiegel von unten abgestochen. Auf dem zur Form einzuschlagenden Wege stieg das flüssige Eisen von unten auf, durchspülte die Bruchstelle selbst unter gleichzeitiger Verschmelzung des Materials vom vorhandenen Steven, so daß das Thermit sich mit dem Stevenmaterial aufs innigste verband und gleichzeitig eine allmählich verlaufende, mit dem Steven fest verschweißte Bandage von etwa 500 mm Länge bei einer Höhe von 40—45 mm in der Mitte bildete. Vom Anzünden an bis zum vollständigen Auslaufen des Materials aus dem Tiegel in die Form war eine Zeit von ungefähr drei Minuten verflossen. Es zeigte sich bei Abnahme der Form das vollkommene Gelingen dieses Verfahrens. So war auf diese Weise der Dampfer in kürzester Zeit ohne die früheren großen Unkosten und Zeitverluste nach Anmontieren der Schiffsschraube wieder seetüchtig geworden.

Ingenieur M. Berger.

Literatur und Kunst.

Pauline, eine von Goethes „Augelchen". Es ist bekannt, daß den 74 jährigen Goethe seine Leidenschaft für die neunzehnjährige Ulrike v. Levetzow fortriß. Weniger bekannt geworden ist seine Beziehung zu Pauline Gotter, geboren am 29. Dezember 1786 zu Gotha als jüngste Tochter von Fr. W. Gotter. (Waitz hat darüber in einem 1919 erschienenen Heftchen berichtet.) Sie besuchte das Stielersche Institut in Gotha, und sie wird schon damals von Luise Seidler als „ein anmutiges feines Mädchen" bezeichnet, das man seines aparten Wesens halber „das Prinzeßchen" nannte. Mit v. Ziegesars befreundet, hatte sie das Glück, in Goethes Karlsbader Tagen (1808) dessen gelehrige Schülerin zu werden. Sie war damals 22 Jahre alt und nennt Goethe einen „herrlichen Mann", der ihr „botanische Stunden"

gab und ihr die Umgebung Karlsbads zeigte. Sie wird von Goethe mit zu den „Karlsbader Äugelchen“ gerechnet. Nach Paulinchens Abreise spricht er von ihrem wechselnden Wesen, das sie bis ans Ende anmutig fortgesetzt. Da sie in Weimar sowie in Drakendorf bei Jena Bekannte hatte, blieb die Freundschaft mit Goethe lebendig und wurde auch durch Briefe und gegenseitige Geschenke fortgesetzt. So sendet er ihr — als Einzelblatt gedruckt — „Johanna Sebus“; er gibt ihr (Ende 1810) die „Farbenlehre“ zu lesen und den ersten Teil von „Wahrheit und Dichtung“. Inzwischen hatte Schelling im September 1809 seine Gattin Caroline verloren; er blieb mit Pauline im Briefwechsel, der am 10. Juni 1812 zur Trauung in Gotha führte. Pauline fand den Himmel in dieser Ehe. Die Gelegenheiten, mit Goethe zusammenzukommen, hörten zwar auf, doch nicht der Briefwechsel mit ihm, den sie und Schelling führten. 31 Jahre alt (1817/18) wird sie beschrieben als „jungfräulich und zugleich majestätisch in Gang und Bewegung, mit einem allerliebsten Kopf, den mildesten Augen, dem liebreichsten Antlitz“. Auch in Karlsbad hat sie Goethe nicht wiedergesehen. Aber der Briefaustausch währte bis in den Herbst 1829. In langer Ehe hat sie Schelling (gest. 20. August 1854) sechs Kinder geschenkt. Sie selbst folgte wenige Monate später (13. Dezember 1854) ihrem Gatten im Tode nach, und zwar in Gotha, ihrer Heimat. Goethe hat ihr einst dieses Distichon gewidmet: „Traun! Ein schönes Geheimnis hast Du durch Dein Wesen gelöset. / Wie mit weiblichem Sinn tieferes Wissen sich eint.“ Vielleicht hat Pauline für die „Wahlverwandtschaften“ einige Züge geliehen. Aber die Hauptsache ist, wie Goethe ihr oft zu sagen pflegte: „Deine Gegenwart, liebes Kind, verjüngt mich um 20 Jahre, und das ist immer Musik für mein Ohr.“

Erich Ebstein, Leipzig.

Die älteste Zeitung der Erde. Vor kurzem hat eine Zeitung ihr Erscheinen eingestellt, die sich rühmen konnte, in der Welt der Presse den Altersrekord zu halten. Sie wurde unter der Regierung des chinesischen Kaisers Tin-Kuan-Tsang im Jahre 400 der christlichen Zeitrechnung von jenem Su-Kung gegründet, der auch als Erfinder der gegossenen Drucklettern aus Blei und Silber gilt. In ihrer ersten Zeit wurde die Zeitung Su-Kungs auf sechs Blätter aus gelber Seide gedruckt, die zusammengeheftet wurden. Mehrere dieser Blätter wurden als Dedikationsexemplare

den hervorragenden Persönlichkeiten des Chinesischen Reiches zugestellt. Jahrhunderte hindurch erfreuten sich die Herausgeber der Zeitung weitestgehender Unabhängigkeit. Gegen das Jahr 1200 aber ließ sich der damalige Herausgeber verleiten, in seinem Blatt eine eifrige Propagandatätigkeit zu entfalten, die Regierung zu veranlassen, eine Kommission von gelehrten Chinesen nach Europa zu entsenden. Diese sollte die dortigen Sitten und Gebräuche studieren, um nach erfolgter Rückkehr das, was die Kommission für gut befand, der Regierung zur Einführung in China zu empfehlen. Vergebens ermahnte die Regierung den Herausgeber, die ihr unerwünschte Propaganda einzustellen. Der Chefredakteur setzte trotzdem den Kampf für seine Idee fort — mit dem Erfolg, daß man ihm schließlich den Kopf vor die Füße legte. Erst im Jahre 1800 wandelte sich der „Peking Bao" — so hieß das Blatt — nach 1400jähriger Existenz zu einer Tageszeitung um; noch im selben Jahre wurde das Blatt aber, weil es eine Hofintrige der Öffentlichkeit enthüllt hatte, unterdrückt. Einige Jahre später begann es zwar wieder zu erscheinen, wurde aber aufs neue aus dem gleichen Grunde wieder verboten. Es erschien dann unter dem Namen „King-Bao". Im Jahre 1912 verfiel es abermals der Beschlagnahme, weil es den ersten Präsidenten der Republik beleidigt hatte. Trotz des Verbotes des Wiedererscheinens tauchte das Blatt im Jahre 1915 noch einmal auf. Angesichts der politischen Wirren des Landes, die dem Blatt das Leben immer schwerer machten, ist es jetzt, wie es scheint, endgültig eingegangen; es hat also ein Alter von 1525 Jahren erreicht.

Otto Heinz Palm: „Der neue Palmström." (Xenien-Verlag, Leipzig.) Vor einer Reihe von Jahren hat Christian Morgenstern ein Bändchen Gedichte veröffentlicht, das den Titel „Palmström" führt. Diese Gedichte beschäftigen sich mit den verschiedenartigsten alltäglichen Gestalten, Dingen und Ereignissen so voller Witz, ulkiger Laune und Satire, daß ihr Inhalt wie urkomischer, sinnvoller Unsinn erscheint. Aber mit dem komischen Inhalt ist das Eigenartige, Ulkige ihres Wesens nicht erschöpft; dies wird vielmehr noch erhöht durch die ganz eigenwillige Behandlung der Form. Da werden, unbekümmert um Versende und Reim, ganz zusammenhanglos scheinende Bemerkungen in Parenthese mittenhineingestellt, Sätze,

ja, Wörter auseinandergerissen und durch eingeschobene gleichartige zu völlig neuen mit ganz anderer Bedeutung umgestaltet. Kurzum, es wird mit Inhalt und Form ein geistreiches, witziges Spiel getrieben, mit dem man sich, wenn man nicht zu viel auf einmal davon genießt, köstlich unterhalten und belustigen kann. In seiner Sammlung „Der neue Palmström" hat nun Otto Heinz Palm diese Art Dichtung mit nicht weniger Witz so vortrefflich nachgeahmt, ja, in ihrer Sonderbarkeit noch überboten, daß man geradezu sagen kann, er hat Palmström noch überpalmströmt. Denn die Eigenart der Palmström-Gedichte ist hier nach Inhalt und Form teils ins Groteske ausgeweitet, teils schalkhaft parodiert, so daß man sich bei dieser spielerischen Verrücktheit, mit der hier alltäglich Törichtes und beschränkt Philisterhaftes verspottet wird, wirklich schmunzelnd ergötzen kann. Max Mendheim.

Geschnitzte Lackgemälde. Der englische Oberst Strange, der viele Jahre in China gelebt hat, ist vor kurzem mit einer einzigartigen Sammlung altchinesischer Lackarbeiten nach London zurückgekehrt. Es handelt sich um gemäldeartige Schnitzereien in zwei, drei und vier Farben, die meist Landschaften mit Häusern, Bergen und Wäldern an den Ufern von Seen oder Flüssen darstellen, welche von Booten und Wasservögeln belebt sind. Arbeiten dieser Art waren bisher fast unbekannt. Sie waren vollkommen wie gemalt und wurden in gerahmtem Zustand als Wandschmuck verwendet. Abgesehen von dem hohen Kunstwert, der ihnen zugesprochen werden muß, ist für die technische Meisterschaft, die die verschollenen Schöpfer dieser Werke ausgezeichnet hat, kein Wort der Bewunderung zu hoch. Der in Lagen von verschiedenen Farben aufgetragene Lack mußte mit einem messerartigen Werkzeug geschnitzt und gekerbt werden. Jeder einzelne Schnitt und Strich mußte von vornherein absolut richtig sein, denn nachträgliche Korrekturen waren nicht möglich. Trotz dieser außerordentlichen Schwierigkeit wurden die denkbar feinsten Nuancen und Schattierungen aus dem spröden Material herausgeholt. Zur Zeit des Kaisers Tschien Lung erfreute sich die Kunst der geschnitzten Lackgemälde besonderer Beliebtheit. Das schönste Stück ist ein mächtiger Wandschirm, der hinter dem kaiserlichen Thronsessel stand und von einer schlechthin klassischen Vollendung der Gesamtanlage wie aller Einzelheiten ist. Dr. Fk.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ostpreußen, Danzig, Memel und die Randstaaten einschließlich Finnland: Willy Doppelstein, Königsberg i. Pr., Neuer Markt 5.
General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

A REICHMANN

Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4206. 165. BAND | EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK | 22. OKTOBER 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4206. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. Oktober 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Johannes-Rehmke-Gesellschaft für grundwissenschaftliche Philosophie in Greifswald, die mit ihrer Zeitschrift „Grundwissenschaft“ (Verlag F. Meiner, Leipzig) die Verbreitung und Förderung der Philosophie des Greifswalder Philosophen J. Rehmke bezweckt, hielt in Berlin ihre diesjährige Hauptversammlung ab, bei der u. a. der greise Philosoph selbst, Geheimrat Professor Dr. J. Rehmke, mit bewundernswürdiger Klarheit und Lebendigkeit über den „menschlichen Willen“ sprach. Hy.

Rudolf Herzog im Film. Eine Idee, die in ihrer Art wohl etwas Neues darstellen dürfte, bringt die Aafa-Film-A.-G. in ihrem neuen Film „Die vom Niederrhein“, der nach dem gleichnamigen Roman Rudolf Herzogs bearbeitet ist. Der große Rheinfilm beginnt mit einer Einführung, in der Rudolf Herzog selbst auf der Leinwand erscheint. Die einleitenden Bilder führen die ganze Komposition des Filmwerkes vor Augen.

Brasilien-Film. Die Fahrten der Dampfer Sierra Ventana und Sierra Cordoba mit ihren Anlaufhäfen Coruna, Vigo, Lissabon, Madeira und Teneriffa bilden einen Teil des großen Reisefilms, der tief in das Binnenland Brasiliens führt und die primitiven Hütten der Ureinwohner sowie das Leben und Treiben der deutschen Ansiedler zeigt. Ein besonderer Akt ist der lustigen Linientaufe gewidmet, die von Bremerhavener Seeleuten in altseemännischer Weise besonders für die Filmaufnahmen gemacht wurde. Rio de Janeiro, das Paradies von Südamerika, ist in dieser Vollendung noch nicht gefilmt worden, ebenso Santos und Sao Paulo mit seinem berühmten Schlangeninstitut, das für dieses kulturelle Werk 3000 Giftschlangen zur Verfügung stellte.

Ein Olympia-Stadion in Amsterdam. Das Niederländische Olympische Komitee beschloß, an der Errichtung eines vollkommen neuen Stadions für die Olympischen Spiele 1928 in Amsterdam festzuhalten. Die Vorarbeiten sollen in nächster Zeit in Angriff genommen werden.

Rekordflug eines Junkers-Flugzeuges durch Sibirien. Im Anschluß an den bekannten Transkontinental-Flug russischer Flieger von Moskau nach Peking, an dem auch russische Junkers-Flugzeuge erfolgreich beteiligt waren, verdient eine russische Meldung Erwähnung, nach der ein Junkers-Flugzeug in russischen Diensten unter Führung des Piloten Jeske in zweiundeinhalb Monaten,

nach Zurücklegung von insgesamt 17000 Kilometern, Sibirien durchflogen habe. Auf diesem Propaganda-Flug wurden in 22 Einzelflügen vierzehn Städte und zahlreiche Siedlungen besucht. In 300 Aufstiegen zu Rundflügen wurden mehr als tausend Passagiere befördert.

Die Wechselsteuer ist, was in Geschäftskreisen noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint, seit dem 1. September d. J. auf die Hälfte der seitherigen Sätze ermäßigt und beträgt daher jetzt für je 100 RMk. Wechselsumme 0,10 RMk., bei über drei Monate Verfallzeit 0,20 und bei über einem Jahr Verfallzeit 0,30 RMk.

Einführung der Goldwährung in Ungarn. Die Entscheidung über die neue ungarische Geldeinheit ist nunmehr gefallen. Die Regierung hat sich für die Goldkrone entschieden und wird nach Wiederzusammentritt des Parlaments einen Gesetzentwurf in diesem Sinn vorlegen. Nach dem Entwurf wird ein Kilogramm reines Gold auf 3280 Goldkronen festgesetzt. Die Umrechnung erfolgt entsprechend dem tatsächlichen Wert der Goldkrone, nämlich zu 14500 derzeitig ungarischen Papierkronen. Die Golddeckung beträgt etwa 58 v. H. Das Kleingeld wird vielfach in Silbermünzen bestehen. Das Finanzministerium hat in den letzten Monaten große Mengen Silber aufkaufen lassen, um sie zur Ausprägung von Einkronenstücken zur Verfügung zu haben.

Das Zeitgeschäft in Effekten, das seit 1914 geruht hat, ist von der Berliner Börse wieder aufgenommen worden. Das Zeitgeschäft ist ein Wagnis, in seinem Ergebnis für Käufer und Verkäufer abhängig von dem freien Spiel der Kräfte. Es kann am Stichtag abgerechnet oder verlängert werden. Ob der Käufer bzw. Verkäufer für Abwicklung oder Verlängerung entscheidet, hängt von der Stimmung und ihrem Ergebnis für das Geschäft ab. Im Regelfall wird ein Abschluß mit Gewinn stets zur Abwicklung am vorgesehenen Zeitpunkt kommen. Diese Abwicklung erfolgt nach den Vorschriften der Berliner Börse durch den Liquidationsverein mit seinen 245 Mitgliedern, darunter 70 Maklerfirmen, und zwar durch Aufrechnung zu einem hierfür besonders festgesetzten Abrechnungskurs. Etwaige Unterschiede zwischen dem Abrechnungskurs und dem Abschlußkurs werden zwischen den Beteiligten unmittelbar verrechnet. Ist für auf Zeit gehandelte Werte ein Abrechnungskurs nicht festgesetzt, so wird nach dem Kassakurs des Tages abgerechnet, an dem die Feststellung der Abrechnungskurse erfolgt.

Sophie Voigt
DRESDEN
Goethestr. 12

Töchterheim
verbunden mit
Höherer Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule.

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt. Gegr. 1864. Fernruf 1115. Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. **Schülerheim.**

Patente
unt. Garantie. Gratisbroschüre. Mässige Preise. — Modellbau.
Patentkontor „Record", Berlin S 42

INFLUENZA-BAKTERIEN

I	II	III
ohne Formamint-Desinfektion	nach Desinfektion mit 3 im Speichel aufgelösten Formamint-Tabletten	nach Desinfektion mit 5 im Speichel aufgelösten Formamint-Tabletten

(Nach Versuchen in dem bekannten bakteriologischen Institut von Dr. Piorkowski, Berlin.)

Zahlreiche Krankheitskeime, darunter die Erreger der Halsentzündungen, Grippe und dergl. gelangen durch Mund und Rachen in den Körper.

Die Ansteckungsmöglichkeit wächst

wenn viele Menschen zusammentreffen, wie in Theatern, Kinos, Konzert- und Ballsälen, in der Eisenbahn und Straßenbahn, in Schulen, öffentlichen Versammlungen und Vereinssitzungen.

Ansteckungsgefahren prompt entrinnt, wer bei sich führet Formamint

das altbewährte, zuverlässige Schutz- und Desinfektionsmittel für Mund und Rachen. Bequemer im Gebrauch und nachhaltiger in der Wirkung als Gurgelungen.

Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien in Gläsern a 50 Tabletten M. 1,75. — Angebliche „Ersatzpräparate" weise man zurück.

Probe und illustrierte Broschüre „Unsichtbare Feinde" sowie das ärztliche Merkblatt „Verhaltungsmaßregeln bei Grippe" übersenden auf Wunsch kostenlos **Bauer & Cie., Berlin SW 48,** Friedrichstraße 231.

SCHOKOLADE PRALINEN KAKAO

Hildebrand

F. NEUMANN-FRED

Unübertrefflich! Staatsmedaille in Gold.

Klio-Goldfüllhalter

Klio Gold D.R.Pat. Klio-Werk Hennef

Urteil:
„Klio allen voran"
Lilly Breig
Opernsängerin am Stadttheater in Düsseldorf.

Klio-Werk, Hennef-Sieg Spezialfabrik für Goldfüllhalter

Sächsische Landes-Lotterie

Staatsunternehmen mit größten Gewinnaussichten. Fast jedes 2. Los gewinnt.
Jetzt auch in Preußen, Thüringen, Braunschweig und Mecklenburg-Strelitz genehmigt.

500000 150000
300000 100000
200000 3 x 50000 RM

und namentlich viele Mittelgewinne
130000 Lose, 58500 Gewinne und eine Prämie in 5 Klassen, verteilt auf 5 Monate.

Insgesamt 12 Millionen 90000 RM.
Ziehung 1. Klasse am 11. und 12. Nov. 1925.

Ein guter Griff ev. 500000 M
Das Glücksrad

Lose 1. Klasse:

	Zehntel	Fünftel	Halbes	Ganzes
RM	3.—	6.—	15.—	30.—

Für 2. bis 5. Klasse ist der Lospreis derselbe.
Zahlung nach Erhalt der Lose oder unter Nachnahme.

Hermann Straube
Staatl. Lotterie-Einnahme seit 1900.
Leipzig, Lortzingstr. 8.
Postscheckkonto: Leipzig Nr. 7516

(In Oesterreich und Ungarn verboten.)

Illustrirte Zeitung

Vom Ersten Deutschen Reichskriegertag in Leipzig vom 17. bis zum 19. Oktober: Die Aufführung des von Otto Riebicke verfaßten Weihespiels „Heldenehrung" vor dem Völkerschlachtdenkmal am 17. Oktober; der Heerführer fordert die Krieger vor dem brennenden Katafalk, auf dem die Leiche eines im Kampfe gegen Übermacht und Hinterlist erlegenen Helden ruht, zum Schwertschwur auf ⟨Schlußszene⟩.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Die Weihe einer neuen Fahne des Bundes der Saar- und Pfalzvereine am 17. Oktober: **Links:** Bei der Feier auf dem Augustusplatz; × Schuldirektor i. R. Max Wittrisch, Vorsteher des Bezirks Leipzig vom Sächsischen Militärvereinsbund, Vorsitzender des Hauptausschusses für den Reichskriegertag. **Rechts:** Während der Weiherede von Pfarrer Roch, Böhlen.

Die Generalität auf der Freitreppe der Deutschen Bücherei bei der Abnahme der Parade am 18. Oktober. 1 Generaloberst v. Heeringen, der Präsident des Reichskriegerbundes „Kyffhäuser"; 2 Admiral Scheer.

Aus dem Festzug des „Kyffhäuser-Bundes" am 18. Oktober: **Links:** Die Festgruppe „Lützower Jäger". **Rechts:** Die Festgruppe „Ordensritter".

Vom Ersten Deutschen Reichskriegertag in Leipzig vom 17. bis zum 19. Oktober.

Aus dem Festzuge des „Kyffhäuser-Bundes“ am 18. Oktober: Links: Gruppe schlesischer Kriegervereine. Rechts: Militärvereine Ostsachsens.

Der Kyffhäuserzug (rechts) und der Stahlhelmzug bei ihrer Begegnung auf der Straße des 18. Oktober.

Aufstellung von Fahnenabordnungen des Stahlhelms zur Totengedächtnisfeier auf dem Ausstellungsgelände, die nach Beendigung des Festzuges am 18. Oktober stattfand.

Vom Ersten Deutschen Reichskriegertag in Leipzig vom 17. bis zum 19. Oktober.

Prof. Heinrich v. Zügel, berühmter Tiermaler, feierte am 22. Oktober seinen 75. Geburtstag. (Vergleiche hierzu Seite 638 und Seite 644.)

Dr. Burghard Freiherr v. Schorlemer-Alst, der „Westfälische Bauernkönig", dessen 100jähriger Geburtstag am 21. Oktober feierlich begangen wurde. (Siehe hierzu den Beitrag auf Seite 641.)

Vom Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg bei der sächsischen Regierung in Dresden am 15. Oktober: Ankunft des Reichspräsidenten mit dem sächsischen Ministerpräsidenten Heldt vor dem Ministerialgebäude am Königsufer. — Oben: Der Vorbeimarsch der Reichswehr-Ehrenkompanie vor dem Reichspräsidenten am Hauptbahnhof.

Taylor-System, Psychotechnik und Weltanschauung

Das Taylor-System ist ein Versuch, innerhalb des Rahmens der Privatwirtschaft die Produktion aufs höchste zu steigern. Dieser gemeinsame Rahmen und nicht die Einzelheiten sind das Taylor-System. Es ist nicht ein fertig vorliegendes System von Anweisungen, sondern es ist der Hinweis darauf, daß alle Kräfte des Betriebes, technische und persönliche, Leitung und Ausführung, die Produktion dauernd steigern müssen. Taylors bedeutsamste Leistungen liegen, wie man jetzt immer mehr erkennt, gerade auf dem Gebiete technischer Verbesserungen. Aber sein Name ist bekanntgeworden, weil er ein bestimmtes System der „Menschenökonomie" in die Fabrik eingeführt hat, und ein lebhafter Streit der Meinungen schließt sich an diesen Teil seines Systems an. Die im Betrieb tätigen Menschen müssen nach Taylor in zwei Klassen streng geschieden werden: in diejenigen, denen die Funktionen der Leitung, der Beaufsichtigung der Arbeit zufallen, und in die Arbeiter im eigentlichen Sinne, die nun in Vollendung der Tendenz der Arbeitsteilung, die schon in den englischen Manufakturen des 18. Jahrhunderts erkennbar ist (Adam Smiths berühmtes Beispiel der Nadel-Manufaktur), wirklich nichts weiter zu machen haben als einige einfachste Handgriffe. Diese lehrte Taylor die Arbeiter in rationeller Weise durchführen. Der Arbeiter wird wie ein Soldat gedrillt. Er erlernt die vorgeschriebenen Griffe, und er darf unter keinen Umständen von ihnen abweichen. Fügt er sich den Anordnungen, verzichtet er auf das individuelle Pausenbedürfnis, überwindet er den jedem Menschen angeborenen Rhythmus der Bewegung, opfert er also seine gesamte psycho-motorische Persönlichkeit, so wird er dafür in der Taylor-Fabrik durch eine Lohnsteigerung bis zu 60 Proz. belohnt. Er ist nun ungelernter Arbeiter und verdient um 60 Proz. mehr als ein nichttaylorisierter Ungelernter, aber immerhin ist sein Verdienst erheblich geringer als der eines Gelernten. Aber für Gelernte ist in der Taylor-Fabrik kein Platz. Nun wird man freilich bald erkennen, daß die technische Entwicklung in Wahrheit gar nicht so verläuft, die menschliche Arbeit immer weiter unterzuteilen, sondern diese einfachen Handlangerdienste übernimmt immer mehr die Maschine. Die Leistungen des Menschen aber werden komplizierter, und immer komplizierter gestalten sich die Entscheidungen, die Wahlakte, die Teilung und Anspannung der Aufmerksamkeit, kurz, stets größer wird die Beanspruchung der höheren plastischen Fähigkeiten des Arbeiters.

Wenn Taylor von seinen Arbeitern „erstrangige" Leistungen verlangte, so zerbrach er sich über die Frage, wie denn nun solche erstrangige Leistungen, dauernd, tagaus, tagein, vollführt, auf die Gesundheit wirken, nicht sonderlich den Kopf und ebensowenig darüber, was aus dem ganzen, durch seine Auslese künstlich geschaffenen neuen Heer sozial Minderwertiger werden sollte. Hier zeigt sich die Beschränkung seines rein privatwirtschaftlichen Standpunktes.

Die dilettantischen Ermüdungsgesetze Taylors werden von Psychologie und Psychotechnik schon seit längerer Zeit angegriffen. (Vgl. besonders J. M. Lahy: „Taylor-System und Physiologie der beruflichen Arbeit.") — Man weist darauf hin, wie der menschliche Motor gezwungen ist, dauernd zu laufen, entgegen seinem natürlichen motorischen Rhythmus und, was schlimmer ist, gegen den Rhythmus seiner Instinkte.

Die Trauer- und Gedenkfeier für die Gefallenen anläßlich des Festes der Max-Joseph-Ordensritter zum 100. Todestage des Königs Max I. Joseph und des Wiedersehenstages für die Inhaber der Goldenen und Silbernen Tapferkeitsmedaille in München am 11. Oktober: Während der Feier am Kriegerdenkmal vor dem Armeemuseum.

Von der 500-Jahrfeier von Lyck, der Hauptstadt Masurens, am 11. Oktober: Die Ordensritter an der Spitze des Festzuges. (Phot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.) — **Links oben:** Die feierliche Indienststellung des Kleinen Kreuzers „Emden" am 15. Oktober in Wilhelmshaven. (Phot. H. Hasse, Wilhelmshaven.)

Interessante Versuche mit Radioübertragungen vom Meeresgrunde aus, die am 9. Oktober von der Nordischen Rundfunk A.-G. angestellt wurden: Dr. Stapelfeld, Direktor der Norag, vor dem Mikrophon bei der Meldung, daß der hinabgelassene Taucher über seine Beobachtungen auf dem Meeresgrunde durch Radio Bericht erstatten wird. Rechts das Telephon für die Verständigung mit dem Taucher. **Im Oval:** Überreichung einer Flaschenpost an den Taucher vor dem Abstieg. Im Taucherhelm befindet sich das Mikrophon.

Von den Parforcejagden in Döberitz bei Berlin, den ersten Jagden hinter dem Keiler, die der Parforcejagdklub nach dem Kriege veranstaltete: General v. Seeckt mit der Turnierreiterin Frau Amtsrat Lüttich, rechts davon der Industrielle A. Graß, der den Keiler aushob. — **Rechts:** Von der Reise des Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht nach Neuyork: Dr. Schacht auf der Kommandobrücke des Dampfers „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie am 9. Oktober kurz vor der Abreise.

Eine Deputation Ammerländer Bauern aus Oldenburg in ihrer Tracht, die dem Reichspräsidenten v. Hindenburg nachträglich zu seinem 78. Geburtstage Erzeugnisse ihrer Heimat überbrachten.

Vom Besuch des italienischen Dichters Luigi Pirandello mit seiner Schauspielertruppe in Berlin: Der Dichter (><) vor dem Staatstheater, wo seine Schauspieler vom 12. bis zum 14. Oktober gastierten.

Welcher Maschine würde man wohl so etwas zumuten, ohne höchste Abnutzung befürchten zu müssen! Die Psychologie und die Psychotechnik haben freilich den Begriff der Ermüdung wissenschaftlich sehr verfeinert, aber welches Maß von Ermüdung wir dem industriellen Arbeiter auferlegen dürfen, darauf können sie auch nicht antworten. Denn daß wir unter der Erschöpfungsschwelle bleiben müssen, ist selbstverständlich; daß aber der Arbeiter sich seiner Familie, dem Staat, der Kultur und vielleicht sich selbst widmen will und soll, und wieviel deswegen der Wirtschaft entzogen werden darf, darüber kann die Psychologie als eine wertefreie Seinswissenschaft gar nichts aussagen.

Die Volkswirtschaftslehre erkennt zunächst nur den wirtschaftlichen Wert an. Erst eine umfassende Wissenschaft von der Gemeinschaft kann die Ansprüche von Privatwirtschaft, Volkswirtschaft, Nation, Familie, Kultur gegeneinander abgleichen. Das Taylor-System hat in naiver Weise alle diese Fragen aus dem engen Gesichtskreis der Einzelfabrik lösen wollen. Taylor erzählt uns da, daß der Arbeiter mit Lohnsteigerungen bis zu 60 Proz. ein tüchtiger und fleißiger Mensch werde. Darüber hinaus werde sein Lebenswandel leichtfertig. Taylor übersieht, wie sehr sein ganzes System, seine Leistungsauslese vom Arbeitsmarkt, von den Machtverhältnissen der Politik, von dem sozial-ethischen Bewußtsein der Zeitgenossen abhängig ist. — Taylor hat sehr wohl gesehen, daß unter seinem System die sozialen Beziehungen im Betriebe sich grundlegend ändern. Alle tüchtigeren, intelligenteren Köpfe rücken in die Aufseherstellen auf, der Rest an körperlich kräftigen „Gorillas“ ist eines wirklichen Klassenbewußtseins nicht mehr fähig. Die Interessen der Arbeitenden werden vielfältig geteilt und sind darum nicht mehr gegen den Unternehmer organisierbar. In Deutschland hat die Erfahrung gezeigt, welch gefährlichen Irrtum diese ganze Betrachtungsweise birgt. Nach der Revolution waren die mehr oder weniger taylorisierten Großbetriebe der Metallindustrie die Hauptherde des Kommunismus. Wenn es also Taylor gelungen ist, die gewerkschaftliche Organisation zu zerstören, so hat er dafür die Möglichkeiten für den Arbeiter- und Betriebsrat künstlich erzeugt. Und endlich ist dauernde maximale Produktion ein viel zu unelastisches Prinzip, das die Anpassung an gegebene Konjunktur und Absatzverhältnisse unmöglich macht.

Der Kerngedanke des Taylor-Systems, die Produktionssteigerung, muß sich eingliedern in das System unserer sittlichen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen Überzeugungen und Anschauungen, er muß sozialisiert werden. Erst dann wird eine wirklich wissenschaftliche und nicht, wie es jetzt oft ist, eine wissenschaftsfetischistische Betriebsführung möglich sein.

Dr. W. Eliasberg.

Die neue Höllentalhütte des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins in 1382 m Höhe, die an Stelle der alten, dem steigenden Besuch nicht mehr genügenden errichtet wurde. Die Hütte dient als Ruhepunkt bei der Besteigung der Zugspitze vom Höllental aus.

Prof. Dr. Hugo Preuß, Reichsminister a. D., der Schöpfer der neuen Reichsverfassung, † am 9. Oktober kurz vor Vollendung seines 65. Lebensjahres.

Von der Feier des 350jährigen Bestehens des Gymnasiums zu Heiligenstadt (Eichsfeld): Die von den Schülern gebildete, lebende 350.

Dr.-Ing. e. h. Siegmund Seligmann, Geh. Kommerzienrat, Vorstandsmitglied der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie in Hannover, † am 12. Oktober, 72 Jahre alt.

Aus den letzten Tagen der Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno: **Links:** Der polnische Außenminister Skrzynski, der Führer der polnischen Delegation. **Mitte:** Der englische Außenminister Chamberlain (1) bei einer Begegnung mit der italienischen Delegation (Scialoya [2], Grandi [3]). **Rechts:** Der tschechische Außenminister Dr. Benesch

Neue Wege zur Verkehrserleichterung für Fußgänger: Versuche mit „rollenden Trottoirs“ in Paris unter Leitung des Senators Breton.

Vom Untergang des amerikanischen Unterseebootes S 51 am 26. September, bei dem fast die ganze Besatzung den Tod fand: Geborgene Tote auf dem Deck des Bergungsschiffes. (Phot. Wipro.)

Links: Vom Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages in Moskau am 12. Oktober: Der deutsche Botschafter in Moskau Graf Brockdorff-Rantzau (rechts) und der stellvertretende Volkskommissar des Äußeren Litwinoff beim Unterzeichnen des Vertrages. — **Rechts:** Von der Siegesfeier in Madrid anläßlich der Erfolge der spanischen Truppen in Marokko: König Alfons von Spanien im Gespräch mit Mannschaften von Abordnungen maurischer Truppen, die sich bei den Kämpfen besonders auszeichneten.

Von den diesjährigen Hirschjagden im Revier des Kardinals Dr. Bertram, Fürstbischofs von Breslau: Auffahrt der Jagdgäste im Hofe der fürstbischöflichen Residenz Schloß Johannesberg in Schlesien (Tschechoslowakei). Oben: Ansicht des Schlosses, unten im Kreis: Die fürstbischöfliche Jagdhütte „Rösselbaude" (849 m). Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Richard Aßmann.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(8. Fortsetzung.)

Mein Götz? wiederholte sich Hella, und sie hörte nichts als den Namen, irgendeinen Namen.

Wer war Götz Oventrop? Ein Fremder, ein Überwundener, eine Erinnerung aus der Kinderzeit! Was war er sonst? Nichts! —

In der nächsten Woche kündigte er endgültig seinen Besuch an. Hellas Herz pochte, als sie ihrer Mutter den Brief hinreichte. Die alte Frau sah sie forschend an.

„Götz kommt?"

„Ja, er schreibt es. Morgen."

„Du wirst ihn von der Bahn abholen, Hella. Er wird sich darüber freuen." Und dann, nach einer Pause: „Sei gut zu ihm, mein Kind, er verdient es gewiß. Sei gut zu ihm!"

„Ja, Mama!"

Frau Trees wandte sich halb ab, als suche sie etwas auf dem Nähtischchen, dann richtete sie aber den Blick rasch wieder auf ihre Tochter und sagte leise, fast demütig:

„Papa erwartet, daß Götz morgen das entscheidende Wort spricht. Du weißt, Hella, daß du einen besseren Mann, als Götz es ist, niemals in deinem Leben finden wirst. Du wirst ihn nicht verletzen, Hella, nicht wahr?"

„Nein, Mama."

Frau Trees küßte ihrer Tochter die Stirn, sah sie dann lange an und wollte offenbar noch weitersprechen. Ihr Mund zuckte, aber es wollte durchaus kein Lächeln werden. Hella machte sich rasch und ungeduldig von den Händen ihrer Mutter frei und ging hinaus.

Sie ging hinauf in ihr kleines, so sehr bescheiden eingerichtetes Dachzimmer und setzte sich dort ans Fenster.

Es war ein regnerischer Tag. Auf den hohen Tannen, die an der Giebelseite des Hauses standen, glitzerten die Regentropfen, und durch das geöffnete Fenster wehte von der See her ein stärkerer Geruch als sonst.

Hella stützte das Kinn in beide Hände und sah auf Götzens Brief nieder, den sie vor sich ausgebreitet hatte. Jedes Wort las sie noch einmal aufmerksam durch. Götz schrieb nicht überschwenglich, er schrieb kein Wort zuviel. Seine ebenmäßig klare, fest geformte Schrift gab von ihm selbst ein so deutliches Bild.

Furcht fiel über Hella her vor dem kommenden Tag, und sie versuchte es, sich auszumalen, wie sie morgen Götz begrüßen würde, was sie ihm sagen würde, wenn er sie bat, seine Frau zu werden.

Ganz unmöglich, ganz unausdenkbar war der Gedanke, jetzt an Götzens Seite als die Seine zu leben. Was aber sollte sie tun, was ihm sagen? Sollte sie ihm etwa sagen, daß sie einen anderen liebte? Wen? Einen ihr selbst halb unbekannten Menschen, von dem sie nichts wußte, als daß er von sich selbst behauptet hatte, der Ire Flaghertie O'Wills zu sein? Und liebte sie denn Flaghertie O'Wills? Hella stellte sich zum erstenmal klar und ohne Umschweife diese Frage. Sie prüfte sich, und sie antwortete: Nein, ich liebe Flaghertie O'Wills nicht, nur ein brennendes Verlangen habe ich nach der Welt, in der er lebt — und deshalb auch ein brennendes Verlangen nach ihm.

Aber konnte sie mit diesem Verlangen und diesen krankheißen Begierden, die alles andere in ihr überflammten, vor Götz hintreten, ihm die Hand geben und sagen: „Ich bin die Deine. Ich will die Deine sein, weil du mir eine bessere Gewähr leistest für die Ruhe und Sicherheit meines Lebens."

Nun und nimmer konnte sie das sagen! Nun und nimmer konnte sie die geruhige Zukunft mit einer Lüge erkaufen. Sie mußte Götz sagen, daß sie ihm nicht gehören könne, weil eine Krankheit von ihr Besitz ergriffen habe, eine seltsame Krankheit.

Was aber dann? Götz würde sie anhören, ruhig, gütig und verständig, wie es seine Art war. Er würde — nicht aus Eigennutz, sondern nur aus brüderlicher Sorge um sie — vernünftige Worte sprechen über das Unsinnige und Gefährliche ihres Wünschens und Wollens, und wenn sie dann standhaft blieb, so würde er etwas traurig, vielleicht ein klein wenig vorwurfsvoll dreinschauen, würde ihr schließlich sogar eine Frist gewähren, damit sie mit sich ins reine kommen könne.

Ja, er muß mir eine Frist gewähren, eine, wenn auch noch so kurz abgemessene Frist. Ich muß das Fieber überwinden, das mich jetzt so unruhig macht; ich muß erst die Krankheit überstehen, die mir so fremde, maßlose Wünsche eingegeben hat. Mein Blut ist vergiftet, und eines Tages werde ich genesen sein. Alles heilt die Zeit — alle Wunden, alle Schmerzen, alles Verlangen, alle Sehnsucht. — — —

Aber als sie am andern Vormittag auf dem holpernden Wagen die Landstraße hinunterfuhr zur Bahn, war in ihr alles genau so wirr, genau so ratlos wie gestern, als sie Götzens Brief erhalten hatte. Viel zu früh kam sie auf dem Bahnhof an. Sie wartete, und während dieser Zeit brauste ein Zug vorüber, der aus Schweden kam und nach Berlin fuhr. Und über Hella kam der irrsinnige Wunsch, alle Brücken hinter sich abzubrechen, sich dem Zufall anzuvertrauen und für immer aus der Welt dieser Enge zu verschwinden.

Die Rauchfahne des Zuges verwehte in der Ferne. Hella sah ihm nach, und ihre Blicke blieben dann auf den blanken Schienenwegen haften. Sie mußte denken, daß diese eisernen Wege in alle Weite führten, in die ganze große Welt, die ihr nun und immer verschlossen war. —

Eine knappe halbe Stunde später lief der Zug ein, mit dem Götz ankam. Sie bemerkte ihn sofort, und noch in der Tür des Abteils stehend, nahm er seinen Hut ab und nickte ihr zu, wobei sein Gesicht jenes freundlich treuherzige Lächeln zeigte, das ihr früher immer so sehr gefallen hatte.

Langsam ging sie ihm entgegen bis zur Sperre, und als er dann bei ihr stand, legte sie ihre Hand in die seine und wünschte ihm einen guten Tag.

Zärtlichkeit in Gegenwart Fremder war Götz zuwider, und so begnügte er sich bei dieser Begrüßung damit, Hellas Hand herzlich zu drücken und ihr den Gruß zurückzugeben.

Sie wechselten die üblichen Worte, gaben sich Auskunft über ihr Befinden und auch über das der Eltern. Dann gingen sie zum Wagen und stiegen ein.

Sie saßen ziemlich eng aneinandergedrückt und bemühten sich, beim Schwanken und Schaukeln des Wagens einander nicht lästig zu werden. Der Weg war von trostloser Beschaffenheit.

Hella getraute sich nicht, zu sprechen, und auch Götz, der so oft in rührendem Kampf mit seiner Befangenheit lag, fand nicht gleich nach so langer Trennung und bei so wichtigem Wiedersehen das erlösende Wort. Er war ein guter, lieber Bursche, aber es mangelte ihm sehr an Gewandtheit; er verstand es nicht, etwas aus sich zu machen. Man konnte ihm gut sein, aber man konnte ihn nicht bewundern (wie man Flaghertie O'Wills bewundern konnte). Im Grunde genommen war Götz äußerlich sogar ein recht unscheinbarer Mensch, einer von denen, die man trotz ihrer unleugbaren Vorzüge leicht übersieht.

Er war nicht viel größer als Hella und beinahe vierschrötig von Gestalt. Man sah ihm an, daß er auf Äckern und in Wäldern groß geworden war, und daß seine Hände es verstanden, bei der Arbeit tüchtig zuzupacken. Sein Gesicht nahm ohne weiteres für ihn ein; es hatte hellbraune klare Augen und einen freundlichen Blick. Sein Mund war wohl ein wenig zu hart gezeichnet. Auf der Oberlippe trug er einen kleinen Bart.

Seine Kleidung war weit entfernt von Vornehmheit. Er hatte einen haltbaren, praktischen Anzug angelegt, dessen Farbe und Schnitt zu keiner Mode in irgendwelchen Beziehungen standen.

Hella sah Götz an, und während sie seinen Blick auffing, gelang es ihr zum erstenmal an diesem Tage, Flaghertie O'Wills zu vergessen. Ein plötzlich in ihr aufsteigendes Mitleid mit sich selbst, mit Götz vertrieb die Erinnerung an den landfremden Iren.

„Ich habe eigentlich gleich nach deiner Rückkehr kommen wollen", sagte Götz endlich. „Ich danke dir auch für das Telegramm. Aber es ließ sich mit meinem Kommen nicht gleich so einrichten. In der letzten Zeit habe ich viel Ärger gehabt mit den Leuten, mit den ganzen Arbeiten, die nicht recht vorwärtskommen wollten, und dann —" er sah zur Seite, blickte aber rasch wieder zu Hella hin und fügte mit einem vertraulichen, zärtlichen Lächeln hinzu: „Ich habe das Haus nun endlich einmal ein wenig in Ordnung bringen lassen, und, Hella, du wirst Augen machen, wenn du es wiedersiehst. Es sieht ganz verändert aus. Der helle Anstrich macht es freundlicher, und im Innern habe ich im Speisesaal und auch unten in der Diele die alte wurmstichige Holzbekleidung abnehmen lassen. Nun ist es mit einem Male überall ordentlich hell geworden. Es wird dir gefallen, Hella."

„Ja, gewiß."

„Ach, und dann habe ich auch die Linde — die an der rechten Giebelseite stand — weißt du? — die habe ich umhauen lassen. Sie verdunkelte die Zimmer zu sehr und nahm alle Morgensonne weg. Es hat mir leid getan, und es schmerzte mich ordentlich, als sie fiel, aber nun habe ich ein Blumenbeet dort an der Stelle anlegen lassen, Kletterrosen, und es sieht ganz hübsch aus. Man vermißt den alten Baum gar nicht mehr, und wenn die Rosen erst blühen, dann wird es noch viel hübscher aussehen."

Als er von seiner Linde gesprochen hatte, war sein Gesicht ganz traurig gewesen, und man sah ihm an, daß der Fall des Baumes ihm wirklich nahegegangen war. Er sah Seele und verwandtes Leben in alle Natur hinein, und es war verwunderlich und seltsam, wenn man ihm zuweilen, in gewissen verschwiegenen Stunden, zuhören durfte, wie er von Bäumen und Blumen, von Bächen und Teichen, von den Tieren des Waldes erzählte. Wie Märchen war alles, was er dann erzählte, seltsame Märchen, für die nur er Augen und Ohren hatte, sie zu erleben.

Schließlich lächelte er wieder und fügte noch hinzu, daß er auch die andere Giebelseite des Hauses mit Kletterrosen bewachsen lassen wolle. Und zu diesen Worten lächelte er; die alte Linde war vergessen.

Dann bat er um Nachrichten von seiner Mutter, und Hella gab ihm Bescheid. Er erkundigte sich genau, liebevoll und umständlich nach dem Ergehen der alten Dame und äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß es ihr in ihrer Heimat zwischen den Bergen und dem Meer besser gefalle als bei ihm auf dem platten, ebenen Land. Illismore kannte er genau, weil er verschiedentlich während seiner Knabenjahre dort gewesen war, und er fragte nach diesem und jenem. Hella stand ihm einsilbig Rede und Antwort.

Der Wagen rumpelte und schaukelte durch den Wald, und Götz beklagte sich über den Weg, der in einem ganz bejammernswerten Zustand war. Hier könne man Hals und Beine brechen, ohne sich anzustrengen, meinte er. Hella solle sich nur festhalten, sonst würde sie blaue Flecke bekommen.

Darauf wieder Schweigen, und endlich sagte Götz mit einem tiefen Atemzug: „Es ist schön, Hella, daß du nun wieder hier bist, und daß wir zusammen hier durch unseren Wald fahren. Sei mir nicht böse, daß ich auf deine Briefe so selten und dann nur so kurz geschrieben habe. Ich will mich nicht ausreden: es war ja wohl nicht allein die Zeit, die mir fehlte, aber — weißt du — was sollte ich wohl schon schreiben?"

„Ich weiß ja, Götz —"

„Es ist gut, daß du so vernünftig bist. Ich habe wirklich gefürchtet, du würdest mir Vorwürfe machen." Er lachte. „Ach, Hella, was man doch so für Dummheiten macht!"

Er wartete offenbar darauf, daß sie sich erkundigen sollte, welcher Art denn seine Dummheiten gewesen seien, und da sie nichts fragte, streifte sie zum erstenmal ein forschender Blick, aber sie lächelte ihm mühselig zu, und er fuhr mit einiger Selbstüberwindung fort: „Eigentlich bin ich ja gar nicht so schreibfaul gewesen, ich habe ziemlich oft an dich geschrieben, aber — aber die Briefe sind nicht weggegangen. Man schmiert in solchen Briefen manchmal so törichtes Zeug zusammen, daß man sich nachher schämt, es jemand zum Lesen zu geben."

Sie fragte nicht, und sie sprach nichts; Götz aber ergriff schließlich ihre Hand und drückte sie.

„Aber nun bist du ja wieder hier, Hella, und ich freue mich darüber sehr."

Sie wandte sich ihm jetzt ganz zu, umklammerte seine Hand und drängte sich an ihn: „Götz!"

Es war wie ein Ruf um Erbarmen, um Schonung, um Gnade; Götz verstand sie nicht. Er lächelte und streichelte ihre Hand. Und so, die Hände ineinander gelegt, fuhren sie durch den Wald.

Als an einer besonders schlechten Stelle des Weges der Wagen wieder ganz beängstigend ins Schwanken kam und Götz einen lustigen Wehelaut von sich gab, sagte Hella schnell und hastig: „Laß uns aussteigen! Es ist nicht mehr weit, wir gehen den Rest des Weges zu Fuß. Willst du?"

„Sehr gern!"

Er gab dem Kutscher Befehl, zu halten, und sie stiegen aus. Das Gefährt wackelte davon, und sie warteten, bis es sich weit genug entfernt hatte. Dann gingen sie langsam hinterdrein.

„Es war ein glücklicher Gedanke von dir, auszusteigen und zu Fuß zu gehen, Hella. Eine Wohltat ist es, auf seinen sicheren Füßen zu stehen. Wie frisch es hier duftet, wie still es ist! Noch ist es Mai, und die Sommergäste sind noch barmherzig."

Er schritt ziemlich weit aus, und sie hatte Mühe, ihm zu folgen. Aber als er dies bemerkte, machte er ein entschuldigendes Gesicht, bot ihr den Arm, und es sah nun ganz drollig aus, wie er mit kleinen Schritten neben ihr hertrippelte.

„Götz!" begann sie nach einer Weile und fand nicht den Mut, weiterzusprechen.

„Ja?" fragte er ahnungslos.

Da blieb sie plötzlich stehen, versperrte ihm gleichsam den Weg, und indem sie sich hoch aufreckte, klammerten ihre Hände sich in seinem Anzug fest. Ihre Blicke verflackerten in seinen Augen.

„Götz! Du! Ich muß dich fragen — ich — — —" Dann plötzlich jäh und heiß: „Liebst du mich, Götz? Sag'! Liebst du mich?"

Er sah ganz verblüfft, ganz ratlos auf sie nieder. Niemals war zwischen ihnen von Liebe und Liebesbeteuerungen die Rede gewesen. Sie verstanden sich auch ohne solche überflüssige Worte. Er hatte Hella aufrichtig gern, war überzeugt, daß sie zusammengehörten. Auch sie mußte doch wohl ähnlich fühlen. Warum fragte sie ihn nun, ob er sie liebe?

„Hella — ja, warum fragst du das? Warum soll ich dir denn *sagen*, daß ich dich liebe?"

Aber sie wiederholte heiß, alles andere überhörend:

„Liebst du mich?"

„Ja, Hella, ich habe dich lieb, und ich hoffte, daß du das wüßtest, ohne daß ich es noch beteure."

Er wollte ihre Hände, die sich noch immer an ihm festklammerten, von sich lösen, aber sie widersetzte sich ihm, sie hielt ihn fest, und ihr blaß gewordenes Gesicht hatte einen fremden, unerbittlichen Ausdruck.

„Und wenn *ich* dich nicht liebte, Götz? Was dann? Sag'! Was dann, wenn *ich* dich nicht liebte?"

Er ward hilflos wie ein Kind.

„Aber was soll das? Was hast du, Hella? Ich verstehe dich ja ganz und gar nicht, du —"

Sie ließ den Kopf zur Seite sinken, und all ihre Kraft brach plötzlich zusammen. Ein krampfhaftes Weinen befiel sie. Sie schluckte und schluchzte, sie preßte ihr Gesicht in die Hände und weinte hemmungslos in sich hinein.

Eine ganze Weile stand Götz regungslos und gegen seine Überraschung kämpfend vor diesem peinlichen und unverständlichen Gefühlsausbruch. Dann versuchte er, Hellas Hände von ihrem Gesicht zu lösen. Aber sie schüttelte heftig den Kopf. Er zog sie an sich, streichelte sie, sprach ihr in wirren, stammelnden Worten Trost zu, fragte sie. Er bekam keine Antwort. Endlich gelang es ihm wenigstens, sie ein Stück des Weges weiterzuführen. Hella weinte nun nicht mehr, sie hatte die Arme sinken lassen, aber sie wandte ihm ihr Gesicht nicht zu.

Als sie eine Bank erreichten, die halb unter tiefhangenden Zweigen verborgen war und ein wenig abseits vom Wege stand, zwang er sie, sich zu setzen. Er litt es nicht, daß sie abermals ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Sie mußte ihn ansehen, und er wiederholte seine Frage:

„Was ist denn geschehen, Hella? Was sollte es heißen, als du vorhin fragtest, was denn werden solle, wenn du mich nicht liebtest? Sag' mir, was geschehen ist! Du mußt doch Vertrauen zu mir haben!"

„Ich habe Vertrauen zu dir, Götz. Und deshalb habe ich von alledem ja auch begonnen."

„Ja, und was ist denn geschehen?"

Sie konnte keine Antwort finden, dann umklammerte sie seine Schultern und drängte sich an ihn.

„Du darfst mir nicht böse sein, Götz, du darfst mir nicht zürnen! — Ich kann nicht! Ich kann nicht!"

Er tat keine Frage, gab keine Antwort, er hob nicht die Hand, rührte sich nicht.

„Götz, du darfst mir nicht zürnen! Du! So sag' doch ein Wort!"

Er schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Aber ich zürne dir nicht, was auch geschehen sein mag."

„Du, ich habe mein Wort nicht gebrochen. Ich habe nichts getan, nichts, nichts, was ich nicht verantworten könnte! Ich schwöre es dir! Ich schwöre es dir! Du mußt mir glauben!"

„Ich glaube dir, Hella!"

„Oh, ich danke dir, Götz, ich danke dir! Du — du mußt mir Zeit lassen! Sprich heut kein Wort von der Verlobung! Hörst du? Die Eltern wissen nichts. Sprich kein Wort!"

„Aber was ist geschehen?"

Sie fand keine Erwiderung. Götz wollte die Hand heben, um Hella zu streicheln; er öffnete den Mund, um ihr freundlich zuzusprechen, aber er ließ die Hand wieder sinken, und er sprach die Worte des tröstenden Zuspruchs nicht.

„Es ist immer Wahrheit und Offenheit zwischen uns gewesen, Hella", sagte er dann. „Ich habe kein Geheimnis vor dir gehabt, und ich habe gehofft, daß es auch mit dir so sei. Du kennst mich und weißt, daß ich dich gern habe, und daß ich wünsche, ich dürfte dich immer bei mir haben — als meine Frau. Ich wünsche das heute ebenso wie je zuvor. Aber — Hella, ich will dich gewiß nicht verletzen, Hella, ich will dir nicht wehe tun — aber sieh: es soll kein Zweifel, kein Mißtrauen, keine Lüge, Hella, zwischen dir und mir sein, wenn —"

„Nein, es soll keine Lüge zwischen uns sein, und, Götz, deshalb —"

„Ja, so sag'!"

Sie richtete sich auf, faltete die Hände im Schoß und sah vor sich nieder.

„Es ist wie eine Krankheit, Götz, nichts anderes als eine Krankheit. So fühle ich es. Seit ich zu Hause bin, bedrückt es mich wie ein Alp. Was geschehen ist?"

Sie hob den Kopf und sah Götz rasch mit einem großen Blick an, dann ließ sie das Kinn wieder sinken und sprach weiter: „Ich spreche die lautere Wahrheit, Götz, ich verschweige nichts, und was ich dir heute nicht sage, das werde ich dir später, wenn alles überwunden ist, in jeder Einzelheit bekennen. Was ich dir heute zu sagen habe, ist dies: Ich kann mich hier in diese Welt nicht wieder hineinfinden. Immer muß ich daran denken, wie es dort draußen war. Unwissend bin ich gewesen wie ein Kind, bevor ich hinausging; jetzt ertrag' ich es hier nicht. Ich habe nicht gewußt, Götz, wie schön die Welt ist. Ich bin krank vor Verlangen, zu ihr zurückzukehren."

Wieder trafen sich ihre Blicke; seiner war forschend und ernst, und Hella antwortete seinem Blick.

„Ich verschweige nichts, Götz, nichts, was ich dir schuldig bin, zu sagen — ich habe einen Mann kennengelernt, einen, von dem ich nicht weiß, wer er ist, und was er ist. Ich habe ihn in London kennengelernt und bin in seiner Gesellschaft nach Paris gefahren. Dort habe ich zwei Tage mit ihm verbracht, und wir haben uns dann in Köln getrennt. Ich weiß gewiß, daß ich diesen Mann nie wiedersehen werde. Aber er ist es gewesen, der mich anders gemacht hat, der mir die Krankheit eingegeben hat. Er hat mich verwandelt!"

„Und *ihn* liebst du, Hella?"

(Fortsetzung folgt.)

Weinlese in einem rheinischen Weinberge. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Kurd Albrecht.

Sonniger Herbsttag in Godesberg am Rhein. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.

Zur Herbstzeit am Rhein.

Das Russisch-Deutsche Theater „Der blaue Vogel".

Der „Blaue Vogel" hatte eine Mission zu erfüllen. Nicht etwa die, bei uns als „Anregung" zu dienen und hier und da, veräußerlicht und unangebracht, nachgeahmt zu werden. Wohl aber war dies seine Sendung: der Armee der aus dem revolutionären Rußland Geflüchteten ein Stück des alten, nun toten Rußlands vorzuzaubern. All diesen Entwurzelten, einem seelischen Sterben Geweihten, schenkte der „Blaue Vogel" Minuten der besten Freude, stillte ihr Bangen und ihre wunde Sehnsucht nach dem für sie Verlorenen. Nur ein russisches Herz, das vielleicht wie kein zweites das Heimweh kennt, weiß, was er ihm gegeben.

Angesichts dieser schönen Tat wäre die künstlerische Leistung nicht weiter von Belang. Da aber diese wohlgeleitete Kleinkunstbühne auf ihren Gastspiel-Wanderungen von Berlin aus ganz Europa ja, selbst Amerika erfreute, sollen einige sachliche Worte auch über ihre künstlerische Bedeutung gesagt werden: Jushny, der Direktor des „Blauen Vogels", war früher Mitwirkender an Nikita Balijews „Fledermaus" in Moskau, einem hochwertigen Kabarett, das aus karnevalistischen Veranstaltungen des Künstlertheaters Stanislawskis (den sogenannten „Kapusniki") hervorgegangen ist. Dem Repertoire der „Fledermaus", die es in Rußland zu großer Beliebtheit und künstlerischem Ansehen brachte, hat Jushny vieles entnommen. Wichtiger als diese Tatsache ist jedoch die Antwort auf die Frage, worin Jushny seinem Vorbild überlegen ist.

Jushny kam zugleich mit der ersten Masse der russischen Emigranten nach Deutschland und hatte den für jene charakteristischen Zug von Betätigungsdrang, Erregtheit und Frische. Sogleich machte sich Jushny und mit ihm sein Regisseur Duvan-Torzow an die Arbeit. Hiermit hängt es zusammen — und dies kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden — daß er als einer der ersten außerhalb Rußlands den Mut fand, für die Bühnenbilder und Kostüme moderne Künstler heranzuziehen, vor allem Pawel Tschelischtschew (s. die Bilder „Der König rief seinen Tambour", „Drei Trommler"). Dieser hochbegabte junge Künstler, der in den Spuren von Alexandra Exter wanderte, brachte eine glückliche Kreuzung der farbenstarken russischen nationalen Kunst mit den neuen Forderungen an Architektur und Raumgestaltung der Bühne zustande. Die Anwendung neuer Kunstprinzipien auf alte Themen bedeutete hier nicht eine bloß äußerliche Errungenschaft, sondern all die Stücke, die doch einer Vergangenheit angehörten, wurden wirklich mit der Jugendlichkeit, Munterkeit und Zuversichtlichkeit einer neuen Welt belebt. Ein feines rhythmisches Empfinden begründet letzlich jenen Eindruck der Lebendigkeit, und ebendieses kraftvolle und sichere Gefühl für Rhythmus ist das Beste und Eigenste an Jushnys Theater, das ihm einen bedeutenden und entscheidenden Vorsprung vor seinem Meister Balijew verschafft.

Was der „Blaue Vogel" zu singen und zu sagen hatte, umfaßt eine ganz kurze Spanne geistigen, gesellschaftlichen und künstlerischen Erlebens aus Rußlands jüngster, nunmehr erledigter Vergangenheit. Ihm war gegeben, es so zu zeigen, daß auch die Augen des modernsten Europas es als neu empfanden. Wenn er in seinem geschickt mit feinem psychologischen Verständnis zusammengestellten Programm kleine humoristische Szenen und Parodien abwechseln läßt mit russischen Tänzen und durch lebende Bilder illustrierten Romanzen, dann zwingt er trotz der fremden Sprache unwiderstehlich den Besucher in seinen Bann durch die wundervolle Einheit von Musik, Mimik, Dekoration und Kostüm, die seine künstlerischen und zugleich volkstümlichen Darbietungen erfüllt. Das feste Wurzeln im Boden russischen Volkstums verleiht dem Ganzen den ungekünstelten Rahmen und eine seltene, wohltuende Wärme.

Es bleibt eben eine Wahrheit: was an einer nationalen Kunst echt und wahr ist, das macht sich in der ganzen Welt verständlich, das spricht zu aller Nationen Herz.

Pawel Barchan.

Szene aus dem musikalischen Drama „Der König rief seinen Tambour".

Nebenstehend: „Tschastuschki" (Lieder russischer Fabrikarbeiter).

Bühnenbild aus dem Stück „Drei Trommler". (Phot. Suse Byk, Berlin.)

Szenenentwurf „Soldaten auf Urlaub" für J. Jushny's Russisch-Deutsches Theater „Der blaue Vogel" in Berlin. Nach einem Aquarell von Andrei Chudjakoff.

(Siehe hierzu unseren Beitrag „Der blaue Vogel".)

Das Ende des Giganten.

Die Riesenstädte und ihre Verkehrsnöte.

Von Hanns Derstroff-Berlin.

Vier Millionen Menschen wohnen in Groß-Berlin, der drittgrößten unter den 18 Millionenstädten der Erde; vier Millionen Hirne bilden das Hirn des Giganten, vier Millionen Lungen atmen wie eine, vier Millionen Schicksale werden in dem riesigen, unübersehbaren steinernen Häusermeer erlebt, durchkämpft und durchlitten. Alljährlich wandern 1 Million Tonnen Brotgetreide, 2,8 Millionen Tonnen Kartoffeln, 100000 Tonnen Zucker, 80000 Tonnen Salz, 10000 Tonnen Reis und 80000 Tonnen Frischfleisch in den Bauch des Giganten. 600 Millionen Kubikmeter Gas und über 550 Millionen Kilowattstunden Elektrizität verbraucht er, sie in Licht, Wärme und Kraft umsetzend. Jede Stunde des Tags und der Nacht müßte ein Güterzug mit 40 vollbeladenen Waggons zu je 20 Tonnen Kohle hereinschleppen, um den Jahresbedarf von 7 Millionen Tonnen Kohle herbeizuschaffen — so riesengroß ist der Gigant. Und täglich wächst er weiter, täglich nimmt er neue Lungen auf, die seine Luft atmen, neue Hirne, die seine Sorgen mitdenken, neue Menschen, die seinen Rhythmus leben. In den letzten 10 Monaten des vergangenen Jahres waren es 60000. Wo ist die Grenze? Oder wachsen die Riesenstädte ins Unendliche?

Nein, in London und Neuyork ist das Ende erreicht, größere Menschenmassen dürfen an diesen Plätzen nicht mehr zusammengeballt werden, und auch Berlin hat schon seine Sorgen; denn der Blutkreislauf solcher Riesenorganismen gerät in Unordnung. Es gibt eine Grenze, dann können die bis zum Zerreißen gefüllten Adern — Straßen und Schienenstränge — die Blutzirkulation — den Verkehr der Millionen — nicht mehr bewältigen.

Heute schon legt die Berliner Straßenbahn in ihrer täglichen Gesamtleistung 360000 km zurück, d. h. wenn **ein** Wagen die Summe der Wege aller Einzelwagen zurücklegte, so wäre er in einem Tag 10 mal um den Erdball gefahren. 1,4 Millionen Menschen werden täglich von der Straßenbahn befördert, während die Stadt- und Ringbahn werktäglich etwa 2½ Millionen Menschen zum Ziele trägt. Die Hoch- und Untergrundbahn benutzen in einem Jahre 200 Millionen Menschen. In 6600 Straßen mit einer Gesamtlänge von 2500 km hasten die Großstadtmenschen, die nicht Zeit haben, sich umzusehen, rollen etwa 2000 Pferdedroschken und beinahe 3000 Kraftdroschken. Die Gesamtzahl aller Kraftwagen beträgt heute schon an 40000, und sie steigt monatlich um 2000—3000 Kraftwagen und -räder. Und alle — Fußgänger und Wagen, Straßenbahn und Auto, Kraftrad und Hochbahn, Stadtbahn und „Untergrund" — sie alle sind gehetzt von der Peitsche „Zeit". Großstadtrhythmus! „Der Berliner keucht unter dem Druck der Dimension, unter der Blockierung seines Verkehrs durch die Verkehrsmittel", schreibt Exzellenz Wermuth in der 1924 erschienenen Broschüre „Berlin unterm Scheinwerfer".

Auf dem Potsdamer Platz steht seit einiger Zeit ein stählerner Turm mitten im jagenden Verkehr wie ein Fels in sturmgepeitschter Brandung. Seine großen Glasaugen blitzen bald rot, bald grün, bald weiß. Jetzt stehen vor Ungeduld zitternde Autos, große Omnibusse, überfüllte Straßenbahnzüge, abgehetzte Zeitungsfahrer — eine Stauflut von Maschinen und Menschen — und alle lauern auf das Signal. Da, das Licht hat gewechselt — und mit einem Ruck, als ob sie alle ein elektrischer Schlag getroffen hätte, jagen sie über den Platz in irrer Sucht, auch nur ein Meter Raum zu gewinnen, aneinander vorüber, vorbei an denen, die jetzt in der Kreuzungsstraße stampfend, zitternd, lauernd warten. Die Maschinen

Der erste Schritt zur Entlastung der Fahrstraße. Erhöhte Fußsteige und in der Häuserfront ausgesparte Gänge zum Unterstellen und Abladen der Lastwagen und Karren, so daß die Straße für den Fahrverkehr frei bleibt.

Weiterausbau der Straße gegenüber dem Plane in der ersten Abbildung. Erhöhte Fußsteige und Fußgänger-Straßenkreuzungsbrücken. Die Straße selbst bleibt dem Schnellverkehr vorbehalten, die anschließenden Unterhausgänge dem leichten und dem Frachtverkehr, während die am tiefsten liegenden Laubengänge als Wagen-Halteplätze dienen.

Der Großstadtverkehr der Zukunft.

Die Verkehrs-Kreuzspinne über dem Potsdamer Platz in Berlin. Nach dem Plane des Architekten Dr. Mahlberg zur Verkehrserleichterung auf dieser überlasteten Stelle.

Modell des Zentralbahnhofs in Neuyork mit zu beiden Seiten um ein Stockwerk erhöhten Straßen. Die Arbeiten hierzu sind bereits in Angriff genommen worden.

Vorschläge zur Behebung der Verkehrsschwierigkeiten in den Großstädten.

Ein Großstadt-Straßenbild der nächsten Zukunft. Entlastung der Straße durch erhöhte Fußsteige, unter denen sich die Halteplätze für die Wagen befinden. Der Schnellverkehr vollzieht sich auf der Mitte der Straße, auf deren Seiten der leichte und der Frachtverkehr stattfindet.

Eine Planung mit erhöhten, in die Front der Gebäude eingebauten Fußgängersteigen sowie Straßenbrücken und Häuserfrontgängen als Halteplätzen für Wagen. Schnell und langsam fahrende Wagen sind scharf voneinander geschieden.

haben Revolution gemacht, und manch knirschender Pneu, manch sausendes Rad haben den Herrn, der dies alles erdacht, den Menschen, zermalmt: Verkehr von heute! Unbändige zu beherrschen, Entfesselte zu knebeln, in ihrer Wut Tollgewordene zu lenken, richtete der Mensch den Mahnfinger auf, den Verkehrsturm — und an allen Straßenkreuzungen stehen weißbehandschuhte Beamte: sperren hier den Verkehr und lassen dort lange schon Wartende durch, legen dort ein Halt vor den atemlosen Wettlauf der Zeitgepeitschten und geben hier Ruhelosen den Weg frei. Berliner Verkehr unserer Tage!

Ein noch schwierigeres Problem ist die Beherrschung des Verkehrs für London und Neuyork geworden. London ist „voll hineingetaucht in den Kampf mit der Flut seiner Autos“, schreibt Dr. Raymond Unwin, der Leiter des englischen Instituts für Städteplanung, in der „Frankfurter Zeitung“ über das Problem und die Krise der Großstadt. Die Schwierigkeiten Neuyorks aber sind bis an die Grenze des Möglichen gewachsen. Die Zahl der Leute, die täglich aus der Umgebung der Stadt nach Manhattan fahren, schätzt Thomas Adams, der Direktor der Bezirksplanung in Neuyork, auf zwei Millionen. Dieses „verschwenderische Gebilde“ einer modernen Großstadt ist nach A. Filene „von allen Unvollkommenheiten des modernen Lebens die größte“. Ungeheuer sind die Zeitverluste der weiten Wege, verschwenderisch der nutzlose Verbrauch von Kraft, von Transportmitteln, Baumaterial, Heizstoff und Licht, Licht in den steinernen Kästen, die sich gegenseitig das Tageslicht rauben. Unfaßbar das Elend der Großstadt, die Problematik ihrer Gesellschaft. London und Neuyork zeigen, daß der Gigant nicht ins Unbegrenzte wachsen kann, und Berlin schon wird nur schwer seiner Nöte Herr.

Welche Heilmittel gibt es gegen diesen Riesenwuchs der modernen Großstadt?

Überall der Ruf nach Dezentralisation, nach Auflockerung der Städte. Bruno Taut, der bekannte Berliner Architekt, empfiehlt die Aufhebung aller Straßenkreuzungen im gleichen Niveau durch den Bau von Über- und Unterführungen. Henry Ford fordert die Dezentralisation technischer Großbetriebe. In Amerika, immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, werden Straßenzüge in zwei bis drei Stockwerken übereinander vorgeschlagen.

Die Regelung des Großstadtverkehrs, wie sie auf lange Zeit hinaus genügen dürfte: Erhöhte Fußgängersteige, Straßenbrücken, Halteplätze in der Häuserfront und an den Straßenkreuzungen Unterführungen für einen Teil des Schnellverkehrs. Auf der Straße selbst zu beiden Seiten des Schnellverkehrs die übrigen Fahrzeuge. Die Straßenbahnen werden, wie bei allen Entlastungsprojekten, unterirdisch geführt.

Phantastisch ist der Plan des bekannten Herausgebers einiger technischer Zeitschriften — auch der „Radio News“ — H. Gernsback, über den unser Beitrag „Die Welt in fünfzig Jahren“ in Nr. 4188 unterrichtete.

Unter den Vorschlägen der Fachleute im Bereiche des Möglichen finden wir einen höchst beachtenswert, den der Leiter am Londoner Institut für Städteplanung macht: 1. Bessere Verteilung der Bevölkerung auf die einzelnen Teile der Stadt. 2. Größere Bodenständigkeit des Volkslebens in diesen Teilen. 3. Gesetzliche Begrenzung der Größe, bis zu der ein gesundes Gemeinwesen wachsen darf. Und dann, wenn die gesetzte Größe erreicht ist: Gründung von „Trabantenstädten“, der Mutterstadt „ähnlich nach Form und Vollständigkeit“, durch einen Gürtel offenen Geländes von der Mutterstadt und untereinander getrennt.

Auch eine Unterteilung der Großstädte in Stadtteile nach Berufen wird vorgeschlagen: hier Universitätsstadt, dort Krankenstadt, dort Industriestadt, und alle mit einem breiten Gürtel offenen Geländes umgeben. So würde der Verkehr eingedämmt werden. Aber daran muß gedacht werden, daß die Verkehrsverbindungen zwischen den einzelnen Trabantenstädten oder durch offenes Gelände getrennten Stadtteilen bei den riesigen Entfernungen, die ein Vielfaches der heute schon so lästigen Entfernungen darstellen, nur durch Schnellbahnen geschaffen werden können. „Schnellbahnen sind aber“ — so führt der Professor der Verkehrswissenschaft an der Technischen Hochschule in Hannover aus — „unsinnig teuere Anlagen; sie sind als Hochbahn 15mal, als Tiefbahn 30mal so teuer wie die Straßenbahn.“

Und doch ist die „Auflockerung“ der Großstadt das einzige Mittel, den Giganten lebensfähig zu erhalten, die Krisis einer schweren Kongestion, an der die Riesenstädte alle leiden, zu überwinden.

Vier Millionen Menschen wohnen in Groß-Berlin, und in den Häuserschluchten brandet donnernd der Verkehr, sich stauend, überschlagend, und fordert stündlich Opfer.

„Fort mit der Riesenstadt! Platz zum Leben!“ — — — — — — — — —

Die beiden oberen Abbildungen der ersten Seite des Beitrags sowie die der zweiten Seite sind mit Genehmigung von Hamilton M. Wright Wiedergaben nach Zeichnungen von Harvey Wiley Corbett.

VERSCHOLLENE DEUTSCHE MALER

JOHANN HEINRICH SCHRÖDER

Herzog von York.
(Hohenzollernmuseum in Berlin.)

Friederike, Herzogin von York.
(Hohenzollernmuseum in Berlin.)

Der Bildnismaler Johann Heinrich Schröder, wie er selbst meistens signierte, Schröter, wie ihn das Meininger Kirchenbuch schreibt, stammte, gleich den meisten der deutschen Bildnismaler des 18. Jahrhunderts, aus dem ehrsamen Handwerkerstande. In dieser Zeit, da neun Zehntel aller Maler, und nicht die schlechtesten, keine offizielle Akademie besucht, sondern ihren Beruf vollkommen handwerksmäßig erlernt hatten und auffaßten, lebte viel vom alten guten Handwerkertum der mittelalterlichen deutschen Malerei wieder auf, während die deutsche Malerei des 17. Jahrhunderts etwas Herrenmäßiges und Exklusives gehabt hatte.

Johann Heinrich Schröder, 1757 in Meiningen als Sohn eines Barchentwebers geboren, war zuerst Anstreicher in seiner Heimatstadt. Aber sobald er 150 Taler zusammen hatte, begab er sich nach Kassel zu Tischbein, um richtig zu studieren. Es dauerte nicht lange mit dem Studium. Schröder, dessen Instinkte ihn sofort zum Bildnis trieben, konnte in Kassel wenig lernen. So wandte er sich denn schnell nach Hannover weiter und machte sich dort sofort selbständig. Innerhalb weniger Jahre wurde er dann der beliebteste Bildnismaler im Herzogtum Braunschweig, Hofmaler des Herzogs selbst und überreich mit Aufträgen versehen. Sechs Jahre lang saß er hier fest. Aber er hatte das unruhige Wanderblut der Maler des 18. Jahrhunderts in sich, und so benutzte er die erste beste Gelegenheit, Deutschland zu verlassen und England und Holland kennenzulernen.

Schröder zeigt sich hier als der neben Friedrich August Tischbein wohl bedeutendste Vertreter der kleinen Anzahl weltmännischer deutscher Maler, die den in der Heimat festsitzenden, für die der Meininger Bach charakteristisch ist, gegenübersteht. Er hat den Einfluß des englischen Bildnisses mit nach Deutschland herübergebracht und dadurch den etwas trocken sachlichen Stil der deutschen Bildnismalerei nach der Seite des Malerischen hin wesentlich erweitert. Das Bildnis, das er nach seiner Rückkehr aus England von der späteren Königin Luise malte, hat ihn nicht nur zugleich mit seinem Bilde Friedrichs II. berühmt gemacht, sondern gehört überhaupt zu den bleibenden Leistungen der deutschen Bildnismalerei.

Schröder vermochte sich auf dieser Höhe nicht zu halten. Weder sein eigenwilliger Charakter noch seine auf der Wanderschaft erworbenen Moralbegriffe ließen es zu, daß er sich dauernd die Gunst des preußischen Hofes bewahren konnte. Er kopierte ohne Erlaubnis die fürstlichen Bildnisse, ja sogar gegen den ausdrücklichen Wunsch der Dargestellten, und verkaufte sie nach allen Seiten weiter.

Prinz Ludwig von Preußen. (Fürstlicher Privatbesitz.)

So verließ er denn bald Berlin, von wo aus sein Aufstieg eigentlich glänzend begonnen hatte, und lebte von nun ab bis zu seinem 1812 erfolgten Tode bald in Meiningen, bald in Braunschweig. Er war sehr tätig, und im ganzen hat fast jedes seiner Bildnisse irgend etwas Treffliches, ohne daß er die klassische Vollendung seiner Frühwerke je wieder zu erreichen vermochte. Versippt und verschwägert mit den Stechern und Malern seiner Heimat, erlebte er das Schicksal der meisten Maler des deutschen 18. Jahrhunderts, nach großen und vielversprechenden Anfängen in einem allmählich monoton werdenden Provinzialismus zugrunde zu gehen.

Lothar Brieger.

Links nebenstehend:

Herzogin Philippine Charlotte von Orleans. (Schloß zu Braunschweig)

Rechts nebenstehend:

Herzogin Friederike Luise Wilhelmine von Braunschweig. (Landesmuseum in Braunschweig.)

Die aufblühende Grenzmark im Osten: Bewegtes Leben am Markttag in Schneidemühl. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Die Uraufführung des Schauspiels „Ramper" von Max Mohr am Badischen Landestheater in Karlsruhe am 3. Oktober: In der Varieté-Garderobe (Szenenbild aus dem 1. Akt). Inszenierung von F. Baumbach; Bühnenbilder von E. Burkard.

Von links nach rechts: Martha Moeller als Norma, Barbazins Frau; Elfriede Albrecht als Jizi, Chocolats Frau; Hermann Brand als Artist Chocolat; Kurt Lieck als Flieger Ramper; U. v. d. Trenck als Arzt Barbazin.

Rechts: Aus der erfolgreichen Revue „Konfetti": Die amerikanische Tänzerin Nina Payne, die im Nelson-Theater in Berlin gastiert.
(Phot. A. Binder, Berlin.)

Von der Aufführung des Dramas „Fiorenza" von Thomas Mann im Stadttheater zu Lübeck am 9. Oktober: Der Dichter und der Intendant mit den Darstellern.

Von links nach rechts: Wilhelm Stengel als Cambi; Trude Horn als Ognibene; Theodor Vogeler als Giovanni Pico; Hildegard Imhof als Fiore; Hans Pawlow als Savonarola; Thomas Mann; Intendant Dr. Thur Himmighoffen.

Nebenstehend: Die Erstaufführung der Tragödie „Die lebende Maske" (Heinrich IV.) von Luigi Pirandello im Alten Theater zu Leipzig am 3. Oktober: Vor der Erstechung des Liebhabers der einst geliebten Frau durch den vermeintlich Wahnsinnigen (3. Akt).
(Phot. E. Genthe, Leipzig.)

Unten: Die Uraufführung des Märchenspiels „Aini" von Julius Berstl im Staatstheater zu Dresden am 1. Oktober: Der Herr des Dorfes hat Aini (Marion Regler), die Frau des Arut, gewonnen; Arut (F. Steinböck) als Bettler am Wege.
(Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Unten: Die Uraufführung des Schauspiels „Die Flamme von Arzla" von Waldemar Bonsels im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 8. Oktober: Der Tod der Herrin von Arzla (4. Akt).

Von links nach rechts: Otto Graf als Leutnant Herberger; Adolfine Hoffmann als Margrit; Bruno Böning als Gutsverwalter von Arzla; Willy Barmann als Jäger Proker; Max Brock als Graf Gottlieb; Elisabeth Gerhardt als Kammerzofe Norette.
(Phot. H. Eckner, Weimar.)

Der Chinafeldzug von 1900.

Korvettenkapitän Wilhelm Lans, der Kommandant des Kanonenbootes „Iltis“.

Generalfeldmarschall Graf v. Waldersee, der Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in China.

Die Takuforts an der Mündung des Peiho. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von C. Schön.

Das zu Ende gehende erste Viertel des Jahrhunderts bringt uns die 25jährigen Gedenktage einer weltgeschichtlichen Episode, die auch heute noch bemerkenswert erscheint, weil sich die Weltpolitik der Jahrhundertwende sozusagen klassisch in ihr verkörpert. Die Erinnerung an den chinesischen Boxeraufstand von 1900 ist neuerdings um so lebendiger geworden, als vor einigen Monaten in einer Reihe chinesischer Großstädte bedrohliche Unruhen ausbrachen, wenn auch von Kennern der Verhältnisse versichert wurde, daß dieser Aufstand von 1925 weder an und für sich fremdenfeindlich noch etwa bolschewistisch sei, sondern sich lediglich gegen gewisse fremdländische Unternehmungen, ihre Vorrechte und ihr Geschäftsverfahren richte.

Wie dem nun auch sei, die Geheimsekte der „Boxer“, die im Frühjahre 1900 auch in Peking sich festsetzte, hatte jedenfalls die Ausrottung der Fremden zum Ziel, und da die Regierungstruppen mit den Boxern sich verbrüderten, entsandten die europäischen Mächte Schutzwachen für ihre Gesandtschaften nach Peking. Als auch diese bedroht erschienen, war am 10. Juni der englische Admiral Seymour mit 2000 Mann aus dem Landungskorps der auf der Reede von Taku versammelten internationalen Flotte, darunter etwas über 500 Deutsche, von Tientsin nach Peking aufgebrochen, aber zum Rückzug gezwungen worden. Auf diesem gefährlichen Rückzug erfolgte in einer besonders kritischen Stunde der Nacht vom 22. zum 23. Juni das berühmt gewordene Kommando des Admirals: „The Germans to the front!“

Inzwischen war in Peking selbst der deutsche Gesandte Freiherr v. Ketteler von einem chinesischen Soldaten ermordet worden. Da die Chinesen ein ihnen am 16. Juni überreichtes Ultimatum, das die Übergabe der Takuforts an der Mündung des Peiho forderte, mit Artilleriefeuer beantworteten, mußten die Forts am 17. erstürmt werden, wobei das deutsche Kanonenboot „Iltis“ unter dem Kommando des damaligen Korvettenkapitäns, späteren Admirals Lans, sich besonders auszeichnete.

Die Aufregung über diese Meldungen war in ganz Europa ungeheuer, zumal noch die Schreckensbotschaft hinzukam, daß alle Europäer in Peking hingemetzelt worden seien. So wurde eine große internationale Expedition beschlossen, an deren Spitze Generalfeldmarschall Graf v. Waldersee gestellt wurde, der am 29. September in Tientsin eintraf. Die Europäer in Peking waren inzwischen bereits entsetzt worden, und so bestand seine Hauptaufgabe darin, die politischen Forderungen durchzusetzen. Die Friedensverhandlungen begannen am 26. Oktober in Peking.

Hermann Diez.

Das 2. Deutsche Seebataillon auf dem Marsch ins Kampfgebiet. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von O. Gerlach.

The Germans to the front! Nach einem Gemälde von C. Röchling. (Mit Genehmigung des Kunstverlags Rich. Bong, Berlin.)

Zum Boxeraufstand in China vor 25 Jahren: Die deutsche Anteilnahme an der Gesamtoperation der fremden Mächte zur Niederkämpfung des Aufstandes.

Kühe in der Schwemme. Nach einem Gemälde von Prof. Heinrich v. Zügel.

Zum 75. Geburtstag des berühmten Tiermalers am 22. Oktober.

Schicksal des Protonotars Lorenzo Colonna

Frei erzählt von L. Schwenger-Cords.

— — — „und so versichere ich Seiner Heiligkeit in aller Demut, daß ich jeden Augenblick gesonnen bin, dem Herrn Virginio Orsini die Grafschaft Alvi zurückzugeben, sobald genannter Herr Orsini mir die Summe von 14000 Dukaten aushändigt, die ich selbst als Kaufpreis der Majestät des Königs Ferrante für besagte Grafschaft gezahlt habe.

Seiner Heiligkeit, Papst Sixtus des Vierten,

demütigster und ergebenster Diener
Lorenzo Colonna,
Protonotarius."

Der Schreiber, ein junger Kleriker, legte die Feder hin und überprüfte das Schriftstück. Dann sah er wartend zu dem Protonotar hinüber, der auf dem schweren, scharlachfarbenen Teppich unablässig auf und ab schritt. Das ehrfurchtsvolle Abwarten des Schreibers bemerkend, blieb er stehen.

„Seid Ihr fertig, Girolamo?" fragte er.

Der junge Mann hob das Schriftstück leicht in den Händen.

„Bis auf das Siegel und Eurer Ehren Unterschrift."

Lorenzo Colonna nahm die Feder, überflog das Geschriebene und unterzeichnete mit schnellen, fast zierlichen Zügen, die in seltsamem Widerspruch standen zu der eindrucksvollen Männlichkeit seiner Erscheinung.

Der Schreiber siegelte.

„Sorgt dafür, Girolamo," sagte der Protonotar, „daß der Camerlengo heute noch in den Besitz der Schrift kommt."

Der Jüngling verneigte sich und verstand die Handbewegung seines Herrn dahin, daß er entlassen sei. Er nahm das Schriftstück und verließ den Raum durch die breite, geschnitzte Doppeltür, die in das Treppenhaus führte. Lorenzo Colonnas Augen ruhten einige Atemzüge lang auf dieser Tür, die sich hinter seinem Schreiber geschlossen.

Dann schüttelte er den Kopf, als wolle er sich eines Unmuts entledigen, und ging zum Kamin, auf dessen dunklem Marmorsims Bücher lagen.

Er schlug einen der Lederbände auf. Es war ein kunstvoll geschriebener Virgil.

Aber der Protonotar fühlte, daß seinem Geist die Ruhe mangelte. Bald schlug er das Buch wieder zu und öffnete eins der schmalen, hohen Fenster.

Milde, dunstige Februarluft strömte herein.

Colonna atmete tief auf. Im Zimmer war es nicht mehr zu ertragen.

Er ergriff eine schwere, silbergetriebene Glocke, die auf dem Tisch stand, und schwang sie heftig.

Dem eintretenden Bedienten befahl er: „Meinen Rappen! — Die Reitknechte sollen sich bereithalten!"

Und er ging, um das schwerfaltige Gewand des päpstlichen Beamten mit dem Reiterwams zu vertauschen.

Bald sprengte er, gefolgt von Reitknechten und Bewaffneten, durch das Treviviertel.

Der Trupp, an dessen Spitze das Volk ehrfürchtig den Colonna von Amt und Würden erkannte, verließ die Stadt durch die Porta Maggiore.

Weit dehnte sich die römische Ebene, das schwermütige Flachland im rotbraunen Schimmer der Erde, die kurzes Steppengras bedeckte. Diese Erde, deren herber, starker Duft die Sinne durchdrang wie belebender Wein.

Lorenzo Colonna sog durstig den Duft seiner Heimaterde ein. Und den Rappen frisch anspornend, hob er die Blicke im Umkreis.

Gegen Osten zogen sich, dunkel schattend im feucht-grauen Vorfrühlingshauch, die hohen, gezähnten Streifen der Aquädukte. Am Horizont stieg die feine, geschwungene Linie der blau verhauchenden Berge.

Dort, nicht weit von den ersten Hügeln, auf deren Hängen die Haine der Steineichen dunkelten, lag das Ziel, dem Colonna zustrebte.

Aus dem Nebel, der von den Weiden aufstieg, tauchten Herden, muntere Pferde und beschaulich weidendes Hornvieh. Das waren die Herden des Herrn Paolo Orsini, die zum Kastell Mola gehörten.

Die kaum erfrischten Gedanken des Protonotars umwölkten sich. Er gedachte wieder des Briefes, den sein Bote vielleicht zu ebendieser Stunde in die Hände des päpstlichen Kämmerers legte. Der Handel gefiel ihm nicht. Es stand ein Ungestüm hinter dem Verlangen des Papstes, das gefahrdrohend und bedenklich war. Sah Sixtus nur seine, des Colonna, Verpflichtung — mit der er sich sowohl dem Papst als auch dem König Ferrante verbunden hatte —, dem Orsini die Grafschaft Alvi zurückzugeben — war er aber blind gegenüber der Verpflichtung des Orsini, ihm dagegen die 14000 Dukaten auszuhändigen? Das Drängen des Papstes gab ihm zu denken, zumal die Hinneigung Sixtus' zu den Orsini immer offenkundiger wurde und die Rede ging, Seine Heiligkeit suche Herrn Paolo, der im Soldvertrag mit Venedig stand, den Venezianern abzulocken und in seinen Sold zu nehmen.

Die Hirten des Orsini trieben mit ihren langen Stäben das Vieh zusammen, und der Reiter, die die Farben der Colonna trugen, ansichtig werdend, riefen sie durch den Nebel Worte, die keineswegs einer freundlichen Begrüßung entsprachen. Die Reitknechte sparten nicht mit scheltenden Antworten.

Aber der Protonotar wendete sich scharf im Sattel um und gebot den Knechten Ruhe. Er wollte jeden Anschein von Feindseligkeit vermeiden. Und da seine Leute ihn mit Hingabe liebten, gehorchten sie ihm willig.

Bald bog die Straße nach Westen ab, wo am Fuß der Berge, inmitten von Weiden und Äckern, von einem Wassergraben umzogen, das Kastell Torecchia ragte, das im Besitz der Madonna de' Conti war.

Der Türmer auf Torecchia sah den heransprengenden Reitertrupp schon von weitem. Er hob das Horn an die Lippen und blies den Melderuf.

Jacova de' Conti, die Herrin des Kastells, horchte auf.

Sie hatte regungslos in dem schmalen Erker ihrer Wohnstube gesessen, den Blick unbeschäftigt und ruhelos wandern lassend von den bunten Mustern der schweren Teppiche, die die Wände bedeckten, hin zu den hohen, kahlen Bäumen, deren Äste gespenstisch in die graue, dunstige Luft griffen.

Die Frau war groß und voll gewachsen — das dunkelviolette Gewand floß in schönen, reinen Falten von ihren breiten Schultern. Das tiefbraune Haar war von einem Goldnetz gehalten, und die Linie des Profils stand fein und launisch geschwungen gegen die Helligkeit. Um den entzückenden, fraulichen Mund schatteten Sinnlichkeit und Spott.

Jacova de' Conti war eine Witwe von zweiunddreißig Jahren. Ihr Gatte fiel, nachdem sie sich eines siebenjährigen Eheglücks erfreut hatten, in einem der zahllosen Parteikämpfe, die den römischen Adel verzehrten.

Der Ruf des Türmers weckte sie aus ihrer Beschaulichkeit.

Sie stand auf, dehnte lässig den schönen Leib und griff mit beiden Händen nach dem schweren Haar, das das Goldnetz fast zu sprengen schien und in widerspenstigen Wellen daraus hervorbrach.

Wer kam in ihre Einsamkeit? — Kriegerisch waren die Besucher nicht gesinnt, sonst hätte der Türmer sie wohl mit lebhafterem Hornruf angemeldet.

Sie stieg die Treppe hinab in die große Halle und trat an das breite Fenster, von dem aus die Brücke zu übersehen war.

Jenseits des Grabens hielten — der Dampf der Rosse wölkte sich in die neblige Luft — etwa neun oder zehn Reiter.

Sie erkannte, allen voran, im dunkellederfarbenen Wams, das Barett fest in die breite Stirn gezogen, Lorenzo Colonna, den Protonotar, ihren Vetter. Und schon ritten die Reiter ein. Sie waren dem Kastell Torecchia vertraute Gäste.

Jacova trat in ein Seitengemach zurück, wo ein Handspiegel jederzeit der Befragung wartete. Dann begab sie sich wieder in das obere Stockwerk. Dort empfing sie den Protonotar, der sich seiner Waffen in der Halle entledigt hatte.

„Lorenzo Colonna!" begrüßte sie ihn mit volltönender, dunkler Stimme, „Protonotar Seiner Heiligkeit — mein liebwerter Vetter und Freund!"

Colonna verneigte sich tief über die dargereichte Hand. Er lächelte fein und vermochte das Aufleuchten seiner Augen nicht zu verbergen.

„Ihr teilt mir köstliche Würden zu, verehrungswürdige Base", sagte er.

Jacova bot ihrem Gast einen geschnitzten Armstuhl, ließ Wein und einen Imbiß bringen und befahl zugleich, die Reiter zu bewirten.

Sie setzte sich Colonna gegenüber nieder.

„Hat Euch der Nebel aus der Stadt getrieben, oder zog es Euch in den Nebel hinein, Vetter?" fragte sie schelmisch und warf ihm unter den schweren, dunkel bewimperten Lidern einen zögernden Blick zu.

Er sah sie lächelnd an.

„Ihr fragt scharf, Base," entgegnete er, „und Euch mit der vollen Wahrheit zu dienen, bin ich kaum in der Lage. Es war wohl das Verlangen nach Freiheit, das mich aus dem Druck des Amtes und den Mauern der Stadt trieb."

Und er strich sich, wie in leiser Müdigkeit, über die Stirn.

„Freiheit!" lachte die junge Frau auf, „o weh, Vetter! — Wenn da nur der Nebel, der unserer winterfeuchten Erde entsteigt, kein trauriges Gleichnis ist! — Freiheit! Wer von uns ist frei, Lorenzo?"

Ihr Blick wurde ernst, und ihre Züge beschatteten sich. Einen Augenblick lang schien sie das schillernde Spiel ihres weiblichen Bewußtseins zu vergessen. Colonna sah sie prüfend an.

„Ihr seid frei, Jacova. Euch bindet weder ein Amt noch ein Mensch. Ihr seid Herrin Eurer selbst."

Sie sah ihn so durchdringend an, daß er von ihrem Blick betroffen war.

„Ich bin nicht stark genug, um Herrin meiner selbst zu sein, Vetter", entgegnete sie. „Ich bin gebundener als irgendeine. Meine einzige Freiheit ist, daß ich mir dieser Gebundenheit bewußt bin."

Ihre schönen, weich geschwungenen Lippen preßten sich herb aufeinander. Sie erhob sich mit heftiger, unvermittelter Bewegung.

„Wir wollen unseren Gedankenaustausch ein wenig bunter gestalten, Lorenzo", sagte sie und trat an den Tisch in der Mitte des Raums, auf dem Bücher und eine große lederne Mappe lagen. „Seht hier, das hat mir Bruder Taddeo gebracht, der Schüler des Meisters Masaccio."

Sie schlug die Mappe auf. Sie enthielt Zeichnungen von feiner, keuscher Künstlerhand: die Passion des Heilandes, die vier Evangelisten mit ihren Tieren und einzelne Engelgestalten in köstlich empfundenen Entwürfen.

Colonna ließ die Blätter durch seine Hände gleiten. Er enthielt sich einer Äußerung. „Euer Schützling?" fragte er nur.

Sie nickte und lächelte weich. „Ja," sagte sie, „da ich kinderlos bin. Warum soll ich solch ein Kind wie diese Künstlerseele nicht schützen. Warum soll ich ihr nicht die Wege bereiten helfen? — Zweifelt Ihr?" fuhr sie lebhaft auf, da er sie prüfend ansah, „meint Ihr, es geschehe aus Eitelkeit? — Hier bin ich nicht eitel — bei diesem nicht", sagte sie still bekennend und lächelte versonnen vor sich hin.

„Der Beneidenswerte!" murmelte Colonna.

Aber sie hatte es doch gehört. Ihre Blicke spielten zündend zu ihm hinüber. „Wollt Ihr ein Kind sein, Lorenzo?" fragte sie, näherte sich ihm, legte ihre kühlen Hände an seine Schläfen und küßte ihn auf die Stirn. Und zurücktretend, flüsterte sie: „Ihr werdet in mir immer die Mutter finden."

Colonna stieg die Stufen des Erkers empor und schaute in die feucht verhauchende Helle hinaus. Er wollte sprechen, aber er zwang die Lippen nicht voneinander und schwieg.

Er sah nicht das hochmütige Zucken, den sich aufbäumenden Trotz im Gesicht der Frau. Sie fühlte sich zugleich geliebt und verschmäht.

Colonna, das Schweigen überbrückend und doch zugleich in seinem Gedankengang die Bewegung seiner Seele verratend, wies mit der Hand nach den südlichen Berghängen.

„Ich fürchte, Jacova," sagte er verhalten, „wir werden bald mit Kampf und Aufruhr zu schaffen haben. Nicht nur der Orsini bedroht den Colonna, nein, auch Lucito de' Conti, Euer Vetter, schweift drohend umher. Er und Antonello Savelli haben mit dem Papst, also auch mit den Orsini, in eigener Sache zu rechten. Ich bin gekommen, Euch zu warnen. Ist Torecchia mit Bewaffneten gedeckt?"

Die Frau sah ihn kühl beherrscht an.

„Einer Übermacht müßten wir erliegen", sagte sie kurz. „Meinem Vetter Lucito habe ich nie mehr getraut als einem spürenden Fuchs."

„Traut ihm um so weniger, da man ihn aus seinem Bau vertrieben. Montefortino ist ihm geraubt, und ich fürchte" — der Protonotar beugte sich nahe zu seiner Base hin — „ich fürchte, Sixtus, der große Ränkeschmied, hat auch bei jenem Raub unsichtbare Spuren vorgezogen. Lucito will sich schadlos halten. Torecchia liegt ihm griffbereit — und Ihr, Base —"

Die Augen der Frau blitzten ihn furchtlos an.

„— seid eine schutzlose Witwe", vollendete der Protonotar.

„Laßt Euch das nicht bekümmern, Vetter", wehrte Jacova kühl ab.

„Wenn Ihr nur wissen wollet, Base, daß das Haus Colonna Eurer Zuflucht nach Rom jederzeit offen steht."

Der Protonotar neigte sich, ergriff Jacovas Hand und berührte sie flüchtig mit seinen Lippen.

Aber die Züge der Frau blieben undurchdringlich.

„Ich bin eine schutzlose Witwe, Protonotar", sagte sie. „Ich werde meine Zuflucht wählen müssen wie ein nestentfallener Vogel."

Colonna faßte ihren Blick.

„Hütet Euch vor den Fängen der Räuber, Jacova! Euer Herz sucht Gefahr", sprach er flüsternd. Und abgerissen setzte er hinzu: „Meine Mutter lebt in Rom — das wißt Ihr wohl?"

Bald darauf ließ der Protonotar seine Reiter sich zur Rückkehr sammeln. Er empfahl sich seiner Base unter höfischer Verneigung. Seine Blicke hingen an ihren Augen.

„Lebt wohl, Jacova, und — seid auf Eurer Hut!" sagte er leise.

Sie verhielt den Blick, und auch die Lippen versteckten ihre natürliche Anmut unter erzwungener Herbheit.

Bald dröhnten die Pferdehufe über die Brücke des Kastells, und der Trupp entschwand rasch im grauen Dunst der beginnenden Dämmerung.

Jacova stand im oberen Erker und schaute ihm nach. Sie horchte in die Stille hinein. Um sie her sang die Einsamkeit.

War dieser Besuch nur das schnell vorüberschwindende Bild eines Traumes gewesen? — —

Lorenzo Colonna ließ seinen Rappen ausgreifen. Unrast der Seele schlug wie mit dunklen Flügeln in ihm. Jacova de' Conti war seinem Blut eine brennende Unruhe. Auf den dunklen, schweigenden Wassern seines schlummernden Wesens trieb ihr Bild gleich einer schwanken, schimmernden Blüte.

Sein Stand verbot ihm die Ehe, aber — nach dem Beispiel des höchsten Priesters — nicht die Liebe. Er hatte, anders als die meisten seiner Amtsgenossen, das Leben eines Geistigen, Keuschen, sich Verhaltenden gelebt; aber nun beunruhigte ihn ein unbezwingbares Verlangen gleich einem verspäteten Frühling.

Fern tauchte die Stadt auf. Im Nebel gespenstisch vergrößert, ragten die Türme. Mächtig wie ein hingelagerter Koloß wuchtete das breite Festungsrund der Engelsburg.

Der Protonotar fühlte diese ferne Wucht wie ein Hindernis, hingewälzt auf seinen Weg, und dennoch wie einen tückischen, zauberischen Anziehungspunkt. In dieser Festung des Papstes brauten die Unwetter, die, lange vorbereitet, sich mit jäher, unvermuteter Wildheit über die Ahnungslosen ergossen, die nach dem Willen der Macht der Strafe und Zerstörung verfallen waren. Sixtus war eine furchtbare, gewissenlose und eigenwillige Macht. Er vergaß keine Abweichung von seinen Befehlen, keine Umgehung seines Willens, keine noch so leichte Kränkung. Wo er ein Streben wider sich spürte, setzte er seine giftig zersetzende Gegenkraft ein. Und oft ging denen, die sich ihn zum Gegner gemacht hatten, erst die wahre Natur seines Lächelns auf, wenn sie in ihm ihren Mörder erkannten.

Der Protonotar wußte, wie er das Drängen des Papstes auf Zurückgabe der Grafschaft Alvi an den Orsini zu werten hatte. Die 14000 Dukaten, die Colonna dafür bezahlt hatte und zu verlangen berechtigt war, scherten ihn wenig — oder gar nicht. Er wollte die Orsini ganz für seine Zwecke gewinnen und sie wieder im Besitz der Grafschaft sehen, und er erwartete von seinem Protonotar, daß er unverzüglich dem Verlangen nach Zurückgabe nachkomme. Der Wunsch Seiner Heiligkeit, seines obersten Herrn — nicht die Summe der Dukaten — sollte dem Protonotar ausschlaggebend sein.

Und während er sich der Stadt näherte, die, breit hingelagert, ein Sinnbild der Macht, sich vor ihm aufbaute, beschloß er, seinem Brief an den Papst eine Bitte um Audienz folgen zu lassen. Gleich der nächste Tag sollte ihn in dieser Absicht zu dem Camerlengo führen.

Raffaello Sansoni-Riario war der päpstliche Kämmerer — Riario, der machtgebietende Name in der Kurie Sixtus' des Vierten. Graf Girolamo Riario, der Nepote des Papstes, hielt die geheimen Fäden der päpstlichen Politik in den Händen. Er — die stets lebendige, letzte, verborgenste List, der heimlichste, gefährlichste Antrieb in den Gedanken und Handlungen des Papstes. Sixtus nannte ihn seinen Neffen — es rannen aber, unterirdischem Rinnsal gleich, Gerüchte im Volk, die den Grafen Girolamo als den Sohn des Papstes bezeichneten.

Girolamo Riario, in der Reife der Mannheit, mit allen Mitteln des Reichtums und der Macht begabt, spielte mit Menschenschicksalen wie mit Würfeln, aus deren Zahlenstellung er zu gewinnen trachtete. Wie er sich nicht scheute, in der geweihten Sakristei der Laterankirche auf den Truhen, die Meßgeräte und heilige Reliquien enthielten, mit seinen Freunden, zechend und lärmend, Lotto und Würfel zu spielen, ohne der stillen Würde des Ortes zu achten, so wenig scheute er sich, die Würde und Heiligkeit eines fremden Geschicks zu kränken, zu entweihen, ja, zu vernichten. Aber er war ein Zerstörer, der, dem heimlichen Gift gleich, langsam und zersetzend wirkte, ohne augenfällig in die Erscheinung zu treten. Unter der Maske des Weltmanns verbarg er die Gier eines Dämons. Die Frauen flogen ihm zu wie die Motten dem Licht, ahnungslos, daß sie sich an ihren Mörder verloren.

Der Camerlengo empfing den Protonotar mit der ausgesuchten Liebenswürdigkeit des Diplomaten, von der kaum zu entscheiden war, ob sie Abwehr oder Entgegenkommen bedeute.

Colonna bat ihn, eine Audienz bei Seiner Heiligkeit für ihn zu erwirken. Der Kardinal sagte ihm mit höflicher Zuvorkommenheit seine Hilfe zu und lud ihn ein, sein Gast zu sein, da er die Audienz bis zum anderen Tage zu bewerkstelligen hoffe.

Sansoni-Riario bewohnte einen Palast unweit der päpstlichen Residenz. Er ließ dem Protonotar mit dem vollendeten Anstand des Gastgebers alle Behaglichkeit seines vornehmen Heims zukommen.

Das Gespräch floß heiter und verbindlich, befördert vom Genuß edler Weine und köstlicher Speisen. Dennoch empfand Colonna eine heimliche Unruhe, und die Bedienten, die über die weichen Teppiche kamen und gingen, muteten ihn an wie lauschende Schatten.

Der Camerlengo war ein noch junger Mann, doch hatte irgendein zehrendes Leiden oder das Unmaß einer geheimen Leidenschaft seine lässigen, feinen Züge mit krankhafter Blässe gezeichnet. Er pflegte — eine verfeinerte Art der Wollust — einige Liebhabereien, hielt sich schöne, seltene Hunde und sammelte Münzen und Steinschnitte. Er hatte das Wesen eines durch tiefstes Lebenswissen zur Keuschheit Zurückgekehrten. Aber ebendieses Wissen ließ ihn in Zurückhaltung verharren, die weder volles Vertrauen geben noch wecken konnte.

Der erste Tag verrann, ohne daß der Camerlengo dem Protonotar Mitteilung von der Bewilligung der Audienz machen konnte. Und er bat ihn, die Nacht in seinem Hause zuzubringen, da für den nächsten Tag ohne Zweifel die Audienz sicher sei.

Colonna wollte ablehnen, widerstand jedoch nicht dem liebenswürdigen, sanften Drängen seines Wirtes.

In Gesellschaft einiger Kleriker verbrachten die Herren die halbe Nacht bei Spiel und Wein.

Obwohl sein Lager weich war und es sich wohl ruhte unter leichten, seidenen Decken, fand der Protonotar keinen Schlaf. Die Fremdheit des Raumes beunruhigte ihn.

Er griff nach den Schriften der Kirchenväter, die, in schweres Leder gebunden, auf einem Wandbrett standen, und vertiefte sich in ihre quellklare Weisheit.

(Fortsetzung folgt.)

Zum 100jähr. Geburtstag des „Westfälischen Bauernkönigs“, Dr. Burghard Freiherrn v. Schorlemer-Alst.

Vom 19. bis zum 21. Oktober fanden anläßlich des 100jährigen Geburtstages des Begründers der deutschen Bauernvereinsbewegung, des Freiherrn Burghard v. Schorlemer-Alst, der der älteren Generation von seiner parlamentarischen Tätigkeit her als der „Westfälische Bauernkönig“ noch lebhaft in der Erinnerung ist, feierliche Veranstaltungen in Burgsteinfurt und der westfälischen Provinzialhauptstadt Münster statt, die angesichts der hervorragenden Bedeutung dieses kernwestfälischen Mannes weit über den Rahmen eines nur die Provinz Westfalen angehenden Festtages hinausgreifen. Außer Vertretern der deutschen, österreichischen und deutschböhmischen Bauernvereinsbewegung nahmen der Reichsernährungsminister und der preußische Landwirtschaftsminister an den Veranstaltungen teil.

Nachdem Schorlemer in jahrelangen Kämpfen um die Anerkennung seines lange verkannten Programms gerungen hatte, kam er endlich bei der kaiserlichen Regierung und beim Kaiser selbst in sehr hohe Gunst. Sein schlichter, biederer Charakter — der auf unserem bisher ganz unbekannten Bilde trefflich zum Ausdruck kommt — und sein politischer und vaterländischer Ernst setzten sich auf die Dauer überall durch. Die gesamte Organisation der westfälischen Landwirtschaft auf wirtschaftspolitischem, finanzpolitischem, genossenschaftlichem und technischem Gebiete ist im wesentlichen sein Werk. Seine organisatorischen Maßnahmen wurden Muster für die landwirtschaftliche Organisation und Entwicklung in dem größten Teile des Reiches. In Ostpreußen, Westpreußen und dem Rheinland, in Süddeutschland, Mitteldeutschland und in den letzten Jahrzehnten auch in Norddeutschland — überall entstanden landwirtschaftliche Organisationen, die alle auf Schorlemers Programm aufbauten. Innerhalb der Reichsgrenzen bestehen heute 29 dieser Organisationen mit einer Gesamtmitgliederzahl von 1½ Millionen. Auch die flämische, österreichische und die kolonial-deutsche Bauernbewegung, wie z. B. die in Argentinien am Paraná, sind im Sinne des Schorlemerschen Programms aufgebaut. Schorlemer ist damit richtungweisend geworden für die wirtschaftliche und kulturpolitische Bauernbewegung in der ganzen germanischen Welt.

Burghard Freiherr v. Schorlemer war geboren am 21. Oktober 1825 auf dem Gute Herringhausen bei Lippstadt in Westfalen. Von Jugend auf zum Soldaten bestimmt, begann er seine Laufbahn im Königl. Sächsischen Kadettenkorps in Dresden und stand als Ulanenoffizier in Trier, Düsseldorf und Bonn. Als er 1852 mit 27 Jahren heiratete, quittierte er den Militärdienst, kaufte 1854 das Gut Alst bei Burgsteinfurt im Münsterländischen und wurde praktischer Landwirt. Als Kreisdeputierter bekam er enge Fühlung mit den Bauern des Kreises. Bald saß er mitten unter ihnen, Pläne schmiedend für den als notwendig erkannten bäuerlichen Zusammenschluß. Als erster Verein wurde 1862 der Westfälische Bauernverein gegründet, der jetzt rund 50000 Mitglieder zählt. Wie schnell sich die Bewegung entwickelte, erkennt man aus Schorlemers raschem Aufstieg. 1863 wurde er Mitglied des Preußischen Landesökonomiekollegiums. Seit 1870 war er Reichs- und Landtagsabgeordneter, und 1891 wurde er ins Preußische Herrenhaus berufen.

Sein landwirtschaftliches Programm, an dessen Spitze die Forderung nach unbedingter parteipolitischer Neutralität steht, hat er bis zum letzten Punkte durchgekämpft. Sein ganzes Leben galt dem deutschen Bauerntum, wobei hervorzuheben ist, daß er auch bei den Vertretern anderer Berufsstände wegen seiner Geradheit und Objektivität das höchste Ansehen genoß. Er starb am 17. März 1895 und liegt auf dem Friedhofe zu Leer bei Burgsteinfurt begraben. In der Provinz Westfalen sind ihm mehrere Denkmäler errichtet. Sein bestes Denkmal aber wird immer sein eigenes Werk sein und die bleibende Verehrung aller, die sein Lebenswerk kennen.

Dr. Franz Wiemers, Münster.

Aus Wissenschaft und Technik.

Neuere Asthmaforschungen. Wie wir schon seit langem wissen, ist für manchen Asthmatiker der Ort seines augenblicklichen Aufenthaltes ausschlaggebend für sein Wohlbefinden. Van Helmont, selbst Arzt und Asthmatiker, bekam in Brüssel jedesmal einen Anfall von Atemnot, und Trousseau berichtete von einem Patienten, der in seiner Heimat stets von sehr heftigen asthmatischen Anfällen heimgesucht wurde, aber während seines zweijährigen Aufenthaltes in London ganz frei blieb. Kaum in seine Vaterstadt zurückgekehrt, bekommt er wieder heftige Anfälle, so daß er sich endlich dazu entschließt, Trousseau in Paris zu konsultieren. In Paris ist er wieder völlig anfallsfrei. Als er jedoch einmal in dem nahe gelegenen Versailles übernachtet, bekommt er wieder seinen ersten Anfall. Trousseaus Jugendfreund, der sich in Paris der besten Gesundheit erfreute, wurde auf seinem Landsitz stets von asthmatischen Anfällen heimgesucht. Dabei zeigte die Erfahrung, daß auch ein Ort in nächster Nähe, z. B. ein Haus, für den Asthmatiker ein schlechteres oder besseres Klima bieten konnte, und dadurch ist schon der Hinweis gegeben, daß hierbei nicht die üblichen klimatischen Faktoren, wie Luftdruck, Sonnenscheindauer usw., eine Rolle spielen können; denn diese müssen in nahe gelegenen Orten dieselben sein. Dagegen können korpuskule Verunreinigungen der Luft sowohl rein lokaler Natur sein als auch sich auf weite Gebiete erstrecken. Vom Heufieber bzw. Heuasthma weiß man ja schon lange, daß es durch die Heusamen (Pollen) verursacht wird, die durch den Wind viele Meilen weit zur Fortpflanzung verweht werden. Nun sind auch in allerletzter Zeit andere Asthmaerreger gefunden worden, die allgemeines Interesse verdienen. In Italien wurde als Ursache einer Asthmaepidemie ein Erreger in feucht gelagertem Weizen gefunden, und in Holland ein anderer in Getreide, Mehl oder Blumenzwiebeln, wenn sie feucht und lange gelagert hatten. Es gelang den Forschern, zahlreiche Asthmafälle festzustellen, die auf diesem Erreger beruhten und dadurch, daß die befallenen Personen ihn mieden, geheilt wurden. In noch höherem Maße war das der Fall bei einem dritten Erreger, einem ziemlich häufigen Schimmelpilz, der außer Feuchtigkeit auch Wärme braucht und deswegen wohl besonders oft in Füllungen von Matratzen und Kissen gefunden wurde, die durch die Körperwärme der darauf Schlafenden erwärmt wurden, aber auch im Gefieder der Hühner und im Stallmist zu finden ist. Beseitigt man diesen Pilz durch Desinfektion, so müssen auch die auf ihm beruhenden Anfälle aufhören, und so ist auch wohl die schon immer hin und wieder gemachte Beobachtung zu erklären, daß zuweilen bei Asthmatikern nach Aufnahme in ein Krankenhaus allein dadurch die Anfälle sofort aufhörten, doch sogleich nach der Entlassung wiederkehrten. Im Krankenhaus werden nämlich die Betten vorschriftsgemäß desinfiziert. Andere Lebewesen, die Asthma erzeugen, sind bisher zwar nicht festgestellt worden, es ist aber wohl anzunehmen, daß es noch weitere gibt. Vielleicht sind auch sie, wie die obigen drei, auf erhebliche Feuchtigkeit angewiesen; denn ein Zusammenhang zwischen Feuchtigkeit und Asthma vermutete schon vor 60 Jahren der längst verstorbene Reichenhaller Kurarzt v. Liebig, und auch sonst wird zuweilen von Asthma-Miasmen gesprochen, gerade wie es früher beim Sumpffieber war, bis der Erreger und die in Sümpfen lebende Überträgerin, die Malaria-Mücke, entdeckt wurden. An sich können wir es uns schon vorstellen, daß der obenerwähnte Schimmelpilz, der seine Samen (Hyphen), ähnlich wie die Pollen des Heues, der Luft zum Weitertransport übergibt, die nähere und weitere Umgebung seines Standortes für Asthmatiker verseucht; und die frühere Veröffentlichung eines Berliner Arztes über die merkwürdige Fähigkeit einer seiner Asthmapatientinnen, die imstande war, durch einen Aufenthalt von 24 Stunden von jedem Hause anzugeben, ob es vom Boden bis zum Keller absolut trocken sei, da sie sonst einen Anfall bekam, läßt sich jetzt mit dem Vorhandensein dieser Schimmelpilze erklären.

Med.-Rat. Dr. Grimm, Bad Reichenhall.

Nordamerika als Erdbebenland. Die nordamerikanischen Erdbeben konzentrieren sich immer nur auf die Westküste des Kontinents. Sie sind keine vulkanischen Erdbeben, sondern gehören ihrem Charakter nach zu den tektonischen Beben. Sie hängen demnach eng mit dem Bau der Erdrinde zusammen. Nun ist im allgemeinen der geologische Bau Nordamerikas ziemlich einfach. Die höchsten Gebirgsketten durchziehen Nordamerika von Norden nach Süden in sogenannten Meridionalketten. Diese Gebirgsketten häufen sich an der Westküste, und deshalb ist diese auch am meisten von Erdbeben heimgesucht, während das Innere des Landes in gewissem Sinne erdbebenarm ist. Dazu kommt noch, daß die Nähe des Pazifischen Ozeans mit seinen Großbebenherden sowohl seine Ostküste (Nordamerika) als auch seine Westküste (Japan) mit Erdbeben beunruhigt. Man nennt die westlichen Gebirge Nordamerikas Kordilleren. Sie sind im Erdmittelalter durch Faltungsvorgänge der Erdkruste entstanden und wurden im darauffolgenden Tertiärzeitalter, in der sogenannten Braunkohlenzeit, erneut gefaltet. Durch diese letzten Faltungsvorgänge wurden den alten Gebirgsketten neue hinzugefügt, und die so entstandenen Spannungsverhältnisse sind auch heutzutage noch nicht völlig beseitigt, so daß sich in den Kordilleren solche Entspannungserscheinungen in Form von Erdbeben häufen. Diese Kordilleren beginnen schon auf der Inselgruppe der Aleuten. Die Tiefseerinne, die sich in der Nähe dieser Inselgruppe vorfindet, ist berüchtigt durch einen Erdbebenherd, der schon wiederholt Veranlassung zu Weltgroßbeben gegeben hat. In Alaska und dem Kaskadengebirge treten Erdbeben seltener auf. Erst vom 45. Breitengrade nach Süden hin kann man eine bedenkliche Zunahme von Erdbeben wahrnehmen. In den kalifornischen Kordilleren beträgt die mittlere Jahreshäufigkeit gefühlter Erdbeben 80. Davon sind 0,8 schwere Beben. Durch den Erdbebenmesser festgestellte schwerere Beben erlebt das Gebiet 0,5 im Jahre. Nach dem mexikanischen Hochschollengebiet sind die kalifornischen Kordilleren das Haupterdbebenland des nordamerikanischen Kontinents. Kalifornien war auch der Schauplatz des großen Bebens der letzten Junitage (Santa Barbara). Das ist insofern nichts Auffälliges, als sich gerade in den kalifornischen Kordilleren im Gebirgsbau Anzeichen ergeben, die besagen, daß das Land an dieser Stelle noch nicht zur Ruhe kommen konnte. Das Gebiet ist im fortschreitenden Einbruch unter das Meer begriffen. Hier kreuzen sich zwei Gebirgsspaltungssysteme. Dadurch sind zahlreiche Querbrüche entstanden, die noch Jahrhunderte brauchen, um entspannt zu werden. Besonders reichlich sind mit Erdbeben das Goldene Tor, das Santa-Clara-Tal, das Kalifornische Tal, der Querbruch von Los Angeles (der Schauplatz der letzten Junibeben), der Golf von Kalifornien bedacht. R. Hundt.

Neuartige, glasklar durchsichtige Metallfolien und Metallmembranen. Der merkwürdige Umstand, daß Metall, das sonst für Licht undurchdringlich ist, in äußerst dünner Schicht für intensives Licht in geringem Maße durchscheinend wird, ist zuerst wohl bei der Herstellung des Blattgoldes beobachtet worden, jener eigentümlichen Technik, deren uraltes Fabrikationsprinzip fünf Jahrtausende hindurch, von den Ägyptern bis in die gegenwärtige Zeit, sich gegenüber allen Fortschritten von Technik und Naturwissenschaft erfolgreich behauptet hat. Das die Blattgoldschlägerei charakterisierende Aushämmern von dünnen Goldfolien, die zwischen Pergament- und Darmhäutchen geschichtet sind, vermag Goldfolien bis zu etwa $^1/_{11000}$ mm Stärke zu liefern; an dem etwa $^1/_{20}$ mm dicken Frauenhaar gemessen, eine erstaunliche Verfeinerung, die jedoch, altägyptischen Grabfunden zufolge, schon frühzeitig erreicht wurde. Blattsilber läßt sich nur bis etwa $^1/_{4500}$ mm, unechtes Blattmetall, Blattaluminium nur bis etwa $^1/_{2000}$ mm Dicke ausschlagen. In neuerer Zeit haben Naturwissenschaft und Technik vielfache Versuche unternommen, auf anderen Wegen, durch Freilegung dünner galvanischer Metallüberzüge oder durch Auswalzen dublierter Bleche, noch dünnere Folien zu erzielen. Bestimmend für die Wissenschaft war hierbei die Möglichkeit, aus weiter verfeinerten Metallschichten wichtige Einblicke in das Wesen des Lichts und der Materie zu erhalten bzw. Meßgeräte äußerster Empfindlichkeit, z. B. für Temperaturmessungen an Gestirnen, zu gewinnen. Wirtschaftliche Ziele der Technik bildeten die Aussichten, durch weitere Verfeinerungen Edelmetallersparnisse und damit billigere Blattmetalle zu erzielen bzw. für Rundfunkgeräte leichtere Schallmembranen zu schaffen, wie sie die lautgetreue Klangwiedergabe erfordert. Eine Unterschreitung der Blattgoldgrenzdicke war all diesen jahrzehntelangen Bestrebungen indes nicht beschieden. In jüngster Zeit ist jedoch dem deutschen Gelehrten Regierungsrat Dr. Carl Müller an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg ein für Wissenschaft und Technik bedeutsamer, außerordentlicher Fortschritt durch Ausarbeitung elektrochemischer Verfahren gelungen, welche Folien aus edlen und unedlen Metallen bis zu $^1/_{100000}$ mm Stärke herab, also gegen über dem dünnsten Blattgold noch etwa 10 mal verfeinert, lieferte. Die dünnsten der neuartigen Müllerschen Metallfolien, bei denen nach röntgenographischen Untersuchungen nur noch etwa 30 Atomschichten übereinanderliegen, sind glasklar durchsichtig, dabei im Gegensatz zu dem porösen, ungleich dicken und 100 mal weniger lichtdurchlässigen Blattgold, auch mit starker mikroskopischer Vergrößerung betrachtet, vollkommen gleichmäßig. Man kann infolgedessen nicht nur durch diese hauchdünnen Metallhäutchen hindurch lesen, sondern auch Momentphotographien höchster Geschwindigkeit und mikro-photographische Aufnahmen hoher Vergrößerung ohne jede Schärfeneinbuße wie durch Präzisionsglasplatten hindurch bewirken. Die mechanische und chemische Widerstandsfähigkeit der dünnen Folien, insbesondere der aus zähen Metallen, ist dabei erstaunlich groß. Hochdurchsichtige Nickelfolien, in Membranform von 6 cm Durchmesser aufgespannt, ließen sich trotz ihrer Feinheit (Stärke: 4 Millionstel Zentimeter) mit großer Geschwindigkeit quer durch die Luft bewegen, ohne zu zerreißen, und durch Anblasen mehr als ein Millimeter durchbiegen. Selbst nach chemischer Umwandlung in das spröde Nickeloxyd durch Erhitzen in Sauerstoff behielten die Folien Zusammenhang und Festigkeit. Lediglich ihre Durchsichtigkeit nahm weiter zu. Überraschend ist auch die auf die große abkühlende Oberfläche zurückzuführende Fähigkeit der hauchdünnen Folien, starke elektrische Ströme zu leiten. Folienstreifen, deren gesamter Materialquerschnitt geringer war als der eines kaum noch sichtbaren Drahtes von $^1/_{100}$ mm Stärke, konnten mit dem Strom mehrerer elektrischer Glühlampen ungefährdet belastet werden, selbst wenn sie aus dem schlecht leitenden und darum sich leicht erhitzenden Nickel bestanden. Die vollkommene elastische Biegsamkeit und außerordentliche Leichtigkeit der neuen Folien dürften diesen vor allem wichtige Entwicklungsmöglichkeiten als Baustoff für elektrooptische und elektroakustische Membranen erschließen, beispielsweise für Fernseherkonstruktionen, für sprechende Kinematographie, für Rundfunkgeräte, bei denen die immer noch nicht voll befriedigende gleichzeitige Wiedergabe der kurz andauernden obertonreichen Zischlaute und Orchesterklänge neben tiefen Tönen zu einem guten Teil in der zu großen Masse und Steifigkeit der bisher verwendeten Membranen ihren Grund hat. Für statische Sendemikrophone wären mit den neuen Folien z. B. Gewichtsverminderungen bis auf $^1/_{100}$ der bisher leichtesten Membranen möglich, da die neuen 6-cm-Membranen nur 1 Tausendstel Gramm wiegen. Besonderes Interesse bringt der neuen Erfindung naturgemäß auch die Blattmetallindustrie entgegen, für die die geschaffene Möglichkeit der Edelmetallersparnis von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist.

Der neue Leipziger Rundfunksender. Zur Vergrößerung der Reichweiten der Rundfunksender hat die Deutsche Reichspost in den Hauptsendeorten den Umbau der Rundfunksendeanlagen in Angriff genommen. Die bisherigen Sender hatten eine Sendeleistung von rund 1,5 KW, während die neuen Sender rund 10 KW besitzen werden und außerdem eine erheblich größere Sendeantenne erhalten sollen. Man will auf diese Weise durch die hierdurch erzielte vergrößerte Lautstärke nicht nur einem größeren Kreis von einfachen Empfangsanlagen die Aufnahme der Rundfunkdarbietungen ermöglichen, sondern auch die besonders in größeren Städten recht lästigen Dachantennen überflüssig machen. So wird auch Leipzig einen großen Sender erhalten, über dessen Aufstellungsort längere Zeit keine Einigung erzielt werden konnte. Nunmehr wird der Sender endgültig auf dem Ausstellungsgelände

für die Technische Messe in Leipzig Aufstellung finden, während die Fernbesprechung von einem im Zentrum der Stadt gelegenen Aufnahmeraum aus erfolgen wird. Die Antennenanlage, die von zwei freistehenden, 100 m hohen Türmen getragen wird, wird von den Honnefwerken in Dinglingen (Baden) erbaut; mit den Arbeiten ist bereits begonnen worden.

Antennen-Anlage für den neuen Leipziger Rundfunksender.

Literatur und Kunst.

Spiele des Zufalls. Wie Blumensamen, den der Wind verträgt, so verbreiten sich die Keime, aus denen die Werke der Dichter wachsen, durch die Welt. Hierfür zwei charakteristische, noch wenig bekannte Beispiele. Am Dienstag, dem 17. August 1847, erschien in der „Leipziger Zeitung" die folgende Notiz: „Leipzig, 16. August. Heute fand man in der Nähe von Neusellerhausen die Leichname eines Jünglings und eines jungen Mädchens, die Beide durch einen Pistolenschuß getödtet worden waren. Man vermutet, daß der junge Mann zuvörderst das Mädchen und dann sich selbst getödtet, und die Ursache dieser schrecklichen That unglückliche Liebe gewesen sein möge. Doch ist allerdings noch nichts Näheres ermittelt worden. Ein Flurschütz soll früh zwischen 2 und 3 Uhr die zwei Schüsse fallen gehört haben." Am 2. September gab das Leipziger Kreisblatt, das Organ der Amtshauptmannschaft, bekannt: „Volkmarsdorf. Am 16. August hat der achtzehnjährige Handarbeiter Gustav Wilhelm von hier durch einen Pistolenschuß die sechzehnjährige Auguste Abicht, Wollarbeiterin, getötet und dann sich selbst erschossen." Inzwischen hatte die Kunde von dieser Begebenheit schon ihren Weg in die Ferne angetreten, und am 3. September konnten die Züricher in ihrer „Freitagszeitung" unter der Rubrik Sachsen lesen: „Im Dorfe Altsellerhausen bei Leipzig liebten sich ein Jüngling von neunzehn Jahren und ein Mädchen von siebzehn Jahren, beide Kinder armer Leute, die aber in einer tödlichen Feindschaft lebten und nicht in eine

Vereinigung des Paares willigen wollten. Am 15. August begaben sich die Verliebten in eine Wirtschaft, wo sich arme Leute vergnügen, tanzten daselbst bis nachts ein Uhr und entfernten sich hierauf. Am Morgen fand man die Leichen beider Liebenden auf dem Felde liegen: sie hatten sich durch den Kopf geschossen." Ein Schweizer Dichter las diesen Bericht, das tragische Geschehnis schlug in seinem Herzen Wurzel. Nachdem der Versuch, es in einem kleinen epischen Gedichte zu gestalten, aufgegeben war, entstand jene lieblichste und rührendste aller Novellen Gottfried Kellers: „Romeo und Julia auf dem Dorfe." — Am 3. Juni 1821 abends 1/2 10 Uhr erstach mit einer abgebrochenen Degenklinge, an der er kurz vorher einen Griff hatte anbringen lassen, der 41 Jahre alte Friseur Johann Christian Woyzeck die 46jährige Witwe des Chirurgen Woost in dem Hauseingang zu ihrer Wohnung in der Sandgasse in Leipzig. Über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders, die von der Verteidigung in Zweifel gezogen wurde, entspann sich, da immer neue Bedenken auftauchten, eine Untersuchung, die Jahre dauerte, bis der Befund des Gerichtsarztes Hofrat Dr. Clarus endgültig dahin lautete, daß „der Delinquent lediglich seiner Leidenschaft nachgegeben und aus Eifersucht den Mord begangen" hätte. Das Urteil, das auf Todesstrafe durchs Schwert lautete, wurde am 27. August 1824 auf dem Marktplatze zu Leipzig vollstreckt. Das gerichtsärztliche Gutachten, in Henkes „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde" 1824 und 1826 veröffentlicht, wurde bald zum Gegenstand einer lebhaften wissenschaftlichen Kontroverse, in Darmstadt las es ein junger Student, in dessen Gehirn revolutionäre Ideen nach dichterischem Ausdruck drängten, und sein Genie erschuf aus dem Stoff ein Drama, das zwar nur Torso geblieben ist, aber auch als solcher zu höchster Bewunderung zwingt, weil in keinem anderen Werke der deutschen Literatur die Tragödie der Armut so erschütternd gestaltet ist wie in diesem, Georg Büchners „Wozzeck".

Fritz Adolf Hünich.

Zum 75. Geburtstag Heinrich v. Zügels. (Siehe hierzu die farbige Wiedergabe des Gemäldes „Kühe in der Schwemme".) Der Werdegang Heinrich v. Zügels zeigt die gerade Entwicklungslinie dessen, den ein freundliches Schicksal für seinen Beruf bestimmt hat. In dem typisch schwäbischen Städtchen Murrhardt wurde er am 22. Oktober

1850 geboren. Hier besuchte er die Volks- und Lateinschule, ging dann zu Professor Holder nach Schwäb. Hall und vollendete an der Kunstschule in Stuttgart sein eigentliches zünftiges Studium. Sodann hielt er sich längere Zeit in Paris auf und machte Studienreisen nach Belgien und Holland. Mit rund 25 Jahren zog er in Bayerns Hauptstadt ein, um durch fünf Jahrzehnte zu den stolzesten Stützen der Münchner und damit der international gewordenen deutschen Kunst zu gehören. Zügels künstlerische Domäne ist das Tier. Schafe, Ochsen, Kühe, Kälber (Pferde und Hunde schon seltener) malt er mit Vorliebe. Vielleicht, daß es außer der berühmten Rosa Bonheur keinen Maler gibt, der so ganz und ausschließlich im Dienste des Tieres steht. Um 1880 waren Zügels gemalte Schafe von jener unbeschreiblichen Wolligkeit, in die man am liebsten mit den Händen hineinfahren mochte. Dabei aber — die Hauptsache — welch unerhörte Sicherheit der Zeichnung, welche fabelhafte Körperlichkeit und welch unbeschreiblicher Reiz delikatester Farbenzusammenklänge! Die Kunsthistorik konnte gewissenhaft konstatieren, daß die „frühen“ Zügel zu dem besten der deutschen Qualitätsmalerei des 19. Jahrhunderts gehörten. Um dessen Ausgang erklingt der gewaltsame Ruf nach Aufhellung der Palette. Die alten schönen „Galerietöne“ werden als erledigt erklärt. Der Sieg des Lichts und der Farbe reißt auch die stärksten künstlerischen Prinzipien um. Zügel, schon längst anerkannt und berühmt, stellt breit und flächig gemalte Tierleiber in die pralle Sonne. Erst ist man entsetzt und läuft davon. Dann stimmt man ein in den Jubel tönender Farbenakkorde und glaubt dem Meister, daß atmosphärische Stimmungen auch die Nüchternheit eines Stalles mit höchstem malerischen Zauber erfüllen. Und jedes der Riesenbilder, die Zügel, ein Gigant künstlerischer Arbeit, zu den Ausstellungen schickt, ist ein Sieg auf der ganzen Linie. Die kraft- und saftlosen Zeiterscheinungen, die man mit irgendeinem „ismus“ bezeichnete, sind jetzt längst tot. Das künstlerische Fundament aber, das Zügel sich vor fünfzig und mehr Jahren sicherte, hielt aus bis heute. Er blieb der genialste Verkünder der malerischen Schönheit der Tierwelt.

Arthur Dobsky.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Rosodont

Bergmanns Zahnpasta

A·H·A·Bergmann, Waldheim, Sa.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

An der Schloßkirche in Wittenberg

M. Köcke-Wichmann

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4207. 165. BAND — EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK — 29. OKTOBER 1925

Unsere Lieblingsmarke

SCHUTZ-MARKE

BLEYLE'S

Kinder-Kleidung

Garantiert reinwollen
Praktischste und vorteilhafteste Kleidung
für Schule, Haus, Spiel und Sport

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik
Wilh. Bleyle**, G. m. b. H., **Stuttgart W 12.

Allianz-Konzern

ALLIANZ-KONZERN

Gesamtprämieneinnahme 1924
Mark 107 931 519.—

Kapital und Reserven
der im Konzern vereinigten Gesellschaften insgesamt
Mark 102 277 832.—

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs von Deutschland in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

STABIL

DES KNABEN BESTES SPIEL

STABIL ist der vollkommenste Metall-Baukasten der Gegenwart.
STABIL enthält 1000 Modelle in einem einzigen Baukasten.
STABIL ist der einzige psychotechnische Baukasten, denn
STABIL lehrt spielend die Grundlagen der Technik, weckt Talente.
STABIL veranstaltet Wettbewerbe und Prämiierung neuer Modelle.
STABIL veröffentlicht laufend die prämiierten Modelle und ihre Erfinder.
STABIL ist deutsches Erzeugnis und wird hergestellt in der

Fabrik technischer Lehrmittel

WALTHER & CO.,
BERLIN S. O. 33 Zeughofstrasse 3

STABIL ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben.

WALTHERS METALLBAUKASTEN

Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.

Elektrisch waschen

können Sie Ihre Wäsche mit JOHNS elektromotorisch betriebenen

Wäscherei-Maschinen

Komplette Anlagen für Haushaltungen, Güter, Hotels, Anstalten usw.

Schnellstes, sparsamstes und schonendstes Waschverfahren.

JATAG

Druckschriften Wae 734.
Prospekte u. Ingenieurbesuch kostenlos.

J. A. John A.G.
Erfurt.

KALODERMA

PUDER
GELEE
SEIFE

AHRLÉ

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE i. B.

Kaloderma-Seife eine hochwertige Toilette-Seife von angenehm erfrischender Parfümierung.
Kaloderma-Gelee zur Erhaltung einer jugendlich straffen und gegen Witterungseinflüsse widerstandsfähigen Haut.
Kaloderma-Reispuder schmiegt sich der Haut vollkommen an und verleiht ihr einen diskret matten Schimmer.
Kaloderma-Talkpuder feinster antiseptischer Toilette-Puder in ovalflacher Metall-Streudose.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4207. 165. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. Oktober 1925.

Allgemeine Notizen.

Die Grundkarte der Landesaufnahme, das sog. Meßtischblatt, hatte bisher einen Maßstab von 1:25 000 und genügte den wirtschaftlichen Anforderungen schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Es wurde für die Ausnutzung des Grund und Bodens in landwirtschaftlicher und technischer Beziehung eine bessere Unterlage gefordert. Als Maßstab hat man infolgedessen nun 1:5000 festgesetzt. Damit ist ein großes Werk in Angriff genommen worden; entfallen doch nicht weniger als 144 000 Kartenblätter 1:5000 im Ausmaß 40:40 cm auf das Gebiet des ganzen Deutschen Reiches. Die Arbeiten liegen in den Händen des neuen Reichsamtes für die Landesaufnahme. Das alte Katastermaterial wird neu bearbeitet. Ausgedehnte trigonometrische Messungen werden vorgenommen. Auch für die Schulen ist diese neue Karte von erheblichem Wert. Die Karte soll möglichst licht und klar sein und nicht mit Zeichen überfüllt werden.

Ein neues deutsches Großschiff, der Dampfer „Hamburg" der Hamburg-Amerika Linie, geht auf der Hamburger Werft von Blohm & Voß seiner Vollendung entgegen. Es ist das dritte Schiff der Albert Ballin-Klasse, deren ausgezeichnete Bewährung und große Beliebtheit im Hamburg—Neuyorker Verkehr die Hapag veranlaßt hat, dem neuen Dampfer im wesentlichen die gleiche Gestalt zu geben wie seinen Schwesterschiffen „Albert Ballin" und „Deutschland". Insbesondere wird die „Hamburg" mit den mit formstabilen Ausbuchtungen verbundenen Schlingertanks, die die Schlingerbewegungen auch bei schwerer See auf ein kaum fühlbares Maß herabzumindern geeignet sind, ausgerüstet werden. Bei 183 Meter Länge, 22 Meter Breite und 17 Meter Höhe wird der Neubau 21 000 Br.-Reg.-T. fassen und Einrichtungen für die Beförderung von etwa 1300 Passagieren besitzen. Als Antriebsmaschinen werden zwei voneinander unabhängige Turbinenanlagen verwandt werden, von denen jede aus vier Vorwärtsturbinen mit zwei eingebauten Rückwärtsturbinen besteht. Die beiden Vorwärtsturbinensätze erzeugen bei dem größten Tiefgang des Schiffes und bei 110 Schraubenumdrehungen eine Leistung von 13 000 PS und verleihen dem Schiff eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 116 Seemeilen. Voraussichtlich in der zweiten Novemberhälfte wird Dampfer „Hamburg" von Stapel

gehen, um dann nach erfolgtem inneren Ausbau als neuer wertvoller Zuwachs der deutschen Handelsflotte in die Hamburg—Neuyorker Fahrt eingestellt zu werden.

Die geplante Europa-Asien-Luftverbindung schreitet rüstig vorwärts. Die Flugzeugroute Berlin—Wladiwostok ist bereits in allen Einzelheiten ausgearbeitet. Man rechnet damit, daß man den Verkehr im nächsten Jahr wird eröffnen können. Die Flugdauer Berlin—Wladiwostok ist auf insgesamt 50 Stunden berechnet. Der Verkehr soll mit Hilfe von Nachtflugzeugen auf dieses Zeitminimum herabgedrückt werden. Die Organisation des großen und wirtschaftlich außerordentlich bedeutungsvollen Unternehmens liegt in den Händen des Deutschen Aero-Lloyd und seiner Schwestergesellschaft, der Deutsch-Russischen Aero-Luft, die ja bereits den Flugverkehr zwischen Berlin und Moskau versieht. Diese Strecke soll für den transsibirischen Verkehr mit benutzt werden. Von Moskau wird dann eine neue Route nach Wladiwostok ausgebaut, auf der die Städte Omsk und Irkutsk als Hauptstützpunkte gedacht sind. Wladiwostok gilt als Endflughafen für den transsibirischen Verkehr. Von hier aus wird dann eine besondere Linie, die fahrplanmäßig an die transsibirische anschließt, die Verbindung mit Tokio herstellen. Die neuen Linien sollen so ausgebaut werden, wie dies schon bei der Linie Berlin—Moskau der Fall ist und wie auch die transsibirischen Linien organisiert werden sollen, d. h. man wird sich am späten Abend in Berlin in ein Aerolloydflugzeug setzen und nach Königsberg starten, von dort am frühen Morgen nach Moskau fliegen und wird dann nach 36 Stunden Flugzeit Irkutsk erreicht haben. Von dort werden insgesamt drei Linien abzweigen, von denen eine nach Peking und von dort weiter nach Japan führt. Auf den sibirischen Strecken werden zwischen den bereits angeführten Hauptpunkten zehn Flughäfen errichtet werden. Die geplante transsibirische Luftverbindung wird die wirtschaftliche Erschließung Sibiriens ermöglichen. Die Flugzeuge werden mit Schneekuven ausgestattet sein. Sämtliche Maschinen erhalten ferner funkentelegraphische Einrichtungen, die eine ständige Verbindung mit den Flughäfen und eine ständige Orientierung über die Wetterlage möglich machen. Zur Prüfung der technischen Erfordernisse des Nachtflugverkehrs hat der Aero-Lloyd ein besonderes physikalisch-technisches Laboratorium eingerichtet, in dem Naviga-

tionsinstrumente aller Art konstruiert und erprobt werden. Die Flugzeuge werden geheizte Kabinen haben. Diese Einrichtung wird derart sein, daß bei einer Außentemperatur von zehn Grad Kälte in den Kabinen eine Temperatur von siebzehn Grad Wärme erreicht wird.

Die große Automobilausstellung in Neuyork, „Motor-Salon“ genannt, findet im nächsten Jahr vom 15. bis zum 21. Januar im Hotel „Commodore“ statt. Unter sechs ausländischen Nationen wird auch Deutschland vertreten sein. Die deutsche Beteiligung dürfte das Interesse der Amerikaner für deutsche Kraftwagen fördern.

Preissenkung in der deutschen Automobilindustrie. Wie aus den Zeitungsanzeigen der letzten Zeit ersichtlich ist, haben auch die deutschen Qualitätsmarken Mercedes und Benz ihre Preise wesentlich herabgesetzt. Auch die Mercedes- und Benz-Wagen sind jetzt wieder zu Preisen zu haben, die zum Teil unter den deutschen Verkaufspreisen der amerikanischen Wagen bester Qualität liegen. Dieses Vorgehen der deutschen Automobilindustrie ist erfreulich; zeigt es doch, daß sie die am 1. Oktober erfolgte Erhöhung des Schutzzolls nicht dazu benutzen will, den Konkurrenzkampf gegen die amerikanische Automobilindustrie hinauszuschieben und auf Kosten des deutschen Käufers zu verdienen. Es zeigt aber auch, daß gerade unsere besten deutschen Marken bestrebt sind, neben ihrer Überlegenheit in der Qualität, die sich erst kürzlich wieder durch ihre Erfolge in der von der Automobilindustrie der ganzen Welt bestrittenen Großen Russischen Prüfungsfahrt schlagend erwiesen hat, auch in Herstellung und Preisgestaltung den Erfordernissen des Weltmarkts Rechnung zu tragen. Bei der schwierigen Wirtschaftslage und der hohen Belastung der deutschen Industrie durch die Friedensverträge ist es selbstverständlich, daß derartige Preisherabsetzungen nur möglich sind, wenn sich die Automobilfabriken mit den geringstmöglichen Verdiensten, die ihnen gerade noch die Aufrechterhaltung des Betriebes ermöglichen, begnügen.

Die Ausrottung der Walfische macht immer größere Fortschritte; jetzt folgt man ihnen sogar schon bis in die Straße von Gibraltar, wohin sie sich flüchten. So hat sich in Algeciras eine norwegische Gesellschaft niedergelassen, um dort den Walfischfang zu betreiben. 1923 wurden gegen tausend Tiere erlegt. Daraufhin hat sich in Vigo eine andere norwegische Gesellschaft festgesetzt, und auch sie blickt auf eine gute Beute zurück.

Ein neuer Brennabor-Typ. Die Brennabor-Werke in Brandenburg (Havel) bringen zurzeit einen neuen starken Nutzwagen für eine Tonne Last heraus, der bei einem Preise von 7100 Mk. zweifellos berufen ist, einem dringenden Bedürfnis unseres Wirtschaftslebens entgegenzukommen. Ein solcher Wagen macht bequem seine 40 km in der Stunde, nimmt im Gebirge jede Steigung und spurt wie alle Brennabor-Fahrzeuge auch auf Landwegen, so daß er tatsächlich als unbeschränkt verwendungsfähig anzusprechen ist. Er ist in allen seinen Teilen äußerst robust. Die Ladefläche umfaßt 2600 × 1500 mm, ist also außerordentlich groß und gestattet bei 1000 mm Ladehöhe durch ihre tiefe Lage ein sehr bequemes Aufladen. Die Konstruktion des Wagens erlaubt, ihm etwas ganz Besonderes zuzutrauen. Er ist z. B. auf seinen Erprobungsfahrten mit fast dreifacher Überlast anstandslos über den Brocken gefahren. In den Preis ist eine fünffache, extrastarke Luftbereifung miteinbegriffen. Im übrigen hat das Fahrzeug die zeitgemäße und komplette Ausstattung aller Brennabor-Wagen. Es ist kurzfristig lieferbar. — Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß auch die Brennabor-Werke infolge weiter erhöhter Produktion ihre Verkaufspreise erneut herabgesetzt haben. Nähere Einzelheiten können unsere Leser aus dem heutigen Brennabor-Inserat auf S. 653 ersehen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Vor einem Haushaltungsladen in Alt-Peking.

Nach einer photographischen Aufnahme von Felix Baumann, Berlin.

WEGE DER SOWJETSPIONAGE.

Vor dem Weltkriege galt der Spionagedienst des Zarenreiches neben dem französischen und deutschen geheimen Nachrichtendienst als der bestorganisierte der Welt. Seine großen Erfolge zeigten sich gleich zu Beginn der kriegerischen Operationen in Ostpreußen und Galizien, die für die Russen anfangs nur deshalb so überaus günstig ausfielen, weil die Spionage ihnen bereits im Frieden alle Wege geebnet hatte, vor allem dank der erfolgreichen Tätigkeit des die russische Grenzspionage leitenden Gendarmerieobersten Mjassojedoff in Wirballen und des Obersten Piotrowski, der von Kiew aus die militärische Spionage gegen Österreich-Ungarn dirigierte. Diesem war der große Coup gelungen, von dem österreichischen Generalstabsoberstleutnant Redl, dem Chef des österreichischen Spionagedienstes in Prag, die gesamten Aufmarschpläne der österreichischen Armee gegen Rußland ausgeliefert zu erhalten. Bezeichnend für die zaristische Spionage war von jeher die verschwenderische Fülle der Geldmittel, die hierfür zu Gebote standen, und ferner die intensive Betätigung der russischen Militärattachés auf dem Gebiet der Spionage, die sich nicht scheuten, zu diesem Zweck ihre diplomatische und exterritoriale Stellung rücksichtslos zu mißbrauchen.

Das heutige Sowjetrußland verfügt über einen geheimen militärischen Nachrichtendienst, der dem zaristischen in keiner Weise nachstehen dürfte, sondern ihn im Gegenteil noch bei weitem an Wirksamkeit übertrifft. Liegt doch die unterirdische Tätigkeit der roten Militärspionage in derselben Linie wie die sich über die ganze Welt erstreckende Minierarbeit der revolutionären und terroristischen Propaganda des Komintern, des bolschewistischen Ordens, dessen unverrückbares Endziel die Weltrevolution ist. Diese Parallele der politischen und sozialen Propaganda der Dritten Internationale fehlte der zaristischen Spionage völlig. Dagegen hat die rote Spionage mit der zaristischen gemeinsam die gründliche Mitarbeit der politischen Geheimpolizei, der Ochrana, nur daß diese jetzt die Bezeichnung G. P. U. (kürzlich noch „Tscheka" genannt) führt. Die Zentralstelle der sowjetrussischen Militärspionage befindet sich in dem Obersten Revolutionären Kriegsrat in Moskau. Von hier aus laufen die Fäden zu verschiedenen, aber noch innerhalb der S. S. S. R. liegenden Kundschaftsämtern, die besonders in die Nähe der Grenzen vorgeschoben sind. Die rote Spionage bedroht natürlich am schwersten die benachbarten Staaten, in erster Linie die Randstaaten Estland und Lettland, Polen, die Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und die Tschechoslowakei. Die wichtigste Arbeit haben jedoch die im Ausland selbst befindlichen Spionagebureaus zu leisten, deren Tätigkeit durch den weitgehenden Mißbrauch der Exterritorialität und des diplomatischen Kurierdienstes, der die geheime Korrespondenz vermittelt, erleichtert wird. Es bestehen drei Spionageorganisationszentren, von denen aus die verschiedenen Zweigstellen kontrolliert werden. Die erste Zentrale befindet sich eigentlich in Berlin, ist aber aus gewissen Gründen nach Prag in die dortige russische Handelsmission verlegt worden und hat zu ihrem Arbeitsgebiet Mitteleuropa. Der Prager Zentrale unterstehen die Agenturen in Ungarn, Österreich, Jugoslawien, Rumänien und Bulgarien. Die zweite (östliche) Zentrale liegt in Konstantinopel und dirigiert die verschiedenen Agenturen in der Türkei und in Griechenland. Die dritte hat ihren Standort in Paris, von wo aus Frankreich, Belgien und England bearbeitet werden.

Die Randstaaten Estland und Lettland, Rußlands Fenster zur Ostsee, die ihm jetzt verschlossen sind, und die es so gern öffnen möchte, haben unter der roten Spionage schwer zu leiden. Besonders spionageverseucht ist Lettgallen, aus verständlichen Gründen, ist doch dieser Landesteil bei einem Kriege mit Polen für Rußland von hervorragend strategischer Bedeutung. Mit größter Intensität arbeitet die Sowjetspionage in Polen, und hier hat sie infolge ihres skrupellosen Vorgehens zweifellos bedeutende Erfolge aufzuweisen; der polnische Spionageabwehrdienst, die „Defensive", hat daher alle Hände voll zu tun. Die Agenten rekrutieren sich hier fast durchweg aus Juden, die als harmlose Kaufleute auftreten. Auch Frauen aller Gesellschaftsklassen treten sehr oft als Agentinnen hervor. Ihren sicheren Mittelpunkt hat die rote Spionage in der Warschauer Sowjetgesandtschaft, in der eine Zeitlang der zweite Sekretär der Gesandtschaft, Luganowski, als ihr Leiter fungierte. Ende 1922 wurden in Bialystok drei Juden festgenommen, die an der polnischen Ostgrenze Nachrichten über militärische Dislozierungen gesammelt und sich sogar Festungspläne verschafft hatten. Zu ihren Aufgaben hatte auch die Zersetzung innerhalb der Truppen und der Beamtenschaft in den Grenzbezirken gehört. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß sie zugleich auch für den litauischen Spionagedienst tätig waren. Im Juni 1923 wurde die polnische Gegenspionage auf einen gewissen Zubow und eine gewisse Balaszowa in Warschau aufmerksam. Während Zubow durch schleunige Flucht in die Sowjetgesandtschaft sich der Verhaftung entzog, wurde die Balaszowa dingfest gemacht, als sie sich gerade auf einem Rundgang bei den ihr unterstellten Agenten befand, um von ihnen Meldungen und Dokumente in Empfang zu nehmen. Man fand bei ihr außer bedeutenden Geldmitteln, 400 Dollars und 7000 Zlotys, zahlreiche Dokumente, die, wie sich herausstellte, aus den Ministerien und dem Generalstab entwendet waren. Schon im folgenden Monat erregte die Verhaftung von sechs in eine neue Spionageaffäre verwickelten Personen großes Aufsehen. Der Führer dieser Gruppe war der frühere Direktor der Agrar-Handelsgenossenschaft Ininicz, der mit polizeilicher Erlaubnis in Warschau eine Spielhölle unterhielt. Er trat auch, um seine wahren Absichten zu verschleiern, als Vermittler von Geschäften zwischen der Wniesctorp und der Lodzer Textilindustrie auf und beabsichtigte sogar die Herausgabe einer Wirtschaftszeitung, die für die wirtschaftliche Annäherung zwischen Sowjetrußland und Polen eintreten sollte. Sein wichtigster Agent war der Ulanenoffizier der Reserve Lamcha, der die militärischen Informationen und sogar Dokumente aus dem polnischen Generalstab lieferte.

Sigrid Undset, bekannte norwegische Dichterin, der für ihren Roman aus dem Mittelalter „Kristine Lawransdotter" der Nobelpreis 1925 für Literatur zuerkannt wurde.

Ehrung des Dichters Dr. Max Halbe anläßlich seiner Ernennung zum Ehrenbürger von Danzig zu seinem 60. Geburtstag: Der Dichter (1) im Kreise von Vertretern des Senats und der Stadtbürgerschaft beim Festmahl im Rathaus zu Danzig. 2 Dr. Sahm, Präsident des Senats; 3 Gehl, stellvertretender Präsident.

Professor Heinrich v. Angeli, bekannter Wiener Porträtmaler, † im 86. Lebensjahr.

Vom Besuch des ungarischen Unterrichtsministers Graf Klebelsberg in Berlin zum Studium des Aufbaues und der Organisation der deutschen wissenschaftlichen Anstalten: Graf Klebelsberg (links) nach seinem Eintreffen in Berlin am 20. Oktober mit dem preußischen Unterrichtsminister Dr. Becker.

Koloman v. Kanya, der neue ungarische Gesandte für Berlin.

Koch-Zeuthen

Die feierliche Grundsteinlegung des Deutschen Sportforums, einer Erweiterungsanlage zum Deutschen Stadion in Grunewald bei Berlin, im Beisein von Vertretern der Behörden und der Sportverbände am 18. Oktober: Reichspräsident v. Hindenburg beim Vollziehen der drei Hammerschläge. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen.

Vom Ersten Westpreußischen Stahlhelmtag, der vor kurzem in Elbing (Westpreußen) stattfand: Während der Gefallenenehrung auf dem Marktplatz, vollzogen durch den Kreisführer Dr. Staſcheit.

Eine hervorragende Leistung deutscher Wissenschaft: Die auf dem Berge Sinai gefundene, mit hebräischen Schriftzeichen bedeckte Plastik, deren Entzifferung Professor Grimme, dem Orientalisten an der Universität Münster, nach langem Forschen gelang. Sie ist wahrscheinlich ein Dankesmal des Moses für seine Errettung aus dem Nil durch die Pharaonin Hjatschepsut und für die Beförderung zu hohen Würden. Damit wäre die historische Persönlichkeit Mosis bezeugt.

Sie wurden von einer Frau Kokowska photographiert und die Kopien in die Sowjetgesandtschaft gebracht. Interessant war in diesem Falle die technische Ausführung der Nachrichten- und Geldübermittelung, die, um jede Entdeckung auszuschließen, regelmäßig während der Fahrt in der Autotaxe Nr. 872 vor sich ging, deren Chauffeur in die Vorgänge eingeweiht war. Als weiterer Agent fungierte der polnische Kapitän der Spionageabwehrabteilung des Generalstabes Strcelecki, der die besondere Aufgabe hatte, unter den Offizieren kommunistische Propaganda zu treiben und ihnen ihre Verwendung in einem zukünftigen kommunistischen polnischen Generalstab zu versprechen.

Ein besonders günstiges Betätigungsfeld hat die rote Spionage auf dem Balkan, dem klassischen Wetterwinkel und Unruhenherd Europas, gefunden. Die andauernden Grenzplänkeleien an der beßarabischen Grenze und die häufigen provokatorischen Evolutionen der roten Schwarzmeerflotte in unmittelbarer Nähe der rumänischen Hafenorte lassen es erklärlich erscheinen, daß auch die Sowjetspionage in Rumänien äußerst rührig ist. Im Dezember vorigen Jahres erregte das plötzliche Verschwinden der Frau Ivony, der Primadonna der Bukarester Königlichen

Von der Einweihung der Talsperre Muldenberg bei Falkenstein im Vogtlande, der zweitgrößten Staumauer Europas, am 21. Oktober: Gesamtansicht der Talsperre mit dem sich füllenden Seebecken.

Links: Der Brand des japanischen Parlamentsgebäudes in Tokio am 18. September. Das Feuer, das infolge der in Japan üblichen Holzbauweise sich rasch ausbreitete, zerstörte das Gebäude vollständig. (Phot. Times.) — Rechts: Zum griechisch-bulgarischen Grenzzwischenfall, der sich am 20. Oktober ereignete: Blick auf das Belaschitza-(Belesch-)Gebirge bei der bulgarischen Grenzstadt Petritsch. Auf der Höhe der griechische Grenzposten, unten bulgarisches Militär. (Phot. Hans Brodt.)

Vorbereitungen für den Kriegsfall in Amerika: Übungen mit Abwehrgeschützen gegen Luftangriffe mitten im Bank- und Börsenviertel von Neuyork, in Wallstreet. — Im Oval: Aus dem marokkanischen Kampfgebiet: Eine Abteilung leichter französischer Tanks beim Überqueren eines Wasserlaufs.

Die Beendigung der Sicherheitspakt-Konferenz in Locarno: Blick in den Konferenzsaal während der Schlußsitzung. 1 Dr. Luther; 2 Dr. Stresemann; 3 Dr. v. Schubert; 4 Dr. Kempner; 5 Dr. Gaus; 6 Dr. Kiep; 7 Grandi; 8 Mussolini; 9 Chamberlain; 10 Skrzynski; 11 Vandervelde; 12 Dr. Benesch; 13 Briand.

Links: Die feierliche Einweihung eines Kabels zwischen Italien und Südamerika in der italienischen Kabel-Hauptstation Anzio bei Rom durch Mussolini am 12. Oktober. Das 1600 km lange Kabel verbindet Rom mit Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires. — Rechts: Vom französischen Sozialisten-Kongreß in Nizza: Caillaux bei der Verteidigung seiner Finanzpolitik.

D. Georg Burghart,
Generalsuperintendent von Berlin, vollendete am 21. Oktober sein 60. Lebensjahr.

Sport-Koryphäen im deutschen Damensport.
Von links nach rechts: Frau Ellen Brockhöft, deutsche Eislaufmeisterin; Fräulein Margarete Nieve, deutsche Meisterin im Speerwerfen; Fräulein Cilli Feindt, namhafte jugendliche Schulreiterin; Fräulein Lilly Henoch, siebenfache deutsche Meisterin im Kugelstoßen; Frau Nelly Neppach, deutsche Meisterin im Tennis; Frau Ani Gordan, die hervorragende Florettfechterin; Fräulein Hertha Aschenbacher, deutsche Meisterin im Hochsprung; Frau Margarete Else Samek, bekannte Golfspielerin.

Dr. Alexander Wyneken,
der bekannte Hauptschriftleiter und Mitbegründer der „Königsberger Allgemeinen Zeitung", feiert am 1. November sein fünfzigjähriges Berufsjubiläum.

Oper, großes Aufsehen. Zu gleicher Zeit war ihr ergebenster Verehrer, der Fliegeroberleutnant Brailu, mit dem aus den Tresors des rumänischen Generalstabes entwendeten Aufmarschplan in Beßarabien auf einem Militärflugzeug nach Moskau gestartet. Die schöne Sängerin, die in der Sowjetgesandtschaft in Paris sich vor den Häschern der rumänischen Geheimpolizei, der „Siguranza", zu retten gesucht hatte, war die Hauptagentin eines riesigen roten Spionagenetzes gewesen, dessen Fäden vor dem Kriegsgericht entwirrt wurden. Unter den fünfundvierzig Angeklagten befanden sich nicht weniger als zwanzig Offiziere, die durch sowjetrussisches Geld korrumpiert waren. Zu den Hauptakteuren gehörten der in rumänische Dienste übergetretene russische Major Tschaikowski, der Oberleutnant Nitza, der Gatte der Ivony und Bruder des ehemaligen beßarabischen Ministers, und der Russe Kisselow, der als Beamter bei der bulgarischen Gesandtschaft seit Jahr und Tag die russische Spionage auf dem Balkan geleitet hatte.

Vor einem Jahr tauchte in Sofia die bildschöne Fürstin Eli[illegible] Alexandrowa auf, eine entfernte Verwandte der Zarenfamilie, die jedem, der es hören wollte, erzählte, daß sie nur mit knapper Not sich und ihren Familienschmuck vor den Bolschewisten gerettet habe. Sie verkehrte besonders viel in Diplomatenkreisen, und ein junger Gesandtschaftsattaché verliebte sich sterblich in die schöne russische Fürstin und verlobte sich mit ihr. Er reiste mit ihr zu seinen Eltern in die Hauptstadt eines Nachbarstaates, um ihnen seine Braut vorzustellen. Kaum war er jedoch hier angekommen, als ihm ein Telegramm seiner Gesandtschaft mitteilte, daß er vom Dienst suspendiert sei, da wichtige diplomatische Dokumente, die er in Obhut hatte, verschwunden seien. Die Fürstin, die in Wirklichkeit eine bolschewistische Spionin war und aus ärmlichen Verhältnissen stammte, hatte diese Dokumente im Auftrage des sowjetrussischen Nachrichtendienstes gestohlen. Aus der Hochzeit wurde natürlich nichts. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Wien, Paris und Berlin fuhr die schöne Russin nach Sofia zurück und gewann hier den in hervorragender Weise an dem Attentat auf die Sofioter Kathedrale beteiligten bulgarischen Rechtsanwalt Georgiew, der sich gleichfalls bis über die Ohren in sie verliebte, gegen eine monatliche Entschädigung von 15 000 Lewa für die kommunistische Sache. Er mußte seine Liebe mit dem Tode büßen.

Sofort nach Abschluß des Handelsvertrages mit der Tschechoslowakei machte sich auch die Sowjetspionage die dadurch erlangten Vorteile der Exterritorialität und der diplomatischen Korrespondenz zunutze. Der sowjetrussische Spionagedienst wurde von dem früheren zaristischen Spionagechef Oberst Piotrowski organisiert, der in Prag eine ausgedehnte Spionageorganisation schuf, die sich auf die Tschechoslowakei, die westlichen Militärbezirke Rumäniens und den nördlichen Teil von Jugoslawien erstreckte. Besondere Aufmerksamkeit wendet man der Erkundung der tschechoslowakischen Waffen- und Munitionsindustrie in den Skoda-Werken in Pilsen zu, ferner allen Neuerungen auf dem Gebiete der Flugtechnik und der Organisation der Armee. Der vereinigte tschechoslowakische, rumänische und jugoslawische Spionageabwehrdienst hat festgestellt, daß sämtliche die Tschechoslowakei verlassenden Militärtransporte von den sowjetrussischen Agenten notiert und die

Das Herbst-Wanderrudern von etwa 60 Berliner Booten quer durch Berlin: Die Boote in der Oberschleuse an der Schlesischen Straße.

Vom „Modernen Fünfkampf" unter Reichswehroffizieren in Berlin vom 20. bis zum 23. Oktober: Die beiden Besten im Degenfechten, Oberleutnant John (links) und Freiherr v. Lersner, während des Kampfes.

Die Uraufführung von „Admet", der vor 200 Jahren entstandenen Opera seria von Georg Friedrich Händel, im Landestheater zu Braunschweig am 14. Oktober: Szenenbild. Bearbeitung von Prof. Dr. H. Dütschke. Inszenierung, Bühnenbilder und Kostüme nach Entwürfen von Oberspielleiter H. Strohbach. Musikalische Leitung: Generalmusikdirektor Prof. Fr. Mikorey.

Von links nach rechts: Paul Lorenzi als Herakles; Klara Kleppe als Alkeste; Willi Sommer als Admet; Marg. Wallas als Antigone; Adolf Jellouschegg als Thrasymedes. (Phot. G. Meyer, Braunschweig.)

Zum Gastspiel der Musikalischen Bühne des Moskauer Künstlertheaters in Berlin: Szene aus „Carmencita und der Soldat" mit Olga Baklamowa in der Titelrolle.

Waffen- und Munitionsausgänge aus den einzelnen Fabriken aufs genaueste kontrolliert wurden.

Um sich selbst gegen die Spionage fremder Staaten zu schützen, hat die Sowjetregierung kürzlich ein neues Gesetz erlassen, das sowohl die militärische als auch die wirtschaftliche Spionage behandelt. Im zaristischen Rußland fiel die Spionage unter die Artikel 253, Absatz 2 und 5, und 256 des russischen Strafgesetzbuches, das den Landesverrat mit dem Tode und in minder schweren Fällen mit Verschickung in das entfernteste Sibirien bestrafte. Die Sowjetunion bestraft das Sammeln geheimer Nachrichten zum Zweck der Weitergabe an fremde Staaten mit drei Jahren Gefängnis, in schweren Fällen mit dem Tode durch Erschießen. Wirtschaftsspionage wird mit einer Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren bestraft. W. L.

Von der Uraufführung von O. A. Palitzsch' technischer Komödie „Kurve links" im Kammerspielhaus in Köln: Szene aus dem 3. Akt. Inszenierung: Ernst Hardt. (Phot. E. Gropp, Köln.)

Links: Die Aufführung des 1835 vollendeten Dramas „Hannibal" von Chr. D. Grabbe im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin am 17. Oktober unter der Leitung von Prof. Leopold Jeßner: Szenenbild. Bühnenbilder: Siegfried Sebba. Von links nach rechts: Otto Laubinger als Brasidas; Werner Krauß als Hannibal; Wilhelm Faber als König Prusias; (kniend) Agnes Straub als Alitta. — **Mitte:** Der Clown Bourbonel vom Zirkus Busch in Berlin, der am 16. Oktober sein 25jähriges Clown-Jubiläum und zugleich den 50. Geburtstag feiern konnte. — **Rechts:** Von der Erstaufführung des erfolgreichen chinesischen Spiels „Der Kreidekreis" von Klabund im Deutschen Theater zu Berlin am 20. Oktober: Szene aus dem 1. Akt. Regie: Prof. Max Reinhardt; Bühnenbilder: E. R. Neher; Kostüme: Lotte Pritzel. Von links nach rechts: Ernst Gronau als Kuppler Tong; Elisabeth Bergner als Teehausmädchen Tschong-Haitang; Eugen Klöpfer als Mandarin Ma. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Aus der Ballettschule der Staatsoper in Wien.

(Phot. M. Fenichel, Wien.)

Oben links:

Rhythmischer Walzer. Die Solotänzerinnen Tilly Losch (links) und Hedy Pfundmayer.

Oben rechts:

Spitzen-Übung an der Stange. Von links nach rechts: Die Solotänzerinnen Hermine Berka, Gusti Pichler, Theresia Diertl, Adele Krauseneder.

Mitte links:

Übungsstellung (Attitude). Die Solotänzerin Hedy Pfundmayer.

Mitte rechts:

Pas de deux. Erster Solotänzer Willy Fränzl, Solotänzerin Adele Krauseneder.

Unten links:

Tanzgruppe der jüngsten Eleven.

Unten rechts:

A la seconde. Ballettmeister Leo Dubois, Primaballerina Gusti Pichler.

Der Abgrund

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(9. Fortsetzung.)

Nein, Götz, nein! nein! Ich liebe ihn nicht! Aber immer und immer muß ich an ihn denken. — Götz, glaube mir, ich habe ihn nicht geküßt, es ist kein kleinstes Wort zwischen uns gewesen, das nicht alle Welt hätte hören können, und — ich werde ihn nie wiedersehen. Aber immer muß ich an ihn denken, ich kann nicht dawider an, ich muß an ihn denken, an ihn und an die beiden Tage — Götz! — Götz, hilf mir doch!"

„Du liebst ihn ja, Hella!"

„Nein!" rief sie zitternd. „Nein! Ich fürchte ihn! Er ist eine Gefahr, eine Drohung für mich! Ich wünschte, ich hätte ihn nie gesehen! Ich liebe ihn nicht!"

Eine Pause verging. Hella atmete schnell und heiß. Ihre Blicke zuckten hin und her, streiften zuweilen Götzens Gesicht, und ihr Herz ward erfüllt von Mitleid mit ihm. Sie sah seine Ratlosigkeit, sein mühsames Sichabquälen mit dem Gehörten. Es fiel ihr ein, daß er sein Haus für ihren Einzug hübsch und hell gemacht hatte, und wieder mußte sie ihr Gesicht mit den Händen bedecken und weinen.

„Was soll nun werden?" fragte er. „Weine nicht, Hella! Ich glaube dir in allem, wenn ich es auch nicht begreifen kann. Aber ich glaube dir. — Was soll nun werden? Soll ich gehen? Soll ich gleich wieder heimfahren?"

„Nein, Götz, nein, das sollst du nicht! Aber laß mir Zeit! Ich werde wieder klar mit mir werden. Es ist eine Krankheit, die vorübergehen wird. Eines Tages werde ich an dich schreiben und dich rufen."

„Ja."

„Ich werde dich rufen, Götz. Ich will mit aller Kraft den Weg wieder zurückfinden zu dir."

„Ja, Hella, ich glaube dir. Aber — wenn ...?"

Sie sah ihn fragend an, und er fügte hinzu:

„Aber wenn jener Mann, jener Fremde, wiederkommt?"

„Er kommt nicht wieder, Götz. Er hat mich längst vergessen. Er ist heute hier, morgen dort. Er kommt nie wieder." Und nach einer Pause wiederholte sie leise: „Nie wieder, Götz."

„Und wenn er doch käme?"

Ihr Herzschlag stockte, dann sagte sie sanft und ruhig:

„Dann schickte ich ihn weg, dann bäte ich ihn, meinen Weg nicht mehr zu kreuzen!"

„Du belügst dich selbst!"

Hellas Mund zuckte. Sie übte Gnade, als sie antwortete:

„Ich belüge mich nicht selbst! Ganz gewiß schickte ich ihn weg, wenn er käme. Aber er kommt ja nicht, Götz."

Sie saßen eine ganze Zeit schweigend nebeneinander. Die Sonne stieg höher, und es wurde Mittag. Die Hitze flimmerte auf dem Wege und über dem Walde.

Hella rührte sich nicht, und schließlich nahm Götz ihre Hände in die seinen.

„Nur noch eine Frage, Hella. Ich vertraue dir vollkommen, das weißt du ja. Aber wenn es je eintreten sollte, daß du mich riefest, und ich käme dann — würdest du dann alles, alles, was ich dich dann frage, so beantworten, als stündest du vor — vor Gott, Hella?"

„Ja, Götz, ich verspreche es dir."

Er ließ ihre Hände los, und nach einer Weile stand er auf.

„Komm, Hella, die Eltern werden schon lange auf uns warten. Wisch' dir deine Augen aus, du siehst noch ganz verweint aus. Und ich — ich werde alles tun, was du verlangst. Ich vertraue dir, Hella!"

„Ich danke dir, Götz. Ja, und nun wollen wir gehen."

VIII.

Götz verriet während der beiden Tage seines Aufenthaltes bei der Familie Trees nicht das geringste über seine Unterredung mit Hella. Er erwies sich als ein für seine Verhältnisse verblüffend guter Schauspieler, und nur wenn er mit Hella allein war, verlor er seine Sicherheit, und sein Gesicht hatte dann wieder jenen rührend hilflosen Ausdruck wie in jener Stunde, da sie ihm ihr Geständnis gemacht hatte.

Herr Trees hatte seinen künftigen Schwiegersohn mit jener Feierlichkeit empfangen, die ihm bei so wichtigem Anlaß erforderlich und angebracht erschien. Ihm fiel die Verstörtheit und die sonderbare Fremdheit zwischen den beiden jungen Leuten anfänglich nicht auf, aber als dann dieser Tag hinging und auch der nächste, ohne daß Götz das entscheidende Wort gesprochen hatte, begann Vater Trees unruhig zu werden. Er umkreiste Götz, begann auf umständlichen Umwegen, die niemals zu einem Ziel führten, verzwickte Unterhaltungen, denen Götz mit einer Gewandtheit auswich, die recht erstaunlich war.

Hella fühlte am Abend dieses Tages den Blick ihres Vaters mißtrauisch und auch ein wenig zornig auf sich gerichtet. Sie wich ihm aus, und als sie Götz gleich darauf unter vier Augen sprechen konnte, bat sie ihn, abzureisen.

Die Bekanntgabe dieses Abreisebeschlusses wurde sowohl von Herrn Trees als auch von seiner Frau mit höchstem Befremden aufgenommen. Sie fragten nicht, sie bewogen den Gast auch nicht zu längerem Bleiben, aber alles, was sie unausgesprochen ließen, fragten um so eifriger die Augen.

Götz tat, als bemerke er von all dem nichts. Er war gegen Hella von gleichmäßig herzlicher Freundlichkeit, gegen die Eltern ergeben und ehrerbietig, wie er es immer gewesen war. Nichts war in seinen Mienen, nichts aus seinen Worten zu enträtseln. Von der Verlobung kein Wort, von der Zukunft kein Wort. Vater Trees war starr.

Am andern Morgen fuhr Götz wirklich zur Bahn. Hella und ihr Vater begleiteten ihn. Auch während dieser Fahrt und beim Abschied fiel zwischen den beiden jungen Leuten kein einziges Wort, das dem alten Herrn etwas offenbart hätte. Der Abschied war sogar — gemessen an der Ergebnislosigkeit dieser beiden Tage — bemerkenswert herzlich.

„Auf Wiedersehen, liebe Hella!" sagte Götz, und in diesen Worten klang eine leise Frage an, die Herr Trees allerdings nicht heraushörte.

Und Hella antwortete mit deutlichem Entgegenkommen: „Auf Wiedersehen, lieber Götz! Auf baldiges Wiedersehen!"

Was sollte das nun heißen?

Die beiden „Kinder" schüttelten sich die Hand, lächelten sich zu, und es war einfach unerklärlich, wie Götzens Besuch so ergebnislos verlaufen sein konnte.

Vater Trees erhielt sogar eine Einladung, Götz in Klein-Saaten zu besuchen, und auch Hella versprach ohne weiteres, mitzukommen.

Wunder über Wunder! Was war eigentlich geschehen?

Als Götz davongefahren war und Herr Trees sich mit seiner Tochter dem Gefährt zuwandte, blieb er schon auf dem Wege vom Bahnhofsgebäude zum Wagen stehen, legte die Hände energisch auf dem Rücken zusammen und versuchte, Hella anzublitzen und anzupoltern.

„Nun? Was soll das heißen? Ich frage dich: Was soll das heißen?"

Herr Trees nahm sich in so kriegerischer Haltung jetzt schon etwas drollig aus; sie paßte nicht mehr zu dem Alter, das ihn niederdrückte. Er war zudem kleiner als Hella, und sein zerfurchtes Gesicht verriet so viel leidenschaftslose Demut, Mittelmäßigkeit und Bescheidenheit, daß es in der Erregung mehr lustig als bedrohlich wirkte.

Hella zuckte die Achseln, ohne die Mienen zu bewegen.

„Ich weiß nicht, was du meinst, Papa."

„So! Also! Das weißt du nicht? Hm! Also! Willst du mir gefälligst erklären, was das alles zu bedeuten hat?"

„Du sprichst von Götz?"

„Allerdings. Ich spreche von Götz! Also — was ist mit euch beiden los?"

Herr Trees hatte unwillkürlich den ihm früher einmal eigenen militärischen Befehlston angeschlagen, der ihm jetzt längst verlorengegangen war, und der vor allen Dingen nicht mehr zu ihm paßte. Er hatte unbeherrscht laut gesprochen, und man wandte nach ihm die Köpfe.

Hella errötete für ihren Vater.

„Wollen wir uns nicht wenigstens in den Wagen setzen, Papa? Ich kann dir ja auch unterwegs Rede und Antwort stehen."

Herr Trees bemerkte erst jetzt, daß er die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich gelenkt hatte, und er war plötzlich verlegen. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er so ganz und gar seine Grundsätze vergessen und die Haltung verloren hatte. Er ging schnurstracks zum Wagen, stieg ein und gab dem Kutscher Befehl, zu fahren.

Hella hatte einige Minuten Ruhe vor ihm, aber als sie den Ort verlassen hatten, begann Herr Trees von neuem:

„Also, ich verlange nun — kurz und bündig — ohne Ausreden: Was ist los mit euch beiden?"

„Ich verstehe dich nicht, Papa. Warum bist du so heftig? Was wirfst du mir vor? Soll ich etwa Götz zwingen, sich mit mir zu verloben, und kann ich das?"

Aber Herr Trees machte eine ungeduldige Handbewegung.

„Ach was! Schnickschnack! Schnickschnack! Götz ist nicht der Bursche, der mir nichts, dir nichts von heute auf morgen seine Ansicht ändert. Was ist vorgefallen?"

„Es ist nichts vorgefallen, durchaus nichts!" erwiderte Hella und sprach diese Antwort in einem Ton aus, als sei sie gesonnen, nichts mehr hinzuzufügen.

Herr Trees kannte seine Tochter. Er wußte, daß er nun kein verständiges Wort, das die Lage klärte, aus ihr herausholen könnte, und außerdem fühlte er sich durchaus nicht allzu sicher. War es ihm nicht in diesen letzten Jahren, da all sein erspartes Geld zerrann, da er ohne Amt und Würden hier in der Öde saß und eine bescheidene Rente ver-

zehrte, immer als unverdientes Glück erschienen, daß Götz Oventrop, ein immerhin recht vermögender Junge, sich auch jetzt noch seine Tochter zur Frau wünschte? Sie war ja gewiß ein recht hübsches Mädel, aber sie hatte nichts, hatte niemals etwas zu erwarten und war also — unparteiisch gesehen — durchaus nicht die Frau, die auf Götz mit Fug und Recht Anspruch erheben konnte. War es also so ganz unmöglich, daß er andern Sinnes geworden war, und daß ihn sein früherer Entschluß jetzt gereute?

Herr Trees wurde klein und kleiner, er sank in sich zusammen, seine Miene wurde kläglich. Er hatte die gefalteten Hände auf die Krücke seines Stockes gelegt und schaute mit starrem Blick grübelnd auf den behäbigen Rücken des Kutschers. Er grämte sich und war verzagt.

Götz war ein so guter Junge, und er hatte zweitausend Morgen Acker, den Wald und die Wiesen nicht eingerechnet. Er war tüchtig und würde es weit bringen. Ein ruhig machendes Gefühl war es gewesen, Hella so gut versorgt zu wissen, und es war ein noch ruhiger machendes Gefühl gewesen, sich selbst für die letzten vergangenen Jahre entschädigt, für den Rest des Lebens aller Sorgen enthoben zu sehen. Die Rente war knapp und das Haus kaum noch bewohnbar.

Und nun zog Götz sich zurück! Zu all den Schicksalsschlägen kam auch noch dieser!

„Hella!“ begann Herr Trees von neuem, aber in ganz demütigem Ton. „Weißt du denn überhaupt, Hella, bist du dir denn überhaupt darüber klar, mein Kind, was du an Götz verlierst? Was soll denn jetzt werden? Ja, sag' nur mal, was soll denn jetzt werden? Du bist zweiundzwanzig, du hast keinen Verkehr, wir haben kein Geld, wir haben nichts, gar nichts! Was soll mit dir denn einmal werden — wenn wir tot sind?“

Eine Zeit verging. Hella hatte Mitleid mit ihrem Vater, und als er seine weinerliche Frage wiederholte, antwortete sie: „Es wird sich alles finden, Papa. Sei überzeugt, es wird sich alles finden, und du brauchst dir keine Sorgen zu machen.“

„Ja, aber, hat denn Götz auch zu dir kein Wort gesprochen, hat er nichts erklärt?“

„Nein, Papa, kein Wort. Aber beunruhige dich nicht, sorge dich auch nicht um mich — es wird alles werden.“

„Hm, ja — du sagst das so, aber du kennst die Welt nicht, du kennst das Leben nicht — mein Gott!“

Er warf einen Blick zurück in die Richtung, woher sie gekommen waren, als erwarte er, daß Götz vielleicht zurückkehren könne, um seine Schweigsamkeit wieder gutzumachen.

Sie fuhren weiter und sprachen kein Wort mehr. Herr Trees nahm etliche Male Anlauf, die Unterhaltung wieder aufzunehmen, aber er wußte nichts Rechtes mehr zu sagen, nichts mehr zu fragen, und Hella hatte ein verschlossenes Gesicht.

Der Angriff von dieser Seite war also leicht abzuschlagen gewesen. Härter aber war die Prüfung, die Hella durch ihre Mutter zu bestehen hatte. Die alte Dame wußte oder ahnte wenigstens alles, ohne daß nur ein Wort gesprochen worden war.

Hella ging ihrer Mutter aus dem Wege, aber am Abend, als sich Herr Trees, das Herz noch voll Kümmernis, mit seinen Gemüsebeeten beschäftigte, saßen Hella und ihre Mutter in der Laube im Garten und lasen.

Frau Trees unterbrach ihre Tochter nicht, erst als diese das Buch weglegte, die Hände über dem Kopf verschränkte und sich zurücklehnte, sah auch sie auf. Die beiden Frauen sahen hinüber auf die See, auf der das Licht des Tages allmählich erlosch. Meer und Himmel verschwammen in eins, Schleier hingen in der Ferne über dem Wasser. Zuweilen tauchten daraus die schwärzlichen Segel der Fischerboote auf, die nordwärts zogen.

„Nun ist Götz wieder daheim“, begann Frau Trees und sprach so leise, daß ihr Gatte nichts von ihren Worten verstehen konnte.

Hella gab keine Antwort, aber ihre Sinne waren plötzlich hell und wach, denn sie wußte sofort, welche Prüfung ihr bevorstand.

Die alte Dame wartete auf ein Wort, das Hella sprechen sollte. Sie strich sich die Falten ihres Kleides glatt, sah zuweilen mit einem kurzen Blick auf ihre Tochter und sagte dann:

„Du sollst nicht fürchten, Hella, daß ich in dich dringe. Für alles, was du mir aus eigenem Antrieb sagst, will ich dir dankbar sein, aber ich will dich zu nichts zwingen. Hörst du mich, mein Kind?“

„Ja.“

Wieder verging einige Zeit. Frau Trees senkte tief den Kopf.

„Vielleicht weiß ich von dem, was in dir vorgegangen ist und noch in dir vorgeht, mehr, als du denkst und ahnst. Tragen wir alle nicht im Leben an dem gleichen Schicksal? Kommt über uns alle, über uns Frauen, nicht immer das gleiche Schicksal? Ich will nicht sagen, daß alles, was dich jetzt befallen hat, nur ein jugendliches Irren ist. Aber prüfe dich, und du wirst selber sagen, daß du im Begriffe bist, den rechten Weg und das rechte Ziel aus den Augen zu verlieren. Ich habe Götz gesehen und dich, und ich weiß, daß nicht er, sondern du die Schuld daran trägst, daß es zu solchem Abschied gekommen ist.“

„Mama!“ rief Hella leise und ergriff deren Hände.

„Du sollst ja nichts gestehen, Hella, aber du sollst auch nichts abstreiten. Du sollst mich anhören. Glaube mir, daß in jedes Menschen Leben Prüfungen kommen, wie du sie jetzt über dich ergehen lassen mußt. Wenn es nicht gerade Irrtümer der Jugend zu nennen sind, so sind es doch wohl Krankheiten, und man überwindet sie schwer. Aber man muß sie überwinden, denn es ist Pflicht, Hella. Die Jugend ist eines Tages vergangen, und wenn sie auch die schönste Zeit des Lebens war, so ist sie doch nicht die wichtigste. Wichtiger ist es, gereift zu sein, und man soll in der Jugend an diese Zeit der Reife denken; man soll für sie den Boden bereiten. Es ist nichts ohne Schmerzen, Hella, nichts ohne Entsagen, aber das soll so sein und muß so sein. Denke daran, daß eine Frau nicht nur für sich selber Verantwortung trägt, sondern vielmehr noch für andere: für die Menschen, die einst durch sie werden. Verstehst du mich?“

„Ja, Mutter!“

Herr Trees hatte seine Arbeit beendet und schickte sich an, das Gerät zu sammeln, um es an Ort und Stelle zu tragen. Er warf einen Blick hinüber zu Frau und Tochter und bemerkte wohl, daß seine Gegenwart jetzt störend war, und so ging er um das Haus herum zu dem kleinen Schuppen, wo die Gartengerätschaften verwahrt wurden.

Frau Trees setzte sich eng an Hellas Seite und zog deren Hände auf ihren Schoß.

„Du hast Götz doch gern gehabt, Hella, und das mit Recht. Er ist gut, und er ist ein Mann, dem dein Glück und das Glück seiner Familie immer am Herzen liegen werden. Bei ihm wirst du immer eine Heimstatt haben. Und das ist viel, Hella, ist unendlich viel. In Götzens Händen wäre alles gut aufgehoben —“

„Ich weiß, Mama, ich weiß ja!“

Frau Trees ließ Hellas Hände los, und erst nach einer ganzen Weile überwand sie sich zu einer neuen Frage.

„Du hast Götz weggeschickt?“

„Nein, das habe ich nicht getan.“

„Aber du hast ihm gesagt, daß du nicht ihm, sondern einem andern gehören willst?“

„Mutter!“

„Du hast ihm das gesagt?“

„Nein!“

„Du sollst nicht lügen!“

„Ich lüge nicht!“

Die alte Dame streichelte Hella über das Haar und sah ihr in die Augen.

„Wer ist es, Hella? Ich weiß, daß dein ganzes Herz an diesem andern hängt, daß er dich ganz und gar verwandelt hat, daß du dich nach ihm sehnst, nach ihm verlangst, und daß dir alles hier verhaßt geworden ist.“

„Nein, nein!“

„Doch, es ist so, mein Kind. Glaubst du, daß eine Mutter taub und blind ist gegenüber ihrem Kinde? Ich habe nichts gesagt, weil ich abwarten wollte, wie du Götz empfangen würdest. Und nun ist er gegangen, ist so gegangen. — Nun wartest du wohl auf das große Glück, das der andere dir bringen soll. Aber glaube mir, davongegangen ist das Glück — mit Götz. Was du dir ersehnst, ist nicht das Glück. Es quält dich ja, es schafft dir Ungewißheit und Ängste. Glück ist Frieden, Hella, Glück ist die Gewißheit, gegen andere die Pflicht erfüllt zu haben. Deshalb verlangt es auch ein wenig Entsagen. Glück will manchmal sogar erlitten sein!“

Hella löste ihre Hände aus denen ihrer Mutter und wollte aufstehen, aber Frau Trees zwang sie, sitzen zu bleiben.

„Wird Götz wiederkommen?“

„Ja, er wird wiederkommen.“

„Und was wirst du ihm dann sagen?“

Hella konnte keine Antwort geben, sie saß ganz still, aber als sie ein leises Zucken in den Händen ihrer Mutter spürte, umklammerte sie plötzlich deren Schultern, drängte sich an sie.

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“

„Du wirst ihm sagen, daß du seine Frau werden willst?“

„Ich kann nicht, Mutter! Ich kann nicht! Jetzt nicht! Ich kann nicht lügen!“

„Dann gibst du dein Glück —“

„Sprich nicht mehr! Ach, ich bitte dich, sprich nicht mehr! Ich weiß alles, was du mir sagen willst. Und ich sage es mir selbst tagaus, tagein! Aber ich kann nicht, ich kann nicht anders!“

Frau Trees senkte den Kopf. Ihre Hände hörten auf, Hella zu streicheln; sie legte sie gefaltet in den Schoß. Nun sprach sie kein Wort mehr.

Ein kühler Wind hatte sich aufgemacht und strich von der See her übers Land. Die Farben des Tages verblaßten allgemach, und von drüben, von Arkona her, blitzte das Blinkfeuer. Langsam wurde es dunkel.

Frau Trees erhob sich und zog Hella mit sich empor.

„Komm, wir gehen ins Haus. Es wird kühl.“

Sie legte ihren Arm um Hella, und während sie so die wenigen Stufen zum Hause emporgingen, sagte sie: „Quäle dich nicht, denk aber an das, was ich dir sagte, und sei tapfer, mein Mädel! Alles wird dann gut werden!“

*

Die Tage vergehen, einer reiht sich an den andern in gleichförmigem, tötendem Wechsel. Nichts ändert sich, alles bleibt, wie es war, wie es ist, wie es immer sein wird. Nichts geschieht.

Hella muß sich manchmal überlegen, wie weit Illismore, London, Paris schon zurückliegen. Wie eine Ewigkeit ist das!

(Fortsetzung folgt.)

Parforcejagd. Nach einem Gemälde von M. Köcke-Wichmann.

Wie der Film die Natur nachbildet. / Von Heinrich Fraenkel.

Der Regisseur des Nibelungenfilms, Fritz Lang (×), bei den Vorbereitungen zur Aufnahme von Szenen im Nibelungenwalde.

Probeaufnahme zur Drachenszene im Nibelungenfilm.

Wenn auf der Kinoleinwand eine schöne Waldlandschaft, ein idyllischer Wiesengrund oder eine wildromantische Felsenkluft erscheint, dann beneidet sicher mancher Kinobesucher den Regisseur und die Darsteller, die in landschaftlich so schöner und gesunder Umgebung ihren Beruf ausüben können. Und nur die wenigsten wissen vielleicht, daß die „Landschaftsaufnahmen" durchaus nicht immer in der freien Natur selbst „gedreht" werden, sondern daß der Filmregisseur es sehr häufig vorzieht, sich diese „Natur" im Atelier bauen zu lassen, anstatt mit Sack und Pack und Kamera hinauszuziehen. Mancher, der die schönen Waldszenen betrachtet, die hier im Bilde wiedergegeben sind, wird gewiß überrascht sein, zu hören, daß in der Wirklichkeit an dieser Stätte durchaus nicht „das Schweigen des Waldes" herrschte, sondern daß, wenige Meter von der Szene entfernt, die Atelierarbeiter hämmerten, Lampen rückten, Drähte wickelten, und daß über dem Ganzen nicht der Sternenhimmel einer Sommernacht sich ausbreitete, sondern das zwar weniger romantische, aber photographisch wirksamere Licht der Jupiterlampen. Und

Die Heideburg derer von Grieshuus. Aus dem Ufa-Film „Zur Chronik von Grieshuus".

wenn wir schon dabei sind, Illusionen zu zerstören, so können wir auch gleich verraten, daß der berühmte Nibelungendrache, der in einem der Bilder sein furchterregendes Unwesen treibt, in Wirklichkeit ein ebenso harmloses wie kunstvolles Gebilde aus Papiermaché war.

Die Frage, warum es der Filmfabrikant in vielen Fällen vorzieht, statt der Natur selbst sich mit deren künstlichem Ebenbild zu begnügen, warum man nicht nur die Wohnzimmerecke, das Boudoir der Gräfin und den Apachenkeller im Atelier baut, sondern auch den Sommernachtstraumwald, ist einfach zu beantworten. Es ist praktischer und vor allem sicherer. Denn es gibt nichts Unzuverlässigeres als die Natur und für den Spesenetat eines Films (und nicht nur eines Films) nichts Gefährlicheres als Unzuverlässigkeit und Unberechenbarkeit. Was nützt die schönste Kalkulation, die sorgfältigste Vorbereitung der Gesamtinszenierung, wenn die Sonne gerade nicht dann scheinen will, wenn es dem Filmregisseur paßt, sondern gerade zu einer Stunde, für die er die Entführung der Heldin bei strömendem Regen disponiert hat. Die Folge wäre der Verlust kostbarer Zeit. Es müßte gewartet werden, bis der Wettergott sich eines Besseren besonnen hätte, und die Gagen der Darsteller und die Überstundenbezüge der Atelierarbeiter und Komparsen würden ins Ungemessene schwellen.

Deshalb ist es ein durchaus verständliches Prinzip moderner Filmfabrikation, sich von allen Zufälligkeiten der Witterung am besten dadurch freizumachen, daß man einen möglichst großen Teil der Aufnahmen in das Atelier verlegt.

Szene aus dem 1. Teil des Nibelungenfilms.

Die Gnomen im künstlichen Wald. Aus dem Neumann-Film „Ein Sommernachtstraum“.

Die Kleinstadt im Atelier. Aus dem Film „Arabella, der Roman eines Pferdes“.

Es schneit im Atelier. Aus dem Film „Arabella, der Roman eines Pferdes“.

Wie der Film die Natur nachbildet.

EIN RÄTSELVOLLES GIGANTENGESTIRN.

Am 22. August 1913, $7^{h}\,50^{m}$ mitteleuropäischer Zeit (M. E. Z.).

Am 14. Februar 1920, $10^{h}\,02^{m}$ M. E. Z.

Der Jupiter im Fernrohr.
Nach Zeichnungen von Ph. Fauth am Medial zu Landstuhl (Pfalz).

Augen auf! abendlicher Spaziergänger. „Jupiter regiert die Nacht", und was du im Süden in ruhigem Lichte erglänzen siehst, ist seines Namens würdig. Der größte unter den Wandelsternen bleibt heuer leider zu tief am Gesichtskreis, als daß unsere Sternwarten ihn mit Erfolg beobachten könnten. Doch hat zähe Ausdauer am Fernrohr ihm in anderen Erscheinungen schon manche Erkenntnis abgerungen, die im Hinblick auf seinen Rang und seine Entwicklung wert ist, der Öffentlichkeit bekannt zu werden.

Unter den Erdengeschwistern ist er der Riese schlechthin. Seine schnell getrudelte und darum stark ausgebauchte Kugel vereinigt über doppelt soviel Masse in sich wie sämtliche übrigen Planeten. Was ist dagegen ein Erdkügelchen, das er an Dicke elfmal übertrifft! Aber fünfmal so weit von der Sonne entfernt wie wir, bringt er dies Übergewicht nicht zum Ausdruck. Übrigens ist er so wenig „gewichtig", daß er nur um ein Drittel schwerer ist als eine gleich große Wasserkugel. Aber ein Kilo wöge auf dem Jupiter doch 2,54 kg, ein Stein würde dort in der ersten Sekunde 12,4 m tief fallen, und ein gehender Erwachsener hätte das Gefühl, dauernd zwei Zentner Mehrgewicht zu schleppen.

Während der Riesenplanet zu einer einzigen Umkreisung der Sonne fast zwölf Jahre nötig hat, dreht er sich schon in knapp zehn Stunden einmal um seine Achse, und ein Jupiterjahr hat rund 10500 Tage, die natürlich für den Achtstundenbetrieb, für das „akademische Viertel" oder die schulischen „Kurzstunden" keinen Raum haben. Die übliche Tageseinteilung würde dort die „Stunde" kaum 25 Minuten lang machen. Wir müßten uns dort vieler Gewohnheiten entäußern und könnten weder alle Stunden essen noch uns mit drei Stunden Schlaf begnügen. Sonderbare Welt, wo die Tagesereignisse sich so überstürzen und der Kalender doch nur alle zwölf Jahre wechselt!

Gottlob, daß uns von solchen Zuständen Weltenferne trennt, denn auch im besten Falle sind es bis dahin 600 Mill. km. Der schnellste Eilzug würde dies Ziel bei ununterbrochener Fahrt erst in 800 Jahren erreichen, das trefflichste Langrohr aus dem Weltkrieg erst in 19 Jahren hintreffen, und sogar das Licht braucht, bis es eine Meldung von dort zu uns bringt, bestenfalls 34 Minuten.

Jupiter, im Fernrohr betrachtet, läßt kaum ahnen, was für ein verborgenes und doch hin und wieder angedeutetes Kräftespiel sich da draußen „im Raume" entfaltet. Die starke Ausbauchung und die streng gleichgerichtete Ringelung der Kugel verraten aber doch manches, und in der Tat eilt ein Äquatorpunkt des Jupiters mit 12500 m Geschwindigkeit voran. Daß dabei dieses ungeheure Schwungrad nicht „platzt"?! Ja, wenn die Schwere des 1312mal die Erde übertreffenden Körpers nicht wäre, der vergleichsweise 318 (vierfach verdünnt zu denkende) Erdmassen enthält!

Den Raum durchfliegt der Planet mit 13 km Sekundeneile, die von unserer Erde freilich mit ihren 30 km stark übertroffen wird. Aber warum sein rascher Umschwung bei doch „langsamem" Umlauf? Warum dort so lebendig, hier so träge?

Die Ursache ist vielleicht schon aus der Ringelung zu schließen, und sichere Untersuchungen der veränderlichen Bänderflecke scheinen sie zu bestätigen. Jupiter nimmt wohl zahlloses, schwarmweise in periodisch wechselnder Menge herankommendes kosmisches Kleinmaterial auf. Wie das Kind den Reif durch Schläge, so treibt vielleicht dieses Material durch unzählige Energieabgaben die Kugel zu ihrer hohen Geschwindigkeit an. Die rechnerische Auswertung von 2200 Zeichnungen des Verfassers hat bezüglich des sog. Großen Flecks (des schönen Ovals der Zeichnung) und des grauen „Schleiers" der gleichen hellen Zone bei der Zusammenfassung von über 2000 Messungen zu 772 Mittelwerten — und ferner bei Berechnung von 2300 Mitteln aus gut 7000 Einzelörtern von Flecken allein aus dem Jahre 1916 — recht genau den Grad und die Richtung eines Stromens festgestellt. Hart nebeneinander ziehen Strom und Gegenstrom, wie oft am flachen Flußufer. Der lebhafteste Zug liegt, wie bei glutglasiger Sonne, in niederen Breiten und nimmt polwärts ab, bei Jupiter bis zum Gegenstrom. Die Massen weichen einander aus, wirbeln, stocken und drängen wieder. So weist die Bewegung in einem Flüssigen auf den Quell des Antriebs hin, der in den Himmelstiefen liegt, wo der Weltenbildungsstoff in unerschöpflichen Mengen vorhanden ist und zum Inganghalten des Uhrwerks und zur Entwicklung der Weltkörper beiträgt.

Dies macht die strenge Bänderung des gewaltigen Planeten verständlich, wo vor allem in den Hauptgürteln die Flecke voreilende Bewegung aufweisen. Mittlere Breiten fangen schon an in Rücklauf überzugehen. Und wie die Sonne in 11- bis 12jähriger Frist lebhafte Fleckenbildung erlebt, so Jupiter in freilich noch verschleiertem Takte Veränderungen in seinen Gürteln. Alles geht großzügig, wie denn auch der große ovale Fleck schon 47 Jahre lang besteht, ein Gebilde, das bei 35000 km Länge größer an Fläche als alle Ozeane unserer Erde ist.

Schade, daß heuer nicht viel zu sehen ist für die zahlreichen Sternwarten der Nordhalbkugel; schade auch, daß Jupiter in Sonnennähe monatelang gar nicht beobachtet werden kann, und des weiteren schade, daß so sehr wenige Astronomen sich mit der Entschleierung seiner Geheimnisse befassen! Gerade dieser Gigant müßte neben der glutenden Sonne und dem eiskalten Monde den Weg zu einer wahren Weltenbaukunde liefern, zugleich Ziel und Kontrolle hochwichtiger Erkenntnisse werden. Ein reiches Zukunftsprogramm! Ph. Fauth.

Am 24. August 1915, $12^{h}\,00^{m}$ M. E. Z.

Am 7. Juni 1923, $11^{h}\,06^{m}$ M. E. Z.

Der Jupiter im Fernrohr.
Nach Zeichnungen von Ph. Fauth am Medial zu Landstuhl (Pfalz).

Ideale Ansicht des Planeten Jupiter
über einem Punkt 25 Grad vom Äquator, aus großer Nähe betrachtet. Abstand von der Oberfläche ein Kugelhalbmesser. Man sieht das Langrund des 40000 km großen, 1878 aufgetretenen und verblassend bis heute bestehenden Fleckes und zwischen zwei dunklen, gefleckten Strömen den weißen Äquatorgürtel. Der schwärzliche Fleck ist der Ort, wo ein Mondschatten den Jupiter trifft und im betreffenden Raum eine totale Sonnenfinsternis erzeugt. — Nach einem Entwurf von Ph. Fauth gezeichnet von Walter Emmersleben.

Meeresgewalt gegen Menschenwerk:

Die letzte mächtige Springflut in Rio de Janeiro ⟨Brasilien⟩, die weite Strecken der herrlichen Uferpromonade zerstörte.

Das neue Verwaltungsgebäude der Allgemeinen Ortskrankenkasse zu Leipzig.

Erbaut nach dem Entwurfe des Architekten Otto Droge, Leipzig.

Die Erweiterung der Aufgaben der Sozialversicherung und die durch die Verhältnisse bedingte Notwendigkeit des Zwangs für jede einzelne, besonders auch weibliche Person, sich selbständigen Erwerb zu suchen, haben gerade den Ortskrankenkassen eine Vergrößerung ihres Betriebes gebracht, der die bisher vielfach in engen Räumen untergebrachten, veralteten Kasseninstitute und die damit verbundene unzweckmäßige Organisation meist nicht gewachsen waren. Hierunter hat besonders auch die Leipziger Allgemeine Ortskrankenkasse zu leiden gehabt und hat deshalb im Jahre 1921 beschlossen, einen Neubau zu errichten, der an den sogenannten Frankfurter Wiesen zwischen dem alten Stadtteil und Lindenau am 19. Juni 1922 begonnen wurde und am 24. Oktober 1925 dem Verkehr übergeben werden konnte. Auf einer Baufläche von 10000 qm bei 80000 cbm umbautem Raum der Anlage erstreckt sich die Hauptfront des Gebäudes an der Ostseite auf eine Länge von 75 m, während die Seitenfront an der Frankfurter Straße 117 m Länge aufweist. Besonderer Wert ist auf schnelle Abfertigung der Mitglieder durch geschickte Anlage der etwa 1800 qm großen Schalterhalle gelegt worden, die für den gesamten Geschäftsverkehr mit den Kassenmitgliedern bestimmt ist. Im Innenbetriebe dienen Rohrpost und automatische Fernsprechanlage zur schnellsten Erledigung der Geschäfte. Im 2. Obergeschoß befinden sich die Abfertigungsräume für die Arbeitgeber, die Abteilung für die Beitragsberechnung und die Räume für die Vertrauensärzte; im 3. Obergeschoß die Sitzungszimmer und die Verwaltungs-Direktion. Im 4. Obergeschoß wird die Städtische Berufs-Beratungsstelle ihr Domizil aufschlagen. Das der Krankenkasse gehörende medico-mechanische Zander-Institut, wohl eines der bedeutendsten Deutschlands, liegt im Erdgeschoß; ein großer Garten-Turnplatz sowie ein Saal für orthopädisches Turnen soll ergänzend diese letzteren Heilmittel noch unterstützen. Daran reihen sich die Räume für Massage, Wasser- und Lichtbäder sowie die Röntgen- und Untersuchungsräume. Der gewaltige Neubau, dessen architektonische Gestaltung sachliche Formenstrenge und größte Zweckmäßigkeit mit Schönheit verbindet, bedeutet für die Kasse nicht nur eine Ausgabe, sondern soll durch Neuorganisation des gesamten Betriebes nicht unwesentliches Einsparen an Personal und Zeit ermöglichen; letzteres auch ganz besonders zugunsten der im Erwerbsleben stehenden Mitglieder der Anstalt, seien sie nun Arbeitgeber oder Arbeitnehmer.

Der Haupteingang an der Ostseite.

Die Schalterhalle für die Mitgliederabfertigung.

Nebenstehend:
Der Aufgang vom Erdgeschoß nach dem ersten Obergeschoß.

Im Oval:
Die Zentrale der Rohrpostanlage.

H. SCHNARS-ALQUIST.

ZU SEINEM 70. GEBURTSTAG AM 29. OKTOBER.

Der Künstler in seinem Atelier.
(Phot. R. Schellenberg, Hamburg.)

Prof. H. Schnars-Alquist entstammt einer alten Hamburger Familie. So war er schon durch seine Geburt auf die See gewiesen, in deren Darstellung er dann während seines reichen Schaffens eine unvergleichliche Meisterschaft erreicht hat. Ihm ist es gelungen, die grandiose Schönheit des weiten, freien Meeres mit seinem ewigen Wechsel künstlerisch zu bannen.

Rechts nebenstehend:

Konvoischiff. Wandgemälde auf dem Dampfer „Albert Ballin".

Bishop-Rock (Leuchtturm im Atlantischen Ozean). Nach einem Kunstblatt im Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.

Alter Pavillon aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Am Spreeufer mit Blick in den Zweiten Krögelhof.

Erster Krögelhof.

Durchgang an der Fischerbrücke.

Alt-Berlin. Nach Aquarellen von Lotte Oldenburg-Wittig.

Schicksal des Protonotars Lorenzo Colonna

Frei erzählt von L. Schwenger-Cords.

(1. Fortsetzung.)

Gegen Morgen fand er einige Stunden Schlaf, aber er träumte schwer und sah sich im Traume auf einer endlosen, dunklen Straße, die hohe Mauern einfaßten, von unsichtbaren Verfolgern gejagt.

Als der Camerlengo vom Morgendienst bei Seiner Heiligkeit zurückkehrte, zuckte er immer noch bedauernd die schmalen Achseln und lächelte das starre Lächeln. Der Heilige Vater sei mit Geschäften dringender Art überladen, doch der Protonotar möge seine Hoffnung auf den Nachmittag richten.

Aber auch der Nachmittag verlief, ohne daß eine Audienz möglich wurde. Colonna verabschiedete sich von seinem Gastgeber, der vergebens bestrebt war, ihn länger zu halten, und dankte ihm in verbindlichen Worten für seine Bemühungen, deren Erfolg — so hoffe er — sich binnen kurzem zeigen werde.

Der Camerlengo ließ seine müden Augen, über die die Lider schwer schatteten, kurz in den dunklen, schönen Augen Colonnas ruhen.

„Es sind unruhige Zeitläufte, Protonotar“, sagte er. „Keiner weiß, wie lange ihm Ruhe vergönnt ist. Darum sehe jeder darauf, wie er sich erhalte.“

Der Protonotar neigte tief das Haupt zum Gruß. Er hatte die Warnung verstanden.

Als er aus dem Tor des Palastes trat, sah er, wie sich in der Dämmerung an der jenseitigen Mauer zwei Gestalten von dem dunklen Hintergrund lösten. Er konnte sich nicht des Eindrucks erwehren, daß er beobachtet werde, und beschloß, sein Haus für alle Fälle zu sichern.

Als der Protonotar den Palast Colonna betrat, meldete ihm der Pförtner, daß seit einigen Stunden Herr Filippo Savelli seiner warte, der Seine Ehrwürden, den Protonotar, dringend zu sprechen wünsche.

Colonnas Gesicht erhellte sich. Filippo Savelli, obwohl um zehn Jahre jünger, war sein ehrlichster Freund unter den jungen römischen Adligen. Feurigen, ungebrochenen Wesens, hing er mit unverhüllter Leidenschaft der Sache der Colonna an, als deren edelmütigsten Verfechter er Lorenzo Colonna schätzte und liebte.

Beide Männer verband eine warme Freimütigkeit, der Haß gegen das von Sixtus und seinen Nepoten geheiligte Laster.

Savelli erwartete den Freund in der großen Halle des oberen Stockwerks. Er stand und hielt eine Klinge in den Händen, deren blinkenden Stahl er bog.

„Prüfst du die Schneide meiner Waffen?“ fragte Colonna munter, die Klinge als die seine erkennend.

„Das tue ich, Lieber“, entgegnete Savelli und streckte dem Protonotar die Hand entgegen. „Es ist an der Zeit, Waffen zu prüfen“, fügte er hinzu.

Colonna nickte. „Das weiß keiner besser als ich“, sagte er, sich seines Baretts und des schweren Mantelüberwurfs entledigend.

Und während er mit dem Freund das Gemach betrat, in dem eine kleine Tafel gedeckt stand, sagte er:

„Ich habe einen giftigen Geschmack auf der Zunge, Filippo. — Nein, nein!“ lachte er auf, als er die besorgten Augen Savellis sah, „der Camerlengo wird mich nie vergiften wollen, obwohl er zu der Sippe der Riario gehört. Er ist ein feiner Wollüstling, der nicht mit starken Mitteln arbeitet. — Nein, der Geschmack kommt von dem, was mir Sixtus zu schlucken gab — eine Abweisung oder, tödlicher noch, eine Nichtbeachtung. Zwei Tage habe ich vergeblich auf eine Audienz gewartet.“

Savelli verzog spöttisch den schönen Mund. Sein schmales, dunkles Gesicht sprühte Haß.

„Weil du freiwillig kommst, übersieht er dich!“ rief er. „Und in wenigen Tagen wird er dich zur Audienz — befehlen. Aber dann diene ihm mit gleicher Münze. Dann gehe nicht! Ich warne dich! Ich kenne ihn und den Riario! Du bist ihren Plänen reif zur Vernichtung. Die Orsini, die dir ohnedies feind sind, benutzen sie nur als Vorschub. Ich warne dich, Lieber!“ wiederholte er und ergriff Colonnas Hand. „Der Krieg steht vor der Tür. Mache dein Haus zur Festung.“

Colonna nickte. „Die Bombarden und Wurfmaschinen stehen bereit in den Kellern und sollen morgen in die Stockwerke geschafft werden. Wir werden uns kunstgerecht verschanzen, Filippo. Ich kann an die hundert Bewaffnete, die mir rückhaltlos folgen, sofort zusammenbringen und beabsichtige, in kleinen, unauffälligen Gruppen meine Söldner aus Marino heranzuziehen.“

„Jedoch das Kastell nicht ganz von Truppen entblößen!“ rief Savelli warnend.

„Gewiß nicht,“ entgegnete Colonna nachdenklich, „zumal ich noch Hilfstruppen bereit halten müßte — —“

„Hilfstruppen?“ fragte Savelli erstaunt. „In deiner bedrängten Lage noch Hilfstruppen für einen anderen?“

Er sah, daß Colonnas Augen sich unsicher abwandten, daß eine leise Verlegenheit seinen Mund umspielte. Aber Colonna sagte beherrscht:

„Lucito de' Conti und dein Vetter Antonello sind beutelüstern. Torecchia liegt ihnen am Wege.“

Savelli lächelte verstehend.

„Madonna Jacova ersehnt nichts glühender, als vergewaltigt zu zu werden“, meinte er zynisch. „Spare deine Hilfstruppen und — erfülle ihr gelegentlich in süßer Gemeinsamkeit ihre heimlichen Wünsche.“

Aber Colonna war aufgestanden. „Nicht so, Filippo!“ sagte er, seine Verstimmung verhaltend.

„Und doch so!“ trumpfte Savelli auf. „Ich kenne die Frauen“, fuhr er mitleidlos, unbeirrt fort. „Und diese erst — ein schönes Raubtier, das dein Blut trinkt, ehe du dich dessen versiehst. Sie ist nicht wert, daß du eine einzige Lanze ihretwegen opferst. — Aber, Lorenzo, ich bitte dich,“ setzte er dringend hinzu, Colonnas Hand ergreifend, „du, der, vielleicht abgesehen von einigen Frühlingslaunen, keusch wie ein Mönch gelebt hast, verfällst dieser Frau! Aber so seid ihr, ihr Mönchlein in der Wüste — ihr wittert den Satan überall, doch tritt er euch einmal in seiner gewöhnlichsten Gestalt gegenüber, so erkennt ihr ihn nicht!“

„Und dir,“ lächelte Colonna, auf seinen Scherz eingehend, „dir ist seine Erscheinung so geläufig, daß du ihn überall wie einen alten Bekannten begrüßt.“

Savelli zuckte spöttisch die Achseln.

„Schau dich um am Hof des vierten Sixtus —“ sagte er.

Colonna legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Mund.

„Leise, Filippo! Kein Mensch ist in Rom seiner Wände sicher!“

Savelli lachte sorglos. „Daß ich sie hasse, wissen sie, ohne daß sie es durch Horcher auffangen zu lassen brauchen. Laß nur, Colonna, Herzensfreund! Ich weiß, daß mir das Gift schon gemischt ist, daß der Dolch schon gezückt ist, der mich hinterrücks treffen soll. Ich lebe das Leben, solange es mir wohlbereitet ist.“

Und er lachte wieder leichtsinnig und schlug Colonna leicht auf die Schulter. „Komm mit, Protonotar, komm mit, Mönchlein, zu den Priesterinnen der Liebe. Eine ist dabei,“ flüsterte er, zu dem Freund hingeneigt, „Fausta, eine Süße, Junge, die ich dem Riario aus den Fängen wand, ehe er dem Vöglein den feinsten Flaum gerupft. Mag er immerhin später Nachlese halten. — Komm, Colonna, vergiß die Frau in den Armen der Frauen. Es ist lästig und ungesund, sich an eine zu hängen.“

Aber Colonna schüttelte den Kopf.

„Du bist um zehn Jahre jünger als ich, Filippo,“ sagte er, „und von einer beweglicheren, zäheren Art. Laß mir die meine, die schwerfällig ihr Genügen in sich selbst findet. Bald genug wird das Schicksal mich aus mir herausreißen.“

Und er legte den Arm um die Schultern des Freundes und führte ihn die von Fackeln erhellte Treppe hinab. Ein Diener kam herbei und reichte Savelli Barett und Mantel. Im halbdunklen Hausgang huschte ein zweiter Diener.

Der Pförtner öffnete das Tor.

„Auf morgen!“ sagte Savelli.

„Auf morgen, Lieber!“ entgegnete Colonna und drückte ihm die Hand.

Als Savelli, von einem Fackelträger begleitet, um die Ecke des Palastes bog, fuhr eine lauernde Gestalt zurück.

„Leuchte dieser Nebelkrähe ein wenig ins Antlitz, Benedetto!“ lachte Savelli. Aber der Enteilende verbarg sein Gesicht im Mantel.

Savelli wußte, daß er beobachtet wurde.

Colonna kehrte in seine Wohnräume zurück. Im Speisesaal deckten die Diener die Tafel ab.

Bruder Girolamo, der junge Schreiber, trat zögernd ein. Ob Seine Ehrwürden noch einen Auftrag habe?

Aber der Protonotar dankte und hieß ihn sich zur Ruhe begeben. Nur Marco, den Waffenmeister, befahl er auf ein Wort herauf.

Und er verständigte den bärtigen, erfahrenen Kämpen, daß am nächsten Morgen das Haus in scharfen Verteidigungszustand zu setzen sei. Auch die nächtlichen gewohnten Wachen an den Ausgängen seien zu verdoppeln.

„Seid Ihr Eurer Leute sicher, Marco?“ fragte der Protonotar.

„So sicher wie meiner Faust, Euer Ehrwürden“, entgegnete der Krieger.

„Und sollte ein Spürer und Schleicher unter ihnen sein, so wird ihn ebendiese Faust zu erreichen wissen.“

Als auch Marco gegangen, blieb Colonna allein.

Das Haus lag im nächtlichen Schweigen. Nur aus dem Hof und dem Torgang hallten die Schritte der Wachen.

Colonna durchwanderte sinnend die Räume. Sein Schritt versank in den schweren Teppichen.

Die Vorsichtsmaßregeln, zu denen eigene Einsicht und die Warnung seiner Freunde ihn zwangen, waren seinem Empfinden zuwider. Wozu verteidigte er sich? Mußte er nicht letzten Endes doch der allmächtigen

Rache des Papstes und seiner Anhänger verfallen, wenn es Sixtus' Wille war, ihn zu vernichten?

Eine leise Müdigkeit beschattete sein Gemüt. Was lag an seinem Leben? Er war ein Mensch, der, am glücklichsten in stiller Betrachtung, in tiefem Widerspruch stand zu dem kriegerischen Gebaren seiner Zeit. Durch seine Geburt, als Sohn einer der edelsten Familien Roms, war er mitten in diese Zeit hineingestellt und erhielt mühelos ein Amt, das seinem Adel entsprach. Rechtlich denkend und in ruhiger Männlichkeit darauf bedacht, sein Recht zu verteidigen, widerstrebte ihm der endlose Zwist der Familien, der sinnlose Hader der Parteien.

Seitdem die Colonna im Soldvertrag mit König Ferrante gestanden — freilich mit Wissen und Bewilligung des Papstes — war Sixtus' Gesinnung ihnen offensichtlich weniger hold als je. Der Unmut des Papstes, geschürt von dem tückischen Eifer des Riario, verdichtete sich bald zur gewitterschweren Wolke, die jede andere gehässige Schwüle anzog und in sich aufsaugte.

Colonna war bei seinem ruhelosen Hin- und Herwandern in das mittlere Stockwerk gelangt, in dem sich die Hauskapelle in einem Anbau des Treppenhauses befand.

Er trat ein. Das ewige Licht brannte in rötlicher Milde vor dem Altar. Sein Schimmer erleuchtete schwach das Bild der Madonna, die, von einem Schüler des großen Giotto gemalt, mit dem ruhigen Ernst göttlicher Erkenntnis auf den Andächtigen niederblickte.

Der Protonotar kniete nieder zu kurzem Gebet.

Dann stieg er die Treppe empor zu seinem Schlafgemach.

Von den Wänden des Treppenhauses blickten starr und prunkvoll die Ahnen des Hauses Colonna. Lorenzo Colonna, den die schwebende Stille der Andacht erfüllte, war es, als wandle er im Traum. Er nickte den verwandten Gesichtern zu, die plötzlich die Blässe von Toten annahmen. Die Pracht ihrer Gewänder, das blühende Fleisch schienen von ihnen abzufallen. Skelette grinsten aus den Rahmen. Und auch die Gemächer — im bläulichen Licht der Nacht — standen in jäher tödlicher Kahlheit.

Da nahm die Seele des Einsamen noch einmal den Blick der Madonna in sich auf, und umhüllt von seiner dunklen, mütterlichen Wärme, entschlummerte er.

*

Im Frühdämmern des nächsten Morgens hielten drei Reiter vor dem Tor des Klosters der Karmeliterinnen, das, nicht weit von der päpstlichen Residenz, im Schutze des Hügels Janiculus lag.

Als seien die Reiter erwartet worden, öffnete die Pförtnerin nach dem ersten Pochen. Sie ritten in den Hof ein und sprangen ab. Zwei von ihnen waren schnell aus dem Sattel, während die dritte Gestalt sich langsamer vom Pferd löste. Ein weiter Mantel umfloß sie, und den schmalen Kopf umhüllte eng eine dunkle Haube.

Hinter den Fenstern, in den Gängen tauchten Lichter auf. Die Eingangstür öffnete sich, und begleitet von Lichterträgerinnen, trat die Oberin in die Vorhalle.

Sie neigte sich vor der Gestalt im Mantel, während die beiden anderen Reiter abwartend zurücktraten.

„Seid willkommen, Madonna," grüßte die Oberin, „Eure Zuflucht ist bereit."

Und während die Reiterin im Mantel sich über die Hand der Ehrwürdigen beugte, bedeutete diese den Harrenden:

„Meldet Seiner Erlaucht, dem Grafen, daß Madonna de' Conti in der Hut des Klosters sei."

Sich Jacova de' Conti liebenswürdig zuwendend, führte die Oberin sie in die Zimmer, die für Ehrengäste des Klosters in einem Flügel bereit gehalten wurden.

Jacova warf den Mantel von sich, löste die Haube von dem widerspenstigen Haar und sah sich im Raume um. Das war keine Klosterzelle!

Teppiche auf dem Boden und an den Wänden, Ruhelager und Sessel, geschnitzte Truhen und Schränke. Schwere, messingene Kannen und Schalen und, in einer Ecke verborgen, ein Betpult mit dem Kruzifixus darüber.

„Ich lasse Euch gewärmten Wein bringen, Madonna", sagte die Oberin. „Ihr seht blaß aus. Von dem langen Ritt durch die nächtliche Kühle müssen Eure Glieder erstarrt sein."

Jacova dankte höflich, und als die Oberin die Tür hinter sich schloß, griff sie zu dem Handspiegel, der auf einer der Truhen lag.

Ja, sie sah blaß aus. Ihre Augen waren blau umrändert, und die Frische der Luft hatte nicht vermocht, die Blässe ihrer Wangen zu beleben.

Sie ließ sich auf das Ruhelager fallen und hielt die Hand über die Augen. Nicht denken, nicht denken!

Das war über sie gekommen wie ein Sturmwind, der aus lange lastender Schwüle losbrach.

Lucito de' Conti hatte sich Torecchias bemächtigt. Mitten in der Nacht geschah der Überfall, geschah so blitzartig und überwältigend, daß ein Widerstand kaum möglich war.

Wenig Blut floß. Der Pförtner und einige Soldknechte mußten daranglauben.

Und als dann Lucito vor ihr stand, mit verwegener Gewissenlosigkeit ihrer Gefaßtheit begegnend, sagte er lachend, als handle es sich um einen Knabenstreich:

„Nun hab' ich Torecchia, schöne Base, und wenn nicht ein höherer Wille über Euch waltete, würde ich Euch den Vorschlag machen, es mit mir zu teilen. Aber" — und er sah ihr frech in die Augen — „es wird dem Heil Eurer Seele angemessener sein, wenn Ihr Euch unverzüglich in Begleitung zweier meiner Reiter, die sicheren Auftrag haben, nach Rom begebt, wo eine Zuflucht Eurer wartet."

„Ihr habt meine Burg bewältigt, Vetter," sagte Jacova kalt, „mögt Ihr nun darin hausen. Meine Gegenwart taugt hier nicht. Wo wartet meiner die Zuflucht in Rom?"

„Im Kloster der Karmeliterinnen, Base", sprach Lucito bedeutungsvoll, sich zu ihr niederbeugend. „Es liegt im Schutz von Sankt Peter."

Jacova neigte einen Augenblick die Stirn — dann aber, sich hochreißend, befahl sie:

„Laßt Eure Söldner sich bereit halten, Vetter. Ich reite." — —

Eine dienende Schwester kam und brachte dem vornehmen Gast gewärmten Wein und Brot.

„So Euer Gnaden das Gewand zu wechseln beliebt," sagte die Schwester mit niedergeschlagenen Augen, „in der Truhe sind Gewänder zur Wahl."

Jacova hob den Deckel der Truhe. Da lagen Samt und Brokat in modischer Pracht.

Eine feine Röte stieg in die Schläfen der Frau. Sie wagte nicht, die Nonne anzusehen, und machte eine entlassende Handbewegung.

Sie ließ die kostbaren Gewänder unberührt ruhen, ordnete nur ihr Haar vor dem Spiegel und stärkte sich an Wein und Brot.

Dann gab sie ein Glockenzeichen, und als die Nonne erschien, bat sie, zur Kirche geführt zu werden.

Aber als sie aus der Messe zurückkehrte, fühlte sie, daß sie beobachtet wurde, und daß sie, der man wie einem fürstlichen Gast begegnete, nicht viel anderes als eine Gefangene war.

Um die Dämmerstunde klopfte es an die Tür ihres Gemaches.

„Seine Erlaucht, der Graf Girolamo Riario, möchte Euer Gnaden sprechen", meldete die Nonne.

Jacova neigte den feinen Kopf, um den das Goldnetz flimmerte.

Girolamo Riario, Generalkapitän der Kirche, trat über die Schwelle.

Er verneigte sich höfisch.

Doch als die Türen geschlossen waren, riß er die Frau an sich, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Sie beugte sich, preßte die Lippen auf seine Hände.

Seine Finger, an denen große Ringe blitzten, spielten mit dem weichen Gelock, das unter dem Goldnetz hervorquoll.

*

Durch einen tiefen, ruhigen Schlaf erquickt, erwachte der Protonotar am anderen Morgen.

Der Nebel war über Nacht einem klaren, verheißungsvoll leuchtenden Himmel gewichen. Mild zitterten die Sonnenstrahlen über der feuchten Erde.

Der Protonotar hielt, ehe er sich zum Dienst in das Kollegium begab, eine kurze Morgenandacht, an die er seinen auf Innigkeit gerichteten Sinn gewöhnt und deren er nicht entbehren mochte. Er las in der Legenda aurea des Jakobus de Voragine, die er, in kunstvoller Mönchsschrift geschrieben, als eines seiner Heiligtümer hegte. Die schlichten Erzählungen von dem Heldentum der Heiligen, die in feuriger Gottesbeseeltheit allen irdischen Widerständen und Qualen zum Trotz ihren Glauben in sich erfüllten, ergriffen ihn immer wieder, waren seiner innigen, in Gott ergebenen Seele ein Quell der Erfrischung und Erneuerung.

Nach der seltsamen Leere, der Todesstarre des vorangegangenen Abends empfand Colonna die sonnig atmende Belebtheit des Morgens um so tiefer. Er vergaß für Augenblicke den Kampf und die Qual der Zeit und jubelte mit dankerfülltem Herzen dem nahenden Frühling entgegen. Er sah in Gedanken die knospenden Bäume, die blühenden Sträucher und Ranken der Wälder in der Schlucht von Tivoli, in der seine Knabenträume buntes, abenteuerliches Leben gesponnen. Und plötzlich drängte es ihn, seine Mutter zu sehen, seinen Kopf in ihren Schoß zu legen, ihre alterszitternden Hände an seinen Schläfen zu spüren. Er beschloß, nach dem Kollegium sie aufzusuchen, die Mahlzeit bei ihr zu nehmen.

Marcos, des Waffenmeisters, dröhnende Stimme, die auf der Treppe Befehle erteilte, riß ihn aus seiner Versunkenheit in den harten, schrillen Klang der Wirklichkeit. Die Stimme des Waffenmeisters dröhnte Kampf. Haß, Neid, Qual und Tod lauerten im dunklen Daseinsgrunde.

Tullia Colonna, aus dem alten Geschlecht der Frangipani, bewohnte das ehrwürdige Familienhaus am Fuße des Monte Cavallo. Sie war eine Greisin, hoch in die Siebzig. Ihren Körper machte die Gicht gebrechlich, ihr Geist war alterstrübe und müde. Die Geschehnisse um sie her begriff sie nicht mehr. Aber ihren Kindern — zehn hatte sie geboren, von denen ihr nur vier geblieben waren — bewahrte sie das warme, gütige Herz der Mutter.

Die Ereignisse der Zeit sah ihr Geist im Spiegel der Vergangenheit. Sie vermochte nicht mehr dem raschen Wechsel der Kirchenfürsten zu folgen, und ihre Gedanken kreisten um die Zeit, in der ihr eigenes Leben in voller Reife gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Rückkehr eines Hochsee-Fischdampfers vom Fang in den Isländischen Gewässern: Löschen der Ladung im Fischereihafen zu Wesermünde. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Friedrich.

Die vom Fange zurückgekehrten Fischdampfer werden nach ihrer Ankunft wegen der leichten Verderblichkeit der Ware meist in der Nacht gelöscht, damit am frühen Morgen in der Fischhalle die Versteigerung erfolgen kann. Danach werden die Fische sogleich verpackt und in besonderen Fischzügen ins Binnenland befördert.

Für die Gesellschaft

Elegantes Kleid aus Velours mit Crêpe-de-Chine-Überkleid. Oben Mitte: Das neueste Dekolleté. (Phot. Manuel.)

Seidenkleid mit Silberspitzen auf orchideenfarbigem Grunde. (Phot Lipnitzki.)

Kleid aus weißer Seide, reich mit Flitter, Perlen und Silberspitzen besetzt. Dazu silberbestickter Mantel aus glänzendem weißen Stoff mit weißem Fuchsbesatz. (Phot. Lipnitzki.)

Grüner Samtmantel mit Chinchillabordierung. (Phot. Manuel.) Unten Mitte: Kleid und Mantel aus blauem Samt mit Silberstickerei und grauem Pelzbesatz.

Aus Wissenschaft und Technik.

Kann man Krankheiten des Organismus aus den Augen lesen? (Zur Kritik der Augendiagnose.) Es gibt eine nicht geringe Zahl von Erkrankungen des Organismus, die das Auge tatsächlich in Mitleidenschaft ziehen und oft sogar hier die ersten augenfälligen Krankheitserscheinungen und nachweisbaren Veränderungen verursachen können, so daß oft erst die Augenerscheinungen die Krankheit aufdecken. Von Allgemeinkrankheiten seien da zunächst die Syphilis und die Tuberkulose erwähnt. Sowohl Primäraffekte (erste Einbruchstelle der Syphilisspirochäte) kommen an den Lidern und der Umgebung des Auges (Übertragung durch Kuß) gar nicht selten vor, als auch entzündliche Veränderungen des Sekundärstadiums dieser Krankheit (Entzündungen der Regenbogenhaut, des Sehnerven, der Netzhaut usw.). Vor allem aber die Spät- oder Nachsyphilis, die in erster Linie das Zentralnervensystem in Mitleidenschaft zieht (Rückenmarkschwindsucht = Tabes dorsalis und Gehirnerweichung = progressive Paralyse), verrät sich sehr oft zuerst durch Augensymptome (Sehnervenschwund, Schädigung der Nerven für die Pupillenbewegung, gekennzeichnet durch Erlöschen der sog. Lichtreaktion der Pupillen, Ungleichheit ihrer Größe, Entrundung ihrer Form). Auch Lähmungen äußerer Augenmuskeln, die die Bewegung des Auges in der einen oder anderen Richtung behindern (Lähmungsschielen) und zu dem sehr lästigen Doppeltsehen führen, sind oft das erste Zeichen für eine syphilitische Erkrankung des Zentralnervensystems. Ebenso kann der Erreger der Lungenschwindsucht, der von Rob. Koch entdeckte Tuberkelbazillus, auf dem Blut- und Lymphwege in alle Teile des Auges gelangen und dort die eigentümliche, unter Knötchenbildung verlaufende Krankheit (tuberculum = Knötchen) hervorrufen. Es braucht aber bei einer solchen Augentuberkulose durchaus nicht eine aktive Tuberkulose eines andern Organes, vor allem nicht der Lungen, zu bestehen. Ferner können Gicht, Rheumatismus, Nierenkrankheiten, Zirkulationsstörungen, Zuckerkrankheit und Veränderungen der Blutmischung charakteristische Erscheinungen im Augenhintergrund, d. h. der nur mit dem Augenspiegel erkennbaren Rückwand des Auges, verursachen. Durch Veränderungen des Sehnerveneintritts verraten sich sehr oft entzündliche Prozesse des Gehirns und seiner Häute sowie vor allem Gewächsbildungen im Gehirn, die durch Raumbeengung im Schädelinnern den Sehnervenkopf in das Innere des Auges vordrängen (Stauungspupille). Den meisten Laien bekannt dürfte ferner ein Symptom der „Basedowschen Krankheit" sein, das direkt auf die Krankheit hinweist: die vorstehenden Augäpfel. Schon aus dieser kurzen Zusammenstellung geht hervor, daß ein Teil der uns bekannten Erkrankungen des Organismus am Auge Veränderungen hervorrufen kann, die im Zusammenhang mit der sonstigen genauen körperlichen, physikalisch-chemischen Untersuchung wichtige Fingerzeige für die Beurteilung, oft sogar für die Entdeckung des Grundleidens liefern können. Andererseits aber bedarf es keiner Erwähnung, daß die angeführten Krankheiten nur ein sehr kleiner Prozentsatz der vielen vorkommenden Krankheiten sind. Wenn wir weiter berücksichtigen, daß dieser kleine Prozentsatz — wie immer wieder betont sei — wohl Veränderungen am Auge bewirken kann, aber niemals zu bewirken braucht, so ist es ohne weiteres klar, auf welche Übertreibungen und Abwege man sich begibt, wenn man — wie das die sog. „Augendiagnostiker" tun — behauptet, daß man alle Organerkrankungen aus den Augen erkennen kann. Aber diese Leute gehen noch weiter. Die Bewertung der eben erwähnten, von der „Schulmedizin" festgelegten Pupillen- und Augenhintergrundsymptome tritt bei der Augendiagnose sehr erheblich zurück gegenüber der phantastischen, durch nichts bewiesenen Idee, daß die Iris, das Blaue oder Braune in unserem Auge, für jedes Organ des Körpers ein bestimmtes „Reaktionsfeld" besitze, d. h. daß jedem Organ eine bestimmte Stelle der Regenbogenhaut entspräche, die immer bei Erkrankung des zugehörigen Organs bestimmte, mit bloßem Auge oder doch mit einer gewöhnlichen Lupe erkennbare Veränderungen der Zeichnung aufweise. Diese Idee leitet sich her von der angeblichen Beobachtung eines elfjährigen ungarischen Knaben, der folgendermaßen Begründer der Augendiagnose wurde: Eine von ihm gefangene Eule krallte sich so fest in sein Fleisch ein, daß man ihn nur dadurch befreien konnte, daß man dem Vogel eine Kralle, nach anderen Berichten sogar ein Bein brach. Der verängstigte Knabe will nun bemerkt haben, wie im Augenblick des Bruches in der hellen Euleniris (des mit dem beschädigten Bein gleichseitigen Auges) genau unterhalb der Pupille eine dunkle Linie entstand, die nie wieder verschwand, sondern nur mit zunehmender Ausheilung des Schadens sich mit unregelmäßigen helleren Linien, sog. „Krummlinien", umgab. Diese nie nachgeprüfte Beobachtung eines verängstigten, zu klarer Beobachtung unfähigen Kindes bildet den Grundstein der heute — auch von manchem gebildeten Menschen — für zuverlässig gehaltenen Augendiagnose, und noch heute leiten sich deren vier wichtigste Thesen von dieser angeblichen Beobachtung her. Als weiterer Entdecker gilt der schwedische Pastor Nils Liljequist, der dadurch auf diesen Gedanken kam, daß nach der Wiederholung der Schutzpockenimpfung, durch die er — nach seiner Ansicht — kränklich und zur Einnahme von Arzneien genötigt wurde, seine ursprünglich blaue Iris eine schmutzig-braungrüne Färbung angenommen habe. Der bekannteste Augendiagnostiker Deutschlands ist der „Lehmpastor" Felke, gegen den 1909 der wohl noch erinnerliche große Prozeß wegen Tötung eines Knaben geführt wurde. Er hatte aus dem Auge die Diagnose auf eine Stauung in der Leber gestellt und Lehmumschläge verordnet, mit dem Erfolg, daß der Knabe nach drei Tagen an einer durchgebrochenen Blinddarmentzündung starb. Auf die Einzelheiten der Augen- (Iris-)Diagnose kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur so viel möchte ich erwähnen, daß die Augendiagnostiker die Iris in Sektoren einteilen, in denen die Reaktionsfelder für die einzelnen Organe liegen sollen. Die Lehre von der Augendiagnose ist ausschließlich von Laien aufgestellt und nur von Laien bis zu ihrem heutigen Umfang ausgebaut worden. Infolgedessen wimmelt es in den Lehrbüchern der Augendiagnostiker, wenn sie auch z. T. von großem Fleiß und Sorgfalt in der Beobachtung zeugen, von Theorien und Ideen, die für das medizinische, auf anatomischen und physiologischen Gesetzen aufgebaute logische

SN - Sehnerv
Sn.E.- Sehnerven-Eintritt
Nh. - Netzhaut (Sehhaut)
Ah. - Aderhaut
Lh. - Lederhaut
Gl.K. - Glaskörper
L. - Linse
V.K. - vord. Augenkammer
H. - Hornhaut
Iv. - vord. Irisblatt (Stroma)
Ih. - hint. Irisblatt (Pigmentblatt)

Horizontal-Schnitt durch das rechte Auge (von oben gesehen).

Denken einfach unmöglich sind. — Die Iris besteht aus zwei deutlich zu unterscheidenden Blättern: dem schwammigen, eigentlichen Irisgewebe und dem dahinter gelegenen, braunschwarzen Pigmentblatt. Die verschiedenen Farbentöne der einzelnen Regenbogenhäute vom tiefen Blau bis zum dunkelsten Braunschwarz kommen folgendermaßen zustande: Ist das schwammige Irisgewebe sehr zart und frei von eingelagertem Farbstoff (blonde Menschen), so scheint das schwarze Pigmentblatt durch das milchige Gewebsblatt hindurch; wir bekommen den Eindruck einer blauen Iris (vgl. Milch in ganz dünner Schicht auf eine schwarze Schiefertafel gegossen). Ist das Gewebsblatt etwas weniger durchscheinend, trüber, aber frei von Eigenfarbstoff, so erhalten wir graue bis grüngraue Töne; enthält das Gewebsblatt eingewebte braune Pigmentzellen in größerer Menge, so resultieren hieraus die verschiedenen Nuancen der „braunen Augen". Bei Neugeborenen ist nun das vor dem Pigmentblatt gelegene Gewebsblatt (Irisstroma) immer noch so unentwickelt und zart, daß 1. das schwarze Pigmentblatt sehr stark durchschimmert und dadurch ganz eigentümlich schwarzblaue Farbtöne entstehen, und daß 2. von den später in jeder Iris mehr oder weniger reichlich zu findenden Bälkchen und Grübchen noch wenig zu sehen ist. Aus diesem Befunde schließen die Irisdiagnostiker, daß die Iris des ideal gesunden, von Krankheiten noch nicht berührten Organismus tiefblau sein müsse, und daß die Gruben und Vertiefungen im Relief der Iris Krankheitszeichen seien, da an diesen Stellen durch Organerkrankungen Irisgewebe geschwunden sei. In Wahrheit entstehen diese Gruben nicht durch Schwund, sondern durch Verdickung des ursprünglich gleichmäßig zarten Gewebes an einzelnen Stellen zu vorspringenden Bälkchen, zwischen denen die nicht verdickten Stellen als Gruben erscheinen. Des weiteren sagen die Irisdiagnostiker: Die Farbe und Zeichnung der Iris müsse schon deshalb irgendwelche Beziehung zu dem Zustand der Organe des Körpers haben, weil man nicht zwei vollkommen gleiche Regenbogenhäute, nicht einmal bei demselben Individuum, finde. Auch das ist eine absolut unbrauchbare Stütze dieser Idee: Nie und nirgends arbeitet die Natur so bis in die letzten Feinheiten hinein absolut symmetrisch. Es sei nur an den mehrfach unternommenen Versuch erinnert, photographische Porträte durch Zusammensetzen zweier rechter oder zweier linker Gesichtshälften einer Photographie herzustellen. Das Resultat war immer erhebliche Unähnlichkeit. Noch manche andere Tatsache versucht die Augendiagnose sich als Beweis ihrer Lehre dienstbar zu machen; alle diese Versuche versagen bei genauer Prüfung ebenso wie die erwähnten. Warum aber alle die müßigen theoretischen Vorträge und Behauptungen?! Wenn es der Augendiagnose ernst damit wäre, die Richtigkeit ihrer Lehre zu beweisen, so wäre nichts leichter als dieses: 1. Warum bricht man nicht einer Zahl von Eulen, die leicht zu beschaffen sind, und die alle dieselbe Regenbogenhaut haben wie die Peczelysche, das Bein und zeigt uns das von Peczely angeblich beobachtete Zeichen? Nicht bei einer einzigen würde das Experiment glücken. Das wissen auch die Augendiagnostiker, sonst hätten sie es längst getan. 2. Warum zeigen sie, wenn sie sich ihrer Sache sicher glauben, nicht selbst die Zuverlässigkeit dieser Kunst an Kranken mit unbezweifelbaren Diagnosen? Wo immer man sie gezwungen hat, ihre Kunst vor Fachleuten zu zeigen, oder sie sich selbst bereit erklärt haben, in Gegenwart von Laienzeugen Diagnosen aus den Augen zu stellen, sind sie mit ihren Versuchen gänzlich gescheitert. Der Lehmpastor Felke versagte, als man ihn im Verlauf seines Prozesses an Krankenbetten der Bonner Klinik führte. Gerade kürzlich wieder hat im Anschluß an einen Vortrag über Augendiagnose in Aalen (Württemberg) der „berühmte Iridiologe" Kläser sich bereit gefunden, zum Beweise der Zuverlässigkeit der Augendiagnose im dortigen Krankenhause in Gegenwart von unparteiischen Laienzeugen Diagnosen zu stellen. Die Kranken standen hinter einem Schirm, der nur einen Ausschnitt für das Gesicht freiließ. Die Diagnosen waren zu 100 Proz. falsch, besonders kraß auch bei mehreren schweren Verletzungen, mit Amputationen, die ja dem Peczelyschen Eulenexperiment am ähnlichsten sind, und deren Iriszeichen nie fehlen sollen und angeblich auch von Laien erkannt werden müssen. Aber selbst angenommen, man könnte aus den Augen lesen: „Die Leber ist krank" oder „Der Darm ist krank", so wäre man noch genau so klug wie vorher, da es eine Menge Leber- und Darmkrankheiten gibt, die alle ganz verschiedener Behandlungen bedürfen, deren Verwechslung lebensgefährlich werden kann. Es bleibt also bei der heute allgemein geltenden Ansicht aller wissenschaftlich gebildeten Mediziner: Die „Augendiagnose" ist Kurpfuscherei, die mit Wissenschaft auch nicht das geringste zu tun hat, eine absolut unbewiesene und nach unseren anatomischen und physiologischen Kenntnissen auch unmögliche, phantastische Annahme von Laien, die bei jeder ernsten Nachprüfung völlig versagte. Im Interesse der armen irregeführten Kranken kann man nur hoffen, daß das Publikum von selbst, wenn auch z. T. durch Schaden am eigenen Leibe, zur Einsicht kommen wird. Nur ist es ein bedauerliches Zeichen der Zeit, daß diese Art der Diagnosenstellung nicht längst allgemein als irrig erkannt ist, fast könnte man sagen, ein Zeichen intellektuellen Rückganges, wenn Menschen eines geistig hochstehenden Volkes in die Mystik Jahrtausende zurückliegender Zeiten zurücksinken und gläubig ihr Bestes, ihre Gesundheit, einer Lehre anvertrauen, die völlig unerklärt und unerklärlich sich auf mystische Spekulationen stützt und sich anheischig macht, die in jahrtausendelanger Arbeit erworbenen physiologischen und klinischen Erfahrungen, die heute die klinische Diagnosenstellung in staunenswerter Vollkommenheit ermöglichen, mit kühner Geste als überwunden und minderwertig zu bezeichnen.

Dr. med. H. Frese, Augenarzt.

Gesamtschlüssel der Augendiagnose
(nach Pastor Felke).

Die große zentraleuropäische Urrasse. Die Vorgeschichtsforschung hat in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht. Eine Reihe neuer Schädelfunde von Urmenschen und eine große Anzahl von Funden vorgeschichtlicher Werkzeuge aus Stein haben zur Vervollständigung des Bildes des vorgeschichtlichen Menschen beigetragen. Man kennt die Kultur des Neandertalmenschen ziemlich genau, und man weiß, wie er ausgesehen hat, wie er gelebt hat. Die Vorgeschichtswissenschaft hat in dem jüngeren Aurignacmenschen einen höherentwickelten vorgeschichtlichen Menschen erkannt, von dem eine ganze Reihe von Skelettfunden und Werkzeugen bekannt geworden ist. Schon lange suchte man zwischen diesen verschiedenen Urmenschentypen eine Übergangsrasse, die man in einer Mischrasse erkennen wollte. Nun zeigt uns Dr. O. Hauser in zwei seiner neuesten Arbeiten, daß nicht eine Vermischung der Aurignacleute mit den Neandertalern stattgefunden hat, sondern eine Verbindung zwischen den Aurignacmenschen und den Micoquemenschen eingetreten ist. Die Reste dieser neuen zentraleuropäischen Urrasse liegen in Mitteldeutschland bei Ehringsdorf-Taubach bei Weimar, in der Umgebung von Halle a. S., bei Bilzingsleben, in der Lindentaler Höhle bei Gera, im sächsischen Vogtland, bei Dürrhennersdorf bei Löbau i. Sachsen, in Niederösterreich in der Gudenushöhle an der Krems, in Böhmen bei Zuzlawitz bei Winterberg im Böhmer Walde, in Krapina in Kroatien. Besonders reich an Funden der großen zentraleuropäischen Urrasse ist Mähren. Es ist nicht möglich, hier alle die wissenschaftlich genau untersuchten Fundstellen anzuführen. Mähren bringt uns nach Hauser auch einen Aufschluß über die körperliche Beschaffenheit jener Urrasse, die als Träger der Ehringsdorf-Předmoster-Entwicklungsstufe anzusehen ist. Von besonderer Bedeutung für die Erkenntnis der zentraleuropäischen Urrasse sind die Funde in der Stierfelsgrotte zwischen Kiritein und Josefstal geworden. Aber die wichtigste Station dieser neuen Urmenschrasse ist Předmost. Hier lebten sowohl die Menschen der Urzeit, die der zentraleuropäischen Urrasse zuzuschreiben sind, als auch die, die dem Aurignacien angehören. Bei der Untersuchung der Kohlenrückstände, die sich reichlich an dieser Fundstelle finden, fand Hauser, daß sie von verbrannten Knochen herrühren. Seine Untersuchungen ergaben folgendes: „Die ganze Gegend hat im Quartär viel Holzbestand aufgewiesen, daran ist gar nicht zu zweifeln. Der Mensch von Předmost mußte aufräumen mit dem ungeheuer anfallenden Knochenlager; denn der Gestank wurde ganz einfach unerträglich. Die Menge übelriechenden Materiales und ihr ungeheuerliches Gewicht verunmöglichte eine Abschleppung zum nahen Fluß, und somit entledigte man sich der unliebsamen Bescherung durch das Feuer. Nun werden auch die vielen zerstreut liegenden kleinen Feuerstellen verständlicher.“ Auch in Beßarabien haben sich Feuersteinfunde feststellen lassen, die für die Ausbreitung der von Hauser neu beschriebenen zentraleuropäischen Urrasse sprechen.

Rudolf Hundt.

Einfluß des indischen auf den europäischen Witterungscharakter. Die Wetterprophezeiung in Europa bezieht ihre Unterlagen fast nur aus Stationen unseres Erdteils. Das genügt auch für die Wetterberechnung des nächsten oder übernächsten Tages. Weit wichtiger für Land- und Volkswirtschaft wäre jedoch eine Fernwetterprophezeiung, ähnlich wie sie neuerdings die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan zur Vorabschätzung des kommenden Ernteertrags eingeführt haben. Natürlich haftet auch diesen Prophezeiungen, wie allen das Wetter betreffenden, noch manche Unvollkommenheit an, aber das wird besser werden, sobald sich einmal alle meteorologischen Institute mit ihren Arbeiten auf diese große Idee eingestellt haben. Das Meteorologische Zentral-Observatorium in Tokio hat bereits recht gute Erfolge für die Vorausbewertung der Reisernte in Nordjapan aufzuweisen. Professor Okada entdeckte zwei Fernbeziehungen des japanischen Wetters. Wenn über den Alëuten-Inseln im nordamerikanischen Beringmeer andauernd Tiefdruck herrscht, so strömen kalte Luftmassen aus Norden dorthin und kühlen das Meerwasser ab. Dessen Wintertemperatur beeinflußt nun die Witterung in Nordjapan, wie sich aus den Aufzeichnungen der Alëuten-Station Dutch-Harbour ergab, in folgender Weise. Je

höher hier die Wintertemperatur im Durchschnitt gegenüber der des vorhergehenden Jahres ist, um so geringer ist auch das Ergebnis der Reisernte gegenüber dem Vorjahr und umgekehrt. Die zweite Quelle der Fernprophezeiung ist der seit 1883 gemessene und berechnete Luftdruck über Südamerika. Je höher dieser im Mittel der Monate März bis Mai gegenüber dem des Vorjahres ist, um so höher ist auch die für die Reisernte Japans entscheidende Temperatur dieses Landes im August. Und, merkwürdig, auf Südamerika scheint sich nach den neuesten Forschungen von Walter Georgii in Frankfurt a. M. letzten Endes auch der Witterungscharakter von Westeuropa zurückzuführen. Vergegenwärtigt man sich auch, daß der Sommer-Monsunregen in Südasien dadurch entsteht, daß dessen Küsten von April bis Oktober allmählich viel heißer als das Wasser des Indischen Ozeans werden, wodurch sehr ergiebige Wolkenbildung und wolkenbruchartige Niederschläge bei südwestlichen Winden verursacht werden, so ist man doch überrascht, daß letztere, wie aus einer 47jährigen Beobachtungsreihe hervorgeht, sogar unser Winterwetter beherrschen. Prüft man nämlich, um wie viele Grade ein Winter (im Dezember, Januar und Februar) zu Frankfurt a. M. kälter oder wärmer ist als im vorhergehenden Jahre, prüft man ferner die Menge des in Nordwestindien gefallenen Monsunregens im voraufgehenden August und September dieses Jahres gegenüber der Menge des vergangenen Jahres, und vergleicht man nun die Frankfurter und die indische Abweichungssumme, so ergibt sich folgendes: Die Durchschnittstemperatur des bevorstehenden Winters in Frankfurt a. M. wird um so viele Grade tiefer bzw. höher sein als im vorigen Jahre, wie verhältnismäßig im August und September eines Jahres mehr bzw. weniger Monsunregen gefallen ist als im Vorjahr. Die Wahrscheinlichkeit des Zutreffens ist nach Georgii für Frankfurt a. M. 85 Proz., für Paris 72 Proz., für Berlin 60 Proz. Und vergleicht man in ähnlicher Weise die Luftdruck-Abweichung von Südamerika für April und Mai mit der Temperatur-Abweichung des folgenden Winters in Westeuropa, so entspricht einer Zunahme des südamerikanischen Luftdrucks eine verhältnismäßig tiefere Wintertemperatur, für Frankfurt a. M. mit einer Wahrscheinlichkeit von 62 Proz. Man wird also künftig bereits Ende Mai aus den Luftdruckbeobachtungen in Argentinien und noch

Ein Freund aus vergangenen Tagen. Die immer mehr vordrängende Flut des Hartgeldes und das immer stärkere Verschwinden der Geldscheine läßt einen Freund aus vergangenen Tagen wieder erstehen, den wir fast vergessen hatten — das „Portemonnaie“. Die Brieftasche, die bisher die Geldscheine fassen mußte, ist kleiner geworden und auf ihr Normalmaß zurückgeschrumpft. Die alten Hartgeld-Portemonnaies sind wieder hervorgeholt worden, aber diese sind für beide Geldsorten nicht mehr so praktisch und angenehm im Gebrauch, wie sie es früher waren. Da hat nun die Firma Albert Rosenhain, das Haus für Geschenke, Berlin S. W. 19, Leipziger Straße 72/74 eine Verbindung von Hartgeld-Portemonnaie und Geldscheintasche auf den Markt gebracht, die so praktisch eingerichtet ist, daß ein Herausfallen der losen Geldmünzen unmöglich ist, fast nicht aufträgt und vor allen Dingen entsprechenden Raum für Scheine bietet. Sie nennt sie sowohl nach dem Schacht, in dem das Hartgeld untergebracht wird, als auch als Anlehnung an den Namen des Reichsbankpräsidenten, dem wir die Stabilisierung unserer Währung mitverdanken, „Schacht-Tressor“ und bringt sie für den billigen Preis von 5 Mark zum Verkauf.

besser Ende September aus dem indischen Monsunregen mit einiger Gewißheit prophezeien können, ob wir einen milden oder strengen Winter bekommen werden. Wie aber diese durch den Luftaustausch zwischen der Sommer- und Winterhalbkugel der Erde bewirkten Ferneinflüsse des Wetters im einzelnen vor sich gehen, das muß die Wissenschaft noch erforschen. Hermann Radestock.

Der Schlammstrom des Sandling. Vor fünf Jahren wurde der ein Seitental des 1716 m hohen Salzberges Sandling bei Bad Aussee in Österreich bedeckende Hochwald von dem unter der Gipfelwand hervorgebrochenen Schlammstrom vernichtet. Merkwürdig ist es, daß die nach wenigen Wochen erstarrte Oberfläche des wie vom Sturm aufgewühlten Schlammeeres noch die alten, an 30 m hohen Wogenkämme zeigt, und daß der 8 km lange, bis zu 1 km breite Streifen guten Waldbodens noch immer ganz vegetationslos ist. Kein Grashalm wächst auf der großen Fläche. Nicht einmal die Ufer des durchfließenden Bächleins zeigen etwas Grünes. Auch die vom üppigen Waldrande sich hineinwagenden Gewächse verdorren bald am Rande dieser Wüste. Als solche dem Anschauungsunterricht der mit ihren Lehrern von nah und fern herbeiwandernden Schüler zu dienen, war die ganzen fünf Jahre her der einzige Nutzen des großen Areals. Auch für verschiedene Fachleute hat der Besuch der Wüste inmitten üppiger Gefilde Interesse. Daher haben auch Geologen hier Studien über die Ursache des seltenen Naturereignisses gemacht und Landwirte sowie Forstleute Pläne für die Zurückgewinnung des ohne Menschenzutun noch für Jahrzehnte unfruchtbaren Bodens für die Kultur entworfen. Die Hauptschwierigkeit der Urbarmachung der Oberfläche des erstarrten Schlammstromes liegt einerseits in der Salzhaltigkeit des Bodens und andererseits im Kostenpunkt, der bei dem hohen Zinsfuß eine Rentabilität des aufgewendeten Kapitals unmöglich macht. Außerdem ist die Bundesforstverwaltung, der das Gebiet gehört, noch mit der Kultivierung vieler schon länger brachliegender Waldflächen im Rückstande. Eine Bewilligung der für diese Arbeit erforderlichen verhältnismäßig sehr großen Geldmittel ist daher in der Gegenwart vollkommen ausgeschlossen. Es wird die Wüste inmitten des Waldes also wohl noch geraume Weile eine interessante Sehenswürdigkeit für Touristen und Fachleute bleiben. Dr. J. D.

77 Jahre Erfahrung plus 10 Jahre Special-Studium

ELIDA Idealseife

ELIDA JDEALSEIFE Erzeugt unter ständiger Kontrolle hervorragender Spezialisten für Hautpflege

ELIDA JDEALSEIFE Der Inhalt hält was die Packung verspricht

ELIDA JDEAL

Marjerlucas

waren nötig

um die hohe Qualität der Elida-Idealseife zu erreichen. Ihre Erzeugung geht von völlig neuen wissenschaftlichen Grundsätzen aus. Wichtige medizinische und chemische Entdeckungen mußten gemacht werden, ehe es möglich war diese Seife herzustellen. Sie ist tatsächlich der größte Fortschritt der Fein-Seifenindustrie seit 30 Jahren.

Der weiche Schaum dringt milde in die Poren, reinigt sie, fließt fort und hinterläßt einen wundervollen, samtigen Überzug, der die Haut vor Schaden schützt.

So mild und rein ist Elida-Idealseife, daß selbst die zarteste Haut sie ohne Störung verträgt.

Wie viele Seifen nennen sich milde und wie wenige sind es wirklich. Das Zusammenwirken der milden Spezialseife und des überschüssigen Fettes macht Elida-Idealseife zu einem wirklich idealen Pflegemittel für zarteste Haut und feinsten Teint.

Ihre Qualität ist den besten französischen oder englischen Seifen überlegen. Die Parfümierung ist ihnen ebenbürtig, denn die feinsten Essenzen der Welt werden dazu genommen. Ihr Duft ist nicht nur fein und diskret, sondern auch ungeschwächt anhaltend bis zum letzten Rest.

Ebenso wie Elida-Idealseife die natürliche Frische des Teints erhält und schützt, so gibt ihr Parfüm der Haut ein Fluidum, das den unerklärlichen Reiz mancher Frau ausmacht.

ELIDA-JDEAL-SEIFE

ELIDA PARFÜMERIE A. G. LEIPZIG-WAHREN

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

A. REICH-MANN

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4208. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 5. NOVEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Nr. 4208. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 5. November 1925.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Das Psychologische Institut der Universität Leipzig feiert am 21. November d. J. sein 50jähriges Bestehen. Das Institut ist im Herbst 1875 von Wilhelm Wundt als das erste seiner Art begründet und dann 42 Jahre hindurch vorbildlich geleitet worden. Seither wurde es noch erheblich erweitert und ausgebaut. Die früheren Mitglieder des Instituts und Freunde der Sache sind über alle Kulturländer verstreut. Viele unter ihnen werden sich am 21. November zu einer schlichten Feier und geselligem Abend zusammenfinden. Wer daran teilzunehmen oder näheres zu erfahren wünscht, wolle seine Anschrift an das Psychologische Institut der Universität, Leipzig, Universitätsstraße 7—9 senden. Alle, die ihre Adresse einsenden, erhalten eine Druckschrift, die über alles Auskunft gibt und über einen geplanten Verband von Freunden des Instituts Näheres enthält.

Durch ernste seelische Beratungen ist seit Jahrzehnten der Psychographologe P. P. Liebe bekannt. Über seine, die Lebensgestaltung seiner Auftraggeber fördernde Tätigkeit sind Hunderte von empfehlenden Besprechungen in den großen Zeitungen des In- und Auslandes erschienen. Die Tätigkeit des Charakterologen Liebe wird in hervorragenden Pressestimmen mit Coué verglichen, wo es u. a. heißt: „Liebes schriftliche Charakter- und Lebensspiegel bewirken in subtilerer Form dasselbe, was Coués mündliche Belehrungen zur Klärung der seelischen Erlebnisse erreichen ..." Der Psychoanalytiker Liebe, der aus seinen brieflichen Beurteilungen auch zehn Werke zur Förderung der Ehe- und Lebensgestaltung geschöpft hat, übt eine Tätigkeit aus, die mit der gewöhnlichen Handschriftendeuterei nichts gemein hat, sondern zur Förderung der Persönlichkeit wirklich beiträgt und seelische Kräfte wachruft, wie alle die vorhandenen Gutachten beweisen. Wer sich ernsthaft für eine Wesensbeurteilung nach dem Stand der neueren seelischen Hilfswissenschaften interessiert, kann von dem Forscher (Schriftsteller P. P. Liebe, München 12, Amt 12) unverbindlich wegen seines Prospekts anfragen.

Eine Elektro-Radio-Gesellschaft in der Türkei mit dem Sitz in Konstantinopel ist unter der Firma Elektro-Radio-Société-Anonyme-Turque mit einem Kapital von zunächst 300 000 türkischen Pfund gegründet worden. Zweck der Gesellschaft ist Ausnutzung der sämt-

lichen sich in der Türkei ergebenden Möglichkeiten auf elektrotechnischem sowie auf dem Gebiet des Nachrichtenwesens der drahtlosen Telegraphie und Telephonie und des Rundfunks. Geplant ist zunächst die Errichtung einer diesen Zwecken dienenden Fabrik in Eskischehir. Beteiligt an der Gründung sind von technischen Firmen Siemens & Halske A.-G., Siemens-Schuckert-Werke, Telefunken-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, sowie Dr. Erich E. Huth, Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, ferner von seiten der Banken Turkie Ischbencassi, Angora, Banque Credit National, Konstantinopel, und die Deutsche Bank. Dem Verwaltungsrat gehören außer führenden türkischen Persönlichkeiten als Vertreter der deutschen Firmen Dr. Bonn, Dr. Thürmel, Direktor Rosenbaum, Direktor Heilbronn und Oberingenieur Loeske an, welch letzterer gleichzeitig zum Generaldirektor bestellt ist. Von beteiligter Seite wird hierzu bemerkt, daß die Gründung der neuen Gesellschaft für die Entwicklung des türkischen Wirtschaftslebens sowie für die Belebung des Arbeitsmarktes von nicht zu unterschätzender Bedeutung sei. Sie unterstütze sehr erheblich die Bestrebungen der türkischen Regierung, die Industrie des Landes zu fördern.

In Bad Kissingen bleiben die Mineralbäder zunächst bis Ende November geöffnet. Der Gebrauch der Trinkkur ist während des ganzen Jahres möglich. Auch sind einige Hotels, Sanatorien und Kurhäuser im Winter im Betrieb. Kurtaxe wird nicht mehr erhoben.

Das größte Hotel der Welt. Die Pläne für die Errichtung des größten Hotels der Welt in der Fünften Avenue zu Neuyork zwischen der 57. und 58. Straße sind nun vollendet. Das Hotel hat 56 Stockwerke, wird 25 Millionen Dollar kosten, soll eine Höhe von 205 m erreichen und wird von einem Renaissance-Ziegelturm bekrönt. Das Riesenhotel wird alle Gebäude der Nachbarschaft beherrschen. Die Zimmer für die Gäste, die alle Stockwerke über dem zwölften einnehmen, werden eine prächtige Aussicht auf den Central Park haben. Das Gebäude tritt an die Stelle des schönen Schlosses, das sich Cornelius Vanderbilt 1893 erbaute, dessen Terrain aber jetzt so kostbar geworden ist, daß selbst eine Millionärsfamilie es besser verwerten will.

Der weitaus erfolgreichste Rennstall ist der des Freiherrn S. A. von Oppenheim, der durch den Sieg von Wachholder im Preis des Winterfavoriten das vierte Hunderttausend an Preisen überschritten hat. An der

Gewinnsumme von 423 362 Mk. haben 26 Pferde der Schlenderhaner Zucht Anteil, in erster Linie Weißdorn, auf dessen Konto allein 205 600 Mk. entfallen. Die nächst erfolgreichsten Pferde waren die Zweijährigen Odaliske mit 32 200 Mk. und Wachholder mit 30 500 Mk. sowie die Dreijährige Dirndl mit 24 870 Mk. Über 10 000 Mk. gewannen sonst noch Sonnenwende, Meteor, Isonzo, Oberon II und Mohn. Mit dem jüngsten Erfolg von Meteor in Köln hat der Stall Oppenheim in diesem Jahr nunmehr sein fünfzigstes Rennen gewonnen.

Die klippenreiche Stromschnellenstrecke der Donau, das 25 km lange Kachlet oberhalb Passau, ist von der Rhein-Main-Donau A.-G. für 2 m Tiefgang befahrbar gemacht worden. An der Stufe zwischen Vilshofen und Passau wird die Donau 9 m über Niederwasser aufgestaut, so daß sie noch 20 km oberhalb eine Mindestfahrttiefe von 2 m hat. Von den die Stufen überwindenden Schleusen ist die südliche in Probebetrieb; in der nördlichen ist man noch bei den Felsarbeiten. Die ganze Anlage soll bis Mitte 1927 vollendet sein.

Von der Anleihe der Rhein-Main-Donau A.-G. in Höhe von 20 Millionen Dollar wurden sechs Millionen Dollar von den Bankhäusern Lee, Higginson & Co. und der J. Henry Schröder Banking Corporation in Neuyork zur Zeichnung aufgelegt. Der zum Kurs von 96 v. H. aufgelegte Betrag wurde gleich bei Beginn der Emission überzeichnet. Von den Banken wird der Gesellschaft ein Nettoerlös von 89½ v. H. garantiert und nach der in der nächsten Zeit erfolgenden Aushändigung einer Interimsobligation sofort zur Auszahlung gebracht.

Falsche 20-Dollar-Noten. Das amerikanische Schatzamt gibt bekannt, daß falsche 20-Dollar-Goldnoten der Serie 1922 aufgetaucht sind. Die Falsifikate sind anscheinend mit gut ausgeführten lithographischen Platten auf gebleichtem echten Papier gedruckt und sind, wie das Schatzamt bemerkt, von den echten Scheinen so schwer zu unterscheiden, daß selbst sachverständige Personen sehr aufpassen müssen, um die Fälschungen zu erkennen.

Vogelschutz in China. Es ist erfreulich, daß sich nun auch China um den Vogelschutz kümmert. Die Ausfuhr aller Standvögel ist jetzt verboten, selbst wenn die Vögel von einem chinesischen Hafen nach dem andern bestimmt wären. Zugvögel, wie wilde Enten, Gänse, Schnepfen, Wachteln, dürfen gefroren von Oktober bis Dezember von den Häfen des südlichen Chinas aus versandt werden.

Illustrirte Zeitung

ULRIKE.

Nach einem Gemälde von Professor Hermann Grom-Rottmayer.

(Im Besitze der Gemäldesammlung der Stadt Wien.)

BEI DEN SPANIERN IN MAROKKO: DER SEKTOR VON AJDIR.*)

Von unserem nach Marokko entsandten Sonderberichterstatter Hans Felix Wolff.

Als ich innerhalb fünf Wochen der Küste von Alhucemas zum drittenmal einen Besuch abstattete, traten die Einzelheiten des Unternehmens, ihr Plan und ihre Auswirkung, wie ein gelöstes Rechenexempel zutage. Ein Abschnitt von sechs Kilometern längs der Innenseite der Bucht war inzwischen hinzuerobert worden. An einem der kleinen romantischen Hafeneinschnitte, etwa in der Mitte, Cala del Quemado genannt, ging man im Schutz molenartig vorspringender Felszungen, bis an 100 m senkrecht aufragender Kalkwände, an Land. Über rieselnden Dünensand hatte man sich dann bis zur Höhe emporzuarbeiten, und hier — jeder Verschleierung durch Felsriegel entzogen — bot sich ein neuartiges Gesamtbild der strategischen Anlage. Geräumige Karstflächen schwangen sich nach innen zu gegen gewellte und zersägte Höhenzüge auf. Sie bildeten in 5 bis 6 km Tiefe einen abschließenden, jedem Späherblick wehrenden Horizont. Die Randlinie mit ihren geböschten Gipfeln stellte einen natürlichen Frontwall dar, und soweit der Blick über das Hochland schweifte, traf er rings auf eine wohlgesicherte Kette. Man mußte suchen, um im Norden als eine der gleichsam zufälligen Erhebungen den Malmusi-Gipfel auszumachen. An Ansehen und Höhe glichen alle einander.

Wochenlang hatten sich die Vorbereitungen zur Besitznahme des Malmusi-Gipfels hingezogen. Dann trat wieder eine ungewisse Stockung ein, bis auf einmal Schlag auf Schlag das — wie man jetzt erkennt — dazugehörige Sammelbecken hinzugewonnen wurde. Die Fragezeichen und Zweifel, die noch den Anfangserfolgen anhingen, bestehen nicht mehr. Die an die Abhänge geklebten Verteidigungsstellungen vom Kap Morro bis zum Malmusi sind bereits Legende und Geschichte geworden.

Wie an der französischen Front, waren auch hier die Rifleute ausgewichen. Sie beschränkten sich auf Plänkeleien und überließen die Verteidigung gefährdeter Strecken dem Opfergeist wagemutiger Vorhuten. Daß unter diesen Freiwilligen sich auch Überläufer aus der spanischen und französischen Fremdenlegion befanden, ist erwähnenswert. Schon am Malmusi wurde ein Österreicher gefangen und standrechtlich erschossen. Das gleiche Schicksal ereilte beim Eindringen in Ajdir zwei Deutsche.

Unzweifelhaft hätte das Hochland einem moderngerüsteten Gegner Gelegenheit zu energischer Verteidigung geboten. Die aber war gar nicht in Aussicht genommen, wie die kaum nennenswerte Einbuße an Material beweist. Der Stoß konnte mit frischem Nachdrängen bis zum Nekorfluß vorgetragen werden, und im ersten Siegestaumel schien es, als ob hiermit ein weithin haltender, zum mindesten politischer Erfolg herbeigeführt werden würde. Aber der Boden, auf dem sich nur Patrouillen bewegt hatten, erschien der Heeresleitung als ein trügerischer Gewinn. Die Ebene am Fuße der Berge hätte nur blankes Feld dargestellt für feindliche Zielübungen auf jeden einzelnen Mann. Die Front hätte sich auf völlig offener Bahn schlauchartig verlängert, und außerdem bestand die Gefahr, daß bei Hochwasser die künstlich gedämmten Bäche Guix und Nekor das ganze Gebiet versumpften und alle Zugänge zu den Dorfhügeln unter Wasser setzten. Deshalb entschloß man sich, die einzelnen Häusergruppen und Weiler, die unter dem Namen Ajdir zusammengefaßt werden, von der festungsartigen Frontlinie auszuschließen. Nach wenigen Tagen einer zweifelhaften Ungestörtheit, und während schon Truppenverschiebungen aus dem Binnenlande gemeldet wurden, nahm man die Posten auf die überhöhenden Stellungen zurück. Die Kampflinie bildet jetzt ein nördlich von Ajdir verlaufender Felsrücken, der sich zu dem im Winkel vorspringenden Rocosa-Gipfel hinaufzieht. Von dort setzt sich in gerader Linie der zum Malmusi streichende Kamm als ideale Flankendeckung fort. Die beiden Winkel umfassen jene beckenartige Einsenkung, die beim Betreten der Hochfläche den Eindruck grandioser Leere, karstartiger Felswüste hervorrief.

Unter Verzicht auf das Danaergeschenk der Flachküste wird jetzt dieses Ausfalltor für moderne Verkehrsmittel hergerichtet und gesichert. Von den Landungsplätzen her werden Zickzackstege zu Straßen verbreitert. Über den roten Heidegrund des unteren Teils der Hochfläche laufen die schimmernden Doppelreihen von Steinen, die die künftige Chaussee andeuten, und schon kann man einen vereinzelten Fordwagen als ehrwürdigen Ahnen kommenden Großbetriebs dort antreffen. Auf dem Gipfel des Kap Morro ist ein Leuchtturm in Bau, der zwar einstweilen feindlicher Artilleriewirkung noch nicht entzogen sein würde, zu dessen Bedienung aber bereits zahlreiche freiwillige Meldungen aus Kreisen — des Stierkämpferverbandes eingegangen sind. Ein pensionsberechtigtes Altersheim winkt in wunderherrlicher Lage. Die Lieblinge des Publikums beschreiten den Weg der Eingabe.

Neun Kilometer in der Luftlinie beträgt die Entfernung von dort bis Ajdir. Für die nicht eben bequeme Strecke bergauf, bergab erhielt ich liebenswürdigerweise ein Pferd zur Verfügung gestellt — und so sahen die erstaunten Truppenteile zum erstenmal

Ajdir nach der Einnahme durch die Spanier. Charakteristisch ist die zerstreute Lage der Gebäude.

Landeplatz Cala del Quemado in der Alhucemasbucht.

Blick auf den Peñon de Alhucemas, eine Inselfestung in der Alhucemasbucht.

*) Vgl. zu Vorstehendem die Beiträge in Nr. 4203 und 4205.

Berberfrauen mit Kindern auf dem Waschplatz in einem Bachbett des Gurugu-Gebirges.
Im Oval:
Das zerschossene Grab des Mirian el Malo, des „Abd el Krim" von 1911 (vorn). Dahinter das neue Grab.

Der Brunnen beim Dorf Beni-Sicar.

Rechts nebenstehend:
Der Gipfel der Dsija-ema. Darunter eine Höhle.

Riftypen aus den Gurugu-Bergen. Neben ihnen Vorrichtungen zur Kakteenvernichtung; in der Korbflasche Schwefelsäure.

Rechts nebenstehend:
Die Thasuba im Oued Daud.

Das marokkanische Rifgebiet und seine Bewohner.

Von der Gedenkfeier anläßlich des 125jährigen Geburtstages des Generalfeldmarschalls v. Moltke in seinem Geburtsort Parchim (Mecklenburg) am 26. Oktober: Während der Rede des Studienrats Kleiminger vor dem Moltkedenkmal. (Phot. F. Esch, Ludwigslust i. M.)

Vom Besuch des ehemaligen englischen Ministerpräsidenten Ramsay Macdonald in Berlin: Macdonald (rechts) mit Staatssekretär Dr. v. Schubert, der ihn am 24. Oktober auf dem Anhalter Bahnhof im Auftrage des Auswärtigen Amtes empfing.

einen Zivilisten mit großem Photographenapparat von Lager zu Lager traben. Es regnete leicht. Aber die Wolken hingen hoch, und die silbergrauen Felskare mit ihren roten Erdeinlagerungen und Stechpalmen- und Ginsterbüschen boten ein prächtiges Bild, das sich wieder und wieder verschob, ohne den Gesamteindruck je zu ändern. Heroische Öde, Blockhalden, kahle, talbreite Schluchteinrisse, die zu jähem Auf- und Absteigen nötigten, folgten einander. Hier und da kam der Peñon (Penjon), die kleine, seit 400 Jahren zu Spanien gehörende Felsinsel in Sicht. Ein Seebollwerk mit allseits schroff abstürzenden Felsmauern. Eine primitive Hebeanlage vermittelt den Zutritt (der den Offizieren einstweilen durch Armeebefehl verboten ist). Auf der Kuppe erkennt man schachtelartiges Häusergewirr und eine Kirche. An 450 Einwohner, einschließlich der Garnison, fristen dort ein weltabgeschiedenes Dasein. Von dem Kommandanten, einem Hauptmann, wird erzählt, daß er bis an sein Lebensende den Platz nicht zu verlassen wünscht. Ich traf später am Strande zwei Fischer, die dort beheimatet waren, geweckt aussehende, stramme Leute. Sie boten junge Haifische und Rochen zum Verkauf an — die Leckerbissen ihrer Küche. Ringsum der Feind, zwischen den Klippen Haifische und auf der burgartigen Felskrone ein kerniges Geschlecht, das war bisher das Idyll jener Insel.

Dicht unterhalb der Rocosa-Höhe wurde ein Bau, von dem noch die nackten Wände standen, als Unterstand für Pferde benutzt. Zehn Schritte weiter befand sich in Form eines Blockhauses und einer noch nicht fertiggestellten Brustwehr die Front. Überraschend, gerade zu Füßen, dehnte sich die mit zerstreuten Häusern bedeckte Ebene bis zur sanften Rundung der innersten Bucht. Ein paar Feigenbäume und Granatbüsche bezeichneten Gärten. Die wenig über mannshohen Vierecke aus rohen Steinen mußte man daneben an den flachen regelmäßigen Dächern erst als Wohnstätten ausmachen. Die Gesamtheit der nur bei genauerem Hinblicken erkennbaren Siedlung nennt sich Ajdir. Es ist selbst für hiesige Verhältnisse — an den Kabylendörfern gemessen, die ich tief im Hinterlande von Melilla besuchte — ein ungewöhnlich weit auseinandergezogener Ort; ursprünglich nicht mehr als ein Zoco, ein Handelsplatz der Beni-Ouriaghel, bis ihn Abd el Krim, der ja selbst zu diesem Stamme gehört, zu seinem Hauptquartier machte.

Die Enthüllungsfeier des Ehrenmals für die im Weltkrieg gefallenen Mitglieder der Leipziger Fleischerinnung vor dem Haupteingang zum Städtischen Schlachthof in Leipzig am 25. Oktober. Das Denkmal ist eine Schöpfung des Leipziger Bildhauers Hugo B:cker.

Hier oben, auf der Rocosa-Höhe, lernte ich noch eine Besonderheit der Kabylenhäuser kennen, den unterirdischen Getreidespeicher. Er befand sich nicht etwa unter dem Wohnraum — obwohl das sonst nach Frobenius vorkommt — sondern auf dem freien Platze zwischen den als Stall und als Blockhaus dienenden Bauten. Eine freisrunde Steinplatte deckte fugenscharf ein Loch, durch das sich ein schlanker Mann gerade noch in das 3—4 m tiefe Gewölbe hinablassen konnte.

Nach der Rückkehr wurde ich im Zelte eines liebenswürdigen Lagerkommandanten zu einem wahrhaft sonntäglichen Essen gebeten. Der Regen hatte zugenommen. Aber unter dem Plandach herrschte bei Wein und Likör fröhlichste Stimmung. Die Rede kam auf Abd el Krim, und die Ansicht der Offiziere stimmte darin überein, daß allein die Ausländer Vorteil von dem Kriege hätten. Woher rühre überhaupt das Zerwürfnis mit Abd el Krim? Ich hörte eine ganz neue Darstellung, die ich hier mit allem Vorbehalt wiedergebe.

Im Weltkriege, als Abd el Krim noch Dolmetscher und Lehrer des Arabischen an der Kriegsschule in Melilla war, lenkte er durch seine deutschfreundlichen Beziehungen die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sich. Man war damals auf der Suche nach Schlupfwinkeln deutscher Unterseeboote. Die Bucht von Alhucemas, wo Abd el Krim als Ben-Ouriaghel Einfluß besaß, wurde als ein solcher bezeichnet, und schließlich gelang es dringlichen französischen Vorstellungen, daß man Abd el Krim wegen aufrührerischer Machenschaften — das Unterseebootmärchen

Links: Zu den Verhandlungen über ein deutsch-ägyptisches Handelsabkommen in Berlin: Der ägyptische Ministerpräsident Ziwar-Pascha (rechts) mit dem ägyptischen Botschafter in Berlin, Sayfullah Yusry-Pascha, nach der Ankunft in der Reichshauptstadt. — Rechts: Vom Ersten Anhaltischen Evangelischen Landeskirchentag in Dessau am 25. Oktober: Die Kundgebung auf dem Riemannschen Platz.

Zum 100jährigen Geburtstage des Walzerkönigs Johann Strauß am 25. Oktober: Die von der Stadt Wien veranstaltete Feier im Saale des Wiener Musikvereins.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adalbert Sipos.

Bei dem Festkonzert, an dem auch Bundespräsident Dr. Hainisch teilnahm, sprach die Schauspielerin am Burgtheater Lilli Marberg im Kostüm der Vindobona einen Prolog; Felix Weingartner dirigierte Straußische Kompositionen, und der Pianist M. Rosenthal spielte Phantasien über Straußische Themen.

Links: Während der Feier anläßlich des 100jährigen Geburtstages von Johann Strauß im Stadtpark zu Wien am 25. Oktober; >< Bundespräsident Dr. Hainisch, neben ihm die Witwe von Johann Strauß und Bürgermeister Seitz. — Rechts: Vom Besuch des kubanischen Schachmeisters Capablanca in Berlin: Moment aus seinem Simultan-Spiel gegen 30 Gegner im Berliner Schachklub am 27. Oktober.

ließ sich nicht beweisen — vor Gericht stellte und zu strenger Haft verurteilte. Er wurde in einem der kleinen kreisrunden Forts, die eine Eigentümlichkeit der Gegend von Melilla bilden, untergebracht — ein Märtyrer deutscher Sache. Hier mochte er über den Lauf der Welt und der Geschichte nachbrüten. Und er tat das auf seine Weise — auf die andere, vermeintlich deutsche Seite und zum Bruch getrieben. Damals machte er jenen Fluchtversuch, durch dessen Folgen er heute noch humpelt. Er ließ sich am Seil von der turmhohen Brüstung herab, stürzte und blieb mit gebrochenem Bein hilflos liegen. Man brachte ihn ins Lazarett, wo der so vielfach Bestrafte, dessen Laufbahn beendet schien, neue Leidenswochen auszustehen hatte, bis schließlich doch der Übertritt auf heimisches Gebiet gelang.

Französischer Terror in Syrien: Blick auf die Stadt Damaskus, die angeblich zur Strafe für Angriffe auf französische Soldaten seitens der aufständischen Drusen durch die Franzosen vom 18. bis zum 20. Oktober bombardiert und zum Teil zerstört wurde.

Hervorragende deutsche Tennisspieler.

(Hierzu die Bildertafel auf S. 700.)

Der Tennissport hat in den letzten Jahren bei uns einen ganz gewaltigen Aufschwung genommen. Daß unsere führenden Spieler, die Deutschlands Tennisruhm bereits vor dem Kriege weithin verbreiteten, heute immer noch trotz mancher guter junger Spieler sich an der Spitze behaupten, verdient besondere Erwähnung und Achtung. — Ein Mann überragt nun seit fast zwanzig Jahren alle seine deutschen Kameraden — Otto Froitzheim. Nicht mit Unrecht hat man ihn den „Meister auf einsamer Höhe" genannt. Er verdient diesen Beinamen, denn wenn er ganz auf der Höhe seiner Form war, konnte ihm auch in diesem Jahre eigentlich niemand gefährlich werden, obgleich er bald 42 Jahre alt ist. Auf Turnieren und in Länderkämpfen blieb er an erster Stelle gegen die besten Gegner siegreich und heftete neuen Ruhm an seine und Deutschlands Fahne, ist er doch der Spieler, den das uns nicht freundlich gesinnte Ausland anerkennt und fürchtet. — Die deutsche Damen-Meisterschaft errang nach sechsmaligen Versuchen beim siebenten Endspiel in diesem Jahre Frau Nelly Neppach. Aber nicht allein in Hamburg holte sie sich drei Meistertitel. In Braunschweig fielen ihr gleichfalls alle Meisterschaften zu, und in der Halle ist sie ebenfalls Meisterin. — Wahrlich ein stolzer Triumph, sieben Meistertitel in einem Jahre sich zu holen! Daß wir aber nicht nur einen Froitzheim, sondern auch sonst eine große Zahl tüchtiger Spieler haben, die auf in- und ausländischen Turnieren ihre Kunst gezeigt und den deutschen Tennissport zu Ehren gebracht haben, ist uns eine ganz besondere Freude. — Da sind zunächst Dr. Landmann, W. Hannemann und Moldenhauer fast in einem Zuge zu nennen. Es bestehen kaum Stärkeunterschiede zwischen diesen, denn sie alle haben Froitzheim manch harten Kampf in diesem Jahr mit nur ganz knappem Ausgang geliefert. Daß einer der „alten" Spieler sogar noch Fortschritte machen kann, zeigt der Fall H. Kleinschroth, der als unser bester Doppelspieler sich auch im Einzel von allerbester Seite zeigte. F. W. Rahe, sein früherer Doppelpartner, war anfangs wieder gut, hat im Herbst aber manchen Versager gezeitigt, und seine Zeit scheint vorbei zu sein. Sehr knappe Niederlagen gegen unsere ersten Leute hat auch Demasius zu verzeichnen, der im Doppelspiel mit zwölf Siegen einer der erfolgreichsten war. Bergmann, im Einzel ohne nennenswerte Resultate, hat mit H. Kleinschroth zusammen unsere besten Doppelpaare geschlagen. Hervorragendes leistete im Herbst wieder unser Heinrich Schomburgk, der sogar Rahe schlug und im Mixed mit seiner Frau wieder unübertrefflich spielte. Oskar Kreuzer war anfangs schwach, aber im Doppel öfters noch sehr gut. Der Spätherbst brachte ihm nach manchem Mißerfolg schließlich einen Sieg über Moldenhauer. Deutschland hat 1925 allein vier Länderspiele gewonnen und Österreich, Tschechoslowakei, Schweiz und Holland geschlagen.

Vom elften Länderkampf zwischen den Fußballmannschaften von Deutschland und der Schweiz in Basel am 25. Oktober: Die deutsche Mannschaft, die mit 4 : 0 siegte. (Phot. W. Dierks, Basel.)

Gebet zu den Sternen.

Von Frank Crane, Neuyork. (Übertragen von Max Hayek.)

Dunkelheit, ich fliehe zu dir. Nacht, ich hülle mich in dich ein wie in einen Mantel, um dem kalten, erbarmungslosen Leben zu entrinnen.

Nachthimmel, mit Sternen übersät wie eine Frühlingswiese mit Blumen — ich sende meine Seele zu dir, daß sie auf dir spiele wie ein fröhliches Kind.

Du hast, was die Erde nicht hat — Unendlichkeit. Die Unendlichkeit lauert unter euch, o meine Sterne! Die Unendlichkeit, die der Schatz der Demütigen ist, der Balsam der Zerbrochenen, die Tröstung der Getäuschten, das Geheimnis derer, die mißverstanden sind, der Schlüssel zum Frieden.

Ich tauche meine trübe Seele in die sanften Tiefen der Finsternis, auf denen ihr schwebt, wie der Schwimmer in die Wässer der tropischen Bucht taucht, und tauche wieder herauf, erfrischt, gereinigt von aller Unrast und allem Ver-

Dr. Arthur Drews,
Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Verfasser bedeutender philosophischer Werke, feierte am 1. November seinen 60. Geburtstag.

Von der Fertigstellung des neuen Golfplatzes und Klubhauses des Berliners Golfklubs in Wannsee bei Berlin: Begrüßung der zur Besichtigung erschienenen Pressevertreter durch Direktor Guttmann vom Berliner Golfklub vor dem Klubhaus am 26. Oktober.

Generalleutnant Alfred Müller,
Kommandeur der vierten Reichswehrdivision und Befehlshaber im Wehrkreis IV, der am 29. Oktober bei Scharfschießübungen auf dem Truppenübungsplatz in Jüterbog durch eine verirrte Maschinengewehrkugel tödlich getroffen wurde.

druß. Ich bin mir selbst ein Wohlgeruch, der mir engelhaft scheint, denn ich habe im Himmel der Engel gebadet.

Sie sagen mir, daß ihr Welten seid, mächtiger als die unsere. Sie sagen mir, daß eure breiten Milchstraßen Sonnenhaufen seien. Ich höre über mir nur den stummen Donner eurer Entfernungen und stehe in ehrfurchtsvollem Staunen da und bewundere euren herrscherischen Zug, der ewig ist.

Gebt mir von eurer Ruhe! Oh, daß ich Gewaltiges in so göttlichem Schweigen vollbringen könnte! Warum prahlen und brüsten sich doch die Menschen und posaunen es in die Weite, wenn ihnen der Zufall ein großes Werk gelingen ließ? Und warum müssen die Achsen dieser Erde knarren und stöhnen und klagen und schreien, wenn sie sich bewegen, während die Sternenwagen lautlos und treu dahineilen?

Gebt mir die glättende Vollkommenheit eures sternenhaften Schweigens.

Gebt mir etwas von eurer Ordnung, in der ihr die erstaunlichen Kurven und schwindelnden Wirbel vollführt, ohne in Verwirrung zu geraten. Schneller als Flintenkugeln eilt ihr längs der verworrenen Pfade eures Reigens dahin, Millionen von Meilen verschlingend, wie ihr eilt, und da ist kein Zaudern und kein Zusammenprall. Belehrt mich, meine Sterne, daß ich meine kleinen Ziele mit einem Wenigen von eurer Schnelligkeit und Genauigkeit erreichen möge!

Gebt mir von eurer Majestät, daß ich an meinem Glauben unbeirrt festhalte, klar in meiner Erkenntnis, lächelnd in meiner Zuversicht, in all meinen Gedanken und im Aufsteigen und Verlauf meiner Leidenschaften, auf daß ich immerdar eine sternengleiche Würde bewahren möge!

Gebt mir von eurem Vertrauen! Wird derjenige, der euch unzählbare Welten wie goldene Äpfel durch den Raum hin spielt, nicht auch meiner und dessen, was ich bedarf, in zarter Fürsorge eingedenk sein?

O meine Sterne, in euren strahlenden Augen sehe ich die strahlende Seele des All-Liebenden.

Strömt das süße Chrisam eurer göttlichen Schönheit auf mich nieder, regnet eure geheimnisvollen Segnungen auf mich herab, der ich in Staunen emporblicke, und macht mich zu einem Bürger eures Reiches.

Beschleuniget die Entwicklung dieser trägen Welt, die aus dem Chaos von Haß und Streit und Krieg langsam dahinkriecht zur Sternenordnung der Liebe, der Gemeinschaftlichkeit und des Gesetzes.

Die reichsdeutsche Uraufführung der dreiaktigen Komischen Oper „Hochzeit im Fasching" von dem ungarischen Komponisten Eduard Poldini in der Staatsoper zu Dresden am 24. Oktober: Eva Plaschke (rechts) als Gutsherrin mit ihren Dienern. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Szenenbild aus der Erstaufführung des romantischen Stückes „Anja und Esther" von Klaus Mann, dem Sohne Thomas Manns, in den Kammerspielen zu Hamburg am 22. Oktober. Spielleitung: Gustav Gründgens; Begleitmusik: Klaus Pringsheim. 1 Erika Mann, die Tochter von Thomas Mann, als Anja; 2 Pamela Wedekind, die Tochter von Frank Wedekind, als Esther; 3 der Verfasser Klaus Mann als Kaspar. (Phot. J. Thiele, Hamburg.)

Meister im deutschen Tennissport

Hervorragende Vertreter aus den letzten Jahren

Dr. Otto Froitzheim, Köln.

Curt Bergmann, Radebeul bei Dresden.

Rechts im Oval: F. W. Rahe, Rostock.

Dr. H. Kleinschroth, Berlin.

G. W. Demasius, Berlin-Dahlem.

Heinrich Schomburgk, Leipzig.

Links im Oval: Frau Nelly Neppach, Berlin.

W. Hannemann, Köln.

Oskar Kreuzer, Frankfurt a. M.

Hans Moldenhauer, Berlin.

Dr. H. Landmann, Berlin-Tegel.

DER ABGRUND

ROMAN · VON · EDMUND · SABOTT

(10. Fortsetzung.)

In unwirklich machender Ferne liegt alles, was Flaghertie O'Wills sie einst schauen und erleben ließ, und wäre nicht die kleine schillernde Kapsel mit dem winzigen Fleckchen im Innern, so müßte sie meinen, daß die Reise niemals gewesen sei.

Die Tage vergehen, einer reiht sich an den andern, eine Ewigkeit. Und doch ist es noch immer Mai. Die Bäume draußen im Garten stehen im weißen Hochzeitskleid, noch acht Tage oder zehn, dann werden die Kastanien ihre Kerzen anzünden, und im Walde sind dann die Veilchen verblüht: der Mai wird vergangen sein.

Flaghertie O'Wills kommt nicht. Er kommt nicht, kommt niemals wieder. Wo mag er sein? Irgendwo in der großen Welt, die ihn so berauscht, und deren ganze Länder seine Heimat sind. Vielleicht trägt ihn jetzt, zu dieser Stunde, eins der großen Schiffe über das Meer. Er geht in einen anderen Erdteil, vergißt Paris, vergißt den Park von Meudon, die Abende in Fontainebleau, die Teiche in den Schloßhöfen. Er vergißt Hella Trees oder erzählt allerhöchstens die Geschichte ihres absonderlichen Kennenlernens irgendeiner anderen Frau, wie er Hella Trees einmal die Geschichte seiner früheren Abenteuer erzählt hat.

Aber er kommt nicht wieder. Es vergehen die Tage, aus denen einmal Wochen, Monate und Jahre werden.

Nun sind es schon drei Wochen, seit Hella in Köln Flaghertie O'Wills zum Abschied die Hand gereicht hat. Es werden abermals Wochen vergehen, und was heute noch so quälend laut ist, wird langsam zum Schweigen kommen, was heute noch brennt, wird erlöschen und erkalten, was heute noch so unruhig zuckt, wird still werden. Götz wartet, und er soll nicht vergeblich warten. Bei ihm ist Frieden. Und Frieden ist Glück, sagte die Mutter.

Der andere aber kommt nicht — — —

Es ist Abend geworden, wieder ein Abend. Über die See hat sich das Dunkel gesenkt, weiße und gelbe Lichter blitzen hier und da auf über dem Wasser. Ganz leise rauscht es, und um das Haus ist es still. Drunten das Dorf liegt im Schlaf, keine Lichter leuchten mehr von dort herüber. Dann und wann ein kurzes Hundegekläff, sonst nichts.

Hella ist schon halb entkleidet, aber sie hat noch nicht das Bedürfnis, sich zur Ruhe zu legen, obwohl sie müde ist. Ihre Augen sehen das altgewohnte Bild dort unten wie im Halbschlaf.

Sie lehnt sich zum Fenster hinaus, schaut über den Garten hin, wo die Kirschbäume leuchten, und schaut hinüber zur See. Die Stille wiegt sie in Träume. Was sie träumt, weiß sie nicht. Es wird dunkler, sie hat das Bewußtsein von der Zeit verloren. Vielleicht ist es schon Mitternacht.

Und sie geht zurück in das Zimmer, zündet Licht an und geht dann vor den Spiegel, um die Haare zu lösen, aber ihre Arme bleiben in dieser Bewegung jählings hangen, ihr ganzer Leib erstarrt — — —

Von unten her, durch das geöffnete Fenster, kam ein kurzer Ruf, ein Vogelschrei!

Ein Vogelschrei, wie ihn Flaghertie O'Wills im Walde von Fontainebleau ausstieß, und worüber sie damals so viel lachten.

Sie weiß genau: Dort unten, im Garten, steht Flaghertie O'Wills. E r war es, der sie eben rief. E r wartet.

Und sie will hier stehen bleiben, will nicht zum Fenster gehen, will kein Zeichen, keine Antwort geben; sie will das Licht löschen. Aber das alles tut sie nicht — sie geht hinüber zum Fenster, öffnet die beiden Flügel noch weiter und schaut hinaus.

Unten im Garten, mitten auf dem Wege, steht unbeweglich ein Schatten. Er hebt sich deutlich ab von dem hellen Kies des Weges. Ein Gesicht ist zu ihr emporgewandt.

Hella steht still und unbeweglich.

„Ich komme!“ sagt sie so leise, daß sie selbst diese beiden Worte der Unterwerfung kaum verstehen kann. „Ich komme!“

Unten wiederholt sich gedämpft der kurze kreischende Schrei.

Da wendet sich Hella um, sie geht durch das Zimmer und geht zur Tür, öffnet sie und huscht die Treppe hinab.

Sie m u ß so handeln. Sie hört tausend Stimmen des Widerstrebens in sich; sie weiß von aller Gefahr, in die sie sich begibt; sie weiß genau, daß Unglück nun über sie kommt, Unfrieden und Elend: aber sie geht, denn sie m u ß gehen.

Dann steht sie im Rahmen der Verandatür, tut die paar Schritte zur Treppe, und der Schatten, den sie vorhin von oben sah, kommt auf sie zu. Er breitet die Arme, und wie sie noch auf der obersten Stufe der Treppe steht, umfängt er sie. Und Flaghertie O'Wills' Lippen liegen auf ihrem Munde, und sie küßt ihn wieder. Sie hält seinen Kopf in ihren Armen. Sie küßt ihn und muß ihn immer wieder küssen. Und zwischen ihren Küssen sind kurze, abgerissene Worte, verflackerndes Lachen und Schluchzen.

„Ich bin gekommen“, sagt Flaghertie O'Wills. „Ich mußte kommen — Hella, du Weiße! Ich mußte kommen. Es rief mich immer. Nun bin ich da!“

Er hält sie auf seinen Armen wie ein Kind, küßt sie und sagt ihr ins Ohr: „Ich mußte kommen! Nun magst du mich wegschicken! Aber ich habe dich noch einmal gesehen, und du hast mich geküßt — ich habe dich geküßt.“

Ihr Kopf liegt auf seiner Schulter, und ihre Arme umklammern seinen Hals. Sie schüttelt zu seinen Worten den Kopf, und zwischen Lachen und Weinen fleht sie ihn an: „Geh nicht! Geh nicht! Du! Nein! Ich liebe dich! Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

IX.

An jedem frühen Tag, wenn die Morgensonne heraufgekommen ist, dann kommt von Mönchsgut herüber ein schlankes weißes Boot. Das wiegt sich und schwebt auf dem Wasser, oder es ist an manchen Tagen, wenn die Wellen ihre Gischtköpfe erheben, für flüchtige Augenblicke ganz unsichtbar in den Wassertälern. Aber jeden Morgen kommt es, jeden frühen Morgen.

In schneller Fahrt nähert es sich dem Land und der Mole, und ist es nahe genug, so kann man im Vorderteil des Bootes einen Mann erkennen, der sich hoch aufgerichtet hat und breitbeinig dasteht, die Fäuste in die Hüften stützt. Er läßt seine Blicke schweifen über die Mole und den Strand.

Auf seinem schwankenden Stückchen Boden steht er in kecker, verwegener Haltung, Oberkörper und Kopf etwas zurückgebeugt. Jedes Schaukeln des Bootes fängt er mit einem Wiegen seines Körpers auf. Er ist barhäuptig, das Gesicht sonnengebräunt, und die straff anliegenden, zurückgekämmten Haare umgeben seinen schmalen Kopf wie eine glänzend schwarze Kappe aus Metall. Er lächelt, und alles an ihm ist Fröhlichkeit, Jugendbewußtsein und — ein wenig leichtsinnige Lebenslust.

Das Licht blendet ihn, und er überschirmt die Augen mit der Hand, hält Ausschau, und plötzlich bemerkt er auf der Mole oder unter den Bäumen am Strande eine weißgekleidete Frau. Ein lichtblauer Schal umflattert ihren Kopf wie eine Fahne.

Ein kurzer heller Ruf kommt grüßend vom Boot herüber, und nun winken die beiden einander zu.

Das Boot biegt um die Mole, und nach zwei oder drei Minuten schweigt sein Motor. Der Mann springt hinüber auf den Landungssteg, ohne abwarten zu können, bis das Boot festgemacht ist. Er kann es auch nicht über sich bringen, der Frau, die ihn erwartet, mit gemessenen Schritten entgegenzugehen. Er läuft auf sie zu, streckt ihr die Hand hin und küßt sie ihr.

„Oh, daß du gekommen bist!“ sagt Ruiz Avellanda. „Daß du gekommen bist, Hella! Und sieh nur, das Wetter ist so schön, keine Wolke! Und der ganze Tag gehört uns.“

Langsam gehen sie hinunter zum Strand.

„Wohin heute, Hella? In den Wald? Es war gestern so schön dort.“

„Ja, in den Wald, wenn du willst.“

„Oder willst du lieber unten bleiben am Strand?“

„Wie du willst, ganz wie du willst.“

Er antwortet nach kurzem Überlegen lachend: „So wollen wir denn keinem Unrecht tun, weil jeder uns doch schon so viel Gutes getan hat: der Wald und auch die See. Wir wollen beide besuchen. Komm!“

Das alles sind alltägliche Worte, und sie haben für die beiden doch einen eigenen Sinn. Der Wald, die See, der Strand, die Felsen dort — wenn sie von all dem sprechen, so heißt das: Ich liebe dich! — Liebst du mich? — Ja, ich liebe dich!

Die weißen Küstenfelsen, die ihre mächtigen Brüste hinausdehnen zur See, und deren lichtgrüne Häupter sich im Wasser spiegeln, diese weißen Felsen lieben sie ganz besonders. Jeder hat für sie ein besonderes Antlitz, jeder eine besondere Seele, und sie haben ihnen Namen gegeben, die in keinem Reisehandbuch zu finden sind, Namen, die sich mit einem Erlebnis verknüpfen oder mit einem Wort, das sie gesprochen haben, als sie zum erstenmal diese Felsen sahen. Und jeden Morgen grüßen sie die weißen Riesen mit den Namen, die sie ihnen gegeben haben. Nachmittags aber, wenn die Sonne gleißt und brennt, dann gehen sie hinauf in den Wald und durchstreifen ihn kreuz und quer. Sie gehen Hand in Hand oder Arm in Arm, und es ist ihnen zumute wie zwei Kindern, die auf kindlichen Entdeckungsfahrten sind. Sie lachen und sind fröhlich. Sie kommen sich selbst vor wie zwei Wesen dieses Waldes, und sie erkennen in allem, was ihren Weg kreuzt, Geschöpfe und Schöpfungen, die mit ihnen eine gleiche Sprache reden, und von denen sie verstanden werden.

Sie grüßen die See und den Wald jeden Morgen, tagaus, tagein. Sie grüßen die Sonne, die mit dünnen Goldfingern durch das dichte grüne Laub greift, und sie grüßen jedes Fleckchen in der Stille, das für sie eine Erinnerung ist: die Erinnerung an irgendeine wundersame

Stunde, an einen Kuß oder die Erinnerung an einen besonders schönen Blick in ein grünes Waldtal und über grüne Hügel.

Und sie fragen einander dann: Weißt du noch?

Und sie antworten sich glücklich und lächelnd: Ja, ich weiß. Wie könnte ich das vergessen? Liebe ich dich denn nicht? Du liebst mich doch? — Ja, ich liebe dich.

Unausschöpflich sind die Wunder, die der Wald birgt und die See. — Was ist eine Blume? — Ein großes Wunder! — Das zierliche, bunt schillernde Vögelchen, das auf dünnen Beinchen durch das Gras hüpft und so rührendes Zirpen von sich gibt, das mit glänzenden schwarzen Perlaugen zu den beiden Regungslosen hinüberäugt, ist ein Wunder, das ihnen gesandt ward.

Sie sehen das alles mit staunenden, andächtigen Augen, und es ist ihnen, als sähen sie das alles zum erstenmal. Wenn die weißen Gischtrosse der Wellen angesprungen kommen und mit breiter grüner Brust sich vorstürzen auf den Strand oder gegen die Felsen, wenn sie wieder zurückweichen, um mit neuem Ansturm anzubrausen und abermals zu zerschellen, so sehen sie in ihnen seltsam belebte Wesen, die ihnen gleichen.

In demütiger andächtiger Freude oder mit hellem Übermut genießen sie die Wunder und das Glück dieser Tage.

Das Glück kommt, wie die Sonne kommt; wie sie langsam über den blauen Himmel wandert und dann doch wieder versinkt, so kommt und erhebt sich und versinkt auch für sie das Glück jedes dieser Tage. Es vergeht, wenn der Abend kommt, und wenn das kleine weiße Boot wieder hinüberfährt zur anderen Küste.

Sie winken und lächeln, aber das Glück ist gegangen; und nun kommt die Nacht. Es kommen die dunklen Zweifel, die dunkeln Nöte und die hoffnungslosen Kämpfe gegen die harte Forderung: Niemals mehr! Dunkler und schlimmer werden diese nächtlichen Nöte und Kämpfe, je länger die Zeit dieses Glückes dauert, und es kommt vor, daß diese Nachtgesichte mit ihren grauen Händen hinübergreifen bis in den hellichten Tag, daß sie Schatten weben vor die Sonne und daran mahnen, wie trügerisch und schnell vergänglich das Glück dieses Frühlings ist. — — —

Aus nichtigen Worten oder nichtigen Begebenheiten tauchen jäh und erschreckend diese Nachtgesichte am hellsten Tage auf.

Einmal, eines Morgens, als er das weiße Boot wieder festgemacht hatte an der Mole, mußte Hella lachen, und sie sagte zu Avellanda: „Weißt du, woran ich immer denken muß, wenn ich hier warte und dich von drüben kommen sehe? — An Hero und Leander muß ich denken, und es kommt mir so drollig vor.“

Avellanda machte dazu ein unwissendes Gesicht, und man sah ihm an, daß er niemals in seinem Leben etwas von den beiden gehört hatte.

„Hero und Leander?“ fragte er ahnungslos.

Hella errötete, und Avellanda hatte eine verlegene Miene. Aber plötzlich standen Zweifel und Mißtrauen zwischen ihnen. Eine Unkenntnis, die man wohl Ruiz Avellanda, dem Hoteldieb, nachsehen konnte, war bei Flaghertie O'Wills, dem reichen Iren, dem Weltmann, befremdlich und verdächtig.

Keiner sprach mehr von Hero und Leander, und sie versuchten auch, den Gedanken an dieses Liebespaar aus sich zu verbannen. Aber Hella mußte jeden Morgen daran denken.

Ein andermal, als sie durch den Wald gingen, erzählte Hella absichtslos und in fröhlicher Erinnerung befangen von ihrer Kindheit. Sie erinnerte sich des Kosenamens, zu dem sie ihren Rufnamen verunstaltet hatte, und sie mußte lachen. So versunken war sie in ihre Erinnerung und in ihr Erzählen, daß sie nicht bemerkte, wie Avellandas Gesicht ermattete und ein wenig traurig wurde.

„Mich nennt nie ein Mensch bei meinem Namen“, sagte er plötzlich in ein kurzes Schweigen hinein. Seine Stimme klang anders als sonst. „Auch du nennst mich nie bei meinem Namen, Hella, du nennst mich Liebster, du sagst ‚du‘, aber meinen Namen — — —“

Sie sah erschrocken zu ihm auf, und er ergriff ihre Hände und zwang sie so, stehen zu bleiben.

„Du sollst mich Ruiz nennen“, flüsterte er ihr ins Ohr. „Sprich ihn nur ein einziges Mal aus, diesen Namen — bitte!“

Hellas Hände zitterten, sie sah ihn voller Angst an, fand keine Erwiderung, und er bat sie leise, ganz sehnsüchtig: „Du sollst mich Ruiz nennen! Willst du das tun?“

So inbrünstig klang seine Bitte, so verlangend, daß sie alle qualvolle Ungewißheit überwand; und zum erstenmal sprach sie seinen Namen: „Ruiz!“

Er beugte sich über ihre Hände und küßte sie.

„Ich danke dir, Hella.“

Dann hob er den Kopf und sah ihr in die Augen: „Seit meiner Kindheit habe ich diesen Namen nicht mehr gehört, kein Mensch hat ihn seither ausgesprochen. Damals nannte man mich Ruiz. Ein Kosename — wer weiß, wer ihn mir einmal gab.“

Er schaute sie, während er diese Worte sprach, mit großen offenen Augen an, aber dennoch wußte sie, daß er log, daß er ihr sein Geheimnis verschwieg, und sie wollte fragen, wollte von allen Ungewißheiten sprechen, die ihn umgaben, aber seine Augen flehten sie an und barmten: Frage nicht! Frage nicht!

Und sie schwieg, sie fragte nicht, aber ein Dunkel war vorübergehuscht durch diesen hellen Nachmittag, und ihre Herzen pochten vor Angst, vor Furcht und Scham.

Hella aber nannte ihn von nun ab Ruiz, und wenn sie diesen Namen aussprach, so mußte sie sich des qualvollen Augenblicks entsinnen, da er sie gebeten hatte, ihn mit diesem Namen zu nennen. —

Und die Tage kommen und gehen; vor jedem einzelnen aber steht die Forderung: Es soll der letzte sein! Niemals mehr!

Schon sind aus den Tagen fast zwei Wochen geworden. Zuweilen schreibt Hella ein paar kurze Zeilen an ihre Eltern, daß es ihr hier in dem großen Badeort gut gefalle, und daß sie noch einige Zeit bleiben wolle. Sie habe bei ihrer Freundin, einer guten Bekannten aus der Schulzeit her, ebenso wie in früheren Jahren, gute Aufnahme gefunden und werde mit Bitten bestürmt, während der ganzen Badezeit hierzubleiben. Es sei auch angenehmer und abwechslungsreicher, den Sommer hier zu verbringen als dort oben in dem toten Nest.

Auf solche Briefe antwortet dann regelmäßig die Mutter. Sie schreibt von belanglosen Dingen, von gleichgültigen Ereignissen, die sich unten im Dorf oder bei Bekannten abgespielt haben, aber zwischen den Zeilen stehen verschwiegene Ermahnungen, heimliche Fragen, auf die Hella niemals antworten kann, und sie wagt diese Briefe nur zu lesen, wenn sie abends allein ist. Sie durchfliegt sie hastig und zerreißt sie danach in viele kleine Stücke, als fürchte sie sich vor ihnen.

Sie will antworten, will schreiben, daß sie nun wieder nach Hause kommt, und sie will auch an Götz schreiben und will ihn bitten, die Einladung, die er für sie und ihren Vater ausgesprochen hat, jetzt gleich zu wiederholen, damit sie sofort zu ihm kommen könne.

Es muß ein Ende finden! Sie muß sich irgendeinem Menschen ganz und gar anvertrauen. Wie der Kranke zu einem Arzt geht, um von dem die Diagnose seiner Krankheit gestellt zu bekommen, so hat Hella das Bedürfnis, sich und ihre Seelenkrankheit einem zu offenbaren, dessen Augen klar und gütig genug sind, sie zu verstehen, und dessen Herz lauter genug ist, sie zu stärken. Sie fühlt sich willenlos, müde und mürbe; sie läßt sich treiben, sieht tatenlos zu, wie ihre Widerstandskraft immer wieder zusammenbricht, wenn Flaghertie O'Wills mit ihr spricht, sie ansieht, wenn sie sein Lachen hört. Und je mehr sie an ihrer Kraft zweifelt, ihm jemals entrinnen zu können, um so hoffnungsloser wird es in ihr, um so stumpfer werden die Waffen, mit denen sie einstmals hoffte, ein Irren wie dieses zu bekämpfen.

Immer von neuem setzt sie sich eine Frist: Morgen werde ich ihm sagen, morgen m u ß ich ihm sagen, daß er gehen soll. Es muß ein Ende finden! Er darf nie wiederkommen. Niemals mehr darf mich eine Nachricht von ihm erreichen! Er darf nie wieder mein Leben stören! Das alles muß ich ihm sagen, das alles muß ich ihm morgen sagen. Und dann gehe ich heim zu den Eltern — heim zu Götz. Er wartet auf mich, und wenn ich ihn auch nicht liebe, so habe ich doch ein tiefes Verlangen nach ihm und nach seiner Liebe. Ich will ihn wiederlieben, damit ich ganz gesund werde. Morgen werde ich Flaghertie O'Wills bitten, zu gehen.

Aber der andere Tag kommt und geht vorüber, ohne daß sie ein Wort von alledem gesprochen hat. Tausendmal hat sie es versucht, und tausendmal flehten seine Augen: Sprich nicht! Gönnst du mir diese Zeit nicht, diese kurze Zeit, in der ich einmal — auf ein paar Wochen nur — ganz glücklich bin? Sprich nicht!

Und sie schweigt, sie sagt kein Wort, aber in ihr reift allmählich der Entschluß, vor sich selbst und vor Flaghertie O'Wills zu fliehen. Aber auch dazu bringt sie die Kraft nicht auf: Je klarer in ihr dieser einzig mögliche Ausweg wird, um so deutlicher sieht sie auch Flaghertie O'Wills' vorwurfsvolle und verzweifelnde Augen auf sich gerichtet. Sie flieht nicht. Jeden Morgen geht sie hinunter zum Strand, ihn zu erwarten, und nur einmal fragte sie schüchtern: „Wann wird dies alles ein Ende haben, Ruiz? Wann werde ich hier nicht mehr stehen und auf dich warten, wann wirst du nicht mehr hier herüberkommen?“

Sie sah ihn bei diesen Worten nicht an, aber er zwang sie, ihr Gesicht ihm zuzuwenden, und antwortete ihr in verzweifeltem Trotz: „Ich komme immer — immer — jeden Morgen!“

„Es gibt kein Immer!“

Er ging ein paar Schritte neben ihr her, ohne ihr antworten zu können, dann fühlte sie ihre Hand fest umklammert.

„Wenn ich nicht mehr komme, und wenn du nicht mehr hier wartest, dann werden wir beide, du und ich, Hella, gemeinsam irgendwo anders sein, wo wir nicht diese furchtbar drückenden Rücksichten zu nehmen brauchen, wo ich mich nicht um der lieben Leute willen zu verstecken brauche. D a s wird geschehen, wenn ich nicht mehr komme, und wenn du nicht mehr hier wartest.“

„Du glaubst daran?“

Er warf den Kopf zurück, sah gerade vor sich her, und seine Hand umschloß noch immer fest ihr Handgelenk.

„Ja, ich glaube daran! Was sollte aus mir werden, Hella, wenn ich daran nicht glauben könnte? Ich muß daran glauben!“

Sie begriff, daß seine Worte eine Frage enthielten, die an sie gerichtet war, und daß er wie ein Verdurstender danach verlangte, von ihr eine Bestätigung zu hören für seine Worte, und sie hätte nun antworten müssen, daß es nur dann zwischen ihnen eine Gemeinschaft geben könne, wenn Wahrheit und höchstes Vertrauen sie miteinander verbänden. Sie hätte ihn fragen müssen: Woher kamst du? Wohin wirst du gehen? Wer bist du? Wer ist Flaghertie O'Wills, den ich Ruiz nenne? Und was für ein Geheimnis ist es, das dir deine Lippen verschließt?

(Fortsetzung folgt.)

Eleganz am Nachmittag

Kleid aus beigefarbenem Crêpe de Chine mit kleidsamem Rückenarrangement und tief unter der Hüfte angesetzten Glocken. Dazu grüner Samthut. Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut). — **Oben Mitte:** Vorderansicht desselben Kleides. Trägerin: Die Schauspielerin Marion Lessing.

Rotes Crêpe-de-Chine-Kleid mit Bändchenvolants und Samtrosette. Dazu hoher Filzhut. Trägerin: Die Schauspielerin Marion Lessing. Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).

Links: Schwarzes Crêpe-de-Chine-Kleid in Glockenform mit gelblichen Spitzenarrangements. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Schostal & Laderer, Wien. — **Mitte:** Die Tänzerin Hedy Pfundmeyer in einem Mantel aus dunklem Breitschwanz mit grauer Breitschwanzgarnierung. Modell: Penizek & Rainer, Wien. — **Rechts:** Eleganter Mantel aus Feh. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Emil Horovitz & Co.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. Phot. Zimbler, Wien.

Das Atlantis-Rätsel im Lichte der Welteislehre.

Von Hanns Fischer.

Mit 4 Abbildungen nach Aquarellen von A. Hückel.

Seit vielen Jahrzehnten gehört das Rätsel der Atlantis zu jenen Unbegreiflichkeiten, die einer Lösung zu spotten scheinen. Trotzdem zog in aller Stille und gewissermaßen ohne jede Absicht ein Deutscher, Hanns Hörbiger, im Verfolg seiner Welteislehre, den Schleier von dem fernen Trauerspiel, derart, daß heute der Untergang des zwischen Europa, Afrika und Amerika gelegenen Brückenlandes wie eine Naturnotwendigkeit vor uns liegt.

In Jahrmillionen ferne Vorzeiten müssen wir zurückgehen und können alles doch erst dann begreifen, wenn wir das Schicksal der Erde in Verbindung mit ihrem damaligen Monde betrachten (Abbild. 2). Damaliger Mond? Gewiß! Denn die Erde hat, wie die geologischen Schichten unwiderleglich beweisen, seit dem Tage, da unser Heimatstern den ersten Ozean auf sich trug, etwa sieben bis acht Monde besessen, die, vordem selbständige Planeten zwischen Erde und Mars, von ihm innerhalb kosmischer Zwischenräume eingefangen und in Trümmerstücken aufgenommen wurden. So hat also unser heutiger Begleiter auch erst seit einer bestimmten Spanne die Erdennächte erhellt. Wir tappen jetzt noch im Dunkeln, doch bald werden wir klarer sehen. Wenn wir nämlich von der rein gedanklichen Annahme eines völlig leeren Weltraums absehen und die Erfahrungstatsachen gelten lassen, den Weltraum also — woran heute kein Zweifel mehr sein kann — mit einem auch noch so dünnen Stoff als erfüllt betrachten, so muß ebendiese Erfülltheit auf die Bewegung der Gestirne einen hemmenden Einfluß haben. Für das Doppelgestirn Erde-Mond ergibt sich dann die Notwendigkeit eines während sehr langer Zeiträume ablaufenden, engspiraligen Heranschraubens des Mondes an die Erde. Notwendig folgt daraus die Unausbleiblichkeit: Eines Tages müssen sich Erde und Mond vereinigen!

1. Der Einfang unseres heutigen Mondes durch die Erde. Die Eiskruste des überfrorenen Mondozeans zerbricht unter den Wirkungen der Erdflutkräfte. Der entstehende Eisdampf wird kometenschweifartig in den Weltraum gedrückt.

2. Tertiär-Mond-Landschaft: Der Vorgänger unseres heutigen Mondes kurz vor der Sintflut.

Nun wissen wir, daß, abgesehen von dem geringeren Einfluß der Sonne, vorwiegend der Mond es ist, der Ebbe und Flut bedingt, also die Wassermassen gewissermaßen zu sich emporhebt. Je näher er nun innerhalb von Jahrmillionen an die Erde herankommt, desto größer muß seine Saug-, also Flutwirkung sein, bis gegen Ende jeder Mondzeit in den Tropen ein Ringmeer um die Erde gelegt ist, eine Gürtelhochflut, indessen die mittleren Erdbreiten wasserarm, die höheren — abgesehen von ihrer Vereisung — wasserlos sein müssen.

Eines Tages ereilt aber das Schicksal den sich in immer engerer Bahn um die Erde schwingenden Mond. Die Erdschwerekräfte werden nämlich mit der Zeit so groß, daß sie die Zusammenhaltkräfte des Mondes lockern und den stückweisen Niederbruch des Nachtgestirns einleiten (Abbild. 3), des einst so fernen Sterns, der nun im Laufe weniger Wochen als Eis- und Gesteinhagel mit der Erde sich vermählt. Aber damit ist der Zwingherr der Gürtelhochflut verschwunden, und die bisher von den Anziehungskräften des Mondes im Äquatorgebiet der Erde zusammengehaltenen Wassermassen strömen entfesselt in zwei gewaltigen Ringwellen nach den Polen als — Sintflut (Abbild. 4). So schließt die Sintflut jeweils ein Mondzeitalter ab, und die Erde tritt in eine mondlose Zeit ein.

3. Beginnender Niederbruch des Tertiärmondes. Das Meer tritt aus seinen Ufern und beginnt das Festland zu überfluten.

4. Sintflut. Die restlichen Mondtrümmer gehen nieder, und die Sintflut strömt beiderseitig von den Äquatorgebieten nach den Polen.

Das Abströmen der Gürtelhochflut und das Fehlen eines Mondes wird nun aber jene Gebiete auftauchen lassen, die gegenwärtig, also in neuer Mondzeit, etwa 1500—2000 m unter dem tropischen und subtropischen Meeresspiegel liegen. Neben dem Osterinselreich und Lemurien gehört zu diesen Gebieten auch die Atlantis, die also in den vielen Jahrzehntausenden der mondlosen Zeit, als teilweise vom Meere befreit, dann auch besiedelt, zum Garten einer Kultur wurde, wie auch Plato sie beschreibt, und wie dies mehr als ein Dutzend zweifellos sachlicher Überlieferungen tun.

Doch eines Tages ging die Zeit dieses ewigen Frühlings, die mondlose, für die Atlantis jäh zu Ende, als nämlich unser heutiger Mond, urplötzlich eingefangen, zum Begleiter der Erde wurde (Abbild. 1) und sofort auf den flüssigen Teil der Erde seine Rechte geltend machte; denn unverzüglich saugte er, wie jeder Vorgänger es ebenfalls tat, im Augenblick des Einfangs eine seiner Schwerkraft entsprechende Menge Wasser auf seinen Bahnweg, also von den Polen nach dem Gleicher. Unter riesenhaften Sturzwellen mußte die blühende Atlantis überflutet werden, wie das gleichlautend mit den Berichten des Osterinselreiches und Mittelamerikas Plato bezeugt: „Da versank während eines schlimmen Tages und einer schicksalsschweren Nacht die Insel Atlantis."

Jetzt liegt die Atlantis im Meere begraben. Nur einzelne Inseln, wie etwa die Azoren, ragen als ehedem höchste Gipfel noch heute bewohnbar in unser Zeitalter hinein. Weit fern dieser Eilande aber, einst von der Atlantis kolonisiert, finden wir in Westspanien, in West- und Nordafrika, in dem Nordteil von Südamerika und neuerdings, wie ich das vor Jahren voraussagte, in Mittelamerika Kulturreste, die sogar in Schrifttafeln den Zusammenhang künden, der zwischen dem Kultur-Mutterlande Atlantis und Amerika auf der einen Seite und auf der anderen mit Ägypten und dem Zweistromland bestand. Deutlich geht überdies aus den neuesten amerikanischen Tiefseeforschungen die Lage der ehemaligen Atlantis hervor, jenes seltsamen Reiches, das schicksalumwoben, blühend in Kraft und Größe, urplötzlich dahingerafft wurde von jener Macht, die größer ist als alles Irdische, vom Rhythmus des kosmischen Lebens.

*

Die Atlantis, die fabelhafte, vorgeschichtliche Landbrücke der Kontinente Afrika und Europa einerseits sowie Amerika andererseits, hat schon die Alten vielfach beschäftigt. Auch jetzt sucht man das rätselhafte Schicksal dieses Erdgebiets auf den verschiedensten Wegen zu ergründen. Nicht uninterressant sind die Ausführungen Hanns Fischers, der der Atlantis-Lösung auf Grund der Welteislehre Hörbigers beizukommen sucht.

Links: Japanischer Holzkohlenhändler. Die Holzkohle spielt in Japan eine große Rolle, da die an Stelle von Öfen im Winter aufgestellten Kohlenbecken sowie die zum Warmhalten des Tees benutzten Kästen mit Holzkohle geheizt werden. — Rechts: Arabische Frauen mit „Kibbe"-Ballen. „Kibbe" ist an der Sonne getrockneter Dung von Rindern und Kamelen, der fast ausschließlich in Arabien als Brennmaterial dient.

Verpackung von Holzkohlen auf Celebes (Malaiischer Archipel). Der Transport der Holzkohlen erfolgt hier in dünnen, grobmaschigen Bambusgeflechten. — Oben links: Kohlenkugeln in einer japanischen Kohlenhandlung. Sie werden aus mit Wasser gemischtem Kohlengrus hergestellt, der mit der Hand geformt und dann an der Sonne getrocknet wird. — Nebenstehend: Wohnhaus in Korea mit eigenartiger Heizanlage. Der provisorische Schornstein führt in eine unter dem Wohnraum befindliche Höhlung, die mit Reisig ähnlich wie ein Backofen geheizt wird — eine primitive Zentralheizung.

Palmblätter als Verpackung von Holzkohlen in Magelang auf Java. Die Holzkohlen kommen in Palmblattgeflechten verpackt in den Handel; jede Packung enthält eine bestimmte gleiche Anzahl von Kohlen, die besonders zum Rösten von Fleisch sowie Mais- und Bohnenkuchen verwendet werden. — Nebenstehend: Eine Kohlenhandlung in Peking (China).

Allerlei Brennmaterialien.

Geburt der Pallas.

Schlafende Stadt.

KARL RITTER.

Vor der irdisch armseligen Körperlichkeit irgendeines Modells", verriet mir Karl Ritter einmal, „zerschellt mir die Vision." Dies scheint mir wichtig, grundlegend, hochinteressant. Nicht nur, weil es die „Anatomie" seiner frühen Blätter entschuldigt, sondern auch weil es beweist, daß Ritter wirklich visionär, hingegeben an ein vorschwebendes Ideal, empfängt und gibt. Und nun bewundere man die (rein technisch) fabelhafte Meisterschaft, die ihm in wenigen Jahren ermöglicht hat, Mappen wie „Weib, Tod und Teufel", „Die Sonne Homers", Blätter wie „Achill und Penthesilea", „Faust und Helena" glatt auf die Platte zu spielen. Nun mache man sich klar, daß diese hundert sonderbaren Tiere, ja, daß die Landschaft, zu der sich seit etwa Jahresfrist seine bis dahin mehr flächigen Kompositionen vertieft haben, „ohne Studie" im schöpferischen Akt der Phantasie entspringen, und man ermißt zugleich, daß Ritter ein einzigartiges und charakteristisches Verhältnis zur Natur hat, das ihn mit keinem der gängigen Etiketten (Impression, Expression usw.) zudecken zuläßt. Ritter realisiert ganz frühe „Eindrücke", Ideale seiner Kindheits- oder Jünglingsjahre, und daß ihm, dem humanistisch erzogenen, die griechische Formenwelt als erste, als Form schlechthin, sich darbot, dies zu begreifen, scheint mir entscheidender, als daß man frühere Arbeiten mit Klinger und Michelangelo in Zusammenhang setzte, Schöpfern, deren Werke ihm natürlich als Erfüllungen einer gleichen Sehnsucht zu fühlen und zu denken gaben. Unabhängig zieht Ritter seinen Weg. Eingeschlossen in sich und seine Familie, bedarf er keiner Anregung von außen. Ganz erfüllt von seinen Gesichten, verliert er im Gegenteil vor den Leistungen der anderen sein seelisches und technisches Gleichgewicht

Zwei „Reize" aber will ich nicht verschweigen, denen er „erliegt", der Musik und dem Material. Was traumhaft phantastisch, grotesk barock bald im Thema, bald in „Nebensächlichkeiten" Ritterscher Blätter lockt, abstößt, verblüfft, erschreckt, diese persönliche „Note" stammt aus der musikalischen Sphäre Ritters, der die spekulative, philosophische immer wieder die Wage hält. Den andern Reiz, den andern Erreger hat Ritter einmal im Gespräch als „Suggestion des Materials" bezeichnet. Solch eine blanke Kupferplatte, Zinkplatte, die drückt ihm unwiderstehlich die Nadel in die Hand! Schöpferfreude, die Lust, das Nichts zu vernichten, das Schwebende zu bannen, diese echte tiefe Künstlerfreude, macht ihn — nicht schöpferisch natürlich, aber — unerschöpflich!

Ritter gehört zum Verschwendertyp, als Künstler. Er entwirft Szenen, Kostüme, schafft Exlibris in großer Zahl: ein ewiger Ausbruch, nur manchmal kurz gelähmt in Reaktionen. Nichts hält ihn lange, nichts behält er lange. Wünschen möchte ich mir und seinem Werke den Durchbruch einerseits ins Theatralisch-Szenische, andererseits ins Allgemeinmenschlich-Religiöse, jene beiden Elemente, die unter der Oberfläche seines heutigen Schaffens auf Erlösung ins Greifbare drängen, und deren Fassung, Prägung, Gestaltung ihn heute oder morgen auf die Höhe seiner Kraft führen wird. — Die Reproduktion der Abbildungen erfolgt mit Erlaubnis des Kunstverlags Grauert & Zink, Berlin-Charlottenburg. Richard Euringer.

Auftakt.

Vision in der Dämmerung.

Alraune.

Romantische Tragödie.

Eros.

Aus Karl Ritters künstlerischem Schaffen.

Zu Goethes Eintritt in Weimar vor hundertundfünfzig Jahren.

Karl August bei Goethe.
Gezeichnet und gestochen von C. A. Schwerdgeburth.

In den reichen, fruchtbaren, aber auch so unruhvollen Jahren vor dem Eintritt in Weimar fühlte Goethe, daß das Genie ein göttliches Geschenk ist, das auch zu einem verhängnisvollen Ende führen kann, und daß die Götter dem reich Begabten einen dauernden Kampf mit seinem inneren Dämon beschieden haben. In diesem Kampfe löste sich sein Gemüt in ergebungsvollen Stunden auch zu Stimmungen, in denen er vom Schicksal schreibt, er habe Vertrauen zu dem „lieben Ding, das doch sehr für ihn sorgt", zu dem „lieben, unsichtbaren Ding, das ihn leitet und schult". Er hatte, wie sein Egmont, und er brauchte vor allem zu seinem so aufgewühlten Dasein den Glauben an seinen guten Dämon. Worauf es dabei ankommt, ist ein Erkennen der gebotenen Gelegenheit und dann, wie es im Egmont heißt: „mutig gefaßt die Zügel festzuhalten".

Wenn Goethe in den „Wanderjahren" als das Wichtigste „das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen" nennt, so bedarf es eben dazu des Handelns. Dazu verschaffte ihm ein gütiges Geschick durch den Eintritt in Weimar eine breite Grundlage. Hier boten sich Aufgaben, an denen sich seine Persönlichkeit entwickeln, im Kampf das Außergewöhnliche in ihm durch Aufsichnehmen eines gleichzeitig allgemeingültigen Schicksals sich mit der Welt ins Gleichgewicht setzen konnte. Dabei konnte er im großen Stile Erfahrungstatsachen sammeln, wie sie der Dichter und Denker in ihm zur Entfaltung seiner inneren Kräfte, zur künstlerischen, auf dem Leben der Wirklichkeit beruhenden Gestaltung brauchte. Daß das Dreingreifen, Packen das Wesen jeder Meisterschaft ist, das hatte er in der Kunst erkannt und gezeigt, nun bewies er es auch in seinem Amte.

Von C. A. Schwerdgeburth unter Benutzung von Bovys Medaille angefertigter Kupferstich. Von Goethe als Danksagung 1825 verwendet.

Als er Dienstag, den 7. November 1775 früh vor Tagesanbruch durch das Erfurter Tor in das dürftige Städtchen Weimar einzog, da galt es zunächst nur zu einem Besuch. Aber der Herzog Karl August erkannte sogleich, daß in diesem Werther-Dichter doch auch ganz andere Fähigkeiten verborgen lagen. Mochten sich auch Stimmen gegen den Dichter als Beamten und gegen den bürgerlichen Eindringling wenden, der achtzehnjährige Fürst erklärte ihn als seinen Freund: „Einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen."

In Karl August verlangte eine starke, leidenschaftliche, ungeduldige Persönlichkeit nach stürmischer Entfaltung: „Ein Herzogtum geerbt zu haben, war ihm nichts, hätte er sich eins erringen, erjagen, erstürmen können, das wäre ihm etwas gewesen", schreibt Goethe. Eine außergewöhnliche, durch eine wohlgeleitete Erziehung gepflegte Begabung wollte sich in Karl August auswirken, menschenbeglückende Ideale des Jahrhunderts wollte er verwirklichen, die Entwicklung seines kleinen Landes fördern. Goethe blieb. Er und der Herzog wuchsen in stetiger Entwicklung an ihren Aufgaben. Goethe leitete und lenkte den acht Jahre jüngeren Fürsten in aufopferungsvoller Sorge. Der ganze Hof war 1775 auf Jugend eingestellt. Jugend ist ausgelassen, und der Herzog liebte es, wie Goethe sagt, den Speck zu spicken. Goethe konnte nicht immer den Spaßverderber spielen, aber er war doch vornehmlich der Beschwichtigende, weil er sich nicht verlieren konnte.

Die Arbeit, die 1776—1786 auf ihm ruhte, war die eines vollbelasteten staatsmännischen Verwaltungsbeamten. Im schnellen Aufstieg vom Geh. Legationsrat zum Ersten Minister des Landes wurden ihm die verschiedenartigsten Geschäfte auferlegt. Überall griff er energisch zu. Er kannte seinen Wirkungskreis vom Kleinen zum Höchsten, er sammelte im Lande persönliche Eindrücke. Zu Frau v. Stein konnte er sagen, daß er nie eine Sitzung des Geheimen Conseils ohne unabweisbaren Hinderungsgrund versäumt habe. Eine bedeutende Arbeitslast brachte ihm auch der Fürstenbund, und doch ward er für ihn in der von ihm gedachten wie später für Karl August in der geänderten Form mit preußischer Spitze eine Enttäuschung, wie denn auch beiden Freunden im Laufe ihres staatsmännischen Wirkens Enttäuschungen nicht erspart blieben. Auch scheiterten manche von Goethe beabsichtigten sozialen Reformen an der Ablehnung des Herzogs und der privilegierten Stände. Knebel bezeichnete Goethe 1784 als das „Rückgrat der Dinge". Der Dichter Goethe aber schrieb 1779 in sein Tagebuch: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens." Als er nach Italien ging, hatte er es sich verdient, sich wieder selbst zu leben. „Ich weis Sie erlauben mir auch daß ich nun an mich dencke, ja Sie haben mich oft selbst dazu aufgefordert", schrieb er am 2. September 1786 an den Herzog.

So schwer Goethe von Italien schied, er hatte doch erkannt, daß ihn an Weimar die stärksten Bande knüpften. Zurückgekehrt, trat er in Verhältnisse, die ein dankbarer und verstehender Fürst dem Freund, der nun wußte, daß er zuerst Künstler sein mußte, sorglich bereitet hatte. Goethe behielt die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft des Landes. Die Universität Jena nahm sein besonderes, steigendes Interesse in Anspruch. Von 1791—1817 führte er die Direktion des Hoftheaters. Nicht als einen reibungs- und enttäuschungslosen Verlauf dürfen wir uns Goethes Tätigkeit für seine Ämter und sein Verhältnis zum Herzog vorstellen. Wie wäre das gegenüber einer so selbständigen, willensstarken Natur wie dem Herzog möglich gewesen! Und Goethe war kein Fürstenknecht. Auch hier ging es nicht ohne Menschlichkeiten ab. Man darf Goethes immer feierlicher werdendes Verhalten auch als eine seiner Lebensklugheiten deuten. Aber der Grund des Empfindens war doch Verehrung für eine als groß erkannte Natur und Freundschaft in Treue um Treue:

> „Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
> Neigung, Muße, Vertrauen, Felder, Garten und Haus.
> . . . . Er war mir August und Mäcen" . . .

Goethes erste Wohnung in Weimar. Das damals dem Kammerpräsidenten v. Kalb gehörige Haus, die ehemalige Deutsch-Ordensritter-Komturei, am jetzigen Herder-Platz.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten." Das Festhalten-Können zeigt Karl Augusts menschliche Größe. Als der Großherzog am 7. September 1825 sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, war Goethe der erste Gratulant im Römischen Hause des Weimarer Parks. Der in der Nähe stehende Kanzler v. Müller hörte Goethes Worte: „Bis zum letzten Hauche beisammen" und Karl Augusts Antwort: „O achtzehn Jahr und Ilmenau". Den 7. November betrachtete der Großherzog als den Tag von Goethes Eintritt in seinen Dienst. Als er kam, um Goethe seine Glückwünsche zu bringen, umarmte er ihn wortlos. Eine Stunde lang blieben er und die Großherzogin mit Goethe allein. In dem Handschreiben, das er vorausgeschickt hatte, und das er gegen Mittag an den Straßenecken anschlagen ließ, heißt es von Goethe, „den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte".

Franz Neubert.

Goethes Jubeltag am 7. November 1825. Nach einem Gemälde von Hermann Junker.

Goethe in seinem Arbeitszimmer, seinem Schreiber John diktierend.

Nach einem Gemälde von Johann Joseph Schmeller aus dem Jahre 1831. (Landesbibliothek Weimar.)

BELAUSCHTE TIERE.

Nach Naturaufnahmen von Hans Stephainsky, Breslau.

Ziesel (Nagetier aus der Familie der Eichhörnchen), das sich unbeobachtet wähnt.

Ziesel, halbes Männchen machend.

Oben rechts: Junge Sperber im Horst.

Mitte links: Sperber auf einer Fichtenkrone.

Nahrung suchende Schnepfe.

Links nebenstehend: Schnepfe in Verteidigungsstellung.

Schicksal des Protonotars Lorenzo Colonna

Frei erzählt von L. Schwenger-Cords.

(2. Fortsetzung.)

Das war in jenen Jahren unter dem Pontifikat Eugens des Vierten, als Stefano Colonna — unerhört in der Geschichte der Familie — von den alten, überkommenen Grundsätzen abwich und sich auf die Seite der Orsini und des Papstes schlug. Aber von eigener und tückischer Willensart, war er dem Papst ein schlechter Diener, handelte seinen Absichten entgegen, um bald ihm völlig den Dienst aufzusagen und sein schlimmster Feind zu werden.

Nun wurde er zum Unstern der Familie. Er flüchtete sich zu den Colonna nach Palestrina, hetzte sie auf und vermochte es, auch den Fürsten von Salerno zum Zug gegen Rom zu bewegen. Er spielte mit dem vermessenen Gedanken, Eugen die Ewige Stadt, die Herrschergewalt zu entreißen. Die mit dem Fürsten verbündeten Colonna drangen durch das Tor an der Appischen Straße heimlich in die Stadt ein, fanden Zustrom im Colonna-Viertel und kämpften sich siegreich durch bis Santo Marco.

Dort aber warf sich ihnen die Macht des Papstes geschlossen entgegen. Ihr Angriff wurde zersplittert; sie verloren Reiter und Rosse und mußten sich bis zu dem Tor zurückschlagen.

Dieser Kampf aber wuchs sich aus zu einem tagelangen mörderischen Ringen, in das die ganze Stadt verstrickt wurde, so daß die Straßen Roms von Krieg und Mord widerhallten.

Jene Tage des Kampfes, in denen der Ruf: „Colonna!" über allen anderen Streitrufen gellte, waren in dem Gedächtnis der Greisin haftengeblieben, denn die Geschicke der Colonna gestalteten sich jammervoll.

In dem Ringen am Appischen Tor verlor Tullia Antonio einen ihrer Söhne, der sich, fünfzehnjährig, todesmutig in den Kampf gestürzt.

Gaspare Colonna, der Erzbischof von Benevent, und der Prior Tommaso Colonna, den das Volk Bruder Masi nannte, fielen in die Hände des Feindes.

Die Kerker der Engelsburg taten ihre abgründigen Rachen auf.

Tommaso, Mitschuldiger des Stefano, verfiel dem Henker — in aller Öffentlichkeit auf dem Platz Campo di Fiori. Ja, der edle Colonna wurde, einem Strauchdieb gleich, gevierteilt, und der Henker spießte die Stücke seines Körpers auf Lanzen zur fürchterlichen Warnung.

Aber das traurigste war: die Colonna fielen sich wie tollwütige Hunde untereinander an, und so fand auch Stefano, der Urheber all dieses Unheils, seinen Tod durch Meuchelmord. Das geschah in der Nähe der Burg Nazzano, unweit des Tiberflusses.

Salvatore Colonna, seinen Mörder, erschlugen die Colonna von Palestrina. Mord! Mord! war den Ohren Tullias ein gewohnter düstrer Gesang geworden — Tod und Vernichtung der Schatten, unlöslich vom hellen Traum des Lebens. Aber noch die Greisin lächelte starr und sonderbar, wenn ein Klang dieses verworrenen Schicksalsspiels in ihr anschlug. Seine Heiligkeit, Papst Eugen, erkrankte schwer und blieb gelähmt auf einer Seite des Körpers, so daß er den rechten Arm nicht mehr zu heben vermochte.

„Vergiftet!" raunte das erregte Rom, „vergiftet!"

Der Stallmeister des Papstes wurde der Tat bezichtigt, aber hinter ihm stand der heimliche, schnöde Verrat, und der trug — nach aller Meinung — den Namen Colonna!

Colonna — vergiftet — gelähmt — —

Tullia Colonna lächelte starr, und ihr zahnloser Mund murmelte Erinnerungen.

„Gelähmt — Vermag der Papst noch immer nicht wieder den Arm zu heben?" So fragte sie oft den Sohn, lauernd und kindisch, aus ihrer Greisenversunkenheit aufdämmernd.

Dann schüttelte Lorenzo Colonna nur still den Kopf. Er wußte: Sie begriff nicht mehr.

Der Protonotar fand die Mutter im Lehnstuhl. Eine Dienerin rieb ihr die schmerzenden Gelenke. Der Umschwung der Witterung, das steigende Frühjahr ließen die Greisin die Schmerzen stärker verspüren.

Als der Sohn eintrat, schickte Tullia Colonna die Dienerin fort. Ihre dunklen müden Augen belebten sich. Dieser Sohn war ihr der liebste, ohne daß sie es sich eingestehen mochte. Denn dieser Sohn war in jedem Herzenszuge ihr Kind geblieben. So sehr die Vielheit, der Daseinskampf ihn beanspruchten, so tief blieb er in sich geschlossen, sich selbst, der Art, aus der er stammte, zugehörend. Seine Gegenwart vermochte am stärksten den Pulsschlag des versickernden Lebens in ihr zu erhöhen.

Sie streichelte seinen Arm, nahm seine Hände in die ihrigen, die zitterig waren und längst der vollen Blutwärme entbehrten. Sie nannte ihn mit Kosenamen, sah noch immer den Knaben in ihm. Dann wieder fragte sie nach seinem Amt, nach dem Papst und der Kurie und wiederholte, als verstände sie genau den Namen Sixtus', den der Protonotar ihr bedeutungsvoll nannte.

Aber als habe sie einen Schatten auf seinen Zügen erspäht, ergriff sie liebevoll besorgt seine Hände, streichelte ihm das Gesicht.

Dann fiel sie wieder in sich zusammen. „Sixtus", murmelte sie und fügte leise, wie im Selbstgespräch, hinzu: „Sie hassen die Colonna — sie hassen die Colonna."

Ehe Lorenzo sie verließ, kniete er kindlich vor ihr nieder, wie er es seit seiner Jugend gewohnt war. Sie legte segnend die Hand auf seinen Scheitel und küßte ihn auf die Stirn. An der Schwelle wandte er sich noch einmal um.

„Lorenzino, mein Knabe!" lächelte sie.

Er trug dieses Mutterlächeln lang in seiner Seele.

Und er erkannte: Jacova de' Conti würde sich nicht in den Schutz dieses Greisenalters begeben wollen. Jacova de' Conti würde — —

Einen Augenblick lang tauchte eine schillernde, spielende Hoffnung frühlingsmild in ihm auf. Aber sie war nur wie ein Falter, der im ersten Lenzlicht taumelt, dem ein schnell einfallender Reif den Schwung der Flügel lähmt.

Bald nach seiner Rückkehr in den Palast Colonna meldete ein Bedienter den Herrn Savelli.

Savelli war in Jagdkleidung. Ein erfrischender Ritt hatte die dunkelolivfarbene Tönung seines schmalen, hübschen Gesichts mit einem helleren Rot belebt. Er schien übermütig, pfiff ein Gassenlied vor sich hin und klopfte mit der Reitpeitsche im Takt an seine hohen Jagdstiefel.

Er grüßte den Protonotar und erzählte lachend, er habe sich nach den Freuden der vergangenen Nacht durch einen Jagdritt ernüchtern müssen.

Er fragte Colonna dies und das über den Verteidigungszustand des Hauses, erkundigte sich beiläufig, ob er irgendeine Nachricht von Marino oder sonst eine Neuigkeit von Wert erhalten habe.

Der Protonotar verneinte und sah den Freund prüfend an.

Er kannte ihn, und der Leichtsinn, den er zur Schau trug, schien ihm nicht der zu sein, der seiner Natur eigen war und gut anstand.

„Du verbirgst mir etwas, Filippo", sagte er.

Savelli warf die Reitpeitsche auf den Tisch. Er gab das Heimlichtun auf.

„Lucito de' Conti hat, wie du voraussagtest, Torecchia genommen", sagte er nun kurz und unverblümt.

Der Protonotar, zuerst erschreckt, faßte sich schnell.

„Und Jacova?" fragte er.

Savelli zuckte die Achseln. „Ich habe meine Späher," sagte er, „genau so wie die Orsini. Du weißt, ich bin darin geschickt wie irgendeiner. Aber über deine schöne Base weiß ich nichts, was für sicher gelten kann. Die eine Nachricht lautet, sie habe sich bedingungslos — ohne daß es ihr allzu schwer gefallen wäre" — fügte er spottend ein — „der Gewalt ergeben. Eine andere besagt, sie habe sich nach Rom geflüchtet. Die Bewegung des Freundes bemerkend, setzte er hinzu: „Es ist mir bis zur Stunde nicht gelungen, ihre Spur aufzustöbern. Doch gedulde dich, wir werden sie entdecken."

Der Protonotar blieb schweigsam. Der Gedanke, Jacova de' Conti könne sich in der Gewalt eines Fremden befinden, bedrückte ihn, und eine herbe Enttäuschung begann in ihm aufzusteigen, da die Bedrängte bis zur Stunde weder Hilfe noch Zuflucht bei ihm gesucht.

Der Tag, der blau und hoffnungsfroh begonnen hatte, umwölkte sich, und in der Dämmerung erreichte den Protonotar eine Nachricht, die ihn erkennen ließ, daß das Rad seines Geschickes, vom Verhängnis beflügelt, rollte.

Colonna hatte am vorangegangenen Tage zwei seiner Söldner — Pankrazio aus Atigliano und den jungen Dino, den er als Findling von der Straße aufgelesen, und der ihm anhing wie ein treues Hündlein — in Geschäften nach Atigliano gesandt. Er erwartete ihre Rückkehr um die Dämmerstunde des anderen Tages.

Aber statt ihrer kam einer seiner alten Hirten, die die Herden bei der Burg La Colonna weideten, und berichtete unter Flüchen und Verwünschungen: der Orsini habe die Herden der Colonna überfallen und Vieh und Pferde geraubt. Doch schlimmer noch: an der Straße nach Pratolongo, dort, wo sie nach Tivoli abzweigt, habe ein Reitertrupp des Paolo Orsini zwei Söldner Seiner Ehren, des Protonotars, gefangengenommen und verschleppt. Landleute, die den Colonna anhingen, hatten den Hirten die schlimme Nachricht überbracht.

Der Orsini brauchte für seine Kriegszüge Pferde und Menschen und war gewohnt, sie sich mit Gewalt zu beschaffen. Doch dieser freche Raub war eine offene Kampfansage.

Colonna hörte sie gefaßt. Offensichtliche, nicht zu verkennende Gefahr versetzte ihn in einen Zustand kalter Ruhe. Er wußte nun, daß er jeden Tag, ja, jede Stunde den offenen Angriff der Gegner erwarten konnte.

Er gab durch den Hirten Nachricht nach La Colonna und Marino, daß unverzüglich nach den Verschleppten gefahndet werden solle und unauffällig Söldner zur Stärkung seiner eigenen Verteidigung in die Stadt abzusenden seien. Der Protonotar beschloß, von Savelli und anderen Wohlgesinnten — und es waren viele, die ihm eine warme

Meinung entgegenbrachten — bestärkt, sein Haus, das nun zur Festung geworden, fürs erste nicht mehr zu verlassen. Die Haltung des Papstes war stumm gefahrdrohend. Sixtus schwieg.

Aber die Nacht und auch der folgende Tag glitten ruhig vorüber, ohne daß eine Feindseligkeit sich geregt hätte.

Das schwere Schweigen in dem waffenstarrenden Hause legte sich quälend auf das Gemüt des Wartenden. Wieder begannen die Räume, alle Gegenstände den hohlen, leeren Ausdruck toter Dinge anzunehmen. Die Bilder der Colonna geisterten leichenhaft, verwesend von den Wänden.

Lorenzo Colonna, in Untätigkeit gebunden und von einer verödenden, lähmenden Lebensunlust befallen, griff zu den Schriften der Dichter, der Heiligen und Propheten, die sonst jederzeit vermochten, seinen Geist zu stärken, sein Gemüt zu beleben. Aber die Öde, die Unlust waren stärker.

Jacova de' Contis verführerisches Bild zuckte, einem Irrlicht gleich, durch die Gedan[illegible]ennebel. Schweigen auch über ihrem Schicksal. Noch hatten Savelli [illegible] Späher ihre Spur nicht zu entdecken vermocht.

Als die S[illegible] — gleich dumpfer, stehender Luft — Colonna fast erstickte, riß [illegible]h hoch und bef[illegible]hl Marco, den Waff[illegible]nmeister, in den Hof des [illegible]tes.

Er lie[illegible] [illegible]ine Klinge reichen und focht ein[illegible] Gänge mit dem Waffe[illegible]gen.

Der P[illegible]otonotar focht gut — in S[illegible]hönhe[illegible] Zielsicherheit der Bewegung. Die Waffengänge belebten se[illegible]es Blut, entzündeten neu seinen hindämmer[illegible]den Geist.

Erfrischt und freudig begrüßte er Save[illegible] der ihm gegen Abend Freunde zuführte, die, sei es als genießende Gesellschafter, sei es als entschlossene Kämpfer, die starre, gewappnete Einsamkeit des Colonna teilen wollten.

Auch die zweite Nacht verrann ohne Zwischenfa[illegible] und ein neuer, heller Vorfrühlingstag ging auf mit mildem Licht und feinen, streifenden Wolken. Die Schwalben schossen pfeilschnell um die Dächer, und die Luft roch nach feuchter, atmender Erde.

Colonna empfand eine dringende Lust, hinauszureiten, sein Pferd zu tummeln. Aber ehe er noch wußte, ob er dem Verlangen nachgeben solle, nahmen die Ereigni[illegible]se eine Wendung.

Freunde und Späher [illegible]rugen schon am Morgen dem Protonotar eine gefahrdrohende Nachricht zu. Die beiden Orsini, Virginio und Paolo, zogen plötzlich und mit großer Machtentfaltung ihre Truppen beim Campo de' Fiori zusammen. Wie die Kunde gehe, auf Befehl des Papstes. Und beim Monte Giordano sammelten sich die Söldner des Grafen Riario.

Doch als Vorbote dieser haßgeladenen Wetterwolke erschien um die zehnte Stunde des Morgens vor dem Hause des Lorenzo Colonna eine Abordnung Seiner Heiligkeit: der Bischof von Massa, Girolamo de' Conti, und der Prior Valeriano Frangipani, dazu drei Konservatoren aus edlen Geschlechtern.

Denn Sixtus hatte nicht versäumt, die hohen Behörden der Stadt Rom von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen und um Abgesandte zu bitten, die durch ih[illegible] Gegenwart seine Absichten unterstützen und die Vorgänge wahrnehmen sollten.

Der Protonotar ließ den Herren ohne weiteres die Tore öffnen und erwartete sie in der Halle des Palastes. Er emp[illegible]ng sie mit großer Ruhe und Zuvorkommenheit und bat sie, ihm den Zweck ihrer Sendung zu nennen.

Da sprachen abwechselnd der Bischof und Rienzo Martini, der Führer der Konservatoren, und ließen den Protonotar wissen, Seine Heiligkeit sei sehr betroffen über die Rüstungen und Kriegsvorkehrungen, die der Protonotar zu betreiben für gut finde. Sie seien ein lebendiger Kampfruf, der die nie beruhigte Stadt in Fieber und Angst versetze. Seine Heiligkeit sei nicht geneigt, eine offensichtliche Drohung zu dulden. Seine Heiligkeit fordere den Protonotar Lorenzo Colonna zum letzten Male auf, die Grafschaft Alvi unverzüglich an den Herrn Virginio Orsini zurückzugeben und die Bestätigung dieser Zurückgabe am gleichen Tage in Person dem Heiligen Vater zu melden. So der Protonotar diesem Befehl folgen und zu Füßen Seiner Heiligkeit erscheinen werde, sei ihm Seiner Heiligkeit Verzeihung zugesichert.

Der Protonotar antwortete in gemessener, höfischer Rede, durch die nur leise die Erregung des in seinem Rechte Gekränkten zitterte.

Er bat, Seine Heiligkeit wissen zu lassen, daß er nie und zu keiner Stunde Rüstungen und Kriegsvorkehrungen getroffen habe, die sich gegen die Person Seiner Heiligkeit und gegen die heilige Macht der Kirche richteten. Einzig und allein zur Sicherung seines Besitzes und seines Lebens habe er sich mit den Mitteln der Verteidigung umgeben, wie es für jeden Mann in diesen unruhvollen Zeitläuften bittere Notwendigkeit sei. Denn es sei ihm von Freunden und Wohlgesinnten zugetragen worden, daß man ihn bei Tag und Nacht beobachte, ja, daß es mehr als einen feindlich Gesinnten in Rom gäbe, der ihm nach dem Leben trachte.

Erst vor wenigen Tagen seien ihm von der Hand des Herrn Paolo Orsini zwei treue und brave Vasallen gefangengenommen und verschleppt worden.

Was aber die Rückgabe der Grafschaft Alvi an den Orsini angehe, so bitte er, der Protonotar Colonna, Seine Heiligkeit in aller schuldigen Demut sich der Artikel zu erinnern, die über diese Rückgabe rechtmäßig aufgestellt seien. Nach diesen Artikeln habe die Zurückerstattung der Grafschaft gegen Zahlung von 14000 Dukaten zu erfolgen, eine Zahlung, die er, der Protonotar, selbst der Majestät des Königs Ferrante bei Übernahme der Grafschaft geleistet habe. Zu verschiedenen Malen habe er vergeblich den Heiligen Vater zur Klärung dieser Frage um eine Audienz ersucht.

Gegen Ende seiner Rede aber hob der Protonotar die Stimme, die in ehrlicher, tiefer Erregung bebte.

„Seine Heiligkeit", sagte er, „ist mein oberster Herr, der heiligste Vater der Kirche und der Welt, der Vertreter Gottes auf Erden, dem ich diene, wie ich der göttlichen Erkenntnis diene. Wenn mein Herr mich ruft, so werde ich dem Ruf Folge leisten, als rufe mich Gott. Wenn Seine Heiligkeit mich einer Sünde gegen die Gerechtigkeit und den göttlichen Geist zu zeihen vermag, so will ich in Demut und Erkenntnis Buße tun. Ich verlange keine andere Zusicherung als die, daß Seine Heiligkeit mir Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Folge ich dem Ruf Seiner Heiligkeit, so möge sie mir den Schutz des Heiligen Vaters angedeihen lassen und mich nicht in die Gewalt der Orsini liefern, die offenkundig meine Feinde sind."

Die Abgesandten des Papstes und die Konservatoren, wohl merkend, daß sie es mit einem redlichen Manne zu tun hatten, der nach seiner Überzeugung sprach und handelte, ratschlagten kurz untereinander und erklärten sich dann bereit, dem Papst die Antwort des Protonotars zu überbringen, auf daß Seine Heiligkeit noch einmal in aller Weisheit seine Beschlüsse kundtue. Sie verließen in würdiger Ruhe den Palast durch den breiten Torgang, in dem die Bewaffneten in schweigender Wehr gereiht standen.

Seine Freunde und Vasallen jedoch bestürmten den Protonotar, dem Ruf des Papstes, was auch kommen möge, nicht Folge zu leisten, da der Riario und die Orsini hinter all diesen Anschlägen ständen, um ihn in sein sicheres Verderben zu locken.

Colonna wies jedoch die Beunruhigten mit einer stillen Handbewegung zurück. Er entzog sich ihnen und suchte, unablässig nach innerer Fassung ringend, Stärkung und Erkenntnis vor dem Bilde der Madonna in der Stille der Hauskapelle.

Es waren noch keine zwei Stunden vergangen, als die Sendboten des Papstes und die Konservatoren in ernstem Zuge wieder zurückkehrten. Der Bischof von Massa ergriff die Rede und forderte den Protonotar auf, unverzüglich sich in Begleitung der würdigen Abordnung zum Palast Seiner Heiligkeit zu begeben. Seine Heiligkeit, Papst Sixtus der Vierte, habe die Antwort des Protonotars geneigt aufgenommen und erwarte, daß der Protonotar als sein gehorsamer Diener unverzüglich vor ihm erscheine.

Lorenzo Colonna zögerte einige Atemzüge. Er sah über die warnenden, erregten, ja, drohenden Mienen seiner Freunde hinweg und ließ seine Blicke in das milde, helle Licht schweifen.

Dann wandte er sich, jäh entschlossen, um und befahl sein Pferd.

Bald setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der Protonotar ritt in der Mitte der Abordnung. Aber viele seiner Bewaffneten, die sich von keinem Befehl zurückhalten ließen, folgten dem Zuge.

Doch er war noch nicht bis zur großen Brücke gekommen, als ein Reitertrupp ihm entgegensprengte.

Filippo Savelli an seiner Spitze zügelte, jäh den feierlichen Zug und seine Bedeutung gewahrend, das sich bäumende Pferd.

Er erblickte den Protonotar in der Mitte der päpstlichen Abgesandten.

Da rief er, aufschäumend und in herrischem Selbstbewußtsein, als liege ihm die Ausübung einer prüfenden Gewalt ob, zu den Konservatoren hinüber:

„Wer von Euch bürgt mir für die Sicherheit des Protonotars Lorenzo Colonna?"

Rienzo Martini erwiderte in würdigem Mannesbewußtsein:

„Der Protonotar Lorenzo Colonna reitet unter dem Schutz der römischen Konservatoren."

Aber Filippo Savelli gab sich nicht zufrieden. Mit dem Hochmut, der seiner Natur eigen war, und voll feuriger Hingabe für den Freund, fragte er zurück:

„Bürgen mir die römischen Konservatoren für die sichere Rückkehr des Colonna?"

Martini schwieg. Wußte er nicht, wie er seine Antwort fassen sollte, oder bekämpfte er den aufsteigenden Zorn?

Doch dann sagte er, gefaßt und zurückhaltend:

„Wir geleiten den Herrn Colonna zu Seiner Heiligkeit. Seine Heiligkeit wird dem Herrn Colonna nicht den Schutz versagen, den die Stadt Rom ihm in unserer Person gewährt."

Ein schallendes Lachen des Savelli antwortete ihm.

„Heraus da, Protonotar!" rief er zu Colonna hinüber und drängte sein Pferd zwischen die Reiter.

„Zurück in dein Haus! Du gehst mit offenen Sinnen in dein Verderben!"

Aber Colonna reckte sich im Sattel.

„Gib den Weg frei, Filippo!" forderte er den Jüngeren auf. „Ich tue, was ich tun muß."

Savelli sah ihn einige Augenblicke schweigend, verzweifelt an. Dann schleuderte er, außer sich, den päpstlichen Sendlingen und den Konservatoren die Drohung zu:

„Jeder von euch wird es mit seinem Leben büßen, wenn Lorenzo Colonna die geringste Unbill geschieht!"

(Fortsetzung folgt.)

Straße im Judenviertel zu Amsterdam.

Nach einem Temperagemälde von Leo Küppers.

Die lachende Kunst in Amerika. / Von P. Richards.

Im amerikanischen Leben spielt der Humor eine Hauptrolle, und der bekannte englische Schriftsteller Howells hat völlig recht, wenn er vom Amerikaner sagt: „When not trying to make money, he is trying to make a joke“ (Wenn er nicht danach strebt, Geld zu verdienen, so ist er bestrebt, Witze zu machen). Der Amerikaner liebt es tatsächlich über alles, sich an den Fehlern und Schwächen seiner Mitmenschen zu erbauen, und in seinen Mußestunden vergißt er am liebsten bei gutmütigem Spott die harten Kämpfe und schweren Anforderungen, die sein Leben mit sich bringt.

Was sich die Presse der Vereinigten Staaten von Amerika an Spott und Humor leistet, ist gar nicht auszudenken. Es gibt auch wohl kein anderes Land in der Welt, das dem Satiriker in jeder Beziehung so entgegenkommt wie Amerika, wo die schroffsten Gegensätze hart nebeneinanderstehen und den denkbar geeignetsten Stoff für den Stift des Karikaturisten bieten.

Nicht nur die Witzblätter und die anderen Wochen- und Monatsschriften beschäftigen satirische Zeichner; selbst die ernsthaftesten Tageszeitungen glauben es ihren Lesern schuldig zu sein, die allerjüngsten Geschehnisse karikaturistisch zu beleuchten.

Nach jeder Premiere werden alle Schauspieler in ihren Rollen gezeichnet, mit ihrer besonderen, heimlich belauerten Geste. Diese Karikaturen bilden eine Art Kritik in Bildern, die das Urteil spricht, während sie harmlos zu berichten scheint.

Alle hervorragenden Persönlichkeiten, die gerade irgendwie von sich reden machen, finden sofort die Würdigung des humoristischen Zeichners, und den Sportereignissen sowie allen Auswüchsen des Sports, die zur Ironisierung reizen, werden tagtäglich, Winters und Sommers, massenhafte Karikaturen gewidmet. Kurzum, dem Satiriker des Stiftes ist nichts und niemand heilig; nur der frivole und lüsterne Humor, der von den französischen Zeichnern zumeist bevorzugt wird und sich in deren Publikationen so widerlich breitmacht, ist von den amerikanischen Zeitungen ausgeschlossen geblieben.

1. Joseph Keppler: Ein Aufruhr im Hühnerhof — „Was, ein neues Kücken?“ Titelblatt der ersten Nummer des von Joseph Keppler ins Leben gerufenen, ältesten Neuyorker Witzblattes „Puck“. März 1877.

Einer besonderen Vorliebe erfreut sich die tägliche politische Karikatur („Cartoon“ genannt), die in der Neuen Welt vielfach den politischen Leitartikel vertritt und die Wirkung eines solchen bei weitem dadurch übertrifft, daß sie leichter verständlich und einprägsamer ist. Auch daß sie durch die humoristische Note, die sie in den politischen Kampf hineinträgt, von Haus aus unpolitische Elemente zum Interesse für das öffentliche Wohl erzieht, kommt in Betracht.

Nirgends hat ein Griffel des Karikaturisten größere Macht als in den Vereinigten Staaten von Amerika. So ist der Sturz William Tweeds, des großen Erpressers und Hauptes der berüchtigten politischen Organisation „Tammany Hall“, das Werk der rücksichtslosen Karikaturen Thomas Nasts, eines eingewanderten Deutschen aus Landau in der Pfalz, des damaligen politischen Zeichners für „Harper's Weekly“, die angesehene Neuyorker Zeitschrift.

Andererseits wird im Yankeelande allgemein anerkannt, daß Joseph Keppler (ebenfalls deutschen Ursprungs — geboren am schönen Donaustrande) mit seinen vortrefflichen Karikaturen in „Puck“ (Abbild. 1), dem ältesten amerikanischen Witzblatt, Grover Cleveland den Weg zur Präsidentschaft geebnet hat.

2. Hy Mayer: Karikatur Roosevelts. („New York Times“.)

3. Ireland: Uncle Sam wird von aller Welt in Anspruch genommen. („The Syndicate Press“.)

Noch viele andere, auch in Europa vorteilhaft bekannte satirische Zeichner haben entscheidend in die Politik des Landes eingegriffen.

Ein Neuyorker Karikaturist von internationalem Ruf ist beispielsweise Henry Mayer, dessen Signum „Hy“ Mayer aus den Münchener „Fliegenden Blättern“ und dem Pariser „Figaro“ ebensogut bekannt ist wie aus dem Londoner „Punch“ und der Legion sonstiger Zeitschriften, für die er tätig ist. Eine Reihe von Jahren hindurch bildete seine politische Revue „The Passing Show“ in der „New York Times“ eine Sensation, auf deren allwöchentliche Wiederkehr man ungeduldig wartete. Hy Mayer, der die glänzendsten Typen Roosevelts, Uncle Sams usw. geschaffen hat (Abbild. 2), behauptet unter den politischen Karikaturisten Amerikas neben Ireland (Abbild. 3), Cesare und Kirby noch immer einen hervorragenden Platz.

Die amerikanischen Blätter arbeiten mit einem ziemlich festen Stamme zeichnender Künstler, die diese täglich erscheinenden „Cartoons“ bestreiten, und außer den bereits genannten sind heute noch Mc Cutcheon, Donahey, Rogers und Atwood die ersten politischen Zeichner Amerikas, wie sie es schon vor zehn und zum Teil vor zwanzig Jahren waren.

4. Crosby: „Unten scheint Besuch zu sein.“ — „Wieso?“ — „Ich höre Mutter über Vaters Witze lachen.“ („Life“.)

Zu den namhaftesten der jüngeren Künstler auf diesem Gebiete gehört Herbert Johnson, der für die „Saturday Evening Post“ in Philadelphia tätig ist.

Tads und Edgreens Humor wendet sich besonders dem Sport zu, aus dem sie eine Fülle der ulkigsten Situationen herauszuholen und in der übermütigsten Laune zu gestalten wissen, und Szenen aus dem Kinderleben bieten dem Stifte Crosbys (Abbild. 4), Frosts und Kembles eine Unmenge von Anregungen.

In Europa gut bekannt ist Eugen Zimmerman, der seine Arbeiten mit „Zim“ signiert. Sein „Knock-about“-Stil ist zu amerikanisch, um in Europa voll gewürdigt zu werden, doch ist er, speziell in Deutschland, auf komischen Ansichtskarten mit Erfolg verwendet worden (Abbild. 5).

Die Kreise, die den genießenden Teil der Menschheit darstellen, sind seit vielen Jahren Charles Dana Gibson, einem der bestbezahlten unter den amerikanischen Zeichnern, tributär geworden. Seine gesellschaftssatirischen Karikaturen gehen meist gar merkwürdig nahe an die Wirklichkeit heran, treffen aber todsicher das Unzulängliche einer Erscheinung und betonen nur eben mit leiser Übertreibung die komische Besonderheit (Abbild. 6, 7 und 10).

Was Gibson seine volkstümliche Beliebtheit und seinen weitverbreiteten Ruhm vor allem eingebracht hat, ist sein bekannter Mädchentyp, der zur idealsten Personifikation der stolzen, selbstbewußten und vornehmen Amerikanerin geworden ist (Abbild. 8 und 9). In millionenfachen Reproduktionen, Zeichnungen, Buchillustrationen und Ansichtskarten ist das „Gibsongirl“ über die Welt gewandert. Die Höhe der Honorare, die der berühmte Zeichner zu erhalten gewohnt war, entspricht dem Umstand, daß seine Verleger durch ihn Millionen verdienen. Sensation erregte seinerzeit sein Kontrakt mit der bekannten Neuyorker Verlagsfirma Collier & Son, von der er für 100, im Zeitraum von vier Jahren fertigzustellende Doppelseiten eine Summe von 100000 Dollar erhielt.

Im März 1886 brachte das bekannte Neuyorker Witzblatt „Life“, das vor einigen Jahren in den Besitz Gibsons überging, dessen erste Karikatur „The Moon and I“ (Der Mond und ich). Gibsons gesellschaftliche Satiren sind hundertfältig nachgeahmt worden und bilden gegenwärtig die Domäne solch bedeutender Künstler wie Frank Godwins in der „New York Evening Post“ (Abbild. 12) und J. W. Mc Gurks im „New York American“. Es hieße die Liste bis ins Unabsehbare verlängern, wollte ich alle humoristischen Zeichner, die mit ihren Karikaturen der politischen nnd gesellschaftlichen Ereignisse die Seiten der amerikanischen Tagesblätter und Zeitschriften schmücken, hier auch bloß einfach mit dem Namen aufführen. Auch wendet sich ihnen schon längst nicht mehr die Hauptaufmerksamkeit des Publikums zu!

Seit einer Reihe von Jahren sind die Zeichner für das „Comic Supplement“, die humoristische Beilage der Sonntagsblätter, mit ihren Serienbildern in Dreifarbendruck in ganz besonderer Weise Lieblinge der großen Massen, denen zuliebe sie sich in grotesken und phantastischen Übertreibungen ergehen. Jeder Zeichner kreiert eine besondere Figur, die er dann in den Mittelpunkt der gezeichneten Humoreske stellt, mit denen er allwöchentlich aufwartet. Nicht unähnlich einem Kinematographenfilm zieht da Bild um Bild an den Augen des Beschauers vorüber, so zwar, daß jede solche Bilderserie ein humoristisches oder tragikomisches Abenteuer dieser bestimmten, stets gleichbleibenden Typen wiedergibt.

Die Popularität, die einer jeden solchen nur halbwegs gelungenen Serie gewiß ist, spottet jeder Beschreibung. Die Tagesblätter bringen außer der humoristischen Sonntagsbeilage täglich mehrere Schwarzweißseiten mit diesen Bilderserien, die vom großen Publikum mit Heißhunger erwartet und verschlungen werden. Und überall ist es die Schärfe der Charakteristik, die unaufhaltsam quellende Erfindungsgabe und der turbulente Wirbel der Geschehnisse, die diese gezeichneten Humoresken so amüsant machen. Täglich erhalten deren Zeichner zahllose Briefe, in denen man sie bestürmt, mitzuteilen, was dem Helden am nächsten Sonntag zustoßen werde, und ihnen die absonderlichsten Vorschläge hinsichtlich der Fortsetzung der Serie macht. Ein derartiger Karikaturentyp, der wirklich einschlägt, pflegt viele Jahre lang vom Zeichner fortgesponnen

5. Eugen Zimmerman („Zim“): Der hinterhältige Esel. Eine Probe von „Zims“ amerikanisch-populärem „Knock-about“-Humor.

25 Jahre „Gibsongirl“: Links (8): 1889. (Aus „Collier's Weekly“.) — Rechts (9): 1914. (Aus „Life“.)

6. u. 7. C. D. Gibson: Gesellschaftstypen.

10. C. D. Gibson: Gesellschaftliche Unterhaltung.

zu werden. Dirks' „Katzenjammer-Kids“ stehen z. B. bereits im fünfzehnten und Swinnertons „Kleine Tiger“, die er in die komischsten Situationen bringt, gar schon im achtzehnten Jahre ihrer lustigen Existenz.

Die typischsten und populärsten Helden des amerikanischen „Comic Supplement“ sind aber zweifellos „Mutt and Jeff“, deren urdrollige Gestalten in der Verkettung der verrücktesten Situationen auch in Deutschland durch den Film bekannt geworden sind. Bud Fisher, der geistige Vater dieser berühmten beiden Typen, hatte bereits als Karikaturist Hervorragendes geleistet, als er im Jahre 1908 in den Spalten der Hearstpresse nebenbei mit „Mutt and Jeff“ zu operieren begann. Seit er aber zur „New York World“ überging und seine neue Spezialität so ungeheuere Popularität errungen hat, zeichnet er jahraus, jahrein ausschließlich nur „Mutt and Jeff“ in allen möglichen Variationen in zahllosen Bilderserien, deren Stärke die logische Verknüpfung der unlogischsten Situationen ist (Abbild. 13). Dramatisiert, verfilmt und in Buchform haben diese Karikaturen ihrem Schöpfer Millionen eingebracht, und zwei Rechtsanwälte haben nichts anderes zu tun, als über seine Copyrights zu wachen.

Ein anderer populärer Karikaturist des „Comic Supplement“ ist George Mc Manus, der seit vielen

Der Vater: „Wahrhaftig, dein Bruder hat sich schon früh am Morgen aufgeputzt!“ — Die Miß: „Der liebe Junge.“

Der Vater: „Er muß was auf dem Kieker haben.“ — Die Miß: „Traurig, daß du ihm so nachstehst.“

11. George Mc Manus: „Miß Maggie Jiggs erzieht ihren Vater.“ Eine Persiflage des amerikanischen „Self-made man“.

Jahren durch seine „Newly-weds" (Neuvermählten) und deren kleines Baby „Snookums" die Affenliebe parodierte, die manche Eltern oft den ungeratensten Kindern entgegenbringen. Auch seine beiden neueren Gestalten Miß Maggie Jiggs und ihr plebejischer Vater sind möglich — aber freilich nur in Amerika (Abbild. 11).

Eine ganze Anzahl gelungener Typen hat auch Frederic Opper geschaffen, darunter „Happy Hooligan", einen Landstreicher, dem stets ganz erbarmungslos mitgespielt wird. Er wird täglich gefoppt und geprügelt, die Treppe hinabgeworfen und fast zu Tode geschleift, jedoch nach all diesen Abenteuern richtet sich Hooligan immer wieder auf und beginnt das Spiel von vorn.

Auch Rudolph Dirks, der unter sanfter Anlehnung an Meister Busch' „Max und Moritz" alltäglich die „Katzenjammer-Kids" mit ihrem „Uncle Heinie" durch 54 Blätter laufen läßt, appelliert zumeist an die atavistischen Regungen im Menschen, um ihn lachen zu machen. Speziell die „reinste Freude" der Menschenseele — die Schadenfreude — weiß er zu den komischsten Wirkungen zu benutzen.

Auch James Swinnertons „Little Jimmy", der seinen Vater stets mit den unglaublichsten Fragen dem Wahnsinn nahebringt, und Ruß Westovers „Tillie, the Toiler", das hübsche Typewritergirl, ebenso wie De Becks Pantoffelheld „Barney Google" und unzählige andere populäre Schöpfungen der Bilderserien werden täglich in neuen drolligen Situationen gezeigt.

Überblicken wir die gewaltige Masse dieser fidelen Schöpfungen, so sehen wir, daß der amerikanische Karikaturist des „Comic Supplement" mit einem wahren Indianerspürsinn die Fährten menschlicher Schwächen, Torheiten und Laster verfolgt und in deren satirischer Verspottung seine Aufgabe findet — in der bestimmten Absicht, sie durch ihre Darstellungen öffentlich zu geißeln und heimlich dadurch zu heilen.

Der Massenvertrieb des amerikanischen Karikaturenhumors verbraucht viel, und mit ihm geht eine Herabsetzung des künstlerischen Leistungsniveaus Hand in Hand. Aber darum handelt es sich bei diesen Bildersatiren des Alltagsdienstes, die mit Rücksichtnahme auf die Reproduktionsmethode des Schnelldrucks gezeichnet werden, erst in zweiter Linie. Obwohl sie nicht die Palme des Museums beanspruchen können, entwickeln sie doch als Momentreflex des bewegenden Ereignisses eine explosive Schlagkraft.

Für viele wird der Witz meist schon in der Zeichnung liegen. Aber der amerikanische Karikaturist tut noch ein übriges und versieht seine schnurrigen Einfälle selbst mit Unterschriften. Mit diesen gewöhnlich recht schlagfertigen und drastischen Beschriftungen bringt er den Beschauer in die richtige Stellung zu dem Sujet.

Der Deutsche wird sich von diesen Bildern anfangs wenig angeheimelt fühlen. Er ist im allgemeinen zu ernst veranlagt, um den drastischen amerikanischen „Knockabout"-Humor völlig zu verstehen, und andererseits ist es selbstverständlich, daß eine ganze Anzahl der wichtigsten Pointen, an denen gerade die englische Sprache so reich ist, bei der Übersetzung verlorengeht.

YOUNG PERSONS WILL RISE UPON THE ENTRANCE OF THEIR ELDERS

12. Frank Godwin: Gesellschaftliche Erziehung. — „Junge Leute haben aufzustehen, wenn ältere Leute das Zimmer betreten." („The New York Evening Post".)

13. Bud Fisher: Aus der Bilderserie „Mutt und Jeff"; „Mutt und Jeff haben eine große Erbschaft gemacht." (Hearsts „Deutsches Journal", Neuyork.)

Aus Wissenschaft und Technik.

Der Stich der Skorpione. Der französische Arzt Dr. F. Santschi, der 23 Jahre lang in Kairuan in Tunis praktizierte, hat in der französischen Zeitschrift „La Nature“ seine sehr lehrreichen Erfahrungen über die in seinem Tätigkeitsgebiet so häufigen Stiche von Skorpionen mitgeteilt. Es verging kaum ein Tag, da nicht jemand gestochen wurde, und Santschi wurde jede Woche mehrmals in der Nacht zu Verletzten gerufen. Die Skorpione klettern an den Wänden entlang, verstecken sich in den Schuhen und Kleidern und tauchen manchmal unvermutet aus einem Papierkorb oder einer Fensterritze auf. Die Gefährlichkeit der Skorpionenstiche ist in Tunis größer, als man meist glaubt. Jedes Jahr hörte Santschi von Todesfällen in Kairuan. Meist sind Kinder und alte Leute die Opfer, aber Santschi führt auch den Fall eines blühenden achtzehnjährigen Jünglings an, der mehreren Skorpionenstichen in die Seite erlegen war. Bei der Verletzung muß man die durch den Stich hervorgerufenen Lokalerscheinungen von der schweren Allgemeinerkrankung unterscheiden. Der Stich verursacht zunächst einen außerordentlich heftigen Schmerz, der mit wechselnder Heftigkeit 2 bis 24 Stunden anhält. Die gestochene Stelle wird rot und schwillt an. Dann tritt aber das Gift in den Blutkreislauf und beginnt zu wirken. Kalter Schweiß bricht aus, die Haut wird eiskalt, der Blick unruhig. Erbrechen und Durchfall, durch die sich der Organismus von dem eingedrungenen Gift zu befreien sucht, schließen sich an. Wenn der Fall schwer ist, stellt sich Herzschwäche ein, die zum Tode führen kann. Die gewöhnlich gegen den Skorpionenstich angewandten Mittel, die nur an der verletzten Stelle auf die Haut gelegt werden, fand Santschi wirkungslos. Das gilt insbesondere auch von dem berühmten Skorpionenöl, dem Santschi nur eine moralische Wirkung zuschreibt. Besser schon steht es mit Einspritzungen von übermangansaurem Kali oder Heilserum in die Haut. Diese scheinen einen Teil des Giftes zu zerstören. Aber ihren Hauptnutzen sieht Santschi doch in den lokalen Blutungen, die sie veranlassen. Er selbst ist schließlich zu einer anderen Behandlungsart übergegangen. Den Schmerz bekämpft er durch eine Novokain-Adrenalin-Einspritzung an der gestochenen Stelle (1 Milligramm Novokain und 2 Tropfen Adrenalin auf eine Ampulle von 1 Raumzentimeter). Der Erfolg soll glänzend sein. Der Schmerz bessert sich sofort und verschwindet bisweilen ganz. Nur ausnahmsweise muß die Einspritzung nach 2 bis 3 Stunden wiederholt werden. Das Novokain lähmt den Schmerz, und das Adrenalin macht die gestochene Stelle blutleer, verhindert die Fortspülung des Novokains und neutralisiert vielleicht einen Teil des Giftes. Zur Bekämpfung der Allgemeinvergiftung muß, wenn es sich um einen Stich in ein Glied handelt, vor allem zunächst das betreffende Glied oberhalb der verletzten Stelle abgebunden werden. Dann muß man dafür sorgen, durch Blutungen der Wunde so viel Gift wie möglich aus dieser herauszuziehen. In die durch das Novokain anästhesierte Stelle kann man schmerzlos zwei bis drei Einschnitte machen. Dann setzt man einen Schröpfkopf, und so gelingt es meist, schon von vornherein den größten Teil des eingedrungenen Giftes zu beseitigen. Wenn die Binde fest genug angelegt war, füllen sich die Venen straff mit Blut. Von diesem zapft man etwa 20 Raumzentimeter ab und kann dann die Binde abnehmen. Wenn die Binde zu spät oder nicht richtig angelegt wurde, so bleibt nichts übrig, als dem Organismus bei der von ihm eingeleiteten Selbstentgiftung zu helfen. Durch Zuführung reichlicher Flüssigkeitsmengen befördert man das Erbrechen und den Urinabgang. Dazu läßt man Abführmittel oder Klistiere treten. Die Herzschwäche bekämpft man durch ein Anregungsmittel, am besten durch Koffein. Dieses Verfahren allein kann man auch einschlagen, wenn der Stich an einer anderen Stelle als an einem Gliede erfolgt ist. Derartige Fälle sind aber glücklicherweise ziemlich selten, da die Skorpione den Menschen gewöhnlich nur angreifen, wenn sie sich bedroht fühlen, wie es der Fall

ist, wenn man versehentlich an sie faßt oder auf sie tritt. Von erstaunlich heftiger Wirkung ist das Gift der Skorpione auf die Insekten. Während ein mit einer gewöhnlichen Nadel durchbohrtes Insekt noch Stunden und Tage leben kann, ist es auf der Stelle tot, wenn diese Nadel in die frisch ausgeschnittene Giftdrüse eines Skorpions getaucht wurde. Welche chemische Zusammensetzung das Skorpionengift hat, ist noch nicht bekannt. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Fernsehen und Fernphotographie. Das Problem des Fernsehens bzw. der Fernphotographie, d. h. mit Hilfe eines Senders Bilder in weite Entfernungen so zu übertragen, daß sie an der Empfangsstelle deutlich sicht- und reproduzierbar sind, dieses Problem scheint gerade wegen seiner Schwierigkeiten auf den Physiker besonderen Reiz auszuüben. Bei allen, bisher noch nicht zu praktisch verwertbaren Ergebnissen gekommenen Versuchen hat es sich gezeigt, daß es in der Hauptsache darauf ankommt, das zu übertragende Bild in kleinste, vom Auge nicht mehr wahrnehmbare Teilchen zu zerlegen und diese einzelnen Lichtpunkte auf der Empfangsstelle wieder zusammenzubauen, mit solcher Geschwindigkeit zusammenzubauen, daß die Vorgänge von unserem Auge als ein gleichzeitig gesehenes, einheitliches Bild aufgefaßt werden. Naturgemäß ist die Übertragung auf dem Wege der elektrischen Leitung geboten, und die in die letzten Jahrzehnte zurückreichenden Versuche, Licht mittels Selenzellen in Elektrizität umzuwandeln, haben mit der Verbesserung dieser Selenzellen — hier kommen vor allem die Arbeiten des Charlottenburger Hochschulprofessors Artur Korn in Frage — erfreuliche Fortschritte gezeigt. Selen ändert ja bekanntlich seine Leitfähigkeit für elektrischen Strom je nach seiner Belichtung, d. h. je intensiver diese ist, desto besser leitet es. Aber außer der recht komplizierten Apparatur steht eine ausgesprochene „elektrische Trägheit" des Selens einem sofortigen Reagieren auf wechselnde Beleuchtung, also einer korrekten Wiedergabe im Wege, und man vermochte nur Strichzeichnungen oder ungefähre Muster statt eines bewegungsreichen, farbenbunten Lebens zu übertragen. Es galt nun, ein Mittel zu finden, das es ermöglichte, mit Draht oder drahtlos, die Lichtschwankungen trägheitsfrei in elektrische Erregungen umzusetzen. Die photoelektrische Gaszelle, in ihrer ursprünglichen Form von dem Petersburger Professor Rosing ersonnen und konstruiert, erfüllte die Forderungen. Sie besteht aus einer mit verdünnten Gasen gefüllten Glaskugel, deren Innenwandung mit einem Amalgam, d. h. mit der Quecksilberlegierung eines seltenen Metalls, überzogen ist. Diese negativ geladene Amalgamschicht entladet sich sofort beim Auftreffen eines Lichtstrahls, gleichzeitig wird aber die Ladung wiederhergestellt, so daß Beleuchtung und Entladung in beliebiger Geschwindigkeit aufeinander folgen können. Zudem steht die Stärke der Entladung im direkten Verhältnis zur Lichtwirkung des Strahles, so daß sich diese Gaszelle vorzüglich zur Umwandlung optischer in elektrische Zeichen eignet. Das mit rotierenden Zylinderspiegeln arbeitende Verfahren liefert ein vollständiges Bild des zu übertragenden Gegenstandes. Von einer drahtlosen Bildübertragung kann man erst im letzten Jahrzehnt reden, besonders seitdem man sich der Elektronenröhren bedient. Der Schwerpunkt beruht auf dem Tempo der Bildübertragung. Das hatte man längst erkannt, man konnte aber mit der bisherigen Apparatur das Tempo nicht erzielen, beanspruchte doch z. B. die Übertragung eines Bildes von 13×18 cm noch einen nach Minuten zählenden Zeitraum, während sich in unserem Auge nur Eindrücke, die einander von $^1/_{10}$ zu $^1/_{10}$ Sekunde folgen, zum Bild verschmelzen. Nun ist es dem Leipziger Physiker Dr. A. Karolus, Privatdozent für Elektrotechnik an der Universität, gelungen, als Mittel eine Zelle zu konstruieren, die es ermöglicht, ein Bild von 13×18 cm in einem Zeitraum von $^1/_{10}$ Sekunde zu übertragen, was den bisherigen Ergebnissen gegenüber eine starke Annäherung an die Lösung des Problems, wenn nicht die Lösung selbst bedeutet. Wie wir hören, sind im Physikalischen Institut der Universität Leipzig nach dem Verfahren von Dr. Karolus angestellte Versuche befriedigend gelungen. Jedenfalls ist die physikalische Möglichkeit des Fernsehens von Karolus erwiesen. Ob sich aber überhaupt und für welche Zwecke des täglichen Lebens eine wirklich praktische Verwertbarkeit aus diesen Versuchen ableiten läßt, entzieht sich vorläufig noch vollständig einer abschließenden Beurteilung. Heinrich Wiesenthal.

Chinesischer Fischfang mit Kormoranen. In China und Japan gibt es, genau so wie in Europa, Inselbewohner oder an den Küstenstrichen lebende Volksstämme, die sich ausschließlich von Fischfang nähren. Diese Menschen leben im innigsten Zusammenhang mit der Natur, stehen allerdings auf einer ziemlich niederen und primitiven Kulturstufe. Auf dem Perlfluß in China leben ganze Völker auf beweglichen Häusern, die eine eigentümliche Verquickung von Kähnen und Wohnstätten darstellen. Bei dem beständigen Aufenthalt auf und an den Gewässern des Landes haben diese Menschen viel Gelegenheit, das Tierleben in der sie umgebenden freien Natur zu belauschen, und diese oft sehr merkwürdigen Beobachtungen haben sich die Wasserbewohner auf eine seltsame Weise zunutze gemacht. So hat sie die Kenntnis des Wesens und Treibens der Wasservögel auf ihren Raubzügen auf den Gedanken gebracht, diese Tiere für Menschendienste brauchbar zu machen. Die verbreitetste und interessanteste Art des Fischens in China, wenigstens an der Küste, ist die mit Kormoranen. Diese pelikanartigen, bronzefarbigen Vögel, auch Scharben genannt, werden von den Chinesen jung gefangen und dann für den Fischfang dressiert. Die Kormorane gedeihen in der Gefangenschaft recht gut und pflanzen sich ebenso wie in der Freiheit fort, nur werden die gelegten Eier von Hennen ausgebrütet. Sind nun diese Tiere für den Fischfang abgerichtet, so kommen sie aufs Meer. Auf 5 bis 6 m langen, kaum 1 m breiten Bambusflößen fährt der Chinese, begleitet von seinen Kormoranen, auf die See. Das Floß wird mit einem Ruder in der Weise gewrickt, daß die Fortbewegungen dem Schwimmen der Fische ähneln, deren Lebensgewohnheiten vom chinesischen Fischer aufs genaueste belauscht sind. Auf Kommando verlassen nun die Kormorane das Boot und stürzen sich mit ihrem häßlichen, plumpen Körper ins Meer, um für kurze Zeit unsichtbar zu werden. Nach einigen Sekunden tauchen sie mit der errungenen Beute unweit des Bootes wieder auf. Naturgemäß würden nun diese Tiere ihren Fang verschlingen wollen, aber ein dickes Hanfseil, das unter ihrem gefüllten Schnabelkorb festgebunden ist, hindert sie daran. Die im Halse befindlichen Aale, Seeschlangen, Fische usw. werden ins Boot geworfen, und zum Lohne bekommen die tüchtigen Helfer einige kleine Fische. Dieser Vorgang wiederholt sich so oft, bis der vorläufige Bedarf an Fischen gedeckt ist. Und wie unermüdlich und eifrig diese Vögel bei dieser Tätigkeit ausharren, und mit welchem Fleiß und welcher Ausdauer sie immer wieder ins Meer untertauchen! Man muß staunen, wie gut geschult die Tiere sind, mit welch gespannter Aufmerksamkeit sie beim Kommando ihre meergrünen Augen auf das Fischerboot heften. Oft kommt es auch bei diesen Fisch-

fängen zu aufregenden Szenen, die von Hunderten von Zuschauern mit Spannung und Interesse verfolgt werden. Es entspinnt sich ein hartnäckiger Kampf zwischen einem Kormoran und seinem Raub. Besonders wenn es ein großer, starker Fisch ist, der Leben und Freiheit mit großem Kraftaufwand zu retten sucht. In diesem Falle endet der Kampf dann so, daß der Fischer mit seinem Floß herbeieilt und über Räuber und Beute ein Netz wirft. Das Fischen auf dem Meere birgt für den chinesischen Fischer vielerlei Gefahren. Verderblich und gefürchtet ist der Taifun, der Tausende von Fischerbarken und sogar ganze Dörfer vernichtet. Auch vor Haien und anderen Meeresungeheuern ist größte Achtsamkeit geboten. Aber trotz steter Lebensgefahr und mannigfaltiger Entbehrung ist der chinesische Fischer mit Liebe und Treue bei seinem schweren Handwerk, und nichts könnte ihn dazu bringen, es mit einem ruhigeren und gefahrloseren zu vertauschen. E. Mann, München.

Eine Forschungsfahrt zur Paralysebekämpfung. Die progressive Paralyse, die Gehirnerweichung, ist zwar in ihrer Hauptursache erkannt, aber in vielen Einzelheiten und Eigentümlichkeiten ihres Verlaufes noch ganz unerforscht. Insbesondere ist es noch ganz ungeklärt, warum die Krankheit in einzelnen Gegenden sehr häufig ist, in anderen Gegenden dagegen sehr wenig vorkommt. So sind Teile Afrikas, Vorder- und Hinterindien, die Südseeinseln sowie Teile Chinas frei von Paralyse, obwohl in den gleichen Landstrichen die Syphilis, die Haupterregerin der Paralyse, verheerend wütet. Eine bedeutsame Forschungsreise deutscher Gelehrter sucht diese Lücken auszufüllen. Die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie hat zwei ihrer hervorragendsten Mitglieder, Geheimrat Kraepelin und Professor Plaut, zum Studium dieser Fragen nach den Vereinigten Staaten von Amerika und nach Zentralamerika geschickt. Es soll die Ausbreitung der Syphilis und der Paralyse bei Indianern und Negern studiert werden. Noch vor 40 Jahren erklärten amerikanische Irrenärzte, sie hätten nie einen Paralysefall bei einem Vollblutneger gesehen. Heute dagegen ist die Krankheit bei der farbigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten häufiger als bei den Weißen. Auch in Indien wird von einer Zunahme der vordem unbekannten Paralyseerkrankungen bei den Eingeborenen berichtet. Kraepelin deutet das so, daß es einen natürlichen Schutz gibt, der zwar nicht die syphilitische,

wohl aber die paralytische Erkrankung verhindert, der jedoch dem einzelnen wie größeren Bevölkerungsteilen verlorengehen kann. Auch bei uns besitzen 95 Proz. der syphilitisch Erkrankten diesen Schutz noch, namentlich Frauen, die viel seltener an Paralyse erkranken als Männer. Französische Beobachter sind der Ansicht, daß für Algerien die Gefahr der Paralyse mit seiner Europäisation beginnt. Kraepelin denkt daran, daß der Schutz der paralysefreien Völker damit in Zusammenhang stehen kann, daß sie durch Krankheitserreger stark gefährdet sind, und daß das durch Infektionskrankheiten oder schwere Eiterungen hervorgerufene hohe Fieber günstig auf die Paralyse einwirkt. Es ist zu hoffen, daß die Forschungsreise ein reiches Material für die Erkennung der Krankheitsgrundlagen der Paralyse und damit auch für ihre Bekämpfung bringen wird. Dr. W. Schweisheimer.

Tiefmessungen mit dem Thermometer. Es ist nur wenig bekannt, daß man das Thermometer so tief ins Meer versenken kann, wie der Mount Everest hoch ist. Die gewöhnlichen Thermometer eignen sich allerdings nicht dafür, man hat einen Apparat konstruieren müssen, bei dem das Thermometer in einer Hülse sitzt, die in einem Rahmen festgemacht ist. Er wiegt ungefähr 1 kg und sinkt bis auf den Meeresboden mit Hilfe eines Stückes Eisen, das 30 kg schwer ist. Man läßt den Apparat herunter, als ob es sich um eine Lotung handelte. Wenn das Eisen den Boden berührt, bleibt das Thermometer noch 2 m darüber. Solange das Thermometer im Wasser sinkt, ist der Apparat nicht in Tätigkeit, wenn auch natürlich das Thermometer die Temperatur des Wassers annimmt, wovon man jedoch nichts sieht, auch später nicht. Von Wichtigkeit ist eine kleine, oben an der Hülse angebrachte Schraube, die durch das Wasser gedreht wird. Sobald das Stück Eisen auf den Meeresboden stößt, hört die Schraube auf sich zu drehen, und dadurch wird die obere Kante der Hülse, in der das Thermometer sitzt, lose. Wenn man nun den Apparat wieder heraufzuholen trachtet, verschließt sich die Hülse mit dem Thermometer wieder, aber die Quecksilbersäule bricht dadurch bei der Temperatur des Wassers in der Tiefe ab, und die Temperatur ist auf diese Weise automatisch festgestellt. Dr. Fk.

Rundfunk auf Starkstromleitungen. Bei den Rundfunksendern ist jenseits der Reichweite ein Empfang im allgemeinen nicht mehr möglich. Will man ein Gebiet

mit Rundfunkdarbietungen versorgen, so müssen die Sender so aufgestellt werden, daß kein Teil außerhalb der Reichweite wenigstens eines dieser Sender liegt. Das ist aber nicht immer wirtschaftlich. Wie kann man nun die Bewohner jener Gegenden, die nicht mehr in die Reichweite eines Senders fallen, am Rundfunk teilnehmen lassen? Diese Frage hat vor kurzem durch den sogenannten „E.-W.-Rundfunk" (Elektrizitäts-Werk-Rundfunk) ihre geradezu glänzende Lösung gefunden. Die Eigenart des E.-W.-Rundfunks besteht darin, daß überall da, wo die Sender nicht mehr hinreichen, die großen Elektrizitätswerke deren Darbietungen aufnehmen. Die Weiterverbreitung geschieht dann auf dem Leitungsnetz dieser Werke. Der erste E.-W.-Rundfunk wurde in den Altenburger Landkraftwerken eingerichtet. Man überträgt die Darbietungen des Berliner Senders über das Berlin-Münchener Fernsprechkabel oder die Fernsprechfreileitung nach dem Elektrizitätswerk in Rositz bei Altenburg. Es handelt sich hier also zunächst um eine gewöhnliche telephonische Übertragung. Die auf telephonischem Wege ankommenden Töne besprechen dann gewissermaßen den Rositzer Sender, d. h. sie werden in üblicher Weise auf ihn gegeben. Der Sender unterscheidet sich von anderen Sendern jedoch dadurch, daß er keine Antenne besitzt. Seine elektrischen Wellen werden nicht von einer solchen ausgestrahlt, sondern fluten an den Drähten des Verteilungsnetzes für den Strom entlang. Das geschieht, während in diesen Drähten der Strom fließt. Die Wellen beeinflussen ihn nicht, und umgekehrt übt auch der Strom keinen Einfluß auf die Wellen aus. Aus der Steckdose kann man also, und zwar mit Hilfe eines einfachen Detektorapparats, ganz nach Belieben Kraft und Licht oder Orchestermusik, Gesang usw. entnehmen. Die dem Verteilungsnetz aufgelagerten Wellen haben eine Länge von 6000 m, so daß nur besondere, mietweise abgegebene Detektoren darauf ansprechen. Dadurch wird einer unberechtigten Entnahme vorgebeugt. Der Empfang mit Hilfe des Rundfunks auf Starkstromleitungen gelingt vorzüglich. Er ist zweifellos die einfachste und bequemste Art, Rundfunk zu empfangen, die man sich denken kann, hat man doch weiter nichts zu tun, als den Empfänger in ähnlicher Weise an die Leitung anzustecken wie eine elektrische Lampe. Man braucht dann keine Antenne, keine Erdung und keine Abstimmung mehr. Dr. Albert Neuburger.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

Nikolaikirche und Fischmarkt in Zerbst

B Lipus Zerbst 25

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4209. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 12. NOVEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Nr. 4209. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 12. November 1925.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Weihnachts-Anzeiger.

Allgemeine Notizen.

Im Münchener Glaspalast wurden bis 1913 alle vier Jahre Internationale Kunstausstellungen veranstaltet. Der Ausbruch des Krieges machte diese Ausstellungen unmöglich. Wenn auch derartige große Unternehmungen zur Zeit, in der Hauptsache aus wirtschaftlichen Gründen, noch undurchführbar sind, so soll das ausländische Kunstschaffen bei der nächsten Ausstellung im Glaspalast, der Bedeutung Münchens als Kunstzentrum Deutschlands entsprechend, in engerem Rahmen gezeigt werden. Zu diesem Zweck fanden unter Vorsitz des Kunstreferenten im Kultusministerium, Ministerialdirektor Hendschel, Beratungen der drei führenden Künstlerkorporationen (Münchener Künstler-Genossenschaft, Verein bildender Künstler Münchens, Sezession und Münchener Neue Sezession) statt, die den einstimmigen Beschluß faßten, im kommenden Jahr die „Erste Allgemeine Kunstausstellung München 1926" ins Leben zu rufen und ausländische bildende Künstler aller Richtungen persönlich einzuladen, sich mit Werken ihrer Hand an der Ausstellung zu beteiligen. Durch die dankenswerte Unterstützung seitens des bayerischen Staates und voraussichtlich auch der Stadtgemeinde München kann das Unternehmen als finanziell gesichert angesehen werden.

Das Salzburger Festspielprogramm für 1926. In einer Konferenz zwischen Professor Max Reinhardt und der Leitung der Salzburger Festspielgemeinde wurde das Programm für die Salzburger Festspiele 1926 festgesetzt. Im neuen Festspielhaus wird unter der Regie von Max Reinhardt Goethes „Faust" gespielt werden und außerdem ein altes Jesuitenspiel „Die Nachfolge Christi", das von Max Mell neu bearbeitet wurde. Weiter besteht die Absicht, die „Schöne Helena" aufzuführen.

Im Rahmen einer Ausstellung „Heim und Technik" hat es die Spitzenorganisation der deutschen Technik — der Deutsche Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine, dem die 26 führenden technischen Vereine Deutschlands angehören, — übernommen, auf dem Gelände der Technischen Messe in Leipzig vom 1. Mai bis zum 8. August 1926 die Errungenschaften unserer Technik auch im Haushalt zu veranschaulichen. Die Ausstellung soll sich hauptsächlich in die beiden Hauptgruppen: „Der Hausbau" und „Das Wohnen im Hause" gliedern. Der Hausbau soll in allen seinen technischen Voraussetzun-

gen, die mit der Planung des Baues, der Bauausführung und Instandhaltung zusammenhängen, vor Augen geführt werden. Bei der zweiten Gruppe ist Hauptzweck, die verschiedenen Wohnungstypen (Massenquartier und Einzelwohnung) mit Einrichtung sämtlicher Zimmerarten in ihrer innentechnisch günstigsten Lösung zur Darstellung zu bringen. Der Ausstellungsgedanke entstammt dem Schöpfer des Deutschen Museums Exz. Oskar von Miller, München und Geh.-Rat Professor Dr. ing. e. h. G. Klingenberg, Direktor der AEG., Berlin.

Dem Ersten Deutschen Reichskriegertag zu Leipzig vom 17. bis zum 19. Oktober 1925 ist eine prächtige, reich illustrierte Erinnerungsschrift gewidmet, die vom ersten Vorsitzenden des Hauptausschusses für den Reichskriegertag Max Wittrisch herausgegeben soeben im Verlag von J. J. Weber (Illustrirte Zeitung), Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7, zum verhältnismäßig billigen Preis von 2 Mark zuzüglich Postgebühr erschienen ist.

Die Alliance Internationale des L'Hotelliers hat auf ihrem in Barcelona stattgefundenen Weltkongreß die Aufnahme Deutschlands einstimmig beschlossen. Die Verhandlungen über einen Beitritt Deutschlands, die wesentlich in den Händen des Generaldirektors Kretschmar (Hotel Adlon) lagen, sind in letzter Zeit schnell vorwärtsgegangen, und durch energische Vermittlung wurde die Zusicherung erteilt, daß Deutschland durch die Alliance aufgenommen werden solle. Deutschland hat daraufhin durch den Präsidenten des Reichsverbandes der deutschen Hotels und verwandter Betriebe F. W. Nolte, Hannover die Aufnahme in die Alliance offiziell beantragt. Das Präsidium der Alliance berief daraufhin den Kongreß nach Barcelona, wo die Aufnahme Deutschlands als einer der Hauptpunkte auf der Tagesordnung stand. Es war durch Ewald Kretschmar, Generaldirektor des Hotels Adlon und Continental-Hotels in Berlin, Hermann Vollmer, Besitzer von Hillmanns Hotel in Bremen, Dr. Knappmann, Syndikus des Reichsverbandes der deutschen Hotels und verwandter Betriebe vertreten.

Die Internationale Eislaufvereinigung hat die Termine für die Welt- und Europameisterschaften 1926 im Eislaufen festgesetzt. Der Deutsche Eislaufverband ist mit der Durchführung der Weltmeisterschaften im Herren- und Paarkunstlaufen betraut worden. Als Termin wurde der 13. und 14. Februar festgesetzt. Die Konkurrenzen werden, falls eine Austragung im Freien un-

Warum man Tee trinkt. Engländer und Russen, die stärksten Teeverbraucher, trinken den Tee aus Gewohnheit, der Deutsche mit Überlegung. Er will nicht nur trinken, sondern den ganzen Genuß auskosten, der im Tee liegt. Deshalb haben sich die guten, gehaltvollen Sorten, wie sie etwa durch die Mischungen „Rot" und „Gold" der in Deutschland wohl mit bekanntesten Marke „Teekanne" verkörpert werden, in unablässig steigendem Umfang eingeführt. Tee, wie die erwähnten Sorten, hat jenen feinen, aromatischen Geschmack, der Gaumen u. Nerven befriedigt, ohne schädliche Nebenwirkungen zu haben.

möglich ist, in der neuen Eisarena des Berliner Sportpalastes abgehalten werden. Die Europameisterschaft im Schnellaufen findet am 22. und 23. Januar in Chamonix, die Weltmeisterschaft am 20. und 21. Februar in Drontheim statt. Um die Europameisterschaft im Herrenkunstlaufen wird am 30. und 31. Januar in Davos gekämpft. Schließlich wird die Damenweltmeisterschaft am 7. und 8. Februar in Stockholm ausgetragen.

Internationales Eishockey. Die Kanadier werden Ende d. J. an der Europa-Meisterschaft teilnehmen und bei dieser Gelegenheit auch in Berlin gegen den deutschen Meister, Berliner Schlittschuh-Club, auf der neuen Eisarena des Berliner Sportpalastes spielen. Die schwedische Nationalmannschaft, die spielstärkste Europas, wird ebenfalls auf ihrer Reise nach Wien und Budapest vorher in Berlin einige Spiele austragen. Da die Kanadier die besten Eishockeyspieler der Welt und Olympiasieger sind, begegnen die Kämpfe außerordentlichem Interesse.

Das Davoser Wintersportprogramm läßt an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. In erster Linie sind die Veranstaltungen im Eishockey zu nennen. Der schweizerische Verband wird die Vorrunde der Ostschweiz in Davos abhalten, dann folgt ein großes internationales Weihnachtsturnier und in der zweiten Januarwoche der Kampf um die Europameisterschaft; sehr wahrscheinlich aber wird es zu einem Kampf um die Weltmeisterschaft kommen, da auch Amerika und Kanada daran teilnehmen werden. Im Eislauf werden neben anderen großen Konkurrenzen Ende Januar solche im Kunst- und Schnellaufen stattfinden. Der Skiclub hat zwei große Sprungkonkurrenzen, ein Skiderby Farsenn-Küblis und eine Reihe von Hochtouren vorgesehen; auf den drei Schlittbahnen werden an die hundert Rennen zum Austrag kommen. Im Programm fehlen auch ein großes Wintersportfest aller Sportvereine und ein großes allgemeines Winterfest der ganzen Bevölkerung nicht.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

SOMMERNACHMITTAG.

Nach einem Gemälde von Konstantin Somow.

Die Staatsumwälzung in Persien: Absetzung der Kadscharendynastie.

Es ist eingetroffen, was lange vorauszusehen war! Ein Herrscher, der seinem Lande so den Rücken kehrt, seine Pflichten so vernachlässigt und jahrelang von der Hauptstadt fernbleibt, kann nicht erwarten, daß er die Liebe und Achtung seines Volkes behält!

Wie aus Teheran gemeldet wird, beschloß die Majlis (Parlament) mit 180 gegen 5 Stimmen, die regierende Dynastie abzusetzen und den bisherigen Ministerpräsidenten Riza Khan zum Herrscher von Persien zu proklamieren. Schon seit geraumer Zeit war Riza Khan Leiter der persischen Staatsgeschäfte. Als Sohn eines „rajat“ (Bauer) aus der Provinz Masanderan ist er ein Emporkömmling, ein Selfmademan, genau wie Kemal-Pascha. Entbrannt in Liebe zu seinem Vaterland, es zu retten, hat er sich rasch zu seiner jetzigen Machtstellung emporgeschwungen.

Langsam, in aller Stille, hat sich die Umwälzung vollzogen. Hier und da erschienen kurze Berichte über Persien; man wunderte sich über das lange Fernbleiben des Schahs von Teheran, aber daß die Krise so enden würde, hat man nicht erwartet, um so weniger, als es hieß, der Monarch wolle bald wieder nach Persien zurückkehren.

Seit 1906, als das Land aufhörte, eine absolute Monarchie zu sein, und man zur parlamentarischen Regierung überging, hat es in Persien ständig gegärt. Riza Khan hat den Stein ins Rollen gebracht, denn im Augenblick, da er mit seiner Kosakenbrigade, vor ungefähr dreiundeinhalb Jahren, in Teheran einrückte, begann die revolutionäre Bewegung gleich einer Sturmwelle über das Land zu fluten. Sogar die Priesterschaft, die sonst immer für die herrschende Dynastie eingetreten ist, schloß sich ihr damals an. In den Basaren wurde öffentlich die Absetzung des Schahs verlangt, es kam zu den in Persien üblichen Tumulten. Sämtliche Basarläden wurden geschlossen, die Bevölkerung suchte Schutz in den Moscheen, und es bleibt zu verwundern, daß so wenig Blut geflossen ist.

Schah Ahmed,
der durch Parlamentsbeschluß vom 1. November abgesetzte Herrscher von Persien.

Riza Khan,
bisher Ministerpräsident, der neue Schah von Persien.

Zum Regentenwechsel in Persien: Eine Sitzung in der Majlis (Parlament) zu Teheran.

Die einflußreichsten Kaufleute, Würdenträger und Beamte bestürmten Riza Khan, der völlig Herr der Lage war, die Republik auszurufen. Er jedoch, der sich auf seine ihm treu ergebenen Truppen verlassen konnte, zog es klugerweise vor, die nicht mehr aufzuhaltende Umwälzung auf friedlichem Wege sich entwickeln zu lassen. Bekannt als ein temperamentvoller, sehr energischer, aber auch harter Mann, ist der Diktator trotz seiner niederen Herkunft ein sehr kluger und vorsichtiger Politiker, der seine Landsleute kennt. Somit ließ er die Dinge an sich herankommen.

Der Schah weilte während dieser Vorgänge in Europa, an der französischen Riviera, wo er seit langer Zeit im dortigen mondänen Treiben eine bekannte Persönlichkeit war. Umgeben von seinen Günstlingen, dachte er gar nicht daran, nach Persien zu gehen, um einzugreifen, sondern schaute den Dingen mit einer schwer zu verstehenden Gleichgültigkeit zu. Möglicherweise ahnte er, daß Widerstand nutzlos war; denn zum Herrscher, wie sein Vorfahr Nasr-eddin, war er nicht geboren.

Dieser echt orientalische Fatalismus unterstützte den Werdegang und die Pläne des ehrgeizigen Riza Khans. In seinen jungen Jahren als gewöhnlicher „servas“ (Soldat) unter dem Befehl von russischen Offizieren der

Vom griechisch-bulgarischen Grenzzwischenfall. **Oben:** Bei den Beratungen des Völkerbundsrates über den Grenzzwischenfall. Am Tisch sitzend von links nach rechts: Scialoja; Briand; Drumont; Chamberlain; Ishi; Hymans. — **Links unten:** König Boris von Bulgarien (×) beim Verlassen der Sobranje (Parlament) nach der Kronratssitzung, in der das Interventionsansuchen an den Völkerbund wegen der Grenzüberschreitung des griechischen Militärs beschlossen wurde. Infolge der Blockadeandrohung des Völkerbundes haben die Griechen ihre Truppen wieder zurückgezogen. — **Rechts unten:** Bulgarische Bauern beim Wegschaffen ihrer bedrohten Habe auf einer Schmalspurbahn.

Nach europäischem Muster: Reklameumzug zur Wahlpropaganda in Tokio.

Rechts: Das vor kurzem in London enthüllte Denkmal für den Südpolarforscher Robert Falcon Scott.

Drahtlose Telephonverbindung zwischen England und Amerika: Die Funkstation in Rugby (England), die den drahtlosen Verkehr nach Rocky Point bei Neuyork vermittelt. — Im Oval: Flugzeugstartversuche vom fliegenden Luftschiff in Amerika: Aufstieg eines Luftschiffes mit dem an der Gondel befestigten Wasserflugzeug.

Links: Vom 6. Kongreß der Internationalen Vereinigten Katholischen Frauenliga in Rom: Während der Eröffnungsrede der Präsidentin Frau Steenberghe Engeringh. Rechts von ihr Kardinal Merry del Val.
Rechts: Vom Abschluß des deutsch-italienischen Handels- und Schiffahrtsvertrages am 30. Oktober: Der deutsche Botschafter in Rom, Freiherr v. Neurath (1), und Ministerpräsident Mussolini (2) beim Unterzeichnen des Vertrages im Palazzo Chigi zu Rom.

Vom Aufstand in Syrien gegen die drückende französische Mandatsherrschaft.

Links: Mannschaften der mit modernsten Flugzeugen ausgerüsteten syrischen Fliegertruppe mit ihren europäischen Instruktionsoffizieren.

Rechts: Führer des syrischen Volkes: Kriegsminister Tasmin-Pascha (links) mit dem Generalstabschef und dem Gesundheitsminister.

Unten: Blick auf eine durch das französische Bombardement vom 18. bis zum 20. Oktober zerstörte Straße in Damaskus. Das rigorose Vorgehen des Oberbefehlshabers der französischen Truppen in Syrien, General Serrails, hat die gespannte Lage erheblich verschärft. (Phot. Times.)

Leibgarde des Schahs zugeteilt, hatte er sich schon mehrfach ausgezeichnet und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten erworben. Dabei wäre es sicher geblieben, wenn nicht der Weltkrieg, der auch in Persien Umwälzungen hervorgerufen hat, sein Glück gemacht hätte. Die Abberufung der russischen Offiziere verschaffte dem jungen Draufgänger freie Bahn. Beliebt bei seinen Kameraden, setzte er sich an ihre Spitze und führte bald darauf den unglaublich kühnen Streich aus, Teheran zu besetzen, zum Schrecken der Briten! Das persische Volk, das seit Jahren unter der britischen Pranke seufzt, jubelte ihm zu. Riza Khan wurde der Held des Tages — gleich einem Rustem verherrlichte man ihn, und auf der Maidan-i-Tupchanä (Kanonenplatz) in Teheran ließ er sich zum Sardar (Generalkommandeur) ausrufen.

In Südpersien stand allerdings die gut ausgebildete persische Gegenmacht unter englischem Kommando. Aber das erste, was Riza Khan von der parlamentarischen Regierung forderte, war die Aufhebung und Nichtigkeitserklärung des englisch-persischen Vertrags, den der Schah 1909 unterzeichnet hatte. Dies war ein kluger Zug des Diktators, denn die südpersische „british brigade“ erkannte ihn sofort als Führer an, und damit war der Sardar oberster Befehlshaber der gesamten persischen Armee.

Diese Vorgänge wirbelten eine Menge diplomatischen Staub auf. Man war empört in London über die Nichtigkeitserklärung, und in englischen Zeitungen erschienen spaltenlange scharfe Artikel, daß das Land nun in die alten unsicheren Verhältnisse zurückfallen würde und aufflammende Nomadenunruhen unsichere Karawanenstraßen zur Folge hätten, der Handel würde stocken; mit einem Wort, das Land „will go to the dogs“.

Riza Khan stand zwar vor einer schweren Aufgabe, England war sein bitterer Feind, und die Regierungssorgen türmten sich berghoch. Aber je schlimmer die Dinge aussahen, desto energischer trat der Diktator auf. Er behauptete sich und hat es, wie man heute sieht, geschafft. In kurzer Zeit warf er viele Aufstände nieder und machte kurzen Prozeß mit den Rädelsführern.

Zunächst gab sich Riza Khan mit dem Titel eines Sardars zufrieden, aber nicht lange. Er ernannte sich selbst zum Kriegsminister, da er es als sehr notwendig erachtete, in der Majlis zu sitzen. Es war ihm gleichgültig, wer die anderen Minister waren; er hatte ja die militärische Macht, und die war die höchste Macht im Lande.

Kabinette wurden ernannt und gestürzt, aber der Sardar blieb im Amt. Mit jedem Kabinett war er zufrieden, solange es ihm zu Willen war. Als aber die Kabinettstürze zu schnell aufeinanderfolgten, machte sich Riza Khan selbst zum Premierminister. Warum? Der chronische Geldmangel veranlaßte ihn dazu. England war verschnupft und gab nichts mehr, also mußten andere Quellen gefunden werden, die Staatsmaschine und besonders das Heer zu unterhalten. Der fabelhafte Ölreichtum Persiens, abgesehen von den anderen Bodenschätzen, sollte der Geldnot abhelfen. Riza Khan hatte einen treuen Berater, einen Amerikaner namens Millspaugh, der es fertigbrachte, daß eine Anleihe aus dem Lande der Dollars aufgenommen werden konnte, und zwar sollte eine amerikanische Ölgesellschaft, die Sinclair Company, das Geld beschaffen, wofür vier oder fünf der nördlichen Provinzen zu Bohrzwecken abgetreten werden sollten. Diese Anleihe wurde auf zehn Millionen Dollar festgesetzt. Als aber der Vertrag unterzeichnet werden sollte, erhob England, ältere Rechte vorschützend, Einspruch. Es kam zu einem längeren Notenwechsel, und die Sache verlief im Sande; die Briten haben Persien zu sehr in der Hand.

Trotz dieses Mißerfolges hat es der Sardar mit Hilfe des Herrn Millspaugh fertiggebracht, daß für die Armee stets Geld vorhanden war und er die Ordnung im Lande aufrechterhalten konnte.

Über die Geschichte des internationalen Ölkriegs in Persien hat man viel geschrieben. Riza Khan hat selbst einmal den Ausspruch getan: „Wäre Persien nicht so reich an Bodenschätzen, so hätte das Land mehr Ruhe!“ Jetzt, da die Dinge diese unerwartete Wendung genommen haben, dürfte die Anglo-Persian Oil Company mit ihrer langfristigen Konzession und den vom englischen Staat subventionierten Ölanlagen am unteren Karunfluß ein bitterer Gegner der neuen Dynastie werden, denn diese wird nach allen vorausgegangenen trüben Erfahrungen versuchen, England abzuschütteln.

Persien, 110 mal so groß wie Sachsen, besitzt einen fabelhaften Reichtum an Bodenschätzen, aber ihre Schürfung kann erst dann dem Lande Vorteile bringen, wenn die Abfuhr durch Eisenbahnen billig wird. Solche Konzessionen sind auch leichtsinnigerweise vom Schah vergeben worden. Wird es Riza Khan gelingen, diese wichtige Frage zu lösen? Sicherlich wird er sich nicht weiter von England und Rußland knebeln lassen. Persien, das bisher sehr trübe Erfahrungen mit seinen sogenannten Helfern in der Not gemacht hat, wird ja nun, geführt von Patrioten, mit Riza Khan an der Spitze, einen Aufstieg erleben. Es ist in die Fußtapfen der Türkei getreten. Seine innerpolitische Entwicklung gleicht der Angoras; dort war es ein Soldat, der das Zepter tatkräftig in die Hand nahm, in Persien kann Riza Khan zum Befreier der Nation werden. Wird aus dem Diktator ein wirklicher Schah, dann muß es sich bald zeigen, ob er imstande ist, die vielen Nomadenstämme, die auch noch heute den Kern des Landes bilden, unter seinem Zepter zu vereinigen. — Man sollte meinen, daß ein Land, das so traurige Zeiten durchgemacht hat, und das auf eine 2500jährige Vergangenheit zurückblickt, durch die rationelle Erschließung seiner gewaltigen Bodenschätze wieder auf eine gesunde Basis kommen kann, wenn seine Bevölkerung einig hinter dem Manne steht, sei es Präsident oder Schah, der, entflammt von wahrer Vaterlandsliebe, alles versucht, es dem Untergang zu entreißen.

Riza Khan hat sich als solcher bereits seit Jahren bewiesen, bewährt und genießt das Vertrauen des Volkes. Der jetzige Umsturz, der dem Diktator vorläufig die gesamte Macht sichert, wirft vor allem wichtige außenpolitische Probleme auf. Es ist noch nicht zu übersehen, wie sich dieser außenpolitische Einfluß in Persien, wo bekanntlich England und Rußland sich am schärfsten gegenüberstehen, auswirken wird. Alfr. Heinicke.

Vom zehntägigen Herbst-Reit- und Fahrturnier in Berlin, das am 30. Oktober begann: Moment aus dem St.-Georgs-Rennen.

Linderung des Elends der aus Polen Ausgewiesenen: Kinderhort im Optantenlager zu Schneidemühl.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Von der Feier des 100jährigen Bestehens der Technischen Hochschule in Karlsruhe am 29. und 30. Oktober: Die beiden zum Jubiläum eingeweihten Denkmäler. Links: Vorbeimarsch der Chargierten der Korporationen mit ihren Fahnen vor dem Gefallenen-Ehrenmal. Rechts: Während der Rede des Geh. Oberbaurats Dr. Rehbock, des Rektors der Technischen Hochschule, nach der Enthüllung des von den Physikern Deutschlands gestifteten Denkmals für Heinrich Hertz, den Entdecker der elektromagnetischen Wellen.

Von der Feier des 150jährigen Bestehens der Bergakademie Clausthal (Harz) am 3. November: Die Chargierten vor der Kaiserpfalz in Goslar, wo der Festakt stattfand.

Links im Oval: Das neue Denkmal für die im Weltkriege gefallenen Krieger in Adorf (Vogtland). (Phot. F. Landgraf, Zwickau.)

Die Beisetzung des verunglückten Wehrkreiskommandanten Generalleutnant Alfred Müller in Dresden am 3. November: Der Leichenzug auf dem Wege zum Krematorium; vorn die Lafette mit dem Sarge des Verstorbenen.

Rechts: Hauseinsturz in der Gartenstraße zu Zeitz: Blick auf die Trümmerstätte. (Phot. G. Kröber, Zeitz.)

Der Abgrund

ROMAN · VON · EDMUND · SABOTT

(11. Fortsetzung.)

Aber wenn in ihren Augen solche Fragen standen, wich er ihr aus und mühte sich zu lachen, ein glückliches Gesicht zu zeigen. Beide dachten stets und ständig an das Ende dieser Tage; aber keines sprach davon. Wie Kinder glaubten sie, dem Verhängnis zu entgehen, wenn sie davor die Augen schlossen. — — —

Und dann kam das Ende doch, plötzlich, jäh überraschend und beängstigend.

Es war ein Tag wie alle anderen, ein Tag voller Sonne, den sie am Strande verbracht hatten. Gegen Mittag waren sie hinaufgegangen in ein Dorf, um dort zu speisen. Sie waren beide ein wenig ermüdet und saßen schweigsam an dem weißgescheuerten Tisch. Hella ordnete lässig und unachtsam die Blumen, die sie gepflückt hatte, während Avellanda verstohlen in eine Zeitung sah. Er tat das jedesmal während ihrer Mittagsrast, und es war ihr unbegreiflich, was es so Wichtiges für ihn in dieser Berliner Zeitung zu suchen gab.

Einmal hatte sie ihn nach dem Grunde gefragt, und er hatte darauf verwirrt, offenbar mit einer Lüge geantwortet, so daß sie niemals mehr fragte und so tat, als bemerke sie nichts von seinem Tun. Dabei las er in der Zeitung nicht, sondern er durchflog nur die einzelnen Spalten und warf dann das Blatt weg. Seine Stimmung danach war dann immer heiterer, unbefangener, als sie zuvor gewesen war.

Ebenso wie sonst las er auch heute in dem Blatt, und Hella hörte plötzlich eine rasche, heftige Bewegung, Knistern von Papier. Sie blickte erschrocken auf und sah, daß sein Gesicht verstört war, und daß seine Augen einen hilflos flackernden, ängstlichen Blick hatten, der über sie hinwegglitt.

„Du!" rief sie ihn an, da er ihre Gegenwart im Augenblick ganz vergessen zu haben schien. „Was ist denn geschehen?"

Er wollte sich erheben, ließ sich aber gleich wieder auf seinen Sitz zurückfallen und stammelte: „Ich — ich muß reisen, ich muß sofort reisen!"

Offenbar wußte er in seiner Erregung nicht, was er sprach, und zu wem er sprach. Er nahm die Zeitung vom Boden auf, warf abermals einen Blick hinein und steckte sie dann zu sich.

„Ich muß sofort nach Berlin."

Hella hatte den Kopf gesenkt. Das Geheimnis, hinter dem Flaghertie O'Wills sich und sein Leben verbarg, erhob sich drohend und dunkel mitten aus der Fröhlichkeit dieses Tages.

Avellanda saß unruhig auf seinem Platz, und sie fühlte, daß er am liebsten sofort aufgestanden und hinuntergegangen wäre zum Ort, um gleich nach Binz zurückzufahren, wo er vielleicht noch den Nachmittagszug nach Berlin erreichen konnte.

Hella sah heimlich zu ihm hin, und sie erschrak über sein Gesicht. Es hatte sich verändert und war entstellt von einem verbissenen Trotz. Sein Mund war nun schmallippig, eng zusammengepreßt. Zwei Falten zogen sich zwischen Nase und Mundwinkel, zwei Falten standen senkrecht und tief über der Nasenwurzel in seiner Stirn. Die Wangenmuskeln zuckten.

Vor ihr saß nicht mehr Flaghertie O'Wills, nicht mehr der Mann, mit dem sie in Paris die zwei unvergeßlichen Tage verlebt hatte, und erst recht nicht der, den sie hier geküßt, und mit dem sie die Wunder dieses Waldes entdeckt hatte — ein Fremder, ein anderer, ein ganz und gar Verwandelter saß vor ihr, und sie entsann sich plötzlich, daß er genau so ausgesehen hatte wie jetzt, als er damals, mitten in der Nacht, in ihr Hotelzimmer eingedrungen war und sich mit der Blendlaterne ins Gesicht geleuchtet hatte, damit sie ihn erkenne.

Sie legte ihre Hände auf die seinen, und es war Mitleid in ihr, als sie ihn leise und flehend fragte:

„Was ruft dich jetzt nach Berlin? Was ist es denn, was dich so verstört macht? Und — wer bist du? Was hast du getan?"

Er machte sich rasch von ihren Händen frei und vermied es, sie anzusehen. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß er eine Antwort geben konnte.

„So sag' es mir doch! Du mußt es mir sagen!" bat sie von neuem, und eine heimliche Drohung war in ihren Worten. „Was ruft dich nach Berlin? Was hat dich so erschreckt? Du mußt es mir sagen — um deinetwillen und erst recht um meinetwillen!"

„Nein, nicht jetzt —"

„Ich bitte dich! Ich bitte dich um alles!"

Er war in Not, in schlimmstem Kampf mit sich selbst. Sie fühlte, daß sein Entschluß, zu sprechen oder zu schweigen, jetzt auf eines Messers Schneide stand, und sie ergriff wieder seine Hände, zog sie zu sich herüber und sah ihn flehend an.

„Ich kann nicht!" sagte er. „Nicht jetzt — nicht jetzt!"

Hella senkte den Kopf und lehnte sich zurück. Welch ein Geheimnis trug er mit sich herum, das sogar stärker in ihm war als seine Liebe?

Er wollte sprechen, wollte entschuldigende und erklärende Worte sagen, aber sie machte eine kleine scheue Bewegung mit der Hand. Ihr Gesicht erschlaffte, ihr ganzer Körper ward matt, ein klägliches Lächeln hatte sie auf den Lippen. Es war ihr, als sei sie betrogen und verraten worden, als habe sie heiß um höchsten Gewinn gekämpft und habe den Kampf nun verloren. —

Das Essen wurde ihnen aufgetragen, und sie nahmen schweigsam ihre Mahlzeit ein. Manchmal trafen sich dabei ihre Blicke, aber sie wichen einander aus, und die Worte, die sie zuweilen wechselten, klangen, als sprächen zwei Fremde miteinander.

Schließlich begann er weitschweifig von der Notwendigkeit seiner Reise nach Berlin zu sprechen. Er sprach mit so deutlich erzwungener Ruhe und mit so mühsam gesetzten Worten, daß sie genau herausfühlte, wie er log, und wie schwer ihm die Lüge wurde.

Es sei eine sehr wichtige Angelegenheit, eine halb geschäftliche, halb private Erkundigung, die er persönlich bei einem Bekannten einziehen müsse. Es dulde keinen Aufschub, es hinge viel von Schnelligkeit ab. Unter keinen Umständen dürfe er die Reise aufschieben.

Er machte eine Pause und suchte nach Worten, aber er konnte nicht weitersprechen, und Hellas Schweigen fragte ihn: Warum sprichst du nicht von dem einen, von dem Wichtigsten, von dem, was uns trennt?

„Ich komme wieder!" sagte er leise. „Hella, ich komme ganz gewiß wieder, und dann — dann werde ich alles sagen, was ich bisher verschweigen mußte. Aber erst, wenn ich aus Berlin zurückgekommen bin, kann ich darüber sprechen, alles hängt von dieser Reise ab."

„Du wirst auch nachher schweigen!"

„Nein — ich werde nicht schweigen. Ich werde dir alles sagen. Ich schwöre es dir! Auf jede Frage werde ich dir Rede und Antwort stehen."

„Warum denn nicht heute?"

Er schüttelte den Kopf, ganz verzweifelt, ganz in die Enge getrieben.

„Ich kann nicht — ich kann nicht!"

Sie nahm wieder seine Hände.

„Was hast du getan?"

„Du sollst es wissen, du sollst alles erfahren — aber nicht heute! Ich komme wieder!"

„Warum belügst du dich und mich?"

Er schlug die Augen vor ihr nieder und schwieg.

Abermals versuchte sie, in ihn zu dringen.

„Du sagst doch, daß du mich liebst, und du weißt, daß ich dich lieben will. Aber kann ich dich lieben, wenn jeder Schritt, mit dem ich mich dir nähern will, auf Ungewißheiten, vielleicht sogar auf Lügen stößt? Muß ich nicht mutlos werden? Kann man dort lieben, wo man zweifeln muß? Nein! Man kann nur lieben, wo Wahrheit ist. — Warum kann die Liebe der Liebe nicht alles gestehen?"

„Sie wagt es nicht, weil sie fürchtet, die Liebe dann zu verlieren."

„Dann wäre sie nicht stark genug."

Avellandas Augen wurden plötzlich starr, und sie verloren ihren Blick.

Er fragte: „Und wenn ich Schlechtes getan hätte?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Du hast nichts Schlechtes getan? Ich weiß es, ich will dich ja lieben. Und wie könnte ich einen lieben wollen, der Schlechtes getan hat? Was du Schlechtes nennst, mag vielleicht ein Irren sein, ein Schritt, der dich einmal abseits führte vom Weg, eine Leidenschaft, der du einmal zu schnell nachgegeben hast. Vielleicht um deines Vaterlandes willen. Wer sollte das nicht verzeihen?"

Avellandas Gesicht war ganz unbeweglich, er schloß die Augen und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Warum sprichst du nichts?" fragte sie.

Er gab keine Antwort.

Und sie sagte still: „Auch wenn du wiederkommst, Ruiz, wirst du nicht die Kraft finden, zu sprechen. Der einzige Augenblick, in dem du es tun konntest, ist eben vorbeigegangen. Ich hätte — was auch immer geschehen sein mochte — alles verstanden und alles begriffen. — Nun gehen unsere Wege zu verschiedenen Zielen. Wenn du einmal wiederkommst, so wird es ebenso sein, wie es eben war. Du wirst schweigen, und es werden Zweifel, Mißtrauen und Unwahrheiten zwischen uns sein, und deshalb bitte ich dich, Ruiz — komm nicht mehr wieder! — Sieh mich nicht so an! Ich will dir nicht weh tun. Du gehst heute von hier weg, und wir werden uns wahrscheinlich lange Zeit hindurch nicht sehen. Du wirst nachdenken können und wirst verstehen, weshalb ich dich bat: Komm nicht mehr wieder!"

Sie mußte innehalten, weil das Atmen ihr plötzlich schwer wurde, dann sprach sie weiter: „Wir sind auf Irrwegen — du und ich. Kein Vorwurf soll das für dich sein, Ruiz, kein kleinster Vorwurf. Als ich hierherkam, da tat ich es aus freiem Entschluß. Ich küßte dich, und ich ließ mich von dir küssen, und ich war glücklich dabei, ich war sehr glücklich. Aber ich wußte von Anfang an, daß dieses Glück nicht dauern wird. Es war alles still und ruhig in mir, bevor

ich dich sah; seit ich dich kenne, ist es anders in mir geworden: wirr und laut. Ich bin mit mir zerfallen, ich habe mich selbst verloren; und ginge ich weiter mit dir in die Irre, ich fände den Weg nicht mehr zurück. Deshalb bitte ich dich: Komm nicht mehr wieder!"

„Und wenn wir aus dem Irren herausfänden?" fragte er. „Wenn ich wiederkäme und dir alles beichtete, wenn ich mich dir ganz und gar anvertraute, und wenn ich dich dann bäte, mit mir zu kommen, irgendwo hin, weit von hier weg. Wenn ich dich um diese Liebe bäte — was würdest du antworten?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Es wird nicht so sein."

„Doch! Doch! Es wird so sein! Und ich frage dich: Was würdest du antworten? Was würdest du tun? Würdest du kommen, wenn ich dich riefe?"

Ihre Schultern zuckten, sie hob die Hände vor das Gesicht, und als er seine Frage hoffnungsvoller, sehnsüchtiger, verzweifelter wiederholte, sprach sie aus Mitleid und Mutlosigkeit: „Vielleicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht — — —"

*

An dieses Vielleicht klammerte sich Avellanda, als er noch an diesem Tage nach Berlin fuhr. Er vergaß über dieses Wort zuweilen sogar die beunruhigende Nachricht, die er in der Zeitung gefunden hatte, oder sie erschien ihm wenigstens minder bedrohlich und minder wichtig.

Kurz vor Berlin kaufte er sich eine Abendzeitung, in der nichts über seinen Fall zu finden war. Das beruhigte ihn ein wenig, und er las noch einmal sorgfältig die Nachricht, die er in dem Morgenblatt gefunden hatte.

Die Polizei, so stand darin zu lesen, sei jenem Hoteldiebstahl, der vor drei Wochen so beträchtliches Aufsehen erregt habe, endlich auf der Spur. Es sei gelungen, ein Stück aus der Beute herbeizuschaffen und eine anscheinend sehr wichtige Verhaftung vorzunehmen.

Das war die Notiz, die Avellanda so erschreckt hatte. Er fürchtete, daß man seinen Hehler gepackt hätte, und daß das Geld, das er von ihm noch zu erwarten hatte, verloren wäre.

Deshalb fuhr er nach Berlin. Er mußte die Gefahr, die sich um ihn erhob, genau kennenlernen, um ihr ausweichen zu können.

X.

Nun ist der Mai vergangen und der halbe Juni. Das Grün des Waldes ist dunkel und stumpf geworden; es leuchtet nicht mehr, und es ist, als überzöge Staub all die glänzenden, lichten Farben des Frühlings.

Die ersten Sommergäste sind gekommen und haben sich in dem einzigen Hotel des Ortes oder in anderen Häusern eingemietet. Auch die Familie Trees hat einen Sommergast. Mit übergroßer Ängstlichkeit hat Herr Trees darauf bestanden, daß diese Verdienstmöglichkeit ausgenutzt würde, denn er sieht düster in die Zukunft, seit Götz Ovontrop und mit ihm Klein-Saaten verloren scheint. Und so hat Herr Martin Starke aus Dresden Einzug gehalten in das Haus der Familie Trees. Er ist ein putziger Herr, nicht viel größer als ein Knabe von vierzehn Jahren; dabei trägt er, was den Eindruck seiner Zwergenhaftigkeit noch verstärkt, einen rundgeschnittenen Vollbart, dessen rötlichblonde Haare aussehen, als seien sie von den Motten zerfressen. Immer läuft er in einer grünen Joppe umher, und auch am heißesten Tage trägt er Pulswärmer. Etwas lächerlich sieht er aus, aber er kommt sich durchaus nicht lächerlich vor. Herr Starke hält sich für einen hochbedeutenden Mann, für einen Menschheitsbeglücker. Mit seinen heilbringenden Erlösergedanken hat er sich bereits an siebenunddreißig Regierungen gewandt, wovon er jedesmal mit neuer Erbitterung berichtet. Er hat die Frage gelöst, wie die Armut aus der Welt zu schaffen ist: ein höchst verzwickter, aber bis in alle Einzelheiten genau ausgearbeiteter Plan, der, soviel Herr Trees davon versteht, mit Bodenreform und Urbarmachung großer Steppen im Zusammenhang steht. Vom Morgen bis zum Abend setzt Herr Starke dem allmählich vollkommen willenlos werdenden Herrn Trees seine Pläne auseinander. Er redet ihn krumm und dumm, morsch und mürbe, und wenn er endlich zu einem Ende gekommen scheint, wenn Herr Trees die Flucht ergreifen will, so hält ihn Herr Starke am Rockärmel fest und sagt: „Und was ich des weiteren noch ausführen wollte — also, meine Herren — — —"

Immer redet er Herrn Trees mit „meine Herren" an, so, als ob er vor einer großen Versammlung spräche, und es ist sehr lustig, ihm zuzuhören und zuzusehen, wie er mit den kurzen, pulswärmerbewehrten Armen fuchtelt, wie er mit seinem knolligen Zeigefinger die Luft durchbohrt und das Weiße in den Augen zeigt, wenn sein Vortrag auf einem dramatischen Höhepunkt angelangt ist.

Hella hätte ganz gewiß viel über diesen närrischen Kauz gelacht, aber sie war nicht zum Lachen aufgelegt, seit sie wieder zu Hause war.

Man behandelte sie voller Schonung. Ihre Mutter fragte nicht, was in der Zwischenzeit in ihr vorgegangen war, und welche Entschlüsse sie für die Zukunft gefaßt hatte. Hella wurde behandelt wie eine von einer schlimmen und gefährlichen Krankheit langsam Genesende, und wirklich hatte sie jenes leichte, unkörperliche und sanft beglückende Gefühl, wie es der hat, der nach langem Fieber und schweren Erschütterungen des Körpers und der Seele endlich wieder die Lebenskraft zu sich zurückkehren fühlt. Die Unrast und der Unfrieden waren von ihr gewichen. Es war ganz still in ihr geworden, und wenn sie zurückdachte an die vergangenen Tage und an das schmerzliche Glück, das sie ihr gebracht hatten, so war ihr Herz nicht mit Qual oder Bitterkeit erfüllt, sondern sie empfand nun für das vergangene Glück eine stille zärtliche Liebe. — Nun war es vorbei.

Sie dachte darüber nach, ob wohl Flaghertie O'Wills zurückkehren würde oder nicht, und sie fühlte, daß sich ihr Herz weder das eine noch das andere wünschte, daß es stille geworden war, wenn sie an Flaghertie O'Wills dachte.

Eins war ihr genommen worden in jener Zeit: die Gläubigkeit und der junge Frohsinn, die ihr einst zu eigen gewesen, waren mit Flaghertie O'Wills davongegangen. Niemand würde ihr das je wiederbringen, und vielleicht war es gut so. Herbheit war an die Stelle des Frohsinns und der Gläubigkeit getreten, und ein weher Unglaube an das „große Glück", von dem sie bisher geträumt hatte.

Aber es war stiller in ihr, friedlicher und ruhiger. Sie hatte eingesehen, daß Liebe und Leidenschaft allein nicht zwei Menschen miteinander verbinden kann, daß Liebe und Leidenschaft nicht allmächtig ist, und daß ihre Kraft zersplittert, wenn ein Gran Lüge ihr Blut zersetzt; stark wird die Liebe nur, wenn sie sich mit der Wahrheit und der Vernunft verschwistert. —

Nur die Genesenden wissen, wie schön und wie köstlich das Leben ist. Sie fühlen noch das Bluten in ihren Wunden, sie hangen mit ihren Sinnen noch in der Erinnerung an die fieberheißen Nächte, aber sie können auch schon wieder lächeln in dem wundersamen Gefühl des wiedergewonnenen Lebens. Und wie mit den Genesenden das Leben gütig verfuhr, indem es sie wiedergesunden ließ, ebenso wollen sie diese Güte dem Leben wiedervergelten, und sie wollen froh machen, wie sie selbst froh sind. — — —

Der Frühling ist zu Ende; nun kommt der Sommer, die Zeit der goldenen Reife. Schön war der Frühling und berauschend, seine Farben glänzten und leuchteten; stiller wird der Sommer sein, aber in seinen heiligen Tagen reifen die Früchte — — —

Am dritten Tage nach ihrer Rückkehr schrieb Hella einen Brief nach Klein-Saaten an Götz Ovontrop. Sie erinnerte in diesem Brief nicht an die Unterredung, die sie damals im Walde mit ihm gehabt hatte, und ließ auch kein kleinstes Wort über die Zukunft einfließen; sie schrieb nur, daß sie gern ein paar Tage nach Klein-Saaten kommen wolle, und daß sich auch ihr Vater gewiß gern anschlösse. Götz möge schreiben, ob ihm ihr Besuch willkommen sei.

Er antwortete sofort und legte auch einen Brief für Herrn Trees bei, in dem er Vater und Tochter herzlichst einlud, zu ihm zu kommen. Er freue sich sehr auf die Abwechslung und wäre glücklich, wenn er sich nicht mehr allzulange zu gedulden brauche.

Hella gab diesen Brief ihrem Vater und mußte ein wenig lächeln über die kindliche Freude des alten Herrn. Er faßte sogar den Entschluß, Herrn Starke kundzutun, daß er aus familiären Gründen gezwungen sei, von nun ab auf einen Sommergast zu verzichten. Der Herr Bürgermeister a. D. Trees gewann wieder seinen Stolz zurück, seine Zuversicht, seine Lebenshoffnung. Er küßte seine Tochter auf beide Wangen, was er seit vielen Wochen nicht mehr getan hatte, nannte sie „mein liebes Kind" und verzerrte ihren Namen zu einer unmöglichen Koseform.

Des langen und breiten beriet er mit Frau und Tochter die Reisevorbereitungen, obwohl eigentlich gar keine besonderen Vorbereitungen zu treffen waren. Aber er hatte das Bedürfnis, sich wichtig zu machen und ausführlich über die Reise zu reden.

Frau Trees fand erst am Abend Gelegenheit, mit Hella unter vier Augen über den Besuch bei Götz zu sprechen. Sie machte nicht viele Worte, sondern küßte Hella die Augen, als sich Tränen darin zeigen wollten.

„Es wird alles gut werden, arme Hella. Und wenn du zurückkommst, wirst du nicht mehr weinen."

Herr Trees wäre am liebsten schon am andern Morgen gefahren, aber Hella trat dafür ein, daß man noch ein paar Tage warte.

Worauf wartete sie? Etwa auf Flaghertie O'Wills' Rückkehr? Vielleicht. Aber sie knüpfte an diese Rückkehr keine Hoffnung, keine Wünsche, kein neues Verlangen. Sie dachte an alles das, was er ihr an jenem letzten Tage gesagt hatte, und sie hielt es für ihre Pflicht, ihr Wort einzulösen und ihm wenigstens Gehör zu schenken, wenn er wirklich den Mut finden sollte, ihr ein Bekenntnis abzulegen.

Er würde dazu nicht den Mut finden, davon war sie überzeugt. Sie konnte sich aber nicht enthalten, über ihn und seine Schuld lange und eingehend nachzudenken. Ganz gewiß hatte Flaghertie O'Wills, der doch so frohgemut wie ein Kind lachen konnte, nichts Schlechtes getan, nichts Verbrecherisches, nichts Schändliches. Dennoch aber war seine Hand befleckt. Warum hätte er sonst mit solcher Qual ein Geheimnis aus seinem Leben machen müssen? War es nicht vielleicht möglich, daß er aus Liebe zu einer Frau oder vielleicht eher noch aus Liebe zu seinem Land sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, das, mit gleichgültigen Augen betrachtet, eben ein Verbrechen, das aber, mit gütigen und verständnisvolleren Augen betrachtet, eine verzeihliche Missetat, ein entschuldbares Vergehen der Leidenschaft war? Er war so abhängig von den Frauen, und gewiß hatte er mit heißester Leidenschaft und heißestem Haß gegen England und für sein Land gekämpft.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Straße

Oben links:

Eleganter brauner Gazellenmantel. Dazu Samttoque Modell: Emil Horovitz & Co.

Oben rechts:

Die Schauspielerin Margarete Hruby in streifenartig gearbeitetem Gazellenmantel mit Opossumgarnierung in derselben Farbe. Dazu Toque aus Samt. Modell: Emil Horovitz & Co.

Mitte:

Kleid in Glockenform mit getigertem Pelzbesatz. Dazu lange Bernsteinkette. Trägerin: Die Schauspielerin S. Sorma. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Unten links:

Paletotkostüm aus graugenopptem Stoff mit rötlicher Pelzgarnierung. Dazu kleiner grüner Filzhut. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modelle: Schostal & Laderer, Wien (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).

Unten rechts:

Die Schauspielerin Maria Lessing in einem flotten Jumperkleid. Modell: Schostal & Laderer, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Phot. Zimbler, Wien (mit Ausnahme der Abbildung in der Mitte).

Im Lande des Schweigens.

Lappland ist das große schöne Land des Schweigens, es ist das Land der grausigen Monotonie in regenweinerlicher Feuchte oder der starren weißen Leere winterlichen Nichts. Es ist das Land spiegelblanker Seen und rauschender Stromschnellen, einsamer Gebirgswelten und bizarrer Naturformen mit Sommersonne und trunkenen Lichtes, getaucht in purpurne Tinten der nächtlichen Sonne, im grauen Schleier der Mücken, die die ganze Landschaft tönend machen, wie das Singen des Windes in feinen Drähten. Wie ein Märchentier zieht das Renn durch Tundren und Knidholz oder über die Kämme der Gebirge. Ein Jahr Wanderung mit Palette und Büchse durch Steppen, Sümpfe und Berge, mit Lappen, Hunden und Renntieren durch unendliche Einsamkeiten.

„Ihr Maler seid doch nur noch romantische Erscheinungen einer realistischen Zeit“, sagte mir einer, als mich das nimmerwandermüde Blut hoch nach dem Norden trieb. Viel starkes Erleben erinnerte an die Kriegszeit, wenn ich mit den Lappen wanderte oder am Herdfeuer lag, wenn in kalter Winternacht die Kälte unter die Pelze kroch. Das Gefühl der unbegrenzten Freiheit aber war das Schönste. Gibt es etwas Schöneres, als im Lappschlitten mit dem schnellen Renn über große, weite Flächen zu fliegen oder am warmen Herdfeuer den heißen Kaffee zu schlürfen? Gibt es etwas Schöneres, als wochenlang bei ewiger Sonne, dem sieben Wochen langen Tage, auf hoher Bergspitze im Zelt einsam und allein zu hausen? Wenn tief drunten in ungeheuren Weiten die Seen wie messingblanke Spiegel zwischen kupferroten Bergen in der Mitternachtssonne liegen und die Horizonte sich immer heller werdend staffeln, bis dorthin, wo Norwegens schneebedeckte Berge von der Küste und den Fjorden grüßen.

Im Lappendorf Enontekiö.

Aber nicht immer liegt in Lappland dem Wanderer die Landschaft ausgebreitet in märchenhafter Farbenpracht. Wie unendlich traurig die Berge und Tundren in regenfeuchter Herbstmonotonie! Und wenn dann der Schnee, der lange, lange Winter kommt und die Sonne auf lange Monate verschwindet, verschwinden die blinkenden Seen und rauschenden Stromschnellen, die weißen Schneehühner und Schneehasen in dem großen weißen Nichts, dem Schnee. Dann zieht der Lappe mit seinen Renntierherden, Hunden, seinem Zelt und Schlitten nach jenen großen Renntierflechtenhalden, wo die Flechte im Sommer dick und flauschig wie bunte Teppiche stand. Schön sehen sie dann aus und stattlich, die großen Rennhirsche, glattgefegt vom Bast der Gestänge, mit der langen weißen Mähne um Hals und Schultern, und auch der Lappe hat seine farbigbuntpaspelierte Sommertracht abgelegt und trägt, selbst anzuschauen wie ein Tier, die zottigen Peski aus Renntierfell. Alles liefert ihm das Renn; neben dem wohlschmeckenden Fleisch Felle und Leder für Schuhe, Handschuhe, Beinkleider und Rock (Peski), und beim Zeltfeuer sitzen die Jungen und schnitzen aus den breitschaufligen Geweihen der Renntiere Löffel und Messer. Waren die Fänge im Sommer auf den Inseln des Pörrisjärvi (Pörrissee) gut, dann hatte der Alte Lachse und Felchen eingesalzen, die sie im Winter am Stock über dem Feuer braten und auch gern roh essen, besonders dann, wenn sie etwas angefault sind. Die Renntiere sind fett geworden, und die großen Schlachtungen beginnen. Bald ziehen dann die Lappen in langen Karawanen nach den norwegischen Handelsplätzen, die Schlitten bepackt mit Fellen, Schneehühnern, Rennfleisch, -decken und -leder, in den mondscheinhellen Nächten und im Strahle des Nordlichtes.

Links: Auf dem Ounastunturi: Mondschein in der Mitternachtssonne. — Mitte oben: Bergsee auf dem Ounastunturi. — Rechts: Nordlicht über Lappland.

Lappländische Landschaften. Nach Originalen von Fr. Dubbick.

Frühlingstag im lappländischen Mittelgebirge.

Es war im Dezember und grimmig kalt, als die Lappen aus der Herde die besten und stärksten Rennhirsche aussuchten zur Fahrt nach Skibotten zum Lyngefjord. Die Sonne war schon vor einigen Wochen verschwunden, und nur einige dämmerige Stunden unterbrachen die Polarnacht: aber wir hatten zunehmenden Mond, und als er groß und leuchtend über den Horizont kam, sausten wir los. Zuerst, wie immer, die Renntiere im tollsten Galopp, bald aber in einen nie ermüdenden Stechtrapp übergehend. Immer ging es den Flußlauf entlang. Mit einem wunderbar feinen Instinkt meidet das Renntier stets die gefährlichen Stellen, wo die Eisdecke dünn ist und das Stromwasser leise gurgelt. Wir fuhren durchschnittlich 70 km täglich mit kurzen Rastpausen. Nach drei Tagen 24 Stunden Rast, in einer staatlichen Übernachtung. Die große Finnstube, mit dem offenen, leuchtenden Eckherd, lag voller Lappen. Sie kamen frühzeitig diesen Winter vom großen Kilpisjärvi (Järvi = See).

Schon unterwegs hatten uns Lappen gesagt, daß starke Wolfsrudel in die Herden gebrochen waren. Die Wege wurden immer unwirtlicher, noch zogen wir immer in den Tälern, schmal an den Stromschnellen entlang, die der Winter in hochaufstürmende Eisblöcke verwandelt hatte. Dann aber ging's über die Berge, bald steile Pfade kletternd, bald in sausender Talfahrt bergab, bis endlich der große Kilpisjärvi tief unter uns lag in einer herrlichen Mondnacht, die Bergkämme darüber schwarz umrandet vom niederen Strauchwald, und darüber, in den tiefgrünblauen Himmel hineinragend, Norwegens majestätische Berge wie klares, helles Silberweiß. Es ist dies dort die Dreiländerecke, wo Norwegisch-, Finnisch- und Schwedisch-Lappland zusammenstoßen. Der Wind hatte die meterhohe Schneedecke vom See-Eis gefegt, und lange Umwege mußten gefahren werden, immer die weitausholenden Buchten entlang bis zu einer Insel, wo, wie die Lappen sagten, Flechte für die Renntiere wächst, und wo wir schlafen wollten. Das Ende unserer Reise, Skibotten am Lyngefjord, lag immer noch weit, und endlos und beschwerlich waren die vereisten Wege über die hohen Gebirgskämme. Und wieder in einer klaren Mondnacht jagten wir unserem Ziele zu. Die Hänge hinunter, dort, wo an dem herrlichsten aller nordischen Fjorde kleine dunkle Häuser dicht am Meer mit ihrem warmen, ach, so ersehnten Lichtschein Willkommen winkten. Die gewaltigen Bergriesen fielen senkrecht ins Meer, breit und schwarz die Schluchten zwischen den Bergen, und weit hinten leuchtete es nochmals im verlorenen Winkel, ein mächtiges Bergmassiv im glitzernden Schneegewand. Ich dachte an Peer Gynt und Solvejgs Lied.

Fr. Dubbick.

Renntierflechtenhalden im Sommer.

Lappmädchen beim Gürtelweben.

Hukka Salko, ein Lappen-Sonderling.

Lappländische Landschaften. Nach Originalen von Fr. Dubbick.

Taufe des Mohrenkämmerers. (Gemäldegalerie zu Augsburg.)

Venus und Amor unter Kriegsgerät. (Gemäldegalerie zu Augsburg.)

Zur Erinnerung an den vor 300 Jahren erfolgten Tod des flämischen Malers Jan Brueghel des Älteren.

Der Maler Jan Brueghel der Ältere, genannt Samt- oder Blumen-Brueghel, dessen Tod in das Jahr 1625 fällt, ist, obwohl er in der glänzenden Reihe der flämischen Maler nicht an erster Stelle steht, doch allgemein bekannt geworden, und seine Galeriebilder, Landschaften und mythologische Szenen, Schilderungen des derbsinnlichen Kirmestreibens seiner Zeit usw., erfreuen sich großer Popularität. Zu seinem Ruhm hat viel beigetragen, daß er öfters gemeinsam mit Rubens gearbeitet hat, gewissermaßen sein „Werkstattgenosse" war. So sind die köstlichen Blumen auf der weltbekannten „Madonna im Blumenkranz" zu München von Rubens aus Jan Brueghels Hand hervorgegangen. Schon früher hatte er vielfach gemeinsam mit dem in Augsburg ansässigen Hans Rottenhammer (gest. 1623) zusammengearbeitet, Brueghel die Landschaft, Rottenhammer die Figuren. Jan Brueghel d. Ä. entstammte einer alten Malerfamilie, als Sohn des alten Pieter Brueghel wurde er 1568 zu Brüssel geboren; Pieter Brueghel d. J. war sein Bruder. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, wo er von dem Kardinal Federigo Borromeo von Mailand bedeutend gefördert wurde, und wo er auch mit Hans Rottenhammer zusammentraf, war Jan Brueghel lange Jahre (von 1596 an) in Antwerpen mit Erfolg tätig. Hatte ihm schon die Zusammenarbeit mit dem gesuchten Hans Rottenhammer einen begründeten Ruf als Kabinettmaler verschafft, so wurde er durch die gemeinsame Tätigkeit mit Peter Paul Rubens auch in die Geschichte der Monumentalmalerei eingeführt. Jan Brueghels Bilder sind heute über alle großen Galerien der Erde verstreut, die größten Kollektionen seiner Werke haben der Prado in Madrid und die Alte Pinakothek zu München. Wir bringen hier zwei seiner weniger bekannten, dafür aber um so interessanteren Bilder, seine gemeinsam mit J. de Momper gemalte „Taufe des Mohrenkämmerers" in der Staatsgemäldesammlung zu Augsburg und das ebendort befindliche Bild „Venus und Amor unter Kriegsgerät", das 1800 von den Franzosen nach Paris entführt und 1815 zurückgefordert wurde. Jan Brueghel d. Ä. war ein meisterhafter Schilderer der Volkssitten und Gebräuche seiner Zeit, doch hat er auch Blumen mit bewunderungswürdiger Liebe und Sorgfalt gemalt. Von den Werken seines derberen älteren Bruders Pieter Brueghel d. J. lassen sich seine zahlreichen Arbeiten deutlich trennen.

Hans Huber.

Schicksal des Protonotars Lorenzo Colonna

Frei erzählt von L. Schwenger-Cords.

(3. Fortsetzung.)

Und dann, als erlahmten Savellis Kräfte jäh, als sähe er die Vergeblichkeit seiner Mühen ein, wich er zurück, und der Zug bewegte sich weiter fort. Aber Colonnas Söldner und Vasallen drängten sich stürmisch um Savelli, schrien ihm Beifall zu und ermunterten ihn, Colonnas unseligen Entschluß zu hindern.

Und die Menge der Anhänger des Protonotars wuchs schnell zur sich ausbreitenden Flut. Wie heranströmendes Hochwasser ergoß sie sich durch die Straße, den Zug erreichend, ihn mit Gewalt überflutend.

Im Augenblick waren die überraschten Konservatoren, die Päpstlichen zur Seite gedrängt. Colonnas Pferd wurde von raschen Händen herumgerissen und der Protonotar inmitten seiner jubelnden, triumphierenden Anhänger entführt in Richtung auf das Colonna-Viertel zu.

Über die Schultern zurückgewendet, riefen die Getreuen Colonnas den päpstlichen und städtischen Beamten zu:

„Für dieses Mal ziehet mit Gottes Hilfe unbehelligt weiter, ihr Braven!"

Im Triumph brachten sie den Protonotar vor sein Haus und halfen ihm vom Pferde.

Colonna stieg mit Savelli die Treppen empor. Er sah müde und bleich aus und winkte seinen Freunden, zurückzubleiben, ihn mit Savelli allein zu lassen. Er fühlte sich in sich zerrissen, wie ein Spielball einander widerstrebender Gewalten, deren feindliches Ungestüm zu beschwichtigen, der vernünftigen Mäßigung seines Wesens nicht gelang.

Savelli umarmte ihn, seine Erregung strömte über.

„Geliebter, hier bleibst du, innerhalb der Festung deines Hauses! Und mag dich die Hölle rufen!"

Colonna schüttelte leise den Kopf, ließ den Freund aber in seinem Überschwang gewähren, da er mit Rührung empfand, wie er geliebt wurde.

Er ließ Wein kommen und bot Savelli einen Sessel, sich ihm gegenüber niederlassend.

Savelli hielt spielerisch seinen Dolch in den Händen. Er klopfte mit dem schön ziselierten Griff auf den Tisch.

„Protonotar," sagte er hart, Colonna fest anblickend, „Madonna Jacova ist gefunden."

Colonna sah ihn an, wie aus einem Traum erwachend.

„Jacova," sagte er, „Jacova de' Conti! Es ist ihr doch nichts zugestoßen?"

„Nein, Lorenzo," lachte Savelli hart, „nichts, was ihr Verlust an Leben oder Ehren brächte — denn sie hat nichts mehr zu verlieren. Das Weib, das sich in die Gewalt des Riario begibt, ist tot bei lebendigem Leibe, nur noch Stoff, der sich seinem Schänder unterwirft!"

„Des Riario?" Colonna starrte ihn an.

Savelli stieß den Dolch mit einem verächtlichen Fluch in den Tisch.

„Sagte ich es dir nicht? Meinst du, ich verstände mich nicht auf eine Frau wie diese de' Conti? Jeder ihrer Blicke, ob gewollt oder ungewollt, ist der Blick einer Dirne, die sich preisgibt!"

Colonna winkte, leise abwehrend, mit der Hand.

Aber Savelli fuhr erbarmungslos fort:

„Im Kloster der Karmeliterinnen, unter den Fittichen Seiner Heiligkeit hat der allmächtige Nepote ihr ein Liebesnest eingerichtet. Habe nur Geduld, Protonotar, es währt nicht lang, so ist er ihrer überdrüssig, und wir treten die Erbschaft an!"

Mit dem hilfsbereiten Bewußtsein des Freundes verwundete er die Gefühle des Colonna auf das grausamste. Er hoffte, ihn von der unglückseligen Hinneigung zu Jacova zu befreien.

Aber Colonna stützte nur schweigend den Kopf in die Hand.

Dann, halb aufblickend, fragte er zögernd:

„Haben deine Späher —?"

Savelli lachte pfiffig.

„Ich sprach dir von der entzückenden Fausta. Du weißt, daß ich sie dem Riario vorwegnahm. Obwohl sie mir schön tat und mir ihre erste Jugend schenkte, äugelte sie hinter dem Riario her — wie alle. Und nun muß ich dir gestehen, Lieber," und er faßte freundschaftlich, knabenhaft Colonnas Hand, „daß ich deine schöne Base schon lange mit dem Riario in Verdacht hatte. Nichts ist so geheim und verschwiegen, daß es nicht doch irgendwie unter die Leute käme. Es gibt da unbedachte Äußerungen, Beobachtungen. Und zudem, wer sich die Züge des Riario und der de' Conti vergegenwärtigte, der wußte, daß sie nicht aneinander vorbei können würden.

Ich machte die Fausta auf die Liebschaft des Riario aufmerksam — kleine, scheinbar absichtslos hingeworfene Bemerkungen — gaukelte ihr vor, ich hätte eine eigene Rache zu nehmen an der, von der ich vermutete — Ich versprach ihr Geschmeide und Gold, wenn sie mir beweisen könne —

Und sie bewies. Sehr bald, sehr gut. Mit dem doppelten Erfolge, daß ich wußte, was ich wissen wollte — daß sie erreichte, was sie erreichen wollte. Der Riario sah sie wieder, bemächtigte sich ihrer und ließ die de' Conti zwei Tage lang um der kleinen, pfiffigen Dirne willen umsonst warten."

Er tat einen langen Zug aus dem vor ihm stehenden Becher, nahm den Dolch aus dem Holz und steckte ihn wieder in die Scheide.

Colonna sah ziellos durch die schmalen Fenster in den Himmel, der sein seidiges Blau über die Dächer spannte.

Er erhob sich. „Lassen wir die Liebesgeschichten, Filippo", sagte er. „Wir werden bald Schwerwiegenderes zu entscheiden haben. — Ich erwarte den Angriff der Päpstlichen zur Nacht."

„Mögen sie kommen!" höhnte Savelli. „Es wäre nicht das erstemal, daß wir sie abschlagen."

Aber wider alles Erwarten sandte Papst Sixtus noch einmal seine Vermittler. Es hatte den Anschein, als sei ihm alles daran gelegen, die Lösung der Streitfrage auf friedlichem Wege zu erreichen.

Der Konservator Rienzo Martini, Vorbild eines verständigen Politikers, kehrte als Beauftragter des Papstes zurück in Begleitung des Priors Frangipani. Diesen mochte Sixtus gewählt haben, weil auch er ein Mann von ruhiger Würde und eindringlicher Rede war und zudem ein Abkömmling aus dem Familienkreise der Tullia Colonna.

Beide Männer wurden wiederum von dem Protonotar auf das zuvorkommendste empfangen und legten ihm in verständiger, überzeugender Rede dar, Seine Heiligkeit sei durchaus gesonnen, diesen ganzen verstimmenden Streit in Frieden und Vernunft zu schlichten, auf daß er nicht, wie zu befürchten stehe, auf die Bevölkerung der Stadt übertragen werde und zu Kampf und Blutvergießen führe.

Der Protonotar vermochte sich der Wahrheit der Reden und den eindringlichen Vorstellungen der beiden von ihm geschätzten Männer nicht zu entziehen, um so weniger, als diese Stimmen der Vernunft mit der Sprache seiner eigenen Gesinnung übereinklangen.

Wohl sah er die drohenden Brauen Savellis, den Zweifel, die Bedenken in den Zügen seiner Freunde, aber er sah auch Gesichter, die sich erhellten, die an Einsicht und friedliche Lösung glaubten. Obwohl er die ränkevolle Natur des Papstes kannte, schien ihm doch in dieser zur Schau getragenen Absicht Sixtus' Wahrheit zu liegen, und sei es nur die Wahrheit eines erkannten Vorteils.

Auch sah Colonna, der im Grunde seines Herzens kindlich und gläubig war, in der Person des Papstes, so unzulänglich seine Menschlichkeit auch sein mochte, doch immer den Stellvertreter der göttlichen Macht. Und Gott und seinen Winken zu widerstreben, hatte er nie vermocht.

Und so entschloß er sich, noch einmal den Weg zur päpstlichen Residenz anzutreten, und befahl kurzerhand sein Pferd.

Wohl drängten die Seinen gegen ihn an, ja, Filippo Savelli trat ungestüm vor, faßte ihn bei der Hand und sagte heftig:

„Ich dulde nicht, daß du reitest! Lieber stoße ich dich nieder, als daß ich dich zum Papst reiten lasse!"

Aber da wuchs der Wille Colonnas zur bewußten Größe empor. Er sah dem Freund hart und entschlossen in die Augen.

„Wer ist hier Lorenzo Colonna — du oder ich?" fragte er. „Wenn du mich tötest, tötest du meinen Willen nicht, der lebendig vor aller Augen steht."

Savelli, einsehend, daß er nichts gegen den Entschluß seines Freundes vermochte, trat zurück. Aber sein Antlitz beschattete sich mit stummer, wissender Trauer.

Und so ritt der Protonotar, begleitet von Rienzo Martini und dem Prior Frangipani, zum zweiten Male dem Palast des Papstes zu.

Aber unter seinen Anhängern im Colonna- und im Trevi-Viertel verbreitete sich windschnell die Kunde von diesem erneuten Reiten. Und da alle, weil sie einen nahen Kampf befürchteten, gerüstet und bereit waren, drängten sie in die Straßen, um den Protonotar zu sehen.

Auch Colonnas Söldner ließen sich nicht halten und verteilten sich unter die Menge. Und so entstand bald im Volk eine aufrührerische und erregte Stimmung. Viele riefen, der Colonna dürfe sich nicht in die Gewalt des Papstes begeben. Der Triumph des ersten Zurückführens des Protonotars pulste ihnen noch im Blut, und sie waren zu Angriff und Aufruhr bereit, allein um der Kampfeslust willen.

Ja, auf dem großen Platz der Fontänen, den die Reiter kreuzen mußten, begannen einige Eifrige, aus Steinen, Hölzern und Säcken eine Barrikade zu bauen, die bald als Hindernis den Platz überquerte.

Murmelnd und drohend drängte die Menge heran, als die Reiter sich näherten.

Kurz vor der Barrikade sprang ein Mann hervor, ein Waffenschmied, der dem Protonotar manche Arbeit geleistet und ihm treu ergeben war. Er griff dem Pferd in die Zügel und schrie:

„Kehrt um, Herr! Ihr reitet in den Tod!"

Doch Colonna zog, als der Mann nicht loslassen wollte, seinen Degen und versetzte ihm einen flachen Hieb.

„Laß los, Maso, du kennst die Klinge! Laß los!“

Sein Pferd kräftig spornend, setzte er, ungeachtet dessen, daß er den Mann ein Stück mitschleifte, als erster über die Barrikade, den Reitern voran, die ihm folgten.

Und so kamen sie bis zu der geraden Straße des Trevi-Viertels.

Aber plötzlich drängten aus allen Seitenstraßen Bewaffnete heran, und ein Söldner, der die anderen um Hauptеslänge überragte und von großer Körperkraft war, fiel dem Pferde des Colonna in die Zügel. Mit verzweifelter Gewalt brachte er es zum Stehen. Und er schrie — und die Stimmen der Menge schrien dazwischen:

„Herr, kehre um! Du lieferst dich und uns alle, die wir dir treu sind, in die Hände der Orsini! Kehre um! Lieber wollen wir dich in Stücke hauen, als dich ins Verderben gehen lassen!“

Und neue Gruppen stießen hinzu. Alle waren sie bewaffnet und in heller Erregung. Und sie fielen in die Worte des Söldners ein und schrien als furchtbares Echo:

„Lieber wollen wir dich in Stücke hauen, als dich ins Verderben gehen lassen!“

Und sie drängten herzu, umringten den Protonotar, nahmen ihn in ihre Mitte und rissen ihn fort — wie der Strom einen Stein reißt — den Weg zurück, den er gekommen.

Die beiden Sendlinge aber jagte die Menge mit höhnischem Lachen, Flüchen und Steinwürfen, und es war ein Wunder, daß sie den Palast des Papstes erreichten, ohne Schaden zu nehmen.

Die Haufen der Bewaffneten wälzten sich dem Hause des Colonna zu und führten den Protonotar, der nichts anderes war als ein treibendes Blatt im Wasserwirbel, mit Triumphgeschrei wieder in seine Festung zurück.

Savelli und seine Freunde empfingen ihn mit Jubel, aber Colonna, bleich, mit dem Antlitz eines vom Schicksal Gezeichneten, winkte ihnen, ihn allein zu lassen. Schwer an einen Sessel gelehnt, rief er, wahrheitssicher wie ein Hellseher:

„Wehe euch und wehe mir! Ich sage euch, ihr tragt die Schuld an dem Geschick, das über euch und mich kommen wird!“

Tränen entstürzten seinen Augen. Was ist der Mensch? — Spielball des Geschicks, hin- und hergerissen von der Gewalt der Wogen! Was ist sein Wille? — Ein Halm im Sturm! Gerade, emporgerichtet, wachstumssicher und reif — und doch geknickt, gebrochen — ohne Schuld, ohne Sinn. — —

Sixtus aber, in den Personen seiner Abgesandten schwer gekränkt, befahl nun furchtbar und erbarmungslos die Rache.

Er ernannte feierlich zu Exekutoren seines Willens den Grafen Riario und die Herren Paolo und Virginio Orsini.

Es war um die neunte Stunde des Abends, als sich die bereitstehenden Truppen des Riario und der Orsini in Bewegung setzten.

Der Fähnrich des Grafen Riario trug voran die Fahne der Heiligen Kirche, und so zogen sie daher, eine klirrende, strafende Macht, von dem Willen Gottes geheiligt.

Am Anfang des Trevi-Viertels stieß eine Schar junger, verwegener Römer zu ihnen, die die Gelegenheit, einen Streich gegen die Colonna zu führen, gern ergriffen.

Die Söldner brannten vor Angriffslust, lagen sie doch schon tagelang in Bereitschaft und waren durch hohen Sold und Versprechungen in abenteuerlustige, aufgeräumte Stimmung versetzt. Ja, es lief die Rede unter ihnen, Seine Heiligkeit werde ihnen die Viertel Trevi und Colonna zur Plünderung überlassen. So waren sie zitternd und sprungbereit wie die Meute, die das Blut des Wildes wittert.

Die Päpstlichen besetzten den Monte Cavallo, das eigentliche Wohnviertel der Colonna, und schlossen ihn, einer belagerten Festung gleich, von allen Seiten ein.

Ohne auf starken Widerstand zu treffen, stießen die Haupttruppen durch die Straßen vor bis vor das in waffenstarrendem Schweigen liegende Haus des Protonotars.

Graf Girolamo Riario aber ließ durch Herolde überall den Mitgliedern und Anhängern des Hauses Colonna verkünden:

Durch Erlaß Seiner Heiligkeit solle jedermann, der auf der Seite des Protonotars kämpfend befunden werde, als der Rebellion schuldig erachtet und bestraft werden. Jeder, dem sein Leben, seine Ehre und sein Vermögen lieb seien, solle sich unverzüglich aus der Nähe des Kampfplatzes zurückziehen und bei strengster Strafe vermeiden, dem Protonotar Lorenzo Colonna Unterstützung zu leisten.

Diese Kundgebung, mit der ganzen zürnenden Macht der gekränkten Heiligen Kirche verbreitet, veranlaßte viele Anhänger des Hauses Colonna, viele um ihr und ihrer Familien Wohl besorgte Bürger, zurückzuweichen und die Colonna ihrem Schicksal zu überlassen. Denn aller Welt ersichtlich, mit aller Machtentfaltung schirmte die Heilige Kirche in diesem Streit die Orsini.

Und plötzlich, unvermittelt, als Zeichen zum Angriff, stürmte Paolo Orsini mit einer Anzahl Reiter über eine Barrikade hinweg auf die Front des Hauses Colonna zu.

Aber in der Hausfestung des Protonotars stand alles bereit, gespannt zur Abwehr.

Die Kugeln einer Bombarde fuhren in den anstürmenden Trupp und zerschmetterten zwei Reiter. Das Pferd des Orsini brach verwundet zusammen, und obwohl sein Reiter es hochzureißen versuchte, sank es bald, zu Tode getroffen, zur Seite.

Orsini sprang zurück. Und ein wahrer Hagel von Pfeilen und Wurfgeschossen prasselte nun aus dem Hause des Colonna auf die Angreifenden nieder, so daß sie nicht bis dicht an die Mauern vorzudringen vermochten und viele von ihnen verwundet und getötet wurden.

Beim Anblick der nahen Gefahr hatte der Protonotar sich aufgerafft. Er wußte: es galt seine Mannesehre, sein Leben. Nur der Tod blieb ihm als Ausweg aus diesem Schicksalszwiespalt, und er wollte ihn würdig sterben.

Ruhe und Bewußtsein kehrten ihm wieder, und gleich einem, der jeden Augenblick bereit ist, seine Pflicht bis zum Äußersten zu erfüllen, übernahm er gemeinsam mit Savelli und dem Waffenmeister die Leitung der Verteidigung.

Unvorsichtig, den Tod herausfordernd, setzte er sich den Pfeilen und Geschossen aus. Aber der Tod traf ihn nicht, während seine Getreuen um ihn her blutend niedersanken.

Savelli sah seinen Verzweiflungsmut und riß ihn zurück von einer gefährdeten Stelle. Colonna lächelte nur. Sein Geist schien außer ihm selbst. Bis um die elfte Stunde vermochten die Kämpfenden ihre Kräfte gleichwertig zu erhalten. Aber um diese Zeit stieß zu den Söldnern des Grafen Riario große Verstärkung. Mit erneuter Wucht setzte der Angriff ein.

Pfeile, Kugeln und Brandfackeln flogen prasselnd gegen das Haus, und die Söldner stürmten in unabsehbaren Massen.

Colonna hatte an die zwanzig Tote, ebenso viele lagen verwundet. Zuzug war nicht zu erhoffen.

Als es dem Feind gelang, das schwere Tor des Palastes mit Beilhieben und Sturmböcken zu erschüttern, beschloß Colonna, den Torgang preiszugeben und die Verteidigung auf den Kern des Hauses zurückzuziehen.

Widerstand hätte vielleicht noch stundenlang geleistet werden können, wäre es den Orsini durch den Verrat eines Anwohners nicht gelungen, ihre Leute von der Gartenseite her in den Palast einbrechen zu lassen.

Doch auch von diesem Einbruch erhielt Colonna früh genug Kenntnis, gleichsam wie durch ein Wunder, das ihm in der höchsten Notlage zu helfen bereit war.

Der junge Dino, ebenjener Findling, den der Orsini gemeinsam mit dem Söldner Pankrazio auf der Straße nach Atigliano aufgegriffen, hatte sich aus der Söldnertruppe, die, von den Orsini gestellt, nach Venedig abging, fortzustehlen vermocht.

Da er, gezwungen, die Abzeichen der Orsini trug, war es ihm ein leichtes, sich unter die römischen Söldner dieser Herren zu mischen.

Er, der seinem gütigen Herrn unwandelbar treu anhing, hoffte, auf der Seite des Feindes ihm besser dienen zu können als unter seinen eigenen Truppen. Und der Augenblick, da er seine Treue erweisen konnte, kam.

Als die Söldner der Orsini von der Gartenseite her einbrachen, schlüpfte er, ungesehen von den anderen, durch einen ihm allein bekannten Brunneneingang in die Keller des Hauses.

Die Wachen, auf die er traf, erkannten ihn voller Freude.

So vermochte der treue Knabe den Protonotar noch zeitig genug zu warnen, so daß er auch nach der Gartenseite hin Abwehr werfen konnte. Aber die Päpstlichen fluteten in unerschöpflichen Scharen immer wieder heran. Wurden auch ihre Reihen gelichtet, es waren ihrer doch zu viele, und sie wußten: der endgültige Sieg war ihnen sicher.

Sie warfen Fackeln in die Stall- und Wirtschaftsgebäude, so daß vom Garten her eine gewaltige Flammenwoge den Palast umzüngelte.

Die Päpstlichen stürmten mit gesteigerter Wucht.

Brandfackeln flogen gegen das Haus, und der Anprall der schweren Steinkugeln zerbröckelte seine Mauern.

Der Waffenmeister Marco wurde, neben Colonna fechtend, von einem Wurfgeschoß niedergestreckt.

Krachen und Dröhnen erschütterte das Haus.

Es war den Feinden gelungen, das innere Tor zu sprengen, und nun schossen sie, selbst einem Hagel von Geschossen gleich, die Treppen empor.

Jetzt galt es nur noch das nackte Leben.

Savelli warf sich mit einigen Tapferen den Einbrechenden entgegen.

Colonna hatte ein Pfeil an der Hand verwundet. Er blutete stark und vermochte nicht mehr, die Waffe zu halten.

Er sank, einen Augenblick von Schmerz und Erschöpfung überwältigt, auf eine Truhe.

Dino, der ihm nicht von der Seite wich, zerriß sein Hemd über seiner Brust und versuchte, die Wunde seines Herrn zu verbinden.

Beizender Rauch drang von außen her in den Raum. Der Knabe vermochte kaum zu sehen.

Da dröhnte die Treppe von dem Ansturm der Eroberer.

Colonna sprang auf, wollte nach dem Dolch greifen. Sein zerrissenes Handgelenk versagte ihm den Dienst.

„Dino,“ stieß er hervor, „wenn du mich liebst und mir dienen willst —“

Aber schon brach die Tür ein unter den Stößen der Lanzen, den Schlägen der Beile.

Dino warf sich, wild verzweifelt einen Dolch schwingend, den Hereinstürmenden entgegen.

Ein Lanzenstoß durchbohrte ihn, schleuderte ihn beiseite wie einen lästigen Hund.

Virginio Orsini entriß dem Protonotar die Waffe, die seine linke Hand auf das eigene Herz richtete.

„Ergebt Euch, Colonna!“ rief er.

(Schluß folgt.)

Prophetenschule in einem syrischen Dorf.

Nach einer Zeichnung von Professor Franz Kienmayer.

Szenenbild aus der Uraufführung des Schauspiels „Das Apostelspiel" von Max Mell in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin am 29. Oktober. Inszenierung: Max Reinhardt. Von links nach rechts: Hans Thimig als Johannes; Oskar Homolka als Petrus; Helene Thimig als junges Mädchen. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Von der Uraufführung des Volksstückes „Nickel und die 36 Gerechten" von Hans Rehfisch am Wilhelm-Theater in Magdeburg am 18. Oktober: Trinkgelageszene aus dem 2. Akt. Regie: Ernst Baum. (Phot. Franz Beck, Magdeburg.)

Geburtstagsjubiläen in der literarischen Welt:

Der 60jährige Alexander v. Gleichen-Rußwurm und der 70jährige Joseph v. Lauff.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm, der Enkel von Schillers jüngster Tochter Emilie, kam am 6. November 1865 auf Schloß Greifenstein in Unterfranken zur Welt und ist nach dem Tode des letzten männlichen Nachkommen des Dichters, Ernst v. Schillers, nunmehr der letzte Vertreter der Schillerschen Familie. Erst im späteren Alter ist er als Schriftsteller hervorgetreten. Seine mannigfachen Dichtungen und besonders seine feinsinnigen kulturhistorischen und philosophischen Essays tragen den Abglanz seiner verehrungswürdigen Persönlichkeit. Bleibende Bedeutung in der gesamten Literatur beansprucht sein einzigartiges sechsbändiges Werk „Die Geschichte der vornehmen europäischen Geselligkeit", das bei aller Gelehrsamkeit sich durch eine vollendete Sprache auszeichnet.

Joseph v. Lauffs Bedeutung liegt vor allem in seinen Romanen, in denen er die rheinische und besonders die niederrheinische Landschaft lebendig werden läßt. Daß er dazu eine fesselnde Fabel zu erfinden bzw. historische Stoffe anschaulich und packend zu verwerten versteht, gibt seinen Büchern die Elemente, die ihren großen Erfolg in den breitesten Schichten der deutschen Leserschaft begreiflich erscheinen lassen. — Joseph v. Lauff wurde am 16. November 1855 in Köln a. Rh. geboren. Anfänglich Offizier, gab er später diese Laufbahn auf und wurde Dramaturg an dem ehemaligen Hoftheater zu Wiesbaden, wo er von 1898 bis 1903 wirkte. Dann widmete er sich völlig der Schriftstellerei und zählte bald zu den beliebtesten Autoren unserer Tage. Seine Werke, die als gute Unterhaltungslektüre anzusprechen sind, sichern seinem Namen stete Achtung.

Die Uraufführung des Lustspiels „Der ewige Jüngling" von Alexander Engel am Burgtheater in Wien. Von links nach rechts: Hedwig Bleibtreu als Großmutter; Kl. Kaspar als Enkel; Else Wohlgemut als Fiametta. (Phot. Willinger, Wien.)

Jean Paul.

Zu seinem 100. Todestage am 14. November.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf der folgenden Seite.)

Jean Paul hat nie in seinem Leben einen Vers gedichtet. Diese Tatsache ist ungemein bezeichnend, sie offenbart das Unvermögen des Dichters, sein Schaffen der Form einzufügen. Seine Erzählweise erscheint sprunghaft und launisch und läßt den planvollen Aufbau und die klare Entwicklung vermissen. In der klassischen Periode der deutschen Literatur überrascht eine solche Vernachlässigung künstlerischer Regel und Form; vielleicht findet man gerade in dieser Eigenart Jean Pauls, den Goethe „das personifizierte Alpdrücken der Zeit" genannt hat, den Grund für seine Beliebtheit und Verehrung, die er zu Lebzeiten in reicherem Maße selbst als Goethe und Schiller genießen durfte. In der Gegenwart ist die Gemeinde des zeitweise fast ganz vergessenen Dichters wieder im Wachsen begriffen. Vor allem sprechen heute die Schilderung friedlichen, bürgerlichen Kleinlebens und der behagliche, gemütvolle Humor an, wie sie besonders in seinen Idyllen sich finden: im „Maria Wuz", im „Siebenkäs" und im „Quintus Fixlein". Der seit dem Entstehen seiner Dichtungen vergangene Zeitraum begünstigt das Verständnis für die zarten Feinheiten seiner Poesie und läßt den Leser von heute leichter über all das hinwegblicken, was ihn sonderbar und dunkel anmuten mag.

Johann Paul Friedrich Richter, wie sein Name eigentlich lautet, wurde am 21. März 1763 in Wunsiedel (Fichtelgebirge) geboren und wuchs in sehr engen Verhältnissen auf. In Leipzig studierte er dann Theologie und war zeitweilig als Privatlehrer tätig. Er führte ein wechselvolles Wanderleben und hielt sich in Weimar, Berlin und nach seiner Vermählung mit Karoline Mayer in Meiningen auf. Im Jahre 1804 nahm er in Bayreuth seinen dauernden Wohnsitz, wo er 21 Jahre später gestorben ist.

C. A. Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, ein Urenkel Schillers, bedeutender Essayist und Romanschriftsteller, vollendete am 6. November sein 60. Lebensjahr.

Szenenbild aus der Uraufführung des Dramas „Die Wiedertäufer von Münster" von Bernhard Kellermann am Friedrich-Theater in Dessau am 16. Oktober. Regie: Bruno Schönfeld.

Joseph v. Lauff, namhafter rheinischer Schriftsteller, kann am 16. November seinen 70. Geburtstag feiern.

ZUM 100. TODESTAGE VON JEAN PAUL AM 14. NOVEMBER.

Porträt des Dichters. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von C. Vogel.
(Original im Jean-Paul-Zimmer im Rollwenzel-Haus bei Bayreuth.)

Ecke aus Jean Pauls Arbeitszimmer im Rollwenzel-Haus bei Bayreuth. Links auf dem Tisch im Kästchen ein Manuskript Jean Pauls; auf dem Eckbrett das Bild seiner Tochter Emma.

Im Oval:
Das 1841 errichtete Jean-Paul-Denkmal von Schwanthaler vor dem Gymnasium in Bayreuth.

Das Geburtshaus des Dichters in Wunsiedel (Fichtelgebirge). Im Vordergrund sein Denkmal.

Blick auf das Dorf Joditz an der Saale, wo Jean Paul einen großen Teil seiner Kindheit verlebte. — Rechts: Das Grab des Dichters auf dem Friedhof in Bayreuth. Unter dem efeuumrankten Granitblock ruht er zusammen mit seinem im Alter von 18 Jahren gestorbenen Sohne Max Emanuel.

DIE SAMMLUNG KIPPENBERG.

Johann Daniel Donat: Werthers erster Besuch bei Lotte. Aquarellierte Tuschzeichnung.

Goethe: Eigenhändige Niederschrift eines Dank- und Glückwunschgedichtes an Frau v. Stein.

Am 25. Oktober wurde vom Leipziger Kunstverein in seinen Räumen im Museum für bildende Künste eine Goethe-Ausstellung eröffnet, wie sie in solchem Umfang, solcher Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit in Deutschland bisher noch nicht zu sehen war. Überhaupt darf die Sammlung Kippenberg, die hier ihre wesentlichsten Schätze an Handschriften, Bildern, Medaillen, Plaketten, Büsten und Büchern zur Anschauung brachte, als die weitaus bedeutendste in Privatbesitz befindliche Goethe-Sammlung bezeichnet werden. Ihre Anfänge führen zurück bis zum Jahre 1893, in dem Anton Kippenberg als erstes Buch seiner Sammlung in Lausanne ein Exemplar der Faust-Übertragung von Sabatier kaufte. Faust und die Teufelsbündner waren es, die ihn zuerst wissenschaftlich und als Sammler angezogen haben; über einen von ihnen, den Herzog von Luxemburg, der unter der Anklage, sich der Hilfe des Teufels bedient zu haben, stand, hat er eine kenntnisreiche Arbeit geschrieben. Die Welt aber, der er mit immer bewußter werdendem Instinkt zustrebte, war die Goethes. Die Kraft, die ihn dabei trieb, war das Bedürfnis eines in strenger methodischer Schule wissenschaftlich durchgebildeten Mannes, in immer engeren Zusammenhang mit dem Leben von einst zu treten. So wird es begreiflich, daß er, als der rastlose Geist, der er ist, sich bald nicht mehr am Büchersammeln genügen läßt, sondern auch solche Dokumente an sich zu ziehen sucht, durch die er unmittelbar mit der Vergangenheit verkehrt: er wird Handschriften, Handzeichnungen, vielleicht auch eine Locke oder einen Trinkbecher, wenn sie der Zufall ihm in die Hände gibt, sammeln. Er wird zu körperlicher Anschauung zu gelangen und Plastiken und Bilder zu erwerben bemüht sein.

Tausend Beziehungen reizen ihn, und sein Drang nach Erkenntnis innerhalb seiner Sphäre ist grenzenlos. Verdienst und Glück haben sich ihm dabei seltsam verkettet und ihm ermöglicht, inmitten des großen Aufsaugungsprozesses der letzten Jahrzehnte eine Sammlung hervorzubringen, in der sich um Goethe als Mittelpunkt der gesamte Umkreis seiner körperlichen und geistigen Existenz gruppiert. Die Familie, die Freunde, die ferneren oder rein literarischen Bekanntschaften, die Intimi Eckermann, Riemer, Kräuter, Zelter, Alt-Weimar und sein Fürstenhaus: sie erscheinen vor uns durch das Medium ungezählter zeitgenössischer Dokumente. Die zärtlich gehegte Liebhaberei für die Silhouette hat sich hinzugesellt. Wir können ihr an den vorhandenen Zeugnissen folgen von ihrem Aufkommen in den sechziger Jahren des 18. an bis zu ihrem Scheiden in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Aus den in der Ausstellung gezeigten Gegenständen haben wir eine Anzahl der charakteristischsten, zum Teil unveröffentlichten ausgewählt, um den Leser auch im Bilde mit dieser einzigartigen Sammlung, über die wir die Inschrift „Einen Einzigen verehren" setzen dürfen, bekanntzumachen. H. L.

Links: Titelblatt des Spiesschen Faustbuches, der ersten Kodifikation der Faustsage. — Oben Mitte: Karl Gottlob Weißer: Alter Abguß der Goethe-Büste von 1807/08. — Rechts: Philipp Otto Runge: Familienbild. Scherenschnitt mit ergänzender Tuschzeichnung.

Weinkelterei in der Pfalz. Nach einem Temperagemälde von Albert Reich.

SCHÖNE DEUTSCHE STÄDTE: ZERBST IN ANHALT.

Von Stadtrat Regierungsbaumeister a. D. Kirchner, Zerbst.

Das Rolandstandbild auf dem Marktplatz.

Blick durch das Heidetor auf die Nikolaikirche.

Die „Butterjungfer“ auf dem Marktplatz.

Mitten im deutschen Vaterlande, am Rande des mächtig aufstrebenden mitteldeutschen Industriebezirks, liegt eine Perle echter deutscher Städtebaukunst, die alte schöne Stadt Zerbst. Der Reisende, der auf der Eisenbahnlinie Leipzig—Dessau—Zerbst—Magdeburg Zerbst berührt, erblickt schon von weitem die hochragenden Türme der Stadt, von denen die Nikolai- und die Trinitatiskirche mit ihren charakteristischen martigen Silhouetten ins Auge fallen. Durch die reiche, landwirtschaftlich genutzte Ebene ziehen sich zahlreiche Arme des Nutheflusses, dessen vermoorte Niederungen den fruchtbaren Boden für eine ausgedehnte Gemüsekultur abgeben, einen seit Jahrhunderten bemerkenswerten Haupterwerbszweig der Bevölkerung. In der Zerbster Flur gedeihen vor allem der Spargel, die Gurke und andere Gemüsesorten, die heute den Gemüsemarkt der benachbarten Großstädte, vor allem der Stadt Leipzig, versorgen und als hochwertige Erzeugnisse ganz besonders geschätzt werden.

Wer vom Bahnhof aus seinen Weg durch die Stadt nimmt, durchkreuzt zunächst einen neueren Stadtteil, der durch seine zahlreichen gärtnerischen Anlagen und villenartigen Bauten das Auge angenehm berührt.

Während in den meisten Städten das Alte und das Neue durch die bauliche Entwicklung im 19. Jahrhundert stark verwischt und verunstaltet sind, hat sich in Zerbst das historische Gepräge des alten Kerns, der noch im ganzen Umfange von der alten Stadtmauer umgeben ist, in vorzüglicher Weise erhalten.

Hat der Besucher die Bahnhofstraße durchschritten und die Stadt durch das Akensche Tor betreten, umfängt ihn der Zauber des ehemaligen Schloßbezirks, der sogenannten Schloßfreiheit. An der Hof- und Stiftskirche St. Bartholomäi mit ihrem wuchtigen freistehenden Glockenturm, dessen gotischer Kern in der Renaissancezeit eine reiche Ausschmückung erhalten hat, liegt ein Platz von höchster malerischer Wirkung. Während die Kirche mit Formen von der romanischen Zeit bis zum Rokoko geschmückt ist, umkränzen den Platz Gebäude im edelsten Barockstil und bilden so den Auftakt zu dem ehemaligen Residenzschloß der Zerbster Fürsten, das in einem herrlichen Park liegt. Das Schloß erbauten sich die Zerbster Fürsten in den Jahren 1681—1720; sie statteten es mit all dem behaglichen Luxus aus, den ein kleiner Fürst der Barockzeit haben mußte. Im Schloß sind seit etwa drei Jahren neben verschiedenen Behörden das Anhaltische Landesmuseum und das städtische Museum untergebracht. Neben den bedeutungsvollen Kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen finden wir eine nach neuzeitlichen Grundsätzen musterhaft eingerichtete naturwissenschaftliche Abteilung, deren ausgezeichnete biologische Tiergruppen besonderer Erwähnung verdienen.

Über eine enge verkehrsreiche Straße, die Alte Brücke, gelangt man zum Mittelpunkt der Stadt, dem Markt. Hochgiebelige Bürgerhäuser umrahmen den Platz, der wuchtig von dem alten Rathaus an der Nordseite abgeschlossen wird, bekrönt von dem mächtigen Dachmassiv der Nikolaikirche mit ihrem unvollendeten dreispitzigen Turm. Vor dem Rathause stehen als Zeichen der alten Gerichtsbarkeit und der übrigen Stadtrechte eine Rolandstatue und das eigenartige Bild einer Frauenfigur mit einer Kugel in der Hand, der sagenhaften „Butterjungfer“. Und um diese Platzanlage von bedeutender Raumwirkung schließen sich Straßenbilder von stets wechselndem ästhetischen Reiz; breite Verkehrsstraßen und Plätze, auf denen sich ein reges Marktleben entfaltet, und schmale Wohnstraßen mit schlichten Bürgerhäusern von ruhigen und sicheren Formen. Trotz der malerisch angelegten, gekrümmten und bisweilen willkürlich versetzten und

Schloß mit Schloßgarten. (Flugzeugaufnahme.)

unterbrochenen Straßen bildet das Ganze eine einheitliche künstlerische Geschlossenheit. Bei jedem Schritt entwickelt sich ein neues Bild, in dem das Auge nirgends eine störende Lücke empfindet. Die Altstadt umschließt die Stadtmauer aus dem 15. Jahrhundert mit ihren zahlreichen Türmen und Wehrgängen. Beschaulich blicken trauliche Gartenhäuschen der Biedermeierzeit zwischen den trutzigen Bauten von der verfallenen Mauer herab in den grünen Kranz der ehemaligen Wehranlagen.

Drei Klöster barg einst die alte Stadt, das der Augustiner, der Barfüßer und das Marienkloster. Im Augustinerkloster am Plan, in dem das städtische Hospital seine Aufnahme gefunden hat, sind der alte Kreuzgang, das Refektorium und die alte Kapelle erhalten, in der einst Luther den Zerbstern die neue Lehre gepredigt hat. In vollkommen alter Form und in reinster Schönheit bietet sich heute noch das Barfüßerkloster mit doppelten Hof- und Kreuzgängen dar. Hier genießt man noch den echten Zauber mittelalterlicher Klosterstille.

Alte Straße mit Stadtmauerturm

Und wie Zerbst auch noch jetzt von Bildern der Vergangenheit erfüllt ist, so haben sich viele alte Sitten, Gebräuche und Überlieferungen erhalten. Seit Jahrhunderten besteht in Zerbst ein blühendes Braugewerbe. Das Zerbster Bitterbier, ein gehaltreiches, obergäriges Bier, war weit über die Grenzen von Anhalt und Mitteldeutschland bekannt und beliebt. Im Fürstenschloß wie im Bürgerhause trank man das Zerbster Gebräu, und selbst Martin Luther hat gern eine Spende Zerbster Bitterbiers entgegengenommen. In der Kohlschen Brauerei in der Bäckerstraße kommt noch heute das historische Getränk zum Ausschank. Wie der Münchner seine Weißwurst, so hat auch der Zerbster seine Bierwurst: die Zerbster Brägenwurst. Wer sie nicht kennt, der komme und probiere.

Trotz allem Festhalten am Alten und Hergebrachten ist die Stadt auch den Forderungen der heutigen Zeit gerecht geworden. Die Stadt besitzt Wasserleitung, Kanalisation, Versorgung mit Gas und Elektrizität. Sie ist Garnisonstadt und hat im Anfang dieses Jahrhunderts neue Kasernen gebaut.

Im Jahre 1887 wurde in Zerbst eine Bauschule zunächst als Privatunternehmen gegründet und später von der Stadt übernommen. Sie ist heute den preußischen Baugewerkschulen gleichgestellt und hat sich zu einer bekannten Pflanzstätte technischen Bildungswesens entwickelt. Mit dem Aufschwung nach 1870 setzte auch in Zerbst eine lebhafte Entwicklung des Wirtschaftslebens ein. Infolge der günstigen Arbeitsverhältnisse siedelten sich nach und nach verschiedene Fabrikationszweige vor den Toren der Stadt an. Bedeutend ist die Eisen-Industrie. Hinzu treten Seifen-, Leder-, Wagen- und Stärkefabriken. In neuerer Zeit hat sich die Thermometer- und Zelluloidwaren-Industrie beachtenswert entfaltet.

Die Bedingungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Stadt sind günstig. Infolge des großen zusammenhängenden Grundbesitzes der Stadt, der durch eine planmäßige Bodenpolitik der städtischen Verwaltung geschaffen wurde, ist sie in der Lage, für die verschiedenen Bedürfnisse der Bevölkerung und der Wirtschaft große Geländeflächen zu günstigen Bedingungen zur Verfügung zu stellen.

Die Abbildungen sind nach Photographien von Franz Körner und Fritz Richter, Zerbst, angefertigt, die Flugzeugaufnahme wurde von der Firma Junkers, Dessau, gemacht.

Stadtmauer am Dornburger Tor. Im Oval: Marktplatz mit Rathaus und Nikolaikirche. Trinitatiskirche.

Bilder aus der Schule von heute.

Von Paul Georg Münch. Illustriert von Alfred Seckelmann.

III*). Eine Geographiestunde.

Nun kamen, im siebenten Schuljahre, Spanien und Portugal an die Reihe. Nach welchen Gesichtspunkten legt man eine Lehrstunde über Spanien an? Es führen viele Wege nach Rom und ebenso viele nach Madrid. Man kann auf dem aufbauen, was die Kinder schon über Spanien gehört haben, und auch von der Weltgeschichte oder von guter Reiseliteratur ausgehen; in der Großstadt vermag man an die spanischen Waren in den Schaufenstern anzuknüpfen — uns kümmern nicht mehr die allein seligmachenden didaktischen Rezepte in geographischen Musterlektions-Schwärtchen, wir suchen nur, den beiden pädagogischen Grundgesetzen gerecht zu werden: Rege im Kinde schöpferische Kraft! Laß alles Wachstum im Zeichen der Freude stehen!

Ich will erzählen, wie ich Nordspanien streng arbeitsschulmäßig behandelte: Meine Jungen sollten sich durch scharfes, logisches Denken so viele Kenntnisse wie nur irgend möglich selbst erarbeiten! Sie sollten zeigen, daß sie das Beste gelernt hatten, was ihnen die Schule mit auf den Weg geben kann: sie sollten die Landkarte lesen! Mit der Karte in der Hand kommt man durch das ganze Land, vorausgesetzt, daß man mit der Karte etwas anzufangen weiß! Geographie-Unterricht — und ginge es in den Stunden noch so regsam zu — ist ein Dudeldei wert, wenn die Kinder nicht die Landkarte auszufragen wissen. Aus der Karte, dem Gesicht des Landes, die Seele erkennen lehren, ist eine der wichtigsten Forderungen des modernen Geographie-Unterrichts.

1. Die beiden Auswanderer, der Bauer und der Töpfer, die einst mit der Note 1 in Geographie abgegangen sind, sehr viel wissen, aber nichts können.

Aber selbst diese überaus interessante Arbeit kann den Kindern verleidet werden, wenn sich die Kartenlektüre in trockener Gelehrsamkeit vollzieht. Auf der Fahne des pädagogischen Fortschritts steht: Freude ist alles! Deshalb mühte ich mich, den Kindern das Kartenstudium so angenehm und kurzweilig wie nur möglich zu machen, und erzählte ihnen eine Geschichte, die an himmelblauer Romantik nichts zu wünschen übrigließ, bot also Dreizehnjährigen just den rechten Schmaus:

Vor einem Jahrzehnt wollten zwei Landsleute, denen es in der Heimat nicht mehr gefiel, nach Amerika auswandern, ein Töpfer und ein Bauer. Abbildung 1 zeigt das Konterfei der beiden. Mitten auf dem Ozean wurden sie vom Weltkrieg überrascht, das Schiff wollte der Verfolgung durch ein englisches Kriegsschiff entgehen und verschlug an die Küste dieses „fernen Landes", das Abbildung 2 zeigt. Diese Kartenskizze fanden die Jungen an der Wandtafel vor, als sie das Klassenzimmer betraten.

„Welches Land mag diese Karte darstellen?" fragte ich. Großes Schweigen. Das soll auch ein Kind raten können, daß es sich um das Ebrogebiet in Spanien handelt! Ich verriet es nicht. Namen sind Schall und Rauch und hemmen zuweilen das schöpferische Denken. Wer Namen hat, glaubt nun, mitreden zu können, seien die Vorstellungen auch noch so unklar und verworren. Ohne Vorurteil und Halbwissen sollten meine Jungen an die Landkarte herantreten. Wer Ohren hat zu hören, dem erzählt ja die Karte drei Viertel von dem, was wissenswert ist. Ich sagte: „Es ist ein Stück Hinterindien oder Australien, das ist ja Nebensache."

„Australien kann es nicht sein!" erwiderte einer. „Denn die Breitengrade zählen nach oben, in Australien zählen sie nach unten!"

Gut. Es ist also irgendein Land auf der nördlichen Halbkugel. Als unsere beiden Abenteurer den Namen des Landes erfuhren, waren sie zu Tode betrübt. Von den Verhältnissen in diesem Lande hatten sie keine Ahnung. Das Land hatten sie nämlich in der Schule „nicht gehabt". Damals war gerade der Lehrer krank gewesen!

2. Das „ferne Land". Die Kinder erfahren zunächst nicht, daß es sich um einen Teil von Spanien handelt.

Ja freilich, wenn man in der alten Lernschule etwas nicht „gehabt hatte", da war später guter Rat teuer! Der Töpfer hatte vorsorglich sein geographisches Merksätzchenbuch (Abbild. 3) mit auf die Reise genommen, da stand fein säuberlich verzeichnet, wie hoch alle Berge der Welt sind und wie tief die Meere, wie groß die Städte und wie lang die Flüsse, aber von dem „fernen Lande" keine Silbe! Hat es den geringsten Sinn, einem Kinde einzutrichtern, wie viele Quadratkilometer ein Stromgebiet umfaßt? Die Seite aus dem Merkbuch zeigt, daß Geographie von dazumal zum guten Teile Gedächtnishuberei war. Wer von uns Erwachsenen kann sich bei irgendeiner dieser Zahlen etwas vorstellen?

Unsere beiden Abenteurer baten, man möchte ihnen den Weg nach der Hauptstadt zeigen, aber sie verstanden die Sprache der Leute nicht.

„Hier, die Stadt unten im Südwesten ist sicher die Hauptstadt, denn dort laufen so viele Eisenbahnlinien zusammen!"

Richtig. Unsere zwei zogen schließlich in die Hauptstadt ein.

„Wenn wir gewußt hätten, daß es hier so heiß ist," meinte der Bauer, „wären wir nicht in diese Stadt gekommen!"

„Das hätten sie doch aus der Karte sehen können!" sagte ein Junge. „Die Stadt liegt auf demselben Breitengrade wie Neapel!" Man sieht also, daß auch in der Arbeitsschule auf positives Wissen Wert gelegt wird. Aber wichtiger noch als Wissen ist uns das Können.

3. Ein Heiligtum der alten Lernschule: Das „Merksätzchenbuch" voll Zahlen und Namen, voll Schall und Rauch und gelegentlichen Abschreibfehlern.

Ein anderer Junge hatte die kleine 640 entdeckt. Er sagte: „Es wird in dieser Hauptstadt noch viel heißer sein, denn Neapel liegt am Meer, diese Stadt aber auf einer Hochebene von mehr als 600 Metern!"

Um die Jungen für das fleißige Kartenlesen zu belohnen, hatte ich den Bildwerfer bereit gestellt und zeigte ihnen eine Ansichtskarte von Madrid (Abbild. 4). Diese Bilderschau sollte aber mehr sein als eine angenehme Unterbrechung der Arbeit. Auch Ansichtskarten muß man zu lesen verstehen! Landkarten und Ansichtskarten gibt es von jedem Erdenwinkel, man muß nur mit diesen beiden einander ergänzenden Lehrmitteln etwas anzufangen wissen! Wer sich eine gute Landkarte mit auf den Weg nimmt und vor den Schaufenstern haltmacht, in denen Ansichtskarten ausgestellt sind, der erobert sich jedes Land! An dieser Karte ist deutlich die hohe Temperatur zu erkennen, denn der Verkehr vollzieht sich im Schatten, obwohl die Schattenlänge den Spätnachmittag verrät!

„In der Hauptstadt wird es auch wenig regnen", hatte sich ein anderer Junge überlegt. „Die Wolken, die von den Meeren im Osten und Norden kommen, kühlen sich ab, wenn sie über die Randgebirge steigen. Dort regnet es, aber die Hauptstadt geht leer aus!"

In unseren beiden Abenteurern erwachte denn auch die ganz natürliche Sehnsucht nach dem Meere. Sie kamen bei V. (Valencia) in Fruchtgefilde von einer Üppigkeit ohnegleichen, sie sahen Weizen und Mais gedeihen, Öl und Safran, Apfelsinen, Edelkastanien und Wein, diese Fülle köstlichen Weins! Dort hoffte der Bauer, sich Feld kaufen zu können. Das Land war auch nicht allzu teuer, aber die Wasserkosten! Wasser? Hier muß man den Regen bezahlen? Nein, an der Ostküste des „fernen Landes" regnet es so wenig, daß die Landleute auf künstliche Bewässerung angewiesen sind. Sonderbar! Hier müßte es doch regnen!

Jetzt waren auch meine Jungen mit ihrem Latein am Ende. Da zeigte ich ihnen eine zweite Karte (Abbild. 5).

„Seht ihr jetzt, warum an der Ostküste so wenig Regen fällt?"

Plötzlich gingen einigen Begabten die Augen auf.

„An der Ostküste des ‚fernen Landes' ist die 200-Meter-Tiefenlinie weit draußen im Meer, bei dem Küstenlande im Süden ist sie dicht an der Küste. Der Wind weht also

4. Auch Ansichtskarten muß man lesen lernen! Wie spät ist es? Welche Temperatur?

*) Siehe die Aufsätze in den Nummern 4190 und 4198.

meist von Nordwesten und läßt die Wolken an der Ostküste gar nicht auf die Hochfläche hinauf."

Ein anderer hatte sich überlegt: „Über der großen Wüste steigt heiße Luft auf, und von Norden her strömt die kühlere Seeluft zu."

Ein dritter: „Auch an der 200-Meter-Tiefenlinie um die Inseln B. (Balearen) sieht man ganz deutlich, daß der Sturm von Nordwesten kommt!"

Eine feine Überlegung hatte der vierte: „Wenn die Wogen gegen die Ostküste schlagen würden, könnte sich der große Strom (der Ebro) kein Delta bauen."

„Sehr richtig", sage ich. „Ein bewegtes Meer duldet nicht solche Bastelarbeit der Flüsse. An Steilküsten gibt es kein Delta."

Jetzt zeigte ich den Kindern zwei Bilder, die nicht zu scharfem Denken, zum Finden neuer Erkenntnisse anregen sollten, sondern die Bilder waren das beredte, belohnende Ja zu ihren Vermutungen. Die Bildwerfer machen es möglich, eine gewöhnliche Postkarte auf die Leinwand zu übertragen. Wir können uns den Luxus solcher Apparate leisten, denn in der Schule von heute sparen wir ansonsten viel Geld an Lehrmitteln. Wir kaufen nicht mehr Modelle von Pflug und Egge, sondern wir sehen uns diese Geräte in der Natur an. Wir kaufen nicht mehr teure Bildtafeln über die Getreidearten, sondern wir halten unsere Lektion am Feldrain. Und mancherlei Apparate aus Stahl und Kupfer, die wir einst für teures Geld erwarben, bauen sich heute die Kinder aus Konservenbüchsen und derlei. Aber gute Landkarten kaufen wir, und Ansichtskarten lassen wir die Kinder mitbringen! Eine Abbildung zeigt den Kindern, wie seicht das Meer an der Ostküste des „fernen Landes" ist, eine andere bestätigt ihre Mutmaßung, daß das vom Nordweststurm aufgepeitschte Meer den Balearen übel mitspielt!

Wenn unsere beiden Auswanderer in der Schule hätten Karten lesen lernen! So stehen sie nun in dem regenarmen V. (Valencia) vor dem großen Rätsel, das ihnen die Karte rasch gelöst hätte.

Na, denkt der Töpfer, so dumm wie dein Freund wirst du die Sache nicht anfangen! Ehe du jetzt in einer Porzellanfabrik Arbeit suchst, kaufst du dir eine geologische Karte! Gesagt, getan. Auf der Karte erforscht er, wo es im „fernen Lande" Ton und Porzellanerde gibt. In der Gegend von S. (Saragossa, Abbild. 2) findet er verzeichnet, was er sucht. Auf nach S.! Dem Töpfer lacht das Herz im Leibe, als er in dem fast ausgetrockneten Flußbett Ton findet! Natürlich müssen in S. große Töpfereien und Porzellanfabriken sein! — — Wie? Keine einzige? Der Dummkopf kann eben keine Landkarte lesen!

„Wo sich Industrie entwickeln soll, muß zum Rohstoff die Kohle kommen", sagt einer. „Aber das Kohlengebiet von O. (Oviedo) ist zu weit fort. Das wird zu teuer."

„Weit fort?" frage ich. „Wie weit denn? — Ja freilich, das könnt ihr nicht wissen, meine Karte ist ja ohne Maßstab."

„Brauchen wir nicht!" jubelt einer. „Wir haben ja ein Stück Gradnetz!" Nun hebt ein lustig Rechnen an: Erdumfang am Äquator durch 360. Am Äquator sind die Längengrade so weit entfernt, am Nordpol so weit, in der Höhe des 42. Breitengrades also rund 85 Kilometer. Von S. nach O. (von Saragossa nach Oviedo) beträgt die Luftlinie 400 Kilometer. „Oh, das kostet Fracht!" Wir berechnen genau, wie teuer die Fracht für eine Tonne Kohle in Deutschland sein würde.

Ein kleiner Schlaumeier sagt: „Die Entfernung spielt doch gar keine Rolle, denn von der Kohle bis zum Ton führt ja ein Fluß!"

„Nein!" schickt ihn sein Nachbar heim. „Siehst du denn nicht den kleinen Anker? Der Strom (Ebro) wird ja erst kurz oberhalb von S. schiffbar!" Ja, mein kleiner Freund, die Karte gibt nur dem gute Auskunft, der die Augen offen hat!

5. Warum fällt an der Ostküste des „fernen Landes" nur spärlich Regen, obwohl scheinbar alle Voraussetzungen für ergiebige Niederschläge vorhanden sind?

Jetzt kommt einem scharfen Denker ein glücklicher Einfall. Er fragt mich: „Ist das ‚ferne Land' auch im Norden oder im Süden von Meer umgeben?" „Jawohl, im Süden!" „Dann kann man doch die Kohlen von O. (Oviedo) aus um das Land herumfahren bis nach T.? (Tortosa). Die Porzellanerde bringt man in Zillen sehr bequem auch nach T.! In der Stadt T. muß sich Porzellanindustrie entwickeln können!"

„Richtig! Du hast es erraten! Unser Töpfer ist von S. flußabwärts gewandert und hat tatsächlich in den Porzellanfabriken von T. (Tortosa) gute Beschäftigung gefunden!"

Dieses Stolzgefühl meiner Jungen! Dieser Glanz in den Augen: Wir lassen uns nichts vorsagen, wir finden aus eigener Kraft!

Der Bauer, der den Töpfer nach S. begleitet hatte, steht noch immer dort und sieht rings nur Land, das höchstens zur Schafweide taugt.

„Zeigt ihm den Weg zu Fruchtland!"

„Er soll es einmal am Meer im Nordwesten versuchen! Dort muß es reichliche Regenfälle geben, denn weiter nördlich ist keine Küste angegeben, die etwa die Seeluft wegsaugt."

„So ist's in Wirklichkeit", sage ich. „Dort ist fruchtbares Land. Und wenn ich nun auch noch verrate, daß dort der Golfstrom vorüberfließt. . ."

„Ich weiß, dann gibt es milde Winter!"

„Ha!" jubelt einer. „Dann muß das ‚ferne Land' an der Westküste Europas liegen!" Jetzt riechen etliche den Braten! Anderen entlockt erst das Bild, das ich ihnen nun zeige, den Freudenruf: Spanien!

Durch scharfes Denken haben sich heute die Kinder einen ganzen Sack voll Wissen über Nordspanien selbst erarbeitet. Für morgen haben sie sich zu überlegen: Wenn nun statt des Bauern und des Töpfers ein Schlosser, ein Weber, ein Nahrungsmittel-Großhändler nach Spanien verschlagen worden wären und sich nach Verdienst umsehen müßten? Warum findet der Weber nicht in den Gebieten der Merinos, sondern in Barcelona Arbeit? Warum gibt es für den Schlosser dort Arbeit, wo sich Eisen, Kohle und das Meer begegnen? Welche Industrie entwickelt sich, wo Zink und Überfluß an Fleisch zu finden sind? (Konserven!) — Aus einer Erkenntnis reift die andere. Das ist Wissenserwerb in der Arbeitsschule! Die Langweile des Stoffunterrichts, des Sätzchendrills von ehedem ist abgelöst durch die Freude am Finden aus eigener Kraft! In einem kindlichen Hirn

sieht es heute nicht wie in einer Rumpelkammer aus, in der Zahlen und Namen herumliegen wie Kraut und Rüben. Geographisches Wissen findet man in Büchern, uns ist es um die Verwertung des Buchwissens zu tun!

* * *

Variatio delectat: Das übrige Spanien behandle ich nicht nach dieser Methode logischen Folgerns. Jetzt stelle ich die Heimat in den Mittelpunkt und sage: „In den nächsten Tagen seht ihr euch in Küche und Keller und in den Straßen von Leipzig um und schreibt euch alles auf, was an Spanien erinnert. Wenn es irgendwie möglich ist, bringt ihr die Dinge, die aus Spanien stammen, mit zur Schule!"

Jeden Tag tragen nun die Kinder neue Köstlichkeiten herbei: Traubenwein, eine Flasche-Malaga, Apfelsinen und Mandarinen, Tomaten, Datteln, Schwimmkorke, Flaschenpfropfen, spanischen Pfeffer und spanischen Hanf, Bilder aus illustrierten Zeitungen, Zigarrenkisten mit spanischen Aufschriften, Thermometer, ein Lammfell, eine spanische Mantille, eine Flasche Öl, ein Büchse Ölsardinen, den Don Quijote — ein lustiges Durcheinander, das wir nun sichten und ordnen. Zwei Wochen lang knüpfen wir unsere geographischen Betrachtungen an unsere Spanienschau an, dann malen wir uns aus, wie eine Deutschlandschau in einer spanischen Schulklasse aussehen würde. Wir reden von Einfuhr und Ausfuhr und erkennen, wie viele Fäden in dem großen Netz der Weltwirtschaft zwischen Deutschland und Spanien laufen! Der Vorzug dieser Lehrart liegt darin, daß im Mittelpunkt der geographischen Betrachtungen die Heimat steht. Alle Belehrung dieser Art geht von der Anschauung aus, es wird nicht über die Köpfe der Kinder hinwegdoziert, auch die Minderbegabten schlagen aus solchen Stunden reichen Gewinn. Dann aber wollen wir wieder zu dem Lehrverfahren zurückgreifen, nach dem ich Nordspanien behandelte: Strengt alle Geisteskraft an! Seid schöpferisch! Findet aus eigener Kraft, auf daß ihr euch einmal im Leben zurechtfindet!

Der Wunderdoktor. / Erzählung von Eduard Sas. (Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Das vierte Gebot sagt zwar: Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden", die Sache verhält sich aber so, daß das lange Leben durchaus nicht gesichert ist, wenn man seine Eltern ehrt. Die unzähligen Krankheiten, mit den in der Luft schwebenden, im Wasser schwimmenden, in den Speisen verborgenen Bazillen, fragen nicht, ob man das vierte Gebot befolgt hat, und es sind deshalb zur Verlängerung unseres Aufenthaltes in diesem Jammertal oft tausenderlei Arzneien, Salben, Pflaster, Bäder, kaltes und warmes Wasser, Elektrizität und Radium, sogar Stich- und Schneidegeräte nötig. Moses war gewiß ein kluger Mann. Auf seiner Steintafel hätte er aber das Gebot anders fassen sollen: „Ehre Vater und Mutter, daneben die Verordnungen des Arztes, damit du lange lebest auf Erden."

Dieser Ansicht von der Wichtigkeit der Arzneiwissenschaften und des ärztlichen Berufes war auch der junge Dr. Gerö Bodnar, der das Doktordiplom, um das er so viele durchwachte Nächte gekämpft hatte, erst vor kurzem in die Hand bekam. Und siehe! Er hatte sich an den zierlichen Buchstaben noch gar nicht satt gesehen, als ihm jene Großbank, die sich „Leben" nennt, das allerliebste Papier auch schon liquidierte, während sie doch sonst die Wechsel der großen Hoffnungen so selten einlöst. Dr. Gerö Bodnar wurde durch die Protektion des Universitätsdekans, der seinen eifrigsten, fleißigsten Schüler sehr liebte, in ein oberungarisches, gebirgiges Komitat als Kreisarzt geschickt. Wie glücklich machte diese Ernennung den jungen Mann! Wie froh bestieg er die Eisenbahn, die bestimmt war, ihn nach dem Orte seiner Bestimmung zu bringen! Er hörte, daß die Gesundheitsverhältnisse im Komitat Megyes, dessen amtlicher Äskulap er nun geworden war, sehr schlecht waren. Um so besser, dachte er, desto mehr Arbeit für eine junge Kraft. Und um so stolzer würde er einst sein, wenn durch sein Bestreben solch musterhafte Zustände geschaffen worden waren, daß selbst Hygiea, die pausbäckige reizende Göttin, mit vor Freude strahlendem Gesicht daran denken mußte!

Wir müssen gestehen, daß der neue Kreisarzt des Kávásder Bezirkes nicht auf den Flügeln des Schnellzuges, sondern mit der Vizinalbahn nach dem Sitz seiner neuen Tätigkeit eilte. Er machte unterwegs halt, da ihn mehr als Diplom und Ernennung der Gedanke glücklich machte, daß er nun sein Versprechen, das er einem lichtblonden,

Von der sechsten Völkerbund-Versammlung in Genf: Die Vertreter der verschiedenen Staaten der Welt. Nach Karikatur-Skizzen von Skwirczynski. 1 Chamberlain, 2 Lord Cecil, 3 Samuel (England); 4 Dandurand (Kanada); 5 Painlevé, 6 Briand, 7 Loucheur, 8 Hennessy (Frankreich); 9 Quiñones de Leon (Spanien); 10 Nansen (Norwegen); 11 A. Thomas, 12 Jouhaux, 13 Jouvenel, 14 Paul-Boncour (Frankreich); Eysinga (Niederlande); 16 Copola, 17 Scialoja, 18 Ponzini (Italien); 19 Guerrero (Salvador); 20 Hymans, 21 Brouckère (Belgien).

süßen Kinde gegeben, einlösen konnte. Für einen Arzt, für den ernsten Mann der realsten Wissenschaft, geziemt es sich freilich nicht, im Garten bei Nachtigallengesängen und Mondschein ein Versprechen zu geben, er aber hatte es dennoch getan, und sein Herz war auch jetzt von jener Mondschein- und Nachtigallenstimmung erfüllt. Diese zauberische Stimmung fand sich auch im Herzen jenes Mädchens vor. In der Seele von Klärchens Vater hätte man aber selbst mittels eines Mikroskops kein Atom von Freude an Nachtigallengesang und Mondschein entdecken können. Er war allerdings kein hagerer Mann mit finsterem Gesicht, wie die tyrannischen Väter der altmodischen Romane, er war sogar ein sehr fröhlicher und gesunder, vierschrötiger Gastwirt in Horpács.

„Ich möchte dir meine Tochter ja sehr gern zur Frau geben, mein Sohn“, sprach er zu dem verdutzten kleinen Doktor, mit dem er sogar entfernt verwandt war. „Wenn du nur irgendein ehrliches Handwerk verstehen würdest, um eine Frau erhalten zu können.“

„Aber hören Sie!“ entgegnete der Jüngling beleidigt. „Besitze ich nicht ein Doktordiplom und nicht nur das Diplom, sondern auch bereits einen Posten?“

Der Gastwirt machte eine Bewegung, als wollte er lästige Mücken vertreiben.

„Ich habe deinem Vater immer gesagt, mein lieber Sohn, er möge dich ein Handwerk lernen lassen, bei dem du keinen Hunger leiden mußt. Er aber wollte aus dir mit Gewalt einen diplomierten Bettler machen.“

Von der sechsten Völkerbund-Versammlung in Genf: Die Vertreter der verschiedenen Staaten der Welt. Nach Karikatur-Skizzen von Skwirczynski. 1 Frederik Borgbjerg (Dänemark); 2 Augusto da Costa (Portugal); 3 Vandervelde (Belgien); 4 Skrzynski, 5 Morawski, 6 Sokal, 7 Modrzlewski (Polen); 8 Alfredo Freire d'Andrade (Portugal); 9 Lehmann (Liberia); 10 Philippe Roy (Kanada); 11 Straßburger, 12 Kozicki, 13 Debski, 14 Niedzialkowski (Polen); 15 De Agüero y Bethancourt (Kuba); 16 Apponyi (Ungarn); 17 Galvanauskas (Litauen); 18 Benesch (Tschechoslowakei); 19 Nintschitsch, 20 Raditsch (Jugoslawien); 21 Madjaroff (Bulgarien).

Bei diesen Worten sprang das junge Doktorchen in die Höhe.

„Geehrter Herr! Sie haben kein Recht, sich über den Doktorberuf so geringschätzig zu äußern.“

Der Wirt füllte das Glas des erzürnten Freiers und drückte ihn dann lächelnd in den Sessel zurück.

„Selbstverständlich habe ich ein Recht, mich so zu äußern, mein lieber Sohn! Selbstverständlich! Du kennst ja nicht mein Geheimnis. Setze dich also schön nieder, denn du fällst um, wenn ich dir sage, daß ich eigentlich dein — Kollege bin.“

„Mein Kollege? Was soll das heißen?“

„Bloß, daß auch ich ein diplomierter Arzt bin. Auch ich besitze ein Doktordiplom — wenn es die Mäuse auf dem Boden noch nicht zernagt haben. Siehst du, mein Diplom, auf das ich seinerzeit so stolz gewesen bin, liegt auf dem Dachboden. Ich aber schenke hier den Bauern Wein aus. Willst du die Geschichte hören, dann trinke einen Schluck Wein und gib acht!“

Der kleine Doktor vermochte keinen einzigen Schluck zu tun, mit so großem Staunen blickte er auf den Herrn Wirt, auf seinen — Kollegen.

„Ja, auch ich habe mein Leben so begonnen wie du, lieber Landsmann. Ich erwarb mir kümmerlich das Diplom und dachte, daß es mir jetzt so gut gehen würde wie den steinreichen Professoren. Zuerst versuchte ich in der Hauptstadt mein Glück. Vergebens. Als hätte die Gesundheit epidemisch gewütet. Nie würde ich dort ein Auto haben, noch eine Villa auf dem Schwabenberg! Ich überlegte, daß es das klügste wäre, in meinem Geburtsort zu leben und den Segen der Wissenschaft dort um mich herum zu verbreiten. Dort brauchte ich mich vor der Konkurrenz wirklich nicht zu fürchten. Mein einziger Rivale war der Barbier, der Zähne zu ziehen pflegte. Aber auch dies bedeutete schon einen Fortschritt, da doch früher die Zähne nicht der Barbier, sondern der Schlosser gezogen hatte. —

Ich ließ mich also in dem kleinen Marktflecken, wo meine Wiege gestanden, nieder. Ach, ist das eine schöne Gegend! Auch eine gesunde Gegend! Welch idyllische Ruhe! Und wie gut man dort schlafen kann! Man wird gleichsam satt davon.

Auch ich konnte von nichts anderem fett werden. Meine Nachtruhe wurde von Krankenbesuchen nie gestört. Aber auch meine Tagesruhe nicht.

Man sagt, die Zivilisation beginnt mit dem Verbrauch der Seife. Der Verbrauch der Arznei ist schon ein höherer Grad der Zivilisation. Nun, unser Volk war schon bis zur Seife gekommen. Aber bis zur Arznei, die von einem regelrechten Arzt verschrieben wird, bei weitem noch nicht. Vor der Arznei an sich graut es zwar den Leuten nicht, aber nur dann nicht, wenn sie ihnen von irgendeinem Quacksalber verschrieben worden ist.

Der Arzt wird als Giftmischer betrachtet. In den meisten Dörfern würde man das Märchen, das zur Zeit der großen Cholera verbreitet war, daß die Ärzte die Brunnen vergifteten, ohne weiteres recht gut noch glauben.

Der Todesschweiß muß dem auf der Stirn stehen, zu dem man einen Arzt ruft! Und wenn man ihn endlich holt und die Arznei bringen läßt, versammelt sich um das Bett die ganze Nachbarschaft, und die alten Weiber heulen ihm ins Ohr: ‚Nehmen Sie es nicht, wenn Ihnen das Leben lieb ist...‘

Ja, so ist es, mein lieber Sohn! Ich glaube, diese Dinge sind auch dir nicht unbekannt. Wenn all das doch nur ein Märchen wäre! Wenn ich das ungeheure Elend, das ich durchmachte, und dessen ich zuletzt überdrüssig wurde, doch nur geträumt hätte!

Ich wurde tatsächlich der Sache überdrüssig, weil ich mittlerweile geheiratet hatte und das Elend und die Last meines diplomierten Lebens desto schwerer fühlte. Wie oft hatte ich mir gesagt: Wärest du nur nicht so alt!

Schusterlehrling konnte ich nicht werden, aber Gastwirt, ja. Das Haus gehörte meinem Schwiegervater. Der Alte starb, er war Witwer gewesen, und das Geschäft blieb verwaist zurück. Ich dachte mir also: Das ist ein besseres Geschäft als das meine. Machen wir das schlechte zu, und setzen wir uns in das gute Geschäft.

Dictum factum. Ich verließ mein Heimatdorf und sagte gleichzeitig dem Rezeptschreiben Lebewohl. Ich schenkte nunmehr jene Arznei aus, von welcher der Ungar ohnehin behauptet, daß sie das beste Mittel gegen jede Art von Krankheit sei. —

Wenn du aber glaubst, daß die Geschichte meiner ruhmreichen Doktorlaufbahn damit zu Ende sei, irrst du sehr. Das Beste kommt erst.

Eines schönen Tages kam ein Bauer in mein Lokal getaumelt, gekrümmt, die Hände auf den Magen gepreßt. —

‚Die Krankheit brennt fürchterlich in mir‘, jammerte der Alte. ‚Geben Sie mir, Herr Ambrus, einen halben Liter Roten, vielleicht vergeht's davon.‘

Ich hielt eine kleine Hausapotheke, schon der Erinnerung halber. Ich befragte den Bauern über sein Übel und goß dann einige Tropfen in ein kleines Glas.

‚Nehmen Sie davon des Abends und des Morgens je fünf Tropfen.‘

Der Bauer schüttelte den Kopf und schielte voll Verdacht bald auf mich, bald auf das Glas.

‚Ja, verstehen Sie sich denn auch darauf, Herr Ambrus?‘

‚Warum sollte ich mich nicht darauf verstehen?‘ antwortete ich. ‚Mein Vater war ein 150jähriger Mann. Er hatte mich das Heilen der verschiedensten bösen Krankheiten gelehrt. Alte Leute wissen gar viel...‘

Von der sechsten Völkerbund-Versammlung in Genf: Die Vertreter der verschiedenen Staaten der Welt. Nach Karikatur-Skizzen von Skwirczynski. 1 Prinz Mizra Riza Khan (Persien); 2 Sugimaira (Japan); 3 Maharadscha Dhiraj von Patiala (Indien); 4 Zelléka, 5 Prinz von Enlotto (Äthiopien); 6 Doret (Haiti); 7 Mrusdorff (Österreich); 8 Pusta (Estland); 9 Mac Donnell, 10 Präsident Sahm (Danzig).

Das beruhigte den Landmann. Hätte ich ihm gesagt: ich habe mein Wissen auf der Universität erworben, so hätte er das Arzneiglas auf der Stelle weggeschleudert.

So aber kam er am nächsten Tag, sich in Danksagungen ergehend, zu mir.

‚Gott segne Sie! Es ist, als ob man das Übel weggeblasen hätte.‘

Und was geschah? Am dritten Tage kam ein zweiter Magenkranker zu mir. Dann beehrte mich ein dritter, vierter, fünfter, zehnter mit seinem Vertrauen. Bald kamen auch andere Kranke. Sie füllten den Warteraum. So viele Kranke, als mich an einem Tage aufsuchten, hatte ich in einem ganzen Jahre nicht auf einem Haufen gesehen. Von weither kamen sie zu mir gepilgert, damit ich kommen möge. Und meine Kranken bezahlten mich jetzt nicht mit Kreuzern; Bauernnabobs versprachen mir Schätze.

Und weshalb?

Weil ich nicht um die Welt jemandem verriet, daß da oben auf dem Boden mein Diplom ruht. Ich behandelte natürlich jede Krankeit so, wie ich es auf der Universität gelernt hatte. Ich ließ mir sogar ärztliche Bücher kommen — natürlich insgeheim. Wehe mir, wenn ich gestanden hätte, daß ich ein regelrechter Doctor medicinae war. —

Das Geschäft der Wunderdoktorei blühte prächtig. Der Horpácser Wunderdoktor hatte einen großen Ruf. Und gerade dieser Ruf wurde zu meinem Verderben, denn er erweckte die Aufmerksamkeit der diplomierten Kollegen, und man begann, mich zu verfolgen.

Damals widerfuhr mir auch das Unglück, daß einer meiner Kranken ins bessere Jenseits hinüberschlummerte. Im Chor erbrauste der Ruf der Feinde: Sezieren! Sezieren! Gewiß hat ihn der Wirt vergiftet. Jetzt fangen wir den Horpácser Wunderdoktor!

Das Sezieren klärte nichts auf, wenigstens nichts gegen mich.

Die Sache kam aber trotzdem vors Gericht. Das ganze Korps der Stadt- und Komitatsärzte rückte zur Verhandlung aus. Sie hätten mich am liebsten mit den Augen aufgespießt. Zittere jetzt, armer Wunderdoktor!

Nun — dachte ich für mich — werden die Augen machen! Wie werden sie sich mit langen Nasen davonschleichen!

‚Wie können Sie es wagen, Kranke zu behandeln?‘ fuhr mich mit der Schwere seiner Autorität der Oberkomitatsarzt an, der zwar der schlechteste Doktor der ganzen Erde war, aber gleichzeitig eine Säule der Regierungspartei und ein aus-

gezeichneter Parteiführer. Warum sollte er da nicht Oberphysikus im Komitat sein? Ich aber antwortete ganz sanft:

‚Aus dem einfachen Grunde, weil ich ebenso Doktor der Medizin bin wie der Herr Kollege!‘

Damit breitete ich auf dem Tische des Bezirksrichters mein Diplom aus. Die Wirkung versuche ich gar nicht zu schildern. Der eine Doktor wurde rot, der andere blau, der dritte grün, der vierte lila, der Herr Oberarzt wurde aber blau, grün, blaß und rot nacheinander und durcheinander. Der Horpácser Wunderdoktor war also ein Kollege! Der Erfolg war vollständig, aber es war ein Pyrrhussieg, mein lieber Sohn, meine Enthüllung hatte auch auf meine Patienten eine große Wirkung. Zur Verhandlung hatten sich viele von meinen früheren Kranken eingefunden. Sie lauschten mit der größten Teilnahme, was die Herren Ärzte mit ihrem lieben Wunderdoktor beginnen würden. Und als sich herausstellte, daß mich dieses Handwerk nicht mein 150jähriger Vater gelehrt hatte, sondern daß ich ein ganz gewöhnlicher Arzt mit einem Diplom war, flüsterten sie einander zu, ärgerten sich und nahmen Anstoß daran. Die Entrüstungsrufe brausten mir nur so nach: ‚Das ist ein Betrüger, das ist ja ein ganz gewöhnlicher Doktor! Der hat uns schmählich betrogen!‘

Ich konnte nun warten, bis ein Kranker die Schwelle meines Hauses übertrat. Eine Zeitlang wollten sie nicht einmal in mein Wirtshaus kommen. Hierher kehrten sie aber doch langsam zurück, denn in Horpács gibt es kein anderes Wirtshaus, wohl aber einen anderen Wunderdoktor.

Jetzt heilt ein alter Schäfer in seiner Herberge die Kranken, und ich wage es nicht, ihn anzuzeigen, weil es sich herausstellen könnte, daß auch er sein Diplom verheimlicht, um unter dem Volke Anklang zu finden.“ —

So lautete die Erzählung des Horpácser Wunderdoktors. Der verliebte sanfte Kollege hörte sie betrübten Herzens an.

Die Tochter bekam er nichtsdestoweniger doch zur Frau. Aber er mußte sich verpflichten, für den Fall, daß er von seinem Diplom nicht sollte leben können, dann schnurstracks beim Schwiegervater als Kellner oder Schankbursche einzutreten.

Aus Wissenschaft und Technik.

Neue Untersuchungen über die Heilbarkeit der Krebskrankheit. Zahlreiche Gelehrte in allen Ländern bemühen sich, der nach wie vor unangreifbarsten Krankheit der heutigen Zeit, der Krebskrankheit und den mit ihr verwandten bösartigen Geschwülsten, beizukommen. So ist es verständlich, daß fast keine Woche vergeht, in der nicht von irgendeiner Entdeckung auf dem Gebiet der Krebsentstehung und Krebsheilung berichtet würde. Und so wird es auch verständlich, daß man im allgemeinen gut daran tut, den gemeldeten Erfolgen so lange skeptisch und abwartend gegenüberzustehen, als nicht eine ausgedehnte und lange Zeit anhaltende Erfolgsreihe das begründete Mißtrauen aufzugeben berechtigt. Wenn man sich dieser Einschränkung bewußt ist, wird man trotzdem mit Interesse und Anteilnahme die neuen Arbeiten verfolgen, die über das Krebsproblem berichten. Die Entdeckung eines angeblichen Krebserregers durch zwei englische Forscher ist noch in der Erinnerung; eine eindeutige Klärung dieser Angelegenheit ist bisher nicht erfolgt und kann in so verhältnismäßig kurzer Zeit auch gar nicht erwartet werden. Von ganz anderen Gedankengängen gehen neue Untersuchungen aus, die von dem Leipziger Frauenarzt Johann Thies durchgeführt und jetzt in einem Vortrag vor der Medizinischen Gesellschaft in Leipzig bekanntgegeben wurden. Es handelt sich danach bei den bösartigen Geschwülsten um Gebilde, die die Zusammensetzung des Blutes grundlegend beeinflussen, die namentlich mit den Fermenten in Zusammenhang stehen (das sind chemisch wirksame Stoffe, die von den Körperzellen abgesondert werden und in eigenartiger Weise auf andere Zellen und den Funktionsablauf des Körpers einwirken), und die Einfluß auf die spezifischen Abwehrstoffe gegen Krankheiten gewinnen. Dem Körper muß die Möglichkeit gegeben werden, die natürlichen Immunstoffe gegen die spezifischen Krebsgifte zu steigern und dadurch der körperfremden Gebilde Herr zu werden. Die Steigerung der Immunstoffe wird von Thies dadurch herbeigeführt, daß Krebsgewebe, das in bestimmter Weise vorbehandelt ist, von ihm in den Körper (Oberschenkel) eingepflanzt wird. Er stellte Patientinnen vor, die von ihm in der angedeuteten Weise behandelt und geheilt geworden waren. Weitere Untersuchungen, die namentlich auch, wie Geheimrat Payr ankündigte, an der Leipziger Chirurgischen Klinik durchgeführt werden sollen, werden die Richtigkeit der Theorie und der Behandlungsweise zu erweisen haben. Dr. W. Schweisheimer.

Senken sich die Nordseeküsten und ihre Deiche? Diese Frage von höchstem wissenschaftlichen und für die Küstenbewohner von gleich großem praktischen Interesse ist durch Bodenuntersuchungen im und am schleswigschen Wattenmeer neuerdings wieder aufgetaucht und im bejahenden Sinne beantwortet worden. Seit einem Jahrhundert nimmt sie in der Literatur der Nordseeküsten einen breiten Raum ein. Forchhammer hat 1837, als er Lagunenmoore und untermeerische Waldungen an Schleswigs Westküste nachwies, den Satz aufgestellt: „Wenn das Meer an einem Teil einer Küste jetzt höher oder niedriger steht als an einem andern Teile derselben Küste, verglichen mit früherer Zeit, dann ist nicht das Meer gestiegen oder gefallen, sondern das Land hat sich entweder gesenkt oder gehoben.“ Mit ihm sind sich die verschiedenen Forscher darin einig, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Nordsee eine große Meeresbucht war und die südliche Nordsee, seitdem die Mündungen der Elbe und des Rheins nicht mehr bei der Doggerbank liegen, entstanden ist. Die an allen Nordseeküsten vorkommenden untermeerischen Wälder sind durch eine plötzliche Senkung von 3 bis 9 m, als die Zimbrische Halbinsel schon bewohnt war, unter den Meeresspiegel gekommen und dann mit Marschland überdeckt werden. — Diese Senkung wird von den Geologen in die Litorinazeit (Muschelhaufenzeit) gesetzt. Ob sich nun die allgemeine Senkung in geschichtlicher Zeit fortgesetzt hat, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die Mehrzahl von deutschen und niederländischen Forschern hat sich dafür ausgesprochen. F. G. Hahn sagt 1879 u. a., „daß das Meer ohne Unterstützung durch die Senkung in zwei Jahrtausenden kaum so große Inseln auflösen und Buchten wie Dollart und Jadebusen hat bilden können“. Die Senkung der Westküste Schleswig-Holsteins findet er durch das Vorkommen unterseeischer Wälder und Torfmoore bestätigt. H. Schütte hat seine an der oldenburgischen Küste gemachten Beobachtungen 1908 veröffentlicht und mit seiner Behauptung, daß ein Küstenstrich im Jadebusen usw. sich in einem Jahrhundert um etwa 70 cm gesenkt habe, viel Widerspruch gefunden. Auf den Halligen hat er Senkungen festgestellt, die zum Teil auf einer Senkung des Bodens gegen den Meeresspiegel beruhen sollen; er hat eine allgemeine Senkung von 33 cm in hundert Jahren errechnet. Van Giffen nimmt eine Senkung von 10 cm im gleichen Zeitraum für den westlichen Teil der Nordseeküste an, Schleswig-Holsteins Küste zeigt ihm keine Senkung. Dem Landesgeologen Wolff sind 1909 die Fortschritte der großen Senkung seit 3000 bis 4000 Jahren nicht nennenswert; neuerdings (1923) gibt er eine säkulare Senkung von 5 cm zu. Unter den Gegnern der Senkung sagt Sueß, „daß von Haparanda bis in die Bretagne seit der Bronzeperiode keinerlei Hebung oder Senkung des festen Landes nachgewiesen ist“. Nach Penck hat die Senkung der deutschen Nordseeküste „seit längstens einem Jahrtausend zu keiner meßbaren Verschiebung der Strandlinie geführt“. Gagel bestreitet die Möglichkeit einer gleichmäßigen Senkung des zerstückelten norddeutschen Flachlandes. „Lokale Senkungen, wie Zusammenpressung der

Moore unter schwerem Marschboden und schweren Deichen, haben", wie Schucht richtig bemerkt, „mit der säkularen Senkung nichts zu tun, da das Fundament der Alluvionen, die Geest, nicht mitsinkt." Damit erledigt sich auch die Frage nach der Senkung der Deiche. — Die Erscheinungen auf Rungholt-Watt, bei Hamburgerhallig, bei Nordstrandischmoor und am Festlande sind indessen ein Fingerzeig, ein wachsames Auge auf die Küsten Schleswig-Holsteins zu haben. Solange jedoch nicht durch das Nivellement der Deiche eine Senkung festgestellt ist, hat man zu Befürchtungen, daß wir hinter unseren Deichen nicht sicher wohnen können, keinen Anlaß.
Christian Jensen, Schleswig.

Ein zweiter Mond entdeckt? Vor kurzem lief die Nachricht durch viele Blätter, daß der amerikanische Sternforscher Pickering aus Störungen im Laufe unseres bisher einzigen „großen" Mondes gefunden haben soll, daß unser Heimatstern noch einen zweiten, winzigen Begleiter besitzt, der jene Abweichungen des großen Mondes von seiner berechneten Bahn hervorbringt. Andere Meldungen wissen zu berichten, daß der Pickeringsche Kleinmond auch schon aufgefunden ist. Sein Durchmesser soll nur 120 m betragen und sein Abstand von der Erdoberfläche 4000 km messen, so daß er in etwa 3 Stunden den ganzen Erdball umkreist und — von uns aus gesehen — im Westen auf und im Osten untergehen müßte. — Seither hat man von neuen Beobachtungen dieses Pickeringschen Gestirns aber nichts mehr gehört. Das ist kaum zu verwundern, denn nach der allgemeinen Ansicht unter den deutschen Astronomen kann die ganze Meldung, wie sie zuerst verbreitet worden ist, unmöglich richtig sein. Es erscheint ausgeschlossen, daß ein Körper von nur 120 m Durchmesser, der in der angegebenen Bahn 4000 km über der Erdoberfläche umliefe, auf den Lauf unseres großen Mondes in einer rechnerisch bemerkbaren Weise störend einwirken könnte; also läßt sich auch umgekehrt aus etwaigen Störungen im Mondorte nicht auf einen derart winzigen und erdnahen Trabanten rückschließen. Andererseits ist freilich zu sagen, daß unsere Erde vermutlich beständig von einem ganzen Schwarm von „Kleinmonden" umgeben ist, wenn man die meteoritischen Blöcke und nach der Welteislehre jene Eiskörper, die von der Erdschwere eingefangen wurden, dazurechnet. Nach Hörbiger kommen kosmische Eisballungen von 80 bis

120 m Durchmesser durchaus für die Erzeugung der tropischen Wirbelstürme und Wetterkatastrophen in Frage. Wenn also die Meldung, daß ein Körper 4000 km über der Erdoberfläche von 120 m Durchmesser von den amerikanischen Astronomen beobachtet worden ist, doch auf Wahrheit beruhen sollte, so kann es sich sehr wohl um einen solchen Eiskörper handeln, der im Begriffe, die Erde spiralig zu umkreisen, berufen ist, später einmal, in die Lufthülle einschießend, einen tropischen Wirbelsturm hervorzurufen. — Übrigens fand auch der bekannte Meteorforscher v. Nießl schon vor vielen Jahren unter einigen hundert berechneten Meteorbahnen auch vier solche, die sich elliptisch um die Erde herum schlossen, während die übrigen meist hyperbolisch geöffnet waren, und der Verfasser dieser Zeilen selbst hat am 12. Oktober 1920 zu Bozen am hellen Nachmittag im Fernrohr einen Körper von Sichelgestalt gesehen, der nach der Berechnung ebenfalls die Erde in einer elliptischen Bahn umkreiste. — Es ist kaum anzuzweifeln, daß bei entsprechend angelegter Suchjagd nach solchen Kleinmonden bald einige dieser Körper zur Strecke gebracht werden könnten. Heute kümmert sich bloß unter den Astronomen im allgemeinen noch niemand um sie. — Von einem zweiten Erdmond größeren Maßstabes kann natürlich keine Rede sein. Ein solcher würde den Beobachtungen unmöglich bis heute haben entgehen können. Was aber nicht ist, das kann vielleicht noch werden. Wir wissen bereits, daß einige Kleinwandelsterne (Mitglieder des Schwarms, der hauptsächlich zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter um die Sonne kreist) die Marsbahn nach innen überschneiden. So kommt der Planetoide Albert der Erde bis auf 28, Eros sogar bis auf 21 Millionen Kilometer nahe. Es kann sehr wohl sein, daß morgen ein Asteroide entdeckt wird, der sich der Erde bis auf nur 1—2 Millionen Kilometer nähert. In diesem Falle wäre unter Umständen die Möglichkeit gegeben, daß die Erde sich eines solchen — meist nur wenige Kilometer im Durchmesser haltenden — Körpers bemächtigt und sich so tatsächlich einen zweiten Mond zulegt. Daß dergleichen möglich ist, beweist uns Mars, dessen beide Monde Phobos und Deimos zweifellos eingefangene Planetoiden sind. Wir dürfen also jedenfalls auf allerhand Überraschungen am Sternenhimmel gefaßt sein.

M. Valier.

Für die Frauenwelt.

Was man an neuen Hüten sieht. Der kleine Samthut triumphiert auf der ganzen Linie. Schwarz wird nur wenig getragen und durch die zartesten Töne, wie Holzfarben, Bordeauxrot, Flaschengrün, Champagner usw. ersetzt. Wenig Garnierung: hier eine kleine Kokarde, dort eine Bijouterienadel, eine aus zweifarbigen Bändern geflochtene Tresse. Auf eleganten Modellen sieht man den Aigrettenpuff, der sehr niedrig am Ohr angebracht ist und seine Schatten auf die Wange wirft. Zu solchen kleinen Hüten wird fast stets ein Kascha-Complet getragen. Für das Kostüm dagegen ist der Taupe-Hut modern, der auch in Bernstein- und Havannafarbe angefertigt wird.

Für den Herbst. Die Übergangssaison ist für die Frauen immer am schwierigsten. Kostüme, Kleider und Mäntel müssen schon einen molligen Eindruck erwecken, ohne jedoch darum zu warm zu sein! Immerhin darf man sich Pelzwerk schon gestatten. Auf den langen Redingoten, die für den Augenblick tonangebend sind, geben weißer Fuchs, grauer Astrachan und Rotfuchs eine der Jahreszeit entsprechende Note. Man macht unbestreitbar viele Godets, aber unter den Mänteln bleiben die Röcke kurz und noch ziemlich eng, wenn die Mäntel selber auch weiter werden. Oft wird diese Weite durch Hohlfalten gehalten. Die Ärmel zeigen schwere Garnierungen, und die Kragen werden gewöhnlich hoch zugeknöpft. Farben, die im Winter triumphieren werden, sind Lila, Flaschengrün und Beigebraun. Die Filzhüte werden dazu passend getragen, und die Schuhe sind aus rotbraunem Chevreau.

Abendliche Eleganz. Die Handtaschen für den Abend sind wahre Wunderwerke an schillerndem Luxus, ebenso glänzend wie die blumen- und federgeschmückten Toiletten, die mit Kristallperlen und leuchtenden Pailletten geradezu übersät sind. Je mehr sie glänzen und das strahlende Licht der Salons und Theater widerspiegeln, um so moderner sind sie. Zur Abendtoilette wird der Atlaseskarpin getragen, der um so höher in Gunst steht, als er nur ein winziges Straßmotiv um den Rand herum zeigt. Diese Mode schließt die der Gold- oder Silbersandalen

keineswegs aus, deren Hacken oft mit Similisteinen ganz beschlagen sind. Zu den Tanzkleidern wählen die Damen den einfachen Silber-Lederschuh. Alle Taillenausschnitte sind gestattet: der spitze, der runde und vor allem der, der sich tief im Rücken öffnet.

Luxuriöse Kleidergarnierungen. Eine luxuriöse Modeneuheit besteht darin, die Abendkleider mit Perlen in verschiedenen Farben und verschiedenen Formen zu garnieren. Man ordnet diese Perlen so an, daß sie am Saum des Kleides eine japanische Landschaft bilden. Straußenfedern, die auf den Stoff direkt aufgeklebt werden, verursachen leichte, wellige Bewegungen; Kristallplissees steigen kegelförmig vorn und hinten am Kleide empor, und zwar mit Vorliebe auf Samt- und Krepptoiletten in den Modefarben. Etwas weniger auffallend, aber doch auch sehr elegant wirkt weiße Chenille-Stickerei am Saum von Überwürfen aus schwarzem Ottoman.

Amerikanische Frauenarbeit. Das amerikanische Arbeitsamt hat die ersten Resultate einer Statistik der Frauenarbeit veröffentlicht, die den Beweis erbringen, daß die Anzahl der in der Industrie beschäftigten Frauen ständig gewachsen ist, wenn auch der Prozentsatz weiblicher Arbeiter zu den männlichen Angestellten in den letzten zehn Jahren nicht so stark gestiegen ist, wie man allgemein angenommen hat. Im Jahre 1914 betrug die Zahl der in Baumwollspinnereien beschäftigten Frauen 33 532 gegen 44 822 Männer, d. h. die weiblichen Arbeiter stellten 43 Proz. der in dieser Industrie beschäftigten Arbeiter und Angestellten. Im Jahre 1924 betrug die Zahl der in derselben Industrie beschäftigten Frauen 32 940 gegen 45 056 Männer, mithin hat der Prozentsatz der Frauenarbeit um 4 1/2 Proz. abgenommen. Einige andere Industrien zeigen jedoch eine geringe Zunahme der weiblichen Arbeiter. In Wollen- und Wollengarnspinnereien belief sich die Frauenarbeit auf 42 Proz. bzw. 44 Proz. der gesamten Arbeiterschaft der Jahre 1914 bzw. 1924. Das Verhältnis der Arbeiterinnen in der Kleiderindustrie für Herren betrug 42 Proz. bzw. 44 Proz. für die Jahre 1914 bzw. 1924. In der Industrie für Strumpfwaren und Unterkleidung betrug der weibliche Prozentsatz 73 Proz. für 1914 und 74 Proz. für 1924. Die Schuhwarenindustrie beschäftigte 34 Proz. Frauen im Jahre 1914 und 40 Proz. 1924.

Dr. Fk.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

E Delbrück

VERLAG I·I·WEBER LEIPZIG

NR. 4210. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 19. NOVEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Nr. 4210. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 19. November 1925.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Gegr. 1892

Uhren-Fabrik UNION
GLASHÜTTE i/Sa.

Feinste Präzisions-Taschenuhren

Ausgezeichnet mit ersten Preisen.
Verkauf durch alle feinen Uhrengeschäfte

UNION

Schramm

UNION ZEISS
Bücherschränke

aus einzelnen Abteilen schaffen dem
Ingenieur
Übersicht bei größter Raumausnutzung

DIE BÜCHEREI WÄCHST – DER SCHRANK WÄCHST MIT

HEINRICH ZEISS (UNION ZEISS)
Frankfurt M. Kaiserstr. 36 • Berlin N.W. 7 u. d. Linden 56
DRUCKSCHRIFT № 377 PORTOFREI

Die elegante Welt verlangt nur

Delespa-Seifen
Delespa-Parfüms

Delespa-Werke
G.M. B.H.

GA

GEBRA-TAFELGERÄTE
FORMENSCHÖN UND GEDIEGEN · IN NICKEL, MESSING UND ALPACKA
GEBR. ARNDT · QUEDLINBURG
METALLWARENFABRIK GEGRÜNDET 1870

STABIL

lehrt mit 1000 zu
bauenden Modellen spielend
die Grundlagen der Technik.

Werbeschriften senden wir jedermann umsonst

WALTHERS METALLBAUKASTEN

Zu haben in besseren Spielwaren- und optischen Geschäften.
Walther & Co., Berlin SO 33, Zeughofstrasse 3
Fabrik technischer Lehrmittel.

Allgemeine Notizen.

Die deutsche Gruppe der Internationalen Handelskammer (vgl. S. 314 unserer Nr. 4198 vom 27. 8. 25) haben der Deutsche Industrie- und Handelstag, der Reichsverband der Deutschen Industrie, der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, der Zentralverband des Deutschen Großhandels, der Reichsverband des Deutschen Ein- und Ausfuhrhandels und die Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhandels nunmehr vollzogen. Das Präsidium der Gruppe bilden Franz v. Mendelssohn, Berlin, Präsident; Abraham Frowein, Elberfeld, stellv. Präsident; Heinrich Grünfeld, Berlin; Geheimer Kommerzienrat Dr. h. c. Louis Hagen, Köln, der zugleich das Amt des Schatzmeisters übernommen hat; Geheimer Kommerzienrat Dr. Louis Ravené, Berlin; Kommerzienrat Dr.-Ing. e. h. Paul Reusch, Oberhausen-Rhld.; Franz Heinrich Witthoefft, Hamburg, und das erste geschäftsführende Präsidialmitglied des Deutschen Industrie- und Handelstags Hamm als geschäftsführendes Mitglied des Präsidiums. Im Verwaltungsrat der Internationalen Handelskammer wird die Deutsche Gruppe durch v. Mendelssohn, Frowein, Ravené, Hagen, Reusch und Witthoefft vertreten sein. Die Geschäftsstelle befindet sich in Berlin C 2, Hinter dem Gießhaus 3. Die ständige Vertretung der Gruppe bei der Geschäftsstelle der Internationalen Handelskammer in Paris, Rue Jean Goujon 33, ist dem bisherigen Referenten beim Deutschen Industrie- und Handelstag Dr. G. Riedberg übertragen worden. Die Gruppe wird demnächst eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Organisation und der der Internationalen Handelskammer selbst mit genauen Angaben über die Zusammensetzung der verschiedenen Organe, die Voraussetzungen für die Mitgliedschaft usw. veröffentlichen.

Eine internationale Kunstausstellung in Dresden 1926. Dresden will nächstes Jahr seine schöne Überlieferung als Kunstausstellungsstadt, die nach der Jahrhundertwende besonders unter der Leitung von Gotthard Kuehl so verheißungsvolle Früchte trug, wieder aufnehmen und eine große internationale Kunstausstellung veranstalten. Die Leitung wurde dem Direktor der Dresdner Gemäldegalerie Professor Dr. Hans Posse übertragen, der schon vor einigen Jahren mit der Auswahl der deutschen Kunstwerke für die internationale Kunstausstellung in Venedig gezeigt hat, wie er solche Aufgaben zu lösen vermag.

Zeppelin-Eckener-Spende

Wie sie die Flügel ihm gestutzt,
Der deutsche Aar will dennoch fliegen.
Die deutsche Seele kämpft und trutzt.
Wir lassen uns nicht unterkriegen.

Ob alle Welt verschworen uns
Den Weg zum Aufstieg auch verrammelt,
Los, ihr Getreu'n des Höhenbunds!
In Sammlungen die Kraft gesammelt!

Nun zeige jeder, groß und klein,
Daß Mut und Treue nicht erloschen.
Das ganze Deutschland soll es sein.
Sechzig Millionen Einzel-Groschen!

Sechzig Millionen! Glanz und Ruhm
Umstrahlen neu die Friedenswaffen.
Fest bleibt im deutschen Eigentum,
Was deutscher Genius geschaffen.

Reißt keine Sprengkunst eine Kluft,
Wenn wir vereint dem Werke dienen.
Deutschland, so raunt's, fliegt in die Luft.
O ja — auf seinen Zeppelinen!

Caliban

Rudolf Sendig, „Im Hotel. Diskrete Indiskretionen". Dieses auch in seiner Ausstattung vortreffliche Buch des weltbekannten hervorragenden Gastrologen und angenehmen Erzählers kann nunmehr zum Preis von 5 Mk. von C. C. Meinhold u. Söhne, G. m. b. H. in Dresden, Pillnitzer Straße 48, oder auch vom Verfasser selbst (Rudolf Sendig, Bad Schandau a. Elbe) bezogen werden.

Nach Ägypten zu reisen ist jetzt die beste Zeit. Dort in dem warmen Klima bleibt man vor allen Übeln unseres feuchtkalten Wetters verschont, die herrliche, stets trockene Luft heilt und verhütet jede Erkältung. Rheumatismus-, Gicht- und Nierenkranke finden auffallende Linderung und Heilung ihrer Leiden. Erholungsbedürftige können in kürzester Zeit vollkommene Kräftigung erzielen; am Nil gibt es keine Witterungsumschläge wie bei uns. Die alles heilende Sonne scheint jeden Tag vom azurblauen Himmel. Die Fremdartigkeit der Landschaft, die Eigenart der Bevölkerung und deren Sitten locken dauernd zum Schauen und Staunen und lenken die Gedanken von dem trüben Alltag ab. Auch der Besuch der Stätten altägyptischer Kunst mit ihrer vieltausendjährigen Kultur reizen zu Ausflügen, die blauen Wasser des Nils zu Dampfer- und Segelfahrten.

Ein Wunder der Kinematographie besitzt die englische Regierung in einem kinematographischen Apparat, dem einzigen seiner Art in der Welt, mit dem man 5000 verschiedene Bilder in einer einzigen Sekunde aufnehmen kann. Der Apparat wird dazu benutzt, die Wirkungen von Granaten auf verschiedene Arten von Panzerplatten zu studieren. Jede geringste Einzelheit beim Explodieren einer Granate, die kleinsten Vorgänge beim Abfeuern einer Kanone können mit Hilfe dieser Erfindung beobachtet werden. Der Film läuft auf einer Trommel, die sich in der Minute tausendmal dreht, und während einer Sekunde laufen dabei 18000 Fuß Film an den Linsen vorbei. Um der Wirkung der Zentrifugalkraft zu begegnen und den Film an der Trommel festzuhalten, wird die Luft von der Unterseite des Films mit Hilfe einer Vakuumpumpe weggesogen. Das stärkste Tageslicht ist nicht stark genug für das Exponieren bei einer Geschwindigkeit, die die Sekunde in 65000 Teile zerlegt. Mit Hilfe der stärksten Scheinwerfer ist man imstande, 3000 Aufnahmen in einer einzigen Sekunde zu machen. Eine noch größere Geschwindigkeit wird erst möglich sein, wenn ein noch intensiveres Licht gefunden ist.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Die Frauenkirche in München. Nach einer Radierung von Otto Hofmann.

(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München-Gauting.)

DIE LAGE IM INNERN DES RIFGEBIETS*).

Von unserem nach Marokko entsandten Sonderberichterstatter Hans Felix Wolff.

Schon seit Wochen bedrängt die Rifleute ein Verhängnis, das Zwist und Zerfall in sich birgt, der Mangel.
Um das kleine Ländchen — 130 km in der Länge und 50 km in der Tiefe — legte sich ein geschlossener Heereswall wie eine langsam würgende Schlange. Immer enger wird der Ring, unmerklich fast, doch im abgeschnürten Teile machen sich die Störungen eines krankenden Organismus geltend.

Es ist bekannt, daß das Rif nur 60 Proz. seines Bedarfs in ruhigen Zeiten hervorbringt. Bei der Inanspruchnahme aller Stämme an den Fronten konnte dieser Durchschnitt, wie es auf der Hand liegt, nicht erreicht werden. Die Felder sind unvollkommen bestellt. Ein Teil der Ernte fiel weitreichenden Geschützen und den täglich das Gelände abstreifenden Fliegern zum Opfer. In gleichem Maße haben sich auch die Herden verringert. Und nun droht der dritte Kriegswinter mit Einschränkungen, die alle bisherigen Nöte in den Schatten stellen. Es fehlt an Lebensmitteln; vor allem aber fehlt es an Milch, so daß kaum die Hälfte der Neugeborenen die furchtbare Prüfungszeit überstehen wird. Wie verhält sich die Mehrheit der Stammeshäuptlinge dazu? — Kriegslos, Gotteswille! Sie sind es gewohnt, daß die Frauen zehn bis zwölf Kinder gebären. Wenn nur die härtesten und tüchtigsten durchkommen, ist es hinzunehmen.

Aber andere Gründe wenden sich gebieterischer an ihre Klugheit. Wie steht es mit der Materialergänzung, wie mit der Eintracht einer ausgehungerten Bevölkerung? Man hat berechnet, daß Abd el Krim höchstens noch 30000 Schuß Artillerie zur Verfügung hat. Kann er hoffen, durch einen Gewaltstreich, wie seinerzeit bei Bibane, seine Bestände aufzufrischen? Eine geschlossene, durch starke Vorpostenketten verschleierte Front befindet sich vor ihm. Jeder Vorstoß würde Gegenwirkungen auslösen, die auf dem durch erstklassige Heerstraßen gespeisten, nicht übermäßig weiträumigen Gelände einen technisch und zahlenmäßig überlegenen Gegner aus dem Boden wachsen ließen. Dann aber auch: Ist noch die Spannkraft dieselbe wie zur Zeit des frischen Vorgehens, und welche Rückwirkung würde ein fehlgeschlagener Versuch zur Folge haben?

Die kriegführenden Stämme haben die Entsagung des Stellungskrieges kennengelernt. Sie haben in den letzten Monaten — einer umsichtigen Leitung gehorchend — das Opfer des Zurückweichens gebracht. Dadurch sind sie vor ernsteren Verlusten bewahrt geblieben. Um 2000 Mann wird, wenn man die Abgänge hüben und drüben gleichsetzt, die Front gegen die Spanier — allein bei den letzten Operationen — verringert sein. Die gleiche Zahl darf auf dem französischen Abschnitt angenommen werden. Kaum die Hälfte davon wird bei dem Daniederliegen des Sanitätswesens wieder Kriegsdienst leisten können. Neue Bundesgenossen im jetzigen Augenblick zu gewinnen, ist aber unmöglich. Hinzu kommt, daß die enttäuschten und gelichteten Truppen heute an oder selbst hinter den Ausgangspunkten stehen, wo sie vor Monaten zu überraschendem Siegeszug aufgebrochen sind.

Ist es verantwortlich, unter solchen Verhältnissen unbeugsam zu bleiben? Noch ist nicht alles verloren, wohl aber aufs Spiel gesetzt. Friedrich der Große vertraute bei Leuthen seinem Stern und dem höheren Walten. Auch drüben ist etwas von jener Unerschütterlichkeit und jenem starren Bannerhalten zu spüren.

Wem zuliebe? So fragt man hier. Sind es nicht doch vielleicht Einflüsterungen, eigensüchtige Hoffnungen, trügerische Winke der und jener zuschauenden Macht? Daß wir Deutsche dabei ausscheiden, ist selbstverständlich, wenn man uns auch gern beargwöhnt. Tatsächlich aber sind gewisse Maßnahmen der Rifleitung nur verständlich, wenn man auf eine diplomatische Rückendeckung schließt. Eine ganze Anzahl Mächte haben gegen das Statut von Tanger protestiert.

Vom Trauertag für die im Weltkrieg gefallenen Söhne Münchens, der am 8. November vom Bayerischen Kriegerbund veranstaltet wurde. Oben: Abgabe des Trauersaluts am Kriegerdenkmal vor dem Armeemuseum in München durch eine Ehrenkompanie der Reichswehr. Unten: Widmung eines Kranzes für die Gefallenen durch den greisen Prinzen Leopold von Bayern.

Was soll geschehen, wenn bei einem Zusammenbruch der Rifleute Frankreich und Spanien das Land militärisch aufteilen? Wo blieben die Interessen Englands, Amerikas, Italiens? In dieser Hinsicht gleicht das nicht allen Platz gewährende Gebiet einem überlasteten Grundstück, um das sich die Gläubiger streiten, und zur Hintanhaltung der Auseinandersetzung wäre ein Aushalten, ein Andauern des jetzigen Zustandes manchen nicht unwillkommen. Im Hintergrund, nicht zuletzt aber schiebt sich seit der Anregung eines Tausches Ceuta—Gibraltar die Frage dazwischen, ob nicht allen am besten damit gedient wäre, wenn England territorial sich an der Aufrechnung beteiligte. Denn auf einen gesicherten Frieden ist sonst, auch bei völliger Besetzung, nicht zu rechnen. Aber England hütet sich, durch eine offene Erklärung und Treten auf die Seite der Verbündeten sich die zur Zeit bei den Einheimischen bestehenden Sympathien zu verscherzen. Auch würde der Widerhall in seinem eigenen Kolonialreich zu Sorge Anlaß geben. So bleibt es beim Spiel hinter den Kulissen, und der einzige als Störenfried für alle Mißverständnisse Verdächtigte ist immer wieder — Deutschland!

Denn wie soll man es auffassen, wenn Abd el Krim „im Einverständnis mit seinem Generalstab“ gerade im jetzigen Augenblick ein Hilfegesuch an das „Interislamische Komitee“ in Berlin richtet! Musa Misak wird als Kurier erwähnt, und unter den für das Begleitschreiben Verantwortlichen wurden namentlich aufgeführt: Abd el Krim, sein Bruder Sidi Mohammed, der Staatsrat Xerehira sowie je zwei türkische und deutsche Offiziere (Nachricht aus Larasch vom 16. Oktober). Es ist ein ungeheuerer Bluff, der aber seine Wirkung, die Drahtzieher zu entlasten, nicht verfehlt. Gleichzeitig bemühen sich schon seit langem französische und englische Agenturen, durch Weitergabe übertriebener oder aus der Luft gegriffener Darstellungen das Ansehen der deutschen Presse zu untergraben. Ein ständiger, beim Generalstab in Tetuan besonders akkreditierter Berichterstatter täte not, sollen die deutschen Wirtschaftsinteressen, die doch allein auf spanisches Wohlwollen angewiesen sind, nicht weiter in Grund und Boden geschädigt werden. Gerade jetzt reifen die Entscheidungen. In spätestens einem Jahre wird das Einvernehmen — unter den anderen hergestellt sein.

Im vorigen Artikel gab ich der in spanischen Kreisen weitverbreiteten Anschauung Raum, Abd el Krim wäre während des Weltkrieges auf französisches Betreiben wegen seiner deutschfreundlichen Betätigung ins Gefängnis geworfen worden. Inzwischen konnte ich zuverlässige Einzelheiten über das Gegenteil erfahren. Nicht weil er sich für die deutsche Seite eingesetzt hatte, fühlte man sich bedroht, sondern weil er von französischer Seite — zu ganz anderen Beunruhigungszwecken — Geld genommen hatte! Um über solche Mißhelligkeiten hinwegzukommen, ist es Mode geworden, alles und jedes dem deutschen Prügelknaben anzuhängen. Man sieht gerade aus obigem Beispiel, wie vortrefflich es gelungen ist, die Dinge zu unserem Schaden zu verkehren, weil man Gras über Anstößiges wachsen lassen wollte. Es ist symptomatisch.

Inzwischen wird in solchem Sinne weitergearbeitet, auch bei der Frage des Friedens- oder: Nicht-Friedens-Schlusses. Gestern bestätigte der englische Gesandte in Tetuan, daß Abb el Krim seine alten unannehmbaren Forderungen völliger Unabhängigkeit und fast restloser Räumung erneuert habe. Vorgestern wären die Überbringer der Botschaft in Tanger eingetroffen. Nur in England weiß man, ob eine solche Botschaft existiert, und wie sie wirklich aussieht. Daß sie aber zwei Tage nach der Bekanntgabe von Abd el Krims „Hilfegesuch in Berlin“ auftaucht, ist gewiß keine Zufälligkeit.

*) Vgl. zu Vorstehendem die Beiträge in Nr. 4203, 4205 und 4208.

Von der Besuchsreise des Reichspräsidenten v. Hindenburg nach den drei süddeutschen Landeshauptstädten Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt: Begrüßung von Generalen der alten Armee durch v. Hindenburg bei seinem Aufenthalt in Stuttgart am 11. November. — Links: Der Reichspräsident mit dem württembergischen Staatspräsidenten Bazille.

Kranzniederlegung auf dem Ehrenfriedhof in Wilhelmshaven für die im Kriege Gefallenen: Während der Gedächtnisansprache des Kapitäns zur See Förster, Kommandanten des Kleinen Kreuzers „Emden". — Mitte rechts. Von der Rückkehr deutscher Reichstagsmitglieder von einer Tagung der Interparlamentarischen Union in Washinton: Ankunft am 8. November mit dem Dampfer „Deutschland" der Hamburg-Amerika-Linie in Kuxhaven. Von links nach rechts: Dr. Mittelmann; Clara Mende; Reichstagspräsident Löbe; Louise Schröder; Pfarrer Korell.

Links: Das am 11. November vom Auswärtigen Amt in Berlin veranstaltete Bankett zu Ehren von Professor Chagas (×), dem Leiter des Nationalen Gesundheitsamtes in Brasilien, der den Erreger einer in Brasilien heimischen Kopfkrankheit entdeckt hat und darüber auf Einladung der Berliner Medizinischen Gesellschaft einen Vortrag hielt. — Rechts: Vom großen Wohltätigkeitsfest der Adelsgenossenschaft im Zoologischen Garten zu Berlin: Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg (rechts) und Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg mit ihren Gemahlinnen. (Phot. Wigo-Groß.)

Die Feier des zweiten Jahrestages der türkischen Republik in Angora am 29. Oktober: Mustapha Kemal-Pascha (1), Präsident der Türkei, auf der Tribüne während des Truppenvorbeimarsches. 2 Ministerpräsident Ismet-Pascha. Die Minister erschienen zum erstenmal bei einer öffentlichen Regierungsfeier in westeuropäischer Kleidung.

Die moderne Türkei: Appell türkischer Polizisten in ihrer neuen Uniform.

Die spanische Presse berichtet inzwischen wieder von Unstimmigkeiten im Lager Abd el Krims und von Annäherungsversuchen einzelner Stämme. Die Not ist in der Tat gewaltig, und ich kann solche Absonderungsgänge aus eigenem Augenschein bestätigen. Noch keine zehn Tage sind es her, als mir in Melilla eine vielleicht 30 Mann starke Gesellschaft ehrwürdig aussehender Leute in weißem Haïk auffiel. Es waren die Abgesandten der Beni-Said und der Beni-Ulichex, die erschienen waren, um um „aman“ (Wasser) zu bitten, d. h. ihre Unterwerfung anzubieten. Seitdem mehrten sich täglich solche Fühlungsversuche unzufriedener Elemente, die sogar der kleinen spanischen Felsinsel „Peñon de Velez“ vor der unbedrohten Rifküste einen Besuch abstatteten. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, daß die Zusammenkunft des Sohnes Raisunis mit dem Scherifen von Wazan, Sidi Hamido, auf dem Schlosse Snada zu einem Zusammenschluß führe, um die Hartnäckigkeit Abd el Krims zu brechen. — Als uneingestandener Beweggrund stellt sich nach bekannt gewordenen Überfällen auf Herden und Plünderungen eigener Proviantdepots der nackte Hunger heraus. Auch ein Fall offener Meuterei konnte bereits bei Tafras in der Nähe von Ajdir beobachtet werden. Überläufer brachten die Erklärung. Der Stamm der Gueznaia, der weiter südlich bei Sidi-Bu-Rekba und am Monte Bussedauen mit Spaniern und Franzosen im Kampf liegt, hatte auch nach Ajdir eine Hilfsmannschaft entsandt. Diese geriet, wohl auch wegen der Lebensmittel, mit den Beni-Ouriaghel in Streit, der, angesichts spanischer Flieger, zu einem regelrechten Kampf ausartete, wobei die Beni-Ouriaghel, Abd el Krims Stamm, 5 Tote und 16 Verwundete in den Händen ihrer — Waffenbrüder ließen. Die Meinungsdifferenzen bestehen fort. Die Temsamane, die das Bergland zwischen Alhucemas und der Melilla-Front bewohnen, sollen ebenfalls Partei gegen Abd el Krim ergriffen haben. Auch von dort werden Feuergefechte mit Maschinen-

Abhilfe bei den in China, dem Lande der großen und vielfach unregulierten Ströme, häufigen Dammbrüchen: Ausbessern eines Loches im Damm durch ein mit Erdreich gefülltes Geflecht von Hanfseilen, das unter der Last sich senkt und so die Öffnung fest verschließt. Oben: Kulis beim Herbeischaffen von Erdreich in Karren und Körben, das in das Flechtwerk geschüttet wird.

Links nebenstehend:
Vom Pariser Kongreß der Internationalen Handelskammer, in der Deutschland nunmehr auch durch eine Gruppe unter dem Präsidium von Franz v. Mendelssohn vertreten ist: Während einer Sitzung.

Rechts nebenstehend:
Zum Tode des Kaisers Kai Dinh von Annam, eines der reichsten Fürsten Ostasiens: Der Kaiser in der Sänfte auf dem Wege zu einer Regierungshandlung.

Französische Rache an den syrischen Freiheitskämpfern: Zurschaustellung der bei den Kämpfen von den Franzosen erschossenen Drusen, eine Maßnahme, die, anstatt den Aufstand zu dämpfen, ihn nur noch verstärkt hat. — Links: Abtransport von gefangenen Eingeborenen nach dem Gefängnis.

Im zerschossenen Damaskus: Die Reste des berühmten, kulturhistorisch bedeutsamen Azampalastes. (Phot. Times.) Rechts: Eine vollkommen verwüstete Straße.

Die Wirkung des französischen Bombardements auf Damaskus: Links: Die „Gerade Straße" (Derb el Mustakim), die Straße der großen Basare, mit ihren ausgebrannten Läden eine Stätte der Verwüstung. (Phot. Times.) — Rechts: In den Ruinen der zerstörten Stadt.

Die Wirksamkeit der Franzosen als Mandatare des Völkerbundes in Syrien.

Die Uraufführung des Kirchenstürmer- und Gottsucherstückes „Die Bettler" von Alex v. Frankenberg im Stadttheater zu Aachen am 5. November: 9. Bild. Spielleitung: Otto Maurenbrecher; Bühnenbilder: Reinhold Ockel. (Phot. J. Preim, Aachen.)

Marie Lomnitz-Klamroth,
die verdiente Leiterin der Deutschen Zentralbücherei für Blinde in Leipzig, beging am 17. November ihr 25jähriges Leitungsjubiläum. (Nach einer Zeichnung von Hofrat A. Klamroth, Leipzig.)

man nach den Gründen des Zerfalls suchen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gewisse politische Gängeleien von auswärts her zu heftigem Widerspruch Anlaß gaben. Warum ist es nicht möglich gewesen, zu einem milden und für alle Teile erträglichen Friedensschluß zu gelangen? Welches Interesse haben die Verbündeten insbesondere daran, die Kosten weiter ins Ungeheure anwachsen zu lassen? Wenn der Frieden hintertrieben wurde, dann lag es jedenfalls nicht im Interesse der gerade kriegführenden Mächte. Der Reichtum des Rifs ist nach dem internationalen Bergwerksgesetz längst in Konzessionen geregelt, die für die Entschädigungsansprüche nur zum geringen Teil in Frage kommen. Die Riffürsten selbst stehen der Ausbeute nicht mehr ablehnend gegenüber. Der Traum einer Gesamterhebung Marokkos aber hat sich inzwischen bis auf weiteres verflüchtigt.

Die Aufführung der Komödie „Die jüdische Witwe" von Georg Kaiser am 7. November im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin: Szene aus dem 2. Akt. Von links nach rechts: Lewis Broddy als Neger; Else Eckersberg als Judith; H. Steckel als Manasse, Judiths Gatte. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Rechts nebenstehend: Die deutsche Uraufführung der einaktigen Komischen Oper „Mavra" von Igor Strawinsky im Stadttheater zu Kiel am 7. November anläßlich der 5. Kieler Herbstwoche für Kunst und Wissenschaft vom 1. bis zum 8. November. (Phot. Freya Krab, Kiel.)

gewehren und Handgranaten berichtet. Man kann sich demnach von den verwirrten Verhältnissen im Innern eine Vorstellung machen. Doch wäre es übertrieben, daraus auf baldigen Zusammenbruch zu schließen. Die Bevölkerung ist zähe, und ganz besonders verabscheuen die Frauen, die selbst gelegentlich zur Waffe greifen, die Preisgabe des Landes an den Feind. Bei den obersten Stammeshäuptern, als deren Wahlpräsident Abd el Krim lediglich Geltung hat, muß

Paul Oskar Höcker,
bekannter Romanschriftsteller, feiert am 7. Dezember seinen 60. Geburtstag.

Die Erstaufführung von „Bradamonte", einer Komödie in 5 Akten von Ernst Legal, am Hessischen Landestheater in Darmstadt: Szene aus dem 3. Akt. Regie: Kurt Barré; Bühnenbilder: Schenk von Trapp. Von links nach rechts: Käthe Gothe als Röschen; Käthe Meißner als Franziska; Robert Klupp als Fabian.

Dr. Wilhelm v. Bode,
Wirkl. Geheimer Rat, Direktor des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin, namhafter Kunstschriftsteller, vollendet am 10. Dezember sein 80. Lebensjahr.

Vom großen Fahr- und Reitturnier, das kürzlich in Berlin stattfand: Während der Vorführungen der Wiener Spanischen Hofreitschule in der Arena der neuen Ausstellungshalle am Kaiserdamm. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adolf Dahle.

Unter Führung eines prächtigen Rappens zeigten die schneeweißen edlen Lipizzaner in hervorragender Ausführung alle Gänge und Touren der Hohen Schule, Piaffes, Kapriolen, Levaden und Courbetten. Die Leistungen ihrer erstaunlichen Dressur erweckten bei den Zuschauern ungeheuren Beifall.

Gedanken über die Liebe.

Von Frank Crane (Neuyork). (Übertragen von Max Hayek.)

Es gibt Leute, die meinen, von Liebe frei zu sein, sei eine Tugend, ja, und die sogar vom „Verbrechen der Liebe" reden. Aber es kann keine Tugend geben, die nicht aus der Liebe hervorginge, und es gibt kein Laster, das nicht Verneinung der Liebe wäre.

Die Liebe schafft den warmen Himmel. Von der Hölle sagt Dante, daß sie kalt sei. —

Die Liebe ist eine Kunst, keine Wissenschaft. Eine Wissenschaft kann uns gelehrt werden — eine Kunst lernen wir, indem wir sie immer wieder versuchen.

Im Reich der höchsten Lebenswerte gibt es keinen Kauf oder Verkauf. Wir geben oder empfangen. Liebe kann nicht verdient werden.

Es gibt keinen Geschmack des Todes im Munde als den einer toten Liebe.

Wenn die Liebe stirbt, sterben wir. Von da an bis zu unserem Begräbnis sind wir gewissermaßen lebenslos. Denn Liebe ist Leben.

Die Liebe braucht keine Förderung. Sie fördert uns.

Die Liebe entschuldigt alles — unter Menschen. Die Leidenschaft entschuldigt alles — unter Tieren.

Höchste Liebe ist Schicksal. Sie ist irgendwie in den Sternen beheimatet.

Liebe ist das Auge der Seele. Unliebe ist blind.

Die Liebe ist das Allerwesentlichste des Lebens, und dennoch lebt im Herzen jedes Mannes und jeder Frau ein verborgener Instinkt, der sie vernichten möchte.

Die Sünde wird nicht durch Gebet, Fasten und Selbstverstümmelung gereinigt, sondern durch Liebe. — Die einzigen Abtrünnigen, die wirklich gefährlich sind, sind jene, die an der Liebe zweifeln.

Nur der Weise kann wissen, nur der Geschickte es leisten — aber der Letzte und Geringste kann lieben wie ein Erzengel. — In der Liebe liegt die Göttlichkeit, die uns allen eigen ist.

Einer, der mich liebt, ist mein bester Priester.

Sobald eine Frau sich weniger geliebt glaubt, macht sie sich weniger liebenswürdig.

Der Geist sucht immer nach der vollkommenen Wahrheit, das Herz immer nach der vollkommenen Liebe.

Gott schuf die Welt für Liebende. Alle übrigen sind Eindringlinge.

Kein Mann findet sich früher, als bis er ein Weib liebt.

Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Liebe, kein Verständnis ohne Liebe, kein Wachstum ohne Liebe.

Liebe ist die Form, welche die Entwicklung mit dem Erscheinen des Menschengeschlechtes auf der Erde annimmt.

„Der Unsterbliche offenbart sich in der Gestalt der Freude", sagen die heiligen Bücher des Ostens. (Anandarupamamritam yad vibhati.)

Liebe ist die erhabenste Form der Freude.

Die Seele des Menschen wandert vom Chaos zum Gesetz. Ihre Straße ist die Liebe.

Von den Wettspielen anläßlich des 20jährigen Jubiläums des Berliner Hockey-Clubs am 6. November: Moment aus dem Spiel der Damen-Mannschaft Wannsee gegen die erste Damen-Mannschaft des Berliner Hockey-Clubs, die mit 9 : 0 gewann.

Mosaikartig gearbeitete Pelzmäntel

Oben links:

Mantel aus Zobel. Trägerin: Die Schauspielerin Lore Wagner.

Oben rechts:

Aparter Naturbisammantel. Trägerin: Die Schauspielerin Hedy Pfundmayer.

Mitte:

Hedy Pfundmayer in einem Fehmantel.

Unten links:

Imitierter Leopardenmantel mit Dachsbesatz. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby.

Unten rechts:

Margarete Hruby in einem Mantel aus Nerz.

Sämtliche Modelle: Penizek & Rainer, Wien.

Specialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. Phot. Zimbler, Wien.

DER ABGRUND

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(12. Fortsetzung.)

Hella war überzeugt, daß es so und nicht anders um Flaghertie O'Wills' Geheimnis stünde, aber sie mußte Gewißheit haben, denn erschien er eines Tages wieder, so mußte sie wissen, wie sie auf sein Schweigen und auf seine Lüge zu antworten hatte. Sie mußte Gewißheit haben, um nicht allein von ihm, sondern noch viel mehr von der Erinnerung an ihn frei zu werden.

Wo und wie war diese Gewißheit zu erlangen? Wo war der Mensch, der Auskunft geben konnte über einen Heimatlosen? Hella sann lang und rastlos über diese Frage nach, dann fand sie eine Antwort. Und am Tage vor ihrer Abreise nach Klein-Saaten schrieb sie einen Brief an die Londoner „Times", in dem sie sich auf jenen Bericht über die Verfolgung Flaghertie O'Wills' bezog und ferner um genaue Auskünfte über ihn und seine Verbrechen bat.

*

Götz holte seinen Besuch selbst von der Bahn ab. Er kam in einem nagelneuen Jagdwagen, einem hübschen, leichten Gefährt, das mit zwei Schecken bespannt war, die Hella noch nicht kannte, und die also ebenfalls erst vor kurzer Zeit gekauft sein mußten.

Götz lenkte den Wagen mit sichtlichem Stolz, aber es gehörte zu seinen Eigenheiten, nichts von diesem Stolz und seiner Freude zu verraten, obwohl er sichtlich auf eine Frage und auf Anerkennung wartete. Und als Herr Trees ihm dann den Gefallen tat, zu fragen und zu loben, da gab er nur so obenhin und ganz gleichmütig Auskunft, obgleich sich sein Gesicht vor Freude gerötet hatte und seine Augen glänzten. Auch Hella trat nun zu den Pferden heran, streichelte ihnen den blanken Hals, tätschelte ihnen das Maul, und Götz, der an ihre Seite trat, sagte in rührend kindlichem Ton: „Ach ja — nicht wahr, Hella, ein paar prächtige Tiere? Ein bißchen wild, aber sie sehen prächtig aus!"

Eine Bestätigung wartete er nicht ab, sondern bemühte sich sogleich um das Gepäck, verstaute es selbst in den Wagen, da er ganz allein gekommen war, und breitete die Decken aus, damit Hella und ihr Vater recht bequem säßen.

Kein Blick, keine Gebärde, kein Wort von Götz richtete an Hella eine unbequeme Frage. Er war brüderlich zutraulich zu ihr wie in allen früheren Tagen, und vor Freude über ihren Besuch verlor er ganz und gar seine sonst so geruhsame Sammlung.

Er lachte und lächelte ganz ohne Grund, stellte etliche Male die gleiche Frage, wie es denn nun eigentlich Frau Trees ginge, und vernahm jedesmal mit der gleichen Anteilnahme, daß es um die Gesundheit der alten Frau erfreulicherweise noch immer gleichmäßig gut bestellt sei. Herrn Trees und Hella drückte er ein dutzendmal die Hände, was von seiten des alten Herrn stets herzlichst und immer hoffnungsfreudiger erwidert wurde.

Dann fuhren sie ab. Götz ließ die Peitsche knallen. Herr Trees saß in stolzer, aufrechter Haltung, selbstbewußt und mit hoheitsvoller Befriedigung in diesem Wagen, der mit zwei so prächtigen Pferden bespannt war. Er rauchte eine Zigarre, was er aus Sparsamkeitsgründen sonst nur sehr selten tat, und paffte die dicken Wolken verwegen in die Luft. Hella empfand eine gewisse Rührung, wenn sie ihn ansah, und er nickte ihr, wenn ihre Blicke sich kreuzten, gewichtig zu. Als dann der Wagen das Gutsgebiet von Klein-Saaten erreicht hatte, wies Herr Trees mit der Hand in die Runde und sagte mit Betonung: „Nun sind wir ja bald zu Hause!"

In diesem Augenblick drehte sich auch Götz von seinem Platz um und warf Hella einen kurzen freundlichen Blick zu, und auch dieser Blick voller Liebe und Wärme wollte sagen: Nun bist du bald zu Hause, Hella!

Sie ließ ihre Blicke umherschweifen: Weite Felder, Roggen und Weizen, Kartoffeläcker und Lupinenflächen. Auf sanft ansteigenden Hügeln hier und da ein dunkelgrünes Fleckchen Busch oder Wald. In einer Bodensenke lag still und schilfumgeben ein Teich. Entengeschnatter kam von dort her und das Lachen der beiden kleinen Hirtenjungen. Ganz weit hinten, fast dort, wo sich Himmel und Erde vereinten, standen zwei Mühlen. Ihre Flügel bewegten sich nicht, und ihr Schattenriß, von dem Flimmern der warmen Luft ein wenig verzerrt, hob sich dunkel ab von dem blaßblauen Himmel.

Geradeaus aber, dort, wohin dieser Weg führte, lag dunkelgrün und scharf umgrenzt ein Wäldchen, ein Tannen- und Buchenhain; wie eine Insel hob es sich ab von dem helleren Grün der Felder und Wiesen: Klein-Saaten.

Vögel zwitscherten unsichtbar in der Luft. Die Sonne flimmerte und flirrte über dem reifenden Getreide, das unbeweglich stand in der windstillen Luft. Links, im Kleefeld, sprang manchmal ein erschrockener Hase hoch und warf die Läufe in eiliger Flucht, und rechts von Klein-Saaten, nicht weit von dem waldübergrünten Hügel, auf dem die Gebäude lagen, weideten die großen Herden.

Hella hatte sich in ihrem Sitz zurückgelehnt und die Hände über der Armlehne gefaltet. Herr Trees sprach nicht mehr; er war wohl ein wenig müde und schläfrig geworden von der Eisenbahnfahrt und der Wärme des Tages. Hella konnte ungestört, als sei sie ganz allein, über das Land hinwegsehen, das Götz gehörte.

Ihr Herz pochte mit gleichmäßigen, ruhigen Schlägen. Der leichte Zugwind kühlte ihr Gesicht und ihre halb entblößten Arme, und ein wundersames Gefühl tiefster seliger Müdigkeit überkam sie, eine Schlafenssehnsucht, ein Ruheverlangen, ein still lächelndes Heimgefühl.

Nun bist du zu Hause! hatte Götzens Blick gesagt. Du und ich, wir sind in unserem Hause, auf unserem Land.

Ringsumher war Stille, Sonnengeflimmer, leises Vogelzirpen und Heugeruch. Drüben über den Bäumen stieg weiß eine Rauchwolke in die Höhe, dort lag Klein-Saaten.

Es war neu hergerichtet für ihren Einzug, hatte ein festliches, helles Gewand angetan, seine Herrin zu begrüßen. Und als sie näher kamen, sah man die Fenster im Sonnenlicht glänzen. Breit und weiß lag das Haus am Ende der Allee. Blumenbeete waren davor angelegt, und deren bunte Farben grüßten herüber: Willkommen!

Und Hella antwortete: Habt Dank! Ich habe Sehnsucht gehabt, und nun komme ich.

Herr Trees rieb sich in bester Laune die Hände.

„Na, da wären wir ja! Aber hören Sie mal, Götz, das haben Sie ja alles prächtig herausgeputzt! Donnerschock noch mal! Das ist ja kaum zum Wiedererkennen! Hella, was? Kaum zum Wiedererkennen? Tja, ja."

Ein Seufzerchen entfloh seinen Lippen. Er faltete im stillen die Hände und flüsterte insgeheim ein Gebet, wobei er an das verfallene, kaum noch bewohnbare Häuschen droben auf Rügen dachte.

Mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung wies er Hella auf das Haus hin, und er nickte dazu sehr eindringlich. Und dieses Nicken wollte sagen: Dieses Haus ist dein, mein Kind, wenn du nur willst! Denk an dich und an die Zukunft, denk auch an deinen alten Vater, der stets getreulich für dich gesorgt hat!

Hella senkte den Blick, weil die aufmunternde und so eindeutige Gebärde ihres Vaters ihr schmerzlich war in diesem Augenblick. Jetzt, da der Wagen die Allee verließ und um die Blumenbeete herumfuhr zum Eingang des Hauses hin, war ihr fromm und feierlich zumute.

Sie war draußen gewesen in der Ferne; sie hatte Verlockendes und Betörendes gesehen; sie war hin und her geworfen worden auf einem Meer der Fährnisse; sie hatte gefürchtet, vielleicht die Heimat nicht mehr wiederzusehen: nun hielt sie wieder Einkehr. Willkommen! nickten die Bäume. Willkommen! strahlte das Haus. Willkommen! sagten das Glück und der Friede, die hier wohnten.

Der Wagen hielt vor dem Hause, und Götz sprang vom Bock herab, um Hella beim Aussteigen behilflich zu sein. Als er ihre Hand ergriff, hielt sie die seinige länger fest als sonst und drückte sie ihm herzlich. Dabei sah sie ihm in die Augen und nickte ihm mit einem Lächeln zu: „Es ist doch schön hier, Götz", sagte sie, daß nur er es verstehen konnte. „Ich freue mich sehr."

„Ach — — — ach ja, Hella — — —"

Mehr brachte er nicht hervor, denn es war ein Zucken um seinen Mund, ein verdächtiges, sonst niemals gesehenes Zucken. Götzens Mund bebte und zuckte! Was mußte der arme Bursche sich gesorgt und geplagt haben mit seinen zerschlagenen Hoffnungen, wenn er sich in diesem Augenblick des Wiedersehens in seiner Freude nur so mühsam beherrschen konnte!

Armer Götz! Du lieber Götz! Ein kleines Weilchen nur, dann bin ich ganz bei dir!

Vater Trees ging, Brust heraus und Rücken hohl, zwischen seinen Kindern die Treppe empor. Sein Gesicht strahlte und leuchtete. Er strich sich die Schnurrbartspitzen mit dem Fingerrücken energisch hoch und klopfte immer wieder Götzens Schulter: „Herrlich, Götz! Wirklich nicht wiederzuerkennen! Herr, du mein Gott, das hier ist ein Fleckchen Erde! Jawohl! Jawohl!"

Oben an der Treppe stand Mutter Korowski, eine würdige alte Frau, die unumschränkte Herrin in Haus und Küche. Sie betrachtete Götz beinahe als ihren Sohn, denn sie hatte ihn nach ihrer Ansicht ganz allein erzogen, hatte ihn betreut und aus Angst um ihn gezittert, wenn er auf die höchsten Bäume geklettert war; und es kam vor, daß sie sich jetzt manchmal ein wenig gehen ließ und ihn wieder duzte und „Götz" zu ihm sagte wie in alter Zeit, da er noch in seinen kurzen, ewig geflickten Hosen durch die weißen Flure des Hauses gesprungen war. Mutter Korowski war über die Sechzig hinaus, und sie hatte inzwischen einen kleinen Schnurrbart bekommen, aber die Jahre hatten sie nicht gebeugt. Sie trug aufrecht ihren grauen Scheitel, stand breit und mächtig vor der Tür des Hauses, in dem sie ihr Leben verbracht hatte und alt geworden war.

Herrn Trees überragte sie um mehr als Hauptеslänge, und sie schüttelte ihm derb die Hand. Hella aber mußte sich von ihren rauhen Händen die Wangen streicheln lassen, mußte sich eingehend betrachten lassen, und Mutter Korowski, die gern weinte, vergoß einige Tränen der Rührung.

„Mein Kind!" flüsterte sie so leise und zart, wie es ihrer tiefen Stimme nur irgend möglich war. „Mein liebes, liebes Döchting! Du wirst ja immer hübscher!" Und sie warf einen schnellen Blick auf Götz, dann lächelte sie, wischte sich die Tränen ab und sagte: „Aber nun kommt alle miteinander erst mal rein!"

Oh, es hatte sich wirklich viel verändert im Herrenhaus von Klein-Saaten. Licht und hoch und hell waren alle Räume, nicht mehr so dunkel wie ehedem. Mauern waren durchbrochen worden, andere Räume, die früher allzu groß gewesen waren, hatte man geteilt. Und überall waren neue Tapeten an die Wände gekommen, oder die Zimmer hatten einen hellen Anstrich erhalten. Die Decken waren geweißt. Im ersten Stock war Parkett gelegt worden, und an den Wänden hingen viele neue Bilder. Hella liebte Bilder sehr, und sie wußte, daß Götz sie nur ihretwegen gekauft hatte. Er verstand nicht viel von Kunst und ähnlichen Dingen, und doch hatte er gerade die Bilder erstanden, die Hella wohl einmal gesprächsweise — sie wußte sich zwar nicht mehr daran zu erinnern — als ihr besonders lieb bezeichnet hatte. Die Fensterbehänge aus der Großväterzeit waren entfernt worden, und Götz hatte auch hier nach eigenem Geschmack oder vielleicht auch mit fremder Hilfe Neues und Hübsches anbringen lassen. Hella selbst hätte es sich nicht besser wünschen können.

Sie konnte Götz nicht besonders danken in diesem Augenblick, und sicherlich erwartete er das auch nicht, aber sie nickte ihm zu, und seine hellbraunen Augen glänzten vor Erregung und Freude.

Sie wäre sehr gern bis zu Tisch mit sich selbst allein geblieben, aber Mutter Korowski war mit den Vorbereitungen zur Mahlzeit schon so weit gediehen, daß sie alles dem Mädchen überlassen und sich ganz und gar ihrem jungen Gast widmen konnte. Sie führte Hella höchstpersönlich die Treppe hinauf zu den beiden Zimmern, die Hella während dieses Aufenthaltes bewohnen sollte, und dabei schwatzte die alte Frau unaufhörlich, wurde abermals gerührt und redselig, wischte sich zuweilen die Tränen aus den Augen und floß über vor Lobpreisungen über ihren jungen Herrn.

Er sei ein guter Mensch, ein tüchtiger Mensch und — ein sehr lieber Mann dazu. Es sei schade, und es drehe sich einem das Herz um, daß er hier in seinem schönen Hause so ganz allein wohne. Sie kenne ihn doch nun schon seit dreißig Jahren, seit dem ersten Tag, und sie habe doch viele Menschen kennengelernt, sie könne wohl sagen, daß sie sich den Wind habe gehörig um die Nase wehen lassen, aber es sei ihr — bei Gott! — niemals ein so braver und lieber Mensch unter die Augen gekommen. Und wenn sie selbst noch jung wäre — dazu lächelte sie aus den Augenwinkeln — na, sie wolle nichts weiter sagen, aber Hella könne es sich ja wohl denken — — —

Und nun zum Beispiel das Haus! Ob Hella vielleicht glaube, das sei bloß deshalb instand gesetzt worden, weil es schon ein wenig heruntergekommen ausgesehen habe? O nein, daß es nun neu und weiß und hübsch aussähe, daß Götz es sich einen gehörigen Batzen Geld habe kosten lassen, alles so blank und sauber herzurichten, das habe seinen ganz besonderen und eigenen Grund. Und dazu lächelte Mutter Korowski abermals verstohlen aus den Augenwinkeln.

Ob denn Hella unten im ersten Stock schon das Wohnzimmer gesehen habe? Ja? Auch das Schlafzimmer und das Speisezimmer? Nun — Hella brauche doch nicht gleich rot zu werden! — Funkelnagelneue Möbel seien bestellt, die würden bald eintreffen. Sie seien ja heidenmäßig teuer, aber nach den Abbildungen zu urteilen, sähen sie ganz herrlich aus. Götz sei ja wohl ein wenig verschwenderisch gewesen, und sie habe oftmals die Hände überm Kopf zusammengeschlagen, aber schließlich habe seine Freude auch sie angesteckt.

Und dann faltete Mutter Korowski die Hände über dem Bauch zusammen, blieb mitten im Flur stehen und ließ ihre Blicke in die Runde schweifen. „Ja, ja, wenn unsereiner noch jung wäre — so um die Zwanzig rum — da könnt' man sich's wirklich einfallen lassen, dem jungen Herrn den Kopf zu verdrehen, um Hausfrau zu sein hier auf Klein-Saaten. Na, mein Döchting? — Ja, und hier sind nun auch Ihre beiden Zimmer. Aber warten Sie mal, erst wollen wir noch einen Blick hier reintun", fuhr Mutter Korowski fort, indem sie eine Tür zur linken Hand öffnete.

Hella entsann sich, daß hinter dieser Tür früher Götzens Kinderzimmer gelegen hatte. Als sie das letzte Mal hier gewesen war, hatte Gerümpel in diesen beiden, seit langer Zeit nicht mehr bewohnten Räumen gelegen, und es hatte verwahrlost darin ausgesehen; nun war es aber auch hier freundlich und hell. Die kleinen Möbel hatten einen neuen weißen Lackanstrich bekommen, schadhafte Stücke waren ersetzt, das Gerümpel entfernt worden.

Hella sah sich um in diesen beiden Zimmern. Sie betrachtete die kleinen Schränkchen, die Tischchen mit den Stühlen davor, und sie warf auch einen Blick in die Nische, die mit einem Vorhang von dem übrigen Raum abgetrennt war, und in der Götzens Spielsachen standen, an denen auch sie selbst einmal ihre helle Freude gehabt hatte: Die Wagen und Postkutschen, die winzigen Bauerngehöfte und das hölzerne Vieh, das von einem geschickten Knecht einmal vor langen Jahren geschnitzt und zusammengebastelt worden war.

Dann ging sie hinüber zum Fenster und sah hinab auf den Hof. Von diesem Fenster, dachte sie, werden einst Götzens Kinder hinaussehen auf das Land, und ihre Mutter wird ihnen dies und das zeigen, wird mit ihnen zärtlich kindliche Reden führen und sich daran freuen, wie ihre blanken Augen leuchten.

Ein Schluchzen stieg plötzlich in Hellas Kehle, sie wandte sich um, suchte nach einem Halt, und weil nur Mutter Korowski da war, warf sie sich ihr in die Arme. Hella weinte und schluchzte an der Schulter der alten Frau. Die klopfte ihr zärtlich den Rücken, streichelte ihr den Kopf, und dazu sagte sie in singendem, wiegendem Ton: „Aber, aber, mein Döchting, aber, aber — wer wird denn weinen? Soso — wer wird denn weinen, mein Döchting?"

XI.

Während dieser Tage in Klein-Saaten mußte Hella oft an die Worte denken, die Flaghertie O'Wills ihr einmal in Paris auf dem Dachgarten des Hotels am Boulevard des Italiens gesagt hatte, und sie entsann sich ihrer so deutlich, als habe sie sie erst gestern gehört. Er hatte davon gesprochen, daß in diesem Lande für Götz und sie, für ihre Kinder alles beschlossen sei: Anfang und Ende, Werden und Vergehen, Wiege und Grab. Und sie verstand diese Worte eines Abenteurers, der nirgends eine Heimat hatte, in ihrem ganzen Sinne erst jetzt, wenn sie mit Götz durch die Felder ging oder mit ihm frühmorgens einen Ausritt unternahm oder abends in seiner Gesellschaft unten in der Glashalle saß bei leise geführten Gesprächen. Götz war ein Stück dieses Landes, er war mit ihm wurzelfest verbunden, und es war nicht denkbar, daß er der gleiche bliebe, wenn man ihn je von diesem Boden nahm. Hella sah ein, daß dieses starke Heimatsgefühl, dieses tiefe Verbundensein mit seiner Heimaterde ihn so wahrhaftig und so liebenswert machte. Er sprach, und man glaubte ihm. Man sah durch seine Worte klar hindurch, und nirgends war ein Zweifel. Er drückte einem die Hand, und es bedurfte keines Schwures; er ließ seine Blicke ruhen auf Hellas Gesicht und in ihren Augen und gab damit die größte und schönste Zärtlichkeit.

Kein Wort wurde in diesen Tagen zwischen ihnen gewechselt, das die jüngste Vergangenheit oder die Zukunft betraf. Götz fragte nicht, aber alles, was er tat, war ein heimliches und gewiß unbewußtes Werben um Hella. Rührend unbeholfen benahm er sich dabei manchmal, und man fühlte das Bedürfnis, seinen Kopf zwischen die Hände zu nehmen und ihn zu küssen. Er brachte Blumen mit, schlich sich heimlich wie ein Dieb in Hellas Zimmer und stellte sie ihr auf den Tisch, damit sie daran ihre Freude habe, wenn sie abends hinaufging.

Hella unternahm gern Ausritte, und Götz machte sich trotz seiner vielen Arbeit stets frei, wenn sie den Wunsch ausgesprochen hatte, auf ein paar Stunden auszureiten. Er wußte, daß der große See, der etwa eine Stunde vom Hause entfernt lag, ihr liebstes Ziel war, und jedesmal schlug er den Weg dorthin ein, so sehr auch die Arbeit ihm auf den Nägeln brannte. Sein Gesicht rötete sich aber vor Freude, wenn Hella ihm den Vorschlag machte, mit ihm zusammen zu einer Arbeitsstelle zu reiten, in den Wald oder auf die Wiesen, wo gerade das Heu gemäht wurde, zu den Herden oder sonstwohin. Hatte er dann irgendwo zu tun, so drängte sie nie zur Eile und beschwichtigte ihn, wenn er befürchtete, sie könne sich langweilen. Sie blieb in seiner Nähe, und aus jeder Bewegung, die er tat, aus jedem Wort, das er mit den Leuten sprach, fühlte sie, wie glücklich er war, sie in seiner Nähe zu wissen. Überdies sah sie ihm gern bei seiner Arbeit zu, und es war erstaunlich, wie sehr er sich da verändert zeigte. Hier bemerkte man nichts mehr von mangelnder Gewandtheit; er traf seine Anordnungen so ruhig, so schnell und geschickt, jeder Handschlag war ihm selbst so vertraut, daß auch jeder Fremde sofort unter den Männern den Herrn herausgefunden hätte. Dabei gingen seine Arbeiter für ihn durchs Feuer. Hella hatte oft mit einiger Belustigung Gespräche mit angehört, die die Arbeiter mit Götz geführt hatten: Drückte sie irgendwo der Schuh, hatten sie irgendwelche Sorgen, selbst solche von recht vertraulicher Art, so gingen sie zu Götz, als müsse es so sein, daß sie sich ihm, diesem doch noch recht jungen Menschen, anvertrauten. Er half dann, wo er konnte. Er gab Ratschläge und zerbrach sich den Kopf, wie er helfen könnte, und alle dankten ihm dafür. Hella war stolz auf ihn und um so stolzer, als auch auf sie ein Abglanz der Liebe fiel, die Götz sich bei allen erobert hatte.

War seine Arbeit endlich erledigt, und konnte er sich dann wieder an sie wenden, so sagte er wohl: „Ich habe dir den ganzen Vormittag verdorben, Hella. Wir hätten drüben am See viel mehr Abwechslung und Vergnügen gehabt, und nun habe ich dich gelangweilt. Sei mir, bitte, nicht böse!"

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Götz. Ich habe mich gefreut. Aber jetzt wollen wir, ehe wir nach Hause reiten, noch einen kleinen Umweg machen zum See, uns ein paar Wasserrosen mitzunehmen. Ich habe gestern so schöne weiße Rosen gesehen, und das Boot ist ja schon wieder in Ordnung. Willst du?"

„Aber gewiß, Hella!"

Man merkte ihm an, wie glücklich er war, welche große Hoffnungen in ihm auf Erfüllungen warteten. Aber er sprach von alledem kein Wort, und hätte Hella nicht davon begonnen, so wäre er gewiß schweigsam geblieben und hätte keine einzige Frage getan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schafherde im Landschaftsbild

Photographien von Jhs. Mühler

Eine buddhistische Kolonie in Deutschland. / Von Erich F. Dach.

Aus weißem Stein gemeißelte Elefanten tragen den Querbalken des Tores, indische Symbole der Sonne schmücken die Pfeiler. Grobkantige hohe Stufen führen zu dem an einem Hügel stehenden Hause hinauf. Auf einer kleinen Steinbank liegen einige Geldstücke: kein Bettler soll mit leerer Hand vorbeigehen. Sonst hebt sich, vom Kaiser-Park aus gesehen, das Buddhistische Haus in nichts von den anderen modernen Bauten des Villenorts Frohnau ab. Auch wenn man oben nach Anschlagen des Gongs Einlaß fand, deuten in der Halle nur einige wertvolle asiatische Kunstgegenstände auf die geistige Heimat dieser Stätte hin. Doch vom Innenhof aus gesehen, wandeln sich Bild und Stil. Einem alten Buddha-Kloster in Ceylon ist der Bauplan entnommen. Rechts erhebt sich ein tempelartiger Bau, massiv, mit ineinandergezwiebelten, schweren, tiefen Dächern; in dem auf einem Hügel terrassenförmig angelegten Garten finden sich rings verstreut japanische Laternen und große Bronze-Vasen in Form einer Lotusblüte. Die Eingeweihten nennen ihren Tempel schlicht Versammlungshalle; denn Tempel dienen zum Gottesdienst, und die Buddhisten kennen weder einen Gott noch Seele, Geister oder andere höhere Wesenheiten. Darum unterbrechen auch keine Feiertage ihren Alltag. Wenn sie sich am Tage des Voll- und Neumondes, der Uposatha, versammeln, geschieht dies nur zu Ehren des hehren Lehrers und Spenders der großen Mitleidsgabe: des Menschen Gotama Buddha. Die Skulptur des sitzenden Buddhas mit seinen vollendet abgeklärten Zügen bedeutet materielle Gegenwart des Vorbilds. Ohne jegliches Zeremoniell spricht der Leiter und Lehrer des Hauses über Heilswahrheiten. Vor- und nachher werden einige uralte Verse gesprochen. Meistens sind es 60 bis 80 Menschen, Männer und Frauen, die sich zur Uposatha versammeln. Sie bilden die einzige außerasiatische buddhistische Kolonie.

Blick auf das Buddhistische Haus in Frohnau bei Berlin mit dem indischen Tempelmotiven nachgebildeten Elefantentor und der von Edelwacholder flankierten Steintreppe.

Die Buddhisten in Frohnau bekennen sich stolz zu der ungetrübten Spielart der Lehre, dem orthodoxen „Pali Kanon“, wie er nur noch vom südlichen Buddhismus (in Ceylon, Birma und Siam) hochgehalten wird. Er kennt nur das Diesseitsevangelium der Arbeit an sich selbst, das große Ziel, den Lebensvorgang in die eigene Gewalt zu bringen. Er ist ein Weg, dem Leben zu entsagen, alles Irdische abzustreifen auf Grund einer Erkenntnis der wahren Natur des Lebens. Diese gipfelt in den vier heiligen Wahrheiten, durch deren Besitz der Wissende sich vom Nichtwissenden scheidet, und die zuerst verkündet sind in der berühmten Predigt des Buddhas in Benares. Sie handeln vom Leiden, das an der Vergänglichkeit des Lebens haftet, von der Leidensentstehung, von der Leidensvernichtung und von dem achtfältigen Pfad, der zum Leidensende führt.

Strenggenommen ist der Buddhismus eine Mönchsreligion. Er fordert die volle Einsetzung aller Kräfte, beständige Arbeit an sich selbst. Während im Osten die im Kloster lebenden Mönche keiner weltlichen Beschäftigung nachgehen, haben die Bewohner des Hauses in Frohnau noch ihren Beruf, denn sie müssen ihr Heim selbst erhalten. Aus diesem Grunde ist dieses nur als Halbkloster zu betrachten.

Die Vorschriften, welche die Insassen binden, stellen eine Vermittlung zwischen Laiengeboten und Mönchsregeln dar. Kein Wesen darf des Lebens beraubt werden, Unkeuschheit, in Taten oder Worten, selbst in Gedanken, soll nicht begangen werden. Ehegatten dürfen im Hause wohnen, doch ohne ein eheliches Leben zu führen, und können auch nicht den gleichen Raum bewohnen. Leichtfertiges oder bewußtes Aussprechen von Unwahrheit, böses und müßiges Reden, Genuß berauschender Getränke, Rauchen, Lustbarkeiten aller Art sind verpönt. Die Insassen sind verpflichtet, sich in schicklicher Weise zu kleiden und Reinlichkeit zu beobachten. Die Inanspruchnahme der weltlichen Gerichte ist verboten, ausgenommen da, wo es sich um den Bestand, die Zulassung und Anerkennung der Lehre selber handelt. Der Beruf, den die Mitglieder der Kolonie ausüben, muß ein würdiger sein. Dr. Paul Dahlke, der Leiter des Hauses, ist praktizierender Arzt, die übrigen ständigen Insassen des Hauses, ein Mann und drei Frauen, beschäftigen sich mit Haus- und Heimarbeiten. Für alle sind tägliche Meditationen vorgeschrieben. Das Leben der Buddhisten in Frohnau ist keineswegs aszetisch, denn die daran anklingenden Verbote erweisen sich als nicht streng verbindlich.

Entstanden ist diese europäische Buddhistensiedlung aus einem persönlichen Lebensschicksal, das Wurzeln schlug in den Nöten der Zeit. Dr. Dahlke hatte vor Jahrzehnten die Lehre des Buddhas in Ceylon kennengelernt und fühlte nun die Pflicht, seine Mitmenschen auf jene alte Religion aufmerksam zu machen.

Die scheinbare Verwandtschaft des Buddhismus mit verschiedenen Modeströmungen führte viele Menschen zu ihm. Doch blieben nur wenige da. Die meisten merkten, dort wird es ernst genommen mit der Lebensentsagung, und zogen es vor, auf bequemere Weise Gesundung zu finden. Dr. Dahlke weiß es auch selbst, daß seinem Kreise nur wenige Menschen vorbehaltlos angehören können, und daß von Frohnau keineswegs eine neue Reformation ausgehen wird. Doch sind es schon mehrere Dutzend Leute, die sich ihm angeschlossen haben. Vor allem kommt es auch hier statt auf Quantität auf die Qualität an. Der Gründer des Hauses wird mit seinem Lebenswerk zufrieden sein, wenn er an seinem Lebensabend mit einer Schar nach Indien wird pilgern können, um, weit von der Hast des sinnlosen Tumultes, ein Leben abzuschließen, das bei uns nur als fremdes Gewächs ein kümmerliches Dasein zu fristen vermag.

Der Wanderprediger Anagarika Dharmapala, der sich die Ausbreitung des Buddhismus in Europa und Amerika zur Aufgabe gemacht hat, vor dem Tempelgebäude (Versammlungshalle).

Links: Der Meditations- und Vortragsraum des Tempels. — Rechts: Eine für einen buddhistischen Eremiten bestimmte Wohnstätte auf dem Grundstück der buddhistischen Gemeinde in Frohnau.

Das Buddhistische Haus in Frohnau bei Berlin.

Waldweben. Nach einem Aquarell von Max Fritz.

Kulturhygienische Denkmäler aus drei Jahrtausenden.

Von Dr. med. Alfons Fischer, Karlsruhe.

Die kulturhygienische Ausstellung der Badischen Gesellschaft für soziale Hygiene im Generallandesarchiv zu Karlsruhe hat allseits großes Interesse erweckt.

Was ist nun eine kulturhygienische Ausstellung? Wie ich in meinem „Grundriß der sozialen Hygiene" dargelegt habe, muß man bei den jeweiligen Gesundheitszuständen unterscheiden, wie weit sie unter dem Einfluß der Natur oder der Kultur stehen. Die kulturelle Hygiene, zu der sich die soziale Hygiene allmählich entwickelte, ist die Lehre von den Einwirkungen der Kultur — d. h. vor allem der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, dann aber insbesondere der Weltanschauung und Religion, der Wissenschaft und Volksbildung, der Gesetzgebung und Verwaltung, der Sitten und Gebräuche — auf Leben und Gesundheit der Bevölkerung. Einige besonders wichtige von den in der erwähnten Ausstellung zur Schau gebrachten Denkmälern sollen hier wiedergegeben werden. — Um nicht ins Uferlose zu geraten, fassen wir dreitausend Jahre ins Auge, und zwar vorzugsweise deutsche Zustände, jedoch aus dem Altertum auch solche Leistungen, die auf das deutsche Gesundheitswesen noch in der Gegenwart starke Einflüsse ausüben.

1. Griechische Poliklinik. (Vasenbild aus dem 5. Jahrhundert v. Chr.)

2. Körperpflege in einem griechischen Gymnasium. (Vasenbild, 5. Jahrhundert v. Chr.)

So beginnen wir mit der dritten und sechsten Vorschrift der Zehn Gebote. Die kulturhygienische Bedeutung der Sabbatruhe für die Gestaltung der Arbeitergesundheitspflege und des Verbotes des Ehebruchs für die Reinheit des Familienlebens, die Geschlechtshygiene und die Verhütung der Geschlechtskrankheiten ist auch heute noch unermeßlich groß. Dadurch daß der Dekalog vom Christentum übernommen wurde, haben diese und andere gesundheitlich wichtigen Maßnahmen des Alten Testaments eine weite Verbreitung gefunden. Das Neue Testament, dessen Grund- und Eckstein die Nächstenliebe ist, geht aber in kulturhygienischer Hinsicht noch weiter. Den Worten von Jesus, wie sie besonders schön im Matthäus-Evangelium Kapitel 25, Vers 42 und 43 zu lesen sind, entnahmen die jungen Christengemeinden die Verpflichtung, für Hungrige, Durstige, Nackte und Kranke zu sorgen. So entstanden aus dieser religiösen Gesinnung heraus schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zahlreiche Schöpfungen, die den Bedürftigen dienten, die Xenodochien, Nosokomien, Hospitäler, Lazarette. Aus diesen Anstalten hat sich das mittelalterliche Spitalwesen und im Anschluß daran das Krankenhauswesen entwickelt. Darauf kommen wir noch zurück.

Wenn wir aus dem Altertum stammende Bildwerke, die über kulturhygienische Zustände unterrichten, darbieten wollen, so müssen wir uns mit dem Griechentum befassen. Zahlreiche griechische Kunst- und Kulturwerke gewähren noch heute einen Einblick, wie im alten Griechenland die gesundheitlichen Verhältnisse beschaffen waren. Aus der Entwicklung der medizinischen Wissenschaft und des Ärztewesens kann man einigermaßen auf die Gestaltung des Gesundheitswesens schließen. Von den griechischen Arztdarstellungen sei hier das Bild, das man auf einer in Paris befindlichen Vase sieht, dargeboten; unsere Abbildung 1 stellt eine griechische Poliklinik dar, in der der Arzt bei einem Kranken den Aderlaß ausführt, während die gleiche Operation bzw. das Schröpfen (siehe die an der Wand hangenden Schröpfköpfe) bei den anderen Patienten schon stattgefunden hat. Daß die Körperpflege sich bei den Griechen in bewundernswerter Weise entwickelt hat, lehren manche herrliche Skulpturen, insbesondere aber auch ein Vasenbild, das unsere Abbildung 2 wiedergibt.

3. Hellenistische Fischerstatue aus dem 5. bis 2. Jahrhundert v. Chr. (Vatikanisches Museum, Rom.)

4. Krankenbehandlung im 13. Jahrhundert. (Aus der Handschrift „Der Wölsche Gast" von Thomasin v. Zerclaere, Heidelberg.)

5. Teilstück einer Seite aus dem Bruderschaftsbuch des Reichenauer Klosters mit dem Namen des Sigibertus medicus (etwa 820—850).

Und doch ist zu der Art der Körperpflege, wie sie in Griechenland gestaltet war, vom kulturhygienischen Standpunkte aus zweierlei zu bemerken. Erstens ist zu betonen, daß die Sklaven Gymnasien und Palästren nicht betreten durften. Darum finden wir bei dieser Volksklasse, wie manche Bildwerke zeigen, nichts, was an die klassische Schönheit griechischer Gestalten erinnert. Als Beispiel sei der plumpe Fischer (Abbild. 3) angeführt. Bezeichnend ist auch, daß der griechische Fabeldichter Äsop, ein Sklavensohn, einen infolge von Rachitis stark verbogenen Oberkörper (Abbild. 7) hatte. Diese Verkümmerungskrankheit wirkte auf das Proletariat im alten Griechenland geradeso ein wie heutzutage auf unsere unbemittelte Bevölkerung. Sodann ist darauf hinzuweisen, daß die Körperpflege zugleich den Willen stärken soll. Hygiene und Moral gehören zusammen! Aber trotz der hochentwickelten Gymnastik kommen zahlreiche Ausschreitungen auf dem Gebiet des Alkoholismus und des geschlechtlichen Verkehrs vor, worüber viele Bilder auf alten Vasen und Schalen unterrichten.

Die ältesten deutschen Denkmäler, die uns über die Einflüsse der Kultur auf die Gesundheitszustände belehren, stammen, wenn man von dem im Jahre 820 angefertigten Plane des St. Gallener Klosters mit seinem Ärzte- und Krankenhaus, seinem Kräutergarten und seiner Kräuterkammer absieht, aus dem Bodenseegebiet. Das Bruderschaftsbuch aus dem Reichenauer Kloster führt schon auf seinen ersten Seiten, die sich mit den Mönchen aus der Zeit von 820 bis 850 befassen, den Sigibertus medicus und den Geilo medicus an; ein Stück der Seite, auf der der erstere genannt ist, wird in unserer Abbildung 5 dargeboten. Es dürfte sich hier um die ältesten deutschen Ärzte, deren Namen man kennt, handeln.

Die beiden ältesten bildlichen Darstellungen von deutschen Ärzten befinden sich in zwei der Heidelberger Universitätsbibliothek gehörenden Handschriften; wir geben sie in unseren Abbildungen 4 und 6 wieder. Im Mittelalter bestand die ärztliche Diagnostik bei den inneren Krankheiten — nur mit diesen befaßten sich die Ärzte, während die Verletzungen den Badern und Chirurgen überlassen blieben — hauptsächlich in der Urinbetrachtung. Daher werden die mittelalterlichen Ärzte zumeist mit dem Uringlas in der Hand dargestellt. Auf dem Totentanzbilde von Holbein d. J., das in Abbildung 9 dargeboten wird, sieht man gleichfalls, wie der Tod dem Arzt einen Kranken zuführt und das gefüllte Uringlas mitbringt.

Das mittelalterliche Spitalwesen, das, wie erwähnt, der christlichen Nächstenliebe entsprossen ist, veranschaulichen uns viele noch heute vorhandene Denkmäler. Das älteste Dokument, das das Vorhandensein eines Krankenhauses auf deutschem Boden beweist, dürfte eine Reichenauer Urkunde vom Jahre 1197 sein; es führt Eberhardus hospitalarius (Hospitalverwalter) und Wernherus infirmarius (Hospitalarzt) an. Daraus geht hervor, daß es auf der Insel Reichenau schon ein besonderes Krankenhaus mit einem studierten Arzt gegeben hat, bevor Innozenz III. im Jahre 1198 die Gründung von Heiliggeistspitälern veranlaßte. Aber die päpstliche Anregung fand, vermutlich wegen der segensreichen Wirk-

6. Der Arzt im Mittelalter. (Aus der Heidelberger Manessischen Handschrift, erste Hälfte des 14. Jahrhunderts.)

7. Der Fabeldichter Äsop mit stark gekrümmtem Oberkörper.

samkeit des Reichenauer Krankenhauses, in der Bodenseegegend eine besonders gute Aufnahme; denn in Konstanz, Überlingen und Pfullendorf wurden schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts Heiliggeistspitäler geschaffen. Wie es im Innern eines Spitals während des 16. Jahrhunderts zuging, entnehmen wir einem Holzschnitt von Burgkmair (Abbild. 8). Wir haben hier noch die der altchristlichen Gesinnung entsprechende Verbindung von Hospiz und Krankenhaus, d. h. die gleichzeitige Versorgung aller Arten von Bedürftigen vor uns.

Besonders deutlich lassen sich an der Hand von mittelalterlichen Bildern die Einflüsse der Kultur auf die Gesundheitszustände erkennen, wenn wir das Badewesen ins Auge fassen. Schon die alten Germanen hatten Freude am Baden. Ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Bild, das sich in der großen Heidelberger Liederhandschrift befindet, zeigt uns, wie ein Ritter (Abbild. 11) im Freien badet und hierbei von edlen Damen bedient wird, was damals nicht als anstößig betrachtet wurde. Doch auch in der Arbeiterbevölkerung war während des 14. Jahrhunderts das Baden Brauch. Die weitere Entwicklung führte dazu, daß Männlein und Weiblein sich gemeinsam stundenlang im Bade aufhielten, dort speisten, tranken und musizierten; ja, es wurde dort sogar, wie auf einem Stich von Aldegrever (Abbild. 12) zu sehen ist, auch zu Ader gelassen und geschröpft. Wie zu erwarten war, haben diese Gebräuche zu Ausschreitungen geführt. Als dann im 16. Jahrhundert die Syphilis von Italien und Frankreich nach Deutschland kam, trug die Sittenlosigkeit in den Badehäusern viel zur Verbreitung der Lustseuche bei. Von den weltlichen Behörden und von den Kanzeln herab mußte vor dem Besuch der Badehäuser gewarnt werden. Das einst blühende und segensreiche deutsche Badewesen geriet völlig in Verfall. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich allmählich in Deutschland das Badewesen wieder.

Die kulturhygienischen Denkmäler lehren auch, um aus der Fülle des umfangreichen Stoffes nur noch ein Gebiet herauszugreifen, daß die oberen Zehntausend den anderen Volksklassen oft ein schlechtes Beispiel in gesundheitlicher Hinsicht gaben. Alle Torheiten, die die höheren Personen auf hygienischem Gebiete begehen, werden von dem Mittelstand und den unteren Volksschichten, soweit sie es vermögen, nachgeahmt. Alle Mißgriffe bei der Kleidung der Reichen finden wir stets durch die Jahrhunderte hindurch auch in den anderen Volkskreisen. Weil sich die vornehmen Damen oft der Stillpflicht entzogen und sich bisweilen lieber mit Hunden und Affen als mit ihren Kindern beschäftigten (Abbild. 10), meinten viele von den übrigen Müttern, daß sie die Säuglinge mit der Flasche aufziehen könnten. Auch das Kurpfuschertum wird von den oberen Gesellschaftskreisen begünstigt. Unsere Abbildung 13 zeigt einen durch Kurpfuscherei reich gewordenen Bauern bei der Beratung vornehmer Herrschaften.

Gegen diese schlechten Beispiele der oberen Zehntausend hilft nur eine tiefgreifende hygienische Volksbelehrung und -erziehung; sie muß bei der höchsten Volksklasse beginnen. Ein Vorbild hierfür ist der Sozialhygieniker F. A. Mai, der, wie aus unserer Abbildung 14 zu ersehen ist, im 18. Jahrhundert vor dem Kurpfälzischen Hof in Mannheim „medizinische Fastenpredigten“ hielt und hierbei die hohen Herrschaften auf ihre Gesundheitspflicht hinwies. — Die angeführten Beispiele werden schon, wie ich hoffe, dargetan haben, wie lohnend es ist, die alten Denkmäler daraufhin zu prüfen, was sich ihnen über die Einflüsse der Kultur auf die jeweiligen Gesundheitszustände entnehmen läßt; es ist unzweifelhaft, daß diese Untersuchungen der Verbesserung unserer hygienischen Verhältnisse in hohem Maße dienen werden.

8. In einem Spital des 16. Jahrhunderts. Holzschnitt von Hans Burgkmair (1473—1531).

9. Der Tod und der Arzt. Holzschnitt von H. Holbein d. J. (1497—1543).

10. Die unnatürliche Mutter.

11. Im Freien badender Ritter. (Aus der Heidelberger Manessischen Handschrift.)

12. Deutsches Badewesen im 16. Jahrhundert: Aderlassen, Baden und Schröpfen. Kupferstich von H. Aldegrever, 1554.

13. Der Schweizer Kurpfuscher Michel Schuppach in seinem Konsultationszimmer. Stich aus dem Jahre 1773.

14. Der Sozialhygieniker F. A. Mai bei einem hygienischen Vortrag im Theater zu Mannheim Ende des 18. Jahrhunderts.

Der Kampf gegen den Bergmannstod.

Unterricht im Gebrauch von Gasschutzgeräten.

Beobachten der in einem vergasten Raum mit Gasschutzgeräten übenden Rettungsmannschaften.

Massenverunglückungen sind eine vor anderen Berufen besonders den Bergbau auszeichnende Erscheinung. Die Plötzlichkeit der Katastrophen, ferner der Umstand, daß sie in dem geheimnisvollen, gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Innern der Bergwerke sich abspielen, lassen sie um so stärker auf Fernerstehende einwirken. So konnte allmählich die Anschauung entstehen, der Bergmannsberuf sei der gefährlichste aller Berufe. Die nur mit Zahlen rechnende Statistik lehrt es anders. Unter 14 gewerblichen Berufsgenossenschaften stand die Knappschaftsberufsgenossenschaft, der die bergmännische Unfallversicherung obliegt, in einer längeren Reihe von Jahren in bezug auf Häufigkeit der Unfälle erst an 6. bis 13. Stelle. Immerhin haben die mit einem Schlage eine größere Zahl von Menschen betreffenden Bergwerksunfälle infolge des Aufsehens, das sie erregten, eine intensive Entwicklung des Grubenrettungswesens zur Folge gehabt. Es können unterirdische Grubenräume einmal durch Austreten verschiedener Gase aus den umgebenden Gesteinsschichten, ferner im Gefolge von Grubenbränden und Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosionen mit unatembarer Luft angefüllt werden. Ein Vordringen in die Räume, um vor allen Dingen Betäubten und Verwundeten Hilfe zu bringen, gleichzeitig aber auch Arbeiten zur Erhaltung des Bergwerks und Wiederingangsetzung des Betriebes auszuführen, ist nur möglich unter Benutzung besonderer Gasschutz- oder Atmungsgeräte. Sie haben die Aufgabe, ihren Träger von der Außenluft, in der sich schädliche, sogar giftige Gase befinden können, abzuschließen und ihm frische normale oder noch besser sauerstoffreiche Luft zuzuführen. Es gibt zweierlei Arten, erstens Schlauchgeräte, sodann frei tragbare Apparate, in denen ein Vorrat von Sauerstoff in irgendeiner Form mitgeführt wird. Bei Einrichtungen der ersterwähnten Gattung wird dem Rettungsmann direkt in den Mund oder in den Innenraum seines Schutzhelms frische Luft durch einen Schlauch mittels eines Blasebalgs zugedrückt. Beim Vorgehen in den gefährdeten Grubenraum zieht er diesen Schlauch, der die Verbindung zwischen ihm und der Frischluftquelle bildet, hinter sich nach, und es ist klar, daß die Entfernung, bis zu der er eindringen kann, nicht allzu groß ist. Im Höchstfalle rechnet man 200 m. Schlauchapparate werden zur Ausführung von Arbeiten an einer festen Stelle, beispielsweise bei der Aufmauerung von Branddämmen, angewendet. Viel leichter beweglich wurden die Rettungsmannschaften durch die Einführung frei tragbarer Apparate. Hier fehlt die eine Hemmung bildende Verbindung nach rückwärts. Eine gewisse im Gerät enthaltene Luftmenge wird durch Entziehung der fortwährend sich bildenden Kohlensäure und Zuführung frischen Sauerstoffs immer wieder atembar gemacht. Die Bindung der ersteren erfolgt durch Ätzalkalien in Körnerform, die in einer Blechpatrone untergebracht sind. Sauerstoff wird vorzugsweise komprimiert in Stahlflaschen mitgenommen. Zwei Stunden lang können bei ihrer Benutzung Rettungsleute hilfebringend wirken. Voraussetzung für erfolgreiche Arbeit ist vollkommenes Vertrautsein mit Einrichtung und Wirkungsweise der Apparate. Dieses wird vermittelt in Übungshäusern der Hauptrettungsstellen (z. B. Essen, Clausthal usw.), in deren Arbeitsbetrieb die beigefügten Abbildungen einen Einblick geben.

Prof. Dr. phil. Dipl.-Ing. Bruno Baumgärtel, Clausthal.

Rettung eines Verunglückten mittels „Schleifbrettes".

Aufräumen einer verschütteten Strecke.

Rettungsmannschaften mit Schlauchapparaten beim Aufführen eines Branddammes.

Zu der letzten Schlagwetterexplosion auf der Zeche „Holland" in Gelsenkirchen: Rettungswesen im Bergbau.

An der letzten Ruhestätte eines deutschen Dichters: Das Grab Heinrich v. Kleists am Kleinen Wannsee bei Potsdam. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Heinrich v. Kleist, geboren am 18. Oktober 1777, ging mit seiner Freundin Henriette Vogel am 21. November 1811 in den Tod. Prinz Friedrich Leopold, der Besitzer des Grund und Bodens, auf dem der Selbstmord geschah, errichtete ihm einen Marmorgedenkstein mit der Inschrift: „Er lebte, sang und litt in trüber, schwerer Zeit, Er suchte hier den Tod und fand Unsterblichkeit."

Die Kaisergruft in der Kapuzinerkirche zu Wien.

Von Maximilian Bauer.

Die Karolinische Gruft mit Blick in die Maria-Theresia-Gruft.

Doppelsarkophag der Kaiserin Maria Theresia († 1780) und ihres Gatten Kaiser Franz I. († 1765). — Oben links: Kopf der Figur der Kaiserin Maria Theresia von ihrem Doppelsarkophag.

Die Kaisergruft, die eigentlich aus acht Grüften besteht — der Engelsgruft, der Leopoldinischen, Karolinischen, der Maria-Theresia-, Franzens-, Ferdinands-, Toskana- und Franz-Joseph-Gruft — befindet sich am Wiener Neuen Markt unterhalb der Kirche und des Klosters der Kapuzinermönche und ging aus einer Stiftung der Kaiserin Anna, der Gemahlin des Kaisers Matthias, hervor, um dann, als die „Engelsgruft" — heute so genannt, weil sie zumeist Kindersärge bewahrt — diese ersten um 1600 bzw. 1619 verstorbenen Majestäten aufgenommen hatte, im Lauf der Jahrhunderte durch immer neue Zubauten vergrößert und endlich auf ihre heutige Geräumigkeit gebracht zu werden. In dieser Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien ruhen in 138 Särgen deutsche und österreichische Kaiser und Kaiserinnen, Erzherzöge und Erzherzoginnen, fürstliche Kinder und nächste Verwandte des habsburgischen Hauses. Und wenn man durch die tiefgelegenen, dämmerigen Räume, die von einigen elektrischen Lampen dürftig erleuchtet werden, schreitet und da und dort verweilt, um aus den Inschriften auf den Särgen, diesen letzten, finsteren Wohnungen derer, die einst hoch im Lichte lebten, zu erfahren, vor wessen Ruhestätte man steht, dann kann einen Wehmut überkommen. Denn stärker als an anderen Grabstätten ergreift einen hier der Schauer der Vergänglichkeit. In dieser Gruft wurden ja Menschen beigesetzt, die einst auf den höchsten Höhen des Lebens gestanden. Ihr Mund ist nun stumm geworden und ihr Reich so klein. Hier ruht die Kaiserin Elisabeth von Österreich, jene unglückliche Frau, die ein unstillbares Sehnen von Land zu Land trieb, und die am Gestade des Genfer Sees durch den Dolch eines Mörders vom irdischen Leben und Leiden erlöst werden sollte. Ungarische Damen haben auf den Sarg der gekrönten Dulderin einen Dornenkranz gelegt. Er erinnert daran, daß die Krone einer Kaiserin manchmal auch eine Dornenkrone sein kann. Und hier liegt ja auch, zur Linken seines Vaters, des vielgeprüften Kaisers Franz Joseph, der Kronprinz Rudolf, der sein junges Leben, von einer Liebe ergriffen, die Verhängnis wurde, 1889 selbst abschloß. In der Ferdinandsgruft ist Ferdinand Maximilian, der Kaiser von Mexiko, beigesetzt, dessen Schicksal sich am 19. Juni 1867 in Queretaro erfüllte. Und dort ruht der Herzog von Reichstadt, der König von Rom, der Sohn des großen Napoleon. Er liegt neben seiner Mutter, der Erzherzogin Marie Luise, die einmal Kaiserin von Frankreich war. „A l'Aiglon" („dem jungen Adler") steht auf der Schleife, die den bronzenen Palmzweig ziert, mit dem Frankreich seiner gedachte. Und dort wieder, in der Toskanagruft, erhebt sich der Truhensarg, der die Gebeine des Erzherzogs Karl umschließt, des Siegers von Aspern. Und

Sarkophag Kaiser Josephs I. († 1711).

unweit davon steht der Sarg seines Sohnes, des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza. In der Maria-Theresia-Gruft, einem hohen, von einer Kuppel überwölbten Raume, der durch seine schönen Verhältnisse sehr harmonisch wirkt, ragt der Kolossalsarkophag der großen Kaiserin, der standhaften Gegnerin Friedrichs des Großen, und ihres Gemahls, des Kaisers Franz von Lothringen, empor. Dieser Sarkophag ist das eigentliche Prachtund Schaustück der Gruft. Er zeigt die Kaiserin und den Kaiser, die auf einer wallenden Decke ruhen, halb aufgerichtet und einander anschauend. Figurenschmuck ist reich verwendet, Bildnismedaillons, Reliefs und Kriegstrophäen strotzen allseitig — diese Majestäten wollten noch im Grabe den Pomp entfaltet wissen, der das Volk ehrfürchtig staunen macht. Schmucklos steht neben dem schmucküberladenen Sarkophag der Kaiserin und ihres Gemahls die schlichte Truhe Kaiser Josephs II., des Volkskaisers, der auf Prunk und Pracht nicht viel gab. Der Leichnam des letzten Kaisers von Österreich, des Kaisers Karl, ruht aber doch nicht in dieser Kaisergruft. Er liegt auf Madeira begraben, fern von der Heimat, fern von den Seinen, fern und allein im fremden Land. (Die Abbildungen sind mit Erlaubnis des Logos-Verlages, Wien, der Veröffentlichung des Künstlerischen Instituts der Universität Wien über die Kaisergruft entnommen.)

Sarkophag Kaiser Karls VI. († 1740).

Die Franz-Joseph-Gruft mit den Särgen der Kaiserin Elisabeth († 1898), des Kaisers Franz Joseph I. († 1916) und des Kronprinzen Rudolf († 1889).

Oben links: Sarkophag der Kaiserin Elisabeth Christine († 1750), der Gemahlin Kaiser Karls VI.

Im Oval: Sarkophag Kaiser Josephs II. († 1790).

Sarkophag des Kaisers Franz II. (als Kaiser von Österreich Franz I.; † 1835).

Trauernde Friesin mit Trauertuch.

Nach einem Gemälde von Ludwig Dettmann.

Schicksal des Protonotars Lorenzo Colonna

Frei erzählt von L. Schwenger-Cords.

(Schluß.)

Lorenzo Colonna sah ihn an. Seine Hand zerrte das Wams über der Brust auf. „Tötet mich, Orsini!“

Aber Orsini schüttelte den Kopf.

„Ich muß Euch Seiner Heiligkeit überantworten, deren Beauftragter ich bin.“

Die Söldner nahmen den Gefangenen in ihre Mitte. Seine Heiligkeit hatte ausdrücklich Befehl gegeben, den Protonotar lebend zu fangen.

Aller Haß der erbitterten Kämpfer aber sammelte sich gegen Filippo Savelli. Er war — nach wütendster Gegenwehr — überwältigt worden und stand nun blutend und entstellt, von Bewaffneten umringt, in der Mitte der Torhalle. Die Söldner wichen zurück.

In den Toreingang traten der Nepote Graf Riario, neben ihm Herr Paolo Orsini. Riario sah den Savelli stehen. Ein unendlich hochmütiges Lächeln überflog seine Züge: Dieser Strudelkopf, dieser Unvorsichtige, der sich vermaß, Gegner der anerkannten Macht zu sein!

Der Riario wußte von der Fausta auf das genaueste um die Reden, die Filippo Savelli gegen Sixtus und seine Nepoten führte. Dieser Dummkopf, der seiner Meinung vor den Ohren der Dirnen freien Lauf ließ!

Riario, kalt und berechnend, vermied jedes Wort des Triumphs, aber seine höhnisch-hochmütigen Blicke brannten dem Savelli wie glühende Stäbe ins Fleisch.

Doch Paolo Orsini, roh und ungeschlacht, konnte sich des Übermuts nicht enthalten.

Er trat an Savelli heran, riß ihm die Stücke des zertrümmerten Panzers vom Leibe, stieß ihn rauh unter das Kinn und sagte:

„Sprich: Es leben die Orsini! — Brüderlein, so magst du in unseren Ställen unterkriechen!“

Aber Filippo Savelli, seines Schicksals gewiß, richtete nur still und stolz den Blick in das breite, gerötete Gesicht des Verhaßten. Dann spie er ihm vor die Füße.

Da brach die jähe Wut des Orsini los wie ein entfesselter Felssturz. Er traf den Wehrlosen mit einem furchtbaren Hieb auf den Kopf, so daß er zusammenbrach.

„Die Wölfe über das Aas!“ schrie er die Söldner an.

Diese warfen sich über den Besinnungslosen, rissen ihm die Kleider in Fetzen vom Leibe, trafen ihn mit vielen Stichen und verstümmelten ihn auf das grausamste.

Der Riario wandte sich ab.

Es sollte nicht heißen, daß solche Handlung unter seinen Augen geschah.

Das Haus des Protonotars Colonna wurde den Söldnern zur Plünderung übergeben, und sie schleppten gewirkte Teppiche, kostbare Geräte und brokatene Gewänder in ihren Fäusten und warfen, was sie bergen konnten, auf das Sattelzeug ihrer Pferde. Mit Beilhieben und Fußtritten zertrümmerten sie die Möbel, ließen ihre Degen übermütig in der Luft spielen und schlitzten und zerschnitten die Ahnenbilder der Colonna.

Dabei brüllten sie, berauscht von Blut und Triumph: „Verräter! Rebellen! Nieder mit ihnen!“

Beizende, qualmende Rauchschwaden zogen von den verkohlenden Stallgebäuden her durch die Räume wie Nebel über ein Trümmerfeld.

Den Protonotar aber schleppten sie, die Orsini und der Graf Riario voran, nach dem Palast des Papstes.

Die Nacht war kühl, und da Colonnas Wams zerfetzt und zerrissen war, reichte Virginio Orsini ihm einen schwarzen Mantel hin, damit er sich einhülle.

Aber nun vermochte der Riario seine Bosheit nicht zu zügeln.

„Wozu die Sorgfalt, Orsini?“ höhnte er. „Mögen seine Glieder sich an die kühlen Winde gewöhnen, da sie ohnedies bald im Freien baumeln werden!“

Paolo Orsini brach in beifälliges Gelächter aus, aber Virginio, den der Handel am nächsten anging, und dem er doch am meisten widerstrebte, sagte verhalten:

„Eher mich an den Galgen als ihn!“

Aber seine Worte versanken in dem Geschrei der Sieger.

Virginio Orsini, der die Grafschaft Alvi zu verlangen hatte, wußte, daß Sixtus und sein Nepote sich seiner Forderung bemächtigt hatten, um das Recht zu vergewaltigen. Sixtus änderte eigenmächtig den Artikel über Rückzahlung der 14000 Dukaten, und die Gründe, die es in dieser Sache gegen den Protonotar gab, waren, ehrlich betrachtet, Spitzfindigkeiten.

Doch hinter diesen Spitzfindigkeiten stand, kalt und stechend wie spitzes Eis, die Abneigung des Riario gegen den Colonna.

Ein Mensch von der reinen, menschlichen und redlichen Art des Protonotars mußte dem Riario ein lebendiger Vorwurf sein.

Colonna, wenn auch maßvoll, klug, hatte jedoch in Dingen der kirchlichen Politik seine Meinung nie nach dem Winde gerichtet. Seine Äußerungen, bewußt oder unbewußt, ließen den mächtigen Nepoten fühlen, daß er durchschaut wurde. Das konnte der Riario nicht dulden. Der Haß, der den Colonna zu vernichten strebte, wuchs in ihm zur gebietenden Notwendigkeit.

Noch in der gleichen Nacht wurde der Protonotar vor Seine Heiligkeit geführt, und Sixtus beredete sich mit ihm zwei Stunden lang bis um die zweite Stunde des Morgens.

Dann überantwortete er den Gefangenen dem Kerkermeister der Engelsburg.

Die Gefangennahme des Lorenzo Colonna wurde zu einem Signal für die feindlichen Parteien in der Stadt und auf den Burgen der Umgegend.

Diese öffentliche Bestrafung und Züchtigung eines Colonna machte alle Colonnas zu vogelfreien Verbrechern für die, die ihre Feinde waren oder auch nur üble Gesinnung gegen sie hegten.

Die Vasallen der Orsini brachen über das Colonna-Viertel auf dem Monte Cavallo herein, drangen gewaltsam in die Häuser, plünderten und mordeten. Die Porta Maggiore, die der Protonotar hatte besetzen lassen, um sich Zuzug von Marino und La Colonna her zu sichern, konnte von den wenigen Truppen nicht mehr gehalten werden.

Auch Tullia Colonnas Haus wurde bedroht, doch ihre getreuen Diener vermochten die Menge zu beschwichtigen.

Aber viele Bürger verloren ihr Hab und Gut, auch solche, die gar nicht in den Kampf verwickelt gewesen oder in vergangenen Zeiten einmal auf seiten der Colonna gestanden hatten.

Ja, Graf Riario und Paolo Orsini trieben es so weit, Geldbußen von begüterten Familien zu erpressen unter der Angabe, daß eins ihrer Mitglieder im Verdacht stehe, dem Protonotar Unterstützung geleistet zu haben.

Hinrichtungen und Morde geschahen unter diesem Vorwand.

Sogar ganz Unbeteiligte, Unschuldige riß der Aufruhr in seine Wirbel. Der weise und berühmte Humanist Pomponio Leto wurde in seinem Haus überfallen und seiner Kleider, seiner Möbel, sogar seiner geliebten, wertvollen Bücher beraubt.

In Wams und Strümpfen mußte das sonderbare, gelehrte Männlein am Krückstock über die Straßen humpeln, um vor der Gerichtsbarkeit sein Recht zu suchen. Die Erregung ließ ihn noch unbeholfener stottern, als es sonst seine Art war.

Priester verloren ihre Pfründe, Beamte ihr Amt unter Anschuldigung des Einverständnisses mit Lorenzo Colonna.

Aber nicht nur in der Stadt wütete der Aufruhr.

Die Päpstlichen überfielen die Güter der Colonna, raubten das Getreide, zündeten die Scheunen an und verwüsteten die Felder.

Unter der Führung des Paolo Orsini und des Grafen Riario sandte Sixtus ein Heer aus, um die Colonna in Marino und auf den Kastellen an den Berghängen zu bekämpfen. Überall kam es zu blutigen Treffen und unmenschlichen Greueln.

Als aber die Familien Colonna sich von allen Seiten von einer Übermacht bedroht und dem Abgrund der Vernichtung zutreiben sahen, sandten sie Vermittler zu Papst Sixtus, versicherten ihn ihrer Demut und Unterwerfung und suchten, den Zorn Seiner Heiligkeit einzig auf ihren unglücklichen Verwandten, den Protonotar, zu lenken.

Sei er ein Frevler an der heiligen Macht der Kirche und dem Willen Gottes, so möge Seine Heiligkeit ihn dafür büßen lassen, nicht aber ihr ganzes unschuldiges Geschlecht vernichten.

So sehr fühlten sie sich den Päpstlichen ausgeliefert, daß sie freiwillig Marino, La Colonna, Rocca di Papa und ihre anderen Besitzungen an den Bergen Seiner Heiligkeit und der Kurie anboten, wenn ihnen dafür Schonung ihres Lebens und ihrer Häuser bewilligt werde.

Sixtus erwiderte ihnen, er müsse über ihre Vorschläge mit dem Grafen Riario, Generalkapitän der Kirche, Beratung pflegen. Als Ergebnis dieser Beratung wurde den Colonna schonungslos eröffnet, die Kirche sei nicht gesonnen, die Güter der Colonna als Geschenk anzunehmen, sondern man werde sie ihnen, wie das Gut der Ehrlosen, mit Gewalt der Waffen entwenden, um das ganze verruchte Geschlecht zu knechten und auf die Knie zu zwingen.

Der Riario, auf dem Gipfel seiner Macht, riß die Maske ab und zeigte seinen unverhüllten Haß.

Unterdessen aber begannen die Verhandlungen gegen den Protonotar, den die Kerkerwände der Engelsburg trostlos umschlossen.

*

Nur kurz war der Rausch, den Jacova de' Conti in den Armen des Grafen Riario genoß. Sie vergaß, welchen Namen sie trug — vergaß, wo sie war. Zitternd harrte sie des Augenblicks, der ihr den Mann, der wie kein anderer ihr Blut beherrschte, zurückbringen würde.

Einen Tag blieb er aus — einen zweiten.

Sie vermochte das Warten nicht zu ertragen, hüllte sich in Mantel und Haube und wollte hinaus in die Straßen, ihn zu suchen.

Aber überall, wo eine Pforte des Klosters ins Freie führte, tauchte vor ihr das sanft lächelnde, freundlich abwehrende Gesicht einer Nonne auf. Die Pforte war verschlossen. Madonna möge sich gedulden. Ohne Erlaubnis der ehrwürdigen Oberin — —

Unmutig zog sich Jacova in ihr Gemach zurück, ließ in herrischem Ton die Oberin bitten.

Die Ehrwürdigste erschien nach einigem Zögern — voll freundlicher Bereitwilligkeit.

Beim Anblick ihrer klugen, milden Fraulichkeit besänftigte Jacova ihren brennenden Unmut. Sie bat beherrscht und leise: die Ehrwürdigste möge Befehl geben, ihr die Klosterpforten zu öffnen, da sie sich in der Stadt umsehen wolle.

Aber die Oberin neigte nur ein wenig das kluge, milde Gesicht. Ob Madonna sich nicht noch einige Stunden gedulden wolle, bis Seine Erlaucht, Graf Riario — — Sie, die Oberin, vermöge in dieser Sache keine eigenwillige Entschließung zu fassen.

Jacova preßte die Lippen aufeinander. Eine Antwort würgte ihr in der Kehle. Sie vermochte nicht zu sprechen. So neigte sie nur kühl gemessen den Kopf, wendete sich zum Fenster, das in den stillen Klosterhof ging, in dessen Mitte eine Pinie den dunklen Schirm ihrer Äste breitete.

Die Oberin, sich zurückziehend, fragte in der Tür, ob sie Madonna zur Unterhaltung eine junge Nonne schicken dürfe, die sehr lieblich die Laute zu schlagen verstände?

Jacova hob abwehrend die Hand.

Als die Oberin gegangen, warf sie sich auf das Ruhelager und barg den Kopf in den Armen. Eine brennende Scham schlug in ihr hoch.

Er hielt sie hier wie eine Leibeigene, wie eine Ware, die er unter Verschluß und Verwahr gegeben. Ihr Wille knirschte, wie ein gebändigtes Tier biß er in die Fesseln. Sie, die Eigenbewußte, die mit Menschen und Geschicken Spielende — eine Hörige! Und doch auch darin wieder — o Scham! — Wonne, heimlichste Wonne des Blutes! — —

Aber als Riario kam, blieb sie kalt, zeigte ihm den verletzten Stolz. Er lächelte, küßte die Locken, die unter dem Goldnetz hervorquollen, und umspannte mit der Hand ihren Nacken.

Es sei nicht ratsam, daß sie sich allein in die Straßen wage, sagte er fürsorglich und doch leichthin und setzte hinzu: „Rom steht vor Kämpfen und Aufruhr.“

Und als sie Weiteres wissen wollte, nannte er den Namen ihres Vetters, des Protonotars. Er widersetze sich der Macht der Kirche und werde es schwer zu büßen haben.

Dabei sah er sie aus halb verdeckten Augen grausam prüfend an, als ahne er, daß der Colonna ihrem Herzen nicht gleichgültig sei.

Die nächsten Tage schon bestätigten die Voraussage des Riario. Waffengetöse, Kriegslärm drang aus den Straßen in die Stille des Klosters. Das Dröhnen der Bombarden erschütterte die Luft, und am abendlichen Himmel stand Feuerschein.

Graf Riario blieb aus.

Auch die Nonnen waren in leiser Erregung, wußte doch keiner, wie weit der Aufruhr Mord und Brand tragen würde.

Jacova lag in der Kirche auf den Knien. Sie wußte, daß ihres Bleibens im Kloster nicht länger war, daß sie um jeden Preis hinausmußte aus den Gittern, die sie umschlossen.

Um die Dämmerung warf sie sich blaß und zitternd auf das Ruhelager, rief nach der aufwartenden Nonne und erbat dringend einen Arzt.

Eine halbe Stunde später führte ihr die Oberin Messer Battista Cesarini zu, einen würdigen Greis.

Als die Oberin das Zimmer verlassen, warf sich Jacova vor dem alten Mann auf die Knie nieder, ergriff seine Hände und flehte ihn an, ihr aus den Mauern des Klosters zu helfen, in dem sie widerrechtlich festgehalten würde.

Cesarini wußte, daß Graf Riario der Protektor des Klosters war. Er schüttelte nur leise den Kopf. Er sah den vom unterdrückten Weinen zuckenden Mund der Frau, die glänzenden Augen, die schweren, schattenden Lider — die hingegossene Gestalt. Ein bezauberndes, lustvolles Bild — und sein dunkler, blutfarbener Grund die nie gesättigte Gier des Räubers.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Madonna möge sich ruhig verhalten und seinen Vorschriften folgen. Mehr vermöge er nicht zu tun.

Gegen die Allmacht eines Riario wagte kein Wille zu handeln.

Sie sah keine Möglichkeit des Auswegs, mußte sich duldend gefangengeben. Aber sie nahm kaum Nahrung zu sich und lag gleich einer Kranken. Unaufhörlich erschütterte die Luft der Lärm des Kampfes, nur von kurzen Ruhepausen unterbrochen.

Um die Dämmerstunde des folgenden Tages wurde ihr Graf Riario gemeldet. Sie erhob sich lässig, bereit, sich zu unterwerfen, mehr als je bereit zur Verstellung, zur Lüge. Die Gewalt, die ihr geschah, weckte in ihr als Gegenwehr die Tücke.

Riario fand eine gelehrige Schülerin.

Er bedauerte sie im Ton der Höflichkeit um ihres Leidens willen, aber sie wehrte lächelnd, geringschätzig ab.

Wenn er ihr nur gestatten wolle, das Kloster mit einer freieren Wohnung zu vertauschen.

Er erklärte sich bereit, sie binnen wenigen Tagen in einem seiner römischen Häuser unterzubringen, denn der Aufruhr sei im Abebben, der Trotz des Rebellen gebrochen.

„Lorenzo Colonna ist in der Gewalt Seiner Heiligkeit“, setzte er hinzu, sie beobachtend.

Sie schwieg einen Augenblick. Ihre Züge blieben beherrscht.

„Wird er sterben?“ fragte sie nur, verhalten.

Er zuckte die Achseln.

„Der Protonotar ist ein toter Mann, auch wenn man ihm das Leben läßt.“

Sie fragte nicht weiter.

Aber sie warb um ihn mit einer Hingebung, die vermochte, ihn über die Kälte ihres Herzens zu täuschen. Das einzige Ziel ihrer Gedanken war die Freiheit jenseits der Klostermauern. Diesem Ziel diente alle Zärtlichkeit.

„Laß mich dir näher sein,“ flüsterte sie, „laß mich dir dienen!“

Das Schicksal Lorenzo Colonnas, der ihrem Herzen von je wie ein Bruder — so meinte sie — nahegestanden, öffnete ihr mit jäher Gewalt die Augen. Sie erkannte an der Vernichtung, die diesen Redlichen getroffen, ihre eigene Unwürdigkeit. Und mit der Heftigkeit, die ihrem Wesen eigen war, faßte sie den Entschluß, Colonna in seinem Elend zu helfen — wenn ihm noch zu helfen war. Dazu bedurfte sie aber der Machtmittel, und die lagen allein in den Händen des Riario.

So beschloß sie, mehr als je sich ihm ergeben zu zeigen, ihre Künste spielen zu lassen und ihm eine vollendete Geliebte zu sein.

Riario hielt Wort. Auch er hatte seine eigenen Pläne mit Jacova de' Conti. Wenige Tage später ließ er sie unter Bedeckung von Dienern und Bewaffneten in einer Sänfte aus dem Kloster der Karmeliterinnen in eines seiner Wohnhäuser im Borgo-Viertel führen.

Sie wurde mit allen Ehren der Herrin des Hauses empfangen.

Und Rom sah bald in Madonna de' Conti die anerkannte Geliebte des Grafen Riario.

Die Verhandlungen des päpstlichen Gerichtshofs gegen den Protonotar Lorenzo Colonna nahmen ihren Anfang.

Colonna war der Rebellion gegen seinen obersten Herrn, gegen die heilige Macht der Kirche angeklagt.

Er vermochte nur, sich auf sein Recht zu berufen, auf die Artikel hinzuweisen, die zwischen ihm und den Orsini über die Rückgabe der Grafschaft Alvi aufgestellt waren. Doch der Gerichtshof ließ die Rechtmäßigkeit dieser Artikel nicht gelten. Es waren aber noch andere Unstimmigkeiten, um derentwillen der Gefangene inquiriert wurde.

Ein Briefwechsel war entdeckt worden zwischen ihm und seinem Vetter, dem Kardinal Colonna, in dem freilich der Kardinal den Protonotar ermahnte, der getreue Diener des Papstes, seines Herrn, zu sein, in dem aber auch dunkle Worte fielen über geheime Machenschaften, die schärfsten Verdacht erregten. Vermaß sich der Protonotar, gleich seinem Ahnherrn Stefano Colonna, eine Verschwörung gegen die päpstliche Macht zu bewerkstelligen? Ließ ihr aufrührerisches Blut die Colonna nicht ruhen? Hatten sie gar Verbindungen angeknüpft mit feindlichen Mächten, mit deren Hilfe sie Sixtus und die Orsini zu bewältigen hofften, um die Herrschaft über Rom an sich zu reißen?

Der Name des Kardinals Colonna wurde in gefährlicher Weise in den Prozeß hineingezogen, und für den, der klar sah, war es der Kurie unzweifelhaft darum zu tun, sich auch dieses Colonna zu entledigen, auch in ihm das Geschlecht zu brandmarken.

Der Kardinal, dem Protonotar gegenübergestellt, vermochte nur auszusagen, daß es sich bei dieser Erwähnung heimlicher Machenschaften nur um Gerüchte gehandelt habe, deren Grundlosigkeit sein Vetter ihm bald erwiesen.

Auch der Protonotar wies jeden Anwurf, der ihn verräterischer Heimlichkeiten bezichtigte, zurück.

Es war dem Gerichtshof darum zu tun, schnelles Gericht zu üben, allen rebellisch Gesinnten ein mahnendes Beispiel vor Augen zu führen. Hinter seinen Fragen stand die Folter.

Graf Riario erfuhr durch seine Späher, Madonna de' Conti habe einen Diener in das Haus der Tullia Colonna gesandt, der der Greisin Wein, Früchte und andere Gaben überbrachte. Solche Fürsorge an einer greisen, kranken, vom Unglück verfolgten Verwandten blieb verzeihlich. Doch Graf Riario suchte, die Vorliebe seiner Geliebten für die Colonna sich dienstbar zu machen.

Er stellte sich, als sei ihm daran gelegen, dem Protonotar das Leben zu retten. Er schlug Jacova vor, er wolle ihr gestatten, Lorenzo Colonna im Gefängnis aufzusuchen, wenn sie hingegen versuchen wolle, dem Gefangenen sein Wissen über eine geheime Verschwörung zu entlocken. Denn man hoffe, mit seinen Aussagen den Kardinal Colonna bloßzustellen, um dessen Entlarvung und Bestrafung es dem Gericht in der Hauptsache zu tun sei. Lorenzo Colonna könne durch rechtzeitige Ehrlichkeit in dieser Sache sein Leben retten.

„Was den päpstlichen Räten nicht zu erfragen gelingt, mag von einer schönen und klugen Base eher ans Licht gebracht werden“, fügte der Riario hinzu mit einem seiner lächelnden, stechenden Seitenblicke.

Daß Lorenzo Colonna schon den ersten Grad der Folter erlitten hatte, ohne sich ein Geständnis erpressen zu lassen, verschwieg er.

Jacova, weit davon entfernt, der Darstellung des Riario Glauben zu schenken, ergriff doch freudig die Gelegenheit, Colonna in seinem Unglück zu sehen und ihm Gutes zu tun. Sie versprach, ganz nach den Absichten des Gerichts zu handeln.

Heimlich aber verschaffte sie sich unverzüglich ein Mönchsgewand, Feilen und Eisen, die zum Zersägen und Brechen von Fesseln und Schlössern dienen konnten.

Und als Riario ihr ankündigte, daß ihr der Weg in die Gefängnisse der Engelsburg geebnet sei, umwickelte sie ihren Leib unter dem eigenen Gewand mit der Mönchskleidung und verbarg darin die Werkzeuge.

Der Kommandant der Engelsburg empfing Madonna de' Conti mit ausgesuchter Höflichkeit. Er geleitete sie selbst an das Tor, das zu den Gefängnissen führte, und gab dem Kerkermeister erneute Anweisung.

Der dunkle Gang zwischen den wuchtigen Mauern führte abwärts in die Tiefe. Jacova schauderte. Unwillkürlich tauchten die wohnlichen Räume, die üppigen Ruhelager vor ihr auf, die Riario zu ihrer Verfügung hielt.

An einer der niedrigen, schweren Eisentüren hielt der Kerkermeister, öffnete die Riegel und Schlösser und ließ die Dame eintreten.

Er warf einen Blick auf den Gefangenen, der teilnahmlos auf seinem Stroh lag, dann zog er sich zurück.

Halbes Licht fiel durch ein hohes, schmales, vergittertes Fenster.

Jacova suchte, den Liegenden, den ein schwarzer Mantel bedeckte, zu erkennen. Ihre Augen mußten sich an die Dämmerung gewöhnen.

Der Gefangene hob langsam, müde den Kopf, als er einen Menschen im Raum spürte.

Jacova sah ein bleiches, unirdisches Gesicht, um das Haar und Bart verwildert standen. Sie fühlte ihr Herz wie von einem Eisen durchdrungen.

„Lorenzo!" schrie sie unterdrückt auf und sank vor dem Liegenden in die Knie.

Colonna sah sie mit erloschenen Augen an, wie einer, der nicht mehr bei Sinnen ist. Langsam dämmerte ihm Begreifen auf.

„Jacova, Ihr?" fragte er mit matter, kraftloser Stimme, in der Zweifel und Glück zitterten.

„Lorenzo," flüsterte Jacova, die ihr Grauen, ihre Fassungslosigkeit zu betäuben suchte, nur auf seine Rettung bedacht, „Lorenzo, schnell, verbergt, was ich Euch gebracht habe."

Und mit raschen Griffen öffnete sie ihr Kleid, wand die Mönchskutte, in der die Werkzeuge eingenäht waren, darunter hervor und schob sie unter das Strohlager.

„Es sind Feilen und Eisen darin," flüsterte sie ihm zu, „paßt eine Gelegenheit ab, so könnt Ihr Eure Fesseln durchsägen und in der Kutte entfliehen."

Er hörte kaum auf das, was sie sagte, sah sie nur stumm, glückverloren an.

„Hört Ihr, Lorenzo," drängte sie, „Feilen sind in der Mönchskutte. Ihr müßt Eure Fesseln durchsägen", wiederholte sie, als wolle sie einem Schwerhörigen Worte einprägen.

Aber da streckte er, langsam begreifend, aus den schwarzen Falten des Mantels seine Hände hervor. Die Nägel waren blutunterlaufen, die Finger starr, die Gelenke haltlos, ausgerenkt.

Colonna schüttelte müde den Kopf.

„Ich kann nicht mehr, Jacova", sagte er nur.

Ein Tränenstrom brach aus ihr los. Mitleid, Schmerz, Scham und Grauen erschütterten sie.

Sie warf sich über die armen, gefolterten Hände, berührte sie mit den Lippen, streichelte sie.

Und dann nahm sie seinen Kopf in ihre Arme, legte ihn an ihre Brust, streichelte seine Schläfen, küßte seine Stirn.

Der Kerkermeister spähte prüfend durch das versteckte Guckloch in der Tür, wie ihm geheißen worden war.

Da sah er das Weib kniend, den Kopf des Gefangenen an ihre Brust drückend. Ihr Kleid war aufgesprungen, und die Weiße der Haut schimmerte hervor.

Hohn spielte in dem rohen, verbissenen Gesicht des Mannes.

Er hörte Schritte im oberen Gang und trat zurück. Seine Lippen zerdrückten einen Fluch. Weiberzeug! Das verstand sich auf die scharfe Frage, feiner, eindringlicher als Gericht und Henker! —

Jacova stieß in stammelnden, schnellen Worten hervor, was der Riario ihr aufgetragen. Sie flehte Colonna an, zu sprechen, wenn er irgendein Geheimnis bewahre, das ihn retten könne.

Aber der Protonotar schüttelte nur still den Kopf.

„Mich rettet nichts mehr, Jacova", sagte er. „Das sind nur Listen, Machenschaften, die den Kardinal mit mir ins Verderben ziehen sollen. Sie möchten die Colonna Kopf um Kopf ausrotten. Ich habe kein Geheimnis zu offenbaren — es sei denn — —"

Er drückte seine Lippen auf ihre Hände, zog ihren Kopf zu sich hinunter.

Draußen klangen Schritte, Stimmen.

„Grüßet meine Mutter!" flüsterte Colonna.

Er ließ sich auf das Lager zurückfallen und zog den Mantel über sich. Jacova war aufgesprungen.

Sie hüllte sich in ihren Umhang und trat dem Kommandanten entgegen, der kam, um sie zurückzugeleiten.

Am Ausgang der Festung, wo die Sänfte ihrer wartete, verneigte sich der Offizier höflich. Aber seine Augen drückten eine Sprache aus, wie sie der Weiblichkeit von der Art dieser de' Conti verständlich war.

Jacovas Züge erstarrten hochmütig.

In der Sänfte sank sie haltlos in sich zusammen. Mitleid und Scham vernichteten sie.

Am Abend suchte Graf Riario sie auf. Sie mußte ihm mitteilen, daß es ihr nicht gelungen war, dem Gefangenen ein Geheimnis zu entlocken.

Riario zuckte die Achseln.

„So wird ihn die Folter zum Sprechen bringen."

Er übersah ihre angstvollen, gequälten Augen und winkte einem Diener.

„Ich ließ dir einige Blüten aus meinen Gärten pflücken."

Der Diener brachte eine silberne Platte und stellte sie vor die Frau hin. Golden tropfende Ranken lagen auf braunem Grund.

Jacova erkannte in dem braunen, gefalteten Wolltuch die Mönchskutte, die sie unter Lorenzo Colonnas Strohlager versteckt.

Sie wurde blaß, blickte an Riario vorbei und warf in schweigendem Stolz den Kopf in den Nacken.

Er trat dicht an sie heran.

„Hüte dich!" raunte er drohend. „Ich kenne dich!"

Dann befahl er, den Dienern zugewendet, Musik.

Er hatte vor, mit Madonna de' Conti zu tafeln und die Nacht zum Fest zu machen.

*

Der Prozeß des Protonotars zog sich durch Wochen hin. Der Gefangene wurde mehrere Male der Folter unterworfen, bis sein Geist und sein Körper zuletzt so gequält und geschunden waren, daß der Gefolterte, des Sinnes seiner Worte nicht mehr bewußt, mit seinen Antworten die Richter befriedigte.

Am letzten Tage des Juni 1484, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, wurde der Protonotar Lorenzo Colonna auf Befehl Seiner Heiligkeit, Papst Sixtus' des Vierten, auf dem Hofe der Engelsburg durch das Beil vom Leben zum Tode gebracht.

Bei der Hinrichtung gegenwärtig waren ein Senator und der Kriminalrichter. Am Gittertor des Hofes wandte sich der Gefangene zu den Söldnern und sagte mit ruhiger, wenn auch entkräfteter Stimme:

„Saget es weiter: die entsetzliche Folter hat mich Dinge aussagen lassen, die unwahr sind. Ich sterbe unschuldig."

Der Kriminalrichter aber verlas im Hof vor den versammelten Söldnern das Urteil.

Und ehe sie ihn ergriffen, um sein Haupt auf den Block zu legen, sprach der Verurteilte noch einmal:

„Ich binde es euch allen auf eure Gewissen: gehet und sagt es weiter in Rom, daß die Dinge, die ich auf der Folter aussagte, nicht die Wahrheit sind. Ich will nicht, daß irgend jemand um meinetwillen leide." (Chronik des Infessura, übersetzt von H. Hefele.)

Und als die Söldner ihm die Hände binden wollten, wehrte er ab, ging auf das Gerüst zu, auf dem der Block stand, und ließ sich, auf seine Hände gestützt, nieder.

Die Blicke erhebend, rief er innig:

„In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist!"

Und darauf rief er dreimal den Namen Jesu Christi.

Als aber der dritte Anruf noch auf seinen Lippen war, trennte das Beil den Kopf von den Schultern.

Sie legten seinen Leichnam in einen hölzernen Sarg und trugen ihn nach der Kirche St. Maria Traspontina.

Gegen Abend kamen Mönche und Priester mit brennenden Fackeln und begleiteten den Sarg in feierlich-stillem Zuge unter Gesängen und Gebeten nach der Kirche Santi Apostoli, in der die Grabkapelle der Colonna war.

Dort bahrten sie ihn auf und öffneten den Sarg noch einmal, so daß man den Toten sehen konnte, wie er dalag, von der Folter grausam entstellt.

Es kam aber eine schwarz verschleierte Frau, die salbte die zerschundenen Glieder des Colonna und hüllte seinen Körper, dem der Henker ein Wams aus grobem, schlechtem Zeug angezogen, in weiche, kostbare Tücher. Und sie streute Blumen über den Toten und entzündete der Madonna über dem Altar der Colonna zwei große Kerzen. Hierauf betete sie lange.

Dann ging sie, und keiner kannte sie, da sie dicht verschleiert war. Nach ihr aber kam, von Dienern gestützt, die greise, gelähmte Mutter des Colonna und weinte über dem toten Sohn.

Aber sie schien nicht zu wissen, wen sie beweinte, denn sie nannte einmal den Namen ihres Gatten, dann wieder den ihres frühverstorbenen Sohnes, und ihre Blicke sahen glanzlos in den Kerzenschimmer.

Ihre zusammengefallenen Lippen aber murmelten vor sich hin:

„Sie hassen die Colonna — sie hassen die Colonna."

Seiner Heiligkeit, Papst Sixtus dem Vierten, aber gelang es, unter seinem Pontifikat die Colonna von den hohen Würden und Ämtern auszuschließen und solche einzig den Riario und den Orsini zuzuwenden.

Marino mußte sich den päpstlichen Truppen unterwerfen, und die Felder, die Gärten und Weinberge der Colonna wurden von den Söldnern der Orsini mutwillig verwüstet.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Sprache der Bienen. Schon längere Zeit hat man sich mit dem „Farbensehen" der Bienen beschäftigt. Während C. v. Heß die Bienen für vollkommen farbenblind angesprochen hat, beweisen die neuerdings abgeschlossenen langjährigen Untersuchungen von K. v. Frisch, daß die Bienen nur rotblind sind, dafür aber für ultraviolette Strahlen, die das menschliche Auge nicht wahrnehmen kann, sehr empfindliche Augen besitzen. Ähnlich dürften die Verhältnisse bei sehr vielen blütenbesuchenden Insekten liegen, so daß das Fehlen der roten Farbe in der einheimischen Flora eine interessante Erklärung findet. Wenn die Bienen auch „Farbe" sehen, so unterscheiden sie trotzdem die feinen Abstufungen der Blütenfarben, die Schattierungen, nicht. Wenn eine Biene tagelang ein und dieselbe Blütenpflanze befliegt, wie es die Regel ist, so wird sie hauptsächlich durch den spezifischen Blütengeruch geleitet. Die Fähigkeit, verschiedene Blütendüfte zu unterscheiden, ist bei den Bienen nicht größer als beim Menschen. Dagegen besitzen sie aber ein besseres Geruchsgedächtnis. Der Blütenduft wird den Sammlern direkt zum Merkzeichen. Und mit Hilfe dieses Duftes verständigen sich die Insassen eines Stockes miteinander ebensogut wie wir durch die Sprache des Mundes. Wenn nämlich eine Biene auf ihrem Erkundungsflug eine futterreiche Blüte gefunden hat, so vollführt sie nach ihrer Rückkehr in den Stock phantastische Tänze, erregt die Aufmerksamkeit ihrer Volksgenossen und wird nun von allen Seiten mit den Fühlern berochen. Der Geruch prägt sich dem Gedächtnis aller ausfliegenden Bienen so gut ein, daß sie ohne Anführung mit absoluter Sicherheit die betreffende Futterquelle finden, indem sie dem während des Tanzes der ersten Finderin „gelernten" Duft einfach nachgehen, ohne sich von anderen Düften irgendwie ablenken zu lassen. Die Duftsprache der Bienen verfügt aber noch über andere Ausdrucksformen. Es fällt nämlich auf, daß reich fließende Futterquellen von zahlreichen Tieren aufgesucht werden. Läßt der Reichtum nach, so nimmt auch die Zahl der Besucher ab. Der Vorgang ist so zu erklären, daß die arbeitenden Genossen ein Duftorgan in Tätigkeit setzen, solange große Nahrungsmengen vorhanden sind. Dieser Duft sagt den Ankömmlingen: Hier ist etwas zu holen! Läßt die Nahrungsquelle nach, so unterbleibt das Ausstülpen des Organes, und das heißt dann in der Bienensprache: Fliegt weiter. Hier ist nichts mehr zu holen. — Neben Nektarsammlern gibt es Insassen eines Stockes, die Pollen eintragen. Der Pollenstaub hat ebenfalls einen spezifischen Geruch, der von dem Blütenduft ein und derselben Pflanze verschieden ist. Es zeigt sich, daß auch die mit Pollen beladene Biene im Stock einen Tanz aufführt, während dessen Verlauf sie ihren Genossen ihre mit Pollenstaub bepackten Sammelbeine „um die Fühler schlägt", um ihnen den Pollenduft recht handgreiflich ins Gedächtnis einzuprägen. Experimente haben gezeigt, daß auch diese „Sprache" glänzend verstanden wird.
Prof. H. v. Lengerken, Berlin.

Verwickelte parasitäre Verhältnisse im Tierreiche. Die Blattläuse sind wegen ihrer Schädlichkeit für die Nutzpflanzen bei deren Züchtern wenig beliebt. Glücklicherweise wird ihre bei Ungestörtheit ungemein starke Vermehrung dadurch gehemmt, daß sie für viele Tiere eine leckere Speise bilden und arg von Parasiten heimgesucht werden. Ihr wichtigster Parasit ist ein zur Gattung der Schlupfwespen gehöriges Insekt, der Aphidius. In einer Blattlauskolonie wird man fast immer einige regungslose Individuen von brauner Farbe und aufgedunsenem Aussehen bemerken. Unter der Lupe erkennt man, daß es ausgehöhlte Blattlausleiber sind, die eine kreisrunde Öffnung zeigen. Diese Öffnung hat ein Aphidius, der Zerstörer der Blattlaus, gemacht. Das Aphidius-Weibchen legt sein Ei in einer Blattlaus ab, indem es seinen spitzen Unterleib in diese hineinbohrt. Auf diese Weise bringt es in 34 Blattläusen je ein Ei unter. Schon am nächsten Tage schlüpft die Aphidius-Larve im Blattlausleibe aus. In raffinierter Weise verspeist sie erst die lebensunwichtigsten Teile ihres unfreiwilligen Quartiergebers, wie die Eierstöcke und Fettreserven. Erst, wenn sie vollentwickelt ist, was etwa eine Woche dauert, gibt sie ihrem Wirte den Gnadenstoß, indem sie rasch seine Eingeweide und sein Nervensystem verzehrt. Dann spinnt sie sich in der ausgehöhlten Haut ein und verläßt diese drei Wochen später als Schlupfwespe. Die Schlupfwespe ist also für die Nutzpflanzen als Zerstörer der Blattlaus nützlich. Aber ihr selbst wird von Parasiten nachgestellt, die man in deren Verhältnis zur Blattlaus als Hyper-, d. h. Überparasiten, bezeichnet. Die Schlüpfwespen, die selbst zur Gattung der Hymenopteren oder Hautflügler gehören, sind dem Parasitismus dreier anderer Hautflüglerarten unterworfen. Der erste dieser Hautflügler ist die zu den Cynipoiden gehörige Charips. Das Charips-Weibchen sucht sich in einer Blattlauskolonie mit untrüglichem Instinkt eine Blattlaus aus, in die eine Schlupfwespe ein Ei abgelegt hat, und legt ihr Ei daneben. Das Schlupfwespenei wird dadurch in seiner Entwicklung nicht gestört. Erst, wenn die Schlupfwespenlarve sich verpuppt hat, kriecht die Charips-Larve aus und beginnt, die Schlupfwespenpuppe von innen heraus zu verzehren. Dann geht sie in dem von dieser gesponnenen Kokon selbst in den Puppenzustand über. Die beiden anderen Hymenopteren, Lygocerus und Asaphes, legen ihre Eier außen an der Aphidius-Puppe ab. Die auskriechenden Larven beißen die Puppe durch, verspeisen ihr Inneres und puppen sich dann in deren Kokon ein. Diese drei Hymenopteren sind also im allgemeinen für die Nutzpflanzen schädlich, weil sie die Feinde der Blattlaus vernichten und dadurch indirekt zur Vermehrung der letzteren beitragen. Die Verhältnisse zwischen diesen verschiedenen Parasiten sind aber sehr viel verwickelter, als es zunächst scheint; denn es kommt vor, daß eine von einem Aphidius befallene Blattlaus von zwei oder gar von allen drei der genannten Hyperparasiten heimgesucht wird. Charips wählt sich zur Eiablage zwar immer eine Blattlaus, die noch keinen anderen Hyperparasiten beherbergt, nicht so dagegen Lygocerus und Asaphes. Treten sie zu einem anderen Überparasiten hinzu, so werden sie zu Epi-, d. h. Nebenparasiten. Das Ergebnis hängt von den Umständen ab. Eine Charips-Puppe wird stets von Lygocerus oder Asaphes gefressen. Treten Lygocerus und Asaphes miteinander in Wettbewerb, so ist meist die zuerst abgelegte Larve beim Auskriechen der anderen bereits so entwickelt, daß sie letztere ohne Schwierigkeit verschlingt. Sind beide gleich stark, so reicht die Aphidius-Puppe für ihre gemeinsame Ernährung nicht aus, und beide gehen zugrunde. Oft aber wird auch Asaphes durch eine später hinzugekommene Asaphes oder Lygocerus bezwungen, wogegen Lygocerus sich stets gegen Neuankömmlinge zu verteidigen weiß. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Hyperparasiten durchaus nicht immer die Vermehrung der Blattläuse begünstigen, da sie sich zum Teil gegenseitig vernichten. Die genaue Kenntnis dieser parasitären Verhältnisse ist von großer praktischer Bedeutung. Besonders die Amerikaner haben sich ihrer schon mit bestem Erfolge bedient. Vor einigen Jahren gelangte die Mittelmeerobstfliege nach Hawai, wo sie großen Schaden anrichtete. Darauf führten die Amerikaner drei Parasiten dieser Fliegen zu deren Bekämpfung ein. Diese Einführung erwies sich als erfolglos. Ein eingehendes Studium ergab, daß zwei dieser Parasiten Epiparasiten des dritten und der erste Epiparasit des zweiten war. Erst nachdem man die Epiparasiten entfernt hatte, erhielt der allein zurückbleibende Parasit die Fähigkeit, erfolgreich sein Werk zu verrichten.
Prof. Dr. W. Anderssen.

Zur Besonderheit des kindlichen Kraftwechsels. Die Zellen unseres Organismus werden zu ihrer Lebenstätigkeit befähigt durch dauernde Ernährung auf dem Wege der Blutversorgung. Das Herz muß sein Schlagvolumen entsprechend häufig entleeren, um den Ansprüchen an Nahrungsstoffen und Sauerstoff zu genügen. Dieses Schlagvolumen — die Größe der bei jeder Herzkontraktion beförderten Blutmenge —

steht lebenslang in bestimmtem, ziemlich gleichbleibendem Verhältnis zum Körpergewicht. Nun vermehren sich aber die Ansprüche des Grundumsatzes bei einem wachsenden Individuum nur nach der zweiten Potenz, während das Schlagvolumen sich nach der dritten Potenz vermehrt. Hätte also der Erwachsene gleich hohe Pulszahl wie das Kind, so würden seine Gewebe überreich mit Nahrungs- und Sauerstoff versorgt werden; um diese unrationelle Haushaltführung zu vermeiden, setzt der größere Organismus dem kleineren gegenüber die Pulsfrequenz herab. — Daß Tätigkeit den Stoffwechsel steigert, ist längst bekannt — unbekannt aber war, ob die Steigerung bei Kindern und Erwachsenen im gleichen Verhältnis vor sich geht. Durch neue Untersuchungen, die Dr. Helmreich an Kindern im Alter von 3 bis 16 Jahren durchführte, ließ sich feststellen, daß die Steigerung des Ruheumsatzes durch körperliche Betätigung bei den kleinsten 20—25 Proz. betrug, bei den größten 80—100 Proz.; demnach ist der Aufwand für eine verhältnismäßig gleich große Leistung um so größer, je größer der Organismus ist. Die täglich zu leistende Muskelarbeit stellt also an den Gesamtstoff- und Kraftwechsel des Kindes weit geringere Anforderungen als an den des Erwachsenen — deshalb kann der kindliche Organismus den ihm zugeführten Nahrungsstoff hauptsächlich zu Wachstum bzw. Gewichtsansatz verwenden. So ist es auch verständlich, daß das Kind im Spielalter sich fast dauernd in Bewegung befinden kann, ohne sonderlich zu ermüden — eine Leistung, die einem Erwachsenen nicht ohne weiteres gelingt. S. Hupfer.

Nadelstiche in die Erdkruste. Der Fortschritt der Eisenbahn- und Bergbautechnik erforderte es, in die Tiefe der Erdkruste vorzudringen, und in Tunnelbauten und Bohrlöchern sind uns sehr viele Einblicke in den Bau der Erdkruste gestattet worden. Aber alle diese Tunnelbauten und Bohrlöcher gleichen im Verhältnis zur Dicke der Erdkruste nur Nadelstichen. Der St.-Gotthard-Tunnel führt nur 1700 m unter die Erdoberfläche der Alpen. Der Simplontunnel reicht 2000 m unter die heutige Erdoberfläche. Dabei muß man beachten, daß diese Tiefen nur relativ sind, denn die Sohle des Simplontunnels führt auf 600 m Höhe hin. Die tiefsten Bohrungen liegen in der Nähe von Lieth bei Altona mit 1259 m, bei Sperenberg unweit Berlin mit 1273, in Schladebach bei Merseburg mit 1748, in Paruschowitz bei Rübnick in Oberschlesien mit 2003 und bei Czuchow Czerwionka in Oberschlesien mit 2239,7 m. Wenn man mit diesen Zahlen das Mittel des Erdradius bei 6357 km am Pol und 6378 km am Äquator mit 6367 km ins Verhältnis setzt, dann ist das tiefste Bohrloch nur $^1/_{2842}$ des Erdradius. Das würde auf einem Globus von 2 m Durchmesser einem Nadelstich von 0,35 mm Tiefe gleichkommen. Diesen sogenannten Nadelstichen wird eine Ergänzung in den größten Höhen und Tiefen der Erdkruste, die sich die Natur selbst geschaffen hat, an die Hand gegeben. Der höchste Berg Mitteleuropas, der Montblanc, ist 4610 m hoch, der höchste Berg der Erde, der Mount Everest, 8840 m. Auf dem Festland liegt die tiefste Stelle im Kaspisee, dessen Spiegel —26 m hoch liegt, und dessen Bodentiefe —1184 m beträgt. Das Tote Meer liegt mit seinem Spiegel —392 m und mit seiner Bodentiefe — 800 m unter dem Meeresspiegel. Die bisher einwandfrei gemessenen größten Meerestiefen sind die Penguin- oder Kermadektiefe südlich der Tongainseln mit —9427 m, die Nerotiefe südlich der Marianeninsel Guam mit —9636 m und die Tiefe vor der Ostküste der Philippineninsel Mindanao mit —9788 m. Wenn man die Höhe des Mount Everest mit dem Mittel des Erdradius vergleicht, dann macht sie nur $^1/_{720}$ und die Tiefe bei Mindanao nur $^1/_{650}$ aus. Trägt man die Höhe des Mount Everest auf unseren gedachten Globus auf, dann macht die Erhebung dort 1,4 mm, während die größte Meerestiefe nur in einer Vertiefung von 1,53 mm zur Geltung kommt. Rudolf Hundt.

Das Bergin-Verfahren. Den Andeutungen zufolge, die Geheimrat Duisberg kürzlich machte, scheinen wir in bezug auf unsere Kohlenwirtschaft an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Die „Verflüssigung der Kohle" soll nunmehr in großem Maßstabe zur Tatsache werden. Es handelt sich hierbei um das „Bergin-Verfahren", das seinen Namen vom Erfinder, Dr. Friedrich Bergius in Heidelberg, ableitet. Will man die Bedeutung dieses Verfahrens in ihrem vollen Umfange ermessen, so muß man sich folgendes vor Augen halten. Wir nutzen unsere Kohle in althergebrachter Weise fast ausschließlich dadurch aus, daß wir sie verbrennen. Diese Art der Ausnutzung ist aber eine äußerst schlechte. Nur ein geringer Teil der in der Kohle enthaltenen Energie wird dabei in Wärme umgesetzt. Bessere Ergebnisse erhält man bei der Verkokung, entstehen doch hierbei Gas, Teer und eine Reihe sonstiger wertvoller Produkte. Aber auch die Verkokung stellt in der bisherigen Art ihrer Ausführung noch nicht das Ideal dar. Man hat sie bereits verbessert und arbeitet weiter an ihrer Vervollkommnung. Die Ziele, die es hierbei zu erreichen gilt, sind ähnlich wie bei dem Bergin-Verfahren. Die Kohle enthält zahlreiche Kohlenwasserstoffe, also Verbindungen aus Kohlenstoff und Wasserstoff, von verhältnismäßig hohem spezifischen Gewicht. Immer mehr aber stellen sich unsere Betriebe auf den Verbrauch leichterer Kohlenwasserstoffe um, die man in Benzinmotoren, in Dieselmotoren, in anderen Kraftmaschinen und in Ölfeuerungen ausnutzt. Deutschland ist genötigt, diese leichteren Kohlenwasserstoffe aus dem Auslande zu beziehen. Die Entwicklung des Automobilismus sowie der Siegeszug des motorischen Antriebs steigern den Verbrauch derartiger Kohlenwasserstoffe gewaltig. Durch das Bergin-Verfahren werden sie aus der Kohle gewonnen. Die Grundlage dieses Verfahrens ist sehr einfach. Man lagert an die spezifisch schwereren Kohlenwasserstoffe der Kohle das spezifisch leichteste aller Gase, den Wasserstoff, an. Durch diese Anlagerung entstehen spezifisch leichtere Kohlenwasserstoffe, entstehen vor allem Benzin, Benzol, Treiböl für Dieselmotoren usw. Das Bergin-Verfahren ist also ein reines Additionsverfahren, durch das Wasserstoff an schwerere Kohlenwasserstoffe hinzuaddiert wird. Diese Addition macht aber in der Technik einige Schwierigkeiten. Bereits im Jahre 1918 war das Bergin-Verfahren in seinen Grundzügen durchgebildet. Aber erst jetzt ist man so weit, es in größerem Maßstabe in den technischen Betrieb überzuführen. Um die Anlagerung des Wasserstoffs zu bewirken, sind nämlich eine ziemlich hohe Temperatur sowie ein hoher Druck nötig. Der verwendete Apparat besteht aus zwei wagerecht ineinander gelagerten Kesseln. Im inneren Kessel geht die eben gekennzeichnete Reaktion vor sich. Er ist, da er einen starken Druck aushalten muß, aus dickem Stahlblech hergestellt. Der äußere Kessel braucht nicht in dem Maße druckfest zu sein wie der innere. Er besteht daher aus dünnem Stahl. Die zu verflüssigende Kohle wird in staubförmigem Zustand und unter Zusatz von etwas Mineralöl in den inneren Kessel gegeben. Hier wird sie unter ständigem Umrühren der Einwirkung des Wasserstoffs ausgesetzt. Dabei wird der Druck bis zu 200 Atmosphären gesteigert und der Inhalt des Kessels auf etwa 400 Grad erhitzt. Die Erhitzung wird dadurch vorgenommen, daß man in den Zwischenraum zwischen den beiden Kesseln heiße Gase einströmen läßt, die ihre Temperatur an den inneren Kessel abgeben. Diese Heizgase unterliegen einem Kreislauf. Sind sie durch den Zwischenraum hindurchgegangen, so werden sie von neuem erhitzt und dann wieder zwischen den Kesseln hindurchgepumpt. Auch der Wasserstoff ist einem ähnlichen Kreislauf unterworfen. Mit Hilfe einer Kreiselpumpe wird er in den inneren Kessel hineingetrieben. Das, was sich hier nicht an die Kohle anlagert, wird durch die gleiche Kreiselpumpe wieder herausgesaugt und, durch neuen Wasserstoff ergänzt, wiederum in den Kessel gepumpt. Der aus dem Kessel entweichende überschüssige Wasserstoff reißt die entstandenen leichteren Kohlenwasserstoffe mit sich. Er geht auf seinem Wege nach der Pumpe durch einen Kühler hindurch, in dem die neuen Kohlenwasserstoffe abgeschieden werden. Zur Durchführung des Bergin-Verfahrens lassen sich sowohl Steinkohle wie Braunkohle verwenden. Die wirtschaftliche Bedeutung dieses Verfahrens liegt in der besseren Ausnutzung der Kohle sowie darin, daß es Deutschland vom Bezug seiner wichtigsten Betriebsstoffe aus dem Auslande freimacht. Außerdem wird man in immer weiterem Umfange von der Verfeuerung der Kohle zum motorischen Betrieb und zur Ölfeuerung übergehen. Dr. Albert Neuburger.

Literatur und Kunst.

Das Exotische in der neueren Literatur. Eine Zeit, die wie die unsere die ganze Erde entdeckte und bezwang, mußte die nach immer neuen Stimmungen und Situationen suchenden Dichter zu einer exotischen und kolonialen Literatur führen, die sich, bei der sachlicheren Einstellung unseres Schrifttums zur Wirklichkeit, von der Romantik früherer Abenteuer- und Reiseromane sehr merklich unterscheidet. Rudyard Kipling mit seiner gewandten Technik machte den Anfang und führte uns in seinen farbigen und pointierten Erzählungen die Szenerie Indiens und anderer englischer Kolonien vor. Viele folgten ihm, Robert Louis Stevenson mit seinen poetischen Bildern und Legenden der Südsee, Pierre Loti mit seiner träumerischen Exotik, die Japan und das Nordmeer, Algier und Marokko, den nahen und den fernen Orient schilderte, der Däne J. V. Jensen mit vortrefflich erzählten, eigentümlich geschauten und spannungsreichen Novellen und Romanen. Bei uns hat Hans Grimm in seinen „Südafrikanischen Novellen" (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) und im „Gang durch den Sand" (Albert Langen, München) den verlorenen deutschen Kolonien ein dichterisches Denkmal gesetzt, das viel zu wenig bekannt ist, und seine Bücher sollten um so mehr gelesen werden, als sie weit tiefer und inniger sind als die bei aller Farbe und Geschicklichkeit stets im Feuilletonstil gehaltenen Erzählungen Kiplings. Der Größte aber ist Joseph Conrad mit seinen übermächtigen, stimmungs- und schicksalsschweren Dichtungen aus allen Meeren. Seine Werke sind eine sprachliche Merkwürdigkeit wie die Anthony Hamiltons oder Chamissos, denn er war Pole, Josef Konrad Karzeniowski sein wirklicher Name. Er ging als Kind zur See und schrieb Jahrzehnte später seinen ersten Roman „Allmayer's Folly" in englischer Sprache, nachdem er sich, nach einigem Zögern, für diese und nicht für die französische entschieden hatte. Er starb im vorigen Jahr, von den besten Kritikern als der erste englische Schriftsteller der Zeit anerkannt. Neuerlich werden uns die Schriften des Amerikaners Jack London in deutscher Sprache vorgelegt. Wenn er an künstlerischer Vollendung hinter Conrad, Stevenson oder Grimm zurückbleibt, so

ist es, weil ihn die Tatsachen zu sehr im Banne halten. Er berichtet mehr, als daß er gestaltet. Er hat ungeheuer viel erlebt und gesehen; die Zahl seiner Bücher ist groß. Seine Erzählungen aus der Südsee sind voll Farbe und wilden Humors; er kennt das Meer und die Wälder; Haifische und Menschenfresser sind ihm vertraut; vor allem kennt er Alaska und Klondike, das harte Leben der Goldsucher in den ewigen Wintern des Polarkreises, das er meisterhaft darstellt. Aus seinem eigenen Landstreicherleben in den Vereinigten Staaten von Amerika berichtet er Merkwürdiges und Erschütterndes. Er schreibt mit tiefer Menschlichkeit und starker sittlicher Überzeugung; seine Schriften sind vielfach Anklagen, sollen soziale Schäden aufdecken und abschaffen helfen, wie die Romane von Charles Dickens so häufig taten. Der Inhalt ist oft schrecklich, so in dem Roman „Michael", der gegen die Zirkusdressur gerichtet ist, der Geschichte eines Airedale-Terriers, mit einer Einfühlung in die Tierseele, die nicht so märchenhaft gefärbt ist wie die Kiplings. Und wenn die Zustände in dem kalifornischen Zuchthaus von St. Quentin nur halb so fürchterlich sind, wie sie in dem Buch „Die Zwangsjacke" geschildert werden, so ist in dem amerikanischen Paradies für alle Höllengreuel gesorgt. Die bisher in deutscher Übersetzung erschienenen Bände: „Südseegeschichten" und „Abenteuer des Schienenstrangs" sind im Gyldendal-Verlag in Berlin erschienen, von Erwin Magnus gut übersetzt.

Federn.

Überlieferung. Gegenüber dem bolschewistischen Gedankenkreis mit dem Willen zur Vernichtung alles Überlieferten wird von der Gegenseite stärker als je die Tradition betont. Überlieferung — Väterart wirkt, ohne daß wir es oft ahnen, in unserem Blute, und viele unserer Entschlüsse werden gelenkt von den unterbewußten Antrieben aus vergangenen Geschlechtern. Doch Tradition darf nicht veralten. Wie ein Baum auf altem Stamm jährlich neue Blüten und Triebe trägt, so darf Überlieferung nicht Wiederholung vergangener Sitte und Art bedeuten, sondern Erneuerung des Sinnes der Vergangenheit. Es wäre töricht, um der Wiederbelebung handwerklicher Art willen die Fabriken niederzureißen, sondern der Arbeiter in der Fabrik muß zu seiner Arbeit in das Verhältnis des Handwerkers treten. Der Bolschewist sagt: „Diese Fabrik ist veraltet, sie muß von Grund aus

Der größte Schuft von Mitteleuropa.

Von Roda Roda.

Sollte einmal durch öffentliche Abstimmung der größte Schuft von Mitteleuropa gesucht werden: ich weiß, auf wen ich mit lautem Zeigefinger weisen werde.

Die Sache ist die, daß ich einmal Schauspieler war; ein keineswegs berühmter, hochbezahlter Prominenter — sondern alles in allem jugendlicher Held und Liebhaber des Wandertheaters Käferle, und unser Revier, wenn man so sagen darf, war die Gegend um Zittau.

Ich hatte mit Herrn Direktor Käferle ein langfristiges Gageabkommen, das heißt: ich bekam meine Gage immer erst nach längerer Frist.

Nun hatte Direktor Käferle ein neues Stück erworben, indem er sich aus der Volksbibliothek von Zittau ein Buch entlieh, ohne es zurückzuerstatten, sondern er gedachte das Stück zu spielen. Das Buch hieß: „Die heilige Genovefa" — Käferle aber gab ihm den Titel „Die Dollarprinzessin" und teilte die Rollen aus; ich sollte die Hirschkuh geben. Deß weigerte ich mich entschieden.

„Warum?" fragte Käferle verwundert.

„Weil ich als erster Held und Liebhaber . . ."

Käferle ließ mich gar nicht vollenden. „Mensch," rief er, „bei mir ist Pallenberg als Intrigant engagiert gewesen und hat in ‚Hasemanns Töchtern' die Naive agiert, die Eysoldt ist bei mir in der ‚Maria Stuart' als Henker aufgetreten — ich habe nämlich die niedliche Regienuance erfunden, die Maria auf der Bühne köpfen zu lassen . . . Da werden doch Sie junger Mann . . ."

Kurz, es gab einen Krach — der Krach wuchs zu einem Höllenlärm, und ich meldete mich krank.

Krank? Das erschien Herrn Käferle als Gipfel des Größenwahns. Er behielt, um mich zu kirren, meine Garderobe ein. Ich geriet in äußerste Verlegenheit: man muß wissen, daß meine Garderobe bloß aus einem Frack bestand, einer hübschen karierten Sommerhose und einem Zylinderhut; gerade diese, für einen jugendlichen Helden unentbehrlichen Stücke aber hatte Direktor Käferle mir entragen, indem er sie von der Stuhllehne raffte. Mir blieb nichts anderes übrig als: hilflos im Bett zu bleiben.

In dieser Lage fand mich Herr Wieselhuhn, der sich unter der Marke des teilnehmenden Freundes bei mir einschlich — jener Herr Wieselhuhn eben, in dem ich bald sollte den größten Schurken Mitteleuropas kennenlernen.

Vertrauensvoll klagte ich ihm mein Leid.

„Ich weiß, ich weiß," antwortete er — „Käferle hat mir alles berichtet. Er wollte mich auf seine Seite ziehen. Aber: O nein! Bin ich auch nur schlichter Bürger, Jurist von Beruf" — (er war in Wahrheit Schreiber bei einem Rechtsanwalt, der Schuft) „so bin ich doch Kunstfreund und nehme selbstverständlich Partei für den gedemütigten Künstler. — Käferle hat es auf Ihren Frack und Zylinder abgesehen — die Sommerhose kommt weniger in Betracht, obwohl sie ebenfalls ein ansehnlicher Ausstattungsgegenstand ist. Käferle wird zu erweisen suchen, daß Sie gesund, somit kontraktbrüchig sind. Er wird Ihnen den Kassenarzt auf die Bude schicken. „Ich aber" — Wieselhuhn holte eine Messingdose hervor und reichte mir sie — „ich gebe Ihnen hier ein Mittel, das Sie ganz abscheulich krank macht. Nehmen Sie zwei von diesen bräunlichen Pastillen! Der Arzt wird Sie sterbenselend finden. — Der Direktor ist ausgeschmiert, muß Ihnen Ihre Pfänder zurückgeben, noch mehr: er muß Ihnen die Gage zahlen, und Ihr Sieg wird vollkommen sein."

Bewegt dankte ich Herrn Wieselhuhn, aß zwei Pastillen — und er ging.

Dann wartete ich; wartete auf das verheißene Elend. Es blieb aus.

Statt dessen pochte man an die Tür, und drei Männer erschienen: der Arzt, der Direktor und — Wieselhuhn.

Der Arzt kuckte mich an, fühlte mir den Puls, kuckte mich nochmals an und sprach: „Was denken Sie sich eigentlich? Sie sind gesund wie ein Fisch; stark wie ein Löwe . . ."

„Hihi, und spielen die Hirschkuh," vollendete Käferle — „sonst nehm ich Ihnen Frack und Zylinder."

Ich schaute entgeistert. Der Arzt ging empört — Käferle triumphierend.

Wieselhuhn und ich blieben allein.

Er rieb sich die Hände und blinzelte mich höhnisch an. „Wie, junger Mann?" sprach er. „Hätte Ihnen wohl gepaßt, Ihren Direktor hineinzulegen? Krankheit zu simulieren? Aber: O nein! Wissen Sie, was ich Ihnen da vorhin für Pastillen eingegeben habe? Kola-Dallmann, jawohl, Dallkolat — eines der besten Kräftigungsmittel. Von seiner Wirkung haben Sie sich ja eben überzeugt."

Ich brauchte einige Sekunden innerer Sammlung, um den Vorgang zu verstehen, die ganze Tücke Wieselhuhns zu würdigen.

Dann holte ich aus und fuhr mit der Rechten schneidend durch die Atmosphäre.

Wieselhuhn hielt sich die Backe — sie war ihm angeschwollen — und schrie: „Autsch! Was war das?"

„Das war eine Ohrfeige, werter Herr Wieselhuhn," entgegnete ich einfach. „Damit auch Sie Ihrerseits sich von der Wirksamkeit der Kola-Dallmann-Pastillen überzeugen. Ich hoffe, Sie sind mit der Wirksamkeit zufrieden."

— — — Vielleicht gibt es weit irgendwo im Osten — oder jenseits des Ozeans — einen ärgern Schubjak als diesen Wieselhuhn. In Mitteleuropa, soweit ich blicken kann, ist er, glaube ich, der größte.

vernichtet werden." Ihm entgegnet der Anhänger der Überlieferung in falschem Sinne: „Nein, hier wurde immer so gearbeitet, sie muß unberührt bestehen bleiben." Wer vernünftiger Tradition lebt, betrachtet die Fabrik und stellt für veraltete Maschinen neue auf, erweitert die veralteten Räume. Besonders in unserem Haushalt, mit den Möbeln vergangener Epochen, müssen wir in diesem Sinn verfahren. Nicht alles Alte ist schön oder wertvoll, und man hat ein Recht, an den alten Stücken zu ändern. Doch jede Veränderung muß im Sinne der Vergangenheit geschehen und muß eine Verbesserung bedeuten. Man redet so oft von der Erhaltung der Bauerntrachten. Freilich, sie sind interessant, und wenn man ihre Geschichte verfolgt, entdeckt man, wie sie nicht auf dem Lande entstanden sind, sondern die Übernahme einer veralteten höfischen Tracht von der bäuerischen Bevölkerung bedeuten. Es wäre nun unsinnig, von der Bauernklasse dauernd die Erhaltung des Vergangenen zu fordern. Es sind tatsächlich oft überlebte Bekleidungen. Man denke an die Unzahl der Röcke schlesischer Bäuerinnen. Was erhalten bleiben soll, ist aber eine eigene Kleidung, dem Aufenthalt im Freien, wo bunte Farben erlaubt sind, der bäuerlichen Tätigkeit angepaßt. Der Bauer muß nur entschlossen sein, nicht die städtischen Moden und ihre Torheiten mitzumachen, sondern seine Kleidung im Sinne der Tradition für seinen Beruf zu formen, und er lebt der Tradition, belebt sie und verschafft ihr dadurch Dauer. Dieses Beispiel gelte für viele. Nur so aufgefaßt, hat Überlieferung Bedeutung. So wird sie nie überwunden und behält Wert für jede Zukunft.

Dr. Robert Corwegh.

„Dieses Deutsch! Ein froher Führer zu gutem Stil." Von Paul Georg Münch (Verlag Dürr, Leipzig). Wenn heutzutage die Schriften eines Pädagogen in kurzer Zeit eine Auflage von 75000 Stück erreichen, müssen diese Bücher schon irgend etwas ganz besonders Reizvolles an sich haben. Das Geheimnis dieses Erfolges ist die glückliche Verbindung von bitterem Ernst und sonnigem Humor. Münch hat aus reicher pädagogischer Erfahrung heraus wirklich etwas zu sagen, und er sagt es in kurzweiligster Form. Jeder Vater, der darüber unglücklich ist, daß der Lehrer seines Kindes immer wieder „Dieses Deutsch!" an den Rand des Aufsatzheftes schreibt, wird von Münch lernen, wie man seine Kinder zu gutem Stil führen kann.

Sei modern

und elegant. Wähle die Frisur, die alle Vorzüge zur Geltung bringt. Je persönlicher das Haar »zugeschnitten« ist auf die Trägerin, um so kritischer wird es betrachtet — um so sorgfältiger muß es gepflegt sein. Elida-Haarpflege macht das Haar wundervoll schmiegsam, seidenweich und glänzend, diskret duftend. Zur nächsten Kopfwäsche nur das sodafreie Shampoo

ELIDA

PARFUMERIE »ELIDA« A.-G.,
LEIPZIG-WAHREN

Senden Sie mir kostenlos ein Originalpäckchen ELIDA-HAARPFLEGE.
30 Pfennige Ladenpreis

IV 1/1 11 4

Name: ....

....

Adresse: ....

....

Kleben Sie, bitte, den ausgefüllten Kupon auf die Rückseite einer Postkarte.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

Verlag von J. J. Weber in Leipzig

NR. 4211. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 26. NOVEMBER 1925

ZUR DEUTSCHEN AUTOMOBIL-AUSSTELLUNG 1925
(26. NOVEMBER BIS 6. DEZEMBER)

IBACH

UEBER 130 JAHRE

BERLIN * DÜSSELDORF
CÖLN * LONDON

MAN VERLANGE LISTE „L" VOM STAMMHAUS BARMEN

Allianz-Konzern

ALLIANZ-KONZERN

Gesamtprämieneinnahme 1924
Mark 107 931 519.—

Kapital und Reserven
der im Konzern vereinigten Gesellschaften insgesamt
Mark 102 277 832.—

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungs-anstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs von Deutschland in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

Ein entzückendes Geschenk

sind unsere weltbekannten Pralinen, die außer in unseren beliebten Marken-Packungen – *(Goldkrone-Guts – Rheingold – Gold-Guts – Figaro – Deliciosa – Gloria – Knuspergold)* – auch in zahlreichen Phantasieschachteln verschiedener Art *(Luxus-Ausstattung)* in allen einschlägigen Geschäften erhältlich sind.

STOLLWERCK GOLD
SCHOKOLADE·PRALINEN·KAKAO

BLEYLE'S

reinwollene, aus nur bestgeeignetem Kammgarn hergestellte

Sportwesten

sind von unerreichter Haltbarkeit u. äußerst bequem. — Kein Aus-der-Form-Geraten. Moderne Farben und Melierungen.

Lichtecht! Waschecht!

Gleichermaßen geeignet für

REISE SPORT DAHEIM

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird auf Wunsch bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik ***Wilh. Bleyle,*** *G. m. b. H.,* ***Stuttgart W 12.***

Illustrirte Zeitung

Nr. 4211. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. **26. November 1925.**

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Die „Studienstiftung des deutschen Volkes" bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft nimmt neue Gesuche von Abiturienten, die im Sommersemester 1926 erstmalig ihr Studium beginnen wollen, entgegen. In Frage kommen nur Bewerbungen von wissenschaftlich ausnahmsweise tüchtigen und begabten, menschlich wertvollen Abiturienten aller Stände, denen die Mittel zum Studium fehlen. Einreichung der Gesuche kann lediglich durch die Schulleitungen der höheren Lehranstalten erfolgen; andere Gesuchseinsendung ist zwecklos. Sämtliche Bewerbungen müssen spätestens am 20. Dezember 1925 in Dresden vorliegen. Frühere Einsendung ist im Interesse eines geordneten Geschäftsganges dringend erwünscht. Später einlaufende Gesuche können unter keinen Umständen Berücksichtigung finden und werden wieder zurückgesandt. Die Entscheidung über die Gesuche erfolgt voraussichtlich Mitte März 1926. Alle näheren Einzelheiten erfahren auf Anfrage die höheren Lehranstalten von der „Studienstiftung des deutschen Volkes" bei der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft, e. V., Dresden-Altstadt 24, Kaitzerstraße 2, die Vordrucke für die Gesuche auf Anforderung übersendet.

Internationale Hochschulmeisterschaften in Rom. Die von der internationalen Hochschulsportvereinigung ausgeschriebenen Meisterschaften für 1926 werden vom 10. bis zum 20. September 1926 in Rom abgehalten. Das Programm umfaßt Athletik, Rudern, Radsport, Fußball, Fechten, Schwimmen, Tennis, und als Konkurrenzen für Damen Schwimmen und Tennis. Die Vorschriften lehnen sich an diejenigen der olympischen Spiele an, doch müssen die Konkurrenten von einem der nationalen Hochschulsportverbände anerkannt sein, einem Hochschulsportklub angehören und ferner am 1. September 1926 seit zwei Jahren an einer Hochschule eingeschrieben sein.

Der Erfolgsrechnung in Wirtschaftsbetrieben in Theorie und Praxis gilt ein Preisausschreiben, das der Verband deutscher Diplom-Kaufleute erlassen hat. Es sind zehn Preise im Gesamtbetrag von 7000 Mk. ausgesetzt. Der erste Preis beträgt 1500 Mk. Die preisgekrönten Arbeiten werden einer systematischen Verarbeitung unterzogen und vom Vorstand veröffentlicht werden. Die Arbeiten sind in Maschinenschrift bis zum 30. April 1926 unter Einschreiben bei der Geschäftsstelle des Verbandes

Die Zeit der Abendbesuche ist wieder gekommen. Wer aber bei seinen Gastgebern und bei den übrigen Gästen einen vorteilhaften Eindruck machen will, der nehme sich die Zeit, vor dem Fortgehen rasch noch die Schuhe mit Erdal zu putzen. Erdal verleiht den Schuhen einen spiegelnden Hochglanz, wodurch auch ältere Schuhe wie neu erscheinen.

deutscher Diplom-Kaufleute e. V. in Brandenburg (Havel), Schusterstraße 1 einzureichen, von der die kostenlosen Einzelheiten des Preisausschreibens einzufordern sind.

NSU auf der Berliner Automobilausstellung 1925. Wie jedes Jahr sind die Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm auch auf der diesjährigen Automobilausstellung mit einer reichen Auswahl ihrer rühmlichst bekannten Erzeugnisse vertreten. Die NSU-Motorwagen sind in der alten Halle auf Stand 240, die NSU-Motorräder in der Radio-Halle auf Stand 1034. Neckarsulm baut einen Motorwagentyp, der in erster Linie für die Notwendigkeiten und Erfordernisse der deutschen Verkehrswirtschaft konstruiert ist. Hochwertiges Material verbunden mit erstklassiger Präzisionsarbeit und grundsolider Bauart, die neben Sparsamkeit auch eine hohe Leistungsfähigkeit gewährleistet, geben den NSU-Motorwagen ein Gepräge, auf das der Fachmann und Wirtschaftler besonderen Wert legen. In Motorrädern überrascht Neckarsulm durch eine reiche Auswahl in meisterhaften Touren- und Sportmodellen der Typen 2-, 4-, 6- und 8-PS, was auf die vielseitige Verwendungsart des Kraftrades als Sport- und Nutzfahrzeug zurückzuführen ist.

Für die nächstjährige Automobil-Weltmeisterschaft wurde der Große Preis von Italien als obligatorisches Rennen ausersehen; die übrigen beiden Rennen können von den Konkurrenten aus dem frühern Programm gewählt werden. Im übrigen wurden folgende Daten für 1926 festgesetzt: 30. Mai Indianopolisrennen; 27. Juni Großer Preis von Frankreich in Miramas; 25. Juli Großer Preis von Europa (voraussichtlich in San Sebastian, auf alle Fälle in Spanien); 2. August Großer Preis von Großbritannien in Brooklands; 5. September Großer Preis von Italien in Mailand-Monza.

Überraschend ist die Leistung einer Lokomotive der Neuyorker Zentraleisenbahn, die die über 3200 Kilometer lange Fahrt Neuyork—Chikago und zurück nur mit dem fahrplanmäßigen Aufenthalt der von ihr beförderten Züge und nur mit einundeinhalb Stunden Wendezeit am Ziel zurückgelegt hat. Die amerikanischen Eisenbahnen sind seit einiger Zeit bestrebt, die Leistungen ihrer Lokomotiven dadurch zu steigern, daß sie ihnen planmäßig weit längere Dienstzeiten auferlegen, als bisher üblich war, aber selbst wenn man dies berücksichtigt verdient eine Fahrt von $45\frac{1}{2}$ Stunden Dauer ohne größere Unterbrechung besonderer Beachtung. Die Lokomotiv-

Wichtige Termine können nicht vergessen werden, wenn sie im Soennecken-Umlegkalender vorgemerkt sind. Dieser zweckmäßigste Kalender gehört auf jeden Schreibtisch. Die Tageszahlen sind beim Soennecken-Umlegkalender groß und deutlich, jedes Blatt hat Monatsübersichten und einen großen Notizraum. Monatsmarken ermöglichen das sofortige Aufschlagen jedes Monats. Von den vielen Ausführungen sind Nr. 261 (Mk. 4.—) und die gleiche Art in billigerer Ausführung Nr. 373 (Mk. 2.80) besonders beliebt. Haben Sie schon einen Soennecken-Umlegkalender in Benutzung, so ist es zweckmäßig, den Ersatzblock für 1926 jetzt schon zu bestellen, damit Sie ihn bestimmt erhalten. Bei der großen Nachfrage kann er plötzlich vergriffen sein.

mannschaft hat natürlich unterwegs wiederholt gewechselt. Die Lokomotive fuhr mit ihrem Zug, dem Lake-Shore-Limited 6 Uhr 30 nachmittags aus Neuyork ab und kam anderntags 4 Uhr nachmittags in Chikago an; 5 Uhr 30 wurde die Rückfahrt angetreten und tags darauf 4 Uhr nachmittags traf die Lokomotive in Neuyork ein. Die Lokomotive war für diese Dauerleistung nicht ausgesucht oder vorbereitet und erreichte ihren Heimatbahnhof in einem Zustand, der es ihr ermöglicht hätte, nach der üblichen Durchsicht dieselbe Fahrt noch einmal zu machen. Der von ihr beförderte Zug bestand aus zehn Pullmanwagen und mag etwa 700 Tonnen gewogen haben.

Die erste Rolltreppe in Deutschland ist im Warenhaus Tietz in Köln dem Verkehr übergeben worden. Sie ist die erste in Deutschland, die zweite in Europa. Die Rolltreppe befördert in der Stunde etwa 4000 Personen und erspart zehn Fahrstühle mit deren Personal.

Innsbrucker Wintersportwoche. Unter den mannigfachen wintersportlichen Veranstaltungen, die in der kommenden Wintersaison in Tirol abgehalten werden, wird die Innsbrucker Wintersportwoche eine hervorragende Stelle einnehmen. Der Termin wurde auf den 24. bis zum 31. Januar festgelegt, einer Zeit, da Tirols Hauptstadt zuversichtlich eine sportfähige Schneedecke trägt. Anläßlich der Wintersportwoche wird die neue von der Stadt Innsbruck gebaute Berg-Isel-Sprungschanze am Nordabhang des Berg-Isel durch den Skisprunglauf am 31. Januar eingeweiht werden. Mit einem Anlauf von 30 m, einer Durchschnittsneigung von 20°, stellt sich diese Sprungschanze den besten neuen Tiroler Schanzen an die Seite und wird Sprünge von 40 bis 50 m, vielleicht auch mehr gestatten. Aus der Reihe der sonstigen Veranstaltungen der Wintersportwoche sei eine Jugendveranstaltung am ersten Sonntag (24. Januar) und ein Ski-Langlauf am 30. Januar hervorgehoben. Sämtliche Auskünfte über Tirol werden auf Verlangen vom Tiroler Landesverkehrsamt in Innsbruck kostenlos erteilt.

Dem reizvollen Fichtelgebirge den Fremdenverkehr besser als bisher zu erschließen, hat der Fichtelgebirgsverein beschlossen, auf dem Ochsenkopf, der höchsten Erhebung des Gebirges, eine Unterkunftshütte im Stil der bekannten Bauden zu errichten. Sicherlich wird dadurch mancher Wanderer, der jetzt wegen Unterkunftsschwierigkeiten Touren auf den Ochsenkopf meiden mußte, die Neuerung mit Freude aufnehmen und davon Gebrauch machen.

Illustrirte Zeitung

LESENDES MADCHEN.

NACH EINEM AQUARELL VON OTTO GOETZE.

DRUSEN UND MANDATE.

Es gibt viererlei, mehr oder weniger scharf umrissene Versuche in der Gegenwart, Weltmachtgruppen zu bilden. Da ist zunächst ein angelsächsischer Konzern, aus Weltbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika zusammengesetzt. Ferner haben wir den französischen Konzern, dessen Anhänger jedoch unsicher sind und des öfteren miteinander hadern: Frankreich, kleine Entente, Polen, Türkei, Persien, Afghanistan, das Russische Reich, China und (mit schwankender Stellungnahme) Japan. Drittens versucht Mussolini eine Linie Moskau—Rom—Madrid—Lateinisch-Amerika zu errichten, versucht also die Linien der anderen Konzerne zu durchkreuzen. Endlich zeichnet sich am Horizont das entschiedene Bestreben ab, alle Länder des weiten Orients, besonders des islamitischen, zu vereinen und mit dem Bolschewismus zu vermählen. Eine jede Machtgruppe möchte natürlich der anderen das Wasser abgraben. Sie unterwühlt mit Vorliebe wackelnde Steine im Nebengebäude. Solche Steine sind Marokko, das von England und Nordamerika gegen Paris und Madrid unterstützt wird, und Vorderasien, wo drei Weltmächte, Sowjet, Frankreich und England, gegeneinander anringen.

In Vorderasiens weitläufigem Gebäude gibt es fünf schadhafte Stellen: Georgien und überhaupt den Kaukasus mit seiner ganz überwiegend nichtrussischen Bevölkerung; Afghanistan, das sich neuerdings auf deutsche Hilfs- und Entwicklungskräfte stützt, um sich gegen Moskau sowohl als auch gegen Kalkutta zu behaupten; Kurdistan, das die Briten gegen Angora ausspielen, mit dem vielumworbenen, ölreichen Mosul; das französische Mandat, das von Beirut bis zum mittleren Euphrat reicht, Nordsyrien und die Jesira umschließt; endlich Palästina. Der wackligste Stein in dem Gesamtgebäude ist augenblicklich der Libanon; sein Ausfallen könnte den Zusammensturz des ganzen Baues, der ganzen künstlichen Schichtung und Herrichtung im südwestlichen Vorderasien herbeiführen.

Die größte Torheit, die seit einem Jahrhundert die Franzosen im Orient begingen, ist die Beschießung und teilweise Einäscherung von Damaskus. Diese Stadt, wunderherrlich an den östlichen Abhängen des Antilibanon gelegen, verdient in der Tat, wie es im Orient der Brauch ist, als Paradies angesehen zu werden. Überlieferung ist im mohammedanischen Orient, daß am Orte, wo Damaskus steht, einst Adam und Eva lustwandelten. Ich selbst habe im ganzen weiten Osten, vielleicht mit Ausnahme von Söul in Korea und Schuri, der Hauptstadt der japanischen Inselgruppe Liukiu, keine schönere und keine stilechtere orientalische Stadt gesehen als das strahlende Damaskus mit seinen entzückend schlanken Minaretten, seinem dämmernden, rätselschweren Basar. Und diese wonnige Stadt, dies Märchen aus Tausendundeiner Nacht, ist zur Hälfte brutal zerstört worden. Das wird der Orient, einerlei, ob arabischer, ob syrischer, ob türkischer, den Franzosen nie vergessen. Das wird noch nach einem halben Jahrtausend den Parisern ins Ohr gellen. Das ruft unbarmherzig zur Rache auf.

Ursprünglich handelte es sich um einen Aufstand der Drusen. Ihr Gebiet ist der Libanon und der zerklüftete, höhlenreiche Hauran. Neben ihnen wohnen aber noch andere Stämme in diesem Gebiete, Araber, Maroniten, Turkmenen, Tscherkessen und vereinzelte Kurden. Die Zahl der Drusen ist sehr gering. Sie wird mit 100000 bis höchstens 200000 angegeben. Sie bilden eine Geheimsekte wie die Nosairi auf Dschebel Ansarije, wie die Kisil-Baschi, wie die Ala-Alauwi. Das Rätsel dieser Sekten ist noch keineswegs ganz gelöst. Ein gelehrter Kenner wie Wesendonck will sogar noch sumerische Elemente in ihren Vorstellungen erkennen. Von den Nosairi möchte ich vermuten, daß sie die Nachfahren der Nazerini des Plinius seien, die man als Gründer von Nazareth und Stifter des Nasiräer-Ordens ansprechen mag. Also Beziehungen zu der Umwelt Christi! Die Lehre der Drusen ist nicht weiter aufregend. Sie ist im Grunde sehr schlicht und einfach. Beachtlich ist die strenge Scheidung in einen inneren, esoterischen Kreis und die große dumpfe Masse der Außenstehenden, der Exoterischen. Der kleinere Kreis gebietet unumschränkt, der größere gehorcht. Die Eingeweihten, die Akkal, zu denen die meisten Scheichs gehören, bilden einen Orden mit verschiedenen Graden; die Dschohhal sind nicht nur unwissend, sondern auch ganz gleichgültig. Man läßt sie leben, ganz wie sie wollen. Das ist ihr Vorteil. Sie üben weder Beschneidung aus, noch fasten sie; auch trinken sie Wein und essen Schweinefleisch. Alle aber, die Akkal wie die Dschohhal, sind sehr höflich und zeremoniös. Die Frauen verhüllen nur das rechte Auge. Leichen werden, reich bekleidet, in Felsenkammern bestattet. Die Drusen sind recht stattliche Leute; groß, schlank, sehnig, mit überlegenen Adlernasen. Sie haben kaum etwas Semitisches; sie erinnern in den Linien, wenn auch nicht in den Farben von Haut, Haar und Augen, an hochgewachsene Holsteiner und Schleswiger. Ein lebender Beweis für die aus uralten literarischen Zeugnissen geschöpfte Erkenntnis, daß lange vor den Arabern und auch vor den Juden, ja, schon vor 2000 v. Chr. Indogermanen in Syrien hausten. Der Perser Mohammed ibn Ismail el Darazi muß für seine Lehren, die er bei den Drusen verbreitete (übrigens gab es im Altertum einen Stamm der Darasi und gibt es ein anatolisches Wilajet Dersin heute), bei diesen alten Ariern einen guten Boden gefunden haben. Er lehrte die Seelenwanderung und daß der schwärmerisch verzückte Kalif Hakim Biamrillah (der 996 bis 1021 in Ägypten regierte) Ali, den Eidam des Propheten, wiederverkörpert habe. Die Drusen bewahrten ihre Lehre und ihre Freiheit unter allen Fremdherrschern. Auch die Türken, denen sie sich 1588 äußerlich unterwarfen, haben es nie fertiggebracht, sie richtig zu zähmen. Im Weltkriege wandten sich gar die kecken Drusen gegen die vereinte Macht der Türken und Deutschen und überfielen 1916 bei Derā mit Erfolg ganze Eisenbahnzüge.

Von den Sippen der Drusen war am hervorragendsten die Fachreddins, der um 1620 ein erkleckliches Reich erstritt, hierauf die der Schehab. Von diesen stammte Emir Beschir, der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zwischen Mehemed Ali, dem Khediven, und der Hohen Pforte hin und her pendelte, und stammt der Emir Schehab el Arslan (der Löwe), der seit dem Weltkriege in Deutschland lebt — ein typischer Vertreter seines hochwüchsigen, hageren Volkes — und sich als politischer Vorkämpfer der Drusen betätigt, als solcher auch in Genf war, um den Völkerbund für seine Zwecke zu gewinnen. Natürlich sind die Drusen auch keine Engel. Sie haben einmal durch blutige Metzeleien, die vom Mai bis zum Oktober 1860 dauerten, gar vielen Christen den Garaus gemacht. Allein in Damaskus vertilgten sie binnen einer Woche an 6000 Christen. Ihre Hauptgegner waren stets die syrischen Maroniten, Bewohner des Libanon, Freunde der Franzosen seit bereits 300 Jahren, seit der Sendung des Marquis de Noitelet. Wegen dieser unaufhörlichen Wirren hatte die Hohe Pforte die Gewohnheit ausgebildet, den Libanon als besonderes Liwa (kleiner als ein Wilajet, etwa Regierungsbezirk) einem christlichen Gouverneur oder, noch besser, einem Renegaten, der aus Europa kam, also weder mit den Drusen noch mit den Maroniten noch Türken versippt war, zu unterstellen. Durch den Weltkrieg hat sich das alles von Grund aus geändert. Schon 1916 schloß England einerseits mit den einheimischen Machthabern, andererseits mit Frankreich Geheimverträge. Eigentlich lief der eine dieser Verträge gegen den andern, wie das in der Diplomatie oft vorkommt. Den Arabern sicherte nämlich London volle Freiheit und Unabhängigkeit zu, wofür sie der Entente helfen sollten; den Franzosen sicherte es dagegen die Oberherrschaft über Araber und andere in Nordsyrien zu, während es sich selbst die Herrschaft in Südsyrien und Mesopotamien vorbehielt. Als die Beduinen von den Mandaten hörten, vernahmen, daß sie verraten und verkauft waren, da faßte sie ein wilder Grimm. Ihre Empörung entlud sich in Palästina und in Nordsyrien gleichzeitig, nämlich 1920. Seitdem sind blutige Wirren im Libanon, Hermon und Hauran an der Tagesordnung. Zunächst waren es in der Hauptsache Araber, die sich unter dem „Räuberhauptmann" Ibrahim erhoben, 40 000 an Zahl; die Drusen (die übrigens auch die arabische Sprache angenommen haben) folgten erst später nach. Gegen die „Empörer", die nie befragt worden waren, ob sie das Joch eines Mandates tragen wollten oder nicht, wurden nach und nach 35 000 Mann aus Frankreich und Algerien, letzthin sogar aus Marokko geschickt. Darunter befanden sich sieben deutsche Regimenter der Fremdenlegion, aus denen etwa 1700 Mann desertierten. Laut dem Berichte eines Entronnenen, den ich selber sprach, sind von den Deserteuren nicht weniger als vier Fünftel zugrunde gegangen, durch anatolische Räuber, Flecktyphus, Strapazen und Entbehrungen, nur von den türkischen Behörden bei ihrem Rückzuge, der schwerer war als der der 10 000 des Xenophon, unterstützt. Auch ein berühmter deutscher Flieger war bei den Entronnenen. Mit ihm durchwanderte mein Gewährsmann zu Fuß Kleinasien und fuhr dann mit der Bahn vom Kaukasus nach Moskau. Hier trennten

Übersichtskarte über das französische Mandatsgebiet Syrien, den Schauplatz des Drusenaufstandes gegen die terroristisch-militärische Mandatsausübung der Franzosen.

Vom Deutschnationalen Parteitag in Berlin am 15. und 16. November: Graf Westarp während seiner Rede.

Links: Die feierliche Einweihung des neuen Funkturmes auf dem Gelände der Hauptfunkstelle Königswusterhausen bei Berlin am 19. November: Blick auf den vorläufig 230 m hohen Funkturm.

Links: Während des Vortrages von Staatssekretär Dr. Bredow über die Bedeutung des Funkwesens anläßlich der Einweihung des Funkturmes in Königswusterhausen. — Rechts: Vom Stapellauf des Dampfers „Hamburg" der Hamburg-Amerika-Linie, des größten zur Zeit in Deutschland im Bau befindlichen Schiffes: Während der Taufrede des Bürgermeisters Dr. Petersen, Präsidenten des Hamburger Senats.

Links: Generalleutnant v. Pawelsz, bisher Chef des Stabes des Gruppenkommandos I Berlin, wurde als Nachfolger des in Jüterbog verunglückten Generalleutnants Müller zum Kommandeur der vierten Reichswehrdivision und Befehlshaber im Wehrkreis IV ernannt. — Rechts: Vom Vierten Reichsparteitag der Deutschen Zentrumspartei, der am 15. November in der Stadthalle zu Kassel seinen Anfang nahm und bis zum 17. November dauerte: Während der Begrüßungsansprache des Reichskanzlers a. D. Dr. Marx.

Dr. Adolf Damaschke,
der vielgenannte Verfechter der „Bodenreform", feierte am 24. November seinen 60. Geburtstag.

Das Bankett des Vereins Deutscher Kaufleute und Industrieller, das am 11. November im Hotel Kaiserhof zu Berlin veranstaltet wurde.

Von links nach rechts: Graf Kanitz, Landwirtschaftsminister; Franz v. Mendelssohn; Reichskanzler Dr. Luther; A. Flinsch, Präsident des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller; Reichstagspräsident Loebe; Reichswehrminister Dr. Geßler; A. Frowein; Kommerzienrat Dr. Lustig; Dr. Schreiber, preußischer Handelsminister; Heinrich Grünfeld.

Prof. Manne Siegbahn,
Upsala, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen, wurde für den Nobelpreis für Physik 1924 vorgeschlagen.

sie sich. Der eine kehrte in die Heimat zurück, der Flieger reiste nach Stockholm.

Mandat ist eine neue völkerrechtliche Form der Besitzergreifung. Man kannte es bisher nur bei Übertragungen an Privatgesellschaften. So ward ein Jahrhundert hindurch Indien von einer Handelsgesellschaft, der Indian Co., verwaltet, bis 1857 die große Meuterei ausbrach und die Notwendigkeit staatlicher Obhut sich aufdrängte. So schuf Cecil Rodes die Chartered Co., der auf 99 Jahre die britische Regierung die Verwaltung und wirtschaftliche Ausbeutung eines ganzen Reiches, der Länder südlich und nördlich des Sambesi, überließ. Ähnlich gibt es eine private Borneo und eine Niger Co. Neu ist der Vorgang, daß ein ganzer Staat sich die befristeten Rechte einer Chartered Co. zulegen läßt. Er hat fast genau dasselbe Verhältnis zum Völkerbunde, der theoretisch alle Vollmacht in sich vereint, der Schöpfer und Spender aller Rechte ist, wie die koloniale Privat-Ausbeutungsgesellschaft zur heimischen Zentralregierung. Wichtig ist, daß die Mandate keineswegs unbeschränkt, sondern zeitlich befristet sind, und zwar auf recht kurze Fristen; manche Mandate laufen schon 1926 ab. In dieser Beziehung waren frühere Zeiten großzügiger. So wissen wir von einem höchst merkwürdigen Vertrag, kraft dessen die nach Italien abziehenden Langobarden den befreundeten, obgleich rassefremden Awaren ihr Land in Ungarn auf 200 Jahre überließen; kehrten die Langobarden bis dahin zurück, so waren die Awaren verpflichtet, ihnen das Land wieder herauszugeben.

Die Hauptfrage ist nun: Was werden die Türken tun? Sie sind amtlich Freunde von Paris. Sie sind ferner mit Moskau verbündet. Sie sind, wie Paris und Moskau, kirchenfeindlich. Sie haben die Derwische, haben den Scheich ul Islam, haben den Kalifen selbst vertrieben. Sie sind auch wohlgeneigt den kirchenfeindlichen Wahhabiten und wie diese gegen die Engländer. All das zwingt sie auf die Seite der Franzosen. Auf der anderen Seite gibt es in der Türkei noch viele Altgläubige, fromme Moslems, die einen flammenden Zorn über die Zerstörung von Damaskus hegen und schüren. Wer wird das Übergewicht erhalten, die Eiferer für den Islam oder die Nationalisten und Atheisten?

Innige Zusammenhänge bestehen zwischen Syrien und Marokko. Der Vorkämpfer und Nationalheld Nordwestafrikas, Abd el Kader, wurde um 1850 in Damaskus ansässig. Sein Sohn, Emir Ali, wurde Abgeordneter des türkischen Parlaments. Sein Enkel, ebenfalls Abd el Kader, zog 1915, schon sechzigjährig, nach dem Rif, um eine Zeitlang gemeinsam mit Abd el Malek — gegen die Franzosen zu fechten. Jetzt kämpfen Syrer im Rif und Marokkaner in Syrien. So eng ist bereits die Gemeinbürgschaft der Araber geworden. Auch die Drusen betonen nicht mehr ihren Charakter als Sektierer, sondern fügen sich als ein Glied der großen Kette des Islams ein. Dr. A. Wirth.

Zum Untergang des Unterseebootes „M 1" der englischen Kriegsmarine, an dessen Bergungsarbeiten in hervorragender Weise deutsche Tauchmannschaften unter Leitung von Direktor Gutmacher und Oberingenieur Kucharski mit neuartigen Tiefsee-Tauchapparaten der deutschen Firma Neufeldt & Kuhnke, Kiel, beteiligt sind. Oben: Ein Taucher mit dem Tauchapparat der neuen Konstruktion vor dem Untertauchen an der Unglücksstelle in der Nähe von Plymouth. — Links: Das vermißte Unterseeboot mit seinem schweren Geschütz auf dem Vorderdeck. — Rechts: (Von links nach rechts) Leutnant Banham, der Kommandeur des Bergungsschiffes „Southdown", zeigt Direktor Gutmacher und Oberingenieur Kucharski die Stelle, an der das U-Boot unterging. In ihrer Begleitung Morris und der englische Taucher Swales.

Manfred Freiherr v. Richthofen. (Phot. E. J. v. Dühren, Berlin.)

Die Aufbahrung der sterblichen Überreste Richthofens in der Gnadenkirche am 19. November.

Die Lafette mit dem Sarge auf dem Wege zum Invalidenfriedhof. — Mitte rechts: Reichspräsident v. Hindenburg erweist dem Helden die letzte Ehre.

Tragen des Sarges zur Gruft. (Links vom Pfarrer die Mutter Richthofens.)

Ehrensalut der Reichswehr am Grabe.

Zur Überführung des berühmten, am 21. April 1918 in Frankreich abgeschossenen Kampffliegers Manfred Freiherrn v. Richthofen nach Deutschland: Die Beisetzungsfeierlichkeiten in Berlin am 19. und 20. November.

Rittmeister Frhr. v. Richthofen, geboren am 2. Mai 1892 zu Breslau, war einer der kühnsten und erfolgreichsten deutschen Kampfflieger im Weltkrieg. Fast Schlag auf Schlag erfolgten seine Luftsiege, deren beide letzten, den 79. und 80., er am 20. April 1918 errang. Doch tags darauf fand auch er, der gefürchtete „rote Teufel", welchen Beinamen die Feinde ihm nach seinem rot angestrichenen Flugzeug gegeben hatten, den Fliegertod.

Jakob Schaffner,
bekannter deutsch-schweizerischer Dichter, konnte am 14. November seinen 50. Geburtstag feiern.

Szenenbild von der Aufführung des Lustspiels „Der Unwiderstehliche“ von Moreto in der Übertragung von Ludwig Fulda im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. am 9. November. Inszenierung: F. P. Buch; Bühnenbilder: L. Sievert.
Von links nach rechts: Maria Krahn als Beatriz, Theodor Danegger als Mosquito, Toni Impekoven als Don Diego, Norbert Schiller als Don Juan.

Dr. Georg Dehio,
Prof. em. der Universität Straßburg, namhafter Kunsthistoriker, beging am 22. November seinen 75. Geburtstag.

Jakob Schaffner.

Zu seinem 50. Geburtstag.

Das Heimatland Jakob Schaffners ist die Schweiz, er wurde in Basel geboren. Eine trübe Jugend war ihm beschieden: nach dem frühen Tode seines Vaters wanderten Mutter und Schwester nach Amerika aus, und der kaum Achtjährige wurde in einer Armenerziehungsanstalt untergebracht. Danach kam er zu einem Schuhmachermeister in die Lehre und ging dann bald auf die Wanderschaft, die ihn den Rhein hinab bis Holland, Belgien und Frankreich führte. Zu dieser Zeit war der dichterische Trieb in ihm wach geworden: ein Trauerspiel „Luzifer“ und manches Gedicht hatte er beendet. „Schon 24 Jahre war ich alt, als ich mit meiner Handwerkerlaufbahn brach und mich der Dichtung zuwandte“, so schreibt er selbst von diesem Wendepunkt seines Lebens. Bald setzte ihn das Erscheinen seines Romans „Die Irrfahrten des J. Bregger“ in den Stand, erneut Reisen nach Deutschland, Italien, Holland und Frankreich zu unternehmen, die ihm reiche Ausbeute an Menschen- und Völkerkenntnis einbrachten. Es folgten später Novellen und wieder Romane, von denen das zweibändige Werk „Johannes“ die harte Jugend des Dichters schildert, während „Konrad Pilater“ ganz köstlich von Schaffners Wanderjahren berichtet. Seit mehreren Jahren, die ihm seinen unbeirrbaren Glauben an deutsches Wesen brachten, lebt Schaffner in Berlin. Eine stattliche Zahl Dichtwerke geben Zeugnis von seinem arbeitsreichen Leben. Der sittliche Ernst seiner Problemstellung, die feine Charakterisierungskunst und seine stilistische Meisterschaft reihen ihn ein in die kleine Schar der Prosadichter, die dem deutschen Volke wirklich etwas zu sagen haben.

Georg Dehio.

Zu seinem 75. Geburtstag.

Georg Dehio entstammt dem Baltenlande, dem die deutsche Wissenschaft und Kunst so viele hervorragende Köpfe verdankt. Als Privatdozent für Geschichte begann er in München seine akademische Laufbahn. Ganz allmählich vollzog sich bei ihm der Übergang von der Weltgeschichte zur Kunstgeschichte. Im Jahre 1883 wurde er als Professor nach Königsberg berufen. Einzeluntersuchungen mannigfachen Inhalts, deren bedeutendste unter dem Titel „Kunsthistorische Aufsätze“ gesammelt erschienen sind, bilden die Arbeitsfrüchte der folgenden Jahre. Alle diese Arbeiten sind gewissermaßen der Unterbau und die Voraussetzung des großartigen, einzig dastehenden Hauptwerkes „Geschichte der deutschen Kunst“, das in neun Büchern die Offenbarungen des deutschen Geistes in der Kunst widerspiegelt. Es schildert mit tiefer Einfühlung, wie das deutsche Volk im Laufe seiner schicksalsschweren Geschichte die fremden Kunstelemente älterer Kulturen in sich aufgenommen und verarbeitet hat und endlich darüber hinaus eigene künstlerische Ausdrucksformen seines Fühlens und Wollens fand. Am bekanntesten und volkstümlichsten von allen Werken Dehios ist wohl sein „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler“ geworden, das einen mit sicherem Gefühl für das Wesentliche vorgenommenen Auszug aus der von den deutschen Bundesstaaten veranstalteten Aufnahme des Denkmalbestandes in Deutschland darstellt. Im Jahre 1913 trat Dehio von seinem Lehramt an der Universität in Straßburg zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien widmen zu können. Seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges lebt er, noch immer unermüdlich an der Arbeit, in Tübingen.

Von der Uraufführung des an die Faust-Sage anknüpfenden Spiels „Der Teufelspakt“ von Klabund in der Schauburg zu Hannover am 14. November: Schlußbild des letzten Aktes. Regie: Dr. Rudolf Rönnecke. Vor dem Marienbild (Fridel Mumme) kniend Rudolph Reuser als Christoph Wagner; rechts hinter der Kirchhofsmauer Hugo Rudolph als Satanas.

Links nebenstehend:
Moderne Tanzpantomime: Bild aus einer von der Ballettschule Gerard in Berlin vorgeführten Groteske. (Phot. Wipro, Berlin.)

Rechts nebenstehend:
Das Gastspiel des Ensembles des Wiener Volkstheaters mit der erfolgreichen ungarischen Schauspielerin Sári Fédak in Berlin: Szenenbild aus der Aufführung von Michael Lenghvels „Antonia“ am Berliner Theater. Von links nach rechts: Margarete Köppke, Otto Treßler, Sári Fédak. (Phot. E. Sandau, Berlin.)

Henriette Goldschmidt,
die bekannte Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung, in der sie vor allem durch ihren Einfluß auf die Entwicklung des weiblichen Erziehungswesens hervorgetreten ist; der am 30. Januar 1920 Verstorbenen wurde zu ihrem 100jährigen Geburtstag am 23. November in ehrender Weise gedacht.

Rechts: Der Vorberatungsausschuß für den 10. Internationalen Frauenrechtlerinnen-Kongreß 1926 in Paris.

Von links nach rechts: Stehend: Collison (Australien); Sellier (Frankreich); Brounbschvil (Frankreich); Manus (Holland); Scheibe-Krieger (Deutschland). Sitzend: Lindemann (Deutschland); Dompas (England); Askley (England); Sterling (England); Jacobsohn (Holland).

Links: Eine weibliche Schutzwehr in Finnland, die 40000 Köpfe stark ist und im Kriegsfall zur Unterstützung der regulären Truppe dienen soll: Bei der Arbeit an der Feldküche. — Im Oval: Der von den Spaniern für ihr Schutzgebiet in Marokko neu ernannte Kalif, Muley Hassan Ben El Mehedi (×), bei der Abnahme einer Truppenparade.

Von der Erinnerungsfeier an das erste Konzil zu Nizäa vor 1600 Jahren, das die Grundverfassung der christlichen Kirche festlegte, in Rom: Während der durch Papst Pius XI. zelebrierten Messe in der Peterskirche.

Links: Winterlicher Automobilverkehr im Hochgebirge: Eine Schweizer Motor-Doppelwalze, die auf den verschneiten Hochgebirgsstraßen eine feste Doppelspur in den Schnee walzt, so daß die Automobile selbst bei starkem Schneefall leicht vorwärtskommen.

Zur Deutschen Automobilausstellung 1925.

Am 1. Oktober d. J. sind die Grenzen für die Einfuhr ausländischer Kraftwagen geöffnet worden. Der Kampf der deutschen Automobilindustrie mit der des Auslandes, insbesondere Amerikas, ist in vollster Schärfe entbrannt.

Der Kampf ist unserer Automobilindustrie aufgezwungen zu einer Zeit bisher noch nie dagewesener, geradezu katastrophaler Schwierigkeiten der allgemeinen wirtschaftlichen Lage. Die deutschen Automobilfabriken haben den Kampf aufgenommen und werden ihn durchführen. In augenfälliger Weise soll dieses aller Welt dokumentiert werden durch die Veranstaltung der großen deutschen Automobilausstellung vom 26. November bis zum 6. Dezember 1925 in den drei Riesenhallen am Kaiserdamm in Berlin.

Noch nie hat in Deutschland eine Ausstellung von der Ausdehnung der diesjährigen stattgefunden. Die alte große Ausstellungshalle beherbergt Personenkraftwagen. In der neuen Ausstellungshalle, die der Reichsverband der Automobilindustrie, ebenso wie die erste, aus eigenen Mitteln erbaut hat, werden Lastkraftwagen ausgestellt, während die Motorradindustrie in der Funkhalle untergebracht ist. Da liegt es nahe, sich ein Bild von der Bedeutung der deutschen Automobilindustrie für unser ganzes Wirtschaftsleben überhaupt und von den Aussichten ihres Kampfes gegen die Überschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Wagen zu machen.

Die deutsche Automobilindustrie beschäftigt heute mit ihrer großen Material- und Zubehörindustrie etwa 300000 Arbeiter. In ständigem, zwar überaus schnellem Wachstum begriffen, kann sie auf lange Zeit hinaus einer immer mehr zunehmenden Arbeiter- und Angestelltenzahl sichere und lohnende Beschäftigung gewähren.

Die eigentliche Zubehör- und Materialindustrie, wie, um nur einige der wichtigsten Industriezweige zu nennen, die Gummiindustrie, die Edelstahlwerke und die elektrotechnische Industrie, soweit sie die elektrotechnische Ausrüstung für den Kraftwagen liefert, sind natürlich auf Gedeih und Verderb mit der Automobilindustrie verbunden. Außer diesen ganz oder in der Hauptsache für die Automobilfabriken arbeitenden Werken befruchtet aber die Automobilindustrie die gesamte übrige Industrie unseres Landes. Wenn in einer Automobilfabrik z. B. 4000 Arbeiter beschäftigt sind, dann arbeitet in Zubringe- und Rohstoffindustrien das Vielfache an Arbeitskräften.

Alle die Hilfsindustrien sind ebenfalls dem völligen Untergang preisgegeben, wenn der ausländische Kraftwagen den deutschen Markt beherrscht. Auch irgendein Export käme dann für sie fast nicht in Frage, da die ausländische Automobilindustrie in vorbildlich rationeller Weise mit ihren eigenen großen Zubehörwerken Hand in Hand arbeitet. Das Spiel geht also um einen überaus wertvollen Teil unserer gesamten Volkswirtschaft, einen unserer größten und aussichtsreichsten Industriezweige.

Hat nun die deutsche Automobilindustrie sich für diesen Kampf genügend gerüstet? Ihr ist der Vorwurf gemacht worden, daß dieses nicht der Fall sei, daß sie wertvolle Jahre versäumt habe. Wie steht es aber in Wirklichkeit?

Erst, als die stabile Währung Ende 1923 geschaffen war, wurde es für die Industrie möglich, unter Zuhilfenahme ihrer letzten Reserven und Aufnahme von Krediten, zu recht ungünstigen Bedingungen, an eine erfolgreiche Umstellung ihrer Werke zu gehen. In dieser kurzen Zeitspanne ist aber viel geleistet worden.

Vorerst sind Riesenfortschritte gemacht worden in der Vergrößerung der Produktion. Während Anfang 1924 die Automobilindustrie etwa auf die Produktion von 30000 Wagen eingerichtet war, kann sie heute mit Leichtigkeit 100000 Wagen jährlich herausbringen. Einzelne Werke haben sich vollständig auf die Massenherstellung nach amerikanischem Vorbild in Fließarbeit eingestellt. Andere Werke, die einen teueren Wagen fabrizieren und den natürlich nicht in den großen Mengen wie den eigentlichen billigeren Gebrauchswagen absetzen können, haben ebenfalls mit dem Ziele der Rationalisierung ihre Betriebe umgestellt.

Zunächst ist also festzustellen, daß die deutsche Automobilindustrie den Bedarf Deutschlands an Kraftfahrzeugen vollauf befriedigen kann, ja, daß heute allgemein von der Automobilindustrie die Produktion erheblich und wohl durchschnittlich bis etwa auf die Hälfte eingeschränkt werden mußte, weil der Absatz nicht da ist.

Ohne weiteres soll hier zugegeben werden, daß die Entwicklung in der deutschen Automobilindustrie dahin gehen wird, daß mittlere und kleinere Fabriken sich zusammenschließen müssen, um auf dem Markt auch gegen ihre deutsche Konkurrenz bestehen zu können.

Was nun die technische Gleichwertigkeit gegenüber dem Auslande angeht, so muß hier der Vorwurf als völlig leichtfertig zurückgewiesen werden, daß das Ausland tatsächlich eine konstruktive Überlegenheit in wichtigen Typen aufweise.

Die internationalen Erfolge, die die deutschen Wagen auf den schwierigen Prüfungen des Auslandes — wir denken hier an die Targa florio und an Monza — gehabt haben, beweisen das Gegenteil. Auch bei der erst kürzlich beendeten großen russischen Lastwagen-Prüfung hat die deutsche Automobilindustrie die ersten Preise errungen.

An der Tankstelle.

Zugegeben werden muß, daß trotz der Vergrößerung unserer Produktion das Ausland in einigen wichtigen Typen noch billiger ist. Es kann eben nicht alles auf einmal erreicht werden, obwohl auch die deutschen Preise erheblich gesenkt worden sind.

Völlig zu Unrecht wird der deutschen Automobilindustrie allein die Schuld an dieser Preisgestaltung zugeschrieben. Es ist ausgerechnet worden, daß die eigentliche Automobilindustrie, dem Werte nach gerechnet, 70 Proz. des Materials und auch der Arbeit von den Zubehörlieferanten bezieht. Die Automobilindustrie hat also in gewissem Sinne nur bis zu 30 Proz. die Möglichkeit, auf den Preis einzuwirken, nämlich nur so weit, als sie als Endindustrie beteiligt ist an dem Gesamtfabrikationsprozeß. Hier hat es bisher in Deutschland an der erforderlichen engen Zusammenarbeit zwischen Automobilfabriken einerseits und Material- und Zubehörfabriken andererseits gefehlt. Aber auch hier wird seit langem auf das eifrigste daran gearbeitet, das Versäumte nachzuholen.

Die Preisspanne wirkt sich aber für den Verbraucher nicht so aus, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat. Unbestritten hat der deutsche Wagen eine wesentlich längere Lebensdauer als der gleichartige amerikanische Wagen. Ist es doch tatsächlich keine Seltenheit, daß deutsche Wagen 15 Jahre und mehr in Benutzung sind, was in Amerika für eine Anomalie gelten würde. Die längere Lebensdauer des deutschen Wagens stellt ihn im Endergebnis billiger als den Auslandwagen. Dann hat entschieden der amerikanische Wagen einen größeren Brennstoffverbrauch, der doch bei Berechnung der Betriebskosten ganz wesentlich ins Gewicht fällt.

Selbstverständlich muß die ganze Kraft der deutschen Automobilindustrie auf die Senkung der Preise konzentriert werden. Nach dem in verhältnismäßig so kurzer Zeit bereits Erreichten sind die Voraussetzungen für die wiedereintretende Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt auch im Preise durchaus vorhanden. Der ungeheuer große Absatz in Amerika, ebenso wie der Absatz in England und Frankreich, ist nur auf dem Wege des Abzahlungsgeschäftes ermöglicht worden. Inzwischen haben sich einige große deutsche Fabriken ihr eigenes Abzahlungssystem geschaffen.

Die deutsche Automobilindustrie braucht den Kampf mit dem Ausland nicht zu scheuen, wenn sie von ihren eigenen Volksgenossen nicht im Stiche gelassen wird. Daß durch die unberechtigte Voreingenommenheit des Deutschen für das Ausland dieser seine eigene Industrie und damit sich selbst schädigt, zeigen deutlich einige Zahlen: 1913 führten wir ein: für 14,5 Goldmillionen an ausländischen Kraftwagen. Dieser Einfuhrziffer stand aber gegenüber die Ausfuhrziffer von 86,9 Goldmillionen. Im Jahre 1923 beträgt nach den bisher vorliegenden statistischen Zahlen, unter Hinzurechnung von Wahrscheinlichkeitsziffern für die noch nicht von der Statistik erfaßten Monate, die Einfuhr an Kraftwagen mindestens rund 100 Goldmillionen, der eine Ausfuhr von höchstens 15 Goldmillionen gegenübersteht. Nirgends sieht man so viele ausländische Wagen wie in Deutschland, das vor allen Ländern Veranlassung hätte, sich wirtschaftlich zu konsolidieren, um schon die furchtbaren, aus dem Kriege herstammenden Lasten tragen zu können.

Dr. Sperling.

Modernes Landstraßen-Idyll.

Der Riesenverkehr in der Weltstadt: Ein Brennpunkt des Berliner Straßenverkehrs; der Alexanderplatz mit Blick in die Königstraße.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus, von dem auch die Streubilder auf der gegenüberstehenden Seite und den beiden folgenden herrühren.

Kraftwagenverkehr und Straßenbau.

Der öffentliche Verkehr hat durch den Kraftwagen in allen zivilisierten Ländern der Welt einschneidende Änderungen erfahren. Vom Kraftwagen ist ein umwälzender Einfluß auf das Verkehrswesen der Städte und der Landstraßen ausgeübt worden. Sowohl in den Städten als auch auf den großen Durchgangsstraßen des Landstraßennetzes sind der Kraftwagen und der durch ihn geschaffene gesteigerte Verkehr ausschlaggebend geworden bezüglich der Anforderungen an die Straße und an den Straßenbau.

Die großstädtischen Straßen sind zwar schon seit Jahrzehnten mit den besten Pflasterarten befestigt worden, soweit sie dem großen Verkehr dienten, aber auch hier sind Verbesserungen der Fahrbahnen und Verstärkungen ihres Unterbaues nötig geworden. Der Unterbau der Asphaltstraßen, meist Zementbeton, genügt in seiner bisherigen Stärke von 20 cm nicht mehr. Es ist erforderlich geworden, das Mischungsverhältnis des Betons zu verbessern und die Stärke von 20 cm auf 30 cm heraufzusetzen. Eine andere Folge des gesteigerten Verkehrs mit Kraftfahrzeugen in den Hauptverkehrsstraßen der Großstädte ist die Erschütterung der Gebäude, die insbesondere bei Fahrbahnen auf Beton, bei fugenlosen Pflasterungen in die Erscheinung tritt. Es wird deshalb außer der Verstärkung der Fahrbahnkonstruktion der städtischen Straßen ihre konstruktive Durchbildung auch in der Richtung gefördert werden müssen, daß eine Dämpfung der Erschütterungen durch den Verkehr der Lastkraftwagen und Autobusse erfolgt. Dies kann beispielsweise geschehen durch Bildung elastischer Zwischenschichten zwischen Erdplanum und Betonlage, bestehend aus einer Lage von Schlacke oder Sand und Kies.

Festgefahren.

Die Landstraßen sind im allgemeinen zweispurig ausgebaut, d. h. zwei Fahrzeuge können aneinander vorbeifahren, sich ausweichen. Es ist leicht einzusehen, daß bei den großen Geschwindigkeiten des Kraftwagens die Begegnung mit einem entgegenkommenden Fahrzeug aus Sicherheitsgründen nicht so nahe erfolgen kann wie bei dem langsameren Pferdefuhrwerk. Da unbedingt rechts gefahren werden muß, so kann das Quergefälle der Straße nicht mehr so stark sein wie bisher bei der Schotterfahrbahn, die Fahrbahn für den Kraftwagen muß vielmehr sich in der Oberflächenform einer wagerechten Platte nähern, d. h. sie darf nur geringes Seitengefälle haben. Hierbei ist, damit das Regenwasser noch gut nach den Seiten abfließt, eine feinere, dichtere und weniger grobe Oberfläche nötig als bei der bisherigen Chaussierung.

Die stoßende, schlagende, abreibende und absaugende Wirkung des getriebenen Kraftwagenrades auf die Fahrbahn ist außerdem so stark, daß die bisherige gewalzte Schotterdecke unserer Landstraßen in kürzester Zeit gänzlich zerstört wird.

Die wichtigsten Verkehrs- und Durchgangsstraßen unseres Landstraßennetzes müssen daher für den Kraftwagenverkehr umgebaut, d. h. in der Linienführung begradigt werden, starke Gefällsbrechpunkte müssen beseitigt werden, eine Verbreiterung der befestigten Fahrbahn ist erforderlich, diese selbst muß im Querprofil flacher gehalten und aus einem sehr widerstandsfähigen, dauerhaften Belag hergestellt werden. Der Kraftwagen hat den Landstraßen in Europa ihre frühere große Bedeutung als wichtige Verkehrsanlagen, die sie durch die Eisenbahn verloren hatten, wiedergegeben. Sie brauchen nur umgebaut zu werden, um außer dem Pferdefuhrwerksverkehr auch den Kraftwagenverkehr tragen und aufnehmen zu können. In Amerika ist das Land durch die Eisenbahnen erschlossen worden. Die Dörfer und Städte liegen deshalb meist dicht an der Bahnlinie. So kommt es, daß die Automobilstraßen dort häufig den Bahndämmen entlang neu angelegt werden, weil diese die kürzeste Verbindung der Ortschaften darstellen.

In Europa und insbesondere in Deutschland wird man bis auf weiteres, noch auf Jahre hinaus, auch nicht mit reinem Autoverkehr, sondern mit gemischtem Verkehr zu rechnen haben, der aus Kraftverkehr und Pferdefuhrwerksverkehr zusammengesetzt ist. Die neuen Fahrbahnen müssen also beiden Verkehrsarten zusagen. Allerdings richtet sich der Straßenbau auch jetzt schon in erster Linie nach dem Kraftwagenverkehr und seinen Anforderungen. Wesentlich ist dabei auch der Umstand, ob sich der Überlandverkehr mit Lastkraftwagen in der Richtung der schweren Lastwagen oder der schnellen und leichten Lastwagen entwickelt.

Von den bisher seit Jahren in Deutschland verwendeten Pflasterarten kommen für den Kraftverkehr in Frage das Kleinpflaster, der Stampfasphalt und der Gußasphalt; der Stampfasphalt wegen seiner Glätte überdies nur für städtische Straßen mit sehr geringer Steigung. Aus Nordamerika, dem Lande des Kraftwagenverkehrs, ist eine Anzahl neuer, für diesen Verkehr besonders geeigneter Fahrbahnkonstruktionen über England nach dem übrigen Europa gelangt, die sich für städtische Straßen und für Landstraßen eignen: der Asphaltmakadam, der Steinschlagasphalt, der Asphaltbeton, der Sandasphalt, die verschiedenen Teerpflasterungen und das Betonpflaster. Mit der einfachsten Art der Anpassung der Straße an den Kraftwagenverkehr beginnend, darf man auch die Oberflächenbehandlung der vorhandenen gewalzten Schotterstraßen nicht unerwähnt lassen, die darin besteht, daß man diese entweder mit dem sog. Asphaltbitumen besprengt, einem Rückstand aus der Destillation des Roherdöls, das in großem Umfange in Mexiko gewonnen wird, oder mit dem Bitumen aus der Destillation des Steinkohlenteers, dem präparierten Teer. Nachdem wird Sand oder Grus darüber gestreut und leicht festgewalzt. Der Asphaltmakadam wird hergestellt, indem eine Schotterlage aus Naturgestein auf der Straße ausgebreitet wird, etwa in 10 bis 12 cm Stärke; hierauf wird leicht abgewalzt und dabei heißflüssiges Asphaltbitumen oder heißflüssiger Naturasphalt (Trinidadasphalt mit einem asphaltischen Öl verdünnt) in die Schotterlage aus Kannen eingegossen, bis alle Hohlräume ausgefüllt sind, dann wird Steingrus gestreut und nochmals abgewalzt. Die so hergestellten Straßenbeläge sind für leichten und mittleren Verkehr ausreichend.

Nicht mehr so einfach ist die Herstellung der folgenden Asphaltpflasterungen, die dafür aber weit tragfähiger und haltbarer sind.

Der Steinschlagasphalt ist ein Gemisch von mineralischen Füllstoffen, wie Steinschlag oder Schotter mehrerer Korngrößen, auch von Splitt und Grus, mit dem Erdölbitumen asphaltischer Basis oder mit natürlichem Asphalt, z. B. Trinidadasphalt. Um dieses Gemisch herstellen zu können, muß der Steinschlag erst in einer festen oder fahrbaren Trocken- und Erhitzungsanlage behandelt werden, so daß er in einer Temperatur von 180° C diese Anlage verläßt. Erst dann kann er mit Erfolg in einer Mischvorrichtung mit dem heißflüssigen Bitumen gemischt werden. Das Gemisch wird heiß nach der Verlegestelle auf der Straße befördert, z. B. auf die vorhandene alte Chaussierung, dort ausgebreitet und festgewalzt mit der Tandemwalze von etwa 7 bis 10 t Gewicht. Darauf kommt eine sog. Verschlußdecke, bestehend aus Bitumenanstrich und Sand oder Splitt, die wieder leicht festgewalzt wird.

Noch dichter, fester und widerstandsfähiger als die bisher genannten künstlichen Asphaltpflasterungen ist der Asphaltbeton, ein Gemisch von heißem Steinschlag oder Schotter mit Sand oder mit Sand und Steinmehl, z. B. Kalksteinmehl, und mit Bitumen, also z. B. mexikanischem Erdölbitumen oder Trinidadasphalt. Auch dieses Gemisch wird heiß verlegt und festgemacht; eine Verschlußdecke ist nicht notwendig. Ein Fahrbahnbelag, der nicht mit einer sog. Bindeschicht verlegt wird, ist der Sandasphalt, ein Gemisch von heißem Sand bis 2 mm gröbster Körnung mit Steinmehl und Bitumen. Die Bindeschicht ist eine Steinschlagasphalt- oder eine Asphaltbetonschicht, die zuerst auf der Unterlage ausgebreitet wird; darauf wird der Sandasphalt verlegt.

Alle genannten Asphaltpflasterungen kann man mit dem präparierten Teer der Steinkohlendestillation in analoger Weise als Teerpflasterungen herstellen. Außerdem kann geteertes Gestein auch kalt eingebaut werden. Die Teerpflasterungen sind im allgemeinen nicht so haltbar wie die Asphaltpflasterungen, dafür etwas billiger.

Während die bisher genannten Konstruktionen sich für gemischten Verkehr gut eignen, muß von dem Betonpflaster gesagt werden, daß es mehr das Pflaster für den reinen Kraftwagenverkehr ist. Aus diesem Grunde steht es in Amerika bei den Landstraßen an erster Stelle, was den Umfang der Anwendung betrifft. Das Betonpflaster wird in einer und in zwei Schichten hergestellt. Dazu gehört auch das Eisenbetonpflaster, also Beton mit Eiseneinlagen. Beim Betonpflaster sind künstliche Fugen in etwa 8 bis 15 m Abstand nötig, da der Beton bei Temperaturrückgängen zum Reißen neigt. Häufig wird das Betonpflaster an der Oberfläche noch besonders behandelt, damit der Beton hier nicht beschädigt wird.

Von dem Verfasser neu eingeführt ist das Verbundpflaster, das aus einer Oberschicht aus Asphaltpflaster von 2 bis 3 cm Stärke besteht, die fest mit der Unterschicht aus Zementbeton nach einem besonderen Verfahren verbunden ist.

Alle genannten neuen Pflasterarten haben infolge der weitgehenden Möglichkeit der Anwendung von Maschinenarbeit bei ihrer Herstellung neben technischen auch wirtschaftliche Vorzüge.

Oberbaurat W. Reiner.

Der Benzindieb.

Die Forderung des Tages: Baut Garagen!

Neuartige Garagenbauten: Links: Projektiertes modernes Garagenhaus im Durchschnitt. Rechts: Projekt einer freistehenden Turmgarage mit Terrassenrestaurants und Verkaufsläden.

Wie immer der Kampf um den Absatz auf dem Automobilmarkt, bei dem Rückschläge auch für die Starken des In- und Auslands unvermeidlich scheinen, enden mag, so ist doch mit Sicherheit eine beträchtliche Steigerung unseres Kraftverkehrs schon für das kommende Jahr zu erwarten. Wenn man bedenkt, daß allein in Berlin die Zahl der Automobile in den letzten zehn Monaten um rund 10000 sich erhöht hat, so können hieraus ohne weiteres Rückschlüsse auf eine proportionale Fortentwicklung des gesamten deutschen Kraftverkehrs gezogen werden. Es kommt hinzu, daß die Tatsache der verkehrs- und wirtschaftsgeographischen Bedeutung Deutschlands im Rahmen Europas merkwürdigerweise von vielen Seiten bisher verkannt wurde. Eine dauernde Befriedung unseres Erdteils vorausgesetzt, ist nämlich nicht mehr zu übersehen, daß Deutschland im Schnittpunkt des Verkehrs zwischen sämtlichen hochentwickelten Wirtschaftsländern liegt, und daß die Autostraße von und nach den wichtigsten kontinentalen Absatzgebieten fast ausnahmslos durch Deutschland führt. Diese Tatsache allein muß bei Anwendung einer großzügigen Verkehrspolitik unserem Lande einen Aufschwung des Kraftverkehrs aufzwingen, für den unsere jetzigen Mittel, Kraftwagen, Autostraßen und Unterkunftsmöglichkeiten, nicht entfernt mehr ausreichend erscheinen. Aber man muß die Notwendigkeiten der Gegenwart und der allernächsten Zukunft erkennen und erfassen, um die goldene Ernte reifen zu lassen. Mit unseren bisherigen Methoden geht es nicht mehr!

Planung und Bau eines großzügigen Autostraßensystems, das die wichtigsten Wirtschafts- und Verkehrspunkte unseres Landes miteinander verbindet und sie dem Reisenden denkbar leicht erreichbar macht, ist im wesentlichen die Aufgabe der öffentlichen Hand. Auch bei Abfassung der neuen Verkehrsvorschriften wird man sich der absehbaren Entwicklung nicht verschließen können, sondern gut daran tun, ihr nach Kräften den Weg zu ebnen.

Ein besonders wunder Punkt des deutschen Kraftfahrwesens ist jedoch der Garagenbau. Dieser Faktor, man muß es mit Beschämung sagen, ist in seiner Bedeutung für den Automobilabsatz von sämtlichen beteiligten Kreisen bisher in einer Weise vernachlässigt worden, als ob zwischen der Unterbringung des Wagens und der Kaufwilligkeit des Abnehmers weder ein logischer noch kausaler Zusammenhang bestünde. Nur an wenigen Stellen Deutschlands sind bisher Bauten errichtet, die der Bedeutung der Sicherung zweckmäßiger Unterkunft für die Erzeugnisse unserer herstellenden Industrie einigermaßen gerecht werden. Und doch ist die systematische Streuung billiger und zweckmäßiger Garagenbauten über das ganze Land hin geradezu als Schlußstein einer gesunden Absatzpolitik zu bezeichnen. Ohne die Sicherheit geeigneter Unterkunft kann auf breite Käuferschichten, die unserer Automobilindustrie den erforderlichen Rückhalt bieten, nicht gerechnet werden. Gegenüber dieser Unsicherheit tritt selbst die Frage des Boxen- und Unterhaltungspreises in den Hintergrund. Eines Tages werden private Finanz und Industrie an dieser dunklen Seite des Absatzproblems nicht mehr vorübergehen können. Es ist ein wirtschaftlicher Fehlgedanke, Herstellung und Verkaufspolitik mit letzter organisatorischer Verfeinerung zuzuspitzen und andererseits den Eckpfeiler des Kraftfahrwesens behelfsmäßig der Maurerkelle zu überlassen. Welchen Erfolg können alle Automobilfinanzierungen und Abzahlungssysteme zeitigen, wenn nicht vorher die selbstverständliche Frage systematischer und zweckmäßiger Behausung der Erzeugnisse gelöst ist? Unseren Ingenieuren und Architekten, die sich unbeirrt der Lösung des Problems gewidmet haben, ist für ihre Pionierarbeit hohe Anerkennung zu zollen. Die Entwürfe der abgebildeten Garagen, die den Arbeiten des Garagenbureaus der Firma Koch & Kienzle in Berlin (die Turmgarage in Verbindung mit Prof. Wickop in Hannover) entstammen, sind als vorbildliche Lösungen zu bezeichnen, deren wirtschaftliche Ertragsfähigkeit auch dem ernsthaften Kapital Sicherung bieten wird. In gleichem Maße bleibt auch den Behörden und Kommunen Raum zu weitgehender Initiative durch die Hergabe und selbst Unterkellerung großer freier Plätze im Innern der Großstädte, deren Fassungsraum ganze Stadtviertel wird entlasten können.

Hans O. Lauinger, Berlin.

Unangebrachter Jagdeifer.

Die Maus als Verkehrshindernis.

Der Palügletscher im Berninagebiet: Zwischen Tag und Nacht.

Nach einem Gemälde von Hans Beatus Wieland.

Der Abgrund

ROMAN VON EDMUND SABOTT

(13. Fortsetzung.)

Hella war es, die am letzten Abend vor ihrer Rückreise das Gespräch auf die Zukunft brachte. Sie hatte sich ganz plötzlich zur Rückreise entschlossen. Schuld daran trug ein Brief, den sie am Morgen von ihrer Mutter erhalten hatte, und dem ein noch verschlossenes Schreiben beilag: ein Umschlag mit einer englischen Marke, Absender war die Londoner „Times".

Fast hatte Hella die Anfrage vergessen, die sie vor vierzehn Tagen nach London geschickt hatte, und als sie nun die Antwort in Händen hielt, tat ihr Herz ein paar rasche laute Schläge. Furcht überfiel sie. Das Fieber, von dem sie gerade eben genesen war, streckte wieder die heißen Hände nach ihr aus. Wenn sie den Brief zerriß, ohne ihn gelesen zu haben? Sie war hier in einer anderen Welt, zu der Flaghertie O'Wills keinen Zutritt hatte. Seine Geheimnisse reichten nicht bis hierher, seine Unrast störte nicht den Frieden in diesem Land. Was sollte dieser Brief?

Aber sie öffnete ihn doch. Sie mußte in nächster Zeit wieder nach Hause, und es war möglich, daß Flaghertie O'Wills dann wieder auftauchte. Sie mußte ihm begegnen können. Deshalb las sie den Brief. Er enthielt nur wenige Zeilen. Flaghertie O'Wills sei schon am Tage nach dem Erscheinen der Notiz in London verhaftet worden. Er säße seit der Zeit in einem englischen Gefängnis und warte auf seine Verurteilung.

Hella las diesen Brief zweimal, las ihn Wort für Wort, dann faltete sie ihn langsam und sorgfältig zusammen, tat ihn zurück in den Umschlag und legte ihn in das Buch, in dem sie eben gelesen hatte. Sie fühlte keine Erregung in sich, kaum eine Verwirrung, keine einzige Anklage gegen den Mann, der sich ihr gegenüber Flaghertie O'Wills genannt hatte. Es überkam sie nur Traurigkeit, ein wehes Gefühl bedrückte sie. Sie hatte Liebe bringen wollen, und Lüge war ihr dafür zum Tausch gegeben. Sie mußte an jenen Abend denken, da sie wie eine Schlafwandelnde hinabgegangen war in den Garten und Flaghertie O'Wills geküßt hatte, und sie fühlte tiefe Scham.

Hing sie noch an jenem Mann? Nein, nicht mehr an ihm, aber noch hatte sich ihre Seele nicht ganz zurückgefunden aus den Wundern des Frühlingswaldes und den Wundern der See, aus allem, was sie mit Flaghertie O'Wills gemeinsam erlebt hatte. Aber was bisher in der Erinnerung an jene Tage schmerzlich süß gewesen war, wurde nun bitter und weh. Und größer als jemals wuchs das Verlangen empor, sich ganz und gar freizumachen von der Erinnerung an den Mann, den sie Flaghertie O'Wills genannt hatte.

Der Tag verging. Hella machte allein einen Rundgang um den See. Götz war in der Stadt, wo er einige Ackergerätschaften, die für ihn angekommen waren, prüfen und in Empfang nehmen mußte. Herr Trees durchpirschte mit dem Förster den Wald. Er hatte sich in allen diesen Tagen so unsichtbar wie möglich gemacht, um die beiden „Kinder" nicht zu stören. Während ihres Alleinseins an diesem Tage faßte Hella den Entschluß, gleich morgen zu reisen: Entweder war der angebliche Flaghertie O'Wills schon zurückgekehrt, und sie konnte mit ihm ein Ende machen, oder er war noch nicht wieder aufgetaucht und würde dann nie wiederkommen. Auf alle Fälle aber würde sie Gewißheit haben.

Gegen Abend kehrte sie zurück und sah, daß der Wagen bereits wieder im Hofe stand. Götz war also schon nach Hause gekommen.

Er mußte sie wohl schon von einem der Fenster haben kommen sehen, denn als sie die Treppe hinaufging, kam er ihr entgegen, um sie zu begrüßen. Ein wenig besorgt war er, weil sie so lange ausgeblieben war, und als sie ihm dann sagte, daß sie morgen reisen wolle, sah er sie zwar einen Augenblick lang betroffen an, fügte sich dann aber wortlos und ohne eine Frage. Erst als sie in der Glashalle saßen, wo sie ihren Tee nahmen, sagte er vorsichtig: „Es ist doch schade, daß diese schöne Zeit nun wieder zu Ende ist." Er blickte vor sich nieder, machte eine Pause und fuhr dann mit einiger Selbstüberwindung fort: „Manchmal habe ich das Gefühl gehabt, als würdet ihr beide, du und dein Vater, nun überhaupt nicht mehr weggehen, als gehörtet ihr hierher. Ja, und nun —"

Er schwieg, sah mit einem kurzen Blick zu Hella auf und senkte dann wieder den Kopf.

„Götz!" rief sie ihn nach einer ganzen Weile aus seiner Nachdenklichkeit.

„Ja?" fragte er zurück und schaute sie sogleich aufmerksam an.

„Wir haben in dieser ganzen Zeit nicht von dem gesprochen, was uns beide wohl am meisten angeht. Und das war sehr gut so. Ich bin dir dankbar, daß du niemals etwas davon erwähntest und mir Zeit ließest. — Darf ich deine Hand nehmen, Götz? — So! — Wir wollen voreinander nicht Versteckens spielen, und ich will dir sagen, Götz, daß ich in diesen beiden Wochen, die ich bei dir war, herzlich froh gewesen bin, so froh, wie wir es früher wohl manchmal waren. Weißt du noch?"

„Ja, Hella."

„Und sieh: Was mich damals ergriffen hatte, als ich von meiner Reise zurückkam, ist eine Krankheit gewesen. Nun bin ich von ihr gesundet, und ich sehne mich danach, hier zu sein bei dir. Ich sage das nicht mutlos, nicht enttäuscht und erst recht nicht mit verbittertem Verzicht; ich habe mich zu mir selbst zurückgefunden — zu mir und zu dir. — Aber morgen muß ich noch einmal weg, nicht für lange Zeit. Und wenn ich dann wiederkomme, Götz, dann sollst du alles wissen, was geschehen ist, was ich getan habe, wie es begonnen hat, und wie es ein Ende gefunden hat. Und sein Ende wird es nun finden. Deshalb verlasse ich dich jetzt."

Götzens Blicke wichen zur Seite. Er atmete schnell.

„Du zweifelst?" fragte Hella.

„Nicht an dir," antwortete er, „aber daran, daß sich alles so fügen wird, wie du es heute wohl wünschst und willst. Vielleicht ist es stärker, als du selbst es jetzt weißt."

„Nein, Götz, es wird nicht stärker sein."

Er sah sie zaghaft und dankbar an. „Schön wäre es, wenn du wahr sprächest. Ich — Hella — ich habe viel über alles nachdenken müssen — — —" Er wandte wieder den Kopf zur Seite und sprach weiter, indem er nun auch mit seiner anderen Hand Hellas Hand umfaßte. „Bevor du mir von jenem Mann sprachst, da habe ich geglaubt, daß ich dich wohl ganz gern hätte, und daß du die rechte Frau für mich seist, aber ich habe mich mit diesen Gedanken getragen, ohne zu wissen, wie wichtig sie für mich sind, wie viel für mich davon abhängt, daß aus diesen Gedanken einmal Wirklichkeit wird. — Dann erzähltest du mir von jenem Mann, und ich hörte aus deinen Worten, daß du ihn liebtest und nur nicht eingestehen wolltest, daß es so sei. Es kam die Gefahr, daß ich dich verlieren könnte, daß ein anderer dich mir vielleicht nähme. Und zum erstenmal habe ich dann erfahren, wie unausdenkbar es für mich ist, wenn hier an deiner Stelle eine andere Frau lebte. Es mag lächerlich sein und albern, was ich dir alles sage, aber ich bin unglücklich gewesen in dieser ganzen Zeit. Jeden Tag habe ich gedacht, du würdest schreiben oder gar selbst kommen. Du hast nicht geschrieben, du bist nicht gekommen, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. — Ich habe mir gesagt, daß ich kein Recht hätte, dich für mich zu fordern, wenn du jenen andern liebst; aber nun hast du mir gesagt, daß du hier bei mir sein möchtest und jetzt —" er wandte ihr sein Gesicht zu und sah sie mit einem ganz fremden, harten, unerbittlich drohenden Ausdruck an — „und jetzt, Hella, nehme ich mir das Recht, das du mir gegeben hast. Es ist größer als das, das der andere hat. Wirst du andern Sinnes, so hat er dich verwirrt. Nimmt er dich mir, will er das tun, so — — —"

Seine Stimme war nur ganz wenig lauter geworden, aber sie zitterte.

„Er wird es nicht tun, Götz. Du kannst ganz ruhig sein. Ich gehöre dir, keinem andern, und wenn ich nun doch noch einmal von dir gehe, so nur deshalb, um mich für alle Zeit freizumachen — für dich. Erst wenn das geschehen ist, darf ich wiederkommen — nicht eher. Erst dann kann ich dir von allem erzählen, erst dann wirst du erfahren, wie schwer und wie bitter das gewesen ist, was ich eine Krankheit nannte."

„Und du kommst wieder, Hella?"

„Ich komme! Du darfst nicht daran zweifeln."

Einen Augenblick schwiegen sie, dann stand Götz schnell auf und zog Hella mit sich empor. Er wollte sprechen, aber seine Lippen gehorchten ihm nicht. So rührend glücklich war sein Gesicht, daß sie seinen Kopf zwischen ihre Hände nahm und ihn leise und zärtlich auf den Mund küßte.

XII.

Avellanda mußte seinen Aufenthalt in Berlin auf eine längere Zeit ausdehnen, als er es vorher geplant hatte. Zwar war der Hinweis der Zeitung auf die bevorstehende Entdeckung jenes Hoteldiebstahls glücklicherweise ein falscher Alarm gewesen. Die Polizei hatte einen Fehlgriff begangen, und es war weder der Hehler Avellandas verhaftet worden, noch hatte man ein Stück der Beute wiedergefunden. Avellanda konnte sich also beruhigen, aber der falsche Alarm mahnte ihn doch zur Vorsicht, und er beschloß, nicht eher von Berlin abzureisen, als bis er den Rest des Geldes, auf den er noch Anspruch erheben konnte, ausgezahlt bekommen hatte.

Er fürchtete, daß Hella sein langes Ausbleiben falsch auslegen könnte, und er richtete an ihre Freundin einen Brief. Dieser Brief kam zurück, und da er es nicht wagte, an Hella selbst zu schreiben, fügte er sich wohl oder übel in diese Zeit des Wartens.

Zweierlei geschah in dieser Zeit, was auf Avellandas Entschlüs[se] einen starken Einfluß ausübte:

Er hatte nach London an seinen angeblichen Sekretär, an Glewllyn, telegraphiert und um Auskunft über Swanneys Schicksal gebeten. Die Antwort traf sofort ein. Avellanda erhielt sie, als er sich im Speisesaal seines Hotels an den Tisch setzte. Glewellyn telegraphierte in Geheimschrift, und es dauerte einige Zeit, bis Avellanda den Wortlaut übertragen hatte. Er geriet bei dieser Arbeit in größte, qualvollste Erregung, denn jedes neue Wort das er entzifferte, vervollständigte eine Schreckensnachricht: Swanney war erschossen worden! Er hatte aus dem Polizeigefängnis einen Fluchtversuch unternommen, war glücklich mit noch einem anderen Sträfling bis in den Gefängnishof gekommen und dort von einem Wächter ertappt worden. Swanney war auf Anruf nicht stehen geblieben und man hatte ihn von der Mauer heruntergeschossen. Ausführlich hatten die Zeitungen davon berichtet.

Avellanda steckte mit zitternder Hand das Telegramm in die Tasche und bemühte sich vergeblich, die Angst zum Schweigen zu bringen, die ihn plötzlich befiel. Er wußte nicht, woher diese Angst kam; vielleicht aus der Erinnerung an jenen Abend, da er in Swanneys Zimmer eingedrungen war und dessen grauenhafte Reden hatte mit anhören müssen. Vielleicht kam ihm die Angst auch aus dem dunklen Ahnen, daß Swanneys Schicksal sich eines Tages auch an ihm, an Ruiz Avellanda, erfüllen würde.

Er fühlte deutlich genug, daß er nicht mehr der alte war. Seine Keckheit von früher war einer nervösen Unsicherheit gewichen; er hatte seinen Wagemut verloren, wurde von Zweifeln geplagt, verlor seine Unternehmungslust, und was das schlimmste war — das bedenkenlose Zutrauen zu seinem „guten Stern" hatte er eingebüßt. Überall witterte er Unheil. Es graute ihm vor der Zukunft, und eine Frage, die er früher niemals gekannt hatte, höhlte seine Zuversicht aus, die jammervolle Frage: Wohin führt mich mein Weg? Wo werde ich einmal enden?

Swanney war tot. Man hatte ihn von einer Gefängnismauer heruntergeschossen. Und Avellanda hatte das grauenhafte Empfinden, als sei Swanney ihm nur vorausgegangen, als müsse er selbst ihm folgen an einem nicht mehr allzu fernen Tag. Unfaßbar war es, daß Swanney tot war. Noch sah Avellanda den hageren, gelben Pergamentschädel vor sich mit den erloschenen Augen und sah noch die fahrigen Gesten von Swanneys knochigen Händen, hörte noch seine Worte, die Drohungen, die entsetzlichen Mahnungen und Warnungen: „Im Gesicht steht es dir geschrieben, Avellanda, oder auch im Herzen: Auch dich henken sie einmal im Hofe von Reading Gaol! Warum hast du dein Herz nicht gepanzert? Denk an Severin! Laß dich mahnen, laß dich warnen!"

Vor Avellanda stand das Verhängnis auf, und es war ihm, als schritte er ihm unabwendbar entgegen. Alle — alle enden einmal so, wie Severin endete, wie Swanney endete. Der langen Reihe, die ihnen vorausgegangen war, und der sich nun auch Swanney hatte anschließen müssen, würde auch er, Ruiz Avellanda, einmal folgen.

Niemals, auch inmitten der größten Gefahren nicht, war Avellanda jemals von ähnlichen Schreckbildern verfolgt worden. Jetzt jagten sie ihn durch seine Tage und hetzten ihn durch seine Nächte. Unentrinnbar fühlte er sich dem Verhängnis verfallen. Er sah keinen Ausweg mehr.

Manchmal sagte er sich, daß es das klügste wäre, sein Bündel zu schnüren und die Flucht zu ergreifen. — Flucht vor wem? Vor dem Verhängnis etwa? Stand das Verhängnis nicht unsichtbar überall? Ging es nicht wie sein Schatten mit ihm? Sollte er vor Hella fliehen? — In ihr und seiner Liebe zu ihr — so fühlte er — war sein Verhängnis beschlossen. Alles in ihm war anders geworden, seit er mit ihr die beiden Tage in Paris verlebt hatte.

Wenn er sich ihr anvertraute, wenn er ihr alles gestand, und sie erhob in Abscheu vor ihm die Hände — was würde geschehen? Er versuchte, sich vorzustellen, welche Wirkung sein Geständnis auf Hella haben würde, aber er kam zu keinem Ziel. Ein Leben, wie er es bisher geführt hatte, war ihm zwar durchaus nicht tadelsfrei erschienen, aber er hatte allmählich vollkommen die Einsicht verloren, daß er verbrecherisch und verwerflich handle. Wenn er sich auch der Folgen seiner Taten natürlich stets bewußt blieb, so rechnete er mit diesen Gefahren nur ebenso, wie ein Arbeiter mit den Gefahren seines besonderen Berufes rechnet. Unmöglich war es Avellanda, zu beurteilen, wie die Menschen ihn sittlich werten würden, ob sie je bereit wären, ihm zu verzeihen.

Er sagte sich, daß er nur dann auf Hellas Gnade rechnen konnte, wenn er ihr gleichzeitig den Beweis gab, daß er mit allem, was bisher gewesen war, endgültig brach und den ernsthaften Willen zeigte, sich sein Leben neu zu zimmern.

Als er zum erstenmal diesen Gedanken bei sich erwog, wollte er mutlos werden, denn es erschien ihm ganz undenkbar, daß er jemals in einem bürgerlich untadelhaften Leben einen Platz finden und sich darin behaupten könnte. Er sah keine Wege vor sich, wenn er sich mit diesen Plänen beschäftigte. Das Geld, das er jetzt noch zu erwarten hatte, und auch das andere, das Swanney einst gehört hatte, hätten es ihm gewiß ermöglicht, sich irgendwie die Grundlage zu einem neuen Leben zu schaffen. Aber er konnte nicht begreifen, was er nun mit dem Gelde und mit sich selbst beginnen sollte. Sollte er Geschäfte betreiben? Er verstand nichts davon. Niemals würde er sich in diese Rolle hineinfinden, niemals würde er dieses Leben an der richtigen Stelle anpacken, und bei dem ersten Fehlschlag, bei den ersten auftauchenden Bedenken würde er ganz gewiß in das Leben zurückfliehen, das er bisher immer geführt hatte, und das ihm gemäß war.

Aber er hatte in diesen Tagen eine Begegnung, die ihm alle diese unklaren Pläne leichter ausführbar erscheinen ließ. Er begegnete einem Herrn, den er vor vielen Jahren einmal auf der Überfahrt von Southampton nach Rio getroffen hatte. Dieser Herr — er hieß Karl Antrup — war damals von seiner Familie im Zwischendeck nach Amerika abgeschoben worden. Er besaß nichts und wußte kaum, wie er sich in den ersten Wochen nach seiner Ankunft drüben durchschlagen sollte. Und Avellanda, der damals gerade seine ersten beträchtlichen Erfolge hinter sich hatte, gab ihm versteckte und gutgemeinte Ratschläge: Es sei ja albern, sich als armer Kerl ehrlich durch die Welt zu schlagen. Man käme auf diese Weise ja doch nur früher oder später vor die Hunde und sorge im günstigsten Fall für lachende Erben. Antrup solle Verstand annehmen und fünf gerade sein lassen, dann werde er zu etwas kommen. Mit seinem blendenden Aussehen ließe sich schon etwas erreichen. Aber Antrup nahm nicht Verstand an. Die dummen Streiche, die er in der Heimat gemacht hatte, waren im Begriff, ihn zu „läutern", wie Avellanda verständnislos feststellte, und so begnügte er sich damit, dem erbarmungswürdigen Zwischendeckreisenden heimlich ein paar Geldnoten zuzustecken und ihn im übrigen seinem Schicksal zu überlassen.

Das war vor elf Jahren gewesen, jetzt war Karl Antrup wieder in Berlin. Avellanda war ihm begegnet, sie hatten ein paar Worte miteinander gewechselt, und Avellanda begriff sofort, daß Antrup eine Fortsetzung dieser Bekanntschaft nicht wünschte. Glück hatte er gehabt, dieser Mensch, dieser Antrup! Er hatte in Südamerika während des Krieges glänzende Geschäfte gemacht, nun saß er wieder in Berlin und fuhr auch hier fort, glänzende Geschäfte zu machen. Avellanda erfuhr nicht, welcher Art die Firma war, die Antrup hier gegründet hatte, aber er fand im Fernsprechverzeichnis hinter Antrups Namen eine ganze Reihe von Nummern und schloß also auf ein ziemlich bedeutendes Unternehmen.

Sollte ihm, Avellanda, nicht auch Ähnliches gelingen? Wenn er all seine Habe und Swanneys Raub zu Geld machte, so verfügte er schätzungsweise über zwanzig- oder fünfundzwanzigtausend Dollar, und dieses Geld war gewiß schon ein recht guter Anfang. Avellanda begann, sich voller Sehnsucht mit diesen Plänen zu beschäftigen, als ihn mit einem Male der Gedanke überfiel: Darf ich denn überhaupt mit geraubtem Gelde beginnen? Spräche man nicht sofort das Urteil über mich, wenn man erführe, auf welcher Grundlage die ersten Steine meines Baues stehen?

Keinen Schritt tat Avellanda mehr, ohne daß der Boden vor ihm wankte und zurückwich. Verhängnisse standen vor ihm auf und umkreisten ihn. Nirgends war mehr ein Ausweg, den er aus eigener Kraft finden konnte.

Als er das letzte Geld, auf das er noch Anspruch hatte, in den Händen hielt, verließ er Berlin und reiste nach Rügen.

Aber er traf Hella nicht an. Erkundigungen, die er unauffällig einzog, ergaben, daß sie mit ihrem Vater verreist sei. Wohin und auf wie lange Zeit, erfuhr Avellanda nicht. Er entschloß sich, zu warten, und übersiedelte sogar nach dem kleinen Ort, wo Hella wohnte, obwohl sie ihm einmal solche Unvorsichtigkeit für alle Fälle verboten hatte. Er wartete jeden Zug ab, ging jeden Tag etliche Male an ihrem Hause vorbei und sah dort niemand als eine alte Frau. Das mochte Hellas Mutter sein, und er gewann Zärtlichkeit für sie, suchte nach einer Gelegenheit, mit der alten Frau in ein Gespräch zu kommen, was ihm schließlich auch gelang. Er fragte nach dem Wege und erhielt Bescheid, aber er konnte sich nicht entschließen, sofort weiterzugehen, sondern sprach und schwatzte von hunderterlei Dingen, sagte der alten Frau auf befremdliche Weise Worte der größten Ehrerbietung und Zuneigung, so daß sie ihn mit Erstaunen betrachtete. Er fürchtete, sich verraten zu haben, und empfahl sich schnell.

Lange Zeit aber ging ihm diese Begegnung mit Hellas Mutter nicht aus dem Kopf, und er fand es seltsam, daß sein Willen, ein anderes Leben zu beginnen, seit dieser Unterredung noch fester und stärker geworden war. Er wußte sich das zwar nicht zu erklären, aber er freute sich der Tatsache, und viel hätte er darum gegeben, wenn er nur noch einmal mit der alten Frau ein Gespräch hätte beginnen können. Er wagte aber keinen neuen Versuch; zu unvorsichtig war schon der erste gewesen.

Wenige Tage später kam Hella zurück. Er sah sie vom Fenster seines Hotelzimmers aus, als sie durch das Dorf fuhr, und es kostete ihn Überwindung, sie nicht anzurufen. Noch am gleichen Abend ließ er ihr durch einen Jungen unauffällig einen Zettel zustecken: er erwarte sie, er habe Wort gehalten und sei nun wieder hier. Er bat sie flehentlich, noch heute zu kommen, und bezeichnete ihr einen Ort am Ausgang des Dorfes, wo er so lange auf sie warten wollte, bis sie käme.

Eine Antwort überbrachte ihm sein Bote nicht, aber Avellanda erfuhr wenigstens, daß sein Zettel richtig in Hellas Hände gekommen war, und daß sie seine Bitte gelesen habe.

Stundenlang wartete er an jener Wegekreuzung am Dorfausgang, und erst kurz vor Anbruch der Dunkelheit, nachdem er, wer weiß, wie oft, von anderen Spaziergängern, die er für Hella gehalten hatte, genarrt worden war, kam sie wirklich.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Frisuren für geschnittenes Haar

Die Schauspielerin Margarete Hruby im Etonkopf. (Die Frisur kommt aus England und ist nach der Schülerfrisur des College in Eton benannt.)
(Phot. Edith Glogau, Wien.)

Unten:
Frau Paulette Grünzweig im Bubikopf mit leichten Wellen.
(Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Die Braut im geschnittenen Haar. Trägerin: Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti.

Im Oval:
Die Schauspielerin Anny Evera im Etonkopf.
(Phot. Zimbler, Wien.)

Unten:
Die Filmschauspielerin Maria Corda im Etonkopf mit Blumenschmuck.
(Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-korrespondentin Claire Patek

Kongo. / Von L. Herbst.

Belgischer Askari.

Unter 6° 4′ südlicher Breite wälzt der ungeheure Kongo, nachdem er einen Weg von etwa 4800 km zurückgelegt hat, seine Wassermassen in den Atlantischen Ozean. Trichterförmig öffnet sich das Land, aus dem der Strom hervorbricht. Um sich ein Bild von der Ungeheuerlichkeit der Wassermassen machen zu können, muß man sich vorstellen, daß der Kongo in der Sekunde mehr als 60000 cbm Wasser in das Meer ergießt.

Kommt man von Norden, so bemerkt man schon lange, bevor die Mündung erreicht ist, die Verfärbung des blaugrünen Wassers in ein schmutziges Braungelb. Dann sieht man Pflanzenreste, ab und zu einen Baumstamm, kleine Inseln treiben, und nach und nach wächst die Halbinsel Banana aus dem Meer, wo der Lotse für die Stromfahrt an Bord genommen wird. Nur das nördliche Ufer sieht man, während der südliche Strand im Dunst verborgen bleibt. Zunächst fassen Mangrovendickungen das Ufer ein, dann verschwindet das dunkle Grün, und eine hügelige Steppenlandschaft tritt an das Ufer heran, allmählich taucht auch das Südufer in den Bereich der Augen, und im Hintergrunde werden Höhenzüge sichtbar, die sich nach und nach näher an das Ufer heranziehen. Es liegt eine ungeheuere steinerne Ruhe über dem Kongo. Kein Wild, keine Menschen oder Herden beleben die Savannen, und die stromab kommenden Boote oder Schiffe gleiten in großen Entfernungen stumm wie ein Spuk in der Einöde vorüber. Nach sechsstündiger Fahrt stromauf wird Boma erreicht. Es ist heute noch der Regierungssitz des Kongostaates, aber seine ehemalige Handelsbedeutung hat es an Matadi abgeben müssen, und Boma macht einen verschlafenen und zurückgebliebenen Eindruck.

Aus dem portugiesischen Hafenplatz Noqui.

Im Hafen von Boma.

Immer dichter und steiler treten die Steppenberge an den Strom heran. Das Flußbett gleicht einer gewaltigen Schlucht. Am Südufer liegt, an den Hang geklebt, der ehemals bedeutende Handelsplatz Noqui, von dem aus eine vielbegangene Karawanenstraße in das Innere des einst berühmten portugiesischen Kongostaates führt. Mit dem Aufhören des Sklavenhandels erstarb das Leben. Durch die Stromschnellen von Devils Calderon stampft das Schiff weiter stromauf, und eine halbe Stunde Fahrt von Noqui bringt uns nach Matadi. Die großen Hafenanlagen, der weitläufige Bahnhof und die Ausdehnung der terrassenförmig am Berg emporkletternden Stadt beweisen sofort augenfällig die Handelsbedeutung Matadis. Vor 40 Jahren war Matadi ein Negerdorf, wie es viele am Kongo gibt. Stanley hatte bei der Gründung des Kongostaates das schräg gegenüber auf einem Bergvorsprung gelegene Vivi zu seinem Hauptdepot erwählt, und sein unendlich mühevoller Vorstoß nach dem Stanley-Pool, der die auf Vivi beginnenden Stromschnellen, die Jellalafälle, über Land umgehen mußte, führte am Norduser des Kongo entlang. Heute ist Vivi ein toter Platz. Da die Seeschiffahrt des Kongo bei Matadi zunächst ihr Ende erreicht, baute man von Matadi quer über die Berge eine Bahn, die in Kintschasa am Stanley-Pool den Kongo wieder trifft. Von hier aus ist der Strom auf 1718 km aufs neue für Dampfer ununterbrochen bis zu den Stanleyfällen schiffbar.

So sind Matadi und Kintschasa heute die großen Umschlagplätze des gesamten Handels des Kongostaates. Die eingleisig gebaute, über 400 km lange Bahn, die nur Tagesbetrieb hat, ist infolgedessen schwer überlastet, und ein Versagen hat die schlimmsten Stockungen zur Folge, besonders auch in der Versorgung des ungeheueren Hinterlandes, wie es die in den letzten Monaten eingetretene Beförderungsunterbrechung gezeigt hat. In absehbarer Zeit wird daher die Regierung unbedingt daran gehen müssen, die Strecke zweigleisig umzustellen und zu verstärken, wozu voraussichtlich unsere Reparationslieferungen herangezogen werden.

Die Hafenanlagen von Matadi sind ausgezeichnet. Die großen Seedampfer fahren bis an den langgestreckten eisernen Pier, und die Züge rollen auf diesem Kai bis längsseits an die Schiffe heran. Auch heute noch werden gewaltige Mengen Elfenbein ausgeführt. Das eine unserer Bilder zeigt 36 t Elefantenzähne, die zur Verschiffung auf dem belgischen Dampfer „Thysville“ bereit liegen. Die Zähne stammen aus dem tiefen Hinterlande Äquatorialafrikas. Teils sind sie von den Händlern gegen europäische Waren eingetauscht, teils bilden sie Steuerabgaben der Häuptlinge.

Die Bahnfahrt nach Kintschasa bietet im ersten Teil großen landschaftlichen Reiz. Zunächst am Kongo entlang führend, biegt der Zug nach kurzer Fahrt in eine Schlucht nach Südosten ab, durch die ein Gebirgsfluß über Felstrümmer dem Kongo zurast. Die Trasse ist in den Steilhang geschnitten. In Kurven und Kehren geht es stundenlang bergauf, und immer neue wildromantische Ausblicke tuen sich auf. Ab und zu glitzert in den Kehren tief unten der Kongo herauf. Nur in den Schluchten hat sich der Urwald gehalten. Sobald die Bahnstrecke die Höhe erreicht hat, dehnt sich bis zum Horizont ein hügeliges offenes Weideland, das an das Hochland von Angola erinnert. Die häufigen kleinen Stationen, die als Ausweichpunkte dienen, haben sich allmählich zu Dörfern und kleinen Flecken entwickelt, in denen, gerade wie bei uns, die tägliche Durchfahrt des „Schnellzuges“ das Tagesereignis bildet. Am Abend erreicht der Zug die Stadt Thysville. Wären die Schwarzen nicht, würde man

Bahnhofs- und Hafenanlagen von Matadi am Kongo.

Affenbrotbäume.

Straße in Matadi.

ich nach Europa versetzt ihlen. Das große ABC-otel liegt in elektrischem ichtglanz, und noch zwei andere kleinere Gasthäuser bieten saubere Unterkunft und gute Verpflegung. Am nächsten Morgen wird dann die Fahrt nach dem Stanley-Pool fortgesetzt, und am Nachmittag erreicht man Kintschasa.

Während in dem tief eingeschnittenen Flußbett des Kongo schwere Hitze brütet, ist es des Nachts auf den Höhen empfindlich kalt, so daß man sich mit wollenen Decken und einem warmen Mantel versorgen muß.

In den wenigen Jahrzehnten, seitdem Stanley (1877) als erster Weißer, von der Ostseite Afrikas kommend, den gewaltigen Strom erforschte und unter ungeheuren Entbehrungen und dauernden Kämpfen mit den Eingeborenen hinabfuhr, hat sich im schwarzen Erdteil eine Entwicklung vollzogen, die höchster Bewunderung wert ist. Man kann heute von der Kongomündung bis Kapstadt durch Afrika reisen, ohne daß dies eine besondere Anstrengung oder Leistung wäre. Nur Zeit muß man haben! Schiffahrt und kurze Strecken Eisenbahnfahrt wechseln, bis man bei Bukama die große Bahnstrecke erreicht, die von Kapstadt über Bulawayo-Elisabethville in das Minengebiet von Katanga hinaufführt. Auch der Weltkrieg hat hier in Zentralafrika erschließend gewirkt, denn die Versorgung der in Ostafrika uns bekämpfenden Truppen zwang Engländer und Belgier zur Anlage und Inbetriebnahme von Automobilstraßen, die von der genannten großen Bahnlinie nach den ostafrikanischen Seen hinüberführen. So kann man auch vom oberen Kongo — Lualaba — nach Osten abbiegen, um auf bequeme Weise den Tanganjika-See und dann mit der Bahn Daressalam und den Indischen Ozean über Land zu erreichen.

Am Kai in Matadi zur Verschiffung bereit liegendes Elfenbein (36 t).

Auf der Fahrt von Matadi nach dem Stanley-Pool.

Zum Abtransport bestimmte Elefantenzähne.

Der Gorilla „John Daniel".

Von Professor Dr. L. Heck. Mit vier Zeichnungen von Paul Neumann, Karlsberg.

Kopfbild John Daniels.

Er sitzt und spannt.

Alle Gorillas, die bisher nach Europa kamen, waren, bis auf wenig[illegible] aber auch nur kurze Zeit lebende Exemplare, Todeskandidaten. Un[illegible] diesen Umständen ist „John Daniel", der gegenwärtig in Berlin im Zo[illegible]logischen Garten gezeigt wird, eine wissenschaftliche Sehenswürdigkeit. Er gehört einer Engländerin, Mrs. Cunningham, die ihn nicht verkaufen will, sondern ihn „Gastspiele" geben läßt im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn John Daniel wird nicht etwa in einen Affenkäfig gesteckt, sondern reist mit seiner Besitzerin in einem bestellten Abteil zweiter Klasse, wohnt mit ihr im Hotel und fährt im Auto zu den bestimmten Stunden seines Gastspiels an die Schaustelle. Diese besteht aus einer vorn verglasten Holzbaracke mit eisernem Ofen in der Ecke (dies aber nur für alle Fälle) und, daran anschließend, aus einem halb gedeckten, halb ungedeckten Auslauf.

Da fühlt sich John Daniel sehr wohl, auch in der jetzigen Jahreszeit, und das versteht man, wenn man weiß, daß es einen „Berg-Gorilla" gibt, der auf den Höhen der innerafrikanischen Vulkanreihe lebt, wo die Witterung sehr oft nichts weniger als angenehm ist. Als mir von dort Wissmanns Vetter, Hauptmann v. Beringe, Anfang dieses Jahrhunderts Skelett und Haut des ersten Berg-Gorillas zuschickte, war das für die Wissenschaft eine Sensation; denn man glaubte damals, daß Menschenaffen, Schimpansen und Gorillas, nur in Westafrika vorkämen. John Daniel stammt aus dem französischen Kongo und hat über Kap Lopez die Seereise angetreten. Unter der guten Pflege seiner Herrin hat er sich bis heute zu einem fünfjährigen Prachtkerl entwickelt.

Wie John Daniel für gewöhnlich steht.

An John Daniel kann man sich wieder überzeugen, daß unter den drei Menschenaffengattungen Orang, Schimpanse und Gorilla dieser letztere der menschenähnlichste ist. Schon in seinen allgemeinen Körperverhältnissen, weil er die längsten Beine und die kürzesten Arme hat. Deshalb steht er in seiner gewöhnlichen, halb aufrechten Haltung, auf die eingeknickten Fingerknöchel der Hände gestützt, sehr weit vorgebeugt, während der Orang so lange Arme und kurze Beine hat, daß er in derselben Haltung beinahe ganz aufrecht steht. Auch von hinten sieht der Gorilla bei weitem am menschenähnlichsten aus, weil sein unteres Rumpfende am breitesten ist, während Orang und Schimpanse da ganz spitz zulaufen, was sehr menschenunähnlich aussieht. Während der Orang ein ganzer Baumaffe ist, wohl selten auf die Erde herabkommt und der Schimpanse sich jedenfalls sehr viel auf den Bäumen bewegt, ist der Gorilla offenbar ein Erdaffe, der nur zu ganz bestimmten Zwecken klettert. Am Kopfe des Gorillas fallen die wulstigen Nasenränder auf. Er hat zwar ebensowenig wie Orang und Schimpanse einen hervorragenden Nasenrücken, und das ist ja ein Hauptunterschied zwischen Menschen- und Affengesicht; aber diese Betonung der Nasenränder kommt doch den breiten Nüstern der australischen und neukaledonischen Eingeborenen schon näher, die auch, zwischen den Augen wenigstens, keinen vorragenden Nasenrücken haben.

In völlig aufrechter Haltung.

Vom „Gastspiel" des Gorillas „John Daniel" im Zoologischen Garten zu Berlin.

Die Ausbildung von Pferden für den Polizeidienst: Dressurarbeit in der Polizeipferde-Schule zu Imber Court (England). Nach Zeichnungen von Bryan de Grineau.

Bis die Polizeipferde das erforderliche Können besitzen, müssen sie ein überaus langes Training durchmachen. In Imber Court befindet sich ein eigenes Ausbildungsgelände für Polizeipferde, wo erfahrene Reitlehrer sorgsam zusammengestellte Übungen mit den jungen Tieren vornehmen. Nach beendeter Ausbildung haben die Pferde eine schwere „Abgangsprüfung" abzulegen. Sie werden dabei den verwirrendsten Eindrücken und Überraschungen ausgesetzt: Pistolenschüsse knallen, Wagen rasseln, Fahnen werden entrollt, Regenschirme aufgespannt, Zeitungen zum Auffliegen gebracht, in Rot (einer den Pferden unangenehmen Farbe) gekleidete Figuren treten auf usw.; bei allbem dürfen sie nicht scheu und unruhig werden. — Unsere Zeichnungen geben ein Bild von den mannigfachen Phasen der Dressurarbeit: 1 Longieren eines jungen Pferdes durch den Abrichter. (Das Pferd geht dabei auf einer Kreisbahn an der Leine des Longenführers und trägt den besonders in England gebräuchlichen „Spanischen Reiter", der die richtige Kopfstellung geben soll. Die Longierarbeit hat den Zweck, das Pferd auf die nachfolgende Dressur unter dem Reiter vorzubereiten.) — 2 Der erste Sprung. — 3 Vertrautmachen des Pferdes mit geräuschvollen Lastkraftwagen. — 4 Ausbilden der Pferde im Überspringen von Hindernissen unter Führung eines geübten Tieres. — 5 Gang über Stufen und Rampen. — 6 Übung im Schreiten über am Boden liegende Menschen und Gewöhnung an Feuer und Rauch. — 7 Entgegenstellung rotgekleideter Figuren und plötzliches Öffnen seitlicher Türen. — 8 Nachgeahmtes Hervorspringen von Wegelagerern hinter Bäumen. — 9 Ein Vorgeschmack von wehenden Fahnen und Militärmusik. — 10 Gewöhnung der Pferde an den Gang im dichten Gedränge durch menschliche Figuren, die an Drähten aufgehängt sind.

Auf Krabbenfang in der Nordsee.

Nach photographischen Aufnahmen von C. M. E. Eckardt, Hamburg.

1. Klarmachen des Netzes. — 2. Der Fang wird an Deck geschüttet. — 3. Kochen der Krabben an Bord. — 4. Sortieren der Krabben. — 5. Krabbenfischerboote im Hafen von Kuxhaven. — 6. Beim Krabbenverkauf.

DER FÄCHER MIT DER GOLDNEN SCHNUR

Eine chinesische Novelle von Richard Friedenthal

Tschwang-söng wanderte eines Morgens hinaus vor die Stadt und kam zu den Hügeln Nanchwa, wo die Gräber liegen. Der Weise seufzte angesichts der verfallenden, wüsten Haufen, die wie Narben aus der gelben Haut des Hanges hervorstanden, über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Da zog ein Fleckchen frischer, feuchtbrauner Erde inmitten der Dürre seinen Blick an. Es war offenbar ein eben aufgeworfenes Grab, und eine junge Frau saß davor auf einem Bambusstühlchen, die Beine anmutig übereinandergeschlagen, und schwang einen Fächer. Die Luft war frisch, und Tschwang-söng verwunderte sich, wozu der Fächer dienen solle. Weil er aber von bedachtsamer Natur war, scheute er sich, zu fragen, und schaute aufmerksam eine Weile der Frau zu. Da sah er, daß sie den Fächer abwärts gewandt hielt; der Luftzug strich über den Grabhügel hin. Tschwang-söng war ein Mann von feinster Bildung und großer Lebenserfahrung; er hatte zwei Frauen gehabt und ehrenvolle Ämter bekleidet, ehe es ihm weiser erschienen war, sich mit der dritten Frau hierher in die Provinz und die Einsamkeit zurückzuziehen. Trotzdem war ihm dieses Benehmen doch so rätselhaft, daß er sich entschloß, die Frau zu fragen, wer hier begraben sei, und warum sie das Grab fächere. Die Frau blieb unverändert sitzen und schwang den Fächer weiter, daß die goldne Schnur am Halter in zierlichen Sprüngen tanzte, und lächelte. Dann sagte sie:

„Der hier begraben liegt, ist ein armer Narr: mein Mann, der mich über alles liebte. Während er lebte, dachte er nur an mich, und noch im Sterben war sein letzter Gedanke, ich möchte ihm solange wie möglich die Treue halten. Er bat mich darum, ich solle mit der Wiedervermählung so lange warten, bis die Erde über seinem Grabe trocken geworden sei. Nun fächere ich den Hügel, weil ich fürchte, er werde noch lange feucht bleiben. Denn dieser Hang der Gräberfelder liegt im Schatten und wird selten von der Sonne getroffen."

Tschwang-söng verwunderte sich über diese Rede und dachte: Welch seltsames Benehmen für eine Frau, die doch mit ihrem Manne nicht in Unfrieden gelebt hat! Ich habe viele Eigentümlichkeiten an den Weibern bemerkt und bin auch von einer meiner Frauen betrogen worden, weshalb ich mich von ihr geschieden habe. Aber ein so hitziges Temperament ist mir bisher nicht begegnet.

Dann verbeugte er sich vor der Frau und sprach:

„Erlaubt, daß ich den Fächer für Euch schwinge. Eure Handgelenke sind zart und werden bald ermüden, auch führt Ihr den Fächer bald hierhin und dorthin, so daß ich befürchte, Ihr würdet noch lange hier sitzen bleiben müssen."

Die Frau hielt ihre Hand mit spitzen Fingern gegen das Licht und betrachtete geschmeichelt ihre feinen Formen. Dann dankte sie dem Weisen höflich, stand auf und überreichte ihm den Fächer. Tschwang-söng bog ihn ganz auseinander und schwang ihn, daß ein breiter Wind leise rauschend über das Grab strich. Bald nahm die tiefbraune, feuchte Erde eine hellere Färbung an, das Wasser verdunstete und wurde hinweggeweht, und es dauerte nicht lange, so lag der Hügel in grauem Staube trocken da wie eine der vielen anderen Narben des Hanges. Da warf die Frau den Kopf auf und lachte so, daß jeder Teil ihres Leibes sich bewegte und im Licht erschimmerte. Hierauf wandte sie sich dem Weisen zu und sagte:

„Mein Herr, Ihr seid so freundlich für mich bemüht gewesen, daß ich nicht weiß, wie ich Euch danken soll!"

Sie schenkte Tschwang-söng den Fächer mit der goldnen Schnur, verneigte sich vor ihm und lief leichtfüßig von dannen. Tschwang-söng stand neben dem Grab, der Fächer hing ihm an der goldnen Schnur in der Hand; er sah ihr nach und seufzte.

Als er nach Hause kam, trat ihm seine Frau Tiän-sche entgegen. Sie sah sogleich, daß sein Gesicht traurig war, und fragte teilnahmsvoll:

„Was ist es, das dich so bekümmert, mein Herr? Bist du nicht angesehen bei aller Welt und hochgeehrt wegen deiner Kenntnisse und deiner Weisheit? War doch soeben noch eine Gesandtschaft des Königs von Tsu hier, mit einem Prinzen als Führer, der dir die kostbarsten Geschenke überbringen sollte. Du hast sie zwar nicht angenommen, und ich habe sie nicht einmal zu sehen bekommen, aber es war doch eine große Ehrung. Und leben wir nicht glücklich zusammen wie gute Eheleute? Aber du antwortest mir gar nicht? Und was soll der Fächer bedeuten, den du da in der Hand hast?"

Tschwang-söng ließ sich in einem Sessel nieder. Er lehnte müde den Kopf auf die Hand und erzählte ihr den ganzen Vorgang.

„Wie," fuhr Tiän-sche auf, „du hast es nicht verschmäht, einer solchen Ehrvergessenen und Schamlosen deine Hilfe zu leihen?"

Sie lästerte unerhört und gebrauchte die stärksten Ausdrücke und lief dabei auf und ab. Plötzlich hielt sie vor Tschwang-söng inne und sagte:

„In der ganzen Welt gibt es nicht wieder eine solche Treulosigkeit!"

Der Weise legte beide Hände mit dem Fächer übereinander, stützte sein Kinn darauf und sah das Weib aufmerksam an. Nachdenklich sagte er:

„Auf Worte und Mienen darf man nicht achten. Solange man lebt, spricht wohl jede von Dankbarkeit. Ist das Grab aber aufgeworfen, so greift sie zum Fächer."

Da wurde Tiän-sche ganz aufgebracht unter seinem Blick, sie hob die Hände und schäumte fast vor Zorn und rief:

„Wie kannst du so obenhin urteilen über uns Frauen! Sind wir denn alle gleich, daß du so auf uns herabsiehst? Und gibt es nicht auf eine Schamlose und Niederträchtige hundert Tugendhafte? Ihr Männer aber seid freilich alle gleich und überhebt euch und könnt keine Unterschiede machen, und die Weisen sind gleich blind wie die Toren. Und du selbst: bist du dir keines Fehls oder Irrtums bewußt?"

Der Weise stemmte den Kopf fester auf den Fächer und sagte:

„Schön bist du, Frau. Und wenn ich stürbe: würdest du wohl zwei oder drei Jahre warten, bis du einen anderen nähmest?"

Tiän-sche wehrte mit der Hand ab:

„Daran dürfen wir doch gar nicht denken. Wie seltsam du sprichst! Als wolltest du mich versuchen. Leben wir nicht glücklich miteinander? Und müssen wir nicht den Göttern jeden Tag dafür danken? Aber ihr Männer könnt euch dabei nicht beruhigen, sondern müßt bohren und graben, bis ihr hinter die Dinge kommt. Und dann seid ihr traurig."

„Sehr wahr!" nickte Tschwang-söng.

„Und wenn ein solches Unglück kommen sollte," fuhr die Frau fort, „wenn es wirklich kommen sollte, woran wir gar nicht denken dürfen: glaubst du, ich würde je wieder mit einem anderen den Tee trinken? Was sprichst du da von ein paar Jahren. Immer würde ich deine Witwe bleiben!"

„Du versprichst Unmögliches!" sagte der Weise.

„Freilich", erwiderte die Frau, „könnt ihr Männer nicht an Treue glauben. Seid ihr doch selbst so wankelmütig, und ist die eine gestorben, so seht ihr euch sogleich nach der nächsten um, wie du es bei deiner ersten Frau gehalten hast. Und einer anderen gebt ihr den Scheidebrief und nehmt eine dritte. So hast du es mit mir getan! Und jetzt sitzest du dort und hältst diesen Fächer in der Hand mit der goldnen Schnur und denkst an jene Schamlose und Vierte und Ehrvergessene!"

Und sie näherte sich bei diesen Worten dem Weisen und riß ihm den Fächer aus der Hand, zerbrach ihn und warf die Stücke auf die Erde.

Tschwang-söng erhob sich und sagte gelassen: „Du hattest nicht nötig, dich so zu ereifern. Es ist gut, wenn du so bist, wie du es sagst."

Dann bückte er sich, hob die Stücke des Fächers auf, schlang die goldne Schnur darum und legte sie in eine Porzellanschale, die auf einem niedrigen Lackschränkchen stand. Dabei blickte er die Frau so an, daß sie es nicht wagte, die Schale anzurühren.

In der folgenden Zeit war er sehr schweigsam, und nach einigen Tagen wurde er krank. Die Krankheit wuchs wie ein schwarzer Wind, und wiewohl Tiän-sche die besten Ärzte hinzuzog, die es in der Gegend gab, und Tag und Nacht seufzend zu Häupten seines Bettes saß, ging es doch mit reißenden Schritten dem Ende zu.

„Ich muß von dir Abschied nehmen", sagte Tschwang-söng. „Du wirst es bald bedauern, daß du so leichtsinnig den Fächer zerbrochen hast."

„Lieber!" erwiderte sie weinend und sich über ihn werfend, „wie kannst du so sprechen! Ich schwöre dir, daß ich heute nicht anders denke als vor einigen Tagen, und wenn du mir nicht glauben willst, so will ich gleich hier vor deinen Augen und mit dir zusammen ..."

„Es ist gut," sagte Tschwang-söng, „ich sterbe. Mir wird dunkel vor den Augen. Ich kann dich nicht mehr sehen."

Damit hörte er auf zu atmen, der Körper, der bereits zusammengefallen war wie ein leerer Balg, streckte sich; die Augenlider fielen herunter. Tiän-sche brach in lautes Wehklagen aus und lag lange Zeit jammernd über dem Lager. Dann ging sie zu den Nachbarn und bat sie, ein Leintuch und einen Sarg zu bereiten. Und Tschwang-söng wurde, wie er es bestimmt hatte, in einen einfachen Sarg aus dünnen Kiefernbrettern gelegt und in der Halle seines Hauses aufgebahrt.

Tiän-sche ging in tiefer Trauer, sie weinte die ganze Nacht, aß und trank nicht und dachte selbst in ihren Träumen nur an den Verstorbenen und alle Freundlichkeiten, die er ihr erwiesen hatte. Sie empfing niemand, so viele auch sich melden ließen, um der Witwe ihr Beileid auszusprechen. Denn es war herumgekommen, daß der Verstorbene, der zuletzt sehr zurückgezogen gelebt hatte, ein bedeutender Gelehrter gewesen war, und viele sahen sich veranlaßt, sich nun nach seinem Tode mit ihm zu beschäftigen, seinen Namen zu nennen und den Ort zu besuchen, wo er gewohnt hatte. So war die kleine Stadt bald so belebt wie an einem Markttage.

Da brach sich eines Tages ein junger Mann durch das Gedränge Bahn, der über alle Neugierigen und Gaffer hinausragte. Es war ein schlanker Jüngling in elegantester Kleidung. Sein Gesicht war zart, und die Lippen schimmerten blutrot darin, wie mit Drachenblut gefärbt. Ein alter Diener, der ihm folgte, verbreitete, sein Herr sei der Enkel des Königs von Tsu. Er sei vor kurzem schon einmal an der Spitze einer Gesandtschaft hier gewesen, um dem großen Gelehrten die Geschenke des Königs zu überbringen und ihn einzuladen, als sein Erzieher an den Hof zu kommen, was der Weise leider abgelehnt habe. Auf der Rückreise habe er die Nach-

richt von seinem Tode erhalten, da sei er schleunigst umgekehrt, um dem verehrten Lehrer wenigstens am Grabe noch seine Verehrung zu bezeigen.

Der Prinz schritt denn auch sogleich hinauf in das Trauerhaus und ließ sich der Witwe melden. Sie wies ihn zunächst ab wie alle übrigen Besucher. Da bat er, ihr zu bestellen: nach alter Sitte wäre es üblich, daß Gattinnen und Geliebte die näheren Freunde und Verwandten des Toten empfingen; er dürfe sich, da er ein Schüler des Verstorbenen gewesen sei, als seinen Verwandten bezeichnen.

Tiän-sche wurde durch diesen kühnen Bescheid neugierig auf den Besucher. Sie ließ ihn in die Halle bitten, wo der Sarg aufgebahrt war, und erschien auch bald selbst, um ihn sich anzusehen.

Sie hielt die Augen zu Boden geschlagen, als sie in die Halle eintrat, tief in Trauer gekleidet. Aber während der Prinz ihr höflich sein Beileid aussprach und zugleich in wohlgesetzten Worten seiner Bewunderung für den verstorbenen Meister Ausdruck gab, konnte sie es doch nicht unterlassen, ab und zu einen heimlichen Blick auf ihn zu werfen. Und als er ihr plötzlich sein Gesicht voll zuwandte und sie sah, wie schön er war, da durchzog sie ein Schauer vom Wirbel bis zu den Zehen, sie vermochte die Augen nicht mehr zu senken und hing taumelnd gebannt an seinen Blicken wie eine Biene, die eine Kleeblüte umklammert. Der Prinz erschrak vor diesem Blick und wischte sich verloren mit der Hand über die Stirn. Dann bat er um die Erlaubnis, vor dem Sarge des Toten noch einige Tage seine Andacht zu halten, und fragte, ob der Weise keine Aufzeichnungen hinterlassen habe. Für diesen Fall bitte er um die Gunst, sie studieren zu dürfen, damit er doch auch noch nach dem Tode der Segnungen seiner Lehre teilhaftig würde.

Tschwang-söng hat allerdings einige Bücher hinterlassen," erwiderte die Witwe, „und sie sind, wie er sagte, überaus kostbar wegen der darin niedergelegten reichen Erfahrungen. Ihr würdet aber längere Zeit brauchen, sie durchzuarbeiten, und ich befürchte, daß ein so einfacher Aufenthalt, wie wir ihn hier unter unserem bescheidenen Dache bieten können, Euren Ansprüchen nicht genügen würde."

Dabei blickte sie dem Prinzen holdselig in die Augen.

Der Jüngling erwiderte, es werde auf jeden Fall eine große Ehre für ihn sein, einige Tage unter dem Dache seines verehrten Meisters weilen zu dürfen, wenn er ihre Worte dahin recht verstanden habe, daß man ihn einlade, einige Zeit als Gast in diesem Hause zu verbringen.

„Gewiß!" rief die Frau und wies auf die Tür zu den inneren Gemächern mit der Bitte, einzutreten. Der Jüngling aber kniete zunächst in der Halle vor dem Sarg des Meisters nieder und betete. Tiän-sche ließ sich am anderen Ende der Bahre nieder und senkte gleichfalls andächtig das Haupt.

Dann nahmen sie zusammen das Abendessen ein, und Tiän-sche sprach zum erstenmal seit dem Tode ihres Mannes den Speisen wieder etwas lebhafter zu. Nach dem Essen bat sie den Prinzen, noch einen Augenblick zu verweilen; sie ging hinaus und kehrte bald darauf mit zwei umfangreichen Büchern, dem literarischen Nachlaß Tschwang-söngs, zurück. Der Prinz vertiefte sich sogleich wie ein Student in ihre Lektüre und fuhr erst erschrocken auf, als die Frau ihm leise wie ein Blumenblatt ihre Hand auf die Schulter legte. Sie bat ihn, die Bücher als Geschenk anzunehmen, und er dankte ihr überschwenglich für eine so kostbare Gabe. Dann ging er vor dem Schlafengehen noch einmal hinaus in die Halle, um vor dem Sarg niederzuknien, und Tiän-sche folgte ihm.

Täglich traf sie hier vor der Bahre mit ihm zusammen, in stiller Andacht und Anbetung, die freilich mehr dem Lebendigen als dem Toten galt. Ihre Zuneigung wuchs. Diese setzte sich mit feinen Wurzeln in ihren Gedanken fest und sog alle Erinnerung an den Verstorbenen aus. Dann streckte sie sich in ihre Träume hinein und schattete über ihre heimlichsten Vorstellungen, bis sie ganz von dem Fremden erfüllt war und es nicht anders wußte, als daß sie ihm gehören müsse mit Leib und Seele. Schließlich konnte sie, da der Prinz ihre Winke und Blicke nicht verstand, ihr Herz nicht mehr halten und ließ den alten Diener zu sich kommen. Sie nahm ihn heimlich auf ihr Zimmer und gab ihm von ihrem besten Wein zu trinken. Während sie ihn immer wieder nötigte, dem Wein tüchtig zuzusprechen, forschte sie ihn aus, ob sein Herr schon verheiratet sei.

„Er ist nicht verheiratet", meinte der Diener und sann dem Tropfen nach, der soeben feurig durch seine Kehle fuhr.

„Vielleicht hat er aber schon eine gewählt, die er heiraten will?" fragte Tiän-sche weiter.

„Ach was!" sagte der Alte und setzte den Becher mit einem Knall auf den Tisch, denn er war schon etwas bezecht und vergaß den Anstand, „er hat noch keine gewählt, die er heiraten will. Und wenn er eine so schöne Dame bekommen kann wie Euch, was sollte er sich da Besseres wünschen!"

„Hat er das gesagt?" rief die Witwe und faßte den Alten an der Schulter.

Der Diener schob ihren Arm zur Seite und griff nach der Kanne, um sich wiedereinzuschenken; er trank einen neuen Becher und überlegte dabei. Dann sagte er mit schwerer Zunge:

„Ja, jawohl, er hat das gesagt. Er will Euch heiraten."

„Lüge nicht!" schrie Tiän-sche und zitterte vor Aufregung.

„Ich bin ein alter Chinese," sagte der Diener, „ich bin ein alter Chinese und lüge nicht. Wie würde ich es wagen, Euch zu belügen, Frau!"

Dabei tappte er von neuem nach der Kanne. Aber Tiän-sche nahm sie ihm ab, schenkte ihm ein und bot ihm den Becher, indem sie sagte:

„Du scheinst mir brauchbar, Alter. Willst du mir helfen, die Heirat mit deinem Herrn zustande zu bringen?"

„Eine ausgezeichnete Verbindung", überlegte der Alte. „Da sind aber Schwierigkeiten. Erstlich das Verwandtschaftsverhältnis, in dem mein Herr als Schüler zu dem Toten steht. Dann die Nachrede."

„Das sind keine Hindernisse", fiel ihm die Witwe ins Wort. „Hat er doch kaum den Verstorbenen gesprochen, geschweige denn seinen Unterricht genossen. Wie sollte er sich da als seinen Schüler oder Verwandten bezeichnen dürfen. Und wenn ich ihm die Bücher Tschwang-söngs geschenkt habe, so kann er ja deren Lektüre verschieben."

„So, Ihr habt ihm die Bücher des Herrn Tschwang-söng geschenkt?" wunderte sich der Alte. Und er wiegte den Kopf und klapperte bedenklich mit dem Becher auf dem Tische.

„Du mußt nicht so schwierig sein!" meinte die Witwe. „Trink noch einen Becher von diesem fröhlichen Wein. Wir wohnen abgelegen auf diesem Hügel, es gibt keine Verwandte, kaum ein paar Nachbarn: wer sollte da Bemerkungen über uns machen? Nimm diese Kanne mit auf dein Zimmer, überleg' dir die Sache und sag' mir bald Bescheid, wenn du etwas erreicht hast bei deinem Herrn!"

Der Alte nahm die Kanne unter den Arm, den Becher in die Hand und schlurfte von dannen. Als er eben zur Tür hinaus war, lief sie ihm nach und faßte ihn noch einmal am Rock:

„Höre, du kannst jederzeit in meine Zimmer kommen, mir den Bescheid zu geben, es sei Tag oder Nacht, und auch wenn ich schlafe. Und du brauchst nicht zu fragen oder dich melden zu lassen."

„Ja, ja," brummelte der Alte, „schon gut!" und tappte davon. Sie hörte noch lange seinen knarrenden Atem durch die Halle.

Bis zum Abend saß sie erwartungsvoll auf ihrem Zimmer; sie glaubte nicht anders, als daß er noch am selben Tage wiederkommen würde. Widerwillig nahm sie ihr Nachtmahl, von Zeit zu Zeit das Essen unterbrechend, denn sie meinte, seinen Schritt auf dem Gang zu hören. Als niemand erschien, rang sie die Hände und lief ächzend auf und ab vor Unruhe. Sie legte sich nieder, aber das Bett erregte ihr einen dumpfen Widerwillen. Sie sprang auf und ging durch das nächtliche Haus, und als sie in die Halle kam, hörte sie von der Bahre des Toten her Atemzüge. Es war ein lauter, knarrender Atem, dem vom Kopfende des Gestells her ein leiseres Geräusch zu antworten schien. Es klang wie Schritte und das Schleifen eines schweren Gewandes, und die Frau erschrak nicht wenig. Sie lief zurück zur Tür, lehnte sich mit beiden Schultern und Händen dagegen und rief:

„Ist dort jemand? Bist du der Geist des Verstorbenen, der zurückgekehrt ist? Warum erschreckst du mich so, Tschwang-söng?"

Aber es kam keine Antwort. Leichenblaß und wankend eilte sie hinaus und kehrte mit einer Lampe zurück. Da zeigte ihr das fahrige Licht auf den Stufen des Sarggestells eine wüste ungewisse Gestalt; sie trat bebend näher heran und senkte die Lampe, so daß eine breite Welle Licht den Liegenden überschwemmte. Es war der alte Diener. Kanne und Becher lagen leer zu seinen Füßen, und um ihn zog der widerwärtige, nasse Geruch der Berauschtheit und greisenhaften Schlafes. Sie wagte nicht, ihn zu schelten oder nur zu wecken, und ging still in ihre Kammer zurück.

Am nächsten Morgen sah sie den Alten auf dem Hof auf und ab gehen und um ihre Tür streichen; er kam aber nicht herein. Sie winkte und machte ihm Zeichen und ließ ihn, als das alles nichts half, schließlich rufen. Der Alte stand halb in der Tür und hob abwehrend die Hände:

„Es geht nicht, Frau. Es geht nicht."

Sie zog ihn herein und nötigte ihn auf einen Stuhl.

„Was ist das? Habe ich mich gestern nicht deutlich genug erklärt?"

„Das will ich nicht sagen", meinte der Alte. „Ich habe auch mit meinem Herrn über alles gesprochen. Wir haben gegen Eure Schönheit nichts einzuwenden."

„Und das Verwandtschaftsverhältnis?"

„Auch das macht keine Schwierigkeiten, da mein Herr ja nicht mündlich Euren verstorbenen Gatten gehört hat."

„Nun, und weiter?" drängte die Witwe.

„Es sind drei Punkte, die ich Euch vorlegen muß. Erstens ist da der Sarg. Er steht noch in der Halle vor Eurer Tür. Würdet Ihr es wagen, an ihm vorbei in die Brautkammer zu gehen? Und würden wir, meinte mein Herr, dort glücklich und fröhlich sein können, solange er dort vor der Tür steht? Zweitens: der Verstorbene war ein großer Weiser und berühmter Gelehrter. Unser Prinz muß befürchten, dem Vergleich mit ihm nicht gewachsen zu sein. Und schließlich: unser Gepäck ist noch nicht hier, und wir haben kein Geld für die notwendigen Geschenke und Ausgaben."

„Das soll Euch nicht kümmern", rief Tiän-sche. „Dafür will ich sorgen. Und wenn der Sarg stört, so werde ich ihn in den Schuppen schaffen lassen. Was endlich die Weisheit Tschwang-söngs anlangt, so ist diese jetzt nach seinem Tode meiner Meinung nach sehr überschätzt worden. Hat er doch vor mir allein zwei Frauen gehabt, von denen die erste aus Kummer oder an anderem Ungemach gestorben sein soll; von der zweiten hat er sich geschieden, was auch wenig für seinen Charakter spricht. Wie wenig er sich selbst zutraute, das kannst du am besten daraus ersehen, daß er sich hierher in die Einsamkeit zurückgezogen und alle Berufungen abgelehnt hat. Überdies war er zuweilen sogar ausgesprochen töricht. Ein Beispiel nur. Noch neulich, kurz vor seinem Tode, traf er draußen auf den Gräberfeldern eine Frau, die mit einem Fächer das frische Grab ihres verstorbenen Mannes trocknete, um sogleich sich wiederverheiraten zu können. Du meinst, er nahm ihn der Person fort und schlug ihn in Stücke? Gefehlt, er half ihr, eigenhändig. Er nahm ihn ihr ab und fächerte ihr das Grab und scherzte und lachte mit ihr über den Narren von Ehemann, der dort begraben lag, und brachte mir den Fächer mit nach Hause, wo ich ihn dann zerbrach und in Stücke schlug. Er aber hob ihn wieder auf und tat ihn in diese Schale, wo ihr ihn noch sehen könnt, und stieß die unerhörtesten Drohungen dabei aus gegen mich. Was soll man zu einem solchen Benehmen sagen? Ich verspreche mir von deinem Herrn mehr Zuneigung und glaube

auch, daß er Tschwang-söng in keiner Beziehung etwas nachgeben wird, zumal er ein Prinz und jung ist. Komm, ich werde dir das Geld geben, das ihr braucht, um euch für die Hochzeit auszurüsten. Und wenn dein Herr über den Tag im Zweifel ist, so sage ihm nur, daß heute abend wohl der günstigste Zeitpunkt für unsere Vermählung sei."

Sie nahm aus ihrer Schatulle zwanzig Mark Silber und gab sie dem Diener, der damit zu dem Prinzen zurückkehrte. Der Jüngling war zwar ein wenig erschrocken, daß alle Einwände nicht geholfen hatten, die Frau von ihrem Vorsatz abzubringen, aber er ergab sich in das Unvermeidliche und ließ ihr bestellen, sie möchte sich für diesen Abend bereit halten.

Tiän-sche war so selig wie ein feuchter Frühlingshimmel. Sie warf eiligst ihre Trauerkleider ab und holte bunte und kostbare Gewänder hervor. Sie knetete ihre Wangen und strich sich die Stirn wieder glatt. Häufig sah sie in den Spiegel, tupfte sich die Lippen rot, schob sich die Brauen zurecht und warf zuletzt den Kopf mit einer übermütigen Bewegung zurück.

Prächtig in funkelnde Gewänder gekleidet, trat sie dann in die Tür zur Halle und gab den Befehl, den Sarg hinauszutragen und in dem verfallenen Schuppen hinter dem Hause unterzubringen. Und während die Männer mit der dunklen Last noch durch die Tür schwankten, fegte sie bereits mit einer rauschenden Bewegung ihres üppigen Mantels hinter ihnen her durch den Saal, daß der Saum des Kleides die vertrockneten Totenblumen zusammenkehrte. Sie ließ die Halle reinigen und das Mahl richten; sie ordnete selbst das Brautgemach für die Nacht und steckte überall festliche Lichter auf. Als dann der Prinz erschien, mit allen Zeichen seiner Würde angetan und sehr schön anzusehen in einem überaus geschmackvollen neuen Gewand, da ging sie auf ihn zu, und beide standen wie verloren in der Halle unter dem Gefunkel der vielen Lichter. Der Boden erglänzte wie mattes Metall, die Luft war mit schweren Wohlgerüchen beladen, und überall hatten sich Schwärme von Blumen niedergelassen wie bunte Vögel. Der Lack der Schränke riß das Licht an sich und warf es zurück, auf dem Rand der Porzellanschale schwamm ein Ton wie ein summender Gongschlag, und über dem Rand blitzte, wie der spitze Schwanz einer Schlange, die Schnur des zerbrochenen Fächers golden auf.

Nachdem die Hochzeitszeremonien abgetan und das Mahl eingenommen war, begab sich das junge Paar zur Ruhe. Als sie Hand in Hand die Schwelle des Schlafzimmers überschritten, brach der Prinz in die Knie. Er stemmte die Hände auf die Brust und stöhnte laut auf; sein Gesicht war verändert, die Augenbrauen verzerrt und der Blick glasig. Tiän-sche suchte ihn wiederaufzurichten. Sie weinte vor Angst und kniete vor ihm hin. Innig umschlang sie ihn, um ihm ihren warmen Atem einzuhauchen. Sie rief ihn an und rieb ihn mit ihren Händen. Es half aber nichts, der Prinz sank immer mehr in sich zusammen. Schaum füllte seinen Mund, und zuckend fiel sein Kopf ihr aus den erschrockenen Armen. Sie rief um Hilfe, und der alte Diener erschien.

„Hat der Herr öfter solche Anfälle?" fragte sie ihn.

„Ja," antwortete er, „vor zwei und drei Jahren hatte er welche. Da gibt es nur ein Mittel."

„Was ist es? Wir werden es beschaffen."

„Der Arzt", erwiderte der Alte, „war der Meinung, daß der innerste Sitz des Lebens, das Mark des Gehirns ..."

„Ja, ja. Das Mittel!" drängte sie.

„... daß der innerste Sitz des Lebens, das Mark des Gehirns, von dem Anfall betroffen sei. Man muß daher ein außergewöhnliches Gegenmittel anwenden: frisches Mark aus dem Hirn eines lebendigen Mannes. Sobald der Prinz davon ißt, verschwindet der Anfall. Die letzten Male hat sein Großvater, der König, Verbrecher töten und ihnen das Mark ausbrechen lassen, was auch sofort vorzügliche Wirkung tat. Aber wo sollen wir hier in der Einsamkeit das Mittel hernehmen?"

Tiän-sche rang die Hände. Dann sagte sie:

„Das Mark eines lebenden Mannes kann ich nicht beschaffen, wenn ich nicht einen Mord begehen will. Muß das Gehirn denn unbedingt ganz frisch sein?"

„Wenn es nicht vertrocknet oder angefault ist, so kann es auch noch benutzt werden, wenn es von einem Toten stammt. Der Leichnam darf aber nicht älter als zehn Tage sein."

„Mein Mann ist erst seit acht Tagen tot", meinte die Witwe.

„Die Wirkung ist dann freilich nicht so gewiß", sagte der Alte.

„Der Versuch muß jedenfalls gemacht werden", meinte Tiän-sche.

„Wie?" rief der Alte und legte ihr unwillkürlich die Hand auf den Arm, „Ihr wolltet Euch entschließen, den Körper Eures verstorbenen Gatten anzutasten? Und wenn Ihr das schon über Euch brächtet — wie wolltet Ihr zu ihm gelangen, da doch der Sarg schon verschlossen ist?"

„Meinst du, es sei schwieriger, einen Sarg aufzubrechen als einen Schädel?" antwortete das Weib. Und da sie seine fassungslose Miene sah, fügte sie hinzu:

„Der Prinz und ich sind Mann und Weib. Ich muß als seine Ehefrau ihm meinen lebendigen Leib ohne Schonung überlassen. Wie sollte ich da nicht viel mehr vom Körper eines Toten für ihn Gebrauch machen?"

Sie trug ihm auf, für den Prinzen zu sorgen, holte ein Beil und eine Lampe und ging um das Haus herum zu dem verfallenen Schuppen, wo der Sarg stand. Sie setzte die Lampe auf einen Vorsprung über der Bahre und streifte sich die Ärmel auf. Dann strich sie sich mit dem Handrücken über die Stirn, umfaßte das Beil mit beiden Händen und heftete den Blick fest auf das Deckelbrett des Sarges. Sie biß die Zähne zusammen, stemmte das linke Knie gegen das Bodenende und schwang die Waffe so stürmisch, daß die Seide ihrer Hochzeitsgewänder knirschte. Dann ließ sie das Eisen fallen. Ein dumpfer Schlag erscholl, und das Holz seufzte. Der Deckel widerstand aber noch lange ihren schwachen und ungeübten Händen, bis doch schließlich die dünnen Bretter des billigen Sarges nachgaben und in langen strähnigen Splittern unter dem Beil brachen.

Der Atem ging ihr aus, sie ließ keuchend das Eisen sinken. Da seufzte Tschwang-söng im Sarge plötzlich auf und erhob sich. Sie wich entsetzt zurück. Das Beil entglitt ihren Händen, und das Herz ersank ihr wie eine

entfallende Lampe. Schweiß schlug ihr auf Stirn und Leib aus allen Poren. Sie wollte fliehen. Tschwang-söng aber rief sie mit lauter und heiserer Stimme an und schrie: „Hilf mir hoch, Frau!“ und: „Drück' die Spitzen zur Seite!“ und: „Nimm mir die Tücher von den Armen!“

Als er sich frei bewegen konnte, schwang er sich sogleich mit erstaunlicher Kraft aus dem Sarg. Dann nahm er die Lampe und ging voran, ohne sich nach ihr umzusehen, während sie ihm zögernd folgte.

Als sie in das Zimmer kamen, waren der Prinz und der Diener verschwunden; die Kerzen waren erloschen. Tiän-sche faßte Mut und sagte mit unbefangener Miene:

„So hat mich meine Ahnung denn doch nicht betrogen! Tag und Nacht habe ich an deinem Grabe gewacht, und da ich ein Geräusch darin hörte wie einen leisen Atem, beschloß ich, ihn aufzubrechen, um zu sehen, ob nicht vielleicht deine Seele zum Leben zurückgekehrt sei.“

„Ich danke schön für diese Aufmerksamkeit“, sagte Tschwang-söng. „Was sollen aber diese bunten Kleider? Bist du nicht in Trauer um mich?“

„Zu diesem freudigen Ereignis?“ erwiderte das Weib. „Ich gedachte, dich sogleich mit fröhlichen Farben zu empfangen zum guten Vorzeichen.“

„Schön“, meinte Tschwang-söng. „Und warum hat man meinen Sarg nicht in der Halle gelassen, sondern ihn in den verfallenen Schuppen geworfen? Für was ist das ein Vorzeichen?“

Tiän-sche schwieg hierauf. Der Mann hob die Lampe und überblickte den Raum. Er sah die Blumen und Leuchter, die Gläser und den Wein, und er sah im Hintergrunde das aufgedeckte blühende Lager. Aber er fragte nicht weiter. Er setzte sich in einen Sessel, reichte ihr eine Kanne Wein und bat, sie ihm zu wärmen. Er begönne jetzt, gewaltig zu frieren.

Die Frau machte ein Feuer an und setzte den Wein auf; sie lief hin und wieder und bemühte sich um ihn, so sehr sie konnte. Höflich kredenzte sie ihm den Wein, als er warm geworden war, schmiegte sich zärtlich an ihn und bat ihn, sich doch recht bald zur Ruhe zu legen. Tschwang-söng aber schwieg und trank.

Tiän-sche wurde immer verwirrter in ihrer Furcht. Sie lief hinaus vor die Tür, um zu sehen, wo der Prinz geblieben wäre. Es ließ sich niemand sehen. Tschwang-söng aber trank einen Becher nach dem andern und sah die Frau an. Sie zerriß sich das Kleid über der Brust, warf sich vor ihm hin und schrie und flüsterte. Er beugte sich zu ihr, die eine Hand am Becher, und rief trunken:

„Haben wir nicht lange Zeit gelebt als gute Eheleute?“

Sie nickte wie träumend, hauchte ihm ins Ohr und suchte, ihm die Kanne abzuschmeicheln und ihn zu dem Bett hinüberzulocken.

„Trink nicht mehr, Tschwang-söng!“ flehte sie. „Deine Stirn ist feucht, und du frierst ja trotz des Weines. Lege dich auf dein Bett. Ich werde dich zudecken und vor deinem Lager wachen die ganze Nacht, wie ich es vor deinem Sarge getan habe.“

„Freilich!“ schrie er. „Wo ist das Beil? Du wirst vor meinem Bett wachen und das Beil schwingen und mir vollends den Schädel einschlagen. „Trinken wir!“ Und er stürzte den Becher um, hob die Kanne an den Mund und trank in vollen Zügen.

„Trinken wir!“ schrie er. „Das Grab zu befeuchten!“

Sie tat ihm Bescheid und wurde heiß von dem Wein. Die Schminke schmolz auf ihren Lippen, ihre Augenbrauen verwirrten sich, und auf ihren Wangen und um die Schläfen traten die Spuren der Nachtwachen und Kämpfe der letzten Tage scharf hervor. Und sie hob ihre Gewänder und suchte, vor ihm zu tanzen, sie taumelte und trat sich auf das Kleid, daß es kreischend zerriß. Da erfaßte den Weisen Mitleid mit ihr. Er stand auf, um ein Ende zu machen, und rief: „Willst du die beiden sehen?“

Damit hob er seine Hand gegen die Tür, und das Weib sah den Prinzen und den Alten, wie sie die Stufen zur Halle heraufschritten und die Hand auf die Klinke legten. Sie wimmerte. Da schüttelte Tschwang-söng das Haupt, und die beiden verschwanden. Da sah sie ihn an und erkannte, daß es keine Rettung mehr für sie gab, und las in seinem Blick, wie er den Prinzen hatte herkommen lassen durch Zauberei, um sie zu versuchen. Sie lief hinaus in die Halle und fand die Porzellanschale mit dem zerbrochenen Fächer. Sie ergriff die goldne Schnur und erhängte sich damit an einem Stützbalken des Daches über der Stelle, wo der Sarg gestanden hatte.

Tschwang-söng saß vor dem leeren Tisch, den Becher in der Faust, und stierte vor sich hin. Ein kalter Hauch fuhr ihm gegen die Knie von der offen stehenden Tür her. Da ging er hinaus und schnitt die Frau ab, befühlte sie und nickte, denn sie war tot.

Dann ging er in den Schuppen und schleppte den Sarg in die Halle. Er warf die Frau hinein, daß die Splitter wie ein zerbrochener Fächer um sie her starrten. Er holte seine Flöte und lehnte sich über den Sarg, blies ein paar verlorene Töne und sang mit krächzender Stimme ein Totenlied. Darauf zerschlug er seine Flöte über dem Sarg, nahm das Beil, das dunkel am Boden funkelte, und hieb um sich. Er packte die Porzellanschale und hielt sie wie einen Schädel in der Hand, brach sie mit einem Hieb auf und starrte hinein: Kein Mark darin? Er schlug den Lackschränken die Stirnwände ein, und als er überall Leere und Nichts fand, sank er plötzlich in sich zusammen, wurde klein und zitterte und begann von neuem, entsetzlich zu frieren. Er zog ein Scheit aus dem Feuer, steckte das Haus an allen vier Ecken in Brand und stand davor, die Hände gegen die Glut gestreckt, bis alles heruntergebrannt war.

Dann machte er sich auf und ging davon, nach Westen zu, vorbei an dem Hügel Nan-chwa, wo die Gräber liegen. Der Wind schürte den Sand auf und trieb ihm den losen Staub in den Mund, daß ihm die Zähne knirschten. Er bauschte ihm das Leichentuch auf, daß es wie eine Wolke schwarz über seinem Haupte stand. Und der Weise wanderte dahin und lachte. — — —

Der Erzählung liegt eine altchinesische, im „Journal Asiatic“ von 1843 veröffentlichte und zuerst von E. Griesebach übersetzte Novelle zugrunde. Die Illustrationen sind Wiedergaben nach Zeichnungen von Karl Hutloff.

Aus Wissenschaft und Technik.

Tierische Elektrizität. Fast jeder Vorgang in der Welt, Reibung, Verdunstung, Erwärmung, Licht, Magnetismus, chemische Verbindungen, geht mit der Erzeugung von Elektrizität Hand in Hand. Es dürfte schwer sein, eine physikalische Erscheinung zu nennen, bei der die Elektrizität nicht unmittelbar oder mittelbar beteiligt ist. Die Lebensvorgänge machen davon keine Ausnahme. Blätter, Blüten und Früchte können, wenn sie gereizt werden, elektrische Ströme erzeugen. Erst unlängst hat man nachgewiesen, daß unreife Äpfel einen stärkeren Strom erzeugen als reife. Im Jahre 1780 bemerkte der Professor der Anatomie an der Universität Bologna, Luigi Galvani, daß die lebenden Hinterbeine eines Frosches, der an einem Kupferhaken hing, sich zusammenzogen, als sie mit Eisen in Berührung kamen. Er deutete das als tierische Elektrizität. Aber sein Kollege Volta von der Universität Pavia zeigte, daß die Elektrizität nicht durch den Froschschenkel, sondern durch den Kontakt der beiden Metalle verursacht sei. Durch Umwandlung des Versuches aber gelang es Galvani, nachzuweisen, daß auch „Kontraktionen ohne Metalle“ vorkommen. Der berühmteste seiner Versuche war, daß er die Bewegungsnerven eines Frosches über dessen isoliertes Herz führte, worauf der Herzschlag den Nerven elektrisch reizte und dadurch die Kontraktion des von diesem Nerven abhängigen Muskels bewirkte. Daß jeder Muskel, wenn er in Tätigkeit ist, einen elektrischen Strom erzeugt, ist mit dem Galvanometer leicht festzustellen, obwohl dieser Strom meist von sehr geringer Stärke ist. Für das Herz, das ja auch ein Muskel ist, pflegt man das mit dem Spiegel-Galvanometer zu zeigen, das Lord Kalvin erfunden hat, um den elektrischen Strom von Kabeln festzustellen. Der neuste Fortschritt im Stadium der tierischen Elektrizität besteht darin, die Ströme des schlagenden menschlichen Herzens zu photographieren. Das geschieht mit Hilfe des sehr empfindlichen und sehr kostspieligen Sehnengalvanometers. Hieraus hat die moderne Heilkunde schon großen Nutzen gezogen, da dadurch die Diagnose vieler Herzkrankheiten erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht wird. Auch die Netzhaut des Auges reagiert auf Belichtungsänderungen mit einem elektrischen Strom. Wenn man einem Frosch die Netzhaut ausschneidet, so bleibt sie noch eine Zeitlang reaktionsfähig. Hält man nun ein Licht vor sie, so antwortet sie darauf mit der Erzeugung eines elektrischen Stromes, und sonderbarerweise verstärkt sich dieser noch in dem Augenblick, in dem man das Licht wiederentfernt. Alle lebenden Gewebe antworten auf Reize mit Erzeugung elektrischer Ströme. In einem Nerven, der einen Reiz fortleitet, ist sogar außer einem elektrischen Strom nichts zu beobachten. Wenn eine Drüse ausscheidet, ein Muskel zuckt, das Auge sieht, immer entsteht ein elektrischer Strom. Dieser Strom ist allerdings selten größer als 0,01 Volt. Waller hat gezeigt, daß sogar ein so wenig aktives Gewebe wie die Kristallinse des Auges einen elektrischen Strom erzeugt, wenn sie nur genügend gereizt wird. Die stärksten elektrischen Ströme werden von Fischen erzeugt. In einigen warmen südamerikanischen Flüssen kommt ein aalartiger Fisch vor, der Ströme von über 400 Volt erzeugen kann. Er gehört zur Familie der Torpedofische, deren Mitglieder alle starke elektrische Ströme erzeugen, die sie teils zur Lähmung ihrer Beute, teils aber auch zur Verteidigung gegen Angreifer benutzen. Diese Elektrizität erzeugen sie durch Muskeln, die zu diesem Zwecke bei ihnen in ganz besonderer Weise umgebildet sind. Die Nervenzelle, die diesen Muskel in Tätigkeit setzt, liegt in der Wirbelsäule und ist von besonderer Größe. Der elektrische Schlag erfolgt stets, wenn der Fisch berührt oder erschreckt wird. Aber er kann ihn auch spontan von sich geben. Wenn man geeignete Apparate anbringt, kann man mit diesem Strom Glocken zum Läuten und Lampen zum Glühen bringen. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Ein Meteor von Mondgröße wurde zu Anfang 1925 vom Mailänder Observatorium gemeldet, und zwar mit dem Hinzufügen, daß das Meteor in der Richtung auf das Sternbild der Kassiopeia sich bewegte; hätte das Meteor diese ursprüngliche Richtung beibehalten, so würde es nach Ansicht der Mailänder Gelehrten das ganze westliche Europa vernichtet haben. Ein 1854 in England und Schottland beobachtetes Meteor wird ganz in denselben Dimensionen beschrieben; die Feuerkugel hatte eine große Strahlenkrone und einen kometenartigen Schweif, richtete aber keinen Schaden an. Daß der wirkliche Durchmesser des Meteors sehr viel kleiner ist, als er dem freien Auge durch das blendende Licht erscheint, diesen Beweis hat schon Julius Schmidt auf der Athener Sternwarte geliefert, als es ihm gelang, eine Feuerkugel ersten Ranges durch das Fernrohr zu beobachten. Das Meteor hatte eine verblüffend kleine Masse im Verhältnis zu der großartigen Lichterscheinung. Es bestand nicht aus einer geschlossenen Masse, sondern aus zwei grünen Stücken von Tropfenform, und dahinter folgte ein Schwarm grünstrahlender Körper mit langen feuerroten Schweiflinien. Dieser Beobachtung entspricht auch die Tatsache, daß die Größe und die Masse der auf die Erde niederfallenden Meteoriten in der Regel nicht bedeutend sind. Einige der größten Blöcke von Meteoreisen kennt man aus Santa Catharina in Brasilien (2250 kg), Bahia in Brasilien (6350 kg), vom Hoangho in China („Der Stein des Nordens“, 10000 kg) und aus Tucaman in Südamerika (15000 kg). Nichtmetallische Aerolithen (Steine, die durch die Luft zu uns kommen) sind bisher im Gewicht von 200—300 kg bekannt geworden, darunter der schwarze Stein der Kaaba in Mekka, zu dem Burton in Verkleidung als Moslem vordrang. Als kleinstes Meteorstück bewahrt man in Stockholm ein Steinchen von 0,06 Gramm Gewicht auf, das mit einer Menge anderer Meteorstücke am 1. Januar 1869 bei Upsala in Schweden auf der Schneedecke aufgelesen werden konnte. Derartige Vorkommnisse bilden den Übergang zu förmlichem Meteorstaub, der als wesentlicher Bestandteil des roten Tiefseeschlammes erkannt ist. Nach der chemischen Analyse enthalten die Meteoriten in erster Linie Eisen, Magnesium und Silizium, ferner eine weitere große Reihe von Elementen, die auf der Erde vorkommen. Damit ist der überraschende Beweis für die Einheit der Materie auf verschiedenen Himmelskörpern gegeben. Sehr wichtig ist Grahams Entdeckung, daß die Meteoriten auch Gase absorbiert enthalten, z. B. Wasserstoff, Kohlensäure, Kohlenwasserstoff und Stickstoff, woraus sich die Ähnlichkeit mit dem Magma der irdischen Vulkane und ein Zusammenhang mit den Kometen ergibt, insofern diese auch Kohlenwasserstoffe enthalten. Als Erkennungszeichen für das meteorische Eisen gelten die sogenannten Widmanstättenschen Figuren, die man erhält, wenn man Meteoreisen poliert und mit Salpetersäure ätzt. Die einzelnen Lamellen (Blätter), aus denen das Meteoreisen besteht, haben einen verschiedenen Gehalt an Nickel, Phosphor und Schwefel, so daß die Säure verschieden stark angreift und jene Linien hervorbringt, mittels deren man den meteorischen Ursprung der lose auf dem Erdboden vorkommenden Eisenmassen erkennt. Da reines gediegenes Eisen sonst fast gar nicht auf der Erde vorkommt, hat das Meteoreisen auch noch eine gewisse kulturhistorische Bedeutung; die Eskimos in Grönland verarbeiten kosmisches Eisen zu allerlei Geräten; auch kennt man Pfeilspitzen von Madagaskar, die aus Meteoreisen hergestellt sind. So darf man annehmen, daß die Menschheit das Eisen und seine Verwendung zuerst durch die kosmischen Eisenmassen kennenlernte, da die Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen schon einen höheren Kulturgrad voraussetzt. E. K.

Neuartige Schmerzbetäubungsmittel. Schmerzen auszuschalten, ist von jeher ein Hauptziel aller Heilkunde gewesen Die Allgemeinnarkose schaltet gleichzeitig mit der Schmerzempfindung auch alle anderen Bewußtseinsvorgänge aus. Für kleinere Eingriffe wollte und will man nicht gern von einer so bedeutenden Umstimmung des ganzen Körpers, wie sie die Narkose bedeutet, Gebrauch machen, aber doch den Eingriff schmerzlos gestalten. Hier ist die örtliche Schmerz- und Empfindungsfrei-

machung von immer steigender Bedeutung. Es ist das bleibende Verdienst des verstorbenen Chirurgen und Dichters C. L. Schleich, durch Einspritzungen von Kokain in und weiterhin unter die Haut die örtliche Schmerzlosmachung in weitem Umfang für die chirurgische Technik verwendbar gemacht zu haben. Geeignete Lösungen von Kokain und verwandten Mitteln wurden auch auf Schleimhäute gebracht, machten die Gewebe dort blutfrei und empfindungslos und ermöglichten dadurch zum erstenmal Operationen beispielsweise an den Schleimhäuten der Nase. Die ganze Nasenheilkunde konnte ihren großartigen operativen Aufschwung erst seit der Einführung der örtlichen Betäubungsmittel nehmen. Die Giftigkeit des Kokains, seine unangenehmen und bei größeren Mengen schädlichen Wirkungen auf Herz, Magendarmkanal und andere Organe haben immer nach geeigneten Ersatzmitteln (z. B. Novokain) suchen lassen. In neuerer Zeit ist das Tutokain entstanden, das von Willstätter eingeführte Psikain, und das von Sandoz dargestellte Trikain. Letzteres Mittel wird auch innerlich zur Schmerzlinderung gegeben. Die neuen Mittel werden da angewandt, wo früher reines Kokain gegeben wurde; die damals bestehende Vergiftungsgefahr ist verschwunden. Von Bier wurde die Rückenmarks- oder Lumbalanästhesie in die Chirurgie eingeführt. Dabei wird mittels einer Hohlnadel zwischen zwei Lendenwirbeln in den Rückenmarkskanal eingestochen und eine Lösung eingespritzt, die Kokain bzw. ein ungiftigeres Ersatzpräparat enthält. Die Nervenstränge werden dadurch ausgeschaltet. Operationen an den in das Verbreitungsgebiet der ausgeschalteten Nerven fallenden Körperteilen (an den Beinen, am Damm und an den unteren Bauchpartien) können während der Zeit der Empfindungslosigkeit schmerzlos durchgeführt werden. Dr. W. Schweisheimer.

Einheimische „Goldfische“. Die Goldfärbung (Xanthorismus) bildet die Vorstufe zur Weißsucht (Albinismus). Bei ersterer sind die Farbstoffträger (Chromatophoren) mit einem mehr oder weniger intensiv gelb gefärbten Farbstoff gefüllt, der der Decke des Tieres eine licht- bis dunkelgelbe (goldgelbe!) Farbe verleiht. Vollkommener Albinismus tritt bei Fischen nur sehr selten auf. Die Goldfärbung dagegen ist eine nicht allzu seltene Erscheinung. Bekannt sind der Karpfen und die Karausche wegen ihrer Neigung zur Goldfärbung. Sie werden dann Goldkarpfen und Goldkarausche genannt und vom Laien im Verein mit der Goldschleie und der Goldorfe schlechtweg als Goldfische bezeichnet. Der Goldkarpfen (als Zuchtrasse) ist entweder japanischen oder chinesischen Ursprungs und führt in seiner Heimat den Namen Hi-goi (Feuerkarpfen). Die Goldkarausche, der uns allen bekannte Goldfisch, ist ebenfalls im fernen Osten, in China, beheimatet. Doch können blaß goldgelb gefärbte Karpfen und Karauschen im allgemeinen als einheimische Fische bezeichnet werden, da in unseren heimatlichen Gewässern zu wiederholten Malen gelb gefärbte Exemplare gefangen wurden. Die Goldkarausche bildet in ihren Züchtungen wieder eine große Anzahl von Spielarten, die unter den verschiedensten Namen, wie Schleierschwanz, Teleskopfisch, Teleskopschleierschwanz, in den Handel gebracht werden. Die letztgenannten Zuchtprodukte stammen aber durchweg aus dem fernen Osten und dürfen daher nicht im mindesten zu den heimischen Zuchtrassen gerechnet werden. Etwas seltener als die Goldfische trifft man bei uns in Freilandgewässern die Goldschleie, die in Böhmen und Schlesien in eigenen Teichen gezogen und gewöhnlich zur Besetzung von Gartenbassins verwendet wird. Ihre Stammform stellt die Grünschleie. Eine weitere goldgelbe Form stammt vom Aland und ist unter der Bezeichnung Goldorfe den Aquarienfreunden gar wohlbekannt. Sie wird in großer Zahl bei Dinkelsbühl in Bayern gezogen. Goldgelb gefärbte Formen sind ferner vom Flußbarsch, Aal, Wels, Moderlieschen, von der Flunder, Plötze und Quappe freilebend festgestellt worden. Karl Kroneker, Wien.

Worauf muß ein Kraftfahrer besonders achten? Der ständig zunehmende Kraftfahrzeugverkehr macht eine strengere Kontrolle der Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften notwendig. Die Verordnung vom 15. 3. 1923 über Kraftfahrzeugverkehr muß daher jetzt in erhöhtem Maße beachtet werden. Zunächst ist jeder Führer eines Kraftfahrzeugs zu besonderer Vorsicht in dessen Leitung und Bedienung verpflichtet und hat seine Fahrgeschwindigkeit so einzurichten, daß er in der Lage bleibt, seinen Verpflichtungen Genüge zu leisten. Diese Bestimmung ist der oberste allgemeine Grundsatz für jede Fahrt. Er umfaßt alle die Fälle, die nicht noch eine besondere Regelung erfahren haben, wie das Vermindern der Geschwindigkeit bei stark aufgeweichten Straßen, soweit dadurch vor allem innerhalb geschlossener Ortsteile Passanten übermäßig bespritzt werden. Nach dieser allgemeinen Vorschrift verdient die Kennzeichnung der Kraftfahrzeuge besondere Beachtung, ist sie doch im gegebenen Falle die einzige Möglichkeit, ein bestimmtes Fahrzeug zu ermitteln. Das Kennzeichen darf nicht zum Umklappen eingerichtet, niemals verdeckt sein und muß stets in lesbarem Zustand erhalten werden. Außerdem hat es den Dienststempel der Polizeibehörde zu tragen, der nach dem Unkenntlichwerden erneuert werden muß. Allein die Vorschrift der Erhaltung des Kennzeichens in lesbarem Zustand sowohl als auch die der Erneuerung der Abstempelung erleiden eine Einschränkung, die man dem Führer zubilligen muß. Was das erstere betrifft, so kann man niemandem zumuten, daß er bei schmutzigen Wegen dieser Bestimmung streng nachkommt. Es wird daher als genügend anzusehen sein, wenn der Führer vor Antritt der Fahrt, vor Einfahrt in größere Ortschaften und bei längerer Fahrtdauer von Zeit zu Zeit sein Kennzeichen in ordnungsmäßigen Zustand versetzt. Das gilt auch von der Lesbarkeit des Polizeidienststempels. Ist der Überblick über die Fahrbahn behindert oder die Sicherheit des Fahrens durch die Beschaffenheit des Weges beeinträchtigt, oder herrscht lebhafter Verkehr, so muß so langsam gefahren werden, daß das Fahrzeug auf kürzeste Entfernung zum Stehen gebracht werden kann. Was das erstere betrifft, so gehören hierher nicht nur die feststehenden Hindernisse, wie Häuser, Bäume, sondern auch bewegliche, wie ein vorausfahrender beladener Heuwagen. Selbstverständlich fallen hierunter alle Straßenkreuzungen und scharfen Krümmungen. Gerade in diesen Fällen muß der Führer gegen jede Gefahr, die aus der Seitenstraße plötzlich auftreten kann, gerüstet sein. Auch Witterungsverhältnisse, wie Staubwolken, Schneewehen, können zeitweise eine Unübersichtlichkeit des Weges hervorrufen. Vor der Ausfahrt aus Grundstücken und der Einfahrt in diese ist hinreichende Vergewisserung nötig, ob die Strecke frei ist. Bezüglich der Beschaffenheit des Weges sind vor allem Schlüpfrigkeit und Glätte zu nennen, die eine Verminderung der Geschwindigkeit erfordern. Schließlich ist noch auf lebhaften Verkehr Rücksicht zu nehmen. Was heißt nun auf kürzeste Entfernung zum Stehen bringen? Im allgemeinen kann man sagen, daß die Entfernung nur wenige Meter betragen darf. Einzelne Gerichte haben Anhalten auf 2—3 m gefordert. Eine weitere oft praktische Frage für den Führer ist die Abgabe von Warnungszeichen überall dort, wo es die Sicherheit des Verkehrs erfordert. Dabei hat dies so rechtzeitig zu geschehen, daß dem zu Warnenden noch die Möglichkeit gegeben ist, sich in Sicherheit zu bringen oder sich nicht erst in eine gefahrvolle Lage zu begeben, z. B. durch plötzliches Verlassen des Fußweges. Das Abgeben von Warnungszeichen ist sofort einzustellen, wenn Pferde oder andere Tiere dadurch unruhig werden. Vollkommen zu unterlassen ist es, wenn der Führer das Scheuwerden von Tieren schon von weitem merkt. Innerhalb geschlossener Ortsteile dürfen nur kurze Warnungszeichen abgegeben werden. In Ausnahmefällen wird auch ein kräftigeres Signal verwendet werden dürfen. Langgezogene sind dann unzulässig, wenn sie Ähnlichkeit mit Feuersignalen haben. Zum Schluß sei noch dem Ausweichen ein Wort gewidmet. Das Überholen hat auf der linken Seite, das Ausweichen vor entgegenkommenden Fahrzeugen und dergleichen auf der rechten Seite zu erfolgen. Ist letzteres nicht möglich, so ist so lange anzuhalten, bis die Bahn frei ist. Beim Einbiegen in eine andere Straße ist nach rechts in kurzer Wendung, nach links in weitem Bogen zu fahren. Das in der Praxis so oft zu bemerkende Schneiden der Kurven ist unzulässig. Neuerdings sehen die Verkehrsordnungen vor, daß die Fahrtrichtung durch entsprechende Zeichen angekündigt wird, um Komplikationen durch plötzliches Abbiegen zu vermeiden. Dr. L.

Literatur und Kunst.

Zur Technik des Witzes. Jeder Witz hat seine Regel und Konstruktion, wenngleich dies nicht sogleich offenbar wird und erst aus einem Studium an einer großen Zahl von Witzen erhellt. Für seine Wirkung ist vor allem die Schnelligkeit maßgebend, mit der sich das Scheinbare der Logik oder Unlogik beim Anhören der entscheidenden Pointe kundgibt — der Volksmund sagt: „In des Witzes Kürze liegt die Würze.“ Des weiteren kommt es auch noch auf das Ausmaß des in ihm aufgestapelten Unsinnes an, auf die Aktualität, auf die Art der Wiedergabe, auf den Anlaß seiner Entstehung und vor allem auch auf die Gemütsverfassung des Zuhörers, die seine Wirkung zu steigern oder zu schmälern vermag. Bei den Wortwitzen verschmilzt zum Beispiel der Begriff einer leichtlebigen Dame der Rokokozeit zur „Rokokotte“, ein schwerreicher, aber beschränkter Mann wird zum „Millionarr“, eine korpulente Primadonna zur „Primatonne“. Eine Verdichtung des Wortwitzes tritt in folgendem Beispiel ein, das uns Freud erzählt. Ein junger Mann begegnet nach längerer Abwesenheit seinem Freunde und bemerkt zu seinem Erstaunen einen Trauring an seiner Hand. „Wie,“ ruft er aus, „du bist verheiratet?“ — Worauf jener entgegnet: „Trauring, aber wahr!“ — Hier ist die Pointe durch die Zusammenziehung der beiden klangähnlichen Worte „Traurig“ und „Trauring“ erzielt worden, wobei in die bekannte Redensart ein neuer Sinn gelegt wird. — Ein besonders gelungenes Beispiel dieser Art ist das folgende. Ein als witzig bekannter österreichischer Staatsmann des 19. Jahrhunderts lernte in einer Gesellschaft einen rothaarigen jungen Mann kennen, von dem ihm nachher bekannt wurde, daß er ein geschichtliches Werk über Napoleon I. und seine Familie geschrieben habe, worauf er meinte: „Ist dies der rote Fadian, der sich durch die Geschichte der Napoleoniden zieht?“ — Hier sind die Begriffe „rothaarig“, „fad“ (langweilig) und „er zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte“ zu einem Satz von unerhörter Bosheit verschmolzen worden. — Einen Spezialfall stellen die Wortspiele dar, die durch ihren Doppelsinn wirken, wie etwa, wenn ein Gastgeber seinem Besucher ver-

sichert: „Keine Gesellschaft ist mir lieber als die Ihre." — Des weiteren kommt die Wirkung von Witzen häufig durch Verschiebung zum Ausdruck. Ein Pferdehändler preist einem Kunden sein Pferd an. „Wenn Sie das Pferd nehmen", erklärt er, „und sich um 4 Uhr früh aufsetzen, sind Sie um $^1/_2$7 Uhr in Potsdam!" Worauf der andere erwidert: „Was mache ich um $^1/_2$7 Uhr früh in Potsdam?" — Hier liegt die Pointe des Witzes darin, daß der Verkäufer mit seiner Äußerung vor allem die Leistungsfähigkeit seines Pferdes (4 Uhr bis $^1/_2$7 Uhr) anpreisen will, wogegen der andere, von dem wir irgendeine zustimmende Äußerung erwarten, auf ein Nebengleis lenkt und eine Nebensache ($^1/_2$7 Uhr früh) zu einer Hauptsache erhebt. — Vielfach kommt auch die Wirkung von Witzen durch das Moment der Gegenteiligkeit, der Überbietung und der Auslassung zustande. Für die erste Art folgendes Beispiel. Heine sagte einst von einer Frau, sie gleiche in vielen Punkten der Venus von Milo: sie sei außerordentlich alt, habe ebenfalls keine Zähne und auf der gelblichen Oberfläche ihres Körpers einige weiße Flecke. — Für die zweite Art: Serenissimus besucht eine chirurgische Klinik und trifft den Professor bei der Vornahme der Amputation eines Beines. Serenissimus äußert laut seinen Beifall, worauf der Professor an ihn herantritt und, sich tief verneigend, fragt: „Geruhen, Hoheit, auch das andere Bein?" — Für die dritte Art endlich, die gleichzeitig als Typus eines jüdischen Witzes gelten mag, folgendes Beispiel. Zwei Juden treffen sich vor der Badeanstalt, wobei der eine seufzt: „Wieder ein Jahr vergangen!" — Hier soll darauf angespielt werden, daß beide nur einmal im Jahr baden; die Wirkung dieses Witzes wird nur dadurch erreicht, daß dieser wesentliche Punkt ausgelassen wird. — Aus dieser geringen Zahl von Beispielen ist bereits zu entnehmen, daß sich in allen Witzen eine Anwendung gewisser Schemata erkennen läßt, und die Technik hat nicht einmal allzu viele Spielarten, die oft nur miteinander verschwistert und nur dem Grade nach verschieden sind.

Fritz Hocke, Wien.

Aus der neuen Romanliteratur. Von neuen beachtenswerten Romanen, die zumeist Menschen, Geschehnisse und Stimmungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart behandeln, seien hier Wesen und Gehalt der folgenden kurz skizziert: „Das

Land unserer Liebe“ (Verlag Grethlein & Co., Leipzig) von Walter Bloem. Der Roman spielt in Hamburg zur Zeit der Spartakistenunruhen, in den Kreisen von Werftarbeitern und Reedern. Der Verfasser sucht in den Schilderungen von Personen und Ereignissen nach tiefem und gerechtem, unparteiischem Verstehen der Anschauungen, Gefühle, Rechte, Sehnsüchte und Fordernisse aller Parteien und Klassen; dies alles mit prachtvoller, starker Erzählungskunst, dazwischen aber auch viel rein Romanhaftes einflechtend, mit Szenen voll atemberaubender Spannung, voll heißen Ringens um Leben und Liebe. — „Der Reiter und die Tat“ (Weltbund-Verlag, Hamburg) von Johannes Boldt. Der erste Teil dieses Werkes ist rein sozialpolitisch und behandelt den Gegensatz zwischen dem Gemeinschaftswesen des Kommunismus und dem entschlossenen Willen des Eigenmenschentums; der zweite die Liebe des Helden zur Frau seines Gegners und ihre Erfüllung. Beide Teile des Romans sind mit klugem Denken, in scharf geprägten Zwiegesprächen und den Leser stets in Spannung haltend durchgeführt, mit sicher gezeichneten Gestalten und gut verwerteter Ausnutzung zeitgenössischer Ereignisse. — Der hier schon früher ausführlicher besprochene Zeitroman Max Kretzers „Fidus Deutschling“ (Verlag C. Dünnhaupt, Dessau), der den Zwiespalt der deutschen Seele, das Schwanken zwischen krassem Materialismus und hehrstem Idealismus dartun will, liegt in neuer Auflage vor und soll nur kurz nochmals zur Lektüre empfohlen werden. — Als ein echter Westfalenroman, ein ernster sozialer Bauern- und Industrieroman der Gegenwart, ist Alfred Funkes Werk „Der Bruch im Lande“ (Heimatverlag für Schule und Haus, Halle) zu werten, der zugleich der Roman eines aus bäuerlichem Geblüt stammenden Zechendirektors ist, dessen Leben und Ringen gegen verhetzte, aufsässige Arbeiter und den Haß eines Gutsbesitzers, des Vaters seiner Verlobten, schildert, der in ihm seinen erbitterten Feind wähnt und ihn daher bis zum Tode bekämpft. — Ganz anderer Art ist Walter v. Hauffs Nietzsche-Roman „Im Siegeswagen des Dionysos“ (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Kein Roman im herkömmlichen Sinn, ohne eigentliche Geschehnisse, nur Gedankliches zu solchem gestaltend, daher nur für reife, denkende Menschen geeignet, kein Werk zur bloßen Unterhaltung; in feierlich-rhythmischer Sprache geschrieben, im Ich-Ton, als wenn

Nietzsche selbst es erzählte. Man hört schier dessen Denken und Dichten, Glauben und Verneinen aus den Zeilen sprechen, liest von seinem Kampf gegen Wagner, von seiner Einsamkeit, seinem Eifern gegen Christus, seiner Zweisamkeit mit Zarathustra, seiner Lehre vom Übermenschentum und von dem Glauben an sich selbst. — Eine gewisse Ähnlichkeit mit diesem hat Adele Gerhards Roman „Lorelyn" (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig), der zuerst vor einigen Jahren erschien und von einem großen, tief angelegten Manne erzählt, der als Mensch und Künstler die Einsamkeit sucht und die Welt freiwillig verläßt, als es ihn zur „Vermählung mit der Ewigkeit" zieht, dann von seiner Hinterlassenschaft, seinem jungen Freunde und seinen zwei Kindern, die nicht wissen, daß sie dies sind. Ein Buch für stille, weihevolle Stunden zum Schauen in die Seelen sehnsuchterfüllter Menschen. — Im gleichen Verlag erschienen ist Reinhold Conrad Muschlers Roman „Bianca Maria", der mit manchem schönen Gedankenausspruch über Leben, Liebe, Kunst (Musik und Theater) und Wissenschaft das künstlerische Ringen um Frieden und Glück einer edel- und hochstrebenden Frau, ihr körperliches und seelisches Leid, Krankheit und Tod, ernste Menschenschicksale und heiße Liebesleidenschaften schildert. — Ein anderes Frauenschicksal behandelt Luise Böcker-Eichhoff unter dem Titel „Die schwere Stunde" (Verlag von Heinrich Schütt, Berlin). Ihre Heldin ist eine Frau aus den sog. besseren Kreisen, die sich nach dem Tode ihres Mannes entschließt, den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder als Geburtshelferin zu erwerben, dabei in dem oft noch so wenig geachteten Beruf, den sie mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllt, schweren Kämpfen ausgesetzt ist und schließlich daran zerbricht. — Mit starker Liebe und Treue zum Bodenständigen führt uns Dora Hohlfeld in ihrem Grenzroman „Meerlandmenschen" (Verlag von J. P. Bachem, Köln) an das Gestade der Ostsee und gibt darin prächtige Zeichnungen von den dortigen Menschen, namentlich Frauen, die mit Leib und Seele an der Scholle hangen. — Lebenswahr weiß auch Toni Rothmund in ihrer mystischen, düsteren Erzählung „Die Totbeterin" (Verlag Reuß & Itta, Konstanz) darzustellen, die uns Einblick tun läßt in das Seelenleben einer Bauernfamilie mit ihrer Sippe und ihren strenggeregelten Grundsätzen; ein Buch besonders für gereifte, nachdenkliche Leser. — Feinsinnig und zart wiederum erzählt Hugo Strauch in dem Roman

„Valentins Magnificat“ (Verlag J. P. Bachem, Köln), der besonders für katholische Leser bestimmt zu sein scheint, von einem jungen Ehepaar, das durch die beiderseitige Liebe zur Musik und seine hingebungsvolle Liebe zur Religion getrennt wird, indem die Frau stirbt und der Mann ins Kloster geht. — Voll Poesie und Märchenduft, dabei auch manches Erotische in naturalistischer Darstellung einflechtend, schildert Artur Anders in „Von der Erde zum Himmel“ (Verlag Carl Konegen, Wien) das Leben und Streben, Kämpfen und Darben eines Musikers von der Jugend bis zu frühzeitigem Wahnsinn und Tod und daran anschließend das Fortleben seiner Seele bis zu ihrer Einkehr ins Paradies. — Viel Poesievolles und Gedankliches in der Darstellung bringt ferner Traugott Vogels Roman „Unsereiner“ (Grethlein & Co., Leipzig), der in breiter Ausmalung der Einzelerlebnisse die Geschichte eines jungen Mannes erzählt, der sich aus unerquicklichen häuslichen Verhältnissen losreißt, um allein seinen Weg durchs Leben zu finden und dabei mit Frauen und Mädchen ernster und leichter Art allerlei merkwürdige Erlebnisse hat. — Zu den schönsten und wundersamsten Büchern der neueren Erzählungsliteratur aber gehört des Dänen Martin Andersen-Nexö fünfteiliger Roman „Stine Menschenkind“, der jetzt, von Hermann Kiy übersetzt, in einer handlichen Dünndruckpapierausgabe (Verlag Albert Langen, München) vorliegt. Ein Arme-Leute-Roman, der in wundervollem Realismus, tief poetisch verklärt und tief ergreifend, das von bitterster Not durchzogene Leben und Kämpfen eines jungen, edlen, im Dienste anderer sich aufopfernden und frühzeitig dahingehenden Mädchens aus dem Volke erzählt, eine seltene Menschlichkeitsdichtung.

Dr. Max Mendheim.

Anmerkung der Redaktion. Infolge der sowohl für die technische Herstellung als auch für die Auslieferung unserer Zeitschrift sehr ungünstigen Lage der mit einem Sonntag zusammenfallenden Weihnachtsfeiertage haben wir uns entschlossen, die Nummern 4215 und 4216 als Doppelnummer zusammenzulegen und diese am 29. Dezember auszugeben.

Verlag und Schriftleitung.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

R. LIPUS 25

VERLAG ✶ J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4212. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 3. DEZEMBER 1925

VOM DEUTSCHEN RUNDFUNK

Illustrirte Zeitung

Nr. 4212. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 3. Dezember 1925.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Weihnachts-Anzeiger.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

200jähriges Jubiläum der Stereotypie. Der „Edinburgh Evening Dispatch“ macht darauf aufmerksam, daß die Stereotypie 1725, also vor 200 Jahren, von William Ged, einem Goldschmied aus Edinburgh, erfunden worden sei. Ged hatte bereits 1725 von seiner Erfindung Freunden gegenüber gesprochen, arbeitete sie dann noch vier Jahre aus und bot sie im Juli 1729 an. Unter Mitwirkung von William Fenner, einem Londoner Buchdrucker, der zufällig von der Erfindung hörte und ihre Bedeutung erkannte, wurde dann eine Firma zur kaufmännischen Verwertung der Erfindung gegründet, der dann bald noch andere beitraten, so James Ged, der Sohn des Erfinders, Jon James, ein Architekt, und Thomas James, ein Schriftgießer. Ohne die Stereotypie würde die Schnellpresse bei weitem nicht ihren jetzigen hohen Wert erlangt haben, und das Zeitungswesen hätte nicht seine gegenwärtige Entwicklung gewinnen können.

Hans-Thoma-Sammlung und -Archiv. In Frankfurt a. M., Oederweg 116, wurde am 2. Oktober, am Geburtstag des Meisters, eine Gedenkstätte für Hans Thoma der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Sammlung enthält vierzig Ölgemälde und zahlreiche Aquarelle. Das Archiv ist für Studienzwecke eingerichtet und umfaßt in der Bücherei alle Schriften von und über Hans Thoma, das gesamte kritische Material, die gesamte Graphik, eine reiche Sammlung an Briefen, Photos und persönlichen Andenken aus dem Kreis um Thoma. Die Hans-Thoma-Gesellschaft, die ihren Sitz in Frankfurt a. M. hat, macht es sich zur vornehmlichen Aufgabe, das Verständnis für den kulturellen Wert Thomascher Kunst in allen Teilen des deutschen Volkes zu fördern.

Vom Olympischen Komitee. Der Exekutiv-Ausschuß des Internationalen Olympischen Komitees setzte in Paris seine Arbeiten fort und nahm vorerst den Bericht Gaston Vidals über die Zusammenarbeit des I. O. C. mit der Internationalen Vereinigung der Sportverbände entgegen. Der Exekutiv-Ausschuß wird anläßlich des internationalen Kongresses von Lissabon im Mai 1926 einen genauen Bericht über diese Frage abfassen und alles versuchen, der internationalen Vereinigung entgegenzukommen. Der Ausschuß ließ sich sodann über die Zentralamerikanischen Spiele, die im Oktober 1926 in Mexiko abgehalten werden, informieren. Die Ab-

Das knappe Wirtschaftsgeld. Mit Vielem kommt man aus, mit Wenigem hält man Haus — sagt ein altes, sehr wahres Sprichwort. Es kommt vielfach nur auf die richtige Auswahl der Nahrungs- und Genußmittel an. So überlegen manche Hausfrauen noch viel zu wenig, daß der Tee als tägliches Familiengetränk nicht nur sehr bekömmlich, sondern auch außerordentlich billig ist. Eine Tasse Tee der bekannten Marke „Teekanne“ kostet tatsächlich kaum einen Pfennig. Hausfrauen, welche diese Marke dauernd gebrauchen, werden wenig über das zu knappe Wirtschaftsgeld klagen.

haltung dieser Veranstaltung wurde durch das Komitee begrüßt. Ferner wurden durch eine Vertretung des holländischen Olympischen Komitees einzelne Fragen über das Programm der Olympischen Spiele 1928 und die Unterkunft der Athleten betreffend besprochen. Die Delegation legte auch die Pläne für das neue Stadion von Amsterdam vor und wurde vom Präsidenten Graf Baillet-Latour zu den wertvollen Vorarbeiten beglückwünscht.

Der Reichsverband der Automobilindustrie beschloß einstimmig, sich im nächsten Jahr an Rennveranstaltungen irgendwelcher Art nicht zu beteiligen. Die Automobilindustrie ging von der Voraussetzung aus, daß sie alle Kräfte finanzieller, wirtschaftlicher und technischer Art auf die Umstellung der Fabrikation mit dem Ziel der Erreichung billigerer Herstellungskosten verwenden muß. Die Rennveranstaltungen erfordern nicht nur große finanzielle Opfer, sondern bringen auch empfindliche und umfangreiche Störungen der Betriebe mit sich.

„DKW-Sport“. Als ein erfreulicher Beweis der weiteren fortschrittlichen Entwicklung unserer deutschen Motorradindustrie kann mit Recht der neue Typ der Zschopauer Motorenwerke J. S. Rasmussen A.-G., Zschopau — „DKW-Sport“ — angesehen werden. Alle Erfahrungen der letzten Jahre erscheinen in diesem neuen Modell verkörpert und der deutsche Markt kann sich mit Recht freuen, im neuen Typ „DKW-Sport“ ein Fahrzeug zu erhalten, das der ausländischen Konkurrenz zum mindesten als ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Näheres wolle der bezüglichen Anzeige auf Seite 884 der vorliegenden Nummer entnommen werden.

Vorsicht bei der Einreise ins besetzte Gebiet. Immer wieder versuchen Reichsdeutsche, ohne Paß ins besetzte Gebiet zu kommen. Im Juli und August wurden 209 Personen zu insgesamt 4163 Mark Geldstrafe und 13 Monaten und 11 Tagen Freiheitsstrafen allein im Pfalzgebiet verurteilt, weil sie ohne Paß über die Grenze gekommen waren. Zur Vermeidung solcher Unannehmlichkeiten sei wiederholt ernstlich darauf hingewiesen, daß alle im unbesetzten deutschen Gebiet Wohnenden sich entweder mit einem Personalausweis der heimatlichen Behörde oder einem Reisepaß der zuständigen Bezirkspolizei ausweisen müssen. Alle andern Ausweispapiere werden nicht anerkannt, und der Betreffende macht sich strafbar.

Wintersport-Programm für Triberg und Titisee. Die deutschen Winterkampfspiele (ausgenommen Ski-

Wettbewerbe) finden vom 23. bis zum 31. Januar 1926 im Schwarzwald statt. Der erste Teil des Programms wird in Triberg abgewickelt, der zweite in Titisee. Die Wettbewerbe sind wie folgt verteilt worden: 23. Januar: Pflichtlaufen und Zweierbobfahren in Triberg; 24. Januar: Kür- und Paarlaufen; 25. Januar: Fünferbobrennen; 26. Januar: Verbands-Hockey-Turnier; 27. Januar: Reisetag nach Titisee; Donnerstag, 28. Januar: Deutsche Schnellaufmeisterschaften in Titisee; 29. Januar: Eisschießen und Verbandshockeyturnier; 30. Januar: Schnellaufen, Eishockey und deutsche Rodelmeisterschaften; 31. Januar: Schnellaufen, Eishockey und Rodeln.

Eine Mittelmeerreise wird der Dampfer Rotterdam der Holland-Amerika-Linie im nächsten Frühjahr antreten, die zu allen Sehenswürdigkeiten der Alten Welt an den Küsten dreier Erdteile führt. Madeira, das auf der Mittelmeerfahrt 1926 am 10. Februar erreicht wird, ist die erste Station der Reise, der sich in bunter Reihenfolge Besuche Portugals, Südspaniens und Nordafrikas anschließen, bis mit der Ankunft in Italien, der Fahrt nach Griechenland und Ägypten die Reise ihren Höhepunkt erreicht. Besichtigungen in Palästina, Aufenthalt am Goldenen Horn, an der Riviera und eventuell Frankreich vervollständigen das Programm dieser Südlandfahrt mit einem der größten Schiffe, die jemals die Küsten des Mittelmeeres aufsuchten. Die Holland-Amerika-Linie hat auch für die nächstjährige Mittelmeerreise eine Reihe von Teilstrecken freigegeben. So ist europäischen Reisenden Gelegenheit gegeben, eine Mittelmeerfahrt mit beliebigen Anfangs- und Endhäfen zu unternehmen und den Ausschnitt aus der ganzen 67tägigen Reise für sich auszuwählen, der ihnen der eindrucksreichste zu werden verspricht. Nähere Auskunft erteilt die Generalvertretung der Holland-Amerika-Linie in Hamburg, Alsterdamm 16/18, Fernruf Merkur 6094/99.

Die Bermudas-Inseln waren von allen berühmten Kurorten der Welt bisher ohne Eisenbahn und Motorverbindung. Eine amerikanische Bankengruppe ist jetzt unter Wahrung des idyllischen Wertes der Inselgruppe dabei, den modernen Verkehrsverhältnissen Rechnung zu tragen. Es ist beschlossen worden, eine Schwebebahn von einem Ende der Inseln zum andern ohne Zwischenstation zu bauen. Von dieser Schwebebahn aus soll der Tourist in die Lage versetzt sein, den Urwald in aller Bequemlichkeit und ohne Strapazen zu bewundern.

An den Nerven zehrt unbarmherzig das hastende Leben!

Ohne nachzudenken nehmen die Menschen große Mengen an Genußmittelgiften zu sich und schaden damit ihrer Gesundheit. Die Volksgesundheit, das Staatsfundament, wird so untergraben.

Gesundheit will erworben und erhalten sein. Darum meiden Sie die Genußmittelgifte, wo es nur möglich ist. Es ist sehr oft möglich. Also schonen Sie das Stammkapital Ihrer Gesundheit:

Ihre Nerven und Ihr Herz.

Ohne ein gesundes Herz, ohne gesunde Nerven kann das Leben zur Qual werden. Darum fangen Sie schon bei den Kindern an. Machen Sie den Anfang bei der Morgenmahlzeit. Das ist nicht schwer, weil es **Kaffee Hag** gibt, der Herz und Nerven in Ruhe läßt und dennoch alle Kaffeefreuden unverkürzt gewährt.

Kaffee Hag ist echter Bohnenkaffee, von vollkommenster feinster Qualität, den alle noch so stark trinken dürfen, ohne sich im geringsten zu schaden. Selbst Kindern ist er zuträglich, sie nehmen die Milch mit Vergnügen, wenn Kaffee Hag beigegeben ist. Für Schwächere, Kranke und Leidende ist Kaffee Hag die gleiche Wohltat wie für die Gesunden und Starken.

Holen Sie heute noch ein Paket Kaffee Hag, den bewährten, echten, gesundheitsfördernden Bohnenkaffee. Scheuen Sie nicht ein paar Pfennige mehr, sie sind gut angelegt und tragen die schönsten Zinsen:

Schonung oder Gesundung von Herz und Nerven,
Erhöhung der geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit,
Sicherung der Lebensfreude und Befestigung der Volksgesundheit, also des Staatsfundamentes.

Garantiert keine Marke doppelt. Preisliste kostenlos
500 aller Länder M. 1.50 | 2000 aller Länder M. 17.— | 100 Engl. Kolon. M. 2.—
1000 aller Länder M. 4.50 | 22 Deutsch. Kol. M. 2.— | 100 Franz. Kolon. M. 2.—
HEINR. PLÖTZ, Briefmarkenhaus, HAMBURG 30 K.

Metallbetten
Stahlmatratzen, Kinderbetten
günstig an Private, Katal. 377 fr.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.)

Charakterbeurteilung nach der Handschrift
streng wissenschaftlich und reell
auf Fähigkeiten, Talente, Gesinnung, Treue und Aufrichtigkeit haarscharf und unfehlbar.
Honorar je nach Ausführlichkeit 3.—, 5.— und 10.— Mk. Skizze 2.— Mk. ist der mindest 20zeiligen mit Tinte geschriebenen Schriftprobe beizufügen. — **Viele Dankschreiben.**
Psychograph. Korrespondenz, Hof i. B., A 61.

Ruhrbefreiungstaler
Silber 990/1000
15 gr schwer
FREI! 1925 RHEIN U. RUHR
FREI SIND DIE HÜTTEN SICHER IST DIE UNSCHULD VOR DIR DU WIRST DEM LANDE NICHT MEHR SCHADEN
das Stück . . M. 4.50
gehenkelt . . M. 5.—
als Brosche . M. 5.50
L. Chr. Lauer, Münzprägeanstalt
Nürnberg-Berlin.

Für den Weihnachtstisch!
TRANCE
DER TALISMAN DER DAME
DER BELIEBTE MODEDUFT
Parfüm
Seife
Puder
Brillantine
Kopfwasser
Toilettewasser
Eau de Cologne
TERAS HAUS
MAX SCHWARZLOSE
BERLIN

DALTON
Auf den Weihnachtstisch
SEIFEN

Grösste Ausnützung des Kaffees
erreicht man mit
Leinbrock-Kaffeemühlen,
welche sich auf **feinstes Kaffeemehl** einstellen lassen.
Die Leinbrock-Werke
sind als die bedeutendsten Kaffeemühlen-Spezialfabriken bekannt und bürgen für erstklassiges Fabrikat.
KAFFEE

MARKE „TURM“
Petrol.-Heizöfen
verbürgen durch ihre anerkannt gute Konstruktion geruch- u. rauchfreies Brennen. Zu haben in guten einschlägigen Geschäften oder man wende sich an
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 17 bei Hamburg

Vaillants Gas-Badeöfen
Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.
Joh. Vaillant + Remscheid.

Phoenix
Beste Schnell-Nähmaschine
Man fordere Schrift Nr. 440.
Baer & Rempel, Bielefeld
Fabrik gegründet 1865 — Vertreter in allen Städten

Ständig steigender Umsatz ist der treffendste Beweis für die Feinheit der Mischung unserer
Ernst August
Cigarette zu 6 ₰ in eleganter, praktischer Druckknopfpackung.
CIGARETTENFABRIK CONSTANTIN

Die Sprache des Körpers
In 721 Bildern
von
Dr. med. Karl Michel
208 Seiten, auf Kunstdruckpapier gedruckt, in steifem Umschlag Preis 6 R.-M.
Verlag von
J. J. Weber in Leipzig 26

Beste Wirkung auf **Blut** und **Nerven** erzielt man durch **Krewel's** altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende
SANGUINALPILLEN
Zu haben in allen Apotheken, in Leipzig auf alle Fälle in der Engelapotheke.
Prospekte kostenfrei.
Krewel A.-G. Köln

Illustrirte Zeitung

Hausball bei Meiers nach der Tanzmusik des Rundfunks.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Der deutsche Rundfunk und seine kulturelle Bedeutung.

Von Postrat H. Thurn, Berlin.

Dem Schöpfer des deutschen Rundfunks, dem Staatssekretär Dr. Bredow, allein ist es zu danken, daß seine großzügige Organisation des deutschen Unterhaltungsrundfunks diesem neuen Verkehrsmittel zu einem Siege verhalf, der alle Erwartungen übertroffen hat. Der Versuch, auf gemeinnütziger Grundlage einen geregelten, von allen Sonderinteressen freien Rundfunkdienst aufzubauen und ihn durch wirtschaftliche Sicherstellung zu einer Dauereinrichtung zu machen, ist glänzend gelungen.

Von verschiedenen Seiten ist nun die Deutsche Reichspost angegangen worden, in Berlin einen einzigen großen Sender für alle Rundfunkteilnehmer zu errichten; solche Sender sind bereits für bestimmte Zwecke (Wirtschaftsrundfunk, Presserundfunk, Deutschlandsender) seit längerer Zeit im Betrieb. Für die Ausgestaltung des deutschen Unterhaltungsrundfunks ist jedoch stets in erster Linie seine kulturelle Aufgabe bestimmend gewesen, die darin besteht, den breitesten Schichten der Bevölkerung wertvolle Darbietungen aus allen Gebieten des Geistesleben zugänglich zu machen. Bei der religiösen, kulturellen und politischen Verschiedenheit der einzelnen Gebietsteile des Reiches mußte man damit rechnen, daß sich lebhafte Widerstände dagegen regen würden, die Versorgung des ganzen Volkes von einer Zentralstelle, etwa von Berlin aus vorzunehmen. So ergab sich die Notwendigkeit von selbst, in verschiedenen Orten selbständige Sendestellen zu errichten (vgl. die Übersichtskarte). In jedem der neun Rundfunksendebezirke wurde eine besondere Gesellschaft gegründet, die die Entwicklung des Rundfunks in ihrem Bereich nach eigenen Gesichtspunkten betreiben konnte. Naturgemäß sind die Einnahmen der Gesellschaften voneinander sehr verschieden. Es ist nun der Deutschen Reichspost nach längeren Verhandlungen gelungen, sich mit den Rundfunkgesellschaften auf folgender Grundlage zu verständigen:

1. Der Rundfunk ist keine Erwerbsangelegenheit einzelner Privatunternehmer, sondern eine allgemeine Angelegenheit. 2. Etwaige Überschüsse dürfen bis auf eine angemessene Dividende auf das Gesellschaftskapital keinesfalls als Gewinn ausgeschüttet werden, sondern müssen dem Rundfunk unter Kontrolle der Reichspost, die auch die gesamte Wirtschaftsführung prüft, wiederzugeführt werden. 3. In erster Linie sind die angesammelten Überschüsse zur Unterstützung notleidender Sendebezirke zu verwenden, damit überall in Deutschland ein kulturell hochstehendes Programm verbreitet werden kann. Auch die Schaffung eines besonderen Leitungsnetzes zur Verbindung der einzelnen Sender zwecks Übertragung der Programme soll durch die Überschüsse ermöglicht werden.

Zur Durchführung dieses Gedankens haben sich nun alle deutschen Gesellschaften einer gemeinsamen Verwaltungsstelle, der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG), angeschlossen, die unter Kontrolle der Reichspost den erforderlichen wirtschaftlichen Ausgleich vornehmen und die Weiterentwicklung des Rundfunks finanzieren soll. Darüber hinaus soll die RRG die große Zahl der den Rundfunkgesellschaften gemeinsamen organisatorischen, technischen und rechtlichen Fragen bearbeiten und die Vertretung der deutschen Rundfunkorganisation in der Vereinigung der europäischen Rundfunkorganisationen, der Union Internationale de Radiophonie in Genf, übernehmen.

Dieses Internationale Rundfunkbureau soll insbesondere die gemeinsamen Fragen des Rundfunks auf zwischenstaatlichem Wege regeln und vor allem ein störungsfreies Nebeneinanderarbeiten der einzelnen Sender ermöglichen, was durch Festlegung der Zahl der Sendestellen und der Wellenlängen in den einzelnen Ländern geschehen soll. Sehr erfreulich ist aber der Umstand, daß die in dieser internationalen Vereinigung zusammengeschlossenen Länder sich die Aufgabe gestellt haben, der längst geplanten Übertragung internationaler Rundfunkprogramme die Wege zu ebnen.

Hier liegt für die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft eine besonders wichtige Aufgabe, die Finanzierung eines zur Ergänzung der Bezirksdarbietungen bestimmten Zentral-Rundfunks, der gleichzeitig Deutschland in das zu erwartende internationale Rundfunknetz einfügen soll. Die Darbietungen werden mit einem starken Sender über Königs Wusterhausen auf Welle 1300 m innerhalb Deutschland und für das Ausland verbreitet, während umgekehrt ein großer Zentralempfänger ausländische Rundfunkdarbietungen aufnehmen und sie zur Weiterverbreitung in Deutschland an die Sender übertragen soll. — Der Einfluß des Rundfunks auf das kulturelle, wirtschaftliche und soziale Leben ist unverkennbar; er ist daher schon nach kurzer Zeit seines Bestehens zu einem Mittelpunkt für das gesamte deutsche Volk geworden. Auch für die Bewohner des flachen Landes ist der Rundfunk von größter Bedeutung. Er ermöglicht es, das Werk der landwirtschaftlichen Gütererzeugung unmittelbar zu erleichtern und in hohem Maße zu fördern. Es sei hier nur an die Wetterankündigung und die rechtzeitige Übermittlung von Wirtschaftsnachrichten erinnert, ebenso findet der Landwirt Gelegenheit, sich durch besondere Rundfunkvorträge über landwirtschaftliche Fragen auf dem laufenden zu halten und etwaige Lücken in seinen beruflichen Kenntnissen auszufüllen. Die Unterhaltungsdarbietungen des Rundfunks machen es möglich, die Landbevölkerung an den Kulturgütern des ganzen Landes teilnehmen zu lassen und sie über den Raum hinweg mit dem ganzen Volke zu verbinden.

Am wichtigsten erscheint die Bedeutung des Rundfunks für die Familie. Wir dürfen die feste Überzeugung haben, daß der Rundfunk bald eine Lieblingsbeschäftigung unserer Jugend sein wird, der die Beschäftigung mit der Technik not tut. Als lebende Unterhaltungs- und Belehrungsquelle für die Familie wird der Rundfunk zweifellos zur Förderung des Zusammenhangs der Familie beitragen und auch allgemein das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Volkskreise neu beleben. Während früher die halbwüchsige Jugend abends das Haus verließ, sich zuweilen recht zweifelhaften Vergnügungen und Zerstreuungen hingab, versammeln sich jetzt sämtliche Familienangehörigen einträchtiglich um die Rundfunkgeräte und lauschen den Darbietungen der Rundfunkgesellschaften.

Auch den Kindern bietet der Rundfunk Unterhaltung und Belehrung. Gerade in den Jahren der schnellsten Entwicklung — ich denke an die Lebensjahre von 6 bis 14 — ist das Kind an jeder Neuerung interessiert, die ihm Freude bereitet. Neben gut ausgewählter Musik, die der Pflege des Gehörs und des rhythmischen Gefühls Rechnung trägt, und besonders gut vorgetragenen Märchenerzählungen, Reiseschilderungen unter weitgehender Beachtung der kindlichen Vorliebe für Tiere und Pflanzen muß natürlich das tiefe Mitgefühl der Kindesseele berücksichtigt werden. Und wenn, nicht zuletzt, der Rundfunk es versteht, in seinen Vortragsfolgen für die Kinder die Begriffe Heimatliebe, Muttersprache und Volkslied zu pflegen, dann begeht er neben einer Unterstützung der Schulerziehung eine kulturelle Tat von unabsehbarer Bedeutung.

Die Pflege der Wissenschaften nimmt beim Rundfunk eine hervorragende Stelle ein. Die kulturelle Bedeutung des Rundfunks liegt gerade darin, daß kein Mittel geeigneter ist, schnell wirkend große Massen von Zuhörern zu erreichen. Und so sehen wir mit Genugtuung, wie sich Wissenschaftler auf allen Gebieten den Rundfunkgesellschaften für Hochschulkurse und für die Hans-Bredow-Schulen für Volkswissenschaft zur Verfügung stellen. Sehr mit Recht wies Staatssekretär Dr. Bredow seinerzeit bei Gelegenheit der Eröffnung der Berliner „Hans-Bredow-Schule" darauf hin, daß es unbestreitbar von großer Bedeutung für das geistige Leben des deutschen Volkes sei, wenn auf diese Weise Millionen Gelegenheit erhalten, in ihrem Heim den Worten unserer Gelehrten und Forscher zu lauschen.

Staatssekretär a. D. Dr. Bredow, der Schöpfer des deutschen Rundfunks.

Der Rundfunksenderaum als Spielbühne: Bei der Aufführung von Ludwig Anzengrubers Schauspiel „Das vierte Gebot“ im Senderaum der Mitteldeutschen Rundfunk-A.-G. in Leipzig.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Lotte Oldenburg-Wittig.

Im Vordergrund sitzend: Prof. A. Winds als Regisseur. Vorn links: Der „Geräuschemacher“. In der Mitte: Zwei Darsteller im Spiel. Rechts hinten: Die Treppenleiter, mit der das Herunterkommen von einer Treppe markiert wird. Links hinten: Der Kontrolleur mit dem Radiohörer, der in einem Nebenraum die Darbietungen drahtlos empfängt und, soweit nötig, mit einem Lichtsignalapparat (links oben in der Ecke) korrigierende Anweisungen gibt.

Die unermüdliche Rundfunk-Hauskapelle.

Der Rundfunk als Erzieher.

Von Direktor Julius Witte, Literarischem Leiter des Mitteldeutschen Rundfunks

Der Rundfunk war im Anfang schlechthin ein technisches Wunder nnd wird es bleiben, wie alle Erfindungen, die in verwickelten Vorgängen die gewöhnliche Faßlichkeit übersteigen. Aber bestaunt wird er nicht mehr in dem Maße wie am Anfang, weil er im allgemeinen Leben eingewöhnt ist. Er ist ein durch Realität erlöstes Wunder geworden. Aus dem Kreise der einfachen Sensation ist der Rundfunk in den Kreis des vielfachen kulturellen Geschehens hineingewachsen. Er hat Aufgaben, die wohl durch die Eigenart der vermittelnden Technik geformt und beeinflußt werden, die aber durch sich selbst doch so stark hervortreten, daß die Wunder der Technik dadurch erheblich zurückrücken. Man fragt heute schon vielfach nicht nach dem „Wie", sondern nach dem „Was". Mit anderen Worten, es ist eine kritische Einstellung erfolgt, die mitarbeiten will an Dingen, die das eigene Selbst wie die Gesamtheit betreffen. Der Rundfunk ist als Träger von Kulturgut selbst zu einer Kulturangelegenheit geworden, genau wie das Theater oder die Konzertveranstaltung, die nicht durch ihre Existenz an sich, sondern nach ihrem Ausdruck, den sie im Leben finden, und den sie dem Leben geben, bemessen werden. Diesen Ausdruck dem Rundfunk zu geben, sind viele Kräfte unter Einsatz ihres ganzen Vermögens bemüht.

Was ist nun der Rundfunk eigentlich? Technisch gesehen, ein Instrument, das alles „herumfunkt", alles in die unermessene Weite trägt. Kulturell gesehen, von einer Wirkung, die alle Begrenzungen und Beschränkungen in Raum und Zeit aufhebt. Sprich, singe oder musiziere am Rundfunk, am Mikrophon eines Senders, und mit Lichtgeschwindigkeit fliegt der Ton in die Ferne. Nehmen wir die Station des Mitteldeutschen Senders in Leipzig oder Dresden oder eine der angegliederten Besprechungsstellen: in dem gleichen Augenblick, da dort etwas geschieht, kann halb Europa es hören. Die Begrenzung ergibt sich nur aus der mehr oder weniger großen Empfindlichkeit des Aufnahmegerätes des Hörers. Doch diese Unbeschränktheit ist nur ein Teil des kulturellen Begriffs der Arbeit eines Senders, allerdings eines nicht unbedeutenden, denn dieses Hinaustragen in unermessene Weiten gibt ihm die Eigentümlichkeit seines Wesens: das Überbrückende, das Wändeniederreißende, das Gemeinschaftschaffende, das Unendlichverbindende! Wo ist das sonst gegeben in dem Ausmaße? Nirgends! Einzig und allein nur durch den Rundfunk. Die Frage: Was ist der Rundfunk eigentlich? beantwortet sich also dahin: Er ist der treffendste Ausdruck eines Zeitalters, das nach vielem Irren den Wert des Gemeinschaftsgefühls erkannt und sich des allgemeinen Verbundenseins bewußt geworden ist.

Das schallende Gelächter bei einer lustigen Stelle.

Was bringt nun der Rundfunk? Betrachten wir kurz das Tagesprogramm des Mitteldeutschen Senders. Morgens kommen zuerst Wirtschaftsberichte für Handel und Industrie, dann folgt die Zeitung für Kranke und Blinde. Sie hören das besonders Interessante aus den Tageszeitungen. Dann folgen wieder Wetterberichte, ebenso wichtig für den Landmann wie für den Touristen. Dann folgt ein Konzert auf mechanischen Instrumenten zur Unterhaltung derer, die beschäftigt sein wollen. Mittags 1 Uhr wird das Nauener Zeitzeichen übertragen, wichtig für Uhrmacher, Institute, Schulen, Wissenschaftler. 1,15 folgt ein aktueller Pressebericht, 3,30 kommen wieder Wirtschaftsberichte, ebenso 6 Uhr und 6,15. Von 4 Uhr bis 5,30 wird das Nachmittagskonzert gegeben (Mittwoch Märchennachmittag), von 7 bis 8 Uhr werden zwei halbstündige sachliche Vorträge von Wissenschaftlern oder Männern aus der Praxis gehalten, denen sich wieder die allabendlichen geschlossenen Darbietungen anschließen, darunter Hörspiele, Opernaufführungen und Opernübertragungen, Symphoniekonzerte usw., daran anschließend wieder Presse, Sport und anderes. Was der Rundfunk bringt, beantwortet sich also dahin: das Leben selbst. Und je länger der Rundfunk existiert und sich ausbaut, desto mehr rundet sich das Bild. Daraus ergibt sich die universale Bedeutung. Der Rundfunk faßt alles zusammen, was sonst im Leben an Praktischem, Lehrhaftem und Unterhaltsamem, soweit es durch das Ohr aufgenommen werden kann, vorhanden ist, und teilt es der Öffentlichkeit, der Allgemeinheit mit. Er wirkt in der Gemeinsamkeit für die Gemeinsamkeit. In der steten Hilfsbereitschaft bringt er dem einzelnen Anregung, Bereicherung oder Nutzen, der Gesamtheit Segen. Durch die gleichmäßige Verteilung der geistigen Güter ist er die Versinnbildlichung der Idee des gemeinsamen ideellen Besitzes. Ich wiederhole: der Rundfunk ist als Träger von Kulturgut selbst zu einer Kulturangelegenheit geworden.

Nach dem „Wie" folgt das „Was". Das Wesenhafte des Rundfunks, die Gemeinsamkeit, schließt alles Parteipolitische oder Parteireligiöse aus oder sollte es wenigstens tun. Nur das Große, das Um- und Zusammenfassende, das „Gemeinsame" kann Platz finden, nicht das in der Anschauung Isolierte, damit der Rundfunk auch das sein kann, was seinem tieferen Wesen entspricht. In der Kunst gilt das Hohe, nicht das Flache, das Tiefe, nicht das Oberflächliche. Zusammenfasser, Kulturträger, Kulturförderer, nicht Zerteiler und Amüsierinstrument zu sein, das ist die Aufgabe des deutschen Rundfunks.

Der zerstreute Herr Professor hat sein Vortragsmanuskript vergessen.

Die Rundfunk-Hausfrau gibt den Hörerinnen gute Ratschläge und Winke.

Auf Besuch im Rundfunk-Senderaum. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Der Radio-Wecker, der Erzeuger des bekannten Tickens während der Pausen.

Musikgeschichtlicher Vortrag mit Beispielen.

Stimmen der Völker.

Während eines Symphoniekonzertes.

Die unerfüllbar vielseitigen Wünsche der Rundfunkhörer.

Links: Der Rundfunk-Glöckner.

Rechts: Wo bleibt der Applaus?

Auf Besuch im Rundfunk-Senderaum. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Lotte Oldenburg-Wittig.

Der Rundfunksender.

Die Antenne des Berliner Rundfunk-Groß-Senders (10 KW) in Witzleben.

Wie kommt es, daß man „Radio“ hört; mitten in der Großstadt, im engen Gebirgstal, im stundenlangen Forst; überall zaubert der Apparat Klänge und Worte aus der Luft. Man sagt, elektrische Wellen seien es, die mit der Geschwindigkeit des Lichtes und in unvorstellbar großer Zahl durch den Raum eilen, unsichtbaren Rossen gleich, die Sprache und Musik auf ihren Rücken tragen. Die elektrische Welle, was ist das, woran erkennt man sie? Nennen wir sie einen Energiestoß, der von der Sendeantenne ausgeht, wenn diese in bestimmter Weise mit Elektrizität geladen wird! In der Natur gibt es ja viele solcher Energiestöße zu beobachten, die ähnliche Wellenbewegungen erzeugen. Ein Steinwurf in ruhiges Wasser, ein Windstoß in das reife Kornfeld, eine Welle gleitet über den Teich, eine Welle über die Ähren dahin, ohne daß ein Wassertropfen weiterbefördert wird, ohne daß ein Halm seinen Platz verläßt. So eilt auch die elektrische Welle durch den Raum, schnell wie das Licht, aber unmerkbar für uns, die wir keine Sinne dafür entwickelt haben. Soll aber die elektrische Welle zum Träger von Wort und Ton werden, so müssen in einer Sekunde mehrere hunderttausend Energiestöße von der Sendeantenne ausgestrahlt werden, muß diese ebenso viele elektrische Stromstöße von der eigentlichen Sendeapparatur erhalten. Drei Arten gibt es zur Zeit, nach denen man diese ungeheuren Stromstoßzahlen erzeugen kann: mittels besonderer Maschinen, mit Hilfe des elektrischen Lichtbogens und durch die Elektronenröhre. Rundfunksender verwenden zur Zeit nur das letztgenannte Mittel. Aber sollen die Elektronenröhren ihre Aufgabe erfüllen, so muß man ihnen erst Kraft zuführen, elektrische Energie einmal als Heizstrom, der die eine Stromzuführung in die Röhren zur Weißglut erhitzt, und zum anderenmal als eigentlichen Röhrenstrom mit 4000 bis 5000 Volt Spannung, jenen Strom, mit dem die Röhre das ungeheure elektrische Wechselspiel in der Antenne hervorruft. Den Heizstrom gewinnen die meisten Sender aus besonderen Sammlerbatterien, einzelne auch aus kleinen Maschinen. Der hochgespannte Strom wird durchweg mit Hilfe von Maschinen erzeugt, die einerseits den im jeweils vorhandenen Netz geführten Strom aufnehmen und ihn andererseits entweder mit der gewünschten Spannung und Stärke wieder abgeben oder — der seltener begangene Weg — Wechselstrom liefern, der erst wieder in besonderen Elektronenröhren in Gleichstrom und damit auf die gewünschten Werte gebracht wird. Die Erzeugung jener hohen Stromstoßzahlen in der Antenne ist vor allem dadurch möglich, daß sich die entscheidenden Vorgänge im luftleer gemachten Inneren der Elektronenröhren ohne jede Trägheits-, also Zeitverluste abspielen. Eine Sache der Schaltungstechnik ist es dann, die Tätigkeit der Röhren auf einen bestimmten Rhythmus, oder mit einem bekannteren Wort, auf eine bestimmte Welle einzustellen. — Aber jene Wellen sind ja nur Träger der Worte und der Töne. Wo werden diese denn nun von den Wellen erfaßt? Natürlich auch im Sender und erst, nachdem Wort und Ton vom Aufnahmemikrophon umgewandelt worden sind in sinngetreue Änderungen eines besonders geführten elektrischen Stromes.

Das Aufnahmemikrophon, wie viele Ideen, Berechnungen, Versuche sind in den letzten beiden Jahren auf seine Verbesserung angewendet, wie verschieden ist die Aufgabe angefaßt worden, Tonwellen, also rhythmische Luftbewegungen, von 20 bis zu 10000 pro Sekunde in genau gleichartige Stromimpulse umzuformen! Anfangs sang, sprach und musizierte man gegen Kohle- oder Metallscheiben, hinter denen winzige stromdurchflossene Kohlekörper mehr oder weniger durch die schwingende Scheibe zusammengedrückt wurden. Etwas später sprach man gegen einen winzigen Luftspalt, über den dauernd eine Art feiner Glimmstrom getrieben wurde; er schwankte dann auf seiner Luftbrücke genau wie diese selbst unter dem Einfluß der Tonwellen. Man sprach weiter gegen ein hauchdünnes Aluminiumbändchen, das, zwischen Magneten hangend, jeder Tonwelle folgte und damit winzige Sprechströme erzeugte. Man ersetzte dieses Bändchen durch eine Spirale, die in dickem Öl ruhte; man griff wieder zum Kohlemikrophon, befreite es von der klirrenden Scheibe und arbeitete mit der Kohleschicht allein; man verwarf auch dies wieder und nahm die Platten eines Kondensators zum Auffangen der Tonwellen. Und gewiß sitzen in einem Dutzend Laboratorien heiße Köpfe, junge und alte, über neuen Geräten, mit denen sie Wort, Gesang und Musik reiner und immer reiner in Stromimpulse umformen. Diese feinen Impulse sind es dann, die — wiederum meist mittels Elektronenröhren — die Energie steuern, mit der die eigentlichen Senderöhren ihre rhythmischen Ströme in die Antenne schicken. So drücken Ton und Wort ihre Eigenart letzten Endes den Wellen aus, die von der Sendeantenne in den Raum ausstrahlen.

Der Umformer- und Maschinen-Schalteraum des Senders in Witzleben.

Noch fehlt in dieser Kette Welle — Antenne — Senderöhre — Sendeapparat — Mikrophon das erste Glied, der Aufnahmeraum. Auch er ist ein Stück Rundfunktechnik, soll er doch den gesprochenen, gesungenen oder musizierten Ton ohne lästiges Nachhallen dem Mikrophon zuführen. Andererseits aber soll jeder Ton auch voll „erblühen“. Wie so vieles in der gesamten Rundfunktechnik, so ist auch dieses Problem noch nicht gelöst. In verschiedenartigster Weise sind die Aufnahmeräume der Sendestationen ausgestattet, hier mit dicken Stoffen verhangen, dort mit Tüllgardinen, an dritter Stelle mit Holztäfelung ausgekleidet, überall ein Versuchen, ein Tasten, ein Streben nach dem einen Ziele, die Darbietungen immer klangschöner in hunderttausend Heimen wiederaufleben zu lassen. Aus dem gleichen Wunsche heraus, erweitert um das Bestreben, auch möglichst vielen Menschen mit Hilfe von billigen Apparaten den Rundfunk zugängig zu machen, werden die Sender und ihre Nebeneinrichtungen fortwährend umgebaut, vermehrt, verstärkt, verbessert. Mn.

Blick in das Innere eines deutschen Rundfunk-Röhrensenders (Münster) für 3-KW-Leistung.

Während der Aufführung im Opernhaus. (An der Rampe die Mikrophone für die Aufnahme der Töne.)

Eine Familie in der Kleinstadt beim Anhören der in der entfernt liegenden Großstadt gespielten Oper.

Der ins Unendliche vergrößerte Zuhörerraum: Opernübertragung durch Rundfunk. Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

Was der Funkfreund wissen muss.

Von Dr. Albert Neuburger.

Kein Gebiet der Technik, das derart vom Zauber des Geheimnisvollen umwoben wäre wie der Rundfunk! Bei der Dampfmaschine, bei der Lokomotive, beim Rotorschiff, ja, selbst bei der Telegraphie im Draht sieht man doch wenigstens bewegte Teile, erkennt man, daß hier Arbeit geleistet wird, kann man Einzelheiten beobachten, die sich zum Bilde der inneren Vorgänge formen. Beim Rundfunk steht man tatsächlich dem Unsichtbaren gegenüber. Es wäre aber falsch, die einzigartige Anziehungskraft, die er auf die Allgemeinheit ausübt, seinem fast okkulten Wesen zuzuschreiben. Sicherlich spielt dieses eine bedeutsame Rolle. Daneben aber sind es vor allem seine Vielseitigkeit und sein hoher kultureller Wert, die ihm die Welt erobern. Er ist Belehrung und Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft, Technik und Sport zugleich.

Der Phantasie aber bietet er die denkbar größte Anregung. Von den Wellen des Äthers getragen, klingen Töne, klingen Gesang, Musik, Deklamation, klingen ganze Opern und Dramen an unser Ohr. Einzig und allein der akustische Reiz wirkt auf unsere Sinne, kommt uns zum Bewußtsein. Alles übrige muß die Phantasie ergänzen. Trotz der unbeschränkten Größe, trotz der Unendlichkeit des Spielraums, der ihr zur Verfügung steht, lenken sich die Gedanken des Funkfreundes doch fast stets und rein automatisch nach einer Richtung: nach dem Senderaum. Wie mag es hier aussehen, wie mag es dort zugehen?

Auch der Senderaum war während der verhältnismäßig kurzen Zeit, seit wir einen Rundfunk besitzen, den mannigfachen Wandlungen ausgesetzt, die für dieses Gebiet in allen seinen Teilen so kennzeichnend sind. Auch hier gab es bisher keinen Stillstand, nur Entwicklung. Die ersten Senderäume waren einfache Zimmer. Sie zeigten keine zufriedenstellende Klangwirkung. So dämpfte man denn die Töne, indem man die Wände der Aufnahmeräume mit Stoffen bespannte. Der Klang wurde besser. Er verlor aber die Frische, das Unmittelbare, das Plastische. Damit erwuchs den Technikern des Rundfunks die Aufgabe, zunächst die Ursachen des plastischen Hörens zu ergründen. Ohne daß wir uns dessen bisher so recht bewußt waren, vernehmen wir alles, was an unser Ohr dringt, doppelt. Zunächst einmal gelangt der Schall unmittelbar durch die Luft zu uns. Dann aber treffen die Schallwellen auch noch auf feste Gegenstände, vor allem auf die Wände der Zimmer, auf die Mauern der Häuser usw. auf. Sie werden hier zurückgeworfen und erreichen uns noch ein zweites Mal. Die beiden Erregungen unseres Gehörs folgen in unendlich kurzer Zeit, in fast kaum meßbaren Bruchteilen einer Sekunde aufeinander. Sie machen den Ton für unser Gefühl voll, plastisch. In einem Aufnahmeraum, der mit dicken Stoffen behangen ist, werden die Schallwellen nicht zurückgeworfen. Sie gelangen nicht zweimal, sondern nur ein einziges Mal, und zwar auf direktem Wege, in das Mikrophon. So muß der Ton seine Plastizität verlieren. Aus diesen Erwägungen heraus geht man jetzt dazu über, die Senderäume nicht mehr zu verhängen oder zu polstern. Man gibt ihnen eine Vertäfelung aus Holz, das durch die auftreffenden Schallwellen in Schwingungen gerät und diese Schwingungen von neuem auf die Luft überträgt. Der unmittelbaren Schallerregung folgt also zugleich die mittelbare: die Töne werden wieder doppelt gehört, sie wirken wieder plastisch. Aber auch noch auf anderem Wege versuchte man, diese Plastizität herbeizuführen. Bisher war im Aufnahmeraum nur ein einziges Mikrophon aufgestellt. Jetzt beginnt man gleichzeitig durch zwei Mikrophone aufzunehmen. Jedes Mikrophon ist auf einen andern Sender geschaltet, von denen jeder mit einer andern Wellenlänge arbeitet. Benutzt der Funkfreund zwei Empfänger, von denen der eine auf die eine, der andere auf die andere Wellenlänge eingestellt ist, und hält er an das eine Ohr den Hörer des einen, an das andere den des andern Empfängers, so vernimmt er die gleiche Darbietung gleichzeitig zweimal: das eine Mal auf einer höheren, das andere Mal auf einer niedrigeren Welle. Auch hier ergeben sich, wie bei den doppelt auftreffenden Schallwellen, Überlagerungen der Wellen: der Ton wird plastisch. Das Verfahren ist aber umständlich. Man wird sich daher in Zukunft wohl mit dem holzvertäfelten Aufnahmeraum um so mehr begnügen, als auch der Funkfreund selbst, wie wir noch sehen werden, durch sehr einfache Maßregeln ein plastisches Hören herbeizuführen vermag.

Wenn die Darbietungen in akustischer Hinsicht immer besser und besser wurden, so ist dies vor allem den Erfahrungen zuzuschreiben, die man im Laufe der Zeit in bezug auf die Verteilung der Künstler im Aufnahmeraum machte. Früher setzte man das Orchester so, wie man es von anderen Konzerten her gewohnt war, und die Sänger oder Schauspieler traten möglichst nahe an das Mikrophon heran. Jetzt staffelt man das Orchester nach Stärke und Klangwirkung der Instrumente: vorn Geigen, Flöten, Harfe. Dann Piston, weiter hinten Bratsche, Baßgeigen, Baßtrompeten und ganz am Ende, am weitesten entfernt vom Mikrophon, das „Schlagzeug", also Pauke, Tschinellen sowie die Trommeln. Sopran und Tenor, ferner kleine Stimmen dicht am Mikrophon, Alt, Bariton weiter weg. Des „Basses Grundgewalt" und stark tragende Stimmen oft in ziemlicher Ferne. Man kann wohl behaupten, daß es fast für jeden Künstler eine bestimmte Entfernung gibt, aus der seine Eigenart am besten zur Geltung kommt. Darum befindet sich auch neben jedem Aufnahmeraum, schalldicht gegen ihn abgeschlossen, ein Verstärker- und Reglerraum, in dem der „drahtlose Kapellmeister" seines Amtes waltet. Er hat die Hörer über den Ohren und läßt sich von den Ätherwellen zutragen, was dicht daneben gesungen oder gespielt wird. Je nach Bedarf erhöht oder verringert er die Verstärkung oder meldet er nach dem Aufnahmeraum, daß lauter oder leiser, aus größerer Nähe oder weiterer Entfernung gesungen oder deklamiert werden soll. Viel hängt natürlich auch vom Mikrophon ab. Hier hat man alles mögliche schon durchprobiert. Das alte Körnermikrophon, wie wir es in einfacherer Ausführung auch in unseren Fernsprechern haben, das Bändchenmikrophon, bei dem ein gewelltes, dünnes, zwischen Magneten ausgespanntes Metallband in Schwingungen versetzt wird, und das Kathodophon. Dieses enthält eine elektrisch geladene Luftschicht, die durch die Schallwellen moduliert wird. Neuerdings benutzt man das Marmorblockmikrophon, einen viereckigen Marmorblock, an dessen einer Seite sich eine feine, pulverförmige Kristallmasse befindet, deren elektrischer Widerstand den Änderungen des Schalls folgt. Noch ist auch hier alles im Stadium des Versuchs und der Entwicklung. Noch läßt sich nicht sagen, welcher Art von Mikrophon die Zukunft gehören wird.

Nur wer den Betrieb im Senderaum selbst gesehen hat, vermag zu ermessen, was der Zuhörer der Phantasie verdankt. Denn hier geht es eigentlich ziemlich prosaisch zu. Freilich sind die Mitwirkenden vielfach im Kostüm, und auch sonst unterläßt man nichts, um bei ihnen die nötige Stimmung zu erzeugen. So wurde in Berlin bei der Aufführung von „Wallensteins Lager" das vollständige Lager aufgeschlagen, in dem Landsknechte auf Trommeln würfelten, und wo der — allerdings leere — Becher kreiste. Aber die Rollen werden fast stets abgelesen, und der Regisseur führt jeden an den Platz, von wo aus seine Stimme am besten klingt. Es gibt also kein Zusammenspiel, wie auf der Bühne, auch keine Beleuchtungseffekte. Dagegen treten die Donner- und Windmaschine, die Regenmaschine und alle jene Einrichtungen in Tätigkeit, mit denen man auch auf der Schaubühne akustische Wirkungen hervorbringt.

Die besten technischen Einrichtungen, der beste Wille und aller Eifer auf seiten der Darsteller können aber nichts nützen, wenn der Funkfreund den Empfänger nicht zu handhaben versteht, oder wenn seine Anlage fehlerhaft ist. Eine Antenne ist keine Wurst. Von ihr gilt also nicht das Wort: „Je länger, desto besser." Vielfach ist schlechter Empfang einzig und allein auf die allzu große Länge der Antenne zurückzuführen. Bei dem Wellenbereich von etwa 250 bis 700 m, der durch internationale Vereinbarung für den Rundfunk zur Verfügung gestellt ist — höhere Wellenlängen kommen für dieses Gebiet nur in ganz vereinzelten Fällen zur Anwendung — liegt die richtige Länge des Empfangsdrahts zwischen 30 und 50 m. Läßt sich aus irgendwelchen Gründen ein Draht von z. B. 50 m Länge nicht anbringen, so nimmt man zwei Drähte von je 25 m Länge oder drei von je 14 m Länge, die man parallel mit mindestens 1 m Zwischenraum voneinander ausspannt. Befinden sich auf einem Hause mehrere Antennen, so sollen sie nicht parallel zueinander verlaufen. Den besten Empfang wird in diesem Falle der haben, dessen Antenne am höchsten ausgespannt ist und parallel zur Richtung verläuft, in der der Sender steht.

Noch nicht allzu lange ist es her, da sah man alles Heil in der Hochantenne. Man will beobachtet haben, daß diese in möglichster Höhe über dem Dach errichtete Empfangseinrichtung mit der Zeit an Wirkung verliert. Sicher aber ist es, daß sie die verschiedenartigsten Störungen überträgt. Da sind zunächst die atmosphärischen Störungen. Sie rühren vielfach von elektrischen Ladungen der Atmosphäre her. Unter ihnen ist das sogenannte „Fading" die häufigste. Es besteht in einem plötzlichen Schwächerwerden, Aufhören und plötzlichem Wiedereinsetzen des Empfangs. Ein Hilfsmittel dagegen gibt es — abgesehen von der Verstärkung der Sender — nicht. Dann gehen aber auch von den elektrischen Straßenbahnen Schwingungen aus, die von den Hochantennen aufgenommen werden und störend wirken. Die Hochantenne soll daher niemals parallel zu den Fahrdrähten der Straßenbahn liegen. Zur Ausschaltung dieser Störung soll sich, den Untersuchungen englischer Physiker zufolge, vor allem die bei uns fast kaum bekannte „Vogelkäfigantenne" eignen, ein Drahtgeflecht von der Form eines Vogelkäfigs, das auf einem Mast befestigt wird. Man muß hier jedoch darauf sehen, daß auch die Zuleitung von der Antenne zum Empfänger nirgends parallel zum Fahrdraht der Straßenbahn verläuft. Nicht immer übermittelt nur die Antenne störende Wellen. Auch die Erdung kann Ursache des unbefriedigenden Empfangs sein. Sie nimmt Wellen aller Art auf, die im Erdboden dahinfluten, und leitet die hier nicht selten auftretenden „vagabundierenden Ströme" dem Empfänger zu. Man schützt sich hiergegen durch Einschalten eines Kondensators von hoher Kapazität oder dadurch, daß man auf die Erdung überhaupt verzichtet. Statt ihrer benutzt man ein „Gegengewicht", d. h. einen Draht, den man im Zimmer entlanglegt oder in einiger Entfernung über dem Erdboden ausspannt, und der in bezug auf Größe und Führung möglichst dem Empfangsdraht entspricht. Besonders empfiehlt sich die Verwendung des Gegengewichts bei Benutzung von Zimmerantennen, deren Beliebtheit immer mehr zuzunehmen scheint. Sie ergeben einen klareren und von Störungen freieren Empfang als die Hochantennen. Auch lassen sie sich leichter und bequemer anbringen. Ein im Zimmer unter der Decke isoliert an den Wänden entlanggeführter oder im Zickzack ausgespannter Draht genügt vollkommen. Wo ästhetische Bedenken gegen eine solche Einrichtung bestehen, da nimmt man einfach einen weiß emaillierten Draht, der nicht oder kaum auffällt.

Detektor-Empfangsanlage im Prinzip.

Der Detektor verarbeitet nur die von der Antenne aufgenommene Energie.

Schema des Röhren-Empfängers.

Der Röhren-Empfänger besitzt eine eigene Stromquelle, die Anodenbatterie. Die von der Antenne aufgenommene Energie steuert nur den aus dieser Batterie fließenden Strom, wodurch größere Empfangslautstärke erzielt wird.

Die Radiobastler.
Zeichnung von Rudolf Lipus.

Gegen eine ganze Anzahl von Störungen kann man sich also, wie man sieht, wohl schützen. Machtlos dagegen ist man gegen jene Herren Kollegen am Empfänger, die die Sprache des Rundfunks als „Rückkoppler“ bezeichnet. Ihr Apparat ist mit einer sogenannten „Rückkopplung“ versehen. Er besitzt also eine Schaltung, bei der die bereits im Empfänger, und zwar im sogenannten „Anodenkreis“, vorhandene schwache Schwingung nochmals dadurch sehr erheblich verstärkt wird, daß man sie dem „Gitterkreis“ der Röhre zuführt. Arbeitet nun der ungeschickte oder rücksichtslose Amateur mit zu starker Rückkopplung, so sendet sein Apparat Schwingungen aus. Diese Schwingungen werden von unserer Antenne aufgenommen. Sie überlagern sich mit den vom Sender kommenden Schwingungen, und es entsteht so eine „Interferenz“ der Schwingungen, die uns als ein fürchterliches Heulen und Pfeifen zu Gehör kommt. In manchen Städten haben sich besondere Vereinigungen der Funkfreunde gebildet, die es sich zur Aufgabe stellen, die Rückkoppler zu ermitteln. Sie benutzen hierzu drehbare Rahmenantennen, die wegen ihrer geringen Leistung sonst für den Rundfunk kaum in Betracht kommen. Bei einer solchen Rahmenantenne ist die Lautstärke des Empfangs dann am größten, wenn die Ebene des Rahmens gegen den Sender zu steht. Der Empfänger des Rückkopplers sendet Schwingungen aus. Er wirkt also als Sender. Man peilt ihn mit verschiedenen Rahmenantennen von verschiedenen Orten aus an, und es ist so tatsächlich bereits gelungen, Rückkoppler zu fassen. Im allgemeinen aber ist der Amateur gegen sie machtlos.

Wer die Wahl hat, hat die Qual! Wohl kein Anfänger auf dem Gebiete des Rundfunks, der beim Erwerb seines ersten Empfangsapparates diese Wahrheit nicht aufs tiefste empfunden hätte! Da stehen sie in langen Reihen, die Übermittler ungezählter Genüsse. Vom kleinen Detektor angefangen, den man in der Westentasche tragen kann, bis zum komplizierten und teuren Vielröhren-Empfänger. An Namen und Bezeichnungen ist auch kein Mangel! Zunächst einmal muß man wissen, was man will. Beabsichtigt man, sich auf den Empfang des nächsten heimischen Senders zu beschränken, so kommt es darauf an, wie weit dieser entfernt ist, und mit welcher Sendeenergie er arbeitet. Bisher arbeiteten die deutschen und auch die meisten ausländischen Sender mit einer Energie von 1,0 bis 1,5 Kilowatt, Zwischensender auch mit geringerer Energie. In einem solchen Falle dürfte im Umkreis von etwa 20 km ein einfacher, billiger Detektorapparat vollkommen genügen. Nun werden aber eben die deutschen Sender verstärkt. Man geht mit der Energie bis zu 10 Kilowatt hinauf. Es geschieht dies in der Absicht, den Rundfunk im vollsten Sinn des Wortes zum Allgemeingut zu machen. Kann man doch damit rechnen, daß der 10-Kilowatt-Sender die Verwendung des Detektors, dieses, wie nochmals betont sei, billigsten aller Empfänger, in einem Umkreis von 100 km ermöglicht. Über die angegebenen Grenzen hinaus ist die Benutzung eines Röhrenempfängers nötig. Wie viele Röhren? Darauf gibt es keine allgemeine Antwort. Je weiter entfernte und mit je geringerer Energie sendende Stationen man empfängt, desto weniger der von ihren Sendern ausgestrahlten Energie trifft auf unsere eigene Antenne, desto mehr müssen wir also verstärken. Örtliche Verhältnisse spielen mit. Nicht überall ist der Empfang gleich gut. So handelt es sich also darum, auszuprobieren, ob man mit einem Audionempfänger und einem Zweifach-Niederfrequenzverstärker auskommt, oder ob man Hochfrequenzverstärkung und Niederfrequenzverstärkung braucht, ob man mit besonderen Schaltungen, wie der Reflexschaltung, in Verbindung mit Verstärkung den gewünschten Erfolg erzielt, oder ob man die komplizierten und teueren Systeme, den Superheterodyne-Empfänger und wie sie alle heißen mögen, benötigt. Aber eines unter allen Umständen: beim Fernempfang stört vielfach der eigene Sender, und zwar um so mehr, mit je größerer Energie er arbeitet. Er „schlägt durch“. Um dieses Durchschlagen zu verhüten und ihn auszuschalten, muß in den Antennenkreis ein sogenannter „Sperrkreis“ eingeschaltet werden, also ein Schwingungskreis, der so abgestimmt ist, daß er den eigenen Sender ausschaltet, so daß dieser praktisch zum Schweigen gebracht ist.

Auch am Empfänger läßt sich, wie oben schon angedeutet, ein plastischer Empfang herbeiführen. Man schiebe den einen Kopfhörer vom Ohre weg, so daß er etwas davor an Stirn- und Backenknochen anliegt. Dann gelangt der Schall durch den noch am Ohr befindlichen Hörer zunächst einmal unmittelbar in das eine Ohr. Das zweite Mal wird er dem Gehörorgan durch die Knochen zugeleitet. Wir haben also hier wieder fast, aber nicht ganz gleichzeitigen doppelten Empfang, einmal auf direktem und einmal auf indirektem Wege. So ergibt sich ohne weiteres ein plastisches Hören.

Es erübrigt sich, noch besonders auf den kulturellen Wert des Rundfunks hinzuweisen. Man kann wohl behaupten, daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst kein Gebiet erschlossen wurde, dem eine so hohe Bedeutung für unser Kulturleben zukommt wie der drahtlosen Telephonie.

Erst sagt's der Rundfunk, dann die Gattin spricht:
„Vergiß das Erden der Antenne nicht!“

Zeichnung von Rudolf Lipus

Der Eskimo lauscht sehr gespannt: Wem werden wir wohl zuerkannt?

Man schießt den kapitalsten Bock / im grünen wie im schwarzen Rock.

Schön klingt es aus der Ferne, Ein jeder möcht' uns gerne.

Die Journalistenschar wird brotlos Und denkt: Was mach' ich in der Not bloß?

Der Hase selbst möcht' profitieren, Wenn Andre Pakte paraphieren.

Eh' unten sie das Land aufteilen, Woll'n flugs wir jetzt nach Hause eilen.

Die Welt ist groß und doch so klein Hier kann man sitzen- und dort sein.

Ein Ohr für Zukunftspolitik, Das andre für den Augenblick.

Der Reichstag bleibt noch immer ratlos, Obgleich er hört und sieht jetzt drahtlos.

Herr Müller von der X-partei Wohnt so der Reichstagssitzung bei.

Stammtischgespräche sind verstummt, Solange die Antenne summt.

Der Fravzl ballt die Faust ergrimmt, Weil man auf ihn nicht Rücksicht nimmt.

Der eine, der so schmalzig spricht, ergab für mich ein Leibgericht.

Der Setzer braucht kein Manuskript, Er hört- und schon ist es getippt.

JUPP OLBERTZ

Zukunftsmusik: Das Ende der Geheimdiplomatie.

Zeichnung von Jupp Olbertz

Draht und Welle.

Eine Radio-Humoreske von Ernst Hoferichter.

Korbinian Heuberger war ein Mann, der mit seinem beschränkten Seelenleben in den Ereignissen des vorigen Jahrhunderts, wie ein alter Karren im Lehm, steckenblieb ...

Jetzt noch beschäftigte er sich in seinen Vorstellungen mit dem Siebziger Kriege, und das Fahrrad hielt er für eine neuzeitliche Errungenschaft — so morgenjung, als hätte er sie erst gestern zum erstenmal erschaut. Alles Neue, das nach der Einführung der Gasbeleuchtung in sein verkalktes Blickfeld trat, sah er mißtrauisch und mit schief gestellten Augäpfeln an. Das Automobil war ihm immer noch eine Erfindung des Teufels, die für ihn nichts hatte als Gestank und Staub — und dem er in heiligem Zorn die Bezeichnung „Bluatsbenzinkistel“ nachschrie. In der elektrischen Straßenbahn fuhr er nur, wenn ihn selbstmörderische Gedanken bewegten, und noch nie hatte er sich dem Lift im Warenhaus anvertraut, in den heute sogar die besorgtesten Mütter ihre Kinder einen Nachmittag lang zum Auf- und Abfahren stecken, damit sie sich im Damencafé ungestörter über ihr mißverstandenes Frauenschicksal ausschürfen können.

Dieser Korbinian Heuberger nun, der nebenbei Besitzer von drei Hausstöcken war, hätte bis zu seinem seligen Ende im wellenlosesten Seelenfrieden dahinleben können, wenn nicht die Allerweltserfindung des Radios seine bayrische Ruhe so jäh gestört hätte ...

Überall, allüberall sprach und stritt man über diese neue Errungenschaft — und auch an Korbinians Stammtisch wurde darüber eingehend debattiert. Herr Heuberger leugnete die Möglichkeit einer solchen Verwirklichung glatt ab:

„Ohne Draht, hab'n Sie g'sagt, könnt' man da aus der Ferne a Musi hören ...?“ wiederholte er immer wieder und schüttelte sein bemoostes Haupt.

„Schaug'n S', Herr Heuberger, da fliegen halt Funken durch die Luft, die wo dann bei — —“

„So, Funken fliegen da umananda, Funken derfa da grad so, mir nix, dir nix, durch die Luft fliagen ...? Dös gibt nacha a saubere G'schicht, wenn die über meine drei Häuserstöck' herfliag'n und wenn dö Feuer fanga ...! Und i wär net versichert ...! Dös fehlt mir grad noch — und a Zwoaring im Magen ...!“

„No — Funken sand's grad a net. Es sind halt sogenannte Wellen, die da bei ...“

„Aha ...! No besser ...! Daß ma nachher a Überschwemmung kriegen, daß in mein'm Krautkeller s' Wasser mit dem Sacktüachel 'rausg'schöpft werden müaßat ...!“

„Na, na ...! Passen S' auf ...! Die ganze Sache is so ungefährlich — als ob Sie Eahna an Hals waschen täten, harmlos, fein und prima ff ...! Horchen S' halt amal selber, nacha werden Sie 's schon sehg'n ...!“

„So — und da hört man also, wia im Amerika drinnen die Affen auf die Bäum herumhupfen und Kokosnuß aufbeißen ...?“

„Natürli hören Sie dös!“

„Und wia die Indianer singen, wenn s' vom Feuerwasser stocknarrisch b'suffa sand ...?“

„Freilich, alles dös hören S'!“

„Und wia die Papageivögel dischkrieren, wenn sie sich untereinander feine und saftige Witz erzähl'n ...?“

„Alles dös hören S' und noch viel mehr! Zum Beispiel eine Musi — viel schöner noch als wie auf einer Veteranenbeerdigung oder wie aus einem Grammophon oder wie im Hoftheater, weil ma nämlich dabei sein Bier trinken kann, dös dann nochmal so guat schmeckt ... Grad saufen kann man zu einer solchen Radio-Musi!“

„So ...?“ wachte jetzt Herr Korbinian Heuberger auf, „so — ja dös wär schon ein gewisser Vorzug, denn auf Kunst krieg ich regelmäßig an Saudurscht ...!“

„Beim Radio da hast alles beieinander: schöne Musi, an Durscht und das Bier! Zum Horchen kannst gleichzeitig saufen — und wenn 's aus ist, dann hast du alleweil noch an schöna Rausch, der a noch was wert is!“

Und so lange sprach der ganze Stammtisch auf den Korbinian Heuberger ein, so lange trommelten sie ihm alle Vorzüge des Radios in die Ohren, bis er sich, überwältigt, entschloß, sich auch einen solchen Apparat einrichten zu lassen: mit einer Antenne am Hausdach und einem Lautsprechtrichter.

So saß er nun eines Abends zum erstenmal vor dem neumodischen Wunder, um die ersten Radiotöne in sein Ohr einspielen zu lassen. Vorsichtigerweise setzte er erst bei der vierten Maß Bier den Apparat in Tätigkeit, um die ersten Wellen in der nötigen Stimmung empfangen zu können.

Da — — —! Jetzt hörte er auch schon den Radio Geräusche machen! Aber die ersten Wellen hörten sich an, als ob sie aus einem Hasenstall oder von einer Zigarrenkiste herkämen, die soeben mit der Beißzange aufgezwickt wird. Aber jetzt ...! Menschliche Worte ...!

„Krrr ... rrrr ... kr ... rrrr ... Herr Geheimer Medizinalrat Professor Doktor Katzelhofer spricht über den — — Alkoholismus ...!“

Korbinian Heuberger sah etwas enttäuscht und, um sich an dieser Enttäuschung zu erholen, in seinen Maßkrug. Er hatte sich Musik erwartet.

Aus dem Radiotrichter begann es nun: „Viele Menschen sterben meistens an Wirkungen, deren Ursachen oft harmlos erschienen und noch viel zu wenig in ihrer Gefahr bekannt sind ...“

„Net schlecht,“ nickte Korbinian dem Trichter zu, „red nur weiter ...“

„Heimtückische Gifte werden täglich in großen Mengen ...“

„Freili — wenn oaner an Bratharing frißt, auf dem schon die Schwammerl wachsen — oder mit oaner Kreuzotter z'sammen a Schlafstelle hat ...!“ bemerkte Korbinian wieder.

Aus dem Trichter sprach es weiter: „... das schlimmste und heimtückischste aller Gifte aber ist der Alkohol, der Schnaps, der Wein — und das Bier ...“

„Hopla! Waaß habn Sie g'sagt?“ schrie jetzt Korbinian in den Trichter hinein. „Sagen S' dös noch amal!“, wobei er allen Ernstes glaubte, daß sich der Herr Medizinalrat auf seine Aufforderung hin wiederholen würde. Er hatte in ihm einen höchst persönlichen und heiligen Punkt wund gemacht, und deshalb wäre es nur recht und billig gewesen, wenn der Vortragende ihm Rechenschaft gegeben hätte. Augenblicklich hatte nämlich Korbinian vergessen, daß vor ihm ein unpersönlicher Radioapparat stand — und nur das Gefühl: dieser antialkoholische Medizinalrat stehe ihm Aug' um Aug' und Zahn um Zahn gegenüber — beherrschte ihn gänzlich.

„Dös müassen Sie z'rücknehme! Da sag i Eahna was anders vom Bier — da hab' i meine jahrelangen Erfahrungen! Hast g'hört? Hier ist Korbinian Heuberger, Besitzer von drei hypothekenfreien Hausstöcken ...!“

Aus dem Radio aber sprach es weiter: „... Es gibt ein ideales Land, ich meine Amerika, wo der Genuß von Alkohol in jeder Form von Staats wegen einfach — —“

„Aha ...! Jetzt fangt er schon von was anderm an! Jetzt kimmt er mit die Affen daher, dö die Kokosnußmilch saufen — und mit dö Indianer, die wo ...“

„... von Staats wegen einfach verboten ist. Und so weit muß auch noch Europa kommen, muß Deutschland, mit Bayern voran, noch kommen, daß der letzte Tropfen Bier verschwindet! Denn schon ein Reagenzglas voll Bier enthält so viel Gift ...“

„Jessas, um Goodes willen! Schrei doch net a so! Wenn's mei Alte hört, nocha schlagt's mir alle Maßkrüg z'samma ...! Paß auf! — I zahl dir drei Maß, wennst sofort aufhörst ...!“

„... aber auch, verehrte Zuhörer, die Nachkommenschaft wird durch den Alkoholgenuß aufs schwerste gefährdet. Ich erinnere Sie nur an Bayern, wo das Bier ...“

„Paß auf, sand dir drei Maß zu wenig...? Guat, dann laß i sechsi springa, dös wird dann von mir schön g'nug sein...!“

„... der Alkoholtrinker ist schon nach außen hin gebrandmarkt durch ein blutrotes Gesicht, Säufernase ...“

„Jetzt haltst aber dei Mäu' ...! Dablecka laß i mi von dir net...! Wieso derfst du dös überall herumschreien — wie i ausschaug, han ...?“ — —

Korbinians Adern schwollen wie Ströme an, die jeden Augenblick ihre Ufer zu durchbrechen schienen. Aber der Radio sendete immer neue Wellen, und Korbinian kämpfte mit ihnen wie ein Ertrinkender. Und er trank aus seinem Maßkrug die siebte Maß in zwei Zügen leer.

„... der Trinker ruiniert seine Familie, zerstört seine Existenz, verarmt und ...“

„Du Rindvieh, moanst du, daß deshalb — wenn i im Tag meine acht, neun Maß trink, meine drei Häuserstöck einflieg'n ...? Da is schon eher dir amal a Dachrinne auf dei Verstandesschubladen g'fallen ...“

„... und endlich wird der Trinker kriminell und endet schließlich als — Verbrecher ...“

„Waaaß? A Zuchthäusler wär i? Wenn i staad wia a Fleischfliag'n dasitz, auf dein Schmarren horcha muaß und mei tägliches Bier trink ...? Kreizteifi ...! Himmisakra ...! Teifi ...! Teifi ... umananda ...!“ fluchte jetzt der Korbinian und schüttete die frisch gefüllte achte Maß in wildem Schwung in den Radiotrichter — mit den Worten: „So, daß d' amal siehgst, wia a Bier schmeckt, du Limonadenpeperl, du gräuslicha!“ —

Und jetzt drehte der Korbinian an einer Schraube des Apparates, in der Hoffnung, den Redner dadurch zum Schweigen zu bringen oder wenigstens umzustimmen: „Wart a bissel, jetzt werst glei anders daherreden ...!“

„Fi ... st! fi ... ssst ...!“ gab es pfeifende Geräusche aus dem Apparat.

„Da schaug her ...! Jetzt pfeift er a noch ...! Mi möchst du auspfeifa ...? Du Haderlump ...! Dir hilf i ...!“ und er schlug mit dem Maßkrug so lange gegen den Trichter ein, bis das heilige Gefäß zersprang — während aus dem Schallrohr immer neue Wellen kamen.

Dem Korbinian wurde es unheimlich zumute. So hatte er sich doch nicht umsonst so mißtrauisch nach jenen geheimnisvollen Wellen erkundigt, deren Wesen ihm seine Stammtischgenossen immer vorenthielten.

Inzwischen hatte er den ganzen Radio mit Trichter in die dunkle Speisekammer geschleppt. Aber auch da sprach der Herr Medizinalrat weiter und mit immer erhabenerer Tonwölbung vom Bier und seinen vernichtenden Folgen.

Dem Korbinian lief das Grauen kalt und heiß, wie der Strahl aus einer Wasserleitung, an der Wirbelsäule auf und nieder. Er schwitzte — zum erstenmal in seinem Leben. Und diese Qual trieb ihn zum Äußersten. So wurde er jäh rabiat, revolutionär und gigantisch zugleich — und wuchs nach innen und außen zu einer übernatürlichen Größe empor ...

Und schon stürzte er auf die Kohlenkiste zu, entriß ihr heldenhaft die Schaufel, zog aus seinem Diplomatenschreibtisch mit Mahagonipolitur — das Hackbeil und stürmte, so bewaffnet, auf den Radioapparat los, der noch immer Welle auf Welle sandte, und zertrümmerte die schwarzen Kästen samt dem Trichter zu Ätherstaub ...

Dann stieg er zum Dach empor, kämpfte in heißem Ringen auch mit den Antennendrähten und

besiegte auch sie. Als so aller Radio niedergeschlagen war, lasteten noch alle jene Spötteleien und Beleidigungen auf seiner asthmatischen Brust, die ihm und seinem Bier der Herr Medizinalrat zugesprochen hatte. Das konnte er unmöglich auf sich ruhen lassen. Und so schrieb er dem Redner diesen Brief:

„P. P. Auf unsere ganz persönliche Rücksprache von soeben erlaubt sich der Unterzeichnete hochachtungsvollst nochmals von wegen des giftigen Bieres, der Säufernase, Nachkommenschaft und Zuchthäusler mit darauffolgendem Pfeifen zurückzugreifen, was ich mir von einem so damischen Hanswurschten, wie du einer bist, nicht öffentlich in die Wellen hineinreden lass'. Das Maul aufreißen, das kann jeder, wenn er weit genug weg is; aber auf die Wurfweite eines Maßkruges hatt'st doch koa Schneid g'habt, wie's der Unterzeichnete hiemit die Ehre hat, festzustellen. Aber kimm nur her zu mir, du Limonadenfranze, du Kracherlschiaber, dann geht es dir wie diesem Radiokistel ... In diesem Sinne sieht Ihrem Besuch ganz gehorsamst entgegen — mit vielen Grüßen von Haus zu Haus —

Getreuer Diener

Korbinian Heuberger, Hausbesitzer."

Morgengymnastik nach den Kommandos des Lautsprechers.

Statt Antwort und Besuch kam bald darauf eine Beleidigungsklage mit Verhandlungstermin. — Nach vier Wochen war Korbian Heuberger in Abwesenheit zu einer turmhohen Geldstrafe und zur Tragung aller Gerichtskosten verurteilt worden.

Wäre er als Angeklagter zur Verhandlung erschienen, so hätte sich wohl aller Irrtum aufgeklärt. Aber der Korbinian war nach Empfang der Anklageschrift in einen neuen verhängnisvollen Irrtum verfallen. Auf dem Schreiben stand nämlich groß: „Verhandlung in Sachen Radio-Hörer." Da verstand der Korbinian in seiner Angst und Qual, daß diese ganze Geschichte wieder vor dem Radiotrichter stattfinden würde, ließ sich eiligst einen neuen Apparat einrichten und wartete am Termintage, von der Früh bis in die Nacht, vor dem Trichter sitzend, mit dem zweiten Schweiß auf der Stirne — auf den Beginn seiner Verhandlung ... Und hätte nie geahnt, daß er gerade in diesen Stunden im Gerichtssaal in Abwesenheit mit solchem Donnerschlag verurteilt worden wäre ... — Als er nach Tagen wieder an seinen Stammtisch kam, riefen ihm die Freunde schon von weitem zu: „Gelt, Heuberger, jetzt hast amal an Radio g'hört — und jetzt werst as a glauben, daß die G'schicht ohne Draht vor sich geht!"

Und der Korbinian schrie ihnen entgegen: „An Dreck glaab i jetzt, denn zu dera Radiogaudi hab i bluatig viel ‚Draht' braucht!"

Hie Radio — hie Nachtmahl —

Eine wahre Geschichte von Oswald Strehlen.

Es war am Letzten. Mein Magen knurrte, mein Budget war arg herabgekommen, als ich in Erwägung zog, daß es von großem Vorteil sei, bei befreundeten Familien ein gern gesehener Gast zu sein, Leuten, denen ich sonst, wenn ich bei gefülltem Säckel bin, gern aus dem Wege gehe. Aber was tut man nicht alles, um billig zu einem Nachtmahl zu kommen!

Also stieg ich mit erwartungsfrohen Vorahnungen drei Treppen hinan und kalkulierte, welches Leibgericht wohl meine Augen und Magennerven beglücken sollte!

Frau Huber öffnete mir allerhöchstpersönlich, und gleich nach der ersten Begrüßung bemerkte ich eine sichtliche Erregung, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Sie kommen wirklich wie gerufen. Na, heute werden Sie auf Ihre Kosten kommen. Wir haben nämlich heute, gerade heute ..."

„Gansbraten", wollte ich schon einwerfen, aber in diesem Augenblick lief die Jüngste des Hauses aus dem Salon und triumphierte: „Es geht, so laut geht's!"

„Gott sei Dank", hörte ich nun auch Herrn Hubers Stimme, „so habe ich also doch nicht umsonst den neuen Kristall gekauft!"

Man zog mich hinein und legte mir sogleich den Kopfhörer an.

„Was, so eine Überraschung! Nicht wahr, so schön und so deutlich haben Sie es noch nirgends gehört!"

Und wie Hohn gellte es mir durch den Apparat entgegen: „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein ..."

Frau Huber strahlte.

„Ich freue mich nur auf die ‚Toselli-Serenade'. Da glaubt man, im Kino bei der Henny Porten zu sitzen!"

„Gehen Sie nicht mehr aufs Tivoli wie früher?" fragte ich, nur um dem Gespräche gewaltsam auf reale Beine zu helfen.

„Ach Gott, wo denken Sie hin! Pardon, ich höre die Sirene!"

Ihr Gesicht verklärte sich jählings.

Dann nach einer Pause selig mitsingend: „Vom Sekt sind die Geigen berauscht ..."

Ich wäre schon mit einem Achtel G'spritzten zufrieden gewesen.

„Der Herr soll auch was hören, Kinder!"

Und man nötigte mir wieder die Kopfbandage auf. Frau Huber aber glitt fast lautlos zur Tür hinaus.

Nun wird sie einen Imbiß bringen! Wenn es nur ein Stückchen Butterbrot wäre mit etwas Wurst belegt ... aber statt dessen kam sie mit einem ansehnlichen Notenpack wieder.

„Ich glaube, das nächste wird eine Symphonie sein, damit Sie mitlesen können!"

Mir also war dieser Kunstgenuß zugedacht! Gewiß ein beneidenswerter, wenn man nicht über so leere Eingeweide verfügt hätte.

Aber Geduld bringt Rosen, sagt das Sprichwort, und darum wartete ich noch ein halbes Stündchen, doch war leider der Erfolg kein anderer, als daß ich tatsächlich immer schwächer wurde.

Ich empfahl mich denn mit tausend Dankesworten für den Kunstgenuß und beschloß, Fräulein Agathe, meine einstige Liebe, aufzusuchen, die mich jahrelang mit den ausgesuchtesten Leckerbissen verwöhnt hatte.

Nach einer kleinen Eifersuchtsszene war zwar das Verhältnis etwas brüchig geworden, dessenungeachtet aber lud sie mich doch so oft ein, als wir einander begegneten, und da mitunter der Mensch auch zu den Dickhäutern zählt, besonders wenn er Hunger hat, ließ ich mein erinnerungsseligstes Lächeln auf meinen Lippen, während ich bei Agathe eintrat.

„Eigentlich habe ich mich sehr verinnerlicht, seit ich das Radio habe!" sagte sie etwas zu aufrichtig und sah, vom Kopfhörer eingepreßt, noch um einige Jahre älter aus.

„Ich stopfe meine Strümpfe und höre dabei das Pastorale. Etwas Göttlicheres kannst du dir gar nicht vorstellen!"

Ich dachte an ein Schweinskotelett und war so kühn, innerlich das Gegenteil zu behaupten.

„Auch sparsamer wird man," fuhr sie fort, ohne meine Schweigsamkeit zu bemerken, „ich trinke zum Beispiel jeden Abend, aber erst nach zehn Uhr, damit ich ja keine Musiknummer versäume, ein bescheidenes Täßchen Kaffee und gehe so befriedigt schlafen, als wenn ich bei Sacher gespeist hätte!"

Ich sah sie bewundernd an, wollte etwas einwenden, aber sie winkte nervös mit der Hand, ich möge schweigen: „Still, er spricht, es war jetzt bloß Pause, sonst hätte ich nicht so viel reden können!"

Sie sagte das mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich den Ernst der Situation sofort begriff und Reißaus nahm.

Aber nicht besser erging es mir bei einem Freunde, der behauptete, sich am besten bei Puccini-Opern die Hühneraugen schneiden zu können, und bei meinem Vetter Karl, der mit Leidenschaft unter den Klängen, die ihm aus dem Kopfhörer entgegenströmten, Liebesbriefe schrieb. Ja, ich war nahe daran, eine Elegie auf sämtliche Wiener Delikatessenhändler zu schreiben, als ich in meinem Kämmerlein eintrat.

„Ein Paket ist angekommen!" meinte die Zimmerfrau bedeutungsvoll.

Ich stürzte mit Siegermiene darauf los. In zwei Tagen war mein Namensfest; sicher ein ländliches Gedenken mit Geselchtem. Mir lief bereits das Wasser im Munde zusammen. Ach, Geduld bringt Rosen!

Die Verschnürung war riesig exakt, und an Papierverschwendung schien der Absender besonders gelitten zu haben.

Aber was war das?

Das wohlbekannte schwarze Kästchen mit den gelben Schrauben darauf, doch unter dem Ganzen, fein säuberlich verborgen, lagen zwei blaue Scheine.

„Für den Kopfhörer", so hieß es in dem Begleitschreiben meines Freundes.

Aber ich rief mit bebender Stimme nach meiner Zimmerfrau, sonst wäre es mir wahrhaftig wie dem Hungerhelden in Knut Hamsuns Roman ergangen.

Am Ersten tilgte ich dann getreulich diese Magenschuld an den Kopfhörer.

Im Banne des Radios: Kunstgenuß in der Küche.

Rundfunk im trauten Heim. Nach Zeichnungen von Hans Hähnel.

Ein Zeuge mittelalterlicher Städteromantik:
Inneres des Einersheimer Tores in Iphofen (Mittelfranken).

Nach einer farbigen Zeichnung von Bruno Bielefeld.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(14. Fortsetzung.)

Er lief ihr entgegen, so freudig, so voller Erwartung, in so großer Erregung, als brächte sie ihm alle Erlösung, alle Befreiung, als seien mit ihrer Gegenwart alle Schatten, die ihn bedrohten, gewichen. Er sah nicht, daß sie bei diesem Wiedersehen kein Lächeln fand und kein kleinstes Wort der Freude. Sie wich bei seiner raschen Annäherung ein wenig vor ihm zurück. Aber er sah wieder ihr blondes Haar, ihre Augen, ihre klare Stirn, das weich gezeichnete, blasse Gesicht; er sah wieder ihre Gestalt, und er wäre vor ihr niedergekniet, wenn sie vor ihm stehen geblieben wäre. Nun aber beugte er sich, während er neben ihr her ging, über ihre Hände und küßte sie. Er konnte kein Wort des Grußes sprechen, nicht einmal ihren Namen.

Sie entzog ihm ihre Hände nicht, aber als er die Arme hob, um sie an sich zu ziehen, trat sie einen kleinen Schritt zurück und schüttelte ängstlich den Kopf: „Nicht! Nicht doch!" sagte sie erschrocken. „Du darfst das nicht tun!"

„Ich — Hella!"

„Nein, nein!"

Sie wandte sich halb ab, ihre Schultern bebten ein wenig, dann wandte sie ihm ihr Gesicht wieder zu.

„Warum bist du gekommen?" fragte sie leise und mit einem schüchternen Vorwurf. „Habe ich dich nicht gebeten, nie wiederzukommen?"

„Ich mußte kommen, ich konnte nicht anders! Verzeihe mir! Was hätte aus mir werden sollen, wenn ich nicht gekommen wäre?"

Hella suchte nach einer Antwort und fand keine. Als sie vorhin Avellandas Brief erhalten hatte, war ihr jedes Wort klar gewesen, das sie nun zu ihm sprechen mußte; jetzt aber, da sie seine flehenden Augen, sein hoffnungsvolles Gesicht sah, fand sie nichts, was sie auf seine Bitten erwidern konnte.

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her, dem Walde zu, bogen dort dann in einen seitlichen Weg ab und setzten sich nach einigen Schritten auf eine Bank.

Langsam wurde es dunkel, und der Wald war still. Dann und wann zirpte verschlafen ein Vogel, es raschelte im Laub. Die weißen Wolken oben am Himmel hatten einen rosigen Rand und zogen ganz langsam über das immer tiefer sich färbende Blau.

Hella nahm aus ihrem Täschchen den Brief, den sie aus London bekommen hatte, und reichte ihn Avellanda hin.

„Lies das, bitte!" sagte sie so schonungsvoll wie möglich. „Du wirst dann verstehen, weshalb wir uns nicht mehr wiedersehen können, und weshalb es besser gewesen wäre, wenn wir uns diese Begegnung erspart hätten."

Er glaubte gewiß, daß der Brief von ihrem künftigen Verlobten war oder sonst eine Nachricht enthielt, die dieses Verlöbnis betraf. Er faltete ihn auseinander, warf einen einzigen Blick auf den Kopf des Briefes und las nicht weiter. Er kannte den Inhalt, ohne ihn gelesen zu haben. Betroffen und erblassend sah er Hella an. Sein Gesicht zuckte, als empfände er stärksten Schmerz. Er begann zu sprechen, sich zu entschuldigen und zu erklären; er stammelte zusammenhanglose Worte, sprach englisch und deutsch sinnlos durcheinander, und plötzlich warf er sich vor Hella auf die Knie, preßte sein Gesicht in ihren Schoß. Seine Schultern, sein ganzer Körper bebte, aber als Hella erschrocken sein Gesicht emporhob, sah sie darin keine Tränen. Ganz alt schien sein Gesicht in diesem Augenblick geworden. Seine Augen waren erloschen, seine Wangen grau wie Staub, sein Mund halb geöffnet und die Lippen blutleer. Er sah furchtbar aus wie ein Sterbender.

Sie legte ihm die Hand auf den Kopf, und tiefstes Erbarmen mit ihm erfüllte sie.

„Ich will dich nicht mehr fragen, Ruiz, wer du bist, woher du gekommen bist, und wohin du gehst, wenn wir uns nun wieder trennen. Ich mag es nun nicht mehr wissen, aber ich bitte dich noch einmal, und ich bitte dich inniger: Geh!"

„Nein!" stammelte er. „Nein!"

„Doch! Steh auf und setz' dich neben mich. Du sollst nicht vor mir knien. Sieh: Ich habe gewiß Mitleid mit dir, aber kann ich dir helfen? Ich habe darüber nachgedacht, und ich kann dir nicht helfen. Du und ich, wir leben jedes in einer anderen Welt. Es gab einmal eine Zeit, da habe ich nach der deinen Sehnsucht gehabt, weil sie mir fremd und neu war, und weil mir die meine zu eng erschien. Aber alles war ein Irrtum. Ich habe es nun eingesehen und habe mich zurückgefunden in die Welt, in die ich gehöre. Hast du nicht selber einmal gesagt, daß ich dort glücklich sein werde? Nun habe ich das selbst erkannt: nur dort werde ich das Glück finden können, niemals wird es für mich irgendwo anders sein." Und ganz leise, ganz geheimnisvoll setzte sie hinzu: „Glück ist Frieden, Ruiz, und wohin ich nun gehen will und gehen muß, dort ist Frieden, dort ist Glück —"

Sie machte eine Pause, ergriff dann seine Hand und hielt sie fest. „Ich bitte dich flehentlich, Ruiz, geh! Hol' mich nicht wieder zurück zu dir, zu den Zweifeln, zu dem Unfrieden, zu der Unrast. Ich würde von neuem elend werden, und — was noch schlimmer wäre — ich würde einen anderen elend machen. Ich habe ihm mein Wort gegeben. Er bedarf meiner; du bedarfst meiner nicht, denn dir kann niemand Erlösung bringen als du selbst. Darum bitte ich dich: Geh!"

„Und du fragst nicht mehr, wer ich bin; fragst nicht mehr, was ich getan habe? — So fern bin ich dir schon?"

Sie schüttelte den Kopf: „Du bist mir nicht fern. Wäre ich sonst noch einmal zu dir gekommen? Aber du sprächest ja auch heute nicht, wenn ich dich darum bäte, du sprächest nicht die Wahrheit, und die letzte Erinnerung, die ich von dir mitnehme, soll keine Lüge sein."

Er beugte sich tief hinab und legte ihre Hand an seine Stirn, und so über ihre Hand gebeugt, sprach er: „Ich habe Schlechtes getan, ich habe viel Schlimmeres getan, als du dir je denken könntest. Laß mir deine Hand! — Ist nicht jede Sünde verzeihlich, ist nicht jedes Vergehen wieder gutzumachen?"

„Ja, ja," wehrte sie ängstlich ab, „aber —"

„Ich will gutmachen," fügte er ein, „weil ich deine Verzeihung haben will. Du sollst mich freisprechen, und ist das geschehen, so hat mich die Welt freigesprochen."

Sie fragte nicht, sie kam ihm mit keinem Wort entgegen, aber ihr Herz pochte in wahnsinniger Angst. Sie wollte Avellanda ihre Hand entziehen und brachte die Kraft dazu nicht auf. Ganz still saß sie, ganz bewegungslos, ihm abermals verfallen. In größter Not klammerte sich ein Mensch an sie fest, und sie fühlte keine Kraft, sich ihm zu entwinden.

Er begann nach einer Weile von neuem: „Ich weiß nicht, wer dein Verlobter ist, wie er ist, und was er ist. Aber ich stelle mir vor, daß du für ihn nur die Vervollständigung seines Glückes bist. Er stirbt und fällt nicht mit deinem Verlust; sein Leben hängt nicht allein von dir ab. Vielleicht wirst du ihm eine Wunde schlagen, wenn du ihm deine Hand nicht reichst, aber er wird an dieser Wunde nicht verbluten. — Was aber geschieht mit mir, wenn du mich wegschickst?"

Er hob sein verstörtes Gesicht und sah sie an. Ganz dicht waren seine Augen vor den ihren, und so unbeweglich ernst schauten sie drein, daß sie die Wahrheit seiner Worte nicht einen Augenblick bezweifelte. „Ich werde verbluten, Hella, ich werde verloren sein. Habe ich mich denn wirklich geirrt, als ich glaubte, daß es für eine Frau schöner und größer sei, einem Verlorenen Erlösung zu bringen, als das Glück eines anderen, der gesichert seines Weges geht, nur zu vervollständigen? Habe ich mich geirrt? — Ich habe an dich geglaubt."

Sie fand keine Erwiderung, aber sie konnte ihn nicht länger mehr ansehen, und er sprach mit schmerzlicher Erbitterung weiter: „Bist du denn nicht anders gegen mich als die anderen alle? Versteht ihr, die ihr in Ruhe und Behaglichkeit geboren seid, denn nicht uns andere, denen euer Leben immer fremd gewesen ist, weil man uns daraus verjagte oder uns niemals darin aufnahm? Du hast mich gefragt, woher ich komme, und ich will es dir sagen: Ich komme nirgendwo her. Kein Land ist meine Heimat. Wo ich geboren bin? In den Auswandererasylen von Buenos Aires. Meine Eltern? Ich habe sie nicht gekannt. Meine Mutter? Sie hat sich meiner entledigt, als ich geboren wurde. Ich habe keinen Namen. Woher ich kam? Ich weiß es nicht. Wohin ich gehe? Ich weiß es nicht. Wunder sind nicht an mir geschehen. Ich bin der geworden, der ich werden mußte: ein Fremder und ein Feind aller Welt, ein Feind dessen, was ihr die gute Gesellschaft nennt. Denn sie war es, die vor mir alle Türen verschlossen hat. Und erst — das glaube mir! — als mir alle Türen verschlossen waren, da drang ich heimlich ein, da nahm man mich auf. Habe ich genug gesagt? Willst du mehr wissen? — Warum antwortest du nicht?" fragte er in aufsteigender Angst. „Hella, ich bitte dich, warum antwortest du nicht? Sieh mich an! Du! Sieh mich an!"

Aber ihre Blicke konnten nicht Ruhe finden in seinen Augen, sie zuckten hin und her über sein Gesicht.

„Ruiz!" bat sie ihn. „Ruiz —"

„Nun bin ich zu dir gekommen, habe dich gefunden. Du hältst in deiner Hand den Tod und das Leben. Glaubst du mir?"

Seine Miene flehte um Erbarmen, um Nachsicht und Verstehen: „Wenn ich dir bewiese, daß ich Willen und Kraft genug habe, neu und ganz von vorn zu beginnen, würdest du dann auf mich hören, würdest du versuchen, mir zu vertrauen?"

Sie wußte, daß er nicht zuviel gesagt hatte, daß Tod und Leben wirklich in ihrer Hand lagen, und daß sie ihn in den Untergang schickte, wenn sie ihn ohne ein Wort der Gnade entließ. Und sie sagte: „Ich — ich würde dir vertrauen, aber du wirst niemals die Kraft —"

Orthopädisches Turnen an den Schulen zu Charlottenburg unter Leitung des orthopädischen Schularztes Sanitätsrat Dr. Tändler: Übungen zur Kräftigung der Rückenmuskulatur.

Rechts: Die von Schülern des Gymnasiums in Wernigerode am Harz gebildete Feuerwehr: Die junge Mannschaft mit der Feuerspritze beim Ausrücken zu einer Übung.

Spätweinlese im Weinbaugebiet an der Nahe: Festliche Rückkehr der Winzer und Winzerinnen nach beendigter Weinlese. (Phot. Sawatzki, Bad Kreuznach.) — Links: Deutschlands größter Uhrzeiger in Reparatur: Abnahme des 4,90 m langen und 3 Zentner schweren großen Zeigers von der Turmuhr der Großen St. Michaeliskirche in Hamburg.

Die Rückkehr des Zirkus Sarrasani von seinem zweijährigen erfolgreichen Gastaufenthalt in Südamerika: Beim Ausladen der Tiere im Hafen von Hamburg am 22. November. Links: Ein Elefant wird unter Aufsicht von Direktor Stosch-Sarrasani (×) aus dem Überseetransportkasten rückwärts herausgelassen. Rechts: Ein störrisches Kamel, das sich nur schwer zum Betreten des Gestells für den Transport an Land bewegen läßt.

Er ließ sie nicht aussprechen, er küßte ihre Hände: „Ich danke dir! Ich danke dir!“ In seiner jähen Freude fuhr er überstürzt fort: „Ich habe auch schon Pläne für die Zukunft. Niemals mehr werde ich meinem alten Leben verfallen, ich habe einen Freund, der mir ganz gewiß helfen wird —“

Er dachte an Karl Antrup. Aber im gleichen Augenblick überfiel ihn die Besorgnis: Wenn Antrup nicht hilft, wenn er mir die Tür weist?

Avellandas Worte wurden noch hastiger, noch erregter, noch heißer, als wollte er schnell hinwegfliehen über die Zweifel: „Ich habe einen Freund, er wird mir helfen! Ich bin seiner sicher, denn ich habe ihm einmal einen großen Dienst erwiesen. Er wird mir helfen. Er ist ein Mann von untadelhaftem Leben. — Hörst du mich, Hella? Durch dich und ihn werde ich mich zurückfinden. Du hast mir die Kraft gegeben, und ich werde nicht untergehen. Du schickst mich nicht in den Tod, nicht wahr? Du darfst es nicht! Du hast mich doch geliebt, und ich — habe — dich geliebt!“

Aber was er gesprochen hatte, wurde ihm plötzlich leere Worte. Seine Hoffnung versank; Verzweiflung, ratlose Angst und Todesfurcht bemächtigten sich seiner wieder, und er stammelte, die Lippen an Hellas Ohr: „Du darfst mich nicht in den Tod schicken! Hörst du? Ich gehe unter, wenn du mich wegschickst!“

Sie empfand wie er, sie litt wie er, und sie hielt seine Hände fest, sie strich ihm über die Stirn, und sie erbarmte sich seiner: „Du sollst nicht sterben —“

„Du läßt mir eine Hoffnung?“

„Ja — ja!“

Er richtete sich auf und holte erschöpft Atem. In der immer tiefer sich herabsenkenden Dämmerung erkannte sie, daß er lächelte. Sie empfand keine Reue, weil sie ihm eine Hoffnung gelassen hatte. Niemals würde sich ja diese Hoffnung erfüllen, denn es gab keine mehr für ihn. Zwar empfand sie wohl die Wahrheit und den heiligen Willen hinter seinen Worten, aber noch deutlicher fühlte sie, daß das Verhängnis, das ihn umdrohte, stärker war als sein Wille, und daß es ihm keine Zeit mehr lassen würde, seinen Worten die Tat folgen zu lassen.

Vorhin, als sein erdgraues Gesicht und seine erloschenen Augen ihr zugewandt gewesen waren, hatte sie mit Grauen empfunden, daß ein langsam Sterbender neben ihr saß, zu ihr sprach und um Gnade bat für seine letzte, kurze Zeit. Sie gewährte ihm diese Gnade.

Sie streichelte ihm die Hände und hörte nicht auf, sein lächelndes Gesicht zu betrachten.

Ich sehe ihn heute zum letztenmal, dachte sie. Er geht in ein unbekanntes und furchtbares Schicksal, das von ihm das Leben fordert; er wird leiden und sterben. Was er auch getan haben mag — heute hat er gebüßt, und er wird noch mehr büßen. Ich schenke ihm wenig, wenn ich ihm diese Zärtlichkeit und diese letzte Hoffnung schenke, denn nichts von allen seinen Hoffnungen wird sich erfüllen. Er wird nicht mehr von vorn anfangen können, er wird mich nicht mehr wiedersehen, und diese gegenwärtige Stunde mag ihm jene andere leicht machen, da er stirbt — — —

Avellanda rührte sich nicht. Seine Hand lag ganz still unter Hellas leisem Streicheln.

„Nun bin ich ganz glücklich,“ sagte er vor sich hin, „ich denke an alles, was wir zusammen erlebt haben, und ich denke auch daran, wie unfaßlich schön es sein wird, wenn ich wieder bei dir bin —“ Und er wiederholte in leichtem, singendem Ton mit großer Zärtlichkeit: „— wenn ich wieder bei dir bin. Ich komme bald wieder, und ich werde dann noch glücklicher sein als heute, oder nein — kann ich noch glücklicher sein? Ich komme wieder, Hella, in zwei Tagen, in drei Tagen. Ja, in drei Tagen bin ich wieder hier, hier bei dir! Willst du warten?“

„Ja, Ruiz.“

Er neigte ein wenig den Kopf zur Seite, und es sah aus, als lausche er auf einen leisen Ruf, der an sein Ohr drang. Dann schüttelte er den Kopf und richtete sich wieder auf.

„Und wenn ich nicht komme, Hella, wenn diese drei Tage verstrichen sind, ohne daß ich wiedergekommen bin, dann — dann —“

Er beugte sich ganz zu ihr hin, legte seine Stirn leicht auf ihre Schulter, und ohne daß er sprach, wußte sie, wie seine Worte hatten enden sollen.

Er schwieg lange, zuweilen zitterte ein wenig seine Hand, aber sein Atem ging ganz ruhig und still.

„Hast du noch die kleine Kapsel, Hella, die ich damals in Kairo gekauft habe, und die ich dir in Fontainebleau in Verwahrung gab?“

„Ja, ich habe sie noch. Ich habe sie hier. Ich wollte dich bitten, Ruiz, sie mir heute wiederabzunehmen.“

„Nein, nein!“ widersprach er erschrocken. „Behalte sie! Ich bitte dich, behalte sie! Aber — ich möchte sie noch einmal sehen. Gib sie mir, bitte!“

Hella gab sie ihm in die Hand, und er wandte das zierliche schillernde Ding behutsam zwischen den Fingerspitzen hin und her, öffnete es auch und betrachtete es aufmerksam, als wollte er ihm das Geheimnis ablauschen, und sein Gesicht hatte währenddessen einen ganz eigenen, nachdenklichen und sanften Ausdruck. Sie wußte, daß er trotz aller Hoffnungen, von denen er eben noch gesprochen hatte, genau so deutlich sein Ende voraussah wie sie. Aber er schien sich dareingefunden zu haben. Er lächelte und schwieg und sah forschend das winzige schillernde Ding zwischen seinen Fingern an. Dann gab er es Hella zurück: „Verwahre es gut!“

Sie aber umschlang plötzlich seinen Hals: „Du sollst nicht an den Tod denken, Ruiz, du darfst nicht!“

„Sieh mich nicht so ängstlich an, Hella! Sei nicht besorgt um mich! Alles wird gut werden, und in drei Tagen bin ich wieder bei dir und werde nicht mehr an den Tod denken.“

Er löste ihre Hände von seinem Halse und stand nach einer kurzen Weile auf, als vermöchte er das Schweigen nicht mehr länger zu ertragen und habe nicht mehr die Kraft, den Abschied noch länger hinauszuziehen.

Sie gingen gemeinsam durch den Wald bis zu dem Weg, der hinauf zum Dorfe führte. Dort blieben sie eine kurze Zeit stehen. Hella mußte einen anderen Weg einschlagen, um nach Hause zu gelangen, und Avellanda hielt sie noch bei den Händen fest. Sein Gesicht war noch ebenso ruhig und still wie vorhin. Er schien an die Erlösung zu glauben, von der er vorhin gesprochen hatte.

„Nun mußt du gehen, Hella, und morgen in aller Frühe fahre ich weg. In drei Tagen aber — in drei Tagen bin ich wieder hier. Du wartest auf mich?“

Sie nickte.

Und er fragte demütig: „Darf ich dich noch einmal küssen?“

Er hob nach ihr die Hände, aber sie wich vor ihm zurück, und sein Gesicht nahm wieder jenen verzagten, noterfüllten Ausdruck an, den es vorhin schon gezeigt hatte, als er darum gebeten hatte, ihm wenigstens eine Hoffnung zu lassen.

„Verlange ich so viel, wenn ich dich noch einmal küssen möchte? Fürchtest du, dem anderen mit diesem einen Kuß so Unwiderbringliches zu nehmen? Neidest du mir —?“

Sie ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Sie bot ihm die Lippen und ließ sich küssen. Ganz heiß war sein Mund.

Zweimal küßte er sie, brüderlich zärtlich und wunschlos. Dann hob er ihr Gesicht zwischen seinen Händen zu sich empor, sah ihr in die Augen und berührte auch ihre Lider leise mit den Lippen.

Er sprach kein Wort zum Abschied, er sagte kein Lebewohl, kein „Auf Wiedersehen“. Er brachte die Kraft dazu wohl nicht mehr auf. Als er ihre Augen geküßt hatte, gab er ihr Gesicht frei, seine Augen schlossen sich einen Atemzug lang — dann wandte er sich um und ging langsam davon, dem Dorfe zu.

Sie sah ihm lange nach, so lange, bis seine Gestalt im Dunkel des Abends verschwand und sich in den Schatten auflöste, die das Land verhüllten.

Dann wandte auch sie sich zum Gehen. Sie sah sich nicht mehr um. Und sie wußte, daß er niemals mehr wiederkommen würde.

XIII.

Er kam niemals wieder. Er ging in das Dunkel zurück, aus dem er gekommen war, und er verschwand darin.

Ruiz Avellanda ging den Weg, der ihm vorgezeichnet war, und er wußte, bevor er ihn noch antrat, daß es sein letzter sein würde.

Was er noch zu seiner Rettung unternahm, jenen Besuch bei Karl Antrup in Berlin und dann, nach diesem ersten Fehlschlag, die Fahrt nach Paris — das war nichts anderes als die triebhaften Fluchtversuche eines Tieres, das in höchster Angst auch angesichts einer unentrinnbaren Todesgefahr noch zu entfliehen und sein Leben zu retten versucht. — — —

Herr Antrup in Berlin empfing ihn höflich, kalt und mit deutlicher Zurückhaltung. Er hörte ihn ruhig und aufmerksam an, gab auch zögernd zu, daß er Avellanda in gewissem Sinne verpflichtet sei. Er glaube aber nur damit zu Avellandas Bestem raten zu können, wenn er ihm sage, daß nur die harte Mühsal und die entbehrungsreiche Schule eines ganz allein gefundenen und allein durchmessenen Weges geeignet seien, Avellandas guten Willen auf die Probe zu stellen und seine Kraft zu stählen.

Er, Antrup, sei natürlich bereit, ihm Geld zu geben, falls augenblickliche Not das erforderlich mache, aber sonstige Hilfe, andere Unterstützung — nein! Er spielte auf seinen eigenen Anfang an, und er betonte dabei, daß er es nur deshalb so weit habe bringen können, weil eben dieser Anfang unerbittlich hart und schwer gewesen sei. Hundertmal sei er in die Versuchung geraten, die Flinte mutlos ins Korn zu werfen; er habe es nicht getan, er habe durchgehalten, er habe die Klippen umsegelt — und heute stünde er hier: an einem Ziel, das er ohne die harte Schule des Anfangs nie und nimmer erreicht hätte.

Er urteile aus eigenster bester Erfahrung, wenn er Avellanda den gleichen Rat gäbe, wie er ihn sich einst selbst gegeben habe. Selbstbetrug sei es, wenn man sich Teppiche legen ließe über die Steine des Anfangs; nichts sei zu erreichen, wenn man sich nicht zur Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst erzöge.

Daß die Vorbedingung der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst die Rücksichtslosigkeit gegen andere war, das ließ Herr Antrup deutlich zwischen seinen Worten heraushören.

Und er reichte Avellanda die Hand, verabschiedete ihn mit genau dem gleichen kühl höflichen, gemessen zurückhaltenden Gesicht, wie er ihn begrüßt hatte.

Avellanda ging. Die Türen fielen hinter ihm zu. Eine zaghafte Hoffnung lag dahinter verschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

R. Duschek. 20. 11. 25.

Von der Beisetzung des in Frankreich gefallenen und nunmehr nach Deutschland übergeführten Kampffliegers Manfred Freiherrn v. Richthofen: Die Gedächtnisfeier in der Gnadenkirche zu Berlin am 20. November. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von R. Duschek.

Während der eindrucksvollen Feier hielten an dem kranzumhüllten Sarge vier Reichswehroffiziere die Ehrenwache. Unter den zahlreich erschienenen Teilnehmern, meist Offiziere der alten Armee und ehemalige Fliegerkameraden Richthofens, befand sich auch Reichspräsident v. Hindenburg, in Feldmarschalls-Uniform und mit Marschallstab.

Dr.-Ing. Alexander Meißner,
Schöpfer des Elektronen-Röhrensenders, der für seine Verdienste auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie die von der Heinrich-Hertz-Gesellschaft zur Förderung des Funkwesens gestiftete, zum erstenmal verliehene Goldene Medaille erhielt.

Die Weihe des Kriegerehrenmals in Nordhausen am 22. November. Entwurf: Rödiger, Halle. (Phot. M. Habben, Nordhausen.)

Johannes Graf v. Welczek,
der an Stelle des Freiherrn Langwerth v. Simmern, des neuernannten Reichskommissars für die besetzten Gebiete, als deutscher Botschafter in Madrid in Aussicht genommen ist.

Der Dichter.

Von Karl Witzel.

Hoch oben unter dem Dach liegt sein Stübchen. Menschenfreunde haben ihm Unterschlupf gewährt. Wenn der Gevatter Wind alle Register gezogen, bläst er ihm seine kalte Melodie in die Ohren. Die Fensterscheiben zittern vor Erregung. Er aber läßt sich in seinem warmen Nestchen nicht irremachen, greift zum Stift und singt ihm ein Lied, daß die Menschen staunen, wie man aus einer so nüchternen Tatsache ein Kunstwerk formen kann.

Im Sommer sitzen die Vöglein auf seiner Fensterbank und nicken ihm stillvertraut zu. Ein übermütiges Federtierchen pickt mit seinem Schnäbelein an die Scheiben, daß er von seinem Schreibtisch aufmerken muß. Als übergroßer Freund der Natur schaut er auf und betrachtet das schlanke Geschöpf. Gedanken werden rege; er sinnt und sinnt, hält inne auf dem Flug, und schon ist der Grundstein zu einer neuen Arbeit gelegt.

Als echten Wandervogel zieht's ihn hinaus in die Ferne. Hier rauschen seine Bronnen, hier schöpft er Anregung, hier saugt er sich fest an den Erscheinungen. Geheimnisvolle Stimmen vernimmt er. Ein Wald wird ihm zum Tempel, ein Baum zum Sinnbild der Kraft. Sein Auge ist geschärft, sein Puls geht anders. Eine gewisse Form von Leben spricht für ihn aus allem. Die Überlegungen eilen, das lautere Gold bleibt übrig, im tiefinneren Herzen wird ein neues Werkchen geboren. Und zu Hause wird Poesie und Prosa aufs Papier geworfen.

Kein Handwerker ist er, der nach Stundenplan arbeiten kann. Manchmal vermag er nichts Greifbares zu schaffen. Desto mehr schleift sich innerlich vieles ab, das nach Gestaltung ringt. Wenn ihn dann die Stimmung packt, schüttelt er eine ganze Reihe von Kunsterzeugnissen leicht hin. Seine Muse steht ihm zur Seite, flüstert ihm ins Ohr, führt seinen Dichtergriffel.

Wenn draußen die Dämmerung schwingt, hält ihn keine Gewalt. Mit mächtigen Armen reißt's ihn hinaus, um zu schlürfen an den Bildern, die sich ihm fruchtbringend auf die Seele legen. In seinem Kopfe wühlt und stürmt es. Schichtung auf Schichtung geht vor sich.

Von seinen Werken spricht er nicht. Für Lob hat er keine Ohren. Er nennt sich nicht Dichter — er ist ein Dichter. Vorbildliche Bescheidenheit ist ein wesentlicher Teil an ihm. Die Gnade der Natur wirkt sich in ihm aus. Er will nicht schaffen — er muß. Er ist das Mittel, anderen zu geben, was zu schauen und zu hören nur ihm möglich. Das Brückeschlagen ist sein Beruf.

In stiller Stunde, wenn seine feinnervige Seele Zwiesprache mit den Geschehnissen der Außenwelt,

Vom Umbau der Sternbrücke in Altona an der Elbe: Einsetzen des neuen, 7200 Zentner schweren Ersatzstückes, das $4^1/_2$ m hochgehoben werden mußte. (Phot. Meyfarth, Altona.)

Die feierliche Eröffnung der in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm in Berlin stattfindenden Automobilausstellung durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg am 26. November: Der Reichspräsident mit Geh.-Rat Dr. Wilhelm v. Opel (links) und Admiral Rampold (rechts) beim Rundgang durch die Ausstellung.

Von der letzten Sitzung des Verwaltungsrates der Internationalen Handelskammer in Paris am 16. November: Der Präsident Dr. Leaf, London, mit den deutschen Mitgliedern.
Von links nach rechts: Stehend: Geh. Kommerzienrat Dr. L. Ravené, Berlin; Kommerzienrat Dr.-Ing. P. Reusch, Oberhausen; Dr. Riedberg, Paris; Reichsminister a. D. Hamm, Berlin; F. H. Witthoefft, Hamburg. Sitzend: Geh. Kommerzienrat Dr. L. Hagen, Köln; F. v. Mendelssohn, Berlin; Dr. W. Leaf, London; A. Frowein, Elberfeld.

Neue Fächer

Lisl Rinaldini, Wiener Tänzerin, mit einem Fächer aus Paradiesreihern. Modell: Wertheimer, Wien. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)
Links: Die Tänzerin Bala Moro mit einem Fächer aus losen Straußfedern. (Phot. Zimbler, Wien.)
Rechts: Die Tänzerin Lisl Rinaldini mit einem Fächer aus Fasanfedern. Modell: Wertheimer, Wien. (Phot. Edith Barakovich, Wien.)

Fächer aus schwarzer Chantillyspitze zu schwarzem Spitzenkleid. (Phot. Ernst Förster, Wien.)
Rechts: Die Tänzerin Hedy Pfundmayer in einem Fächerkostüm aus Taft mit Fächer im Haar. (Phot. Koppitz, Wien.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Bei Berchtesgaden in Oberbayern: Tümpel am Watzmann.

Nach einer farbigen Zeichnung von H. H. Bauer.

Szenenbild aus der Uraufführung des Lustspiels „Der mutige Seefahrer" von Georg Kaiser im Schauspielhaus zu Dresden am 12. November.

Lars Krys (× Alfred Meyer), ein Glückssucher, den man mit einem Amerikaschiff untergegangen glaubt, taucht nach monatelangem Versteck im Gasthaus „Zum mutigen Seefahrer" wieder auf, und nun fällt ihm doch noch das Glück in den Schoß. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Die Mitwirkenden und Darsteller in der Oper „Menandra" von Ferdinand Jansen, die kürzlich im Landestheater zu Braunschweig zur Uraufführung gelangte.

Von links nach rechts: Richard Stieber als Palladius; Klara Kleppe als Menandra; Oberspielleiter Hans Strohbach; der Komponist Hugo Kaun (sitzend); Generalintendant Dr. Ludwig Neubeck; Christian Wahle als Helamon; Generalmusikdirektor Prof. Franz Mikorey; Willi Sonnen als Adrast; Käte Fenner als Zoe; Kammersänger Hermann Eck als Cyrill. (Phot. Georg Meyer, Braunschweig.)

die ihren Abglanz in sie zaubert, pflegt, flattert sein Blick in die Weite. An die fliegenden Wolkenschifflein möchte er sich hängen, mit ihnen durch den Äther segeln. Seine Sehnsucht kennt keine Grenzen. Die Werke der Menschen packen ihn, der Menschheit Jammer rührt ihn, ihre Freude findet bei ihm Resonanzboden. So schlüpft eine Arbeit nach der andern aus seiner Feder. Seine Begabung spaltet sich in viele Zweige der Betätigung.

Bringt dann die Zeitung, die Zeitschrift seinen Beitrag, so regt sich keineswegs Stolz in seiner Brust. Über diese Anfangssünde ist er längst erhaben. Befriedigung gibt ihm das Bewußtsein, den Menschen wieder eine Wahrheit vor das Auge gerückt zu haben. Längst klebt er an der neuen Idee. Jeder Begriff ist ihm Idee.

Sein Weib ist ihm treue Gefährtin. Mit ihr bespricht er Gedanken, die nach außen drängen. Durch den Umgang mit ihm gewinnt sie viel.

Sein Leben bedeutet Gottesdienst. Sein Herz ist ein Heiligtum. Es streut den Weihrauch. Der Verstand ist nur Mithelfer.

Sein Schaffen ist nur Zweck, die Menschen zu bereichern. Sie sollen teilhaben an der Kunst, die eine gütige Fee ihm spendet.

An seiner Sprache, an seinen Bildern werdet ihr ihn erkennen. Lasset seine Wirkung auf euch ausströmen!

Die Uraufführung des Dramas „Demetrius" von Alexander Lernet-Holenia im Alten Theater zu Leipzig am 22. November: Szene aus dem ersten Akt. Das Werk des österreichischen Dichters, der mit diesem Stück zum ersten Male auf die Bühne kam, behandelt neuartig den vielbearbeiteten Dramenstoff, der den dynastischen Wirren im Rußland von 1605/06 entnommen ist. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)

Eugenie Marlitt,

die vielgelesene Romanschriftstellerin, † am 22. Juni 1887, deren Geburtstag sich am 5. Dezember zum 100. Male jährt.

Links: Die Rückkehr der bekannten Filmschauspielerin Asta Nielsen zur Sprechbühne: Asta Nielsen als Rita Cavallini mit Josef Krahé als Tom Armstrong in der Aufführung von Edward Sheldons „Rita Cavallini" am 21. November im Schauspielhaus zu Leipzig. Die Künstlerin, die ihre Laufbahn als Schauspielerin in Kopenhagen begann, dann als eine der ersten die künstlerischen Möglichkeiten des Films erkannte und als Filmdarstellerin große Triumphe feiern konnte, trat hiermit zum ersten Male auf einer deutschen Sprechbühne auf. (Phot. E. Genthe, Leipzig.) — Rechts: Franz Lehárs 25. Operette: Szenenbild aus der kürzlich erfolgten Uraufführung der Operette „Paganini" am Johann-Strauß-Theater in Wien. Emmy Kosary als Maria Anna Elisa von Lucca und Carl Clewing als Niccolo Paganini. (Phot. Willinger, Wien.)

Die Totengedenkfeier für die während des Krieges verstorbenen internierten Deutschen in Südwestafrika, die auf dem Soldatenfriedhof in Aus vom Lüderitzer Kriegerverein am 11. Oktober veranstaltet wurde.

Links nebenstehend: Rama VI., König von Siam, starb an den Folgen einer Operation im Alter von 44 Jahren. Prinz Prajadhipok, sein jüngerer Bruder, wird ihm auf dem Throne folgen.

Zum Ableben der Königinmutter Alexandra, der Witwe König Eduards VII. von England, am 20. November im Alter von 80 Jahren: Im Oval: Aufnahme der Königin Alexandra aus letzter Zeit. Links nebenstehend: Eine historische Zusammenkunft in Windsor vor 18 Jahren. Von links nach rechts: Die Königin von Norwegen; der König von Spanien; der Deutsche Kaiser; die Deutsche Kaiserin; Königin Alexandra; die Königin von Portugal; der König von England, die Königin von Spanien.

Links: Erhaltung altägyptischer Kunstschätze: Ausbesserungsarbeiten an dem Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh auf Veranlassung des Altertumsinstituts in Kairo zur Beseitigung der Schäden, die im Laufe der seit der Errichtung verflossenen 5000 Jahre entstanden sind. — Rechts: Die Untersuchung des griechisch-bulgarischen Grenzkonflikts durch eine Kommission des Völkerbundes: Vertreter der Kommission im Gespräch mit Einwohnern der von den Griechen beschossenen Ortschaft Petritsch.

Bewahren Sie Ihrem Liebling

das duftende Seidenhaar des Kindes, das man so gerne streichelt und küßt. Pflegen Sie es ständig mit Elida-Haarpflege, die gründlich reinigt und absolut unschädlich ist. – Prachtvoller Glanz und entzückende natürliche Wellen sind der sichere Erfolg einer Waschung mit

dem sodafreien Shampoo

ELIDA
HAARPFLEGE

PARFÜMERIE »ELIDA« A.-G., LEIPZIG-WAHREN

II¹/₁12 Senden Sie mir **kostenlos** ein Originalpäckchen 4
ELIDA-HAARPFLEGE. Ladenpreis 30 Pfennig.

Name: ....

Adresse: ....

Kleben Sie, bitte, den ausgefüllten Kupon auf die Rückseite einer Postkarte.

Zur 50-Jahrfeier des Psychologischen Instituts der Universität Leipzig am 21. November.

Nicht lange nach seiner Berufung an die Universität Leipzig hat Wilhelm Wundt im Jahre 1875 das Institut für experimentelle Psychologie gegründet und damit die erste Anstalt dieser Art in der ganzen Welt geschaffen. Als älteste Pfleg- und Forschungsstätte der experimentellen Psychologie hat es der großen Reihe ähnlicher Schöpfungen im In- und Auslande, vor allem in Amerika, zum Vorbild gedient. Das Institut bietet eine fast vollständige Sammlung aller gegenwärtig verwendeten Hilfsmittel der experimentellen Psychologie und besitzt eine umfassende Fachbibliothek.

Obwohl die experimentelle Methode schon von E. H. Weber und Th. Fechner in die Psychologie eingeführt worden ist, verdient doch W. Wundt, der eigentliche Begründer der neuen psychologischen Forschungsweise genannt zu werden. Er kam von der exakten naturwissenschaftlichen Beobachtung her; so ist es erklärlich, daß ihm die Methode der Selbstbeobachtung, die bisher in der Psychologie allein zur Anwendung gelangte, unzureichend erschien und er sie durch die Einführung des Experiments zu ergänzen suchte. Er ging darauf aus, auch auf dem dunklen Gebiete der menschlichen Seele exakte Untersuchungen vorzunehmen und die Psychologie so den Erfahrungswissenschaften ebenbürtig an die Seite zu stellen; dazu zog er eben das Experiment heran, das ja die Beobachtung des Ablaufes von Vorgängen gestattet, für deren Auftreten die Vorbedingungen in der Hand des Versuchsleiters liegen und von ihm willkürlich hergestellt bzw. verändert werden können. Die Aufnahme des Experiments bedeutete aber die Verwertung der Physiologie, der Lehre von den organischen Lebenserscheinungen, als Hilfswissenschaft, und deshalb ist die Experimentalpsychologie auch als „physiologische Psychologie“ bezeichnet worden, weil ja nun die Bestimmung der Gesetze und Formen des Zusammenhanges zwischen psychischen und physiologischen Vorgängen zum eigentlichen Gegenstand der Psychologie wurde. Hierher gehören z. B. die Messungsversuche, wie lange ein Sinnenreiz braucht, um empfunden zu werden. Die Psychologie des Einzelwesens ging mit der Zeit zu immer schwierigeren und umfassenderen Aufgaben über. Von der Individualpsychologie wieder schritt man andererseits weiter zur Sozial- und Völkerpsychologie, die den geistigen Charakter menschlicher Lebenseinheiten prüft. Weiter schlossen sich Untersuchungen über die Psychologie des Kindes und Jugendlichen sowie der Tiere an. — 42 Jahre lang hat Wilhelm Wundt selbst das Institut in Leipzig geführt, bis zum Herbst 1917, wo er die Leitung in die Hände Prof. F. Krügers, des jetzigen Direktors, legte. Seit den Anfängen der Frühzeit haben sich die Untersuchungen auf das gesamte Gebiet der Psychologie ausgedehnt. Besonders hat die Forschung, wie oben erwähnt, sich auch auf die höheren Funktionen (z. B. Denkvorgänge) eingestellt und neben der von Wundt selbst eingeführten Völkerpsychologie die Psychologie des Kindes und Jugendlichen hinzugezogen, die über das primitive Bewußtsein und seine Entwicklung Aufschluß gibt. Von ganz besonderer Bedeutung ist die Ausnutzung der Forschungsergebnisse für die Praxis: So stellt sich das Institut in den Dienst des Unterrichts und der Erziehung wie auch des wirtschaftlichen Lebens durch Ausbeutung der psychotechnischen Untersuchungen, die das Studium der Arbeitsvorgänge, Ermüdungsmessungen, Eignungsprüfungen usw. umfassen.

Dr. G. H.

Die jetzigen Dozenten des Instituts, im Hintergrunde die Büste Wilhelm Wundts, des Begründers des Instituts. Von links nach rechts: Prof. F. Sander, Prof. O. Klemm, Prof. F. Krüger (Direktor des Instituts), Privatdozent H. Volkelt, Prof. A. Kirschmann.

In einem Experimentiersaal des Psychologischen Instituts: Versuche an einem Fahrsicherheitsprüfer für Kraftwagenführer (Entwurf: Prof. O. Klemm). Die Aufgabe des Prüflings besteht darin, eine mit einem Steuerrad in Verbindung stehende bewegliche Metallkugel so über ein vorbeilaufendes Band zu führen, daß die mannigfachen Locheinschnitte, welche Fahrthindernisse versinnbildlichen, umgangen werden. Jede Berührung der Löcher sowie deren Dauer wird auf elektrischem Wege registriert.

Frühere Fuhrmannsdörfer. / Von Karl Hildebrand.

Wie schön muß das Wandern zu Großvaters Zeiten gewesen sein, so hat wohl mancher schon gedacht, wenn er wieder einmal aus einer ungeheuren Staubwolke eines Autos einigermaßen heraus war und das Ohr sich über die schrillen Hupentöne beruhigt hatte. Gewiß. Aber so lautlos und idyllisch still, wie viele es meinen, war die gute alte Zeit auf der Landstraße doch nicht. Auch damals glaubte man, Grund zu Klagen zu haben. Die Hauptursache war der ausgedehnte Frachtfuhrverkehr. Daran wird namentlich der Wanderer in Thüringen erinnert, wenn er mit der Ortsgeschichte etwas vertraut ist. Die Lebhaftigkeit des dortigen früheren Straßenverkehrs wird man erst richtig einschätzen, wenn man nicht nur die Lage des Landes als Durchgangsgebiet, sondern auch den Umstand in Betracht zieht, daß hier die meisten sogenannten Fuhrmannsdörfer lagen, die die schweren Verkehrsmittel hinaussandten und zurücknahmen. Als ich neulich auf einer Wanderung Gräfenthal und den Zoptengrund berührte, kam mir das recht deutlich zum Bewußtsein. Hier lagen nicht weniger als acht Fuhrmannsdörfer, die jährlich über 400 Pferde im Frachtverkehr nach allen Richtungen ausschickten; und auf der steilen Straße am Wespenstein vorüber nach Reichmannsdorf stellte sich ein prächtiges Bild jener Zeit vor die Seele, denn um die Höhe zu gewinnen, war für einen Karren oder Wagen mit 4 bis 6 Pferden ein Vorspann von 18 Ochsen notwendig. Ein imposanter Zug! Und lange noch belebten sich mir die Straßen mit Bildern jener Zeit: Karren, mit 30 bis 40 Zentner hochbeladen — die vierräderigen großen Frachtwagen kamen erst spät, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf. In der gabelförmigen Barre ein stämmiger Lüneburger Gaul und vor ihm einzeln, in langer Reihe, 6 bis 10 Pferde. Dem ersten Karren folgen, von einem Kärrner geführt, 4 bis 6 andere Karren; mehrere Fuhrleute, die zur gegenseitigen Hilfe gern zusammenhalten, bilden schon eine Karawane von 10 bis 20 Karren; die Räder noch unbeschlagen, 6 Zoll breit. Ja, das machte Lärm und klang schon von weitem wie dumpfes Grollen. Und ging es bergab, dann griffen, ehe Hemmschuh und Schleifzeug eingeführt waren, zwei Bündel buchener Stecken in die Speichen der Räder, und diese Klipp-Klapp-Musik von zwanzig Karren mag auch nicht jedermanns Geschmack gewesen sein. Und doch, wie anders als jetzt. Es ist etwas, was man nicht verwünscht, sondern zurückwünschen möchte. Nicht nur mit der Postkutsche, in gleichem Maße auch mit dem Fuhrmannswesen, das man von dieser Seite fast nie betrachtet hat, ist ein Stück Poesie von der Landstraße verschwunden. Nicht nur im Anblick des ganzen Zuges, auch beim Näherfehen ins einzelne. Die stämmigen Pferde mit den breiten Kumten, das Nürnberger Geschirr mit seinen messingnen Ringen und Scheiben (Rosen), das Dachsfell des Handgauls, das rote Wolltuch des Sattelgauls, das große weiße Plantuch über den hohen Reifen des Karrens oder Wagens, der Fuhrherr im blauen Brabanter Kittel, mit bunten Strümpfen oder Fuhrmannsstiefeln, den Dreimaster auf dem Kopfe, die Ahlfelder Peitsche in der Rechten, aus dem silberbeschlagenen Ulmer oder der holländischen Tonpfeife mächtige Wolken dampfend: das alles fügt sich zusammen zu einem Gebilde, dem man gern wiederbegegnen würde.

Die Gräfenthaler Fuhrleute waren vielleicht die bekanntesten in ganz Deutschland. Überall klang ihnen das Wort entgegen:

„Gräfenthal und loses Geld
Find't man in der ganzen Welt“,

und die Namen ihrer größten Vertreter, die Müller, Paschold, Dietz, Gottschalk, Büttner, Büchner, Apel, Neubert, Bock usw., hatten überall einen guten Klang. Einen von den Dietzen, einen Junggesellen, bekam die Heimat einmal sieben Jahre nicht zu sehen; seine Touren gingen in die entferntesten Gegenden Deutschlands und bis in die Nachbarländer.

An der südöstlichen Seite des Thüringer Waldes lag aber noch eine ganze Reihe von Fuhrmannsorten: Amt Gehren, Langewiesen (Haase), Meuselbach, Kursdorf, Schwarza (Neubert). Auch Langensalza stellte sein Kontingent, namentlich aber das benachbarte Gräfentonna, das mit seinen vielen Vertretern (Walther, Helbig, Kaiser, Schottmann, Schein, Held, Höhl, Dänert u. a.) nach Gräfenthal in die zweite Stelle rückt. Mühlhausen (Walch) und Stadtilm (Röser) waren nur durch wenige, aber weitberühmte Geschirre vertreten. Auch das Eisenacher Fuhrwerk (Krause, Dänert, Bruder), das Erfurter (Clär, Müller, Helbig) und das Ober-Weimarische (Reichard) kamen weit herum. Bekannt waren auch das Tambacher, das Schwarzhäuser (Michel), das Emlebener, die Krahwinkeler und Ohrdrufer (Gebr. Emmelingen) Fuhrwerke. Seit alter Zeit waren Benshausen und Hinternah bei Schleusingen als Fuhrmannsorte bekannt, und die Suhlaer Wagen (Schlegemichel, die Sieberte, Günzel, Schuh) waren auf vielen Straßen anzutreffen.

Es ist das eine stattliche Zahl von Orten allein in Thüringen und vielen nicht nur dem Namen nach, sondern auch durch Sommeraufenthalt näher bekannt, und es sind mit Absicht einige alte Fuhrmannsfamilien hier genannt worden, um Brücken zu jenen schönen Zeiten zu schlagen. Denn sicher leben Nachkommen noch heute im Orte, und mancherlei Merkmale, eine alte Toreinfahrt, alte Stallgebäude u. dgl. erhalten dann auch für den Fremden im Lichte solcher Erinnerung ein anderes Gesicht. Das Kärrnergeschäft hat sich damals in einer Familie oft durch viele Generationen fortgeerbt.

Das Antreffen vieler Fuhrmannsorte in Seitentälern von Gebirgen, nicht nur in Thüringen, sondern auch im Harz, in Franken, in der Pfalz und Westfalen ist nicht von ohngefähr; es erklärt sich daraus, daß diese Gegenden mit ihrem kärglichen Gebirgsboden nicht allen Bewohnern genügend Beschäftigung und Unterhalt boten und zur Umschau nach anderem Erwerb aufforderten. Für den kräftigen Menschenschlag damals, von Kindheit an mit allen Wechselfällen des Wetters vertraut, war der rauhe und schwere Fuhrmannsberuf vor anderen Beschäftigungen verlockend, nicht nur durch seine Abwechslung und Freiheit und mögliche Verwertung überschüssiger Kraft, sondern auch wegen des nicht gering anzuschlagenden Verdienstes. Von Lüneburg nach Nürnberg wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts 19 Taler für 3 Zentner gezahlt, vorher sogar 36 Taler, von Lüneburg bis Coburg 14 bis 15 Taler. Freilich stellte das Geschäft eines Fuhrherrn, der gleichzeitig eine Reihe von Wagen auf der Straße gehen hatte, auch ein hübsches Kapital dar, und er mußte mit seinem Vermögen für rechtzeitige und unversehrte Ablieferung einstehen. Wenn die Messe oder die Abfahrt eines Schiffes vor der Tür standen, mußte trotz schlimmsten Wetters und Weges Wort gehalten werden. Und man hielt Wort. Das große Vertrauen, das allgemein die Handelswelt in die Pünktlichkeit und, was gleich hinzugefügt sein mag, in die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit des Fuhrmannsstandes setzte, hat er sich durch jahrhundertelange treue Arbeit erworben. Und wenn wir oben sagten, daß mit ihm ein Stück Poesie verlorenging, so müssen wir jetzt hinzusetzen: auch ein groß Stück deutscher Treue und Redlichkeit.

Die Elberfelder (Ostermann, Rosental, Becker, Backhaus, Taschenmacher), mit je 10 bis 20 Wagen unterwegs, die Solinger (Flucht) und Remscheider (Flesche) hießen die „Bergschen“, während die vielen Gütersloher, die aus Hahn bei Schwelm, die aus dem Fuhrmannsdorf „Unter der Haube“ und die Iserloher die westfälische Gruppe bildeten. Die Pfälzer erkannte man schon von weitem an den kurzen blauen Kitteln und den niedrigen Rädern ihrer Wagen. Sie sind die Erfinder der Pferdedecken, denn sie allein hatten den Brauch, ihre Pferde bei schlechtem Wetter mit

blauleinenen, rotbesetzten Decken zu schützen. Das badische und schwäbische Fuhrwerk ging gewöhnlich nicht weiter als bis nach Frankfurt a. M. Im Fichtelgebirge ist das große Fuhrmannsdorf Weidengesees bei Bayreuth noch heute bekannt; Erlangen und Bayersdorf stellten nur wenige Wagen. Unter den Hessen unterschied man „Eschweger“ und „Fuldaer“ und bezeichnete mit letzteren namentlich die vielen Fuhrleute aus Weidenhausen. Die hannöverschen Fuhrleute schied man in Mündener und Popendieker (Gauß, Stude). Das Fuhrmannsdorf Popendiek liegt zwischen Lüneburg und Celle. Die Fuhrleute dieses Ortes hießen schlechthin „Langspänner“, weil sie nur eigene Pferde in langer Reihe im Zuge hatten und so niemals Vorspann brauchten, oder auch „Kuttenklepper“. Als einzige Fuhrleute in Deutschland führten sie nämlich eigenen Hafer und eigenen Proviant bei sich; bei den Wirten hatten sie deshalb nicht volles Ansehen. Die Brökelschen, in der Nähe von Celle, fuhren meist zwischen Leipzig und Frankfurt a. M. Bekannt waren auch die Seesener aus dem braunschweigschen Flecken Seesen und die Fuhrleute aus dem großen Fuhrmannsdorfe Münchhofen (Gebr. Röppel). Unter den Harzern nahmen die aus der Umgegend von Goslar (Gieske) und Wernigerode (Becker, Pollmann) die erste Stelle ein. Aus Leist, einem Dorfe bei Bremen, fuhren mehrere Hunderte von Fuhrleuten nach allen Richtungen aus (Fink, Schulz, Tapenleder), ebenso aus Bernsdorf im sächsischen Vogtlande. Die Eisenberger (Präßler, Kraft, Sühler) fuhren meist zwischen Gera und Magdeburg. Man nannte sie „Österreicher“, weil sie recht gewandt im Handeln waren. Im Osten sind Stolpe, Grüneberg (Grundmann, Schein) und Breslau (Schei, Bonewitz) als Fuhrmannsorte zu nennen.

Nun gab es aber noch Eilfuhrwerke. Den ersten Betrieb hatte der Roßwirt Leupold aus Schlüchtern bei Offenbach (Hessen-Nassau) eingerichtet. Seine Wagen gingen regelmäßig zwischen Offenbach und Naumburg, wo Bühler ein Eilfuhrwerk nach Berlin unterhielt, während Trebitz aus Eisenberg ein regelmäßiges Eilfuhrwerk zwischen Berlin und Königsberg leitete. Zwischen Berlin und Leipzig hatte Brabant aus Grobstedt ein Eilfuhrwerk mit vier Wagen eingerichtet. Es nahm sogar längere Zeit den Wettstreit mit der Eisenbahn auf. Zwischen Nürnberg und Leipzig lief das berühmte Bauersche Eilfuhrwerk: Tag und Nacht ununterbrochen unter dreimaligem Pferdewechsel, die Tour von 36 Meilen in drei Tagen zurücklegend. Auch von Offenbach a. M. ging ein Eilfuhrwerk nach Leipzig, das von Lorey, Enters und Hohmann aus Fulda unterhalten wurde, und ein weiteres von Stuttgart, das Mühlhäuser aus einem Dorfe bei Stuttgart gehörte.

Nun denke man sich die Zeit vor der Leipziger Messe. Über zwanzig wichtige Straßen streben hier nach einem Punkte gleich den Strahlen des Spinnetzes. Dazu nehme man die zahlreichen Posten und Privatgeschirre: man kann sich das Bild nicht lebhaft genug denken, um der Wirklichkeit nahezukommen. Eine Aufzeichnung spricht bei der Erfurter Straße allein und zu gewöhnlicher Zeit von 1300 Karren mit 3500 Pferden in drei Monaten. Im Verlauf einer einzigen Stunde kamen, wieder zu normalen Zeiten gerechnet, auf Hauptstraßen mehr als zwanzig Wagen vorüber. Den Chausseegeldeinnehmern und den Wanderern ist das sicher etwas zu viel gewesen.

In den Fuhrmannsdörfern war es bei der häufigen und langen Abwesenheit vieler Männer noch stiller als in anderen Dörfern der früheren Zeit. Die Frauen spannen an langen Winterabenden in ihrer Einsamkeit den selbstgebauten Flachs zu weißen Kitteln, die die Fuhrherren bei schlechtem Wetter über Weste und Koller trugen; sie nähten sie auch selbst zusammen und vergaßen dabei nicht, Vornamen, Zunamen und Wohnort außen an der Bruststelle mit rotem Garne anzubringen. Vor einer größeren Reise gab es vielerlei zu besorgen. Der Abschied war immer bewegt, und viele hatten als biedere, fromme Leute im Hinblick auf besondere Gefahren und auf Unglücksfälle, die jahraus, jahrein auf der Straße sich ereigneten, das Bedürfnis, beim Pfarrherrn um eine öffentliche Fürbitte am Sonntag vor der Ausreise nachzusuchen. „Mit Gott“ und unter einmaligem Schnalzen oder Klatschen der Peitsche ging es hinaus, dabei versäumte wohl keiner, auf das zu achten, was zuerst über die Straße ging. War es ein Mann, so winkte Glück und Segen. Kam aber eine schwarze Katze über den Weg gelaufen oder ein Frauensbild und wohl gar eins, das mit einer Butte Wasser vom Brunnen zurückkehrte, so verfinsterte sich das Gesicht des Kärrners, und er griff wohl schnell nach einem Stein, um der Katze den Weg abzuschneiden. Ja, es wurde selbst von einem gewissen Peitschenrechte gemunkelt, vermöge dessen der Kärrner eine Frauensperson, die dicht vor dem Geschirr beim Abfahren den Weg überschreiten wollte, etwas handgreiflich zurückweisen durfte.

Die glückliche Heimkehr brachte immer ein Fest mit sich. Da wurden die Entbehrungen nachgeholt, der Ärger hinuntergespült; da gab es des Fragens und Erzählens kein Ende. Einer der schönsten Augenblicke war es immer, wenn das Mitgebrachte ausgepackt wurde. Neben nützlichen, praktischen Sachen wohl auch etwas Besonderes, ein Fäßchen Kieler Sprotten, frische Austern oder gar eine Büchse Kaviar oder ein Schmuckstück. Es war immer viel Selbstbewußtsein im Fuhrherrn. Das brachte sein Handwerk mit sich. Und das uralte Fuhrmannslied sagt es auch:

„Kein Kaiser und kein König
Kann ohne Fuhrmann sein!“

Aus Wissenschaft und Technik.

Biedermeier als Erfinder. In der Zeit der Romantik gab es spekulative und wunderliche Käuze, die ganz merkwürdige Sachen erfanden oder erfunden haben wollten. Wenn etwa um die Wende des 19. Jahrhunderts die „Tante Voß“ davon berichtete, daß der Hamburger Professor Danzel auf einer Alsterarche eine hydraulische Maschine aufgestellt habe, mit der man ein Schiff bei Windstille fortbewegen könne, so war das gar nicht so unvernünftig. Wenn aber der gelehrte Professor nun damit auch Luftballone lenken wollte, so klang das den Zeitgenossen weit utopischer. Dem Hange jener Epoche zur Sparsamkeit kamen die Patentmöbel eines Herrn Eckhards aus London entgegen. Dies neue „Raffinement im Luxus der Meubles“ bestand „in einer neuen Methode, Stühle und Tabourets zu machen. Bei den runden Stühlen ohne Lehne dreht sich der ganze Sitz in dem Gestelle.“ Gewöhnlich war der schlechtere Überzug für den Alltagsgebrauch oben. Sobald aber Besuch kam und man sich von der vornehmen Seite präsentieren wollte, konnte man die Sitze durch einen Handgriff umdrehen. Bei Lehnstühlen vermochte man auf noch verzwicktere Art buchstäblich das Unterste zu oberst zu kehren und einen funkelnagelneu eingerichteten Eindruck zu machen. „Da die Mode für jede Jahreszeit besondere Überzüge und überhaupt einen schnellen Wechsel derselben findet, so ist diese Verbesserung, so gering sie auch scheint, doch von wichtiger Ersparnis.“ Merkwürdiger war schon die Erfindung des Bürgers Stockenschneider zu Nienburg an der Weser. Der gute Mann hatte eine komplizierte Maschine ersonnen, in der man ohne Feuer kochen konnte. Durch Reibung einer gedrehten Scheibe sollte eine Platte erhitzt werden, die dann wiederum ihre Wärme dem Kochtopf mitteilen sollte. Unsere Hausfrauen von heute werden die Kochkiste dieser höchst komplizierten Maschine vorziehen. Der „Sächsische Trompeter“, eine Monatsschrift der neuesten und merkwürdigsten Weltbegebenheiten, berichtete im Juli 1829 die höchst ergötzliche Geschichte von den musikalischen Suppentellern: „In Schleswig bereitet eine Fayence-

fabrik Teller, die Musik machen. Die Teller sind hohl und fangen, sowie eine heiße Feuchtigkeit hineinkommt, an zu tönen, und da jeder Teller auch auf einen gewissen Ton gestimmt werden kann, so kann eine suppenessende Gesellschaft sich auf das allerbequemste die vortreffliche Tafelmusik verschaffen." Nicht minder komisch wirkt eine Zeitungsnotiz über heizbare Kleiderstoffe, die man in England erfunden haben will. „Sie werden aus wasser- und luftdichtem Stoff verfertigt, und hinten ist, wie eine Patronentasche, ein kleiner, zierlicher Ofen angebracht, der mit Spiritus geheizt wird und die erwärmte Luft durch die hohlen Zwischenräume des Kleides versendet. Dreht man den Ofen nach vorn hin, so dient er zugleich als Laterne." Die ernsthafte Erklärung dieser „Erfindung" verstärkt für uns spottlustige Nachgebornen nur die Komik. Der Erfinder-Spleen der Engländer war auch damals schon vorhanden: Ein anderer Sohn Albions, Mister Birtelm aus London, hatte angeblich eine Kutsche erfunden, in der man sich, selbst von einer ganzen Räuberbande umzingelt, in größter Sicherheit befinden sollte. „Rund um den Boden des Kutschkastens befinden sich hundert Schießapparate, und mit einem Fingerdruck entladen sich ebenso viele Feuerschlünde auf die nichtsahnenden Bösewichter." Der gute Mann hatte also etwa eine Art Maschinengewehrdroschke konstruieren wollen. Eine heillose Angst hatte man in den Jahren zwischen 1825 und 1830 vor dem Lebendigbegrabenwerden. Ganze Bücher schrieb man darüber und pries auch allerlei Erfindungen und Verhütungsmöglichkeiten an. Aus Neuyork wird 1831 berichtet, daß dort die Toten zweimal begraben wurden. Zuerst blieben die Särge halb über der Erde. Diese waren angeblich so gebaut, daß in Kopfhöhe ein Guckfensterchen angebracht war. Außerdem wurden Hände und Füße des Toten mit Schnüren umwickelt, die mit einer Klingel in Verbindung standen. Auf diese Weise sollen sich unter 1200 Leichen sechs wieder lebendig gemeldet haben. Und so geht es fort bis ins Unendliche. Die Zeitungen und Zeitschriften der Biedermeierzeit bringen recht häufig Notizen über solche Erfindungen. In einer Monatsschrift jener Zeit wird auch berichtet, daß die Veranlassung zur „Erfindung der Luftbälle" ein Weiberrock gegeben haben soll. Madame Montgolfier hatte einst einen runden Korb, in dem man Wäsche mit Kohlenglut zu trocknen pflegte, mit einem Taftrock zugedeckt. Plötzlich erhob sich dieser, von der warmen Luft aufgebläht, und schwebte bis an die Zimmerdecke. Das soll Herrn Montgolfier zu seiner Erfindung verholfen haben. Welche merkwürdigen Wirkungen man andererseits den neuen Erfindungen zuschrieb, zeigt eine Zeitungsmeldung aus dem Jahre 1829. Ein Deutscher namens Zimmermann glaubte den Schlüssel zu dem Rätsel des vergangenen nassen Sommers in Europa gefunden zu haben. Er meinte, die große Anzahl der Dampfschiffe in Nordamerika könnte wohl einigen Teil daran haben; da die Witterung sich aus dem Luftzug ergebe und man dem Gewölk durch Kanonendonner eine andere Richtung geben könne, so sei es auch möglich, daß die vielen beständigen Luftexplosionen der gedachten Dampffahrzeuge die ungeheuren Wasserdämpfe Nordamerikas in Bewegung setzen und mit Beihilfe der vorherrschenden Westwinde nach Europa treiben könnten (!). Bekannt ist auch, daß kurz nach der Erfindung der Lokomotive die Ärzte gutachtlich äußerten, beim bloßen Anblick einer vorüberfahrenden Eisenbahn würde den Zuschauern schlecht, zum mindesten schwindlig werden. Deshalb sei es ratsam, die Eisenbahnen durch Bretterzäune den Blicken der Menschen zu entziehen. — Was würden diese naiven Jünger Äskulaps wohl sagen, wenn sie einen D-Zug von heute mit voller Geschwindigkeit vorübersausen sähen? K. Siemers.

Erdbeben in Deutschland. Während das norddeutsche Flachland und die große russische Tiefebene fast völlig bebenfrei sind, scheint sich das süddeutsche Gebirgsland noch in völliger Umsetzung und Umbildung zu befinden. Vulkanische Ursachen kommen dafür nicht in Frage, vielmehr sogenannte tektonische Beben. Größere Erdschollen heben sich, andere gleiten langsam in die Tiefe oder verschieben sich seitlich, an bestimmten Bruchlinien entlang, deren Verlauf im allgemeinen bekannt ist. In den Ostalpen ist z. B. die Gail-Judicarien-Linie der ausgedehnteste und am tiefsten gehende Bruch; die Länge dieser Linie vom Gardasee bis Villach beträgt 330 km und kommt den kalifornischen Erdbebenstoß-Linien an Ausdehnung nahe. An dieser Linie ereignete sich bereits 1348 eins der verheerendsten Erdbeben, das auch in München Schäden verursachte. Für das südwestdeutsche Gebiet kommt besonders der oberrheinische Grabenbruch von Basel bis Mainz als eine derartige tektonische Linie in Betracht. Sie wird rechts und links vom Schwarzwald und vom Wasgenwald begrenzt, die im Verein mit dem Schwäbischen Jura den großen Druck auszuhalten haben, den die Alpen gegen ihr Vorland ausüben. Das junge Faltengebirge der Alpen, das nach A. Penck noch immer in der Hebung begriffen ist, hält das Gefüge der süddeutschen Berglandschaft unter beständiger hoher Spannung. Dafür sind die Erschütterungen in Baden und Württemberg der beste Beweis. Für eine Auslösung dieser Spannungen sind besonders die Zeiten wechselnden Luftdruckes günstig, wie die neuere Erdbebenforschung anläßlich des großen Erdbebens von Messina zu Weihnachten 1908 feststellen konnte. Damals schwankte der Barometerstand vom 11. Dezember bis zum 1. Januar von dem tiefsten Jahresstand von 738 bis zum höchsten Stand des ganzen Jahres, nämlich 783 mm, was in diesem Falle eine Mehrbelastung von 612 Mill. kg auf 1 qkm bedeutete. Nicht ohne Grund erblickt man seit jener Zeit in den plötzlich wechselnden Luftdruckverhältnissen eine wichtige Begleiterscheinung der Erderschütterungen. Die Japaner besonders haben dieser Frage auf Grund der schweren Katastrophen in ihrem eigenen Lande besonderes Interesse gewidmet. Auch bei den süddeutschen Erdbeben am 12. Dezember 1924 und 8. Januar 1925 war für die letzten Wochen eine ganz außergewöhnliche Luftdruckverteilung zu konstatieren; bald meldeten die Wetterwarten ein außerordentliches Tief von 715 mm über Island mit hohem Druck im Osten, dann änderte sich dieses Bild und brachte hohen Druck über dem Südwesten mit plötzlicher Verlagerung des Minimums. — Bereits vor 9 und 14 Jahren, also in den Jahren 1916 und 1911, wurden Baden, Württemberg, Bayern, Elsaß-Lothringen, die Schweiz, die Rheinpfalz und Hessen bis zur Mainlinie von Erdbeben berührt, während die Oberbayrische Hochebene von anderen Zusammenhängen beeinflußt wird. Doch hatte das Münchener Gebiet, abgesehen von dem schon erwähnten Jahre 1348, stärkere Erdbeben zu verzeichnen in den Jahren 1690 und 1760; bei dem Lissabonner Erdbeben vom 1. November 1755 geriet das Wasser des Walchensees in starke Bewegung. Die Jahre 1873 und 1886 und der 13. Juli 1910 brachten neue Erschütterungen für die bayrische Hauptstadt. Ein weiteres Ausstrahlungsgebiet ist die Eifel mit ihren zahlreichen erloschenen Vulkanen, die zum Teil, wie der Laacher See, bis obenan mit Wasser gefüllt sind. — Als das seismisch regsamste Gebiet in Mitteleuropa gilt aber das Vogtland, das von 1875 bis 1897 nicht weniger als 38 größere Erdbeben erlebte. Diese Landschaft ist mit einem eigentümlichen Gittersystem von rechtwinklig sich kreuzenden Gebirgswellen durchzogen, die sowohl durch seitlichen Druck von Südosten, von dem böhmischen Kessel her, als auch aus dem Südwesten, von den Alpen her, in Mitleidenschaft geraten, so daß in gewissen Perioden ganze Erdbebenschwärme auftreten. Die jüngsten Erderschütterungen ereigneten sich hier in den Jahren 1908 und 1914. Zur genaueren Erforschung der vogtländischen Erdbebenperioden stellte die Landesuntersuchung ein Seismometer in Plauen auf, das nach dem System von Wiechert, Göttingen, konstruiert ist. Von eigentlichen Erdbebenkatastrophen kann man aber weder im Vogtland noch in Süddeutschland sprechen, und der ganze geologische Aufbau Mitteleuropas scheint dafür zu bürgen, daß diese Landschaften auch in Zukunft selbst bei reger Bebentätigkeit vor schweren Schäden bewahrt bleiben. E. K.

Gase und ätzende Flüssigkeiten als Kampfmittel im Reiche der Tiere. Die neuesten Kampfmittel, deren sich die Menschen im modernen Kriege bedienen, sind Gase und ätzende Flüssigkeiten. Originell ist diese Waffe nicht. Im Tierreiche findet sie schon längst Verwendung. Die Diplopoden, eine Ordnung der Myriapoden oder Tausendfüßler, erzeugen in ihren Geweben die verschiedensten Sekrete, die in ihrem

Geruch und ihren Wirkungen dem Kreosot, dem Kampfer, dem Königswasser, der Blausäure gleichen. Als Abwehrmittel gegen ihre Feinde pressen sie aus den „Wehrlöchern", einer Reihe von Poren auf dem Rücken, ölige Säfte aus, die kleinere Tiere töten, größere abschrecken. Die großen, etwa 15 cm langen, walzenrunden Juliden der Tropen spritzen einen feinen Sprühregen starker, duftender Flüssigkeiten dem Angreifer entgegen. Noch auf $1/2$ m Entfernung brennt das Sekret in Nase und Augen heftig. Auf der Haut des Menschen entstehen hellgrüne Flecken, die später purpurn nachdunkeln. Auch unter den Chilopoden, einer zweiten Unterordnung der Myriapoden, wird Blausäure als Kampfmittel verwendet. Im Reiche der Käfer machen die kleinen Marienkäferchen von dieser Waffe Gebrauch. Sie pressen an den Beingelenken eine opiumduftende Flüssigkeit aus. Der Puppenräuberkäfer vertreibt den Angreifer mit einem Safte, der nach Bittermandelöl duftet, und gar der Bombardierkäfer (Brachynus) schießt explosionsartig jodhaltige Wolken dem Feinde entgegen. Die Raupe des Hermelinspinners (Harpya vinula) wehrt sich durch Strahlen von starker Ameisensäure aus ihrer Gabel am Hinterende des Körpers. Interessant ist, daß auch die Nasuti, die Soldaten der Termitenart Ptyotermes liberiensis aus ihrem kräftig entwickelten Kopf feine Strahlen einer scharfen Flüssigkeit zur Verteidigung ausspritzen. — Unter den Wirbeltieren sind in dieser Hinsicht die Brillenschlangen — die in Südasien und dem anschließenden Inselreich beheimatete Kopra (Naia tripudians) und die hauptsächlich in Ägypten, aber auch im übrigen Afrika vorkommende Uräusschlange oder Aspis (Naia haie) — von jeher von den Eingeborenen gefürchtet worden. Die letztere verfügt außer über die Giftzähne noch über das Speigift. Oberstabsarzt Lübbert berichtet in den „Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten", daß ihm eine solche Speischlange aus ziemlicher Entfernung nadelkopfgroße Tröpfchen einer ätzenden Flüssigkeit entgegenspritzte, die Blasen auf dem Handrücken und heftige Entzündung in den Augen verursachte. In Mexiko lebt eine Krötenechse (Phrynosoma cornutum), die aus den Augen blutigrote Tränen gegen den Feind spritzt. Auch unsere Salamander und Kröten pressen aus besonderen Hautdrüsen Sekrete aus, die den Körper schaumig bedecken und den Angreifer abschrecken. — Das Höchste in der Entwicklung dieser Angriffs- oder Verteidigungsmittel hat die Natur erreicht in der Familie der Stinktiere (Skunks). Amerika, das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten, bietet auch im Reiche der Düfte, nach der üblen Seite hin, das Äußerste. Wer je von dem Strahle eines Skunks getroffen wurde, den das Tier 2 bis 3 m weit aus seinen Stinkdrüsen spritzen kann, verläßt am besten die menschliche Gesellschaft auf längere Zeit. Hunde, die in blindem Jagdeifer den Skunk angriffen und bespritzt wurden, suchen zeit ihres Lebens mit eingekniffenem Schwanze das Heil in der Flucht, wenn ihnen der alte Bekannte begegnet. Dieser fürchterlichen Waffe ist sich das Tier wohlbewußt. Auch die Alte Welt — Afrika und die Sundainseln Sumatra und Java und die Philippinen in Asien — ist von der Natur durch Vertreter aus dieser „feinen" Familie beglückt worden. In der Schußweite und Treffsicherheit erreichen sie aber ihren berüchtigten Bruder in Amerika nicht. Rudolph Schiffel.

Die Umwandlung von Elementen im elektrischen Lichtbogen. Nach der Nachricht von der Umwandlung von Quecksilber in Gold, die Miethe zuerst gelungen war, teilen jetzt Smits und Karßen in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften" mit, daß ihnen nach einer ähnlichen Methode auch die Herbeiführung des Zerfalls des Bleiatoms gelungen sei. Trotz der mannigfachen Bedenken, die die ersten Versuche Miethes über die Umwandlung von Quecksilber in Gold ausgelöst hatten, ist heute an der Tatsache nicht mehr zu zweifeln. So hat Nagaoka in Tokio die Versuche Miethes, zum Teil unter abgeänderten Versuchsbedingungen, wiederholt und dabei Gold sicher nachweisen können. Die neuen Versuche über den Zerfall des Bleiatoms sind im Laboratorium für allgemeine und anorganische Chemie in Amsterdam ausgeführt worden. Es wurde dazu eine besondere Bleilampe (ähnlich einer Quecksilberlampe) konstruiert, die aus einem Quarzgefäß bestand. Die Schwierigkeiten, die anfangs beim Brennen der Lampe auftraten und in leichtem Zerspringen des Quarzgefäßes beim Schmelzen des Bleis bestanden, wurden überwunden, und man erhielt eine Lampe, die viele Stunden hintereinander ruhig brannte. Bei einer Belastung der Lampe mit 30—35 Ampere bei einer Klemmenspannung von 80 Volt zeigten sich nach 6 Stunden einige schwache Quecksilberlinien, nach 10 Stunden traten im sichtbaren und im unsichtbaren Spektrum die stärksten Quecksilberlinien auf, ein Beweis dafür, daß die Umwandlung von Blei in Quecksilber vor sich gegangen war. Im periodischen System der Elemente stehen kurz vor den „radioaktiven" Elementen die folgenden mit den Ordnungszahlen versehenen Elemente: 78 Pt (Platin), 79 Au (Gold), 80 Hg (Quecksilber), 81 Tl (Thallium), 82 Pb (Blei), 83 Bi (Wismut), 84 Po (Polonium). Während also Miethe der Nachweis der Umwandlung von Element 80 (Quecksilber) in Element 79 (Gold) gelungen ist, beweisen die neuen Versuche die Umwandlungsmöglichkeit von Element 82 (Blei) in Element 80 (Quecksilber). Damit ist ein neuer Baustein für das große Problem der Elementeumwandlung geschaffen. Die letzten Jahre haben auf diesem Gebiete einen Erfolg nach dem andern gebracht. Die erste Bresche in die Lehre von der Unwandelbarkeit der chemischen Elemente legte die Entdeckung der Radioaktivität; es wurden über 30 neue Elemente gefunden, die sich ohne äußere Einflüsse von innen heraus umwandelten. Es sind dies die Elemente mit den höchsten Ordnungszahlen von Polonium an aufwärts bis zu 92 (Uran). Bis heute ist es nicht gelungen, die spontane Umwandlung dieser Elemente irgendwie zu beeinflussen, etwa zu beschleunigen. Dann kamen vor nicht langer Zeit die Entdeckungen Rutherfords über die Zertrümmerung gewisser Atomkerne unter der Einwirkung von Alphastrahlen, jenen energieinhaltsreichen Strahlen der radioaktiven Elemente. Die Atome, die zertrümmert werden konnten, waren zumeist Atome mit den niedrigen Ordnungszahlen, aber auch hier wieder nicht alle, eine ganze Reihe von Elementen erwies sich diesen Kräften gegenüber als stabil. Und nun neuerdings die Versuche im elektrischen Lichtbogen, die zur Zerlegung des Quecksilbers und des Bleis geführt haben. So ist eine ganze Reihe von verschiedenen Methoden gefunden worden, die an verschiedenen Stellen das periodische System in Angriff genommen haben. Unzweifelhaft ist hier eine neue Wissenschaft im Werden, die Wissenschaft und wahrscheinlich auch die Technik der künstlichen Umwandlung der Elemente. Es ist unzweifelhaft, daß auf diesem Gebiete die großen Entdeckungen und Erfindungen der nächsten wissenschaftlichen Zukunft liegen werden. Ludwig Thor.

Überreste einer alten Kultur. In der „Leningrad Geographical Society" machte der Forschungsreisende Oberst Kozloff, der bekannte Entdecker der toten Stadt Khara Khoto, über die Ergebnisse seiner letzten Expedition in der Mongolei folgende interessante Angaben: Die erforschten Grabstätten lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die Grabhügel befanden sich im Südwesten des Kentai-Gebirges in einer pittoresken Gegend, die mit Birken- und Fichtenwäldern bedeckt ist; sie erhoben sich nur wenig über den Boden und hatten ihre rechtwinklige Form mit trichterähnlichen zentralen Einbuchtungen bewahrt. Man grub einen breiten Tunnel am Fuß dieser Einbuchtungen bis zu den Grabkammern, die in einer Tiefe von 30—40 Fuß lagen, 15 Fuß lang, 12 Fuß breit waren, seltsam konstruierte Kammern aus Holz gleich kleinen Häuschen von 2 oder 3 Stockwerken. Die Mauern, Decken und Fußböden der Kammern bestanden aus viereckigen, glatten und miteinander verbundenen Klötzen. Jede Kammer schloß eine kleinere Kammer in sich ein, die einen hölzernen Sarg enthielt, der auf einem Teppich stand. Dem Umstande, daß in der Tiefe von 30 bis 40 Fuß durchweg eine Temperatur von Null Grad herrscht, ist es zuzuschreiben, daß die Fundobjekte so gut konserviert sind, obwohl sie vielfach, wie z. B. die Keramiken mit Inschrift, ein Alter von 2000 Jahren haben. Man hat in den Totenkammern seidene und wollene Gewebe, kunstvolle Teppiche, Tapeten mit eingestickten Tieren und Menschen, alte Dokumente, bronzene Ornamente und goldene

Dekorationen von hohem künstlerischen Wert sowie lange schwarze Haarnadeln für Frauenhaar gefunden. Die seidenen Stoffe gleichen vielfach feiner Gaze oder Musselin; einige sehen nach gründlicher Reinigung wie neu aus, andere weisen schön eingewebte Dessins auf. Die aufgefundenen Frauenzöpfe enthielten große Klumpen Blutes, die den Verdacht der Skalpierung aufkommen lassen, andererseits aber zu der Hoffnung berechtigen, auf Grund der Blutuntersuchung die Rasse feststellen zu können, der ihre Trägerinnen angehört haben. Die Teppiche unter den Särgen weisen Szenen aus dem Tierleben auf, z. B. Kämpfe zwischen einem Tier, das einem Yak gleicht, und einer Art prähistorischen Tieres, auch einen Elch, der von einem beflügelten Tierwesen angegriffen wird. Neben diesen Gegenständen enthielten die Kammern Vasen, kleine Glasgefäße und verschiedene Holzskulpturen, von denen eine einen Hirsch darstellt. Unter den Fundobjekten aus Gold ist bemerkenswert ein schöner Ring, der Kopf eines mythologischen Tieres mit einem Edelstein mitten auf der Stirn und ein Pferd, das denen gleicht, die man auf den Trinkgefäßen der Griechen und Römer abgebildet sieht. Besondere Beachtung verdient auch ein Apparat zum Feueranmachen, der aus einem kleinen Brett mit zahlreichen Löchern besteht; das Feuer entstand dadurch, daß man präparierte Hölzchen in diesen Löchern schnell hin und her bewegte. Die schönsten Stücke sind vielleicht eine Tapete mit Reitern, die an die Kunst der Griechen erinnert, und ein Teppich, einen Elch darstellend, auf dessen Rücken ein Greif reitet. Manche Fundobjekte tragen unverkennbar die Spuren indischen, byzantinischen und griechischen Einflusses, andere dagegen sind eigenartige Reliquien und ziehen den Vorhang von einem bisher unbekannten Blatt der Menschheitsgeschichte hinweg. — Neben zahlreichen ausgegrabenen Reliquien hat Oberst Kozloff auch eine reiche botanische und zoologische Ausbeute von seiner Forschungsreise mitgebracht.

Dr. Fk.

Verlängerung des Lebens durch Hunger und niedrige Temperatur. Es ist von den Menschen und einigen höheren Tieren bekannt, daß sie eine bestimmte Zeit ohne Nahrung am Leben bleiben können. Desgleichen weiß man von vielen Lebewesen, daß niedrige Temperaturen einen erhöhten Verbrauch an gewissen chemischen Bestandteilen im Gefolge haben. Im allgemeinen dürften Menschen, die in kälteren

Zonen leben, langsamer altern. Soweit sich das bisher überblicken läßt, ist die durchschnittliche Lebensdauer eines Nordländers von der eines Südländers trotzdem nicht verschieden. Unter der Einwirkung des wärmeren Klimas wird eben nur das Altern begünstigt. Man hat auch oft festgestellt, wie kranke Tiere freiwillig hungern, um wieder zu gesunden. So sind Hunger und Temperatur für die Erhaltung des Lebens sehr wichtige Faktoren. Daß Kälte und Nahrungsmangel in sehr vielen Fällen die Ausbildung eines Organismus behindern, lehren z. B. die sogenannten Hungerformen. Die Behauptung, Hunger und Kälte, einzeln oder im Verein, trügen zur Verlängerung des Lebens bei, muß dagegen zunächst verblüffen. Und doch hat man in allerneuester Zeit Feststellungen in dieser Richtung gemacht. Als Versuchstier diente der Mehlwurm, die bekannte Larve des Mehlkäfers, die als Singvogelfutter überall Verwendung findet. Solche Mehlwurmlarven wurden bei allerknappster Nahrung gehalten, erhielten keinerlei Wasser und brachten es dabei auf eine Lebensdauer von mehreren Jahren. Unter normalen Bedingungen leben die Tiere dagegen nur wenige Monate im Larvenzustand. Das Dasein dieser Mehlwürmer ist also durch Hunger um ein vielfaches verlängert worden. Von Kerbtieren gilt allgemein die Anschauung, daß schlechte Nahrung und niedrige Temperatur die Gesamtverwandlung verlangsamen. Durch sehr genaue Experimente hat man, ebenfalls am Mehlwurm, neuerdings in dieser Hinsicht Feststellungen gemacht. Und zwar ergab sich, daß knappe Ernährung im Verein mit einer Temperatur von +5° C den Jugendzustand der Mehlwurmlarven außerordentlich lange andauern ließ. Als die Tiere, die zur Kontrolle unter normalen Bedingungen gehalten wurden, schon längst über das Puppenstadium zum Käfer verwandelt waren und bereits wieder Eier legten, waren die Geschwister im Kälteschrank von +5° C noch immer im allerersten Jugendzustand. Im vorliegenden Fall ist also das Dasein der Kältetiere mindestens um einen vollen Lebenszyklus verlängert worden. — Es wäre nun irrtümlich, wenn man die am Mehlkäfer gemachten Erfahrungen auf alle Kerbtiere oder gar auf höhere Lebewesen verallgemeinerte. Immerhin haben wir für unseren Fall die Gewißheit, daß Hunger und niedrige Temperatur die Lebenszeit um ein vielfaches verlängern.

Prof. L.

Für die Frauenwelt.

Samt triumphiert. Seitdem der Samt so weich und seidig geworden ist, daß er der Seide selber Konkurrenz macht, fürchtet er nicht die Nähe von leichtem, durchsichtigem Musselin und Seidenkrepp. Von morgens bis Mitternacht tragen die Damen Samt. Am Tage lieben sie neben dem einfarbigen auch den ziselierten, mit Arabesken bedruckten Samt, der auf Seidenvoile gewebt ist und mit anderen Phantasien inkrustiert wird. Die Vereinigung von Samt und Pelz ist so modern geworden, daß man sie fast kaum noch entbehren will. Aber auch Leder wird auf Samt appliziert, wodurch reizende Wirkungen erzielt werden. Goldenes und silbernes Leder, Schlangen- und Eidechsenhaut wetteifern an Eleganz miteinander. Sehr hübsch sind auch Samtmäntel, die in ihren Farbtönen Abstufungen zeigen.

Das Cape kommt wieder. Eine reizende Laune der Mode will, daß die langen Capes wiederkommen, in die sich die Frauen vor ungefähr zehn Jahren einzuhüllen liebten. Gewiß haben sie all ihren Charme bewahrt und gestatten immer noch dieselben graziösen Gesten. Aber passen sie wirklich in eine Zeit, in der die Frau sportlich hervorragend ausgebildet ist und ihre Bewegungsfreiheit braucht? Infolgedessen werden die Capes nur als Zierde getragen, das heißt, nachlässig über ein Kostüm geworfen, das an sich schon warm genug ist. Von diesen Einschränkungen abgesehen, muß zugegeben werden, daß die winterlichen Capes unendlich kleidsam sind. Man macht sie oft aus schönen Stoffen, deren eine Seite hell und die andere dunkel ist. Natürlich sind die Capes glockenförmig gearbeitet, was ihnen die Modelinie gibt. Um sie praktischer zu gestalten und damit man sie auch geschlossen tragen kann, werden vorn oft zwei kleine Öffnungen angebracht, durch die die Hände gesteckt werden können.

Pelzschuhe. Jawohl, die kleinen Frauenfüße werden in diesem Winter mit Gazelle oder Breitschwanz bekleidet, denn um den Schuhen die gewünschte schmale Form zu geben, verwendet man nur kurzhaariges Pelzwerk. Diese Phantasien stellen die Schuhe aus Schlangen- und Eidechsenhaut keineswegs in den Schatten,

denn diese werden zu fast allen Nachmittagstoiletten getragen. Am Abend triumphieren Lamé, Atlas und Moiré. Um sie noch reicher zu gestalten, benäht man sie mit farbigen Perlen. Dasselbe gilt von den Hacken lackierter Schuhe, in die Steine eingelegt werden.

Modehandschuhe. Die Handschuhe, die in diesem Winter getragen werden, sind sehr schick und phantasievoll. Neben den bestickten, die die Damen zu eleganten Nachmittagskleidern nehmen, gibt es reizende Handschuhe mit ausgezackter Manschette, die bald mit einem gerüschten Band, bald mit einer geflochtenen Schnalle versehen werden. Denn heutzutage muß man Spezialhandschuhe für jedes Kleid haben, wenn man wirklich modern sein will. Das belastet das Budget nicht so sehr, wie es im ersten Augenblick vielleicht den Anschein hat, denn es gibt reizende Modeschöpfungen, die zu annehmbaren Preisen hergestellt werden.

Der neueste Teckel. Frauen schwärmen für Hunde, sowohl im natürlichen als auch im nachgemachten Zustande. Augenblicklich sieht man überall den Teckel. Er liegt auf dem Sofa, klettert auf den Toilettentisch, wird im Vorzimmer am Halsband an einem Nagel aufgehängt. Er ist klein, seine Augen sind schwarze Perlen, und er wird aus Samt, Lamé oder Brokat hergestellt. Denn er ist eine — Bürste!

Kolliers sind die Leidenschaft aller Frauen. Sie entsteht bei den kleinen Mädchen, die sich die unglaublichsten Gegenstände an den Hals hängen, und endet bei den Damen, die sich im vorigen Jahre auch an falschen Perlen freuten, die so groß waren wie Naphthalinkugeln. Damals waren sie weiß oder rosa, blau oder grün! Schrecklich! Heute sind diese schweren Halsgehänge nicht mehr modern. Sie sind kürzer und dünner geworden. Außerdem sind sie klein, ganz klein, damit sie echt erscheinen. Sie werden dreimal um den Hals gewickelt. Alle drei Reihen sind von gleicher Stärke.

Einfaches Mittel, um Rostflecke zu entfernen. Man preßt den Saft einer Zitrone in einen silbernen Löffel und wärmt ihn über der Flamme einer Spirituslampe oder einer Stearinkerze. Dann wäscht man den Fleck in der warmen Flüssigkeit aus. Er verschwindet vollkommen, ohne daß der Stoff irgendwie angegriffen oder verbrannt würde.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

S. S.
25.

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4213. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 10. DEZEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Nr. 4213. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. **10. Dezember 1925.**

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden.

Weihnachts-Nummer I.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

C. J. BAUER

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Auerhahn

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.

Haltung und gute Figur gibt „Burka“ der elastische Herrengürtel

Gesund und billig
Prospekt m. Abbild. gratis
„Burka-Vertrieb“
Berlin N 11, Rosentalerstr. 62

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden L. 1.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr. 1
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Portius, Schachspielkunst. 14., verb. Aufl. von Dr. H. v. Gottschall. Geb. 2.40 R.-M. J. J. Weber, Leipzig 26.

Herb ✶ Mild ✶ Sahne ✶ Mokka-Sahne

Burkbraun
AUSLESE

Burk & Braun, Kakao- u. Schokoladen-Fabrik, Cottbus

Photo-Moment-Apparate Nordhorst-Berlin W. 30
Lichtstärkste Klein-Kameras für Reise, Sport, Technik, Theater und Nacht-Aufnahmen. – Katalog 111 frei.
Viktoria-Luise-Platz 2 am Untergrund-Bahnhof.

Jeder Junge

lernt spielend die Formenschönheit moderner Ingenieurbauten kennen. Durch die Beschäftigung mit unserem Anker-Steinbaukasten „Neue Reihe“ bekommt er einen klaren Kopf mit klaren Gedanken.

Verlangen Sie unsere Liste und Buntprospekt Nr. 804.

F. Ad. Richter & Cie., A.-G.
Baukastenfabrik
Rudolstadt i. Thür.

Uns kann nichts mehr passieren

seitdem Mama statt Parkett- und Linoleum-Bohner-Wachs nur noch **Gumiol-Politur** verwendet!
Glättet nicht! Einf. Gebrauch. Kolossal ergiebig, daher billig! Gestattet kaltes Wischen der Zimmer. Konserv. besser als die Warme Bodenwichse. **Kein anderes Produkt ersetzt Gumiol-Politur!**
Unverwüstlich wird Linoleum durch
Gumiol-Politur.
Zu haben in Drogerien, sonst durch die Lackfabrik
Curt Gündel, Dresden 30.

Macht Ihr Mann Figur?

oder trägt er Korpulenz und schlechte Haltung mit sich herum, die im Wettlauf um den Erfolg wie Bleigewichte hindern? Gentila Gürtel machen straff und schlank und leicht den Gang.
Katalog H 39 kostenfrei.
J. J. Gentil G. m. b. H., **Berlin W 9**
Potsdamer Strasse 5 (am Potsdamer Platz).
8 Anproberäume. • Geöffnet 9–6.

Vaillants Gas-Badeöfen

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.
Joh. Vaillant ✶ Remscheid.

VORWERK – TEPPICHE
DECKEN – MÖBELSTOFFE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN
VORWERK
VORWERK & C°, BARMEN

Liegnitzer Ring-Ausziehtisch
D.R.P.

Durch einen Handgriff rund zu vergrössern.
Jede Stilart! 4 Grössen!
In allen Möbelgeschäften!
Alleinige Hersteller H. Fritsche & Co., Liegnitz

Ia Photo-Apparat

Präzisionsarbeit, wunderbare haarscharfe Bilder, Garantie für jeden Apparat, Bildgröße $4\frac{1}{2} \times 6$ cm, mit Verschluß für Zeit- und Moment-Aufnahmen, Mattscheibe, Rahmensucher, Metallkassette in **hochfeinem K.-Lederetui** infolge sehr günstigen Abschlusses komplett zum **Reklamepreis von nur 6.75 Mark**

Schönstes Weihnachtsgeschenk
Jeder Laie kann sofort tadellos photographieren.
Ausführliches Lehrbuch **gratis.** – Verlangen Sie Probebilder.
Photohaus WALTER LIPSCHITZ, Abt. 100
Lieferant der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten
Berlin W 30 :: Schwäbische Straße 29.

Knippenbergs Patentmatratze
ist die beste!
Langjährige Garantie.
Dreifache Federung, lang, quer und vertikal.
A. Knippenberg, Matratzenfabrik, Ohrdruf i. Thür.
Beratende Druckschrift **C** zum Ankauf von Polstermöbeln **auf Wunsch umsonst**

Allgemeine Notizen.

Der Welthandel hat nach Ermittelungen des Nationalen Außenhandelsrats in Neuyork wieder die Vorkriegshöhe erreicht, wenn nicht überschritten. Auch 1925 wird voraussichtlich 1913 schlagen. Im letzten Jahr zeigten die zusammengerechneten Exportzahlen der 15 Hauptexportländer, die 80 v. H. des Gesamtaußenhandels bewältigen, einen Gesamtwert von 15000 Millionen Dollars auf den Valutenstand der Vorkriegszeit umgerechnet oder nur noch 700 Millionen weniger als der Rekord von 1913. Zu ähnlichen Ergebnissen für das Jahr 1924 war auch das Statistische Reichsamt gekommen, das für das genannte Jahr 1924 einen Umfang des Welthandels von 95 v. H. gegen 1913 errechnet hatte.

Der amerikanische Außenhandel hat im Oktober nach dem Ausweis des Handelsdepartements eine weitere Steigerung erfahren. Der Wert der Ausfuhr wird mit 492 Mill. Doll. und der der Einfuhr mit 375 Mill. Doll. ausgewiesen gegen 422 bezw. 349 im September und 527 bezw. 310 Mill. Doll. im Oktober v. J. Die Goldausfuhr erreichte eine Höhe von 28439000 Doll. gegen nur 6784000 Doll. im September und 4125000 Doll. im Oktober 1924, die entsprechenden Zahlen für den Export von Silber sind 8783000 bezw. 7487000 bezw. 9465000 Doll. Die Goldeinfuhr betrug 50741000 Doll. (eine seit langem nicht erreichte Ziffer) gegen 4098000 Doll. im September und 19702000 Doll. im Oktober 1924.

Der Außenhandel Estlands betrug nach den Daten des Zentralbüros für staatliche Statistik für die ersten neun Monate der Jahre 1925 und 1924 in Millionen Estenmark: Import 7163 bzw. 6106, Export 6909 bzw. 5287, Importüberschuß 254 bzw. 819. Die Einfuhr an Getreide, Mehl und Futtermitteln ist gestiegen. Am bedeutendsten zur Verbesserung der Bilanz hat die Zunahme des Exports von Molkereiprodukten beigetragen. Saaten wurden im Frühjahr 1924 wegen der vorausgegangenen Mißernte stark importiert, im laufenden Jahr ist ein merklicher Rückgang zu verzeichnen. Der Konjunkturumschwung auf dem Holzmarkt und der ungünstige Winter 1924/25 haben zu einer merklichen Verminderung im Wert des Holzmaterial-Exports geführt. Zum Teil ist das Holz auch in verarbeitetem Zustand, als Papier, zur Ausfuhr gelangt. Der Papiermarkt zeigt ein Mehr von etwa 40 v. H. gegenüber dem Vor-

jahr. Die starke Zunahme in der Baumwolleinfuhr scheint auf einer Ansammlung von Vorräten zu beruhen, denn der Export von Textilarbeiten ist, wenn auch beträchtlich, so doch nicht so schnell gestiegen. Den Ländern nach steht in dem estnischen Außenhandel, wie in der Einfuhr so auch in der Ausfuhr, an erster Stelle Deutschland; aus Deutschland wurden 28,4 v. H. von der Gesamteinfuhr im Lauf der acht Monate d. J. eingeführt; in derselben Zeit betrug die Ausfuhrziffer estnischer Exportwaren nach Deutschland 33,8 v. H. von der Gesamtausfuhr.

Der Außenhandel Guatemalas weist im verflossenen Jahr eine Rekordziffer auf, die den bisherigen Rekord des Jahres 1920 um 6,2 Mill. Dollars, die ausschließlich auf die Ausfuhr entfallen, übertrifft. Der prozentuale Anteil Deutschlands hat sich so erfreulich entwickelt, daß es in der Ausfuhr England bereits überholt hat. Die betreffenden Zahlen sind für 1920 in der Einfuhr 4,02 v. H. (England 21,03 v. H.), in der Ausfuhr 0,06 v. H. (England 4 v. H.); für 1924 in der Einfuhr 10 v. H. (England 13,3 v. H.), in der Ausfuhr 34 v. H. (England 3,10 v. H.). Frankreich bleibt 1924 mit 3,82 v. H. in der Einfuhr und 1,54 in der Ausfuhr weit zurück. Die wichtigsten Einfuhr-Warengruppen sind (Wert in Millionen Dollars): Baumwollgewebe 4,2, Nahrungsmittel 0,8, Eisenbahnmaterial 0,8, Weizenmehl 0,7, Landwirtschafts- und Industriemaschinen 0,5, Eisen- und Stahlwaren 0,5.

Die Salzburger Festspiele 1926 werden überwiegend österreichische Kunst bringen. Für die künstlerische Leitung sind Clemens Krauß, Dr. Karl Muck, Max Reinhardt, Franz Schalk, Dr. Richard Strauß und Bruno Walter in Aussicht genommen. Im Festspielhaus sollen Aufführungen von Mozarts „Zauberflöte“ und Max Mells „Schutzengelspiel“, Am Domplatz nach vierjähriger Pause Hofmannsthals „Jedermann“ in Szene gehen. Im Stadttheater wird Mozarts „Entführung aus dem Serail“ und „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß aufgeführt werden; außerdem Johann Strauß' „Fledermaus“. Auch dem auf so außerordentlicher Höhe stehenden Wiener Ballett werden die nächstjährigen Festspiele den gebührenden Platz einräumen. Alle Bemühungen sind darauf gerichtet, die Wiener Philharmoniker zu gewinnen, um mit einer Reihe von großen Orchesterkonzerten den Reigen der Festspiele zu beschließen. Spätestens zu Weihnachten wird das endgültige Programm mit allen seinen Einzelheiten bekanntgegeben werden.

Ein Weihnachtsgeschenk macht dann die größte Freude, wenn es für den Haushalt von dauerndem Wert ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Johnsche Volldampf-Waschmaschine eins der passendsten Weihnachtsgeschenke, das man sich denken kann. John's Volldampf-Waschmaschine wäscht blendend weiß und spart an Arbeit, Zeit und Geld mehr als Zweidrittel der bisherigen Kosten, sie besitzt Weltruf, weit mehr als dreihunderttausend Stück wurden bereits verkauft. Die Handhabung ist äußerst einfach. Den Waschprozeß an dieser Stelle eingehend zu beschreiben, ist leider nicht möglich, Interessenten können sich aber von der Herstellerin der unübertrefflichen Maschine, der bekannten Firma J. A. John A.-G. in Erfurt, ausführliche Druckschriften kommen lassen, was kostenlos geschieht.

Das Kind lacht, wenn es sich wohlfühlt. Gib dem Kinde „Kufeke", die altbewährte, zuverlässige Kindernahrung, dann wirst du immer ein fröhliches Kind haben. „Kufeke" wird seit Jahrzehnten in der Säuglings- und Kinderernährung wegen seiner hervorragenden Eigenschaften bevorzugt, es stärkt, fördert den Körperaufbau, ist leicht verdaulich, reizlos und wohlschmeckend. Der Erfolg beweist die Güte des Präparates.

Für Förderer der Zeppelin-Eckener-Spende ist eine kraftvoll wirkende und fein durchgearbeitete Ehrenmedaille in Bronze von dem Frankfurter Bildhauer Karl Stock geschaffen worden, die als Auszeichnung „für Verdienste um die Zeppelin-Eckener-Spende" an besonders Opferfreudige gegeben werden soll. Doppelseitig gearbeitet, zeigt die Stirnseite der Plakette ein ikarisches Motiv, die Rückseite vergegenwärtigt das an Amerika abgelieferte Luftschiff L. Z. 126 (R. Z. III), unter dem das Goethewort steht:

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,' Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, Rufet die Arme der Götter herbei."

Der wohlgelungene Bronzeguß dieser Ehrenmedaille ist von der Württembergischen Metallwarenfabrik ausgeführt.

In St. Moritz gibt der reichlich gefallene Schnee bereits eine gute Skiföhre ab. Winterliche Stille und Feierlichkeit ist überall eingezogen, verschwunden sind Automobile und Wagen, und an ihre Stelle ist wieder der Schlitten getreten. Statt der Hupe ertönt heimeliges Schellengeläute durch die winterlichen Straßen. Auf dem Chantarella Run fahren bereits die Boblets und Schlitten. Das Wintersportprogramm kann vom Kur- und Verkehrsverein St. Moritz kostenlos bezogen werden.

Weihnachtsfreude löst bei allen „Kölnisch-es Wasser Lavendel-Orangen" von Jünger & Gebhardt aus. Mag irgendwer noch so schwer zu beschenken sein, er empfindet ausnahmslos innige Freude über ein Geschenk, in dem eine Anerkennung seiner kultiviertesten Bedürfnisse liegt. Eine solche Gabe ist und bleibt das Jünger & Gebhardtsche „Kölnisches Wasser Lavandel-Orangen", das in den vornehmen und trotzdem so preiswürdigen Geschenkpackungen in jedem guten Parfümeriegeschäft zu haben ist. Es ist, wie die gleichnamige Seife, als Körperpflege-Mittel so auserwählt und befriedigend, daß es kaum noch seiner erfrischenden und nervenstärkenden Wirkung bedürfte, um jedem, der es einmal besaß, für immer unentbehrlich-notwendig zu werden.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1–7.

Riesige Herden erstklassiger Rinder, die durch die Einfuhr reinrassiger Zuchttiere ständig veredelt werden, stehen zur Herstellung von Liebig-Fleisch-Extrakt zur Verfügung. Von allen Nachteilen der Stallfütterung verschont, leben diese Herden auf endlosen Weideflächen, die zusammen die Größe der Rheinprovinz erreichen. Nur dadurch ist es möglich, ein stets gleich gutes Erzeugnis herzustellen. Seit den Anfängen der Liebig-Gesellschaft, die bereits sechzig Jahre besteht, wird Liebig-Fleisch-Extrakt unverändert in gleicher vorzüglicher Qualität auf der Grundlage der Vorschriften Justus v. Liebigs hergestellt, und auf der ganzen Welt in den Handel gebracht. Die Liebig-Werke in Südamerika (Argentinien, Uruguay, Paraguay) und neuerdings auch in Afrika sind nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik eingerichtet und erzeugen die Liebig-Produkte unter der Aufsicht wissenschaftlich gebildeter Fachleute. Seit ihrem Bestehen ist in den Liebig-Werken das Fleisch von über zehn Millionen Rindern verarbeitet worden.

Blonde Frauen und Blütenduft. Jede Dame weiß — oder sollte es wenigstens wissen —, daß sie bei der Wahl des zu verwendenden Wohlgeruchs niemals ihr Äußeres und ihre Wesensart unberücksichtigt lassen darf. Besonders vorsichtig muß die blonde Frau sein, denn sie läuft zu leicht Gefahr, sich in einen Duft zu hüllen, der ihr völlig wesensfremd ist; feiner empfindende Menschen ihrer Umgebung würden daraus auf den Geschmack der Dame Schlüsse ziehen, die ihr zweifellos wenig angenehm wären. Nur ein zarter Blumenduft, niemals ein schwerer Phantasie-Geruch, darf die Blondine umgeben, ein Hauch von Frühlingsblüten aus den Wiesen und Wäldern jener kühleren Breiten, in denen die Blonden heimisch sind. Dieser frische und bezaubernde Frühlingsduft ist aufs glücklichste festgehalten worden in dem wundervollen Wohlgeruch „Maienzauber" von A. H. A. Bergmann in Waldheim.

Erkältungen mannigfacher Art wachsen sich bei nicht genügender Vorsicht und mangelhafter Bekämpfung leicht zu schweren akuten oder chronischen Krankheiten aus. Bereits den ersten Anzeigen dieser Leiden gegenüber muß deshalb die energische Abwehr beginnen. Erfahrungsgemäß leisten hier die natürlichen Emser Heilmittel, Emser Wasser (Kränchen), Pastillen und Quellsalz, Vorzügliches. Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Asthma, Katarrhen aller Art (auch chronischer Form), Grippe, Sodbrennen usw. genießen sie seit ältesten Zeiten Weltruf; als wirksame Vorbeugungsmittel gegen diese Krankheiten sind sie ebenso bewährt und allenthalben hochgeschätzt. — Für die Echtheit der natürlichen Quellenerzeugnisse, die in jeder Mineralwasserhandlung, Apotheke oder Drogerie zu haben sind, bürgt die bekannte Schutzmarke „Ems".

Illustrirte Zeitung

FLÜCHTLINGE

NACH EINEM GEMÄLDE VON PROFESSOR ARTHUR KAMPF

Die Frage der deutschen Auswanderung.

Von Prof. Dr. P. Mombert, Gießen.

Man hatte allgemein nach dem Kriege, sowohl in Deutschland als auch im Ausland, die Auffassung vertreten, daß bei der damals vorhandenen Zerrüttung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland sehr schnell eine große Auswanderung eintreten werde. Dies ist aber nicht erfolgt. In den ersten Jahren nach dem Kriege war eine Auswanderung deshalb schwer möglich, weil mit dem Sinken unserer Valuta die Reisekosten und die Beträge, die für die Gründung einer neuen Existenz in fremden Ländern erforderlich waren, von den Auswanderungslustigen in der Mehrzahl der Fälle nicht aufgebracht werden konnten. Es kamen noch zwei weitere Momente hinzu, die nach der gleichen Richtung hin wirksam waren und auch heute noch wirksam sind. Hierzu gehört einmal die Tatsache, daß durch die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten von Amerika eine Höchstzahl an Einwanderern für jedes Land festgesetzt ist, eine Tatsache, die sich natürlich als Hindernis für eine stärkere deutsche Auswanderung geltend machen mußte. Dazu kam, daß in der Nachkriegszeit in sehr vielen Staaten, auch in ausgesprochenen Einwanderungsgebieten, die Wirtschaftslage sehr ungünstig war.

Denn wer aus seiner Heimat fortwandert, tut dies in erster Linie deshalb, weil er damit eine Verbesserung seiner Lebenslage erzielen will. Maßgebend für die Stärke und die Richtung der Wanderung sind daher sowohl die wirtschaftlichen als auch die sozialen Zustände des Ab- sowie des Zuwanderungslandes. Die Auswanderung aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten geht z. B. zurück, wenn sich mit einer Verschlechterung der dortigen wirtschaftlichen Lage die Möglichkeit des Fortkommens verschlechtert. Das gleiche ist jedoch auch der Fall, wenn eine Besserung der wirtschaftlichen Lage in Deutschland eintritt und sich hier vielleicht gute und lohnende Arbeitsgelegenheit bietet. So haben wir in den letzten Jahren in Deutschland die stärkste Auswanderung trotz der eben erwähnten äußeren Schwierigkeiten in dem Jahre 1923, der Zeit der schlimmsten Inflation, und in den Monaten nach der Stabilisierung gehabt, als damit sehr starke krisenhafte Zustände, die ja heute noch nicht überwunden sind, bei uns eintraten. Die folgende kleine Zahlenreihe gibt ein Bild davon, wie sich bei uns die deutsche Auswanderung in den letzten Jahren entwickelt hat. Es betrug die überseeische Auswanderung bei uns in den Jahren: 1919 3144; 1920 8658; 1921 23451; 1922 36527; 1923 115416 und 1924 58637.

Die Meinungen darüber, ob für Deutschland eine erhebliche Auswanderung auch für die nächsten Jahre erwünscht und vorteilhaft ist, gehen auseinander. Die, welche in einer starken Auswanderung etwas Günstiges für unser Land sehen, gehen dabei von der Auffassung aus, daß Deutschland zunächst und noch auf lange Jahre hinaus übervölkert und es demgemäß gerade für das Fortkommen und die Lebensmöglichkeiten der Zurückbleibenden gut sei, wenn eine erhebliche Auswanderung einträte. Die Vertreter dieser Auffassung betonen dabei, daß mit einer stärkeren Auswanderung auch wirt-

Von der am 25. November erfolgten Vermählung des Erbprinzen Karl zu Leiningen mit der Großfürstin Maria von Rußland: Das neuvermählte Paar. (Phot. H. Dänzer, Coburg.)

Die Räumung Kölns durch die englischen Truppen, die am 30. November ihren Anfang nahm und unauffällig in kleinen Abteilungen erfolgt: Eine englische Truppenabteilung vor ihrem Abrücken auf dem Güterbahnhof in Köln.

Von der Unterzeichnung des Locarno-Vertrages in London am 1. Dezember: Die Vertreter der Länder nach der Unterzeichnung. Von links nach rechts: Untere Reihe: Vandervelde, belg. Außenminister; Briand, franz. Außenminister; Dr. Luther; Baldwin, engl. Premierminister. Zweite Reihe: Benesch, tschech. Außenminister; Scialoja, ital. Delegierter; Dr. Stresemann; Skrzynski, poln. Außenminister. Dahinter links: Chamberlain, engl. Außenminister. — Links: Die Unterschriften unter dem Vertrag.

Die feierliche Unterzeichnung des Vertragswerkes von Locarno im Foreign Office, dem englischen Auswärtigen Amt, in London am 1. Dezember.

An der linken Langseite des Konferenztisches von links nach rechts: Legationsrat Dr. v. Schubert, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, Reichskanzler Dr. Luther; an der Ecke: Dr. Benesch, der tschechische Außenminister; an der Schmalseite oben von links nach rechts: der englische Premierminister Baldwin und der Außenminister Chamberlain.

Die Trauerfeierlichkeiten für die am 20. November verstorbene Königinmutter Alexandra von England: Der Sarg und das Trauergefolge (an der Spitze König Georg V. mit der Prinzessin Viktoria von England, dahinter Königin Mary [links] mit Königin Maud von Norwegen) an der Kirche von Sandringham, in der die Leiche zuerst aufgebahrt war.

Der in eine alte Königsflagge gehüllte Sarg wurde von Leibgrenadieren nach dem Bahnhof zur Überführung nach London gebracht. Am 28. November fand in Windsor die feierliche Beisetzung statt.

Das vor kurzem in Friedewald (Hessen) enthüllte Denkmal für die Gefallenen des Weltkriegs. (Entwurf: Arnold Rechberg.)

schaftliche Vorteile für das Mutterland verbunden seien, weil gerade eine Zunahme der Zahl der Auslandsdeutschen dazu beitrüge, den deutschen Erzeugnissen einen guten Absatz zu verschaffen, indem sie als Pioniere unseres Außenhandels in fremden Ländern wirkten. Gerade in der heutigen Zeit, da wir alles daransetzen müßten, vor allem unter dem Zwang der Reparationslasten, unsere durch den Krieg verlorengegangenen Absatzmärkte in fremden Ländern wiederzuerobern, dürften wir die Unterstützung nicht unterschätzen, die eine Zunahme der Auswanderung für die Erreichung dieses Zieles bedeuten würde.

Demgegenüber ist aber auch auf schwere Nachteile hinzuweisen, die eine starke Auswanderung für das Mutterland mit sich bringen kann, vor allem für ein Land in der wirtschaftlichen Lage Deutschlands. Einmal hat Deutschland im Kriege durch den gewaltigen Verlust an Männern einen starken Kräfteausfall erlitten. Der Frauenüberschuß ist bei uns mit rund zwei Millionen doppelt so stark wie vor dem Kriege, und die Verluste an Männern betreffen gerade die leistungs- und arbeitsfähigsten Altersklassen. Dieser Ausfall wird durch eine stärkere Auswanderung noch erheblich erhöht werden, da erfahrungsgemäß dabei vor allem Männer und unter diesen wieder solche in den arbeitsfähigsten Altersklassen beteiligt sind. In den Jahren 1921 bis 1924 befanden sich unter den deutschen Auswanderern 45000 mehr männliche als weibliche Personen. Daß sich unter den Auswanderern dann wieder vor allem Angehörige der arbeitsfähigsten Altersschichten befinden, ist einleuchtend, wenn wir daran denken, daß ja der Auswanderer sich eine neue Existenz im fremden Lande gründen will. Eine erhebliche Auswanderung könnte also in Deutschland den Anteil der arbeitsfähigen Bevölkerung, der doch für die gesamte nicht arbeitsfähige zu sorgen hat, erheblich herabsetzen. Schon allein daraus ergibt sich, daß es ein sehr zweischneidiges Mittel ist, durch die Auswanderung die soziale Lage der Heimatbevölkerung bessern zu wollen.

Eine eigenartige Küche: Die vom Magistrat Charlottenburg in einem stillgelegten Gasometer zu Wohlfahrtszwecken eingerichtete Küchenanlage mit acht Kochkesseln.

Aber für ein Land in der Lage Deutschlands, das, um seine Bevölkerung zu ernähren, auf eine starke Ausfuhr angewiesen ist, kommt noch etwas anderes hinzu. Wir haben zwar oben gesehen, daß nach einer bestimmten Richtung hin ein Wachstum des Auslandsdeutschtums für den deutschen Außenhandel förderlich sein kann, aber dieser günstigen Seite stehen auch ungünstige Momente gegenüber. Außer daß vor allem die im arbeitsfähigsten Alter stehenden männlichen Personen auswandern, befinden sich unter ihnen in erheblichem Umfange solche, die durch ihre Arbeit und ihr Können wesentlich zur Förderung des Außenhandels und zur Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf fremden Märkten beitragen. Auf der deutschen Industrietagung im Jahre 1924 hat der Reichsarbeitsminister Brauns erklärt, daß nach den ihm gewordenen Mitteilungen sich in allen Teilen des Reiches in den verschiedensten Berufszweigen gerade unter den gelernten und Qualitätsarbeitern große Neigung zur Auswanderung bemerkbar mache. Darin liegt natürlich eine erhebliche Gefahr für die Wirtschaft des Mutterlandes. Ein englischer Nationalökonom — denn auch für England mit seiner großen Arbeitslosigkeit ist das Auswanderungsproblem sehr wichtig — hat neuerdings von der Auswanderung mit Recht gesagt, daß sie die Konkurrenz der Überseeindustrien gegen die des Heimatlandes fördere und mithin gerade das Übel, das sie heilen soll, noch verstärken kann.

Die Auswandernden pflegen zudem im allgemeinen besonders energische und tatkräftige Menschen zu sein. Denn auch heute gehören noch ein starkes Selbstvertrauen und eine große Entschlußkraft dazu, in ein fremdes Land zu gehen und sich dort eine neue Existenz unter vielfach beträchtlichen Schwierigkeiten aufzubauen. Hat man doch schon den eigenartigen Typ des Amerikaners, der sich durch besondere Energie und Entschlossenheit auszeichnet, zum Teil darauf zurückgeführt, daß die heutigen Amerikaner die Nachkommen einer solchen Auslese europäischer Zuwanderer sind. Auch unter solchen Gesichtspunkten kann eine stärkere Auswanderung zu einer qualitativen Verschlechterung der Eigenschaften des eigenen Volkes führen. Wenn auch keineswegs zu verkennen ist, daß gerade unter den derzeitigen deutschen Verhältnissen die Auswanderung zunächst für die Zurückbleibenden eine gewisse Entlastung bedeuten kann, so dürfen wir demgegenüber doch nicht an die weitertragenden Folgen einer großen Auswanderung für unser Vaterland denken, Folgen, die in ihrer ungünstigen Gestaltung sich freilich erst nach längerer Zeit zeigen können.

Aus solchen Überlegungen ergeben sich auch ganz bestimmte Richtlinien für die deutsche Auswanderungspolitik. Man soll bei uns jemanden, der auswandern will, keineswegs Hindernisse in den Weg legen; man soll durch eine geeignete Auswandererfürsorge und durch vertragliche Abmachungen mit den Einwanderungsgebieten sich mit allen Kräften der Interessen der deutschen Auswanderer annehmen, Aufgaben, bei denen bisher in Deutschland im Gegensatz zu anderen Staaten nur sehr Unzulängliches geleistet worden ist. Es wäre jedoch verfehlt, wenn man bei uns heute trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten staatlicherseits eine größere Auswanderung direkt begünstigen und fördern wollte. Denn gerade im Leben eines Volkes darf man über der Gegenwart niemals die Zukunft vergessen.

Ein Tag im Südatlantik.

Mit der Deutsch-Atlantischen Expedition auf dem Vermessungsschiff „Meteor“ der Reichsmarine.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 913.)

„Beide Maschinen stopp! Signalgast, melden Sie dem Kommandanten, daß wir auf Station sind!“ — Es ist gerade 2 Uhr nachmittags. Durch das Mittagsbesteck hat der Navigationsoffizier einen genauen Schiffsort erhalten, und das Echolot zeigt die gewünschte Tiefe an, auf der nach dem Forschungsplan die Beobachtungen vorgenommen werden sollen.

„5005 m“, meldet der Lotgast. In $7^1/_2$ Sekunden hat er diese Messung mit dem neuen Echolot vorgenommen. Laufend wird so während der ganzen Reise ein genaues Bodenprofil vom Südatlantik gewonnen. Welch ein Fortschritt gegenüber den Drahtlotungen, die bei diesen großen Tiefen mehrere Stunden in Anspruch nehmen! —

Inzwischen sind die Lotmaschinen klargemacht, die Stoßröhre, Wasserschöpfer und das Schließnetz noch einmal geprüft und die Thermometer untersucht.

Das Schiff wird mit der Nase in den Wind gelegt, und der Geologe läßt die Stoßröhre an einem dünnen Draht zu Wasser, auf dem der wachhabende Offizier das Schiff manövrieren muß, damit es möglichst senkrecht oder, wie der Seemann sagt, „auf und nieder“ steht. Die Stoßröhre, die innen einen hohlen Glaszylinder besitzt, rammt sich durch ihr Gewicht in den Meeresboden ein und bringt, da nach dem Herausbrechen das untere Ende selbsttätig geschlossen wird, eine Grundprobe heraus, aus der man die morphologische und geologische Schichtung des Meeresbodens erkennen kann. Gleichzeitig wird die ausgelassene Drahtlänge gemessen, die dann eine gute Prüfung der Tiefe für das Echolot darstellt.

Gespannt wird das Einholen des Drahtes verfolgt, ob auch alles geklappt hat. Wie lang wird die Grundprobe sein? Werden wir unseren eigenen Rekord von 94 cm, der die längste bisher überhaupt herausgeholte Grundprobe dar-

Neue Hochbauten in Deutschland: Das kürzlich fertiggestellte, zwölfstöckige Bureauhaus der Borsig-Werke in Berlin-Tegel.

Der Vortrag des russischen Volkskommissars Lunatscharski in Berlin am 26. November: Lunatscharski, der anläßlich der Aufführung seines Dramas „Der befreite Don Quichotte“ in Berlin weilte, während seiner Rede über die Kunst und Literatur im neuen Rußland.

Links nebenstehend:
Die Intendantenkrise am Staatlichen Opernhaus zu Berlin: Prof. Max v. Schillings, Intendant der Staatsoper in Berlin, dessen fristlose Entlassung durch das Kultusministerium lebhaften Protest wachgerufen hat, mit seiner Gattin Barbara Kemp.
(Phot. Wipro, Berlin.)

Links: Die Pflege der Kriegergräber bei den Auslandsdeutschen in Siebenbürgen: Die Einweihungsfeier des Heldenfriedhofs in Freck (Siebenbürgen), auf dem 52 deutsche Soldaten bestattet sind. 1 Senator Dr. A. Schullerus, Stadtpfarrer von Hermannstadt; 2 Auguste Schnell, Leiterin der Kriegsgräberfürsorge in Siebenbürgen; 3 Major a. D. v. Rodenberg, München, Vertreter des Volksbundes für deutsche Kriegsgräberfürsorge. — Rechts: Auch ein „Kultur“-Dokument: Das von italienischer Miliz geschändete deutsche Kriegerdenkmal auf dem Kriegerfriedhof in Bruneck (Südtirol). Das Relief des St. Michael wurde durch Gewehrschüsse zertrümmert, ebenso das Bild eines sterbenden Soldaten auf der Gegenseite; ferner wurden die deutschen Inschriften und Wappen mit Farbe und faschistischen Emblemen übermalt.

Die Wiederannäherung zwischen Schweden und Norwegen: Der schwedische Minister Dr. Höjer (links) und der norwegische Minister Joh. L. Mowinckel bei der Unterzeichnung einer Konvention zwischen den beiden Staaten am 25. November im Ministerium des Äußeren zu Oslo.
Rechts: Vom Drusenaufstand in Syrien: Einflußreiche syrische Scheichs, die die französische Mandatsherrschaft in Syrien bekämpfen

stellt, schlagen? Vorsichtig wird nach dem Aufholen die Stoßröhre eingenommen und dann von dem Geologen mit dem Kork verschlossen. Im Laboratorium erfolgt dann die weitere Untersuchung der Grundprobe auf ihre geologischen und biologischen Bestandteile hin.

Inzwischen haben die Ozeanographen an dem besonders haltbaren, phosphorbronzelitzen Draht der großen Serienmaschine in bestimmten Abständen die Wasserschöpfer, deren jeder zwei wertvolle Thermometer trägt, befestigt und in die Tiefe gelassen. Auch hier gilt es für den wachhabenden Offizier, den Draht gut auf und nieder zu halten, damit die Wasserschöpfer auch in der beabsichtigten Tiefe zu hangen kommen. Da bis zu 10 Wasserschöpfer gleichzeitig an dem Draht herausgelassen werden, so kann in drei Serien die große Tiefe überbrückt werden, eine Leistung, die noch vor einem Jahr stark angezweifelt wurde. Sind die Wasserschöpfer auf Tiefe, so wird ein Fallgewicht an dem Draht heruntergelassen, das den ersten Wasserschöpfer schließt, wodurch gleichzeitig auch die jeweilige Meerestemperatur der betreffenden Tiefe am Thermometer festgehalten wird. Mit dem Schließen des ersten Schöpfers wird ein zweites Fallgewicht ausgelöst, das wiederum den nächsten Schöpfer schließt, bis die ganze Serie nacheinander geschlossen ist. Jetzt werden die Wasserschöpfer wieder aufgeholt.

Wie die Hyänen des Schlachtfeldes stürzen sich die Laboranten, alle besonders ausgebildete Matrosen unserer Reichsmarine, mit ihren Flaschen auf die abgenommenen Wasserschöpfer, um für den Ozeanographen und den Chemiker eine Wasserprobe zu entnehmen, die dann im Laboratorium auf Salzgehalt, Gase und metallische Bestandteile untersucht wird.

Die empfindlichen Thermometer werden vorher sorgfältig abgenommen und von dem „Ozeanographen vom Dienst“ in dem kleinen Deckshäuschen, das bei dem Seemann den Beinamen „Aquarium“ führt, unter die Lupe genommen. Hier liest er die Temperatur auf ein Tausendstel Grad genau ab, um aus den geringsten Temperaturschwankungen im Verein mit den Salzgehaltsbestimmungen noch Schlüsse auf die Dichte und den Druck und dadurch auf die Bewegung der Wassermassen ziehen zu können.

Sind die ozeanographischen Arbeiten erledigt, so kommt der Biologe an die Reihe. Mit einem langen trichterförmigen Netz, das am unteren Ende durch einen feinen Filter abgeschlossen ist, und das er an einem Draht durch die verschiedensten Tiefen hindurchschleppt, macht er die interessantesten Fänge kleinster Lebewesen. Dieses Zwergplankton, von dem das größere Plankton lebt, das wiederum den Fischen als Nahrung dient, bietet unter dem Mikroskop mit stärkster Vergrößerung eine Fülle reizvoller Formen, die der Biologe in stundenlanger, mühevoller Arbeit nach Art und Häufigkeit sichtet.

In Ergänzung dieser Arbeiten untersucht der Chemiker die Wasserproben unter anderm auf Stickstoff- und Sauerstoffgehalt, um aus diesen Nährstoffen Aufschlüsse über die Lebensbedingungen und Fortpflanzung des Planktons zu erhalten. Während der Arbeiten im Ozean sind auch die Meteorologen nicht untätig. Bald ist ein Pilotballon gefüllt und steigt in luftige Höhen. Mit einem besonders konstruierten Apparat werden die Richtung und die Höhe des abziehenden Ballons gemessen, während die Entfernung mit einem Basisgerät festgestellt wird, und so wichtige Aufschlüsse über die Luftzirkulation im freien Seeraum gewonnen. Des weiteren wird mit einem feinen Instrument, dem Aktinometer, die Strahlungsintensität der Sonne gemessen.

Die Uraufführung der phantastischen Oper „Der Tod des Musikers“ von Robert Alfred Kirchner (Dichtung von Claus Clauberg) am Mecklenburgschen Landestheater in Schwerin am 22. November: Schlußbild. Dr. Ernst Bassal als Musiker und Theodor Werhard als Tod.

Bedeuten diese oft durch Dünung oder hohen Wellenschlag erschwerten Arbeiten ernster Forschertätigkeit auf über 300 Stationen im Südatlantischen Ozean für die Dauer von etwa zwei Jahren eine starke Beanspruchung der Nerven und der Gesundheit der Teilnehmer, so sorgen doch wenigstens die Geschöpfe des Wassers und der Luft für eine kleine Abwechslung in dieser endlosen Wasserwüste.

Fast immer folgen dem Schiff als treue Begleiter die Kaptauben oder auch Albatros, jene riesenhaften Segelkünstler, die in majestätischem Segelfluge das Schiff umkreisen. Mit einer Spannweite von etwa 3 m stellen letztere schon eine ganz ansehnliche Größe dar.

Die verschiedensten Wale in Herden von 20 bis 30 Stück und Delphine begleiten das Schiff und ergötzen mit ihrem Spiel im Wasser die Menschen.

Gern wird die Haiangel ausgebracht, und bald beißt auch eines dieser gefräßigen Tiere an. Mit großem Hallo wird der Hai an Deck geholt, ein Gnadenschuß erlöst ihn von seinen Qualen.

So kürzen diese und andere kleine Erlebnisse die Eintönigkeit der langen Seereise zwischen den beiden Kontinenten. Und im Hafen und in den Briefen an die Lieben daheim hat Vater Seemann wieder viel Neues zu erzählen.

Die feierliche Belehnung der ersten Ritter des Hosenbandordens unter Eduard III. (1312 bis 1377). Nach einem Gemälde von Benjamin West.

Links:

Die Halskette zum Hosenbandorden mit dem heiligen Georg und dem Drachen.

Rechts:

Band und Stern des Hosenbandordens.

Zur Verleihung des englischen Hosenbandordens an den englischen Außenminister Austen Chamberlain.

Die Verleihung des Hosenbandordens an Austen Chamberlain durch den englischen König für seine außenpolitischen Erfolge, besonders bei der Sicherheitspaktkonferenz in Locarno, bedeutet für den englischen bürgerlichen Außenminister eine außerordentlich große Ehrung, da diesen höchsten englischen Orden sonst nur regierende Fürsten und Angehörige des englischen hohen Adels erhalten. Der Order of the Garter, Orden des blauen Hosenbandes, auch hochedler Orden des heiligen Georg genannt, wurde um 1350 von König Eduard III. gestiftet. Sber die Gründe seiner Stiftung bestehen verschiedene Auffassungen. Die am meisten bekannte und auch durch die Abzeichen des Ordens reizvollste Erklärung ist die Ballszene, bei der der Gräfin Salisbury das linke blaue Strumpfband entfiel und König Eduard III. bei dessen Aufheben zufällig den Kleidsaum der Gräfin etwas hob. Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, habe der König ausgerufen: „Honny soit qui mal y pense!“ (Schmach über den, der Arges dabei denkt.) Dieses Wort sei dann zum Motto des bald darauf gestifteten Ordens geworden.

Ein großer Tag im Boxsport: Der Austrag des Kampfes zwischen dem deutschen Meister Breitensträter und dem spanischen Meister Paolino im Sportpalast zu Berlin am 1. Dezember. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen. Breitensträter (im Bilde rechts) unterlag seinem Gegner nach tapferster Gegenwehr in der neunten Runde durch Knockout.

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(15. Fortsetzung.)

Ein Tag war vergangen, es blieben noch zwei Tage der vorgesetzten Frist, in der er sich retten oder seinen Untergang finden konnte. Hella Trees wartete — wartete noch zwei Tage auf seine Rückkehr.

Er fuhr in der Nacht nach Paris. Bei Chaillot und Chaugrise, in der Rue de la Herbette, lag Swanneys geraubter Schmuck, der nun herrenlos war, und auf den kein anderer Mensch Anspruch erheben konnte als Avellanda allein.

Er redete sich mühselig vor, daß dieser Schmuck ihn retten werde, daß er mit dessen Hilfe den Fehlschlag bei Antrup wieder gutmachen konnte, und er w o l l t e vergessen, daß er sich einst gesagt hatte, er könne unmöglich mit geraubtem Gelde sein Leben neu erbauen. Kein Platz war in ihm für diesen Gedanken, denn sein ganzes Herz war erfüllt von der Furcht vor dem Unabwendbaren, dem er nun entgegenging.

Es half nichts, daß er sich einleuchtend und zweifellos bewies, wie leicht und ungefährlich es sei, sich den Tresor öffnen zu lassen und den Inhalt zu erheben: Er legte morgen den Beamten bei Chaillot und Chaugrise den gleichen Paß vor, den er vor zwei Monaten vorgelegt hatte, als er den Tresor gemietet hatte. Er leistete mit derselben Unterschrift Quittung. Nirgends war eine Gefahr! Nirgends ein unsicherer Posten in allen Berechnungen. Weder die englische Polizei noch die französische oder sonst irgendein Mensch auf der Welt wußte, daß des erschossenen Swanney Raub in den Stahlkammern bei Chaillot und Chaugrise verwahrt lag. Unbehelligt würde er die Bank betreten, unbehelligt den Beamten ersuchen, ihm den Tresor zu öffnen. Man würde ihn hinunterführen in das Panzergewölbe, man würde die Tür aufschließen — alles das sah Avellanda wie ein klares, deutliches Bild voraus; aber was danach geschah, lag für ihn in Nebel und Dunkel. Er sah sich in das Panzergewölbe eintreten, sah sich mit den Beamten zum Tresor gehen — dann riß die Kette seiner Vorstellungen jäh ab, und Finsternis lag über allem.

Er versuchte, sich auszurechnen, ob er noch rechtzeitig nach Rügen zurückfahren könnte, und es waren höhnende Stimmen in ihm, die ihn narrten und überzeugten, daß es zwecklos sei, sich mit den Gedanken und Hoffnungen an eine Rückkehr überhaupt noch zu tragen.

Du kehrst nicht mehr zurück, Avellanda! sagten die Stimmen. Du kehrst nicht mehr zurück. Die drei Tage werden vergehen; und sind sie vergangen, so hast du schon längst jenen Weg ins Unbekannte betreten, auf dem die anderen dir vorausgegangen sind: der unglückliche Severin, den sie im Hofe von Reading Gaol henkten, und Swanney, den sie von einer Gefängnismauer herunterschossen. Du kehrst nicht mehr zurück — niemals mehr, niemals mehr! Sinnlos und zwecklos ist es, was du tust. Du könntest hier, in diesem Schlafabteil des Expreßzuges, deinen Revolver herausnehmen und dir eine Kugel durch den Kopf schießen: es wäre nichts anderes als eine Verkürzung der Frist, die dir noch gestellt ist, und die nur noch nach Stunden zählt. Dem Verhängnis gefällt es, noch mit dir zu spielen; entrinnen kannst du ihm nicht. Gib's auf, Avellanda! Gib den sinnlosen Kampf auf! Du stehst am Ende! — — —

Er gab den Kampf nicht auf. Das Leben in ihm wehrte sich und schreckte zurück vor der Nacht.

Avellanda fuhr gleich vom Nordbahnhof nach der Rue de la Herbette. Es war kurz vor zwölf Uhr, und er versuchte während der Fahrt abermals, sich einzureden, daß er in drei Stunden den Zug benutzen konnte, der über Brüssel nach Deutschland zurückfuhr.

Vor dem Bankhause ließ Avellanda den Wagen halten, um nachher keine Zeit zu verlieren. Er wandte sich an den goldbetreßten Türhüter, der ihn durch einen Botenjungen hinuntergeleiten ließ in die Tresorabteilung. Ein Angestellter in mustergültigem Gehrock empfing ihn dort mit glatten, höflichen Worten und übertriebener Zuvorkommenheit. Avellanda nahm Platz und legte dem Beamten die Papiere vor, die ihm seinerzeit von der Bank als Empfangsbescheinigung ausgestellt worden waren. Der andere warf einen Blick darauf, indem er noch immer in halb vorgebeugter, untertäniger Haltung vor Avellanda stehen blieb.

„Nummer 78", sagte er halblaut. „Darf ich Sie um einen Augenblick Geduld bitten, mein Herr?"

Er klappte in tiefer Verbeugung zusammen und ging, indem er sich in den Hüften wiegte wie eine Frau, hinüber zu einem Schalter und klopfte mit seinem Siegelring an dessen Fenster. Avellanda verfolgte aufmerksam jede Bewegung dieses geschniegelten und gebügelten Burschen. Der wechselte mit dem Schalterbeamten einige Worte, sicherlich ganz gleichgültige Worte, denn keiner von beiden zeigte verdächtige Mienen, keiner warf auf Avellanda einen verstohlenen Blick, und schließlich schlug der Schalterbeamte in einem dickleibigen Buche nach, suchte mit den Fingern in dessen Spalten, nickte, gab eine Auskunft und ließ das Schalterfenster wieder herunterrasseln.

Der Geschniegelte näherte sich wieder Avellanda: „Alles in Ordnung, mein Herr. Darf ich Sie bitten, sich hinaufzubemühen zu dem Herrn Vorsteher? Die notwendigen Förmlichkeiten müssen noch erledigt werden. Wollen Sie mir folgen! Hier zum Fahrstuhl!"

Avellanda erhob sich und ging an der Seite des Beamten den gewölbten Gang, den er vorhin gekommen war, wieder zurück zum Fahrstuhl. Er plauderte währenddessen ein paar Worte mit seinem Begleiter. Der antwortete ganz unbefangen, ganz höflich, ganz untertänig.

Keine Gefahr! Nirgends eine Gefahr! Avellanda lachte leise vor sich hin, aber dieses Lachen war ihm wie ein krampfhaftes Weinen und Schluchzen.

Der Vorsteher der Tresorabteilung war ein dicker, kurzbeiniger Herr mit vollkommen kahlem Schädel. Um seinen Hals lagen dicke Fettwülste, die sich verbreiterten, wenn der Mann sprach oder eine Bewegung machte. Er schwitzte in seinem bequemen Schreibsessel ganz erheblich. Avellanda wurde von ihm mit einer Herzlichkeit empfangen, als seien sie alte Bekannte. Er begann sofort ein Gespräch über das Wetter und über die letzte Hitzewelle in Amerika. Dann nötigte er Avellanda, sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch niederzulassen, und ließ sich von seinem Untergebenen die Papiere aushändigen. Während er sie durchsah, plauderte er ununterbrochen.

Dann drückte er seinen Zwicker auf das Näschen und begann etwas aufmerksamer zu lesen. Avellanda beobachtete ihn genau. Der Dicke hatte die Eigentümlichkeit, die Lippen beim Lesen zu bewegen, als spräche er den Wortlaut des Gelesenen vor sich hin. Sein Gesicht war gänzlich unbeteiligt, und er prüfte die Papiere eben, wie er ganz gewiß auch sonst ähnliche Papiere geprüft hätte.

Dann rieb er sich mit einem Finger die Braue über dem rechten Auge und warf einen kurzen Blick auf Avellanda.

„Sie sind selbst Herr Maurice B. Dumfries aus Newcastle, nicht wahr?"

„Jawohl!"

„Ich darf um Ihren Ausweis bitten, Herr Dumfries?"

„Bitte!" sagte Avellanda und reichte ihm seinen Paß hin.

Der Dicke prüfte die Stempel, prüfte das Lichtbild und die Eintragung mit größter Sorgfalt, mit scheinbar ganz besonderer Sammlung, dann gab er Avellanda den Paß zurück.

„Alles in Ordnung! Erlauben Sie, bitte — einen Augenblick noch!"

Und er griff nach einem Geschäftsbuch, suchte in dessen Seiten und fand endlich die Eintragung über den Tresor Nummer 78.

„Ja, und das Stichwort, Herr Dumfries?"

Avellanda holte Atem, er lächelte hilflos, der Dicke sah ihn mit einigem Erstaunen an. Avellanda aber erlebte in diesem einen Augenblick, der zwischen der Frage und seiner Antwort lag, das ganze Schicksal des unglücklichen Severin. Er sah die Hinrichtung im Hofe von Reading Gaol, er sah Swanneys Knochenschädel vor sich und dessen gelbliche Augen: Auch du, Avellanda auch du — — —

„Severin!" flüsterte Avellanda. „Das Stichwort — das Stichwort war Severin."

„Ganz recht. Dann ist ja alles erledigt."

Der andere Beamte, der Avellanda hier heraufbegleitet hatte, stand noch immer stumm und schweigsam in untertäniger Haltung neben der Tür.

Der Dicke wälzte sich aus seinem Sessel empor.

„Wollen Sie sich noch eine Sekunde gedulden, ich will nur noch hinuntertelephonieren, daß man inzwischen alles bereit hält und wir nicht lange zu warten brauchen."

Avellanda zuckte zusammen. Warum telephoniert er nicht von seinem Zimmer aus? fragte er sich entsetzt. Seine Blicke hingen, um Erbarmen flehend, an den Augen des andern, er saß steif und ohne sich bewegen zu können, in seinem Sessel. Die Falle schlug zu, die Maschen zogen sich zusammen. Aber der Dicke lächelte höflich, wedelte mit der Hand und ging hinaus. Die gepolsterte Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Avellanda drehte langsam den Kopf. Der andere Beamte stand neben der Tür wie eine Schildwache; er grinste verbindlich und begann sogar mit Avellanda zu plaudern, und zwar — so schien es wenigstens — in einem lauteren Ton als vorher, als wollte er die Stimme seines Vorgesetzten übertönen, der nebenan telephonierte.

Avellanda gab ihm Antwort, aber seine Nerven zitterten und zuckten. Er lauschte, ob er nicht ein einziges Wort von dem verstehen könnte, was der Dicke draußen in die Sprechmuschel des Apparates sprach.

Er hörte nichts, er verstand kein Wort. Gedämpftes Schreibmaschinengeklapper war nebenan, sonst nichts.

Avellanda wußte nicht, daß draußen vor der Tür, durch die der Dicke eben verschwunden war, zwei handfeste Burschen auf Wache

Sonniger Wintertag. Nach einem Gemälde von K. Müller-Kurzwelly.
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.)

zogen, die ihn bei dem ersten Fluchtversuch überwältigen und festhalten würden; er wußte nicht, daß der Tresor Nummer 78, den Herr Maurice B. Dumfries aus Newcastle gemietet hatte, schon seit Wochen gesperrt war, und daß die Pariser Polizei längst auf den wartete, der einst erscheinen würde, den Inhalt des Tresors für sich zu erheben.

Es hatte keiner besonderen Findigkeit der Polizei bedurft, festzustellen, daß der Räuber, der den kühnen Überfall auf das Geschäft der Brüder Ravelin gemacht hatte, und Herr Maurice B. Dumfries aus Newcastle ein und dieselbe Person seien. Die Polizei wäre wahrscheinlich überhaupt nie zu einem Ziel gekommen, wenn nicht einer der beiden jungen Burschen, die im Augenblick des Raubes in der Rue de Crisolles die Prügelei veranstaltet hatten, zum Verräter geworden wäre. Der junge Bursche war zufällig verhaftet worden, und man prüfte sein Vorleben aufs genaueste nach. Aus tausenderlei Widersprüchen ergab sich dann die überraschende Tatsache, daß eine Verbindung bestand zwischen dem unbekannten Räuber und diesem jungen obdachlosen Burschen. Im Kreuzverhör unterlag er und sagte aus, daß er zwar den Namen des Räubers nicht kenne, aber erfahren habe, daß dieser am Tage des Raubüberfalls einen Tresor bei Chaillot und Chaugrise mieten wollte. Man versuchte, sich Vater Bobignys zu bemächtigen, aber dieser mußte aus irgendwelchen geheimnisvollen Quellen schon von der Gefahr, die ihm drohte, gewußt haben, denn er war spurlos verschwunden. Die Personenbeschreibung, die der junge Bursche gab, und die man mit den Aussagen der Beamten bei Chaillot und Chaugriese verglich, deuteten mit Sicherheit auf den Inhaber des Tresors Nummer 78, auf Herrn Maurice B. Dumfries, den es in Newcastle überhaupt nicht gab — und der Dicke benachrichtigte nun die Polizei.

Als er händereibend in sein Zimmer zurückkam, plauderte er noch munterer und freundlicher als zuvor. Er lachte über sein ganzes fettes Gesicht, und seine Augen funkelten. Dann nahm er wieder Platz und verbreitete sich neuerlich über die lästige Hitze des Tages und versicherte dann nochmals, daß bezüglich des Tresors Nummer 78 alles in Ordnung sei.

Er griff nach einem Formular, säuberte erst umständlich die Feder, schaute in das Tintenfaß und begann dann langsam zu schreiben. Zwischendurch unterbrach er sich auch manchmal, um ungestörter mit Avellanda plaudern zu können. Er mußte Zeit gewinnen. Es dauerte mindestens zehn Minuten, ehe die Beamten von der nächsten Polizeiwache eintreffen konnten.

Avellandas Atem ging schwer und kurz. Er sah das runde Gesicht des Dicken wie aus Nebeln, und die Geräusche von der Straße her drangen zu seinen Ohren wie ein ferner Orkan. Er gab noch sichere und ruhige Antworten, aber er wußte nicht mehr, was er antwortete. Eine seltsame Müdigkeit hatte ihn befallen, seine Lider brannten an den Rändern ein wenig, und hinter der Stirn fühlte er einen leisen, zuckenden Schmerz. Alles, was um ihn her vorging, erschien ihm aber nur wie ein schwerer unwirklicher Traum, der zu seinem Leben in keinerlei Beziehungen stand. Er würde erwachen — und dann der Gefahr entronnen sein. Manchmal glitten seine Gedanken zurück, und es tauchten in buntem Wirbel Bilder auf, die er einmal gesehen hatte, Menschen, Ereignisse, Eindrücke, die in keinem Zusammenhang standen zu seiner jetzigen Lage und überhaupt in keinem Zusammenhang mehr zu ihm. Er hatte das seltsame Gefühl, als sei er selbst plötzlich ein anderer, ein Fremder geworden und das Schlimme, das Beängstigende, das um ihn her vorging, betreffe ihn nicht mehr. Er wollte sich der Gewißheit freuen, daß er in zwei Stunden auf dem Nordbahnhof den Zug besteigen und zurückfahren würde, aber er fand über diese Aussicht keine Freude mehr in seinem Herzen — — —

Das Telephon schrillte. Der Dicke legte beschleunigt den Federhalter weg, nahm den Hörer ans Ohr und nannte seinen Namen: „Dufour."

Avellanda prägte sich mit sonderbarem Eigensinn diesen Namen ein. Er wiederholte sich ihn einige Male, als hätten diese beiden doch vollkommen gleichgültigen Silben eine ganz besondere Wichtigkeit für ihn. Er sprach vor sich hin: „Dufour — Dufour — Dufour!" —

Der Hörer flog wieder auf die Gabel zurück, ohne daß Herr Dufour dem Sprecher am anderen Ende der Leitung eine Antwort gegeben hätte. Er stand auf, und zwar so heftig, daß der leichte Schreibsessel hinter ihm ins Wanken kam. Herrn Dufours Gesicht bedeckte plötzlich eine dunkle Röte. Avellanda bemerkte nichts davon, er hatte überhaupt kaum noch die Fähigkeit, irgend etwas zu bemerken und zu beurteilen. Auch er erhob sich.

„Wir können nun gehen?"

„Jawohl, wenn es Ihnen gefällig ist", antwortete Herr Dufour und wischte sich einige Male über den blanken, schwitzenden Schädel.

Der andere Beamte schloß sich ihnen an, als sie den Raum verließen und den Flur zum Fahrstuhl hinuntergingen. Auch die beiden handfesten Männer, die wie zwei vollkommen Unbeteiligte draußen auf dem Flur gewartet hatten, fuhren mit ihnen im Fahrstuhl hinab.

Sie standen ganz eng beieinander, und Avellanda sah voller Angst in die Gesichter dieser vier Männer. Er blickte von einem zum andern, und sein Herz pochte wild und stark. Eine nie gekannte grauenhafte Angst war in ihm. Er hörte nicht mehr, was Herr Dufour sprach. Es rauschte in seinen Ohren. Wenn er die Lider senkte, blendeten vor seinen Augen tanzende Lichter, blitzende Kreise auf.

Der Fahrstuhl hielt, und Herr Dufour stieß die Tür auf, ließ Avellanda höflich vorangehen und geleitete ihn persönlich in das Panzergewölbe. Sie gingen dabei an drei Herren vorbei, von denen sich einer umsah, als Avellanda vorüberschritt. Er achtete nicht auf sie und hielt sie für Kunden der Bank.

Einer dieser Herren aber, und zwar der, welcher sich umgesehen hatte, ließ seine Augenbrauen emporzucken und machte eine kurze, auf Avellanda deutende Bewegung mit dem Kopf.

Das ist er! Achtung! bedeutete diese Bewegung.

Dufour wandte sich nach den Herren um und nickte ganz unmerklich. Diese folgten den Vorausgehenden langsam und scheinbar ganz absichtslos.

Die schwere Panzertür des Tresorgewölbes ging mit leisem Pfeifen vor Avellanda auf, und Herr Dufour betrat als erster den Raum.

Ein Schwindel befiel Avellanda. Er wischte sich über die Stirn; sie war feucht und kalt. Die Luft in diesem Kellerraum war erstickend, und Avellandas Kehle wollte den Atem nicht mehr durchlassen. In Herrn Dufours Hand klapperten Schlüssel.

„Bitte, Herr Dumfries, hier nach links!"

Avellanda ließ sich führen. Dann sah er, mit dem Gesicht zu den Tresortüren gewandt, Herrn Dufour einen Schlüssel zur Hand nehmen, und er wollte gerade den Mund öffnen, als er von hinten ein Geräusch hörte, ein hastiges Scharren. Er fuhr herum.

Ein Mann kam rasch mit ausgestrecktem Arm auf ihn zu. Avellanda begriff sofort. Er tat einen Sprung auf seinen Angreifer zu, und der flog zurück. Herr Dufour stieß einen Schrei aus und griff nach Avellanda. Im gleichen Augenblick saß ihm dessen Faustschlag mitten im Gesicht, und er taumelte mit emporgeworfenen Armen rückwärts, stöhnend und schreiend.

Avellanda aber stand hoch aufgerichtet, die Augen weit geöffnet, todblaß in der einen Ecke des Gewölbes. Er schrie irgend etwas. Keiner verstand ihn. Er hatte plötzlich einen Revolver in der Hand, richtete ihn auf seine Angreifer und ließ währenddessen mit dem Daumen den Sicherungsflügel zurückschnappen. Dann fuchtelte er mit der Waffe ziellos umher.

„Zurück!" schrie er. „Zurück! Ich —"

Und ehe irgendeiner der Männer auf ihn eindringen konnte, ehe sich noch Herr Dufour von seinem Schreck erholt, ehe sich der niedergestürzte Beamte noch aufgerafft hatte, wandte Avellanda die Waffe gegen seine Brust und drückte ab.

Es gab einen Knall, als flöge das Gewölbe in die Luft, dumpf verhallend, nachzitternd. Durch die offen stehende Panzertür kamen Schreie und Rufe.

Avellanda stand noch einen Atemzug lang aufrecht vor den Tresoren, dann fiel er, beide Hände an den Kopf gepreßt, vornüber auf das Gesicht.

Herr Dufour hatte sich in eine Ecke gedrückt. Er zitterte und winselte, als habe ihn der Schuß getroffen, und als er sich unbeschädigt fühlte, drehte er sich um. Die drei Polizeibeamten knieten neben Avellanda, und Herr Dufour näherte sich ihnen Schritt für Schritt. Er schwankte ganz bedenklich.

„Er ist nicht tot", rief ein Beamter, als verkünde er eine große Freude. „Schlecht getroffen! Das ist kein tödlicher Schuß! Wir müssen den Kerl durchkriegen! Einen Arzt! Donnerwetter! Einen Arzt! Er verblutet uns sonst!"

Herr Dufour stürzte davon.

Ein Arzt war nach wenigen Minuten zur Stelle. Er bemühte sich um den Verwundeten, untersuchte ihn, so gut es eben hier in der Eile ging, bemühte sich, die Blutung zu stillen, und die Beamten umstanden ihn erwartungsvoll.

Avellanda war nicht tot, obwohl er aussah wie ein Toter. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht hatte einen festen, in sich gesammelten Ausdruck, der sich auch nicht änderte, als man ihn untersuchte. Noch war Atem in ihm. Aber als der Arzt sich erhob, sagte er: „Er wird's bald überstanden haben, in ein paar Stunden, vielleicht auch erst morgen. Hoffentlich erwacht er nicht mehr. Lassen wir's gut sein, und schaffen wir den armen Kerl schnell von hier weg."

Zwei Beamte trugen Avellanda hinaus, und Herr Dufour folgte dem Zug bis auf die Straße. Er ließ kein Auge von Avellandas Gesicht, das jetzt im Sterben auf ihn einen bedeutenden Eindruck machte in seiner starren Unbeweglichkeit. Und es war Herrn Dufour, als sei er zum Mörder geworden. Seine geschäftigen Lippen bewegten sich unaufhörlich; was sie sprachen verstand niemand als er allein: „Der arme Bursche! Mein Gott, mein Gott! — Ich habe — habe seinen Tod verschuldet — o mein Gott!"

Er sah mit zuckendem Kinn dem Krankenauto nach, das im mittäglichen Gewühl der Rue de la Herbette verschwand.

XIV.

Hella wartete nicht mehr auf die Rückkehr Avellandas, aber dennoch waren diese drei Tage, die er sich als Frist gesetzt hatte, von einer unerträglichen Bangigkeit für sie erfüllt. Die Tage waren wie ein beständiges Lauschen, wie ein Horchen und ein Schauen in die Ferne: Irgendwo in der Welt wurde ein Mensch von seinem Verhängnis ereilt, und es war ihr nicht möglich, ihm zu helfen oder ihn gar zu retten.

(Schluß folgt.)

FÜR TEE UND TANZ

Kleid aus rosa Velourschiffon mit weißer Marabuverbrämung. Trägerin: Die Schauspielerin Lore Wagner. (Phot. Zimbler, Wien.)

Oben links: Rosa Kleid mit perlenbestickter Schärpe. Trägerin: Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Oben rechts: Stahlspitzenkleid mit großer Applikationsblume aus Samt. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Unten Mitte: Carmen Cartellieri in einem Goldflitterjumper mit Georgetterock. Modell: Schostal & Laderer, Wien. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Goldgelbes Kleid mit neuer Bandrüschenarbeit. Modell: Schostal & Laderer, Wien. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Rotes Kleid mit Goldflittern. Trägerin: Die Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Hartwich-Decker-Kudelnizek. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

Ein Straßenjubiläum in Neuyork.

Das alte Crotonreservoir, das noch vor 50 Jahren an der jetzigen Kreuzung der 42. Straße und der 5. Avenue in Neuyork stand.

Die öffentliche Bücherei in Neuyork, die auf dem Gelände des ehemaligen Crotonreservoirs erbaut wurde.

Der an der 42. Straße in Neuyork gelegene Große Zentralbahnhof mit den ihn umgebenden Riesenhotels. Die Straße ist zur Veranschaulichung des mehrstufigen Untergrundverkehrs aufgerissen.

Vor kurzem feierte die Stadt Neuyork das hundertjährige Bestehen seiner 42. Straße. Die Entwicklung dieser Straße ist für den Europäer sehr interessant, denn in ihrer Geschichte vereinigt sich manches, was das amerikanische Lebenstempo verstehen läßt. Lange Zeit behielt die Straße den ländlichen Vorortscharakter mit armseligen Hütten, und noch um das Jahr 1881, als schon die Großstadt immer mehr dieser Gegend ihren Typus aufzuprägen verstand, war die 42. Straße ohne grasende Ziegen undenkbar. Der Große Zentralbahnhof gab ihr bereits eine für Neuyork große Verkehrsbedeutung, doch erst im Jahre 1904 setzte die hauptsächlichste Entwicklung ein. Heute haben alle Bankinstitute von Ruf und selbst die meisten kleinen Unternehmen Gebäude und Bureaus in der 42. Straße errichtet. So hat sich in wenigen Jahren diese Straße aus primitiven Verhältnissen zu einer Lebensader Neuyorks emporgeschwungen, die schon jetzt die Wall-Street überflügelt. Man kann wohl heute mit Recht behaupten, daß sich an der Kreuzung der 42. Straße und der 5. Avenue die lebendigste Ecke der Welt befindet. In einem riesengroßen Netzwerk sind hier die Enden der Eisenbahnlinien über das ganze Land zusammengefaßt; alle Verkehrsmittel einer Großstadt verbreiten sich von dort aus, während auf den Trottoirs wogende Menschenmassen ihren Zielen nachjagen.

50 Jahre unterirdische Schwachstromkabel.

Seitdem man in Deutschland unter dem treibenden Einfluß des genialen und tatkräftigen Staatssekretärs Stephan begonnen hatte, das deutsche Telegraphennetz auf den wichtigen Strecken zu verkabeln, sind nunmehr 50 Jahre verflossen. Unter allen Ländern auf dem Erdenrund machte der junge Staatenbund rechts des Rheins den Anfang. Wohl hatte schon 27 Jahre früher der Leutnant der Artillerie Werner Siemens die erste deutsche Ferntelegraphenlinie (Berlin-Frankfurt a. M.) unterirdisch verlegt, aber die unbewehrte Leitung, mit Guttapercha isoliertes Kupfer, konnte sich nicht restlos „bewähren". Inzwischen hatte der Seekabelbau Fortschritte gemacht und beeinflußte die Telegraphie zu Lande. Im Jahre 1876 wurde mit der Verkabelung der wichtigen Telegraphenlinien in Deutschland begonnen; bis 1880 waren über 5000 km Kabel mit Leitung verlegt. Die Kabel ent-

Neuzeitliches Fernsprechkabel (Querschnitt).

Staatssekretär Dr. Stephan mit Ministerialdirektor Budde und Geheimem Oberregierungsrat Hucke bei der Inspizierung der Verlegungsarbeiten (1876—1880) des Kabels Köln-Berlin in Köln. Nach einem Gemälde von Chr. Sell.

Deutsches Telegraphenkabel 1876—1880 (Querschnitt).

Der Chemiker in seinem Laboratorium bei der Untersuchung der aus der Tiefe gehobenen Wasserproben auf Stickstoff- und Sauerstoffgehalt sowie Salzmenge und metallische Bestandteile.

Links: Das Vermessungsschiff „Meteor“ auf einer Station mitten im Südatlantik.
Rechts: Vorsichtiges Einholen der Stoßröhre mit der Grundprobe vom Meeresboden.

Links: Beim Entnehmen der Wasserprobe der Wasserschöpfer. — Rechts: Das Schließnetz des Biologen für Plankton wird weggeführt. — Links nebenstehend: Ein Wasserschöpfer wird in die Tiefe gelassen.

Gefüllter Pilotballon vor dem Aufstieg.

Ein gefangener Albatros von 3 m Flügel-Spannweite.

Mit dem deutschen Vermessungsschiff „Meteor“ im südlichen Atlantischen Ozean.

(Siehe hierzu den Beitrag „Ein Tag im Südatlantik“ auf Seite 904.)

Das neue Fernheizwerk in Berlin. Links: Zwei der riesigen Öfen, in denen der Dampf erzeugt wird. Rechts: Die Zentrale des Werkes mit der Turbinenpumpe (links), die den Dampf in die sich verzweigenden Röhren drückt.
Zu Beginn der kalten Jahreszeit ist in Berlin-Neukölln ein Fernheizwerk in Betrieb genommen worden, das ein Leitungsnetz von 8 km Länge aufweist. Der Gedanke, die Zentralheizung über das einzelne Gebäude hinaus auszudehnen, wurde schon vor einer Reihe von Jahren in Dresden verwirklicht, dessen Fernheizwerk die Oper und die Museen beheizt. Seitdem ist in Amerika dieser Gedanke weiter ausgebaut worden. Die günstigen Ergebnisse, die bei der Anlage von Fernheizwerken dort erzielt wurden, haben auch in Deutschland dazu geführt, die Errichtung derartiger Häuserblockheizungen wiederaufzunehmen, da sie erheblich geringere Betriebskosten als Einzelheizungen erfordern.

hielten 4 oder 7 Leitungen. Abb. rechts zeigt den Querschnitt eines Kabels aus jener Zeit, 7 Leitungen mit 0,7 mm Leitungs-Durchmesser enthaltend. Abteilungen von 600 Mann, die je nach der Beschaffenheit des Bodens und den zu überwindenden Hindernissen eine Strecke von 3 bis 6 km am Tag zu bewältigen vermochten, führen die Legungsarbeiten aus. Abb. Mitte zeigt die Inspektion einer Kabellegung durch Stephan.

Dem Beispiel von Deutschland in der Verkabelung der Haupttelegraphenleitungen folgten bald Amerika, Rußland, Frankreich. Eine Erscheinung, von der bereits die Erbauer der ersten Fern-Telegraphenanlage auf das unangenehmste überrascht worden waren, nämlich die der elektrostatischen Ladung der Leitungen, hat gemeinsam mit der Wirkung des Leitungswiderstandes bis zur Gegenwart die Grenzen in bezug auf die überbrückbaren Entfernungen gezogen.

Erdölgewinnung in der Lüneburger Heide: Blick auf die Ölfelder mit den Bohr- und Pumptürmen. Westlich von Celle befinden sich in der Lüneburger Heide die ausgedehnten Erdölfelder von Wietze-Steinförde. Auf diesem Gelände, das sich in einer Länge von etwa 7 km und einer Breite von 2 km hinzieht, stehen annähernd 1500 Bohr- und Pumptürme, von denen die Hälfte in ununterbrochenem Betrieb ist. Die tägliche Förderung beträgt mehr als 100 t.

Seit dem Verlegen der ersten Telegraphenkabel unter Stephan sind in der Fernmeldetechnik bedeutende Fortschritte gemacht worden. Die Verwendung der Kabel blieb nicht nur auf Telegraphie und Telephonie im Nahverkehr beschränkt, sondern gewann auch infolge zweckentsprechenderer Gestaltung der Kabel, infolge der Verwendung von Selbstinduktionsspulen und der Anwendung von Verstärkern ganz besonders Bedeutung für das Fernsprechen im Weitverkehr. Was zunächst die Kabel selbst betrifft, so werden die Adern nicht mehr mit Guttapercha isoliert, sondern so lose mit Papier umwickelt, daß vom Papier eine Luftschicht eingeschlossen wird. Da Luft die kleinste Dielektrizitätskonstante hat, wird die Kapazität der Kabel auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Die Zahl der Adern, die bei den ersten Kabeln 4 und 7 betrug (Rückleitung über Erde), beträgt bei den heutigen deutschen Normalkabeln 52 bis 166, und zwar Doppeladern (Hin- und Rückleitung), aus denen sich mit Hilfe besonderer Schaltung 78 bis 249 selbständige Sprechkreise bilden lassen. Wenn so die Zahl der Sprechkreise schon durchschnittlich etwa auf das 30fache anwuchs, so kann jeder einzelne Kreis außerdem viel vorteilhafter als früher ausgenutzt werden. Die Tonfrequenz-Wechselstromtelegraphie ermöglicht es außerdem, über dieselbe Leitung gleichzeitig bis zu 6 Telegramme zu senden. Während man mit einem Morseschreiber 60 Buchstaben in der Minute geben kann, ist es beim Schnelltelegraphen möglich, bis zu 20mal so viele Zeichen zu geben.

Für die Telephonie hat zunächst das Einfügen von Selbstinduktionsspulen auch die Möglichkeit geschaffen, sich auf größere Entfernungen telephonisch zu verständigen. Im übrigen war die Verstärkerröhre, die später die Entwicklung des Rundfunks ermöglichte, auch für die Drahttelephonie im Weitverkehr von größter Bedeutung. In gewissen Abständen, z. B. alle 75 oder 150 km werden Verstärker in die Fernsprechkabel eingebaut, wodurch die Grenzen der Sprachverständigung weit herausrückbar sind. Wiederum ist es Deutschland gewesen, das in Europa im Verkabeln der Fernsprechleitungen voranging. Nachdem schon vor dem Kriege die Legung eines Kabels von Berlin nach dem Rheinland in Angriff genommen worden war, entstand in den Nachkriegsjahren ein ausgedehntes Kabelnetz mit gegenwärtig rund 50 Verstärkerämtern und 3000 Verstärkern, und wie zur Zeit Stephans, sind in 4 Jahren, nämlich von 1921 bis jetzt, 5000 km Fernkabel in Deutschland verlegt worden. Die neuzeitlichen Kabel stellen sich dabei, wie unsere Ausführungen zeigen, als bedeutende Schritte vorwärts dar.

Werner Ahrens.

Moderne Ladewerkzeuge: Ein großer und ein kleiner Greifer für Verladezwecke (Ausführung: Demag-Duisburg). Der große Greifer faßt 10 cbm, was einer Kohlenmenge von etwa 8000 kg entspricht, während der kleine Greifer nur 0,5 cbm (= 400 kg Kohle) zu fassen vermag. Greifer mit über 5 cbm Fassungsvermögen kommen nur bei Schiffsladungen in Frage.

Die Kartoffelversorgung der Reichshauptstadt: Löschen der Güterwagen und Abfahren der Kartoffeln durch Groß- und Kleinhändler auf dem Ostbahnhof in Berlin.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

„Buche", ein Christfest in Abessinien. / Von Ernst Heinrich Schrenzel.

Mit drei Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Während dreier Jahre meines Aufenthaltes im äthiopischen Hochlande habe ich es dem Kalender nicht glauben können, wenn er mir den Weihnachtstag kündete. Denn mit rührender Regelmäßigkeit bedeckte sich der Pfirsichbaum vor meinem Fenster, der in der Regenzeit bis zum September kahl gewesen war und dann zartes Grün getrieben hatte, jedesmal gerade zur Zeit des Christfestes mit rosaroten Blüten, die hohen Musen streckten die Lanzen ihrer Schäfte zum Himmel und entrollten im Duft frischer Erde, im Wehen eines warmen Frühlings und im Leuchten kristallklarster Luft ihre breiten, gleichsam von innen erleuchteten, blaßgrünen Blätter. Mußte in diesem tropischen Lenz schon ein Fest der christlichen Kirche sein, so hätte jeder Europäer auf Ostern geraten, keiner aber auf Weihnachten, mit dem wir in alter Gewohnheit die Begriffe nordischer Winter, verschneiter, stiller Landschaften und geschmückter Tannenbäume verbinden.

Die Europäer in Abessinien lassen sich indes vom sommerlichen Weihnachtsfrühling Äthiopiens die Christfeststimmung der Heimat nicht ganz rauben und feiern das Fest wie in der Heimat, aus der sie sich oft trotz der viele Wochen dauernden Fahrt Miniaturchristbäume oder wohlverpacktes natürliches Tannengrün kommen lassen.

An ihnen aber und an ihrem Christfestersatz vorbei lebt unter den Eingeborenen ein ganz eigenartiges Christfest, das fast so alt ist wie das Christentum selbst. Denn die Habeschi, die Ureinwohner Äthiopiens, deren Väter aus Südarabien übers Meer und durch weite Steppen ins abessinische Hochland gekommen waren, sind schon von alters her Christen, und zwar Monophysiten, das bedeutet, sie erkennen nur die eine Natur Christi, die menschgewordene göttliche an.

Es ist ein seltsames, von altsemitischen Bräuchen, von heidnischen Sitten, von mohammedanischen Elementen durchsetztes Christentum, das vielfach zu einem erstarrten Zauber- und Formelwesen verkümmert ist, aber dennoch auf seine Art die größten Feste der Christenheit begeht allen voran und am stärksten in der Allgemeinheit der Beteiligung, das Christfest. „Buche" nennt es das Volk, während es beim gebildeten Abessinier „jakristos litat baal" genannt wird. Es fällt analog unseren Weihnachten auf den fünften Tag vor dem „Baat-Baal", dem Neujahrsfest, also auf den fünfundzwanzigsten Tag des „Tahsas", des letzten Monats im Jahre, der nach unserem Kalender der Zeit vom 9. Dezember bis zum 8. Januar entspricht. Es wird wie bei uns im Familienkreise gefeiert, ist wie in unseren Ländern auch ein Fest der Kinder. Nur wird es — entsprechend dem Weihnachtsklima Abessiniens — nicht im Hause gefeiert, sondern im Freien unter dem milden Himmel des äthiopischen Dezembers.

Angehörige einer Missionsschule in Addis-Ababa vor ihrer Weihnachtsfeier unter blühenden Eukalyptusbäumen.

Der religiöse Teil des Festes besteht in mitternächtlichen Gottesdiensten, die in den großen, runden Kirchen abgehalten werden, deren Kuppeln mit Straußeneiern geschmückt sind. Tausende von eingeborenen Priestern, in weiße fließende Gewänder gehüllt, weiße Turbane auf dem Haupt, reiten in langen Zügen im hellen Lichte des Mondes dahin, und über ihrem Haupte tragen Diener mit bunter Seide bespannte Schirme, das Zeichen der Hoheit. Die Priester aber tragen außer den Gebetbüchern goldene Kreuze in den Händen und goldene und silberne Schellen. Dumpfklingende, kalbfellbespannte Pauken werden geschlagen, und auf seltsamen Musikinstrumenten, Widderhörnern, die an mehere Meter langen Bambusrohren befestigt sind und rhythmisch auf und nieder bewegt werden, wird geblasen. Dazwischen klingen die Laute des Gees, der äthiopischen Kirchensprache, schlägt der Schritt von Hufen, klirren die silbernen Ketten und Behänge der Pferde und Maultiere. Weihrauch steigt aus geschwungenen Kesseln, Fackeln umleuchten den Zug. In der Kirche stehen in vielfacher Reihe an den Wänden des Rundbaues, in hohen Nischen und unter dem Dache Knaben mit brennenden Fackeln. Nur Männer nehmen am Gottesdienst teil, die Frauen sprechen daheim ihr Gebet. Einzig die Kaiserin reitet, von den höchsten Priestern umgeben, mit in die Kirche, dort an dem größten Festtag des Landes für ihr Volk ein Gebet zu sprechen.

Tanz der Priester während des „Buche"-Festes.

Eine Bescherung in unserem Sinne findet nicht statt. Dennoch aber freuen sich die Kinder (und „Kinder" nennt der Abessinier auch seine Diener) wie bei uns auf das Fest, das ihnen doch manche Gaben bringt. Halbwüchsige Jungen und Mädchen ziehen drei Abende lang nach Einbruch der Dunkelheit durch die Straßen, brennende Bündel von Eukalyptuszweigen als duftende Fackeln durch die Luft schwingend. Sie gehen von Haus zu Haus, dringen in die Höfe ein, tanzen, singen und bitten um eine Gabe, wie die Dorfkinder in unseren Gegenden zu Ostern in Körben bunte Eier sammeln. Die Diener eines jeden Herren aber treten mit den brennenden Zweigen in den Händen in seinen „Elfin", d. h. ins Innere seines Hauses, und singen dort, tanzend und im Rhythmus in die Hände schlagend, uralte, schlichte Lieder.

Dann wird ein „Geber", d. h. Gastmahl, bereitet, bei dem jeweils der Herr seine Diener bewirtet. In einem kleinen Haushalte sitzt der Herr mit den Dienern, vom Feste plaudernd, nach orientalischer Art auf dem Boden, während Speise und Trank genossen werden. Bei großen abessinischen Chefs aber, bei Provinzgouverneuren oder Fürsten, reichen die vorhandenen Räume nicht dazu aus, das Heer der Diener — ihre Zahl beträgt mitunter zehntausend — aufzunehmen. Darum erbaut man schon wochenlang vor „Buche" auf weiten Flächen Zelte. In langwieriger Arbeit werden Tausende von Eukalyptusstämmen gesammelt und mit ihrer Hilfe gewaltige Lager erbaut, die von mannshohen Steinmauern umgeben werden. Die mit weißer Leinwand bespannten Giebel der Zelte ragen oft bis zu einer Höhe von dreißig Metern auf. Aus Bast und Zweigen werden viele Reihen langer niedriger Tische gebaut. Die Mahlzeiten bestehen aus rohem Ziegen-, Hammel- oder Rindfleisch, aus flachem, elastischem abessinischen Brot, „Tetsch", einem köstlichen Honigwein, und „Thalla", einem bierähnlichen Getränk, das in großen Mengen genossen wird. Während dieser Mahlzeiten gibt es keinerlei kirchliche Zeremonien, doch herrscht die Sitte, vorzugsweise von der Geburt Christi und den dem „Geber" vorangegangenen Gottesdiensten zu sprechen.

Neben dieser Art, das Christfest zu begehen, besteht in den höchsten Bergen noch eine andere: Mönche, Einsiedler, die auf schwer zugänglichen Gipfeln leben, sprechen in völliger Weltabgeschiedenheit ihre Gebete und geben den im Tal und auf den umliegenden Bergen wohnenden Christen weithin sichtbare Kunde von ihrer Feier des „Buche"-Festes: sie entzünden mächtige Meiler, die weithin ins Land leuchten — gigantische Weihnachtslichter auf Afrikas Erde.

Eingeborene bei ihren Gesängen zum „Buche"-Fest, wobei sie im Rhythmus der Melodie in die Hände klatschen.

Wilhelm Posoreck

Ehrenmal für die im Weltkrieg Gefallenen des Füsilier-Regiments Prinz Heinrich von Preußen (Brandenburgisches) Nr. 35, Brandenburg a. H.

Unten links: Rosel Kachlick. (Marmor.)

Fragment.

Oben rechts: Stehendes Mädchen.

Selbstbildnis des Künstlers. (Bronze.)

Kauernde. (Marmor.)

Die Aufgabe der Plastik wird es immer wieder sein, die Schönheit des menschlichen Körpers zu verherrlichen, ihn der Menge als ein Vorbild aufzustellen, dem nachzustreben sei, genau so wie einer schönen Seele und einem schönen Geiste nachgestrebt werden muß. Gerade in der heutigen Zeit, die mit besonderer Leidenschaft die Ertüchtigung der Jugend sich zum Ziel gesetzt hat, ist die Kunst eines Bildhauers am rechten Platze, die die Wiedergabe des schönen Menschen sich zur Aufgabe gestellt hat.

Was sonst auch in der Gegenwart sich im Ringen um künstlerischen plastischen Ausdruck abspielt, welche Probleme von den großen führenden Persönlichkeiten bearbeitet werden, eine Kunst die sich nichts anderes vorgesetzt hat, als nach bestem Wissen und auf Grund eines persönlichen Erlebnisses den nackten menschlichen Körper wiederzugeben, wird immer ihre Berechtigung besitzen. Darüber hinaus jedoch bleibt das Problem der Monumentalität verbindlich bestehen, und gerade dieses hat Posoreck aufgenommen, der eindrucksvolle Standbilder an öffentlichen Plätzen errichtet hat. Sein Lehrer Lederer hat ihm hier die Wege gewiesen, ein Bildhauer von ruhmvoller Vergangenheit, dem das deutsche Volk das Bismarck-Denkmal am Hamburger Hafen verdankt. Wilhelm Posoreck ist 40 Jahre alt und in Berlin geboren, er war Schüler von Manzel und Lederer und wirkt augenblicklich in Berlin. Seine Hauptwerke sind das Denkmal für die Gefallenen in Brandenburg a. H. und das Denkmal für die Gefallenen des Infanterie-Regiments Nr. 35. Die Stadt Berlin hat von ihm eine weibliche Figur in Bronze erworben. Dr. W. Herter.

DAS DEUTSCHE LIEBESWERK DES NATIONALEN LUTHERISCHEN KONZILS VON AMERIKA.

Die ersten Vorstandsmitglieder des Nationalen Lutherischen Konzils von Amerika: Von links nach rechts: Dr. F. H. Knubel, Vizepräsident; Hon. E. F. Eilert, Schatzmeister; Dr. Lauritz Larsen, geschäftsführender Sekretär; Dr. H. G. Stub, Präsident.

Die Lutheraner in den Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada, die durch Einwanderung vom europäischen Festland entstanden, während der letzten Jahrzehnte aber in steigendem Maße die englische Sprache annahmen, bildeten, als auch ihre Angehörigen in den Weltkrieg geführt wurden, einen Zweckverband zu gemeinsamer Seelsorge für ihre Kriegsteilnehmer. Nach Beendigung des Feldzuges war noch über einen Teil der hierfür gesammelten Geldmittel zu verfügen. Jemand schlug vor, die Sammlung weiterzuführen und zur Heilung der Wunden zu verwenden, die der Krieg den Glaubensgenossen in Europa geschlagen. Der Gedanke einer fortgesetzten gemeinsamen Arbeit zündete um so mehr, als man inzwischen erkannt hatte, wie wertvoll auch in kirchenpolitischer und nationaler Hinsicht eine gemeinsame Vertretung der bisher ihre Sonderwege gehenden Kirchenkörper sei. So entstand 1918 das Nationale Lutherische Konzil von Amerika (N. L. K.), dessen führende Männer später hervorragenden Anteil am ersten Lutherischen Weltkonvent in Eisenach nahmen. Das Liebeswerk zur Linderung der Nachkriegswehen war seine erste praktische Aufgabe. An die Spitze traten Rev. Dr. Knubel und E. F. Eilert von der Vereinigten Lutherischen Kirche, Rev. Dr. Stub und Rev. Dr. Larsen von der Norwegischen Lutherischen Kirche Amerikas. Letztgenannter übernahm die Geschäftsleitung und opferte sich für das gute Werk geradezu auf. Nach mehrfachen Reisen in die Notstandsgebiete Europas, die ihn über Deutschland auch nach Rußland und in die Balkanhalbinsel führten, starb er im Januar 1923 während einer anstrengenden Vortragstätigkeit am Eriesee, bis in seine Sterbestunde mit der Not der Brüder in Europa beschäftigt. Nun trat Professor Dr. J. A. Morehead, der von Anbeginn die europäische Abordnung geleitet und zu diesem Zweck Amt und Wohnsitz in Amerika aufgegeben hatte, an seine Stelle. Er kommt noch immer von Zeit zu Zeit über den Ozean, um sich vom Stand der Dinge Gewißheit zu holen. Bei einer solchen Gelegenheit verlieh ihm die Universität Leipzig in dankbarer Würdigung seines selbstlosen Dienstes den Ehrentitel eines Doktors der Theologie. In Neuyork hat das N. L. K. in der fünften Avenue mitten unter den großen Geschäftshäusern der Riesenstadt seinen Sitz. Hier laufen die Fäden der unermüdlichen Werbetätigkeit zusammen, die jährlich in einer großen Sammlung gipfelt. Es ist ungefähr die Hälfte des amerikanischen Luthertums daran beteiligt. Einige Kirchenkörper, wie die Missouri- und die Jowasynode, treiben ihr Liebeswerk gesondert. Die amerikanischen Kirchenglieder sind seit dem Entstehen ihrer Gemeinden, die keinerlei Beihilfe aus staatlichen oder städtischen Kassen erhalten, zu freiwilligem Geben erzogen. Sie benutzten auch in diesem Falle das bewährte System des kleinen Briefumschlags, der jedem Gemeindeglied mit der Bitte behändigt wird, ihn, mit einer Spende für die Not der fernen Glaubensgenossen versehen, zurückzubringen. Hunderttausende von Dollars sind auf diese Weise in das große Sammelbecken des N. L. K. geflossen. Gleichzeitig wurden Nahrungsmittel in Form der sogenannten Food Drafts und getragene Kleidungsstücke gesammelt, für deren Übermittelung in die Hände der Notleidenden die rührigen Direktoren Zollfreiheit und andere Vergünstigungen zu erwirken wußten. Vom Februar 1919 bis Ende 1924 gingen durch die Zentralstelle in Neuyork weit über 2 Millionen Dollar und 30000 Zentner Kleidungsstücke nach Europa. Alle vom Krieg heimgesuchten Länder mit lutherischer Bevölkerung erhielten Anteil. Kein anderes Land aber empfing so viel wie Deutschland. Hierher waren schon gegen Ende 1924 nicht weniger als 800000 Dollar geflossen. Man bedenke, daß der größte Teil dieser Geldsumme in der Zeit unseres Valutaverfalls nach Deutschland kam, und was damals eine Beihilfe von 10 oder 20 Dollar für ein Haus bedeutete.

Als die erste Abordnung des N. L. K. im Herbst 1919 in Deutschland erschien und sich von der andauernden Schwierigkeit unserer wirtschaftlichen Lage überzeugt hatte, setzte sie in Leipzig einen Hilfsausschuß unter dem Vorsitz des

Im Oval: Dr. J. A. Morehead, der geschäftsführende Direktor des Nationalen Lutherischen Konzils.

Das Heim des amerikanischen Nationalen Lutherischen Konzils in Neuyork.

31 NATIONAL LUTHERAN COUNCIL TRANSPORT 31

Für Europa bestimmte Kleiderballen vor dem Geschäftshaus von H. O. Wagner in Neuyork.

MY OFFERING
FOR LUTHERAN WORLD SERVICE
THROUGH THE NATIONAL LUTHERAN COUNCIL
They shall not perish
"For the Love of Christ constraineth us"
– II Corinthians, 5:14
Amount $
Name
Address

Briefumschlag zum Sammeln von Liebesgaben in den lutherischen Gemeinden.

Verladen einer Kleidersendung des Nationalen Lutherischen Konzils im Hafen von Neuyork.

Ankunft amerikanischer Kleider und Lebensmittel in Breslau.

Volksspeisung in Nürnberg.

Stadtsuperintendenten Oberkirchenrat D. Cordes ein; die Geschäftsstelle wurde in das durch seine kirchlich-ökumenischen Beziehungen bekannte Leipziger Missionshaus gelegt. In allen Teilen Deutschlands gewann man angesehene Vertrauensmänner, die einerseits die Notstände ihrer Umgebung an die Zentrale meldeten und andererseits als Verteiler der Liebesgaben dienten. Anfangs erschien die Erhaltung der schwer gefährdeten Anstalten der Inneren Mission als dringendste Aufgabe. Dann wurde die drückendste Not der Pfarrhäuser, namentlich in den sozialistisch regierten Ländern Sachsen, Thüringen und Braunschweig gelindert; gleichzeitig die der Familien verabschiedeter Offiziere. In der Zeit der schlimmsten Inflation ergab sich die Notwendigkeit von Massenspeisungen in zwölf großen Städten. Auch den Universitäten ward eine durch mehrere Jahre fortlaufende Ernährungsbeihilfe für Studenten und gering besoldete Dozenten verschafft. Neben solcher Unterstützung der jeweils besonders darbenden Anstalten und Stände ging die Linderung unzähliger persönlicher Notstände einher. Hier galt es, unterernährten Stadtkindern eine Sommererholung zu gewähren oder von schwerer Krankheit genesenen Personen eine Badekur zu ermöglichen; dort fand der Vertrauensmann verschämte Arme, die am Verhungern waren und nun über das 10-Dollar-Paket, das ihnen unvermutet ins Haus gebracht wurde, buchstäblich Freudentränen vergossen. Für die ihrer Habe beraubten Flüchtlinge aus den östlichen Ländern und die der Bolschewistenhölle entronnenen Pastorenkinder, die auf unseren höheren Schulen und Universitäten studieren, bildete man eine besondere Abteilung. Was die deutsch-stämmigen Lutheraner in Sowjet-Rußland an Liebesgaben vom N. L. K. empfangen haben, steht auf einem anderen Blatt.

Der deutsche Hilfsausschuß des Nationalen Lutherischen Konzils. Von links nach rechts: Missionar Hofmann; Professor D. Paul; Bankdirektor Bischoff; Oberkirchenrat D. Cordes, Vorsitzender; Dr. Ahner; Kirchenrat Nagel; Pfarrer Schumann. (Phot. Hoffmann & Jursch, Leipzig.)

Feldküchen im Dienste des lutherischen Liebeswerkes zu Breslau

Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch manche deutsche Missionsfelder in überseeischen Ländern ihre Erhaltung zum guten Teil der amerikanischen Bruderhilfe verdanken. Dr. Larsen führte zu diesem Zweck als Anwalt deutscher Missionsgesellschaften erfolgreiche Verhandlungen im Kolonialamt zu London; und als die Geldnot in den Missionskassen immer drückender wurde, brachte das N. L. K. neben seiner Europahilfe auch dafür ein großzügiges finanzielles Hilfswerk in Gang. In den letzten fünf Jahren wurden etwa 500000 Dollar für lutherische Missionsfelder in China, Indien und Afrika, die größtenteils deutschen Gesellschaften gehören, beigesteuert.

Das hier erwähnte Liebeswerk ist seinem Ausgangspunkt und seiner Zweckbestimmung nach kirchlich geartet. Die Lutheraner Amerikas suchten ihrer Kirche jenseits des Ozeans zu helfen. Die darin liegende Beschränkung des Empfängerkreises war durch die vernünftige Erwägung geboten, daß ein wahlloses Ausstreuen der vom Ausland gekommenen Liebesgaben zu wirkungsloser Zersplitterung geführt hätte. Sie war um so unbedenklicher, als neben dem N. L. K. auch viel andere Auslandshilfe zur Verteilung kam, über deren gerechte Abgrenzung sich die Spender nach den ersten tastenden Versuchen verständigten. Die oben erwähnten Geber und Verteiler waren weitherzig genug, bei schnell oder dringend nötiger Hilfe die selbstgesteckten Grenzen zu überschreiten.

Prof. D. Paul.

Studentischer Mittagstisch in Leipzig. (Phot. Hoffmann & Jursch, Leipzig.)

Mittelstandsspeisung in München.

WEIHNACHTSTRAUME.

NACH EINEM GEMALDE VON M. HOOD.

DER NEBENBUHLER

VON HANS FR. BLUNCK

„Gehen Sie doch hin, Holgersen," hatte der weißköpfige Notar gebeten, „und ordnen Sie den Nachlaß von Stüwen ein wenig. Ich habe zu viel zu tun!"

Der Lehrer schritt kämpfend gegen den Nordweststurm, der sich gegen den Deich warf, aufsprang und donnernd über das Land rollte. Die hageren Bäume zur Linken beugten sich tief vor ihm. Zur Rechten des Wandernden lag das Meer wie ein weithin schwellendes Fahnentuch. Das umschlang auch Henn Stüwen, den Baumeister, der übers Wasser nach England gefahren war und dabei hatte sterben müssen.

„Gehen Sie doch hin und ordnen Sie seinen Nachlaß, Holgersen", hatte der Notar gesagt. „Sie waren ja beide gute Freunde!"

Das Wort hallte ihm in den Ohren nach, eine Art Genugtuung erfüllte ihn. Wirklich, sie waren gute Freunde gewesen, Henn Stüwen und er, der unzufriedene Dorflehrer. Wahrscheinlich hatte der andere kaum etwas gewußt von Jens Holgersens Scheelsucht gegen den Architekten, der hinaus in die Welt gefahren war und die Schönheit des Erdrunds gesehen hatte. Der Wandernde war heute fast überzeugt, daß der andere es nie empfunden hatte, und er freute sich darüber. Er hatte aufrichtig versucht, seine Gefühle niederzukämpfen, Freund des Jugendfreundes zu bleiben, und wenn Henn Stüwen in seinen freien Tagen in die Heimat kam und sie beide über den Deich gingen, fast wie er heute gegen den Sturm lief, hatten sie über Gott und Menschen gestritten wie in ihrer Knabenzeit.

Nur einmal war es gewesen, als hätte der andere es gespürt. Einmal, als der Lehrer spät abends gekommen war und durchs Fenster schaute, hatte Stüwen geschrieben, in einem großen Blätterbündel verbessert und gestrichen, und als jemand eintrat, hatte er die Arbeit scheu verschlossen.

Holgersen wußte wohl, weshalb.

Mit all den Weltstürmerträumen der Jugend waren die zwei ins Leben getreten und hatten gewetteifert, hatten um neue Ziele dichten und ringen wollen. Aber während es dem einen gelang, sich ein Namensmal aufzubauen, war Jens Holgersen der unbekannte Dorflehrer geblieben. Mitunter glückte ihm einmal etwas, es blieben aber kleine Dinge. Und das war auch der Grund seiner Blindheit gegen den Freund geworden. Jens Holgersen führte seine Armut auf den Mangel an Bildern und Eindrücken zurück, die der andere draußen so reichlich gesammelt hatte.

Wie kam's? Henn Stüwen begann seine Manuskripte zu verbergen, er sprach seltener mit dem Freund darüber, auch nicht mehr, als er schon einen feinsinnigen, wackeren Ruf hatte.

Jetzt lag er unter den weiten rollenden Fahnen, die endlos im Wind stiegen und sanken, sich bauschten und quollen. Die Farben der Fahnen war grau wie der Tod. Jens Holgersen aber empfand es als eine Gerechtigkeit des Schicksals, daß er lebte. Es war, als könnte nur einer von ihnen Künstler der Heimat sein; er fühlte, daß jetzt seine Zeit gekommen war, und er ging ihr froh und gespannt als Erbe entgegen.

Vom Haff kam der graue salzige Sturm und brauste gegen den Deich, schien sich hoch aufzubäumen wie ein wildes Pferd und jagte in den tief drängenden Wolken weiter, als müßte er noch heute den Ritt um die Welt machen. Gischt flatterte vom Meer, trieb gegen die Deiche und blieb wie zitternde weiße Glockenblumen im Gras hängen. Unten im Vorland, das mit der Ebbe frei ward, waren zahllose Muscheltümpel, drückten sich mit farblosen Augen ins Gras und warteten auf die folgende Springflut.

Jens Holgersen fühlte sich seltsam herrisch und stark. Es war, als brauste der Sturm für ihn. Wie ein Junggekrönter schritt er fürbaß.

Als er in die kleine Stube Henn Stüwens eintrat, mußte er sich eine Weile sammeln. Die Erinnerung an den Toten rührte ihn wieder sonderbar. Dann warf er die Schultern zurück, hob den Kopf und begann nachlässig in Büchern und Papieren zu blättern. Und wieder stand das Gefühl der Stärke in seinen Augen.

Einmal blieb er am Fenster und schaute in den dämmernden Sturm. Meer und Land verschmolzen in grauer Farbe, nur die weißen Gischtköpfe der Wogen blickten spukhaft herauf. Holgersen mußte daran denken, daß Henn Stüwen manches Jahr hier am Fenster gestanden hatte und in die Seenot hinausgeträumt hatte. Jetzt war er irgendwo drunten in der lichtlosen Weite. Ob Henn Stüwen wohl eine Seele hatte?

Jens Holgersen fröstelte ein wenig. Er zündete die Lampe an, die noch halb gefüllt stand, so wie der andere sie verlassen hatte, und freute sich über den warmen, gedämpften Schein. Die Dämmerung draußen wurde lichtlos und störte ihn nicht mehr; er war im Zimmer allein.

Einer seiner Schlüssel paßte zum Schreibtisch. Er hatte es früher einmal zufällig entdeckt. Als er die Schublade aufzog, steigerte sich seine Unruhe. Er fühlte, wie sein Herz hoch schlug, als beginge er ein Unrecht, von dem er selbst doch nichts wußte. Er mußte einen Augenblick aufstehen und überlegen, daß er bestimmt im Recht war, daß er den Auftrag hatte, den Nachlaß des anderen zu ordnen. Er sagte sich auch, daß es die alte Eifersucht war, die ihn zu einer krankhaften Spannung trieb, eine Neugierde, welche Anerkennung der andere noch hätte kosten können, aus dem, was er schon geschaffen hatte.

„Ob du wohl gedacht hast, Henn Stüwen, daß ich dein Erbe wäre? Das Schicksal ist gerecht, du Erfolgreicher. Ich wußte, daß meine Zeit kommen würde. Ich wußte, wenn ich deine Werke las, daß ich längst dasselbe gefühlt hatte, daß ich noch mehr zu sagen hatte, aber du nahmst mir das Wort und das Brot vom Munde. Jetzt kommt meine Zeit."

Eine große Handschrift in blauem Leinen lag in der Lade; sonst war sie leer. Holgersen wußte, er hatte den anderen daran arbeiten sehen, damals, durchs Fenster. Noch ohne sie aufgeschlagen zu haben, wußte er, daß er Henn Stüwens letztes Werk vor sich hatte. Mit einer Spannung, die er vergeblich zu dämpfen suchte, begann er zu lesen. Wer war dein Erbe, Henn Stüwen?

Es war fast Morgen, als Holgersen die Schrift aus der Hand legte. Ringsum lebte die Stube von all den Wesen, die der Dichter geweckt hatte. Wie eine Schöpfung war die Nacht gewesen, wie ein Atemgeben an all die Sagen und Zauber des Landes. Ein Gottesgnadentum waren die Seiten des Toten, voll von all der Sehnsucht und dem Glauben des Meeres. Und voll von den Träumen Jens Holgersens. Nie hatte der Lehrer so herb empfunden, daß der andere der Voranschreitende war, daß alles, was er selbst mühsam baute, von Stüwen zuerst gedacht und geformt war. Und in all seinem fiebernden Nachempfinden, fühlte er deutlich die Rolle des Zuspätkommenden.

Jens Holgersen schlug mit der Faust auf den Tisch und lachte laut auf. Was wollte er aufbegehren, war der andere nicht im Recht? Er war der Größte, der Erste, der Dichter, und er — der Dorflehrer — war der Hinkende. Und wenn Henn Stüwens letzte Arbeit erschien, würde die Welt den Toten da unten zu ihren Göttern erheben. Ein Werk war's, wie man nur ein einziges schafft ein Leben lang.

Aber Jens Holgersen würde man vergessen. Der wäre gerade gut genug, seine Erinnerungen an Henn Stüwen zu schreiben. Ach, er sah sich im Kreise der Freunde, die von dem andern sprachen. Auf dem Lehrertag war's oder irgendwo. Man fragte ihn scheu, wie nahe er dem Großen gestanden hätte, ob er wirklich der Freund des Toten gewesen wäre.

Warum war er doch nicht Henn Stüwen geworden? Wo war das Schicksal, das dem andern gegeben hatte, was es ihm versagte, was es ihm stahl. Wer antwortete? Oh, er kannte sie, diese rasende Unrast, die kein Wille zu dämpfen vermag. Im Schatten des andern stand er, und wenn sie von seiner Arbeit sprachen, maßen sie nur den Einfluß Henn Stüwens an ihm. Jetzt hatte der andere ein Werk geschaffen, das alle in ihm keimenden Gedanken umfaßte, alles erschöpfte, was er zu formen vermocht hatte.

Wer hatte es geschaffen? Henn Stüwen natürlich. Oder wie kam er doch drauf, hatte er's nicht in der Hand, er selbst?

Der Sturm fuhr dicht übers Land, daß die Dunkelheit draußen zu zucken und zittern schien. Die Lampe brannte trüber, die Flamme wurde klein und flackerte unstet, warf steile Schatten über Tisch und Wände. Ein Salzgeruch drang durch die Fenster ins Zimmer.

Holgersen fiel ein, wie er sich mit Stüwen über Gesicht und Sinne gestritten hatte. „Woran erkennst du die Heimat?" — „Daran, daß der Westwind und das Sonnenlicht hier draußen so seltsam duften. Und du, Jens Holgersen?" — „Am Schlick und Tanggeruch. Jeder Schlick riecht anders: Scheldeschlick, Rheinschlick und Elbeschlick." —

„Jetzt duftet dir kein Sonnenlicht und kein Westwind mehr, Henn Stüwen, das reicht nicht in deine Tiefe. Jetzt bin ich es, dem die Oberwelt leuchtet! Jetzt bin ich es, der dein Werk baut, der dein Werk hält!"

Jens Holgersen erschrak etwas. Er hatte laut gesprochen, hatte seinen eigenen Gedanken gelauscht. Und er hatte gehört, daß es sein Werk war, das er in Händen hatte. War's das nicht? Was hatte der Tote davon? Was wußten die Menschen, wer's geschaffen hatte, wenn er's eine Weile verbarg und Übergänge schuf? War er nicht kritisch genug, die zu finden? Er spürte, daß der Gedanke schon etwas Selbstverständliches in ihm war, und wunderte sich kaum noch darüber. War er nicht der Erbe?

Nur vor dem Heimweg graute ihm. Kein Lebendiger durfte ihn sehen, die Nacht mußte er benutzen, sonst würden sie ihn fragen: „Was trugst du im Arm, als du von Henn Stüwen kamst?"

Jens Holgersen sprang auf und faltete die Handschrift zusammen. War's nicht sein Eigen? Was hatte der Tote davon? Die Lebenden haben das Recht, und er — war das Leben. Er wollte groß und herrlich dastehen, ein einziges Mal. All seine Träume und Bilder des Ruhmes bewegten sich vor ihm.

Vorsichtig löschte er das Licht, verschloß die Tür und zog den Schlüssel ab.

Erste Dämmerung kämpfte draußen gegen den Sturm. Die Eschen knarrten und dröhnten und suchten das Licht mit den Zweigen zu fangen. An der Böschung stand das Wasser und donnerte und rollte.

Es wurde Springflut. Die Deichwächter machten ihren Morgengang. Er wußte es, und seine Augen suchten unruhig, die graue Helle zu durchdringen. Dabei empfand er, daß er etwas zu verbergen hatte. Fast neugierig sah er auf die Schrift in seinen Händen. Ob alle Diebe so ruhig sind wie er? Natürlich, es gibt kleine und große, eigennützige

und selbstlose. Zu welchen er wohl gehörte? Er suchte nach Erklärungen, aber er fand keine.

Da nickte er und biß die Zähne zusammen. Gut, dann will ich ein Dieb sein! Es laufen so viele in der Welt herum, die ein Mäntelchen dafür finden. Hab' ich keins, wollt' ich doch stehlen. Stehlen, was das Schicksal dem andern gab, weil es mich vergaß. Er fühlte eine Kraft wachsen mit seiner Gesetzlosigkeit. Oder war's die Handschrift, mit der er als Herr vor die Welt treten konnte? War er nicht Besitzer und Erbe? Wer nahm ihm das Recht, seinen Namen draufzusetzen? Er lebte, das Leben gab ihm das Recht. Was hatte der Tote davon?

Der Sturm brach gegen den Deich wie ein schweres strandendes Schiff. Holgersen barg die Handschrift sorgfältig unter dem Lodenmantel. Es war, als wollte der Sturm ihn schütteln oder seine Arme packen.

Vorn, in der salzgrünen Luft tauchte die Schleuse auf. Die Wolken schoben sich und stürzten wie Wölfe vorm West über den Himmel. Das erste Licht gab ihnen seltsame, riesige Schatten. Aber das Land lag noch dunkel, als wäre die Luft ringsum ein schwerer dampfender Wall.

Wo wohl Henn Stüwens Seele war? Trug er sie im Buch unterm Arm? War's darum, daß sie so zerrte und zuckte in seinen Händen? Eine geheimnisvolle Schwere lag in Holgersens Gliedern. Es war wohl die Müdigkeit der durchwachten Nacht. Oder war die Handschrift so schwer?

Es war doch gut, daß Henn Stüwen nicht wiederkehren konnte.

Wär' er doch erst zu Hause mit der Schrift! Nie wieder wollte er im Sturm durch die Nacht gehen. Wo wohl Henn Stüwens Seele war? Die ruhte tief, bis die Fische sie fraßen oder die Meere vertrockneten. Was war das, Seele?

Die Schleuse war nahe. Dunkel wuchs das verwitterte Gebälk aus dem Grau heraus. Drüben von der andern Seite kam ihm ein Deichwächter entgegen. Ein sinnloser Schreck ergriff Jens Holgersen. Er fürchtete, man könne nach ihm fragen, nach ihm und der Last, die er breit unter dem Mantel trug. Und der Wächter würde es morgen den anderen erzählen, und sie würden wieder fragen, was er mit sich geschleppt hätte in jener Nacht.

Der Lehrer trat plötzlich hinter den großen Schleusenpfeiler, um sich zu verbergen. Unter ihm brauste das Wasser und schäumte und strömte und rief ihn an mit unverständlichen Zungen, aber mit grauen Augen, die wie huschende Armseelen froren und blickten.

Als der Wächter nahe kam, begannen Holgersens Knie zu beben. Er drängte sich hinter die Balken und versuchte, sich anzuklammern, um nicht gesehen zu werden. Aber seine Hand fand an dem feuchten morschen Holz schlechten Halt, und plötzlich begann die Schrift unter seinem Arm zu gleiten und fiel mit einem spottenden dumpfen Aufschrei ins Wehr.

Der Wächter kam auf ihn zu, erkannte ihn und machte eine Bewegung, als wollte er ihm helfen. „Bist du krank?" fragte er ihn mitleidig. „Du siehst aus, als kämst du von da unten."

HEIMKEHR

EINE GESCHICHTE VON LUDWIG BÄTE

Seine Universitätsstadt hatte ihn gebeten, aus seinen Büchern zu lesen. Er hatte einen nachhaltigen Erfolg gehabt und ging nachher, freundlich durch den sich immer wiederholenden Beifall berührt, mit dem Leiter der Veranstaltung durch das alte, schöne Treppenhaus des großen Vorlesungsgebäudes in den benachbarten Gasthof, in dem er abgestiegen war, und in dem man noch eine Stunde zusammensitzen wollte.

Doch als sie um das Denkmal des großen Geographen, das in den kleinen Anlagen vor dem Gebäude stand, bogen, sah er, schräg und unruhig von dem wehenden Licht der Gaslaternen getroffen, ein Gesicht, das er in unerklärlicher Erregung den Abend gesucht, aber nicht gefunden hatte, und mit dem seine Studienzeit eng verknüpft war. Es hielt ihn nachher auch nicht lange, und Müdigkeit vorschützend, verabschiedete er sich. Oben zog er sich um und ging dann durch einen Seitenweg ins Freie.

Es hatte aufgehört zu schneien. Der gotische Reinolditurm wuchtete klar, von einigen blassen Sternen umzirkt, in den vollen, starkweißen, ruhigen Mondschein. Die Uhr schlug erst ein Viertel auf zehn. So konnte er sie und die Eltern noch aufsuchen, um so mehr, als der Weg nur kurz war. Er bog bald von der nur spärlich belebten Hauptstraße ab, durchschritt das freundliche Villenviertel um den Botanischen Garten und kam nach einigen Schritten in dem engen Gassenwinkel um die Stadtkirche an, in dem er damals gehaust. Der barocke Neptunsbrunnen war eingefroren. Der Schnee lag, locker und in leichten, blaugrauen Silbertönen aufglänzend, auf der Laubenbrüstung des gegenüberliegenden Rathauses, hinter deren bunten Lobelien- und Geranienkästen er Sonntags oft mit den Kommilitonen gesessen, und auf der anderen Seite duckte sich immer noch die schmalbrüstige Konditorei in den Schatten der hohen Patrizierhäuser, in der er sie manchmal erwartet hatte, wenn sie abends vom Geschäft heimkam. Er ging tiefer in die alte Stadt hinein, in der das 18. Jahrhundert, die hellste Zeit der Hochschule, Haus um Haus aufklang, bis er endlich in einem Gefühl altväterlich-friedlichen Geborgenseins und dumpfer Spannung den Stadtgraben fand, an dem sie damals gewohnt hatten.

Das Wasser sang eintönig und schläfrig unter der dünnen, mondüberblauten Eisdecke, bis es, etwa hundert Meter weiterstürzend, über das Wehr in den kleinen Fluß fiel, der sich die Stadt entlangzog und zu Kahnfahrten gerade noch breit genug war. Er mußte plötzlich an die einzige, die er mit ihr gemacht hatte, denken. Übermütig waren sie unter den hangenden Springen- und Goldregenbüschen des Ufers bis zum Wehr vorgedrungen, als mit einem Male der Müller der städtischen Sägemühle die Staue zog und ihnen das Wasser zischend entgegenschoß, so daß er sofort die Ruder verlor und sie beide, hilflos dem Gelächter der Vorübergehenden preisgegeben, mit ihrem Kahn zwischen den Steinen festgeklemmt saßen, bis er sie kurz entschlossen auf seinen Armen ans Ufer getragen hatte.

Dann stand er vor ihrem Hause.

Er wunderte sich, daß der große Haufe von Steinen und Brettern, der hier unter dem sorglich geteerten, niedrigen Dach zu liegen pflegte, fehlte, schob es aber den bald veränderten Zeitverhältnissen zu, bis er auch den Namen des Vaters, der über der Tür gestanden hatte, nicht mehr fand. Fast willens, wieder umzukehren, zog er die Klingel, die sogleich antwortete; Schritte gingen über die Steindiele, ein Schlüssel schob sich ins Schloß, und im Schein der Petroleumlampe sah er in ihr Gesicht. Sie erkannte ihn sofort und bat ihn, ohne auf seine Entschuldigung wegen seines späten Kommens zu achten, einzutreten. Die steile Treppe knarrte mit jedem Schritt, und noch meinte er den feinen, frischen Dunst fertiger Möbel und das scharfe Arom der Beize und der Lacke zu spüren, das aus der tiefer liegenden Werkstatt zu ihm aufdrang, wenn auch der Raum, wie die Gardinen im Türfenster andeuteten, bewohnt schien.

„Vater ist lange tot," entgegnete sie auf seinen fragenden Blick, „und Mutter ist im letzten Herbst gestorben." Er gab ihr die Hand und spürte wieder den festen, sicheren Druck, der ihn schon damals entzückt, da er ihre ganze klare, bestimmte Art wiedergab, und fand auch ohne Mühe das Du zurück.

Das Zimmer schien noch dasselbe, wenn auch mehr Möbelstücke darin standen, die auf beschränkteren Raum schließen ließen. Er fragte nicht und sah nur auf ihre immer noch anmutigen Hände, die auf dem kleinen Herd in der Ecke den Tee bereiteten. Sie war sehr gealtert, und wenn sie den Kopf zur Seite bog, meinte er sogar, schon einen leichten Anflug von Grau in ihrem Haar zu erkennen.

„Hat es dir vorhin gefallen?" fragte er, die Stille, die zwischen ihnen entstanden war, zu überbrücken, und ärgerte sich über die Belanglosigkeit der Frage.

„Sehr", sprach sie verloren vor sich hin, und er spürte, wie das in ihr wach wurde, was er einst erlebt und heiß in seine Verse und Geschichten hatte einströmen lassen. „Ich danke dir, daß du noch gekommen bist!"

Er schwieg.

Hier also hatte er sein erstes Drama geschrieben, das ihn mitten in den Lärm des Lebens gestellt, und sie hatte treulich mit ihm Abend um Abend das Werk ins Reine übertragen und die Korrekturen gelesen. Der Alte, der ihn sehr in sein Herz geschlossen, hatte die Bogen zugeschnitten und ihm oftmals leise mahnend Tabaksbeutel und Schwamm — denn an die neumodischen Zündhölzer konnte er sich nicht gewöhnen — zugeschoben und war stolz mit ihnen und der stillen, freundlichen Frau ins Theater gegangen, als man das brauseköpfige Werk auch hier trotz manches Widerstandes der aufgeregten Bürgerschaft aufführte. Die Kommilitonen hatten ihm nachher einen Fackelzug gebracht, und sie hatte sich nicht gewehrt, als er sie überglücklich in seine Arme schloß. Dann hatte er auf Wunsch seines Vaters das Studium mit dem Doktor abgeschlossen, sich schmerzlich von ihr getrennt, ihr hin und wieder noch geschrieben und sie vergessen, bis die Vorlesung alles wieder wachgerufen hatte.

Sie füllte leise seine Tasse. Das Wasser summte im Kessel, ein Stück Holz sprang scharf im Herd auseinander, der Dompfaff im Bauer regte sich im Traum und schaute dann erschrocken in den Lichtfleck, den die Lampe in den kleinen Wandspiegel neben dem Schlachtenbild von Langensalza brannte. Die Kuckucksuhr auf dem Flur schlug. Manchmal stäubte der Schnee leicht ans Fenster, bewegte sich die Gardine, rauschte das Wehr dumpf herüber.

Gewiß, er war ein berühmter Mann geworden. Er konnte es alle Tage in der Zeitung lesen. Aber zuinnerst zehrte er, das fühlte er heiß, an dem Erlebnis, das dieser Raum heilig umschloß. Was sollten ihm Ehre und Anerkennung, die er für den Augenblick genießen konnte, die aber nicht zu seinem Letzten vorzudringen vermochten! Lauschend sann er vor sich hin. Sie saß über ihre Näharbeit gebeugt, und er atmete noch einmal den dunklen Gott in sich ein, der Jugend und Liebe und erste Schöpfertat hieß. Das Wunder des Anfangs.

Galanterie

huldigt der Schönheit wo und wann sie kann. Gibt es ein passenderes Geschenk für eine Dame, als Dinge, die ihrer Schönheit dienen? Oft ist es schwer »das Richtige« zu finden. Die Elida-Kassette befreit Sie von der Qual des Suchens, von jener fatalen Verlegenheit im letzten Augenblick.

Schenken Sie zu Weihnachten Qualität und Schönheit mit einer Elida-Kassette. Sie werden ebenso angenehm berührt sein von der Preiswürdigkeit, wie die Beschenkte von Ihrem guten Geschmack.

Mayer Lukas 25

ELIDA

ELIDA
HAUTPFLEGE

Die Luxusseife für 80 Pfg. * Elida-Weihnachts-Kassette 1925.

Das älteste Wohnhaus Deutschlands.

Die Frage nach dem ältesten Wohnhaus Deutschlands hat von Zeit zu Zeit immer wieder die Kunstgeschichte beschäftigt. Würde man den Angaben einzelner Städte und Ortschaften folgen, wo ein unüberwindlicher Lokalpatriotismus für diesen oder jenen Ort den Ruhm, das älteste Wohnhaus zu besitzen, in Anspruch nimmt, könnte man aus den vielen „ältesten Wohnhäusern Deutschlands" fast eine kleine Stadt zusammenstellen.

Wenn man auf der Suche nach dem ältesten Wohnbau geschichtlich zurückgeht, bis in die Merowinger- oder Karolingerzeit, kann, falls aus dieser Zeit überhaupt etwas erhalten ist, nur ein Steinbau in Frage kommen, denn Fachwerk, ein Lehm- oder Holzbau, die gebräuchlichste Bauart des Volkes, dürfte sich kaum aus dieser Zeit infolge der leichten Vergänglichkeit des Materials erhalten haben. Steinbauten kommen in früher Zeit nur in der Bautätigkeit der Kirche, der Könige und des Königshofes vor. Von den Bauten des Königs oder seines Hofes sind nun eine Reihe Steinbauten erhalten, meistens Pfalzanlagen. Diese aber tragen nicht den Charakter des Wohnhauses im Sinne eines Privatbaues. Überreste dieser Pfalzen, die heute als Wohnbauten wirken, sind in Wirklichkeit nur Teile einer großen Burganlage, von der das übrige untergegangen ist.

Nun befindet sich in Winkel im Rheingau bei Rüdesheim, am südlichen Ende des Ortes, inmitten von Weinbergen ein merkwürdiger Steinbau, das sogenannte „Graue Haus", weithin bekannt und sagenumwoben, das in den groben Mauerflächen, in der Anlage der Türen und Fenster Stilelemente aus frühromanischer Zeit trägt. Wenn auch die Tradition, die übrigens weit ins Mittelalter hinein zurückzuverfolgen ist, sich in der Zuweisung des Hauses als Wohnung des Erzbischofs Rhabanus Maurus von Mainz irren sollte, so sprechen doch die Stilformen mit aller Bestimmtheit für die karolingische Zeit. — Der Grundriß des Hauses ist ein langes Rechteck, im Erdgeschoß durch eine Längswand geteilt; ein schmaler Bau schließt sich als Herdraum an. Die Räume dieses Erdgeschosses, nur wenig in den Boden eingelassen, haben einen kellerartigen Charakter. Licht wird durch schmale Mauerschlitze vermittelt. Eine gedrückte rundbogige Tür mit profiliertem Kämpfer führt in das Innere des Hauses. Das Portal sowie die Verzierung am Steinsturz der in den Anbau führenden Tür sind ganz im Sinne der karolingischen Kunst gehalten. Das Obergeschoß enthielt früher einen Saal, von dem ein kleines Zimmer abgetrennt war, und über dem Herdraum einen kleinen Gewölbebau, der vielleicht als Hauskapelle anzusehen ist. Über dem rundbogigen Portal des Erdgeschosses befanden sich zur Erhellung des Saales mehrere gekuppelte Bogenfenster, von denen heute nur noch zwei zu erkennen sind. Auch diese Fenster stammen aus karolingischer Zeit, während die übrigen, feiner gearbeiteten Fensteröffnungen einer späteren Epoche, vielleicht dem 11. Jahrhundert angehören und so zur Datierung des Baues nicht herangezogen werden dürfen. Als einzigen bedeutenderen Schmuck hat das Haus nur zwei derb gearbeitete Bärenköpfe aufzuweisen, die, am Dachbeginn sitzend, der äußeren Dachauflage als Stütze dienen sollen.

Das Graue Haus, vom Süden aus gesehen.

Das Graue Haus in Winkel bei Rüdesheim. Zustand von 1850.

Die wenigen, für diese frühe Zeit aber um so wichtigeren Anhaltspunkte genügen, das Bauwerk zeitlich sicherstellen zu können. Der Hauptwert des Hauses liegt darin, daß es als Profanbau im Mauerkörper bis zum Giebel völlig erhalten ist. Man kann daher mit vollem Recht das Graue Haus in Winkel als das wirklich älteste Wohnhaus in Deutschland ansprechen, wenn man von den Pfalzanlagen absieht, die, obschon auch sie zu Wohnzwecken dienten, einen palastartigen Charakter trugen und so unserer heutigen Vorstellung von einem Wohnhaus nicht entsprechen. — Eine Neuaufnahme der Hauptansicht des grauen Hauses ist durch vorgebaute Grenzmauern und Stallungen heute technisch unmöglich. Die Abbildung aus dem Jahre 1850 entspricht aber vollkommen dem jetzigen Aussehen des Gebäudes.

Dr. Otto Peters.

Zar Bjurkut. / Historisches Bild von Kurt Siemers.

Über Zorndorf standen dicke Qualmwolken unbeweglich in der Luft. Flammen flogen, spitz und gelb aufschießend aus brennenden Scheunen und Kornböden in den schweren Augusthimmel.

Der König machte einen schmalen Mund, und seine Nase hakte schärfer aus dem Gesicht als sonst.

Reiterlose Russenpferde, blutbespritzt und verwirrt, galoppierten wie unsinnig mit geblähten Nüstern und bebenden Flanken in die preußischen Schlachtreihen hinein. —

Das vorderste Treffen der Russen war von den Preußen niederkartätscht und zusammengehauen worden. Unter ihrem Seydlitz hatte sich die preußische Kavallerie so verwegen geschlagen, daß die Russen meinten, es führen böse Dämonen unter sie. Sie hatten ihre Gewehre umklammert und sich zusammenhauen lassen bis auf den letzten Mann, ohne von diesen preußischen Teufeln Pardon zu verlangen.

Vor der preußischen Front schwärmten die kosakischen und kalmückischen Reiter wie Stechfliegen um ein Aas. Ihre Anführer wirbelten auf kleinen Zottelpferden fahnenschwingend vor den Grenadierbataillonen des Königs vorüber. Je nachdem sie die Fahnen schwenkten, brausten die Steppenreiter hinter ihnen nach links oder rechts an den feindlichen Reihen vorbei.

Die schwarzen Husaren, von der Wucht russischer Reitermassen langsam zurückgedrängt, waren erbittert über dies moskowitische Geschmeiß; aber sie konnten ihr eigenes Schimpfen nicht hören, denn die Erde bebte und barst unter dem Donner der russischen Kanonade.

Die preußischen Füseliere spähten nach ihrem König aus.

Wie Adlerschrei stieß sein kurzer Zuruf aus nächster Nähe unvermutet auf sie herab. Sie erkannten ihn nur an der Stimme; sein Antlitz war unkenntlich geworden vor Schwärze und Pulverdampf. Sie sahen an ihm keine Orden, nur das Silber seiner verblichenen Feldbinde leuchtete matt.

Die königlichen Pagen blicken unauffällig zueinander hinüber. In ihren Kinderaugen steht Unbegreifen und verborgenes Entsetzen, Angst um das Leben ihres Königs.

Friedrich läßt ein Fahnentuch über seinem Haupte wehen. Der Dreispitz fliegt ihm vom Kopf; flüchtige Infanteristen haben in ihrer Angst zurückweichend daran gestoßen. Der König sieht ihnen groß in die flackernden Gesichter. Sie stutzen, erschrecken: Der König! Sein kalter Hohn übergießt sie wie ein ätzendes Wasser:

„Vor den Kanaillen habt ihr Kerle die Hosen voll — — Dem Dohna seine Leute sind keinen Schuß Pulver wert!“ Der König ruft es verächtlich seinem Adjutanten, dem getreuen Oppen, zu.

Den Fliehenden brennt Scham aus den wirren Zügen; sie kehren sich zögernd wieder dem Feinde zu und stehen.

Die Fahne hoch in der Hand, stürmt der König nach vorn; die Bataillone Wedel, Kalckstein, Forcade, Asseburg, Prinz von Preußen hinter ihm drein.

Die Welle der Flüchtigen verebbt. Die Füsiliere des Prinzen von Preußen sind wieder mit dem Feinde handgemein. Ein schwarzer Husar führt sorglich seinen Leutnant aus dem Gefecht zurück. Rote Blutstreifen zeichnen die Fährte. Der Husarenoffizier beißt totenbleich die Zähne aufeinander: Die Kugel eines russischen Sechspfünders hat ihm die linke Hand und den Schenkel mitgenommen. Friedrich faßt den sterbend vorüberreitenden Leutnant scharf ins Auge:

„Herr Rittmeister, ich sehe, Sie sind schwer blessiert. Da, nehmen Sie mein Sacktuch zum Verbinden!“

„Majestät, ich brauche kein Avancement und keinen Verband mehr — aber ich bin zufrieden, daß wir die Bataille gewinnen!“

Der König nimmt feierlich, als stände er vor einem offenen Grabe, den Hut vom Kopfe und hält ihn in der Hand, bis der sterbende Offizier vorüber ist. Kugeln werfen um ihn spritzend das Erdreich in die Höhe. Die Kanonen donnern wieder, daß man meint, die Erde müßte einstürzen. Neben dem König sinkt der eine der Pagen lautlos zusammen . . .

Mit einer halben Linksschwenkung sind die Füsiliere Kalcksteins und Forcades gegen eine Höhe vorgedrungen. Sie sehen dort die toten Feinde in Reihen wie hingemäht liegen, drei Glieder tief. Ihre Anführer hatten ihnen gesagt, sie müßten am lichten Galgen baumeln und kämen zudem in die Hölle, wenn sie sich nicht bis zum Äußersten schlügen.

„Viktoria! Viktoria! Es lebe der König!“ rufen die vordersten Preußen. Friedrich ist ihnen hart auf den Fersen: „Kinder, ihr ruft zu früh. Ich will's euch gönnen, wenn dazu Zeit ist!“

Ein Hall von tausend Trommeln verschlingt die Worte des Königs. Zehn russische Bataillone ziehen auf wie zur Parade. Über den Trommelschlag hinweg hört man das Schrillen der Querpfeifen. Friedrich wendet ihnen schweratmend den Blick entgegen und deckt die schmerzenden Augen mit der Rechten. Die lange Front herunter blitzen die russischen Patronentaschen in der grausam hellen Augustsonne, die über dem Schlachtfelde die Luft flimmern macht.

Bumm . . . Bummm! — Die Russen schießen wie verrückt mit Kartätschen, in Feind und Freund hinein. Die russischen Füsiliere fallen wie gesichelt. Aber im Augenblick schließen sich auch die Lücken wieder, und die Massen der Leiber quellen nach vorn, wie Rauchschwaden durch den Schornstein.

Am rechten Flügel ballen sich die Kämpfenden zu staubumwölkten Knäueln.

Vom Regiment Normann stürmt ein Offizier heran und ruft nach dem König: „Zwei russische Bataillone bitten um Pardon!“

Dem König steht ein Bild aus dem verbrannten Küstrin vor Augen: Erschlagene Kinder, verstümmelte Greise, Häuser in Schutt und Trümmern —

Sein Blick wird hart, er schüttelt mit dem Kopf: Nein!

* * *

Auf dem linken Flügel gleiten die Preußen aus; der Boden ist glitschig von Blut.

Die Russen sterben wortlos, ihre Heiligenbildchen küssend. Man hört kein Wimmern, keinen Schrei bei ihnen.

Auf der anderen Seite, wo der König steht, gewinnen die Russen in zähem Ansturm von neuem Boden. Man sieht den König in der vordersten Linie. Auch der zweite Page hinter ihm sinkt mit zerschmetterter Kinnlade neben dem aufbäumenden Handpferd hin.

Jede Terrainwelle scheint ein Schoß zu sein, der neue Feinde gebiert. Verzweifelt schlagen sich die preußischen Infanteristen. Des Königs Fahne sehen sie über sich wehen. „Noch fünf Minuten, Kinder, die Kavallerie macht uns Luft, paßt auf!“

Über gelben Feldern brennt und glüht die Sonne. Die Augen schmerzen. Die Russen zielen nach diesem tolldreisten brandenburgischen Fahnenträger.

Wasser, für jeden einen Becher Wasser — und Kavallerie in der russischen Flanke, denkt Friedrich und wischt sich den dicken, mehltrockenen Staub aus dem Gesicht.

Was ist das? Kavallerie? Der König reißt die schwer gewordenen Augenlider mit Gewalt hoch: Dunkelgrüne Monturen, breite Nasen, Schlitzaugen, Kalmücken, Tartaren, Kosaken . . . der Feind!

Sechs oder sieben Preußen scharen sich verzweifelt um ihren König, todmüde, keiner ohne Blessuren. Das ist das Ende? Dem König fällt eine Ode ein, die er vor mehr als zehn Jahren geschrieben hat:

„Sibirien gebiert den Bienenschwarm Barbaren,
Des kalten Nordlands Dolche steh'n zum Stoß;
Ich sehe sie vereinigt, Caspier und Tartaren ..."

Sie umkreisen ihn. Einer, mit schielenden Augen, schießt sein Pistol auf ihn ab. Tartarischer Hund, du! Der treue Oppen rennt ihm den Degen in den Bauch. Die Russen fallen zu Haufen über ihn her; er sinkt in sein Blut. Die letzten Preußen drängen ihren König mit Gewalt aus dem Getümmel.

„Seydlitz! — Wenn jetzt, in den nächsten Sekunden Seydlitz käme! — Nichts! Es scheint an der Zeit zu sein, sich wie ein Cäsar sterbend in die Toga zu hüllen ... Noch nicht, bei Gott, noch nicht!"

Friedrich hat die Fahne sinken lassen und den Degen mit dem goldnen Griff gezogen. Seine Augen leuchten, weit, groß und kühn, zwei strahlende Sonnen über Sommerhimmel. Ein Gewitter lauert dahinter, ein verborgener Blitz, der den Unvorsichtigen tötet.

Einer der Russen schnellt gegen den preußischen Anführer, Gier und Rausch im Blick.

„Kanaille", sagt der König eisig und sieht ihn groß an.

Des Königs Blick nagelt den Andringenden auf den Fleck und lähmt ihn.

„Zar Bjurkut!" Diese gurgelnd herausgestoßenen Silben ziehen einen magischen Zauberring um den König.

„Zar Bjurkut!" — Die Russen murmeln es nach und werfen sich nieder, die Stirnen in den Staub grabend. In dichten Haufen scharen sie sich scheu um den feindlichen Anführer, der sie gelassen betrachtet. Ein bärtiger Kalmück nestelt sein Amulett vom Halse und legt es vor dem König nieder.

Ein dumpfes Brausen füllt plötzlich die Ebene. Man sieht die weißen Monturen der Kürassiere durch Wirbel und Wolken Staubes. Die russischen Dragoner werden in wildem Anprall geworfen.

Der König atmet tief auf: Seydlitz hat ihn gerettet! Frische preußische Infanterie prescht hinter Dohnas geflüchteten Reihen hervor. Ein preußischer Oberst bricht wie Wetter und Blitz durch den Kreis der Russen um den König.

„Meine Gefangenen, Herr Oberst, sie sind von mir aus pardonniert."

Friedrich wendet sich den herankommenden Preußen zu: „Ist keiner hier, der den Dolmetscher machen kann?"

Vom Bataillon Lattorf springt ein Capitain vor: „Sire, ich bin Kurländer!"

„Warum haben mich diese da nicht gefangen oder getötet?"

Der Preuße redet barsch auf die Russen ein, die wie eine Herde geduldiger Tiere beieinander gedrängt stehen. Ihre wilde barbarische Sprache schwillt ab zu einer sanften fremden Musik.

„Sire, es sind Kalmücken, Baschkiren, Kirgisen und andere tartarische Völker unter ihnen. Bis nach Asien hinein spricht man in ihren Jurten und Zelten von Bjurkut, dem mächtigen weißen Königsadler, der nach ihrem Glauben alle hundert Jahre über die Steppe fliegt. Er ist ihnen ebenso heilig wie die weiße Eule Tumana. Wer seine Hand gegen Eule oder Adler hebt, den verschlingt der Drache Luu Chan."

„Was hat das mit meiner Person zu tun?"

„Die russischen Steppenvölker nennen Ew. Majestät den Zaren Bjurkut, was soviel bedeutet als: der heilige Königsadler oder Adlerkönig. Sie sagen, daß der brandenburgische Zar gekommen sei, die Welt zu erobern."

„Woran haben mich diese Leute erkannt?"

„Am Blick, den sie nicht zu ertragen vermochten." —

Der König dankt durch ein Kopfnicken: „Man soll die Gefangenen gut bewachen und ihnen volle Portionen Menage austeilen. Wer von ihnen mit Beutestücken aus meinen schlesischen Landen betroffen wird, wird sofort gehenkt."

Über die zerstampften Felder hinweg geht des Königs Blick. Der siegreiche Seydlitz hat sich von der geflohenen russischen Reiterei gelöst. Die preußischen Kürasse funkeln weithin.

Über Zorndorf steht noch die schwere Brandwolke.

Der Königsadler hält sein Eigentum fest in den Fängen.

Aus Wissenschaft und Technik.

Naturwissenschaftliche Erkenntnis als Retterin aus unserer Not. Bisher war man es gewohnt, daß speziell die Errungenschaften der Chemie sich auf rein naturwissenschaftlich theoretischem oder technischem Gebiete auswirkten. Was die neuere physikalisch-chemische Atomforschung jedoch nunmehr auf ihrem Spezialgebiete ermittelt hat, ist nicht nur von größtem wissenschaftlichen Wert für die Kenntnis des Atombaues und alle Fragen atomistischer Dynamik, es ist von ganz hervorragender philosophischer Weltanschauungs- und praktischer Einstellungsbedeutung, so daß jeder einzelne wie die Verantwortlichen für Gemeinwesen hierüber unbedingt orientiert werden müssen. Die neuen Atomforschungsergebnisse zeigen uns die grundlegenden, alles Sein und Werden bedingenden Zusammenhänge in einem so klaren Lichte exakten Beweises, daß die vielen, speziell materialistischen Irrtümer in ihrer Frieden und Gedeihen zermürbenden Wirkung nachgerade ein Ende finden müssen. Unsere Zeit krankt an einem heillosen materialistischen Erkenntnistiefstand, der jede sittliche und damit auch jede umfassende und dauerhafte wirtschaftliche Vor- und Aufwärtsentwicklung unmöglich macht. Hierüber sind sich alle Erfahrenen aus Theorie und Praxis einig, aber niemand vermochte es bisher, einen wirklich Erfolg versprechenden Ausweg zu zeigen. Ich glaube, ohne mich einer Überheblichkeit schuldig zu machen, ihn gefunden zu haben, und zwar aus den Zusammenhängen zwischen Kraft und Stoff, wie ich sie aus der neueren Atomforschung heraus erkenne (vgl. „Der Weg zum Erfolg"; Verlag Wilh. Hartung, Leipzig). Wenn man heute jemandem sagt, er sei eine anteilige Erscheinungsform der allschaffenden, ewigen Kraft und müsse sich dementsprechend verhalten, so wird man in den weitaus meisten Fällen einer verständnislosen Verwunderung, wenn nicht gar mitleidsvoll lächelndem, überheblichem Hohne begegnen; es will eben niemand eine transirdische Kraft, der sich jeder unterzuordnen hat, anerkennen, weil er sie noch nicht erkennen kann, oder weil er sie nicht anerkennen will. Das aber ist der Grund für den schrankenlosen Egoismus unserer Zeit. Alle philosophische und religiöse Belehrung wird aus Beschränktheit oder Arglist diskreditiert durch einen taktisch weit überlegenen, wenn auch jeder inneren Berechtigung baren Materialismus. Diesen Materialismus entkräftet die neuere Atomforschung, so wie ich sie verstehe, restlos. Während der Materialismus, soweit er sich überhaupt wissenschaftlich zu begründen sucht, sich auf die nunmehr veraltete Atomlehre stützt, die dahin interpretiert wird, als sei das körperliche, chemische Atom der Ursprung alles Weltvorhandenen, hat die neuere Atomforschung nachgewiesen, daß dem nicht so ist. Sie stellt fest, daß ein körperliches Atom nur entstehen kann aus Elektronen, d. h. Elektrizitäts-, also Kraft-Quanten. Die Kraft, denen diese kleinsten Quanten entstammen, muß also vorhanden gewesen sein, ehe das erste körperliche Weltenatom sich überhaupt bilden konnte; sie war also schon vor Anbeginn alles Zeitlichen, von uns aus gesehen, mithin von Ewigkeit her. Da

nun die Atomforschung für eine ganze Reihe verschiedenartiger Elementatome schon nachgewiesen hat, daß sie alle aus Quanten ein und derselben (zweipoligen) Kraft entstehen, unterliegt es keinem Zweifel, daß wir es hier mit der alle Atome schaffenden, also der allschaffenden Kraft zu tun haben. Die Atomforschung zeigt auch, wie es diese allschaffende Kraft vermag, aus sich Atome so verschiedener Art entstehen zu lassen; das hängt ganz davon ab, wie viele sie von ihren Einheiten (Elektronen) im jeweiligen Atom um ihren Kern gravitieren läßt, bzw. in welcher Weise sie gravitieren. Diese Kraft bestimmt also schon vom Atom an, welchen Anteil jedes einzelne, auf Grund der ihm so verliehenen Eigenschaften, seiner Reaktionsfähigkeit nach, an der Weiterentwicklung nehmen kann. Wir erkennen somit, daß tatsächlich alles Sein und Werden letzten Endes nur aus den Mitteln dieser allschaffenden Kraft erfolgen kann, und daß mithin auch wir Menschen nichts anderes als eine Erscheinungsform dieser Kraft sein können. Wenn nun alles Weltvorhandene nichts anderes ist als eine Erscheinungsform der allschaffenden Kraft, also nur Teil ein und desselben Ganzen, so ergibt sich hieraus zwingend, daß wir nur im Rahmen dieses Ganzen uns vor- und aufwärts entwickeln können, daß jedes egoistische Gegeneinanderarbeiten grundsätzlich widersinnig und für uns nachteilig sein muß. Daß die allschaffende Kraft willensbeseelt oder einem leitenden Allwillen untergeordnet ist, erkannten wir schon aus der Differenzierung der Atome, wir sehen es aber auch unzweideutig aus dem gesamten sinnfälligen Weltgeschehen. Diese kurzen Andeutungen werden manchem Anregung genug sein, über die neugewonnene Erkenntnis nachzudenken. Jeder wird erkennen, daß hier exakte Wissenschaft der Menschheit einen Erkenntnisdienst erwiesen hat, wie er bisher noch nicht erzielt wurde. Man wird aber auch sehr bald herausfinden, daß diese Erkenntnis sich grundsätzlich mit vielem deckt, was philosophisches Folgern und religiöses Glauben nach ihrer Art gefunden haben. Nur konnte das so Gefundene nicht überzeugungsmäßiges Gemeingut aller werden, weil es nicht so unwiderleglich exakt erwiesen war, daß egoistischer Materialismus es nicht zum Wanken hätte bringen können. Ich verkenne selbstverständlich die Schwierigkeiten keineswegs, die unsere materialistisch verseuchte Auffassung und Lebensführung einer erfolgreichen Umstellung entgegenstellen wird, aber da, wo eine klare Erkenntnis vorhanden ist, wird sich auch ein Wille und die Kraft zur Tat entfalten.

Dr. Franz Hering.

Über Vielfingrigkeit. Diese Mißbildung geht in den meisten Fällen mit Vielzehigkeit einher. In zahlreichen Familien konnte sie durch eine ganze Reihe von Generationen verfolgt werden. In manchen Familien scheint sie regelmäßig dominant zu sein, in anderen fand man eine Übertragung durch gesunde Personen. Das männliche Geschlecht scheint unter den Behafteten zu überwiegen. So fand Prof. Sommer in Gießen unter 125 Fällen 86 männliche und nur 39 weibliche. Dieser beträchtliche Unterschied scheint nicht allein dadurch zustande zu kommen, daß Frauen mehr bestrebt sind, Mißbildungen zu verbergen. Daß eine derartige Mißbildung den Augen früherer Zeit nicht entgangen ist, dafür mögen einige Beispiele aus der Weltliteratur hier erzählt sein. So hören wir im Alten Testament von einem Philister aus der Zeit Davids, der an Fingern und Zehen je 6 Glieder hatte. Die einen hielten dieses „Wunder der Natur“ für einen Vorzug, andere für etwas Häßliches. Auch Galenos, Paulos von Aigina und Celsus sowie Plinius wissen von überzähligen Fingern zu berichten. Der große Dominikaner und Naturforscher Albertus Magnus (gest. 1280) war wohl der erste, wie Zaunick berichtet hat, der einen Fall von familiärer Vielfingrigkeit sah. Schreibt er doch: „Ich habe einen Menschen mit 6 Fingern und 6 Zehen gesehen; und dessen nächstgeborener Bruder hatte gleichermaßen 6 Finger und 6 Zehen.“ Derartige frühe Beobachtungen sind wichtig und sollten einmal gesammelt werden. Von historischen Persönlichkeiten soll Karl VIII. von Frankreich (regierte bis 1481) seine 6 Zehen in von ihm erfundenen breiten Schuhen verborgen haben. Die heilige Hedwig soll den Leichnam ihres Sohnes, der bei Wahlstatt an der Katzbach gefallen war, an den 6 Zehen, die er am linken Fuße hatte, erkannt haben. Vom Philosophen Bilfinger wissen wir, daß „der Herr Geheimrat“ 12 Finger und 11 Zehen auf die Welt brachte, „welcher Unordnung des Leibes durch Abnehmung dieses überflüssigen Gliedes am zehnten Tage abgeholfen wurde“. Eine weitere gut beglaubigte Beobachtung aus dem 18. Jahrhundert, die W. Fr. Freiherr v. Gleichen-Rußwurm in seiner Abhandlung über Infusionstierchen (Nürnberg 1778, S. 52 f.) recht gut bildlich in Stammbaumform festgehalten hat, zieht sich durch drei Generationen hin. Im Anfang des 19. Jahrhunderts machte die Häufung von Vielfingrigkeit in dem Dorfe Izeaux bei Grenoble viel von sich reden, die allmählich durch Blutmischung verschwunden sein soll. Einen literarischen Niederschlag fand diese Abnormität in dem „Landarzt“ von Honoré de Balzac. Weit besser beglaubigt ist der Bericht über Vielfingrigkeit in dem noch 1872 vorhandenen südarabischen Herrschergeschlecht der Fodli oder Osmani, dessen Mitglieder alle mehr oder weniger vielfingrig waren. Daß auch bei Hühnern — in manchen Familien — Extrazehen häufig sind, mag zum Schluß hier erwähnt sein.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Schwankungen der mittleren Körpertemperatur. Merkwürdigerweise bleibt sich die Körpertemperatur des Menschen innerhalb der verschiedenen Klimate im großen und ganzen gleich, obwohl die Außentemperaturen, denen der Mensch am Äquator einerseits und im Polargebiet andererseits ausgesetzt ist, um mehr als 40° voneinander abweichen. Mit dieser Beobachtung stimmt auch die Tatsache überein, daß die Körpertemperatur der in der gemäßigten Zone lebenden Menschen von Winter und Sommer nicht in nennenswerter Weise beeinflußt wird; sie ist im Winter nur um etwa 0,1 bis 0,4° niedriger als an heißen Sommertagen. Auch die verschiedene Höhenlage des Wohnsitzes ruft keine nachweisbaren Temperaturveränderungen hervor. Man kann also zusammenfassend sagen: die allgemeinen klimatischen Einflüsse sind für unsere Körpertemperatur so gut wie belanglos. — Nicht so aber der Stoffwechsel. Ist dieser erhöht, so erfolgt alsbald eine Vermehrung der Wärmeproduktion, die, wenn die Wärmeabgabe nicht Schritt halten kann, zur Erhöhung der Körpertemperatur führen muß. Es konnte nachgewiesen werden, daß die durch den lebhaft gesteigerten Stoffwechsel nach einer sehr reichlichen Mahlzeit verursachte Temperaturerhöhung fast ein Grad betragen kann. Ganz deutlich macht sich der Einfluß des Stoffwechsels dann bemerkbar, wenn man die Temperatur eines Hungertages mit der eines beliebigen anderen vergleicht; es wurden bei der gleichen Versuchsperson im ersten Falle 36,6° gemessen, während die normale Temperatur an gewöhnlichen Tagen 37,2° betrug. Zur richtigen Ausführung derartiger Messungen ist die Beobachtung und Berücksichtigung der sogenannten „periodischen Schwankung“ unerläßlich, die die Temperatur jedes Menschen im Laufe des Tages durchmacht: sie steigt nämlich am Tage dauernd, während sie nachts kontinuierlich fällt. Die höchste Temperatur ist gewöhnlich zwischen 5 und 8 Uhr abends zu beobachten, die niedrigste zwischen 2 und 6 Uhr morgens. Will man also die beschriebenen Erscheinungen an sich selbst nachprüfen, so darf man nicht einmal morgens um 8 Uhr etwa, am nächsten Tage abends um 6 Uhr messen, denn sonst erhält man völlig unbrauchbare Ergebnisse. (Der Durchschnittswert, den man aus allen im Verlaufe des Tages beobachteten Temperaturen findet — das sogenannte „Tagesmittel der Temperatur“ — ist 36,9° bei Messung in der Achselhöhle.) Die Ursache dieser täglichen Schwankung liegt wohl hauptsächlich in der verschiedenen Muskeltätigkeit, die ja auch Wärme produziert; dafür spricht unter anderem die Tatsache, daß die Tagesschwankungen auch während eines Hungertages in kaum veränderter Weise auftreten.

S. Hupfer.

Massage beim Sport. Zu den unentbehrlichen Hilfsmitteln des Sports gehört eine geeignete Massage, deren Bedeutung und Wirksamkeit selbst in Kreisen der Sportbeflissenen nicht immer voll gewürdigt wird. Keineswegs kräftigt die Sportmassage, wie vielfach fälschlicherweise angenommen wird, die Muskeln. Dagegen werden mit ihrer Hilfe Ermüdungsstoffe und Wasser aus den Muskeln entfernt,

etwaige Verhärtungen beseitigt. Was die Haut betrifft, so wird sie bei sachgemäß ausgeführter Massage durch Erhöhung der Blutzirkulation von überflüssigen Stoffwechselschlacken befreit und somit indirekt das Herz entlastet. Ablagerungen und Fettansammlungen in der Umgebung der Gelenke werden abgeführt, wie denn überhaupt der gesamte Blutumlauf angeregt und die Ausscheidungen schädlicher Stoffwechselprodukte gefördert werden. Den Sportleistungen geht unmittelbar die „Vorbereitungsmassage“ voraus. Sie besteht aus Streichungen und leisen Knetungen und kommt bei Kälte in Frage, um die Arbeitsgeschwindigkeit der Muskeln zu erhöhen; außerdem, um einerseits das „nützliche Startfieber“ hervorzurufen und andererseits das „schädliche“ zu beseitigen. Bei Schwerathleten, Boxern und Ringern, müssen die Knetungen besonders kräftig sein; Heißblütige bedürfen starker Rückenstreichungen. Bei Dauerleistung ist im allgemeinen eine Vorbereitungsmassage nicht erforderlich. — Sofort nach Beendigung der Sportleistung folgt die „Entmüdungsmassage“, die sich aus Streichungen und nachfolgenden weichen, durchgreifenden Knetungen zusammensetzt; hierbei muß besonders auf Knötchen in den Muskeln geachtet werden. Meist sind nach 5 bis 7 Minuten Entmüdungsmassage die erschöpften Muskeln wieder leistungsfähiger als vor der ersten Anstrengung, die ohne vorherige Massage unternommen wurde. Schmerzen sind bei dieser Form der Massage unbedingt zu vermeiden. Dagegen geht es bei der „Zwischenaktmassage“, die an trainingfreien Tagen vorzunehmen ist, nicht immer ganz ohne Beschwerden ab, besonders wenn kleine Ergüsse, Spannungen und Härten beseitigt werden sollen. Hier wird übrigens von passiven Muskeldehnungen ausgiebig Gebrauch zu machen sein. Im übrigen dürfen sämtliche Handgriffe des Masseurs — Streichungen, Knetungen und Klopfungen — keinerlei nennenswerte Schmerzen bereiten. Selbstmassage ist nur bei längerem Warten in der Kälte oder jeweils bei der morgendlichen Toilette der Sporttreibenden von Nutzen. Selbst bei den geringfügigsten entzündlichen oder fieberhaften Zuständen muß unbedingt jede Art von Massage unterbleiben. Seitdem sich die Ärzte mehr als bisher mit den Leibesübungen befassen, hat auch die Sportmassage an Bedeutung gewonnen, und auf ihre kunstgerechte Ausführung wird gerade von sportärztlicher Seite größter Wert gelegt. Dr. M.

Für den Weihnachtsbüchertisch.

Für die Jugend. Weihnachten harrt vor der Tür. Wir stehen wieder einmal vor der Frage: Was sollen wir unseren Kindern schenken? Da präsentieren uns die Verleger, bestrebt, unserer Verlegenheit abzuhelfen, einen reich gedeckten Büchertisch. Vor allem für die Kleinen ist wohlgesorgt. So hält der Verlag Jos. Scholz, Mainz, eine ganze Reihe der schönsten Kinderbücher bereit. Zuerst für die ganz Kleinen drei frohe Bilderbücher „Kinder und Blumen", „Für Buben und Mädel" und „Das Kleinkinderbuch" mit Versen von Frida Schanz, ferner das zeitgemäße Reimbilderbuch „Leben und Verkehr". Der Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, wartet gleichfalls mit einer Fülle reizender Sachen auf: „Tandaradei", „Nesthäkchens Wunderhorn", „Von Mäuschen und Mettwürstchen" u. a. m. Ganz allerliebst sind die Bilderbücher „Allerlei Lustiges", „Hoppla", „Im Zirkus" (Verlag F. Schreiber, Eßlingen und München) sowie „Aus dem Himmel ferne" (Herde & Lebeling, Stettin). Desgleichen gibt es dieses Jahr recht hübsche Tierbilderbücher: „Unsere Haustiere", „Schule der Tiere" (Verlag Scholz, Mainz); „Das Vogel Abc", „Das Hausgesinde" und „König Nobel und sein Reich" (G. Stalling, Oldenburg). — Für die schon etwas Größeren liegen mancherlei Überraschungen bereit. Da ist vor allem die köstliche Gedichtsammlung „Goldene Ernte" zu erwähnen, weiter W. Hauffs „Geschichte vom kleinen Muck", „Aladin" und „Ali Baba" (Verlag J. Scholz, Mainz); ferner „Sonnenkinder-Stube" und ein Märchenbilderbuch „Das große Ding" (Verlag G. Stalling, Oldenburg). In diesem Zusammenhang sind auch die originellen Spielbücher des letzteren Verlags zu empfehlen, die Spielzeug (mit beweglichen Puppen) und Buch originell in sich vereinigen: „Aus dem kleinen alten Städtchen" und „Nürnberger Puppenspielbuch". Eine große Weihnachtsfreude kann man auch mit den von J. Scholz, Mainz, verlegten Quartettspielen bereiten, die mit ihrem mannigfachen Inhalt auch bei den Erwachsenen viel Beifall finden werden. — Mehr auf die Wünsche der schon verständigeren Kinder zugeschnitten sind die Märchen von R. Ziegler (Verlag Herder, Freiburg) und Ina Seidels „Wunderbares Geißleinbuch"

im Verlag von F. A. Perthes, Gotha, der auch die lustige Reimgeschichte „Der Teufelsbub“ von Frida Schanz herausgebracht hat. Aus der Feder des bekannten Schriftstellers K. A. Findeisen ist die spannende Erzählung „Der Raubschütz“ (Verlag Hegel & Schade, Leipzig) hervorgegangen. Es schließen sich ein paar nicht minder empfehlenswerte, im Verlag von G. Stalling, Oldenburg, erschienene Bücher an, die hier nur aufgezählt sein mögen: Will Vespers „Gute Geister“ und „Fröhliche Märchen“, dazu Adalbert Stifters „Schönste Geschichten für die Jugend“. — Auch für unsere Jungmädchen liegt eine Reihe von empfehlenswerten Schriften vor. Der Verlag Herder, Freiburg, bringt „Die Frühlingsreise“, ein Buch, das mit seinem abwechslungsreichen Inhalt und der geschmackvollen Ausstattung eine schöne Festgabe für die künftigen Frauen darstellt. Von der beliebten Jugendschriftstellerin Josefine Siebe liegt ein neues Werk vor: „Lene Kellermann“ (Verlag O. Füßli, Zürich), das die Erfahrungen eines Mädchens schildert, das mit hohen Plänen ins Leben hinausgetreten ist. Adele Elkans „Die sechs Töchter des Ratsherrn Abdehallen“ (Thienemanns Verlag, Stuttgart) erzählt fesselnd das Schicksal einer Familie im idyllischen Potsdam der Biedermeierzeit. H. Dransfeld führt in ihrem Buch „Das Grafendorli“ in ergreifender Darstellung den Lebensweg einer Elternlosen vor Augen, während die Erzählung „Allzeit wahrhaftig“ von S. v. Follenius an drei Mädchentypen ein Kulturbild der höheren Stände entwirft. Beide Bücher entstammen dem Verlag F. Bachem, Köln. In der Erzählung „Drei Wünsche“ (Verlag Joh. Hermann, Zwickau i. Sa.) gibt Marg. Lenk die vorbildlichen Gestalten dreier deutschen Frauen wieder. — Am größten ist die Auswahl unter den Knabenbüchern, die dieses Jahr wieder in starker Kolonne aufziehen. So veröffentlicht der Verlag G. Stalling in Oldenburg eine stattliche Anzahl bekannter Sagen- und Volksbücher, die von namhaften Verfassern bearbeitet sind; darunter fehlen natürlich „Robinson Crusoe“ und „Don Quichote“ nicht. Auch der Verlag Levy & Müller, Stuttgart, gibt eine hübsche Sammlung von Heldensagen heraus, und in Thienemanns Verlag, Stuttgart, erscheint eine sehr lebendige Bearbeitung der Gudrunsage: „Die Hegelinge“. Bücher so recht nach dem Geschmacke unserer Jungen sind „Das deutsche Knabenbuch“ (Thienemanns Verlag, Stuttgart) und sein Gegenstück, das Jahrbuch

„Schiff ahoi“ (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart), die beide eine Fülle von Belehrung und Unterhaltung in sich schließen. Bastelfreunden werden die im Verlag F. Schreiber, Eßlingen, erschienenen „Beschäftigungsbücher“ und „Das Bastelbuch“ (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) willkommen sein. Für Natur- und Wanderfreunde seien die „Wanderfahrten in die Berge“ von J. Schätz und „Die silbernen Berge“ von R. H. Francé (Verlag Levy & Müller, Stuttgart) empfohlen. Als glänzend und interessant geschriebene Erzählungen sind aus der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, noch zu erwähnen: „Kojas Wanderjahre“ und „Kojas Waldläuferzeit“ von A. Th. Sonnleitner, ferner „Wir Techniker im Dollarland“, „Im Hamburger Hafen“ und „BC/4ü, die Erlebnisse eines Eisenbahnwagens“. Aus dem Verlag F. Bachem in Köln stammen die lesenswerten Schriften „Robert von Saverny“ und „Versiegelte Lippen“ von A. Cüppers sowie eine spannende Geschichte „Zum Amazonenstrom“.

Zur Pflege des Deutschtums. Erinnerung an deutsche Vergangenheit und Mahnung für die Zukunft — das ist der Gedanke, der den Kalender „Deutscher Wille für 1926“ durchzieht (Verlag Deutscher Wille, Berlin). Die Abreißblätter enthalten historisch und künstlerisch bedeutungsvolle Bilder von Landschaften, Orten und Ereignissen sowie Tabellen und Karten, die dem Betrachter vor Augen führen sollen, was wir Deutschen an kostbaren Schätzen noch besitzen, und was wir verloren haben. In dem gleichen rührigen Verlage erscheint ein Buch „Das Merkwürdigste in, bei und um Thorn“. Die fünfzig trefflichen Zeichnungen von G. F. Steiner vermitteln zusammen mit den von R. Heuer verfaßten Erläuterungen einen tiefen Eindruck von der eigenartigen Schönheit dieser Stadt samt ihrer Umgebung, die einst unser war. — Ein weiteres Verdienst hat sich der Verlag Deutscher Wille, Berlin, erworben durch sein Sammelwerk „Deutsche Luftfahrt“. Hervorragende Autoritäten, darunter Dr. H. Eckener, sind die Verfasser der einzelnen Aufsätze, die das deutsche Flugwesen vor und im Kriege beschreiben und die Aufgaben und Aussichten der deutschen Luftfahrt umreißen. Eine Fülle wertvoller Abbildungen begleitet den Text. Alle diese Vorzüge rechtfertigen es, wenn wir das reichhaltige Werk, ebenso wie die beiden anderen, als eine schöne Weihnachtsgabe empfehlen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Rosodont

Bergmanns Zahnpasta

A·H·A·Bergmann, Waldheim, Sa.

Illustrirte Zeitung

Weihnachts-Nummer 1925

Verlag J. J. Weber, Leipzig

NR. 4214. 165. BAND EINZELPREIS: 1.20 REICHSMARK 17. DEZEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Nr. 4214. 165. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 17. Dezember 1925.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden.

Weihnachts-Nummer II.

Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Das Deutsche Institut für Zeitungskunde in Berlin nimmt in diesem Wintersemester seine Arbeit in bedeutend erweitertem Umfang wieder auf. Im Rahmen des Lehrauftrags für Geschichte und Systematik des Zeitungswesens liest Dr. Martin Mohr an der Universität Berlin über „Das Nachrichtenwesen im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart" sowie über „Die Anfänge des Zeitungswesens in ihren Beziehungen zur Struktur der Zeitungen der Gegenwart". Zur Vertiefung dieser Vorlesungen dient das Deutsche Institut für Zeitungskunde als akademisches Seminar. Die dort durch Dr. Mohr und Dr. Emil Dovifat veranstalteten zeitungsgeschichtlichen und publizistischen Übungen werden durch Vorträge führender Persönlichkeiten aus allen Teilen und Arbeitsgebieten der Berliner Presse eine recht wertvolle Ergänzung erfahren. Die Lehrmittel des Instituts sind durch Ankauf wertvoller Zeitungssammlungen sowie durch Stiftungen von Modell- und Anschauungsmaterialien durch große Zeitungen und Firmen des graphischen Gewerbes in umfangreicher Weise bereichert worden. Das Institut wurde im vergangenen Sommersemester von über fünfzig Studierenden besucht, die den Aufgaben und Arbeitsmethoden des Instituts entsprechend meist den höheren Semestern angehörten.

In das Verzeichnis der anerkannten Lehranstalten sind die Höhere Maschinenbauschule der Stadt Leipzig und die einer höheren Maschinenbauschule entsprechende Abteilung der Ingenieurschule in Zwickau aufgenommen worden. Das Reifezeugnis dieser Anstalten berechtigt u. a. zum Eintritt bei der Deutschen Reichsbahn in die Laufbahn eines technischen Beamten von Gehaltsklasse VII ab aufwärts. Damit hat die vom Reichsgutachterausschuß schon zu Anfang d. J. beschlossene Anerkennung für beide Anstalten Rechtsgültigkeit erlangt.

Das köstliche Parfüm Divinia von F. Wolff u. Sohn in Karlsruhe, dessen höchster Reiz in seinem inneren Wert liegt und das man mit Recht das Elite-Parfüm nennt, ist in allen seinen Arten (Divinia-Seife, -Parfüm, -Toilettewasser, -Kölnisch-Wasser, -Kopfwasser, -Puder, -Puderblätter, -Talkpuder, -Compact, -Creme, -Badesalz, -Haaröl, -Brillantine, -Stangenpomade) in eleganten Weihnachtspackungen zu den auf Seite 935 dieser Nummer angegebenen Preisen überall zu haben.

Die Drucksachengebühr für Teildrucksachen ist ab 1. Dezember von 5 auf 3 Pfg. ermäßigt worden. Außerdem dürfen in Zeitungen und Zeitschriften oder Ausschnitten aus solchen handschriftliche Anstriche oder Durchstreichungen vorgenommen werden, auch wenn sie bei einem Gewicht bis 50 g nur mit 3 Pfg. freigemacht sind. Bei allen Drucksachen dürfen außen oder innen Name, Stand, Beruf, Firma und Anschrift des Absenders und des Empfängers, ferner Tag der Absendung, Unterschrift, Fernsprechnummer, Telegrammanschrift und Telegrammschlüssel sowie Post- oder Bankkonto des Absenders handschriftlich oder mechanisch angegeben, Druckfehler berichtigt werden, gewisse Worte oder bestimmte Teile des gedruckten Wortlauts gestrichen, unterstrichen oder durch Striche umrahmt werden, wenn dies nicht in der Absicht geschieht, eine persönliche Mitteilung herzustellen. Ferner sind folgende handschriftliche oder mechanische Angaben oder Zusätze gestattet: in Anzeigen über Abfahrt oder Ankunft von Schiffen Tag und Stunde der Abfahrt und Ankunft, die Namen der Schiffe und der Abfahrts-, Ankunfts- und Zwischenhäfen; bei Reiseankündigungen der Name des Reisenden, der Tag, die Stunde und der Ort, den er zu besuchen gedenkt, sowie die Stelle, wo er Wohnung nimmt; bei Bücherzetteln und Sammellisten für buchhändlerische Werke für Bücher, Zeitungen, Stiche und Noten die bestellten oder angebotenen Werke sowie der Preis dieser Werke; auf Ansichtskarten, gedruckten Besuchskarten sowie auf Weihnachts- und Neujahrskarten Glückwünsche, Danksagungen, Beileidsbezeigungen oder andere Höflichkeitsformeln, mit höchstens fünf Worten oder fünf Anfangsbuchstaben der üblichen Art; bei Berichtigungsabzügen Änderungen und Zusätze, die die Berichtigung, die Form und den Druck betreffen sowie Bemerkungen wie „Druckfertig", „Gesehen, druckfertig" und alle sonstigen Vermerke dieser Art, die sich auf die Herstellung des Werkes beziehen. Reicht der Raum nicht aus, so können die Zusätze auf besonderen Blättern niedergeschrieben werden; auf Modebildern, Landkarten usw. die Ausmalung; bei Preislisten, Anzeigenanerbieten, Börsen- und Marktzetteln, Handelsrundschreiben und Geschäftsanzeigen Zahlen und alle sonstigen Zusätze, die als Bestandteile der Preisbestimmung anzusehen sind; auf Büchern, Druckschriften, Zeitungen, Lichtbildern, Stichen, Noten und überhaupt auf allen literarischen oder künstlerischen Erzeugnissen, die

gedruckt, gestochen, lithographiert oder autographiert sind, eine in einer einfachen Huldigung bestehende Widmung. Diesen Sendungen kann eine Rechnung beigelegt werden, die sich auf den übersandten Gegenstand bezieht. Bei Ausschnitten aus Zeitungen und Zeitschriften sind Angaben über Titel, Tag, Nummer und Bezeichnung der Veröffentlichung, der der Ausschnitt entnommen ist, gestattet. Als Drucksachen gelten auch durch verschiedene Vervielfältigungsverfahren hergestellte Abdrücke oder Abzüge.

Winterrennen in Garmisch-Partenkirchen. Der erste Trabrenntag in dem bayerischen Kurort ist für den 6. Januar vorgesehen, weitere sollen am 10., 11. und 17. Januar folgen. Jeden Tag werden fünf Rennen abgehalten, am Schlußtag unter anderm der Große Preis von Garmisch-Partenkirchen im Wert von 6000 Mark. Vierzehn Tage später soll die zweite Veranstaltung vor sich gehen. Die drei Renntage am 28., 30. und 31. Januar sind für Flach-, Hindernis- und Skijöringrennen.

Das Tiroler Wintersportprogramm 1925/26 ist erschienen und wird von der Tiroler Landesverkehrs-Zentrale in Innsbruck, Landhaus kostenlos abgegeben.

Der Winter in der Schweiz in seinen mannigfachen sportlichen und geselligen Veranstaltungen wird in allen Einzelheiten für 1925/26 in einer übersichtlichen Zusammenstellung behandelt, die die Schweizerische Verkehrs-Zentrale in Zürich auf Verlangen kostenlos übersendet.

Afrikanische Spiele werden in Ägypten unter dem Ehrenvorsitz des Prinzen Omar Toussoun und Baron Pierre de Coubertin erstmalig im Jahr 1927 veranstaltet. Das Programm lehnt sich an das der Olympischen Spiele an. Teilnahmeberechtigt sind indessen nur solche Amateur-Athleten, die nachweislich afrikanischer Abstammung sind. Frauen sind ausgeschlossen. Bemerkenswert ist, daß es keine Altersgrenze gibt. Die Sportarten, die zum Austrag kommen, sind folgende: Leichtathletik, Radsport, Schwerathletik, gymnastische Übungen, Fechten, Boxen, griechisch-römischer Ringkampf, Rudern, Schwimmen, Lawn-Tennis und Fußball.

Die deutsche Ausfuhr nach Indien hat einen großen Aufschwung erfahren. Die Nachfrage nach deutschen Waren dauert an und kann nach Ansicht der Importeure in Kalkutta bei genügender Bearbeitung des Marktes noch außerordentlich gesteigert werden. Besonders gefragt sind Eisen- und Stahlprodukte, die bereits jetzt den größten Teil des deutschen Imports ausmachen.

Der
»Alten Reserve«
Werdegang

WEGENER

Weindestillat-Lager

Aus der Brennerei gelangt das **Weindestillat** in große Lagerkeller, welche über 200 Fässer mit je 5000 Litern Fassungsvermögen enthalten und demnach 1 Million Liter aufnehmen können. Eine lange Lagerung ist für die Erlangung einer hochwertigen Qualität unerläßlich / da sich genau wie der Wein auch das Weindestillat erst im Laufe der Zeit ausreift und die Eigenschaften erlangt / die man an einem guten Weinbrand schätzt.

Deutsche, bevorzugt das deutsche Erzeugnis

Winkelhausen

Stammhaus gegr. 1846

1846

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.G.
HANNOVER

DER BUTTER-KEKS

BAHLSEN
LEIBNIZ
HANNOVER

LEIBNIZ-KEKS

TET

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Ein Weihnachtsidyll am Rande der Weltstadt: Christnachtfeier in der alten Dorfkirche in Berlin-Lichterfelde.

Nach einer Zeichnung von Martin Frost.

Wartburg-Weihnachten

von Gustav Schröer

Der Dezemberwind heulte um die Mauern der Wartburg. Die Nacht war lichtlos und unheimlich. Mit wilden Händen warf der Sturm halb gefrorenen Schnee gegen die Butzenscheiben, hinter denen Junker Jörgs Lampe flackerte. Aus den Wäldern herauf kam es wie Jammerlaut und Aufschrei. Im Ofen krachten die Scheite, und in den Essen fuhr der Wind auf und ab, wie wenn sieben Teufel einander jagten.

Der Junker saß tief gebückt in seinem Lehnstuhl, hatte den linken Fuß auf den mächtigen Wirbel des vorsintflutlichen Tierriesen gestützt, der irgendwie in die Burg gekommen war, und starrte düster vor sich hin.

Es war ihm trübe Kunde von draußen gekommen. Männer, die ihm einst Freund gewesen waren, liefen in die Irre und vermengten die Sache des Evangeliums mit ihren eigensüchtigen Wünschen, gaben vor, Gott zu dienen, und dienten sich selbst, das heilige Werk verlästernd.

Mit einer raschen Bewegung stützte der Junker den linken Arm auf das Knie, legte das Kinn in die Hand und starrte in die Ecke. Es war eine der schwersten Stunden seines Lebens. Zerbrochen lag ihm der ungestüme Kampfesmut vor den Füßen, der Jubel stürmischer Ergriffenheit, der ihn wie auf Flügeln selbst vor den Kaiser getragen, war verrauscht, die sieghafte Gewißheit, frei von allem Eigenwollen der Sache Gottes zu dienen, war von ihm gewichen.

Grau und schattenhaft krochen die Zweifel aus der Ecke neben dem Ofen, die von dem Scheine der flackernden Lampe krampfhaft überzuckt ward. Das Gefühl tiefster Verlassenheit kroch ihm kalt den Rücken herauf, krallte sich in das hart schlagende Herz und brachte Anklagen und Zweifel als Gefährten mit. Im zuckenden Spiel des Lichtscheines an der Wand sah er Huttens ernste, fragende Augen. Mühselige, enttäuschte Menschen sah er, wie sie ihre Bürde schleppten. Das Elend saß ihnen wie ein zerlumpter Geier im Nacken. Blutgeruch stieg auf, daß es den Junker schüttelte. Verglaste Augen starrten empor von blutgetränktem Plane, und ein erschütternder Notschrei gellte weither aus dem Thüringer Lande.

Was heulte der Sturm draußen und hämmerte es gegen die klirrenden Scheiben? Schuldig! Schuldig vergossenen Blutes, schuldig der Unruhe armer Menschen, schuldig des Brandes, der die Christenheit durchloderte von der Küste des Nordmeeres bis an die steinernen Paläste Roms. Schuldig! Siehe, so hat sich in Elend und Not, in Brand und Unruhe verwandelt, was du im Namen und Auftrage Gottes zu tun dir vorgelogen. Was Gottes Werk sein sollte, das treibst du als Menschenwerk und bist — schuldig geworden. Ein Eindringling bist du, der du dich für einen Berufenen hältst. Schuld! Schuld! Aus der Ecke gellte es her. Der Mann neigte sich vor, die Hand, die er fest um die Armlehne geschlagen, zitterte, seine weitaufgerissenen Augen sahen eine grinsende Fratze. Satan selbst stand in der Ecke, und der Hohn floß ihm wie Geifer um die Lippen. Schuldig!

„Nein!" schrie der Junker aus tiefster Herzensnot.

Und: „Schuldig!" heulte der Wind im Ofen, und Satan grinste und fletschte die Zähne.

Mit raschem Griffe langte die starke Rechte des Junkers nach dem vollen Tintenfaß und warf es in wildem Schwunge gegen die Wand, daß es zerschmetterte und die Wand über und über mit Tinte besudelt ward. Junker Jörg neigte sich vor, ein trübes Lächeln im Gesicht, löste den Blick von der Wand und sah lächelnd auf die Rechte, über die der schwarze Strom gleichfalls geflossen war.

Da tat sich leise die schmale Tür zur Linken auf. Burghauptmann Hans von Berlepsch schob seine gedrungene Gestalt, sich tief bückend, in die Stube herein.

„Junker, hat Euch der Wind so arg verstört?" Er sah den auseinanderflutenden, mächtigen Fleck an der Wand und lachte dröhnend auf. „Hahaha, wollt Ihr unserm gnädigen Herrn, dem Kurfürsten, die Burg schwarz anstreichen?"

Der Junker hatte sich erhoben und reckte sich. „Ihr mögt wohl lachen, Herr, aber ich sage Euch: Wenn man dem Satan nicht also begegnet, dann ist es gefehlt. Ich wollte ihm wohl sanftmütig begegnen, so es ginge, aber er ist hartmäuliger denn ein verdorben Roß, und so habe ich ihm das Tintenfaß in sein teuflisches Angesicht geschleudert. Dort stand er."

Hans von Berlepsch schüttelte den Kopf. „Junker, solch fürnehmen Besuch ist unsere Burg nicht gewöhnt. Leicht, daß Euch der Schatten, so da auf und ab zuckt, den Teufel vorgegaukelt hat."

Da trat der Junker dicht an ihn heran und fragte in tiefer Bewegung: „Herr, tue ich Gottes Werk oder nicht?"

Hans von Berlepsch erkannte des Mannes brennende Not, legte ihm die Hand auf den Arm: „Setzt Euch, Junker, und erzählt mir."

Draußen fauchte der Sturm, die Fensterscheiben klirrten, die Männer saßen einander entgegengebückt, und die Stunden trieben, vom Winde gepeitscht, über die Berge. Zuletzt sagte der Burghauptmann: „So einer seiner Sache so gewiß ist wie Ihr, kann es nicht anders sein, denn daß Gott in ihm wirkt. Lasset Euch des Satans Lügen nicht weiter anfechten! Aber eins wollte ich Euch schon lange bitten, Herr Martinus, als ein deutscher Ritter, der sein Volk lieb hat. Es genügt uns Deutschen nimmer, daß Ihr uns das Werk Gottes nur verdolmetschet, sondern es muß also sein, daß wir unsere Mutter reden hören, wenn Gott mit uns redet. Gebt unserem Volke die deutsche Bibel!"

Da neigte der Junker sein gelocktes Haupt. „Herr, Sie wollen mir auch das verlästern, schlagen mich aufs Maul und wollen nicht gelten lassen, wenn ich das heilige Wort Gottes also verdolmetsche, daß es dem gemeinen Manne ist, als streichle ihn seine Mutter über das Gesicht, so er es höret. Ich aber will nicht ablassen." Er riß sich auf: „Meinen Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich leben." Im selben Augenblicke schlugen Vogelflügel gegen die Scheiben. Der Junker riß das Fenster auf, eine Taube schoß herein und ließ sich leicht von dem Manne greifen. Sie war ihm Freundin und Gefährtin seit Monaten, und er hatte ihr den Namen Maria gegeben. Mit linden Fingern strich Martinus Luther über das Köpfchen. „Seht, Herr, also suchet die Kreatur Schutz bei uns vor des Sturmes Wüten, wie wir ihn suchen zu Gottes Füßen vor des Teufels Gewalt und List." Er setzte das Tier auf den warmen Ofen: „Bleibe, Maria, bis der Morgen graut."

Hans von Berlepsch aber stand auf und lächelte, reichte dem Junker die Hand: „Schlafet gut, Junker."

„Ja, Herr, und der Wind soll mir nun ein Lied singen, daß ich meine, es wären die Engel Gottes, da sie über Bethlehem sangen. Also froh bin ich itzt." — — —

Der späte Morgen graute. Die Taube schüttelte das Gefieder und drehte das Köpfchen hin und her. Junker Jörg war erwacht, sah dem Tiere zu und lächelte. Als er die Taube rief, flog sie zu ihm auf das Bett und ließ sich von ihm streicheln. In den Augen des Mannes, die gestern abend in tiefer Seelenqual erstarrt waren, und die hernach, wie tausendmal schon, in heiligem Eifer geblitzt, lag die Güte eines Kindes. Mit linder Hand strich er über das grauweiße Gefieder: „Es ist ein gar wild Leben, Maria, und die Feinde zwingen mich, allzeit mit dem Schwerte umgürtet zu sein, aber so ich der Liebe nicht hätte, würde ich erstarren trotz der heißen Glut, in die sie mich hetzen." Er erhob sich, öffnete das Fenster und ließ das Tier fliegen.

Der Sturm aber war eingeschlafen; reiner, weißer Schnee lag weich und dicht auf der Erde, und die aufgehende Sonne übergoß das weiße Land mit purpurner Röte. Da ward der Mann tief innerlich froh. Mit fester Hand langte

Verkündigung an die Hirten. Nach einer Originalradierung von H. Eickmann.
(Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller, Lübeck.)

Die Anbetung der Hirten. Nach einer Radierung von Frank Brangwyn.

er nach der Bibel, schlug das Evangelium des Lukas auf und las, wie Christus geboren ward zu Bethlehem im jüdischen Lande. Schwer legte er die flache Hand auf das offene Buch, lehnte sich rückwärts und sah zur Decke. „Das müßte man den lieben Deutschen recht deutsch geben können! Ein deutsch Weihnachtsevangelium, doch nicht ein Tüpfelchen minder heilig, als es Gott durch den Mund des Lukas gesprochen!" Er seufzte, schlug die Bibel zu und ging hinab in den Burghof. Der Knecht, den ihm der Burghauptmann beigegeben, gesellte sich zu ihm: „Herr, wollet Ihr heut nicht der Jagd pflegen? Die Speere sind scharf. Der Schnee verrät Euch manch gutes Tier, und ich weiß . . ." Der Junker lächelte. „Ich bin heut auf edleres Wild aus denn auf die Tiere des Waldes. Geh zu den anderen. Es ist kalt. Vielleicht, daß mir der Herr Christus heut ein besser Jagen verstattet, denn dem edlen Hirsch nachzuspüren. Geh, ich bedarf deiner heute nicht."

Er schritt aus der Burg hinaus und lehnte sich draußen auf ein niedrig Gemäuer, das gegen die Stadt zu stand. Die Berge hoben sich, weiß geschuppt, aus den Tälern empor, Essenrauch stieg in die Morgenluft, in den Fenstern blitzte da und dort die rote Sonne, Meisen zirpten im Gezweig der Bäume, und mächtig reckten sich die Kirchtürme dem Himmel zu. In des Junkers Seele war ein tiefer Jubel. Er lächelte: „Ich weiß nicht, wo das hinaus will, aber mich dünkt, daß der Herr Christus heut ein sonderlich Weihnachten für mich bereit hat. Des soll sich Satan gewiß nicht freuen, daß er mir auch den heutigen Tag mit seinem eklen Gestank verdirbt. Heut will ich froh sein."

Er kehrte in seine enge Stube zurück, neigte sich wieder über das Lukas-Evangelium, las und lächelte. „Ich sollte wohl traurig sein, daß ich die Weise nicht finde zu dem Liede, das Sankt Lukas gesungen, aber ich bin es nicht." Leise strich er über das Buch: „Eine Frucht, so sie unzeitig vom Baume fällt, hat nichts von der lauteren Süße der reifen. Warte, Martinus. Übersetzen könntest du das Wort wohl auch zur Stunde, aber du willst es verdeutschen. Es soll so klingen, daß es als ein lieblich Geläute in das ärmste Kämmerlein klingt, und das kannst du zur Stunde nicht. So warte."

Mit einem frohen Lächeln ging er wieder hinab und begegnete dem Burghauptmann, der ihn aufforderte, mit ihm das Mittagsmahl zu essen. Sie saßen und plauderten, und die Sonne legte derweile den größten Teil ihres kurzen Weges zurück. Als der Junker wieder auf den Hof trat, fingen die Schatten langsam an, blaudunkel zu werden. Vor tiefer Freude unruhig in sich, ging er dahin und dorthin und lief zuletzt mit raschen Schritten den Berg hinab, seinen Freund, den Schmied, am Eingange des Tales, das sich von der Stadt aus nach links hinaufzieht, aufzusuchen.

Hell klang das Geläut des Hammers herauf, und der Junker schritt rascher.

„Das ist ein rechtes Weihnachtsgeläut", sagte er mit heller Stimme, als er neben den reckenhaften Meister trat. Der lachte über das ganze Gesicht. „Wie sollte es auch nicht, da heute hier ein Christkindlein geboren ist. Ein Knabe, weiß und blank wie ein gesotten Ei, das Ihr abgeschält."

Der Meister war unbeweibt, und der Junker sah ihn verwundert an.

„Ja," fuhr der frohgelaunte Mann fort, „da mögt Ihr wohl verwundert sein. Drüben liegen sie, Mutter und Kind, so Ihr sie Euch ansehen wollt." Und da der Junker immer verwunderter tat: „Ich will es Euch sagen. Heute in aller Frühe kam ein Mann mit seinem jungen Weibe. Sie kamen von da droben herab und wollten hinüber ins Werratal. Arme Leute, und die Frau war an der Zeit. Eine Base hatte ihnen sagen lassen, daß es mit ihr aufs Letzte ginge. Nun möchten sie kommen und ihr bißchen Armut übernehmen. Der Weg aber war sauer, und das Weib hat sich übernommen. Bis vor meine Tür hat sie sich geschleppt. Ich habe sie auf meinen Armen in die Stube getragen, und eine Stunde darauf war das Christkind da. — Ihr müßt sie Euch ansehen, die zwei. Sie ist selber noch wie ein Kind."

Dabei ging ein frohes Lachen über das bärtige Gesicht. Der Schmied stützte den Hammer auf den Amboß und sah den Junker an. „Und jetzt ist mir ein Gedanke gekommen, der rein närrisch ist. Den Mann habe ich vorhin fortgeschickt, daß er nicht zu spät kommt. Ich mache derweile Kindsmuhme, und wenn es so ist, wie ich denke, daß das bißchen Armut drüben an der Werra nicht lohnt, es anzunehmen, dann mögen sie bei mir bleiben. Ich mache einen Schmied aus dem Jungen, und er kann nach mir hier mein Gewerbe treiben. — Und jetzt Herr, müßt ihr sie Euch wirklich ansehen."

Er leitete den Junker durch die Schmiede, stieß die Tür auf, und im letzten lichten Sonnenschein lag da eine junge Mutter, von goldenen Flechten umflossen, und hatte ihr Kind im Arme. Eine rührende Lieblichkeit lag auf dem schmalen, blassen Gesicht, aus dem ein Paar große Augen dem vornehmen Junker entgegenblickten.

Der trat heran, faltete, seines Kleides vergessend, die Hände, begann zu beten, und mitten im Gebet: „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging." Er kam nicht weiter. Hohe, heilige Freude überlohte ihn. Er nahm der Mutter Hand: „Recht ein Christkindlein hast du geboren."

„Ach, Herr," kam es vom Bette, „wir sind arme Leute."

„Der Herr Christus ward in einem Stalle geboren."

„Ich habe ein Menschenbüblein geboren, Herr. Das habe ich lieb und weiß doch, daß es seine Not haben wird und ich mit ihm."

„Meinst du, Maria habe ihr Kind nicht liebgehabt, gerade darum, weil ihr der weise Simeon sagte: Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen?" Er hub an, so lieb und warm von dem Christkinde zu reden, als ob Bethlehem just da stünde, wo Eisenach lag, und die Schmiede die Herberge wäre, in die Joseph und Maria gefunden, und er redete so stark von dem Kampfe, in dem Gott den Menschen zur Seite wäre, daß des Weibes Augen immer größer wurden und der Meister Schmied vergaß, daß ihm draußen das Eisen kalt wurde. Die beiden Menschen spürten den deutschen Christengott und ahnten, daß das Kleid, das der Junker auf dem Leibe trug, log. Der machte rasch das Zeichen des Kreuzes über Mutter und Kind, drückte dem Schmiede die Hand und lief eilig hinaus, der Wartburg zu.

Über ihm zog Stern um Stern am Weihnachtshimmel auf, durch den Wald ging der feierliche Atem der Weihnachtsnacht, und der herrliche Jubel, den der Kuß Gottes im Menschen auslöst, durchbrauste ihn. Als er den Hof betrat, stieß der Junker auf den Burghauptmann. „Herr," sprudelte er hervor, „ich hab's, ich hab's!" Und stürmte die Treppe hinan.

Droben schlug er die Bibel auf, nahm die Feder zur Hand, zwang sich zur Ruhe, faltete still die Hände, sah sinnend vor sich hin und sah die Menschen vom Libanon nach Judäa, von Judäa nach Galiläa durcheinanderströmen, aufgejagt aus ihren friedlichen Hütten, suchte mit den zweien aus Nazareth in heißer Not eine Herberge, stand neben den Hirten auf einsamem Felde, auf das herab die Sterne sahen, stellte sich, rückkehrend in deutsches Land, im Geiste an den Fuß der Wartburgmauern, blickte von ihrem Turme aus weithin über verträumte Täler und trutzige Berge, sah, wie sie ihm aus allen Hütten in tiefer Not die Arme entgegenhoben, hörte ihr Bitten: „Gib uns, gib uns!", fühlte seiner Mutter Hand auf dem Scheitel und Gottes Kuß auf der Stirn, nahm die Feder und schrieb aus frommer deutscher Seele: „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzet würde", plauderte: „Da machte sich auch auf Joseph aus der Stadt Nazareth mit Maria, seinem vertrauten Weibe", jubelte: „Siehe, ich verkündige euch große Freude!", betete es, indem er die Worte schrieb, vor sich hin: „Ehre sei Gott in der Höhe", atmete befreit auf: „Maria aber behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen."

Überströmt von dem tiefen Glück heiliger Weihe, lehnte er sich zurück, und seine Augen sahen verloren in lichte, weite Fernen.

Der Burghauptmann trat durch die kleine Tür, der Junker ward es nicht gewahr. Hans von Berlepsch legte ihm die Hand auf die Schulter: „Junker!"

„Herr, ich hab's", sagte der Junker ernst, und seine Augen kehrten aus der Ferne zurück. „So Gott mir gnädig ist, dann ist es das Rechte. Höret!"

Er las dem Ritter das Weihnachtsevangelium vor. Der aber saß da, versunken, träumend, der Umwelt verloren, stand, da der Junker geendet, auf und ging mit starken Schritten hin und her.

„Also steht es hier?" fragte er nach einer Weile ernst und legte die Hand auf das Bibelbuch.

Auch der Junker hatte sich erhoben.

„Also steht es da. Ist kein Tüpfelchen dazugetan und keines weggenommen. Bloß," seine Stimme ward leise und tiefbewegt, „ich habe es meinen lieben Deutschen deutsch gesagt."

Da preßte der Burghauptmann den Junker an sich, nahm seine Hände, stand ihm gegenüber, sah ihm in die heißen Augen: „Gott segne Euch! Ihr habt unserem lieben deutschen Volke sein — Weihnachten gegeben."

„Ja," sagte der Junker laut und fest, „also habe ich's vermeint, und so Gott mir gnädig ist, soll es so sein. Dem deutschen Volke *seine* Weihenacht!"

Die Männer hielten sich fest an den Händen. Aus den Tälern um die Wartburg her aber ging es wie segnender Sturmwind über deutsche Lande vom Nordmeer bis an der Alpen Rand, raunte im Tone der guten deutschen Mär aus Muttermund: „Es begab sich, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging" und jubelte im Tone des Siegers: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Christbescherung

VON EUGEN KALKSCHMIDT

Die Sitte, zur Weihnachtszeit Geschenke an alt und jung auszuteilen, ist ziemlich alt, aber es dauerte doch eine ganze Weile, bis sich die Formen unserer heutigen Christbescherung ausgebildet hatten. Im Mittelalter öffneten die Wohlhabenden ihre Häuser am Vorabend des Festes und hielten freien Tisch; sie beschenkten die Gäste mit Geld, das sie der Bequemlichkeit halber vor sich auf der Tafel liegen hatten, wo sie auch mit Vorliebe ihre Kleinodien zur Schau stellten, teils dem Herrn zu Ehren, oft aber auch aus Prunksucht. Außerdem aber schickten sich die Leute gegenseitig allerhand „erfreuende, wohlschmeckende und süß duftende Dinge", wie ein Chronist um 1400 berichtet. Getafelt wurde um diese Zeit nach Kräften und der Überlieferung gemäß; die alten Germanen hatten das schon zu Ehren Wodans geübt, der in den wilden Sturmnächten der Wintersonnenwende auf seinem achthufigen Schimmelhengst mit Frau Berchta durch die Wälder sauste. Auch das Vieh in den Ställen erhielt am Weihnachtsabend doppelte Mahlzeit, und in manchen Gegenden wurden Lichter an die Krippe gestellt, damit es spüre, daß Festtag sei. In alten Weihnachtsliedern und auch auf Bildern ist der rührende Zug überliefert, daß Ochs und Esel das neugeborene Jesuskind in der Krippe mit ihrem Hauch zu erwärmen suchen, weil es gar so nackt und bloß in der Winternacht daliegt.

Beamte und Dienstleute sowie das Hausgesinde empfingen zum Jahresbeginn, der geraume Zeit mit dem Weihnachtstag zusammenfiel, Geschenke und vereinbarte Deputate. Frühzeitig scheint man die Zahl dieser Gaben übertrieben zu haben, so daß die Obrigkeit einschreiten mußte. Polizeiverordnungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert setzten ziemlich empfindliche Geldstrafen für die fest, die das Maß des Erlaubten überschritten; ja, man liest von völligen Verboten der Christgeschenke. In Sachsen wurde im Jahre 1735 dem Gesinde untersagt, irgendwelche Gaben zum Jahrmarkt oder Neujahr auszubedingen, und ebensowenig Christgeschenke. Es sollte eben den Gaben der Charakter der Belohnung und Auszeichnung für ordentliche Dienste gewahrt bleiben.

Den Kindern brachte lange Zeit hindurch der heilige Nikolaus, Knecht Ruprecht oder Pelzemärtel, d. i. der hl. Martin, die Geschenke. Sie kündigten die Ankunft der heiligen Zeit an, erschienen also mit dem Advent zu Beginn des Kirchenjahres. Der Nikolaus ließ sich früher nicht überall sehen, sondern legte den Kindern seine Bescherung nächtlich aufs Bett oder unters Bett. Der evangelische Brauch forderte aber dann das Zurücktreten dieser Gestalten und eine Beschränkung ihrer Macht zugunsten des Christkindes selber. Sie werden zu Knechten, etwas rauhen und polternden Gesellen, die sich zwar nach Fleiß und gutem, christlichem Betragen der Kinder erkundigen und Strafe androhen, aber außer Äpfeln und Nüssen nicht viel Sehenswertes daherbringen. Die eigentlichen hohen Wünsche zu erfüllen oder zu versagen, ist nunmehr eigenste Sache des Heilandes selber. Damit wurde auch als Tag der Bescherung mehr und mehr der Christabend oder der erste Feiertag von den vormals drei kirchlichen Festtagen anerkannt. Wie es scheint, hat sich diese Sitte der Kinderbescherung zuerst in protestantischen Kreisen ausgebildet.

Die Geschenke kamen bündelweise verpackt ins Haus, wie es noch heute in Niederdeutschland als „Julklapp" Brauch ist. Das Bündel hieß „Christbürde", zum Zeichen, daß es vom Christkind selber getragen worden sei. Ein sächsischer Pfarrer zählt 1571 die Dinge auf, die sich in der „Bürde" gemeiniglich fanden. Es waren Leckereien, Obst, Puppen und anderes Spielwerk, Kleider und Schmuck.

RUHE AUF DER FLUCHT

NACH EINEM AQUARELL VON GUSTAV TRAUB

Bücher und Schreibwerk, auch Geld je nach Vermögen und die außen angebundene Christrute. Also ziemlich die nämlichen Dinge, die heute noch gelten. Natürlich konnte das Christkind nicht gut alle diese Bürden für die Kinder der Gemeinde selber schleppen; es benutzte dazu den Nikolaus oder den Knecht Ruprecht und vergaß auch die Dienstboten nicht. „Das ist eine treffliche Sitte," schreibt 1697 Christoph Wagenseil in Nürnberg, „weil sie die gesamte Familie zusammenschließt, denn soviel ein jedes verdient hat, so sehr pflegt es beschenkt zu werden, und so machen sich Hausväter und Hausmütter durch gegenseitiges Schenken eine Freude. Man kann sagen, daß dann in Nürnberg alle Leute wieder zu Kindern werden." Schon damals gab es zu Nürnberg einen regelrechten Christmarkt mit Holzbuden voller Spielzeug auf dem Marktplatz, und diese Weihnachtsmesse verbreitete den Ruf der Nürnberger Spielwaren, die ehedem kein zerbrechlicher „Tand", sondern höchst kunstvoll gefertigte Sächelchen waren. Auch in Ulm und Augsburg fanden Christmärkte statt; Leipzig, Dresden und Berlin gingen später dazu über.

Leipzig scheint aber schon frühzeitig der bevorzugte Handelsplatz für die anmutigen Spielwaren aus Thüringen und dem Erzgebirge gewesen zu sein. Vornehme und reiche Käufer bestellten sich wohl Dinge nach ihrem besonderen Geschmack, so der sächsische Kurfürst August im Jahre 1572 für den Kurprinzen eine Jagd aus 75 Stücken, Pferden, Reitern, Jägern, Hirschen, Sauen, Hunden, Schlitten usw., für die Fräuleins eine Puppenküche und -stube mit Geräten aus Zinn, Messing und Kupfer, dazu Tischtücher, Körbe, Schränke, Stühle. Es werden aufgezählt 106 Teller, 71 Schüsseln, 40 Bratenteller, 36 Löffel; ferner Bratspieße, Brotfeilen, Mörser, auch 9 Ziehpuppen usw. Es wurde eine ganze Wagenladung, die der Sohn des Bürgermeisters von Leipzig persönlich nach Torgau an den kurfürstlichen Hof geleitete, und für die dieser bei „Mutter Anna", der trefflichen Fürstin, einen guten Dank erntete.

Wir sind es gewohnt, mit dem Begriff der „Christbescherung" den strahlenden Lichterbaum zu verbinden, wie ihn Ludwig Richter in seiner wundersamen Radierung „Christnacht" poetisch gläubig verklärt hat. Es ist aber bekannt, daß diese Art der Bescherung erst im siebzehnten Jahrhundert nachgewiesen werden kann und erst im neunzehnten wirklich volkstümlich geworden ist. Dagegen war der Brauch, das Fest mit lebenden Blumen, grünen und blühenden Zweigen oder auch mit Bäumchen auszuschmücken, schon vordem lebendig. Merkwürdigerweise war der blühende Apfelbaum der Vorgänger unserer Weihnachtstanne; er scheint ein geistiger Sproß jenes paradiesischen Baumes der Erkenntnis zu sein, den sich deutscher Glaube ebenfalls als Apfelbaum ausgemalt hat. Allerlei fromme Sagen ranken sich um den Apfelbaum der Stillen Nacht, wie auch um die Weihnachtsrose, die unter dem Schnee dem Heiland zu Ehren ihre Blüte entfaltet. Vom Apfelbaum wird berichtet, er habe nicht nur Blüten, sondern sogar Früchte zur Weihnacht gezeitigt. Blühende Zweige im kalten Winter — sie waren ein Symbol vom Wunder des Lebens und von dem heiligen Wunder der Geburt Gottes auf Erden. Das Evangelium des ersten Advents, der Einzug Christi in Jerusalem unter Blumen, scheint mir weniger bedeutungsvoll für die weitverbreitete Sitte, das Fest mit lebendem Grün zu schmücken.

In katholischen Gegenden, z. B. in Kärnten, Niederösterreich und Tirol, ist es noch heute Brauch, Zweige von Kirsch-, Apfel- oder Birnbäumen am Andreas- (30. November) oder Barbaratag (4. Dezember) zu pflücken und bis Weihnachten zum Blühen zu bringen. Auch ganze Bäumchen, Birken und Buchen, wurden abgeschlagen und vorzeitig zum Grünen gebracht. Die Sitte muß einen ziemlichen Umfang angenommen haben, denn der Magistrat in Salzburg erließ im Jahre 1755 ein Verbot, und der zu Nürnberg tat ein Gleiches Anno 1768, des Inhalts, daß keinerlei „Weihnachtsboschen" in den städtischen Wäldern geschlagen werden sollten. In Altbayern, auch in Franken hielt man bis ins 19. Jahrhundert an den grünen Blütenbäumen zu Weihnachten fest und war sogar stolz darauf, dem Heiland diesen besonderen Schmuck zu bereiten, weil er festlicher wirke als die düstere Tanne oder Fichte, daneben aber störte die Sitte der Wirte, ihren heurigen Wein oder ein stark eingebrautes Festbier durch reichlichen Fichtenschmuck in und außer dem Hause anzukündigen, die Verwendung dieser Nadelbäume zur Christfeier.

In Thüringen führte dieser Brauch der Wirtshäuser zu wiederholten Strafandrohungen der Forstämter: Man wird die jungen Bäume also meist gestohlen haben, oder, was schlimmer war, man schnitt sich besonders buschige Wipfel von größeren Bäumen heraus. Im Jahre 1775 verzeichnet die Weimarische Forstordnung zum erstenmal „die Ausschneidung dergleichen Wipfel zu denen auf Weihnachten gewöhnlichen sogenannten Christbäumchen". Fünfzehn Jahre später hatte der Brauch so stark um sich gegriffen, daß der Oberforstmeister v. Wedel bei Karl August wegen gänzlicher Ausrottung dieser „Barbarei" vorstellig wurde. Aber der Herzog zögerte, seinen Untertanen die Weihnachtsfreude polizeilich zu stören, und fand schließlich einen weniger strengen Mittelweg, seine Forsten zu schützen. Für Goethe war die Bescherung unter dem geputzten Lichterbaum nichts Neues; er kannte sie vom Rhein her, von Frankfurt und besonders aus Straßburg, wo sie bereits um die Wende zum siebzehnten Jahrhundert dokumentarisch beglaubigt ist. Dagegen hielt man in Sachsen noch auf lange hinaus an der „Pyramide" fest: einem Aufbau aus Holzstäben mit einer Bekrönung, der mit Buntpapier beklebt und mit Lichtern besteckt war; auch ein Kranz oder Engelreigen, der sich im Lichterschein drehte, fehlte nicht, und das ganze Kunstwerk wurde mit Vorliebe an die Decke gehängt. Diese Pyramide blieb als eine Art „Weihnachtsbaum des kleinen Mannes" lange Zeit beliebt und ist es im Erzgebirge wohl auch heute noch. In den größeren Städten aber wurde sie allgemach durch den Tannenbaum ersetzt.

Eine andere Art von Pyramiden baute man in Berlin zum Feste auf. Chodowiecki überlieferte uns auf einem Titelkupfer von 1776 eine Christbescherung, bei der die Geschenke unter brennenden Kerzen prangen, die in Form einer Pyramide angeordnet sind. Später scheint man richtige Leuchter in Pyramidenform hergestellt und auf dem Weihnachtsmarkt verkauft zu haben. Im „Weihnachtsabend" erzählt Ludwig Tieck, wie man durch die Fenster die großen Pyramiden im Lichterglanze sieht, und in der Breiten Straße zu Berlin schreien die Verkäufer: „Pyramiden, Waldteufel kauft!" Des weiteren nennt Schleiermacher als Schmuck des Gabentisches Myrten, Amaranten und Efeu, also immergrüne Gewächse, wie man sie in England heute noch gebraucht, mit dem berühmten Mispelzweig unterm Kronleuchter und der Stechpalme. Bei E. Th. A. Hoffmann begegnen wir dann bereits dem geschmückten Weihnachtsbaum, der mit seinen hundert kleinen Sternlichtern „die Kinder freundlich einlud, seine Blüten und Früchte zu pflücken". Offenbar ging man um 1800 auch in Berlin zum Tannenbaum über oder wenigstens zum Kiefernbaum, der an der Spree leichter zu haben war. An die Stelle von mehreren kleinen Bäumchen oder grünen Zweigen, wie sie in Mitteldeutschland eine Zeitlang üblich gewesen zu sein scheinen, trat allgemach der gemeinsame große Familienbaum, der nun die Blüten und Früchte, die Äpfel und Nüsse, die Lichter und Sterne, die Leckereien für die Zunge und die strahlende Überraschung fürs Auge auf seinen geduldigen Zweigen vereinte, um den sich alt und jung, Herr und Gesinde, Freunde und Anverwandte in einmütiger Festfreude versammelten.

Diese deutsche Art der Christfeier unterm grünen Tannenbaum ist also noch verhältnismäßig jungen Datums. Trotzdem hat sie sich rasch die Welt erobert, soweit Deutsche und Nordländer drin wohnen. Ja, man kann sagen, auch die Kinder der deutschen Erde, die in der Fremde so leicht ihr Nationalbewußtsein als unbrauchbar und hinderlich beiseitewerfen, erinnern sich am ehesten zur Weihnachtszeit an die schöne Sitte der verlorenen Heimat und zünden manchmal ganz im verborgenen ihr Bäumchen an, um der Kinderzeit lebendig zu gedenken. Es ruht in dieser Sitte der Christbescherung ein unverwelklicher poetischer Zauber, den nur der deutsche Mensch in voller Tiefe empfinden kann, weil die Wurzeln dieses frommen Gefühls tief in die Vergangenheit zurückreichen und aus den besten Seelenkräften unseres Volkstums genährt sind.

Der Höhepunkt langer Erwartung. Zeichnung von Rudolf Lipus.

Zur Erde.

Nach einem Aquarell von Sascha Kronburg.

Der Engel des Herrn

EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE VON ERNST HOFERICHTER

Flocken wirbelten vom Firmament, das schwer wie eine niedrige Stubendecke auf die Erde herabhing ... Der erste Schnee, der über die Dächer fällt, ist der weiße Brief des Himmels, mit dem jedes Jahr den Menschen das Nahen der weihnachtlichen Zeit angekündigt wird.

An einem solchen Tage saß der Direktor eines Stadttheaters vor einem Berg von Dramen, um daraus die Stücke für die kommenden Wochen zur Aufführung auszuwählen ... Da sah er mit einmal draußen vor dem Fenster dies weiße, weiche Fallen der himmlischen Wolle, und da mußte auch er, wie alle Menschen, an das Nahen der Weihnacht denken. Vorausahnend stieg der Geruch von Marzipan und Mandeln in seine Nase hinauf, er hörte im Ofenrohr gebratene Äpfel auf und ab hüpfen und sah auch schon den Schimmer strahlend heller Christnachtkammern durch den heimlichen Türspalt nahe werden. Und da in seinem Hirnkasten alles Denken sich in geschäftliche Auswertung verwandelte, so kam er auch jetzt sogleich auf die naheliegende Idee — aus der Weihnachtszeit das herauszuholen, was seine Kasse füllen konnte.

So suchte er denn aus den vielen Stücken nach einem Werk, in dem sich die nahende Zeit am vortrefflichsten spiegeln würde ... Da lag zu unterst „Ein Krippenspiel". — Das könnte es sein ...! Aus dem Personenverzeichnis las er denn auch: „Maria, Joseph, Engel, Hirten, Kaspar, Melchior, Balthasar ..." Tannennadeln, Bronzestaub, Apfelkerne und tote Ameisen lagen zwischen dem Text der Rollen ausgestreut, zwischen den Worten, die davon handelten, daß der Menschheit herrlichste Nacht angebrochen sei, daß Gottes Sohn in die Welt eintreten werde ... und der Frieden auf die Erde komme!

Und sogar der Theaterdirektor, der nur noch an ausverkauften Häusern wahre Freuden erleben konnte, wurde von dieser leisen Botschaft sanft gerührt. Ja — er hätte dieses Stück nun auch gespielt, wenn die Aussicht auf eine volle Kasse von vornherein die denkbar schlechteste gewesen wäre. Denn in solchen Zeiten wurde auch er wieder Mensch, verspürte auch er wieder die Gnade dieser Verheißung — und konnte sich darüber freuen und wieder Kind sein ...

Sogleich begann er nun, die einzelnen Rollen am passendsten mit seinen Schauspielern und Schauspielerinnen zu besetzen. Nur eine Rolle machte ihm Kopfzerbrechen: „Der Engel des Herrn."

Der hatte nämlich Worte zu sprechen von einer silberhellen Reine und Schöne, die klingen mußten wie aus Glas gemacht. Dieser Engel Gottes sollte den Hirten die Geburt des Gottessohnes ansagen, sollte himmlische Lieder über die Krippe mit Heu und Stroh hinsingen, sollte alle göttliche Herrlichkeit in den Klang menschlicher Worte tragen!

Und der Direktor überlegte: „Wer von meinen Komödianten brächte so viel Heiligkeit auf? Wer sollte diesen Engel so überzeugend darstellen, daß die Zuschauer dies Wunder vor mehr als zweitausend Jahren wieder nacherleben könnten?" Er dachte darüber nach. Die meisten seiner Schauspielerinnen hatten Seelen von einer leichten Art, konnten wohl tanzen und Champagner trinken, konnten ausgelassen über die Szene wirbeln, umarmen, lachen, weinen und küssen ... Aber welcher Darstellerin war es gegeben, so viel Tiefe aus sich herauszuheben, das tiefste aller Wunder, die Weihnacht, in die Menschenherzen zu tragen, die draußen im dunklen Zuschauerraum warteten?

Eine gab es unter den weiblichen Mitgliedern seines Ensembles, die war von Sanftmut und Güte, voll Demut und Beseelung. Beim Verteilen der Rollen stand sie immer zurück, während ihre Kolleginnen wie wilde Tiere bei der Fütterung danach aufsprangen. Und darum bekam sie bisher noch nie eine größere Rolle zu spielen.

Der Direktor dachte auch an sie — und weil die Auswahl nicht groß war, und weil er doch einmal mit ihr eine größere Aufgabe versuchen wollte, für die sie eine innere Güte zu haben schien, die allen anderen fehlte, so sagte er endlich: „Gut, die Ilonka Schwan soll den Engel spielen!"

Der Theaterdiener bekam sogleich die Rolle in seine Ledertasche gesteckt, um sie nach der Oberen Grasgasse zu bringen, wo Fräulein Schwan bei einem Schneidermeister wohnte. Im Hausflur roch es nach Lodenstoff, Bügeleisen und aufgewärmtem Kaffee. Als der Bote bei ihr eintrat, saß sie auf der Kohlenkiste und hatte um sich Zeitungspapier gewickelt — um warm zu werden. Denn der Ofen qualmte, wenn man ihn anheizte, und die Fenster schlossen schlecht. Sie glaubte, da sie den Theaterdiener im Türrahmen stehen sah, der Direktor habe ihr den Vertrag gekündigt, sie solle nun vor Weihnachten ohne Engagement in der überschneiten Welt stehen.

Um so mehr jubelte ihre Seele auf, als sie das Rollenheft umblätterte und hörte, daß sie zur Weihnachtszeit in dem Krippenspiel den himmlischen Engel spielen dürfe.

Und schon verschlang sie Seite um Seite, sprach sie auch schon laut die Worte des göttlichen Boten vor sich hin, die zu *ihren* Worten werden sollten — und sah gar nicht mehr, wie der Theaterdiener sich verabschiedete, eine Verbeugung nach der andern machte, um sie an das fürs Überbringen großer Rollen gewohnte Trinkgeld zu erinnern. Sie sah ihn nicht, und unwillig öffnete er die Tür und ging mit verärgertem Gemurmel hinaus.

Ilonka saß mit ihrer Rolle selig wie mit einem Bräutigam allein im Zimmer. Ihr Gesicht schien aus Milchglas gemacht zu sein, hinter dem eine Kerze brannte, die jetzt heller als sonst aufleuchtete. Und als hätte sie in ihrem Leben nicht mehr viel Zeit, die Welt in sich aufzunehmen, riß sie ihre Augen groß auf — wie Fenster, hinter denen ein Kranker liegt, der rasch viel Frühlingsluft einströmen lassen muß.

Oh, wie heiliges Brot nahm sie die Worte ihrer Rolle in sich auf, wie Manna, das noch backwarm vom Himmel gerade auf ihre Zunge fiel!

Und je mehr diese Worte des weihnachtlichen Engels in ihrer Seele verankert lagen, um so weniger verspürte sie des Leibes Not. Im Lernen ihres göttlichen Sinnes vergaß sie ihren zerbrechlichen Körper Stück um Stück.

Von Probe zu Probe wuchs sie immer mehr in ein sanftes Schweben hinein. Je müder die Flügel ihrer Lunge wurden — um so stärker fühlte sie an ihren Schultern Engelschwingen wachsen, die ihr eine selige Leichte gaben.

Wenn ihre Kolleginnen lachten, dann mußte sie husten. So kam Weihnachten näher von Tag zu Tag. An den Straßenecken und in den Hausdurchgängen wurden waldfrische Tannenbäume aufgestellt. In den Schaufenstern der Spielwarenhandlungen wurden im Schein elektrischer Birnen Pfennigwerte zu ersehnten Königreichen. Viele warme Kindernasen preßten sich nach ihnen an die Glasscheiben, um diesen Wünschen recht nahe zu werden. Mütter buchstabierten ihren Kindern Briefe an das Christkind in die Abc-Federn. Die Zettel wurden ordnungsgemäß in die Briefkästen gesteckt, damit sie die Briefträger gestempelt in den Himmel tragen könnten, der jetzt für alle Kinderherzen zur größten Spielwarenfabrik der Welt geworden war. Durch die Winterfenster der Schulhäuser klangen gedämpft die Lieder zur Heiligen Nacht. Und überall, allüberall knisterte schon die Luft vor Festesahnung.

Die Schauspielerin Ilonka Schwan stampfte in solchen Stunden durch den Schnee, um dies alles in sich aufzunehmen, um ganz voll zu werden von christnachtlichem Zauber. Auf daß der Engel in ihr reife, damit sie durchdrungen werde von solcher Gnade: diese himmlische Erscheinung ihren Mitmenschen mit heiliger Botschaft nahezubringen.

Daheim fiel sie nach solcher Wanderung aufgelöst übers Bett hin, fror und hustete bis Mitternacht. Da der Vormittag heranrückte, an dem der Direktor die Hauptprobe für das Krippenspiel angesetzt hatte, wand sie sich mit fiebernden Wangen aus dem Berge ihrer Kissen heraus.

Die Leimfarbe auf den Kulissen kreiste ringelnd vor ihren Augen. Versatzstücke, die Fels und Höhle darstellten, versanken zu ihren Füßen. Die Bretter der Bühne schlugen Wellen, sie wurden ihren Sohlen weicher Asphalt. Oft verspürte sie ihn kaum mehr und schwankte leise, wie Sträucher vor dem Gewitter ... In den Pausen bat sie den Theaterdiener, die Garderobe zu heizen. Er habe kein Holz hierfür angewiesen bekommen; für Proben gäbe es keine geheizten Garderoben, antwortete er, eingedenk des Trinkgeldes, das er damals von ihr erwartete — und nicht erhielt.

So hielt sie aus, während ihr Körper sich an der Unzulänglichkeit dieser Welt wund stieß, wuchsen ihrer Seele jenes Engels Flügel, den sie zu spielen hatte. Ohne noch das Klatschen von des Direktors fleischigen Händen zu hören, wankte sie den Bühnenausgang hinaus. Daheim sprach sie einen Tag und eine Nacht lang phantasierend die Rolle des Engels in ihre Kissen hinein ...

Am Morgen des Aufführungstages lief die Schneidersfrau ins Bureau des Theaterdirektors, um ihm die schwere Erkrankung von Fräulein Ilonka Schwan zu melden. Alle Falten seines Gesichts zogen sich gegen einen Punkt zusammen. Die Erstaufführung, die Vorstellung heute am Nachmittag des Weihnachtsvorabends — war gefährdet! Schon rechnete er den möglichen Verlust nach. Es war für ihn nicht auszudenken, er dachte es aber doch aus — und sann nach einem Ausweg. An eine Neubesetzung der Rolle, acht Stunden vor dem Hochgehen des Vorhangs, war nicht zu denken. Fräulein Schwan müßte den Engel spielen! Wenigstens heute! Nachher könnte sie sich ins Bett legen, solange sie wolle.

Und es blieb dem Direktor nur der eine Ausweg: sich aufzumachen, um selbst zu der kranken Darstellerin zu gehen, sie zu überreden — auf daß sie ihn aus dieser Not errette! Er setzte sich an ihren Bettrand, streichelte sie, sprach von Gagenerhöhung und übergroßem Talent und benahm sich ganz so, wie Theaterdirektoren sich eben benehmen, wenn sie in einer halben Pleite sitzen ... Das dürfe sie doch nie und nimmer tun: ihn und ihre Kollegen und Kolleginnen so in der Patsche zu lassen, seine Einnahmen zu gefährden, ohne die er keine Gagen auszahlen könne ... wodurch das ganze Ensemble in der Weihnacht ohne Geld wäre ...!

Das alles und noch viel mehr sprach er in ihr Fieber hinein — bis sie ihm zusagte, die Rolle des Engels trotz aller Zerbrechlichkeit heute zu spielen. Pfeifend und händewinkend verließ er heiteren Herzens ihr Zimmer.

Als eine Stunde vor Beginn der Vorstellung sich nun Ilonka vom Bett weg zu ihren Kleidern schleppte und den Schminkkasten zurechtrichtete, gingen unten in der Gasse schon die ersten Theaterbesucher dem Stadttheater zu. Kinder fragten ihre Mütter, ob in diesem Stück auch Sterne vorkämen, ob sie leibhaftige Engel sehen würden — — —

Ilonka saß in ihrer Garderobe und ließ sich die weißen Engelsflügel an die kranken Schultern heften. Ihre talggrauen Backen überstrich sie mit lächelnder Himmelsröte. Aller Aufruhr in ihrem Körper war für sie jetzt im Aufruhr ihrer Seele weggehoben und fortgetragen. Jetzt, da sie als himmlischer Engel den Menschen die Christnacht verkünden sollte, fühlte sie sich ohne Leib. Ihr Schauen war mehr im Himmel als auf Erden. Sie war der hohen Botschaft voll — und die heiligen Worte von der göttlichen Geburt waren hinter ihren Lippen unruhig geworden, wie Singvögel, die von ihrem Käfig im nächsten Augenblick ins Grün der Wälder ausfliegen dürfen.

Draußen vor dem Vorhang klappten die Polstersitze auf und nieder. Immer mehr Menschen strömten zu des Direktors Kasse, der vor Gewinn schwitzte. Und das glänzende Gesicht wurde zum Ausdruck dieses glänzenden Geschäftes.

Das erste Glockenzeichen ertönte. Alles rutschte im Theater in die bestmögliche Sitzstellung. Ausverkauft war der ganze Raum. In den elektrischen Birnen schlüpfte das Licht langsam in die Stiele zurück. Und der Vorhang hob sich.

Hirten sprachen auf der Bühne, in die schlafenden Felder Bethlehems gelagert. Der nächtliche Himmel war zu einer glitzernden Palastdecke geworden. Sterne funkelten wie silberne Knöpfe an sonntäglichen Bauernröcken. Stille atmete laut ...

Die Schauspielerin Ilonka Schwan stand jetzt als Engel, als Engel des Herrn in der hintersten Kulissengasse.

Und ging, ja, schwebte unter die Hirten: „... Ich verkünde euch eine große Freude! In dieser Nacht ist euch der Heiland geboren ...!" Und während sie sprach, ward im Hintergrund der Bühne aus Licht und Schimmer eine Krippe sichtbar mit Ochs und Esel, Maria und Joseph — und dem himmlischen Kind.

Von allen Enden ihres Leibes war das Blut des Engels in diese Worte übergegangen, nichts war mehr Körper, Schweben erfüllte sie gänzlich. Vor ihre Augen schoben sich durchsonnte Wolken, ihre Seele bekam Flügel — und der müde, fiebernde Leib hatte nur noch die vogelleisen Worte aufgespart: „Friede auf Erden — und den Menschen ein Wohlgefallen ...!"

Dann war es ihr, als ob es kein Gewicht mehr gebe. Wie ferner Flügelschlag rauschte es um sie ... Ilonka lehnte am Eingang zum heiligen Stall. Aus dem Hintergrund der Bühne setzte der Chor als samtenes Echo ein: „Et in terra pax hominibus ...!"

Da fiel der Vorhang nieder, Beifall klatschte prasselnd. Alle Darsteller verneigten sich dankend. Nur der Engel des Herrn nicht — — — Und als der Direktor auf ihn zutrat, um Ilonka für solches Übermaß an Leistung zu danken, da sah er, daß aus dem Engel des Theaters ein Engel des Himmels geworden war.

Kinderstudien

KÜNSTLERISCHE PHOTOGRAPHIEN VON R. JOBST, WIEN

Weihnachtsmesse auf dem Neumarkt zu Köln. Nach einem Gemälde von Wilhelm Lachenmeyer.

Altenglischer Weihnachtstanz

* für Piano *

„Und Herr Pickwick schwebte dahin von der Mitte bis zum äussersten Ende des Saals, ans Kamin und wieder zurück an die Türe – lautes Stampfen auf dem Boden – das nächste Paar ab – die ganze Figur wiederholt."

CHARLES DICKENS, Die Pickwickier

Molto moderato e marcato (M.M. ♩ = 92)

WALTER NIEMANN, Op. 93 Nº 11 *)

Im kräftigen Volkston

ff mf verhalten stacc. cresc. poco pesante e marc. il basso simile pochiss. più sost. stampfend marcatiss. a tempo poco f più pesante pochiss. più sost. un pochettino più animando (♩ = 96) frisch f sempre molto marc. ed energico pf poco cresc. sf poco rall. mp poco cresc. Tempo I molto pesante e marc. simile

*) nachkomponiert zum Zyklus fröhlicher Charakterstücke „Pickwick" Op. 93 nach Charles DICKENS (N. Simrock) + Der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.

più lento

cresc.

ff

Meno mosso (𝅗𝅥 = 63)

𝅗𝅥 = ♩ Lieblich u. hell

poco - - - - rall. - - - - - - - a tempo

p*) (pp la 2de volta)

mp

senza 𝄎

[𝄎 ✱]

poco rall. - - - - - - - a tempo

p

poco - - - - - - rall - - - - - - - - Tempo I

stacc.

mf verhalten

cresc.

poco pesante e marc.

[𝄎 ✱]

pochiss. più sost. - - - - - - - - - - - un pochett. più animando (♩ = 96)

ff

ff

f sempre molto marc. ad energico

poco cresc. - - - - - - - - - -

sf

pochett. più sost. - - - - - - - - - - a tempo

ff

ff

ff

molto pesante

pochiss. più sost.

cresc.

fff

fff

*) nach einem altenglischen „Ground“ von John BLOW (1648-1708).

Das Paradies der Kinder: Zur Weihnachtszeit in einem Spielwarenhaus.

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Fr. Kienmayer 1925.

Christfeier im Heiligen Lande: Einheimische nach der Weihnachtsmette in der Geburtskirche zu Bethlehem.

Zeichnung von Prof. Franz Kienmayer.

Bethlehem

VON ANTON LÜBKE

Autos warten an den weißen Mauern der Zitadelle und am Jaffator von Jerusalem. Sie bringen den Fremden, den Pilger, den Touristen in die fruchtbaren Ebenen, in die steinreichen Wüsten Judäas oder in die sonnverbrannten Wüsteneien des Landes. Das Auto gab dem Lande einen neuen Rhythmus, dem es sicher zuerst sehr schwergefallen sein muß, das träge Naturell türkischen Einflusses zu beflügeln. Technische Reformen sind im Orient keine Kleinigkeit. Sie bedeuten schwere Katastrophen in der Seele der Bevölkerung, die in einer mehrtausendjährigen Tradition festwurzelt. Und dennoch war das Neue dem Lande von Segen. Aus Einöden entstanden fruchtbare Gefilde, Siedlungen gaben der alten Kultur neue Blüten, befestigte Straßen durchziehen heute das Land; Kamel, Maultier und Ziegenhaarzelt sind dem Fremden heute nur noch fernliegende Begriffe. Bedurfte es vor zehn Jahren noch einer Tagereise, um von Jerusalem nach Bethlehem zu kommen, so kann man den Weg heute mit einem Auto in zwanzig Minuten machen.

Es treibt einen eine Sehnsucht aus den dunklen Gassen Jerusalems zu den Höhen Ephratas. Staubige Kreidestraßen führen zu ihnen hinauf. Hoch vom Berge, wo die Stürme des Mittelmeeres sie am ehesten treffen, schaut die weiße Stadt auf die kahlen Hügel Judas, wo sich Wüste ausdehnt und Steinöde Grauen verbreitet inmitten heftigen Sonnenbrandes. Nirgendwo tritt einem der Gegensatz von Leben und Tod, von Dürre und Fruchtbarkeit so oft und eindringlich vor Augen wie gerade im Orient. Es ist, als ob die ganze Natur darauf eingestellt sei, den Menschen durch diese Gegensätzlichkeiten stets an sein eigenes Schicksal zu erinnern. Üppige Weinberge, Ölbaumhaine und grüne Äcker und Wiesen umschmeicheln seit uralten Zeiten die Abhänge dieser seltsamen Stadt, die man nie vergißt, wenn man einmal in ihr weilte. Es ist nicht die Romantik, die wir von deutschen und italienischen Städten her kennen, auch nicht der dämmernde Traum, der sich in orientalischer Lässigkeit unter den Bogengängen Jerusalems ausbreitet.

Wie seltsam still ist es oft in den engen, winkligen Gassen Bethlehems, in denen helles Sonnenlicht schimmert zwischen zerfallenem Gemäuer und elenden Hütten, die noch an eine sehr arme Zeit gemahnen! Wie leicht und behend schreiten Bethlehems Töchter durch die Straßen, schön und anmutig, geschmückt mit bunten Kleidern und hohem weißen Kopfputz; wie schön sind die Frauen von Wuchs und Anlitz, gleich herben Madonnen, ebenbürtig des heiligen Ortes, der wie ein kostbares Juwel in den Gezeiten der Jahrtausende eingebettet liegt! Klingt nicht noch die Hirtenschalmei wie zartes Licht durch die Gassen, die einst der Harfenkönig David, als er noch die Schafe seines Vaters auf den Fluren Ephratas weidete, spielte? Raunt nicht noch die Geschichte der jüdischen Kriegshelden Joab, Abisai und Asahel in den zerfallenen Mauern? Zwar war sie die kleinste und unbedeutendste unter den Fürstenstädten Judas, aber auch sie sah großes Leid und großen Glanz. Einst, in der biblischen Zeit, kehrten nur 123 Juden aus der babylonischen Gefangenschaft in die Stadt zurück. Muselmanen zerstörten im ersten Jahrtausend n. Chr. die Stadt von Grund auf. Wiederum traf sie dasselbe Schicksal im Jahre 1244 durch die Chowaresmier. Kampf zwischen Juden, Arabern, Mohammedanern und Christen sah die Stadt oft. Glanz herrschte in ihr, als in den ersten christlichen Jahrhunderten Klöster und Pilgerfahrten den Ort verherrlichten, in dem sich die Weissagung Michas erfüllte: „Du, Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ Obwohl stolze Kreuzfahrer hier ihre Zelte aufschlugen, Saladins Scharen sich hier tummelten, mohammedanische Willkür hier plünderte und mordete, Männer aus Italien und der Provence sich in Bethlehems Sonne wohl fühlten und Menschen aus dem Inneren Asiens durch die Gassen schritten und in ihnen ihre Heimat priesen, die Stadt blieb doch immer all die Jahrtausende hindurch die Kindliche, die Feine, Edle, in der ein hauchfeiner Mythus nicht sterben wird, weil sie von allen Städten Judas den Sternen am nächsten ist. Manches ist zwar nicht mehr das kindlich Zarte von einst, das Träumerische einer wundervollen Sternennacht, in der ein einziger Stern drei sehnsüchtige Menschen aus fernen Landen hierherführte. Aus einstiger Armut der Stadt erwuchs Regsamkeit, Arbeit und Selbsterhaltungstrieb. Perlmutter vom Roten Meere, schwarzer Pechstein vom Toten Meere, kostbares Zedernholz vom Libanon wurden den Bethlehemiten wertvoll für eine regsame Industrie. Prächtige Vasen, Ketten, Devotionalien, Andenken an die heiligen Stätten werden heute in den arbeitsamen Werkstätten der Stadt verfertigt. Bethlehemiten gehen schon seit Jahrzehnten mit ihren Kunstgegenständen auf die Wanderschaft in alle Welt und kehren oft als reiche Leute wieder in die Heimat zurück, bringen neue Erfahrung mit und bauen sich Häuser nach europäischem Muster. Der Krieg wurde den stillen, fleißigen Leuten zum Verhängnis. Mehr als ein Viertel wurde durch Seuchen elend dahingerafft. Die Schwindsucht grassiert heute dort, wie überall in Palästina, wie der Aussatz in früheren Zeiten. Arbeitslosigkeit ließ einen großen Teil der Bewohnerschaft nach Amerika auswandern.

In den dämmernden Kirchen und Kapellen klingt eine Melodie, die jedem von Jugend an vertraut ist. Mohammedanische Zerstörerhand verschonte einst die alte Geburtskirche, die sich über der Geburtsgrotte erhebt. Ernst und feierlich streben in dieser uralten Basilika tausendjährige Säulen und Wölbungen aus der Zeit Justinians empor. Balduin wurde einst am Weihnachtstage des Jahres 1101 hier zum König von Jerusalem gesalbt. Die Kirche hat ihre wechselvolle Geschichte. Alte, verblichene Mosaiken an den Wänden und im Chore sowie alte Brokatgewänder erinnern an die schmuckfreudige Zeit des Mittelalters. Überladener Schmuck und Bilder kennzeichnen die liebevolle Inbrunst, mit der die Griechen und Armenier, denen die Kirche hauptsächlich gehört, den Ort betreuen. In geheimnisvollem Halbdunkel, in dem silberne und goldene Lampen schimmern, die Tag und Nacht leuchten, ruht der Frieden der unterirdischen Geburtsgrotte, zu der man im Chore der Kirche auf mehreren Stufen hinabgelangt. Marmor und kostbare Teppiche zieren die Wände der Felsenhöhle. Auf dem Marmor einer Nische, die von silbernen Lampen erhellt ist, strahlt ein silberner Stern und hinter ihm die bedeutungsvollen Worte: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Kindheitserinnerungen, liebliches Läuten einer klangvollen Melodie in helle Winternächte, werden wach und regen sich an diesem Orte; Fürsten und Bettler, Gläubige und Ungläubige, zerrissene Pilger aus Rußland, dem Inneren Asiens und vom Balkan, Menschen aus der Glutsonne Afrikas knien an diesem kleinen, unscheinbaren Orte. Sie alle trugen einmal ein unstillbares Verlangen, an der Stätte zu weilen, die den Bekenntnissen aller Erdteile heilig ist. Mohammedaner, Christen, Griechen, Armenier, Kopten und Türken achten die heiligen Stätten. Wie seltsam ist dieses liedhafte Aufhorchen, wenn man draußen auf den kahlen Fluren von Bethlehem weilt, wo eine Grotte die Stelle bezeichnet, an der die Hirten die Botschaft des Engels empfingen, oder in der sogenannten Milchgrotte, wo der Volksglaube die Stelle verehrt, an der Maria ihr Kind zuerst gestillt haben soll. An all diesen legendenhaften Orten raunt das Geheimnis der wundervollen Nacht, aus der sich der lichtvolle Morgen einer neuen Zeit erhob.

O Bethlehem Ephrata, deine Kindlichkeit, deine beglückende Sonne, der stille Zauber deiner Frauen, deine kostbare Fruchtbarkeit, deine Klänge und dein ewiger Weihnachtszauber in Grotten, Kirchen, Kapellen und Klöster wird beim Verweilen in deinen Mauern zu einem Paradies der Erinnerung, aus dem man nicht wieder vertrieben werden kann!

Inneres der über der Geburtsstätte Christi sich erhebenden Geburtskirche in Bethlehem. Zwischen den Pfeilern der Eingang zur Krippe.

Weihnachtsfeier in Bethlehem: Pilger aus allen Ländern der Welt auf dem Wege nach der durch den Lichterglanz Tausender von Kerzen erhellten Geburtskirche.

Das Ketten-Ringlein

Eine wahre Weihnachtsgeschichte von Karl Escher

Elfhundertvierundzwanzig — ›einunddreißig — ›sechsundfünzig — ›neunzig — ›zwölfhundertzwei —“, murmelte der Herr Oberbuchhalter Hippel und bewegte dabei ganz schnell die Lippen. „Zwölfhundertvierundsechzig — ›fünfundachtzig — da soll doch gleich dieser und jener!“

Ärgerlich richtete er sich in seinem großen gelben Rohrsessel auf und schob das riesige Buch ein paar Zentimeter dichter unter die grünbeschirmte Lampe, die auf seinem Schreibtisch brannte. Dann holte er sein Taschentuch hervor und wischte sich mit zwei energischen Strichen über die Stirn.

Plötzlich drehte er sich um. Was? Er war ganz allein im Bureau? Wo waren denn die anderen Angestellten? Schon fortgegangen! Jetzt um vier Uhr! Unerhört! Und er hatte bei seinem eifrigen Rechnen ihr Verschwinden gar nicht bemerkt! Er schüttelte nur den Kopf mit den spärlichen, einstmals braunen Haaren, stand auf und knipste die verschiedenen Lampen aus, die die eiligen Herrschaften bei ihrem Fortgang nicht gelöscht hatten. Dann setzte er sich wieder an seinen Platz, um aufs neue die langen Zahlenreihen zu durchmustern, wie ein General, der über seine Truppen die Parade abnimmt. Aber da ward ohne weiteres die Tür aufgemacht, Herr Hippel sprang auf und —

„'n Abend, Herr Hippel,“ sagte eine kleine, kugelrunde Frau, die einen großen Eimer, gefüllt mit dampfendem Wasser, trug, „was machen Sie denn hier? Nun, aber dalli, dalli 'raus.“

Herr Hippel bewahrte eisige Ruhe.

„Bitte,“ sagte er, „was wollen Sie denn von mir? Ich möchte doch ersuchen, mich nicht zu stören. Ich will noch einige Zeit arbeiten.“

„Ach was,“ antwortete die kleine Frau, lief ganz flink durch das ganze Kontor und schaltete überall das Licht ein, „jetzt wird hier nicht gearbeitet. Gehen Sie nach Hause, jetzt mache ich hier sauber, verstehen Sie. Oder meinen Sie, ich will über die Festtage herkommen und schrubben und bürsten?“

„Liebe Frau,“ rief Herr Hippel nun schon etwas weniger ruhig aus, „Sie werden mich in Ruhe lassen, das möchte ich mir denn doch ausgebeten haben! Wer sind Sie denn eigentlich?“

„Wer ich bin? Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin die Pschorrn. Seit zwanzig Jahren wische ich hier auf, und Sie kennen mich nicht! Hoppla —“

Mit einem wohlgeübten Schwung hatte sie ihren Wassereimer kunstgerecht ausgekippt, wobei Herr Hippel ein paar Spritzer an die Hosenbeine bekommen hatte.

„Lassen Sie das,“ rief Herr Hippel mit Donnerstimme, „und scheren Sie sich fort! Ich habe eine Differenz von einer Mark und elf Pfennig — und ehe ich die nicht gefunden habe, kann ich nicht aufhören.“

„Nun werden Sie bloß nicht ausfällig, Herr Hippel,“ sagte Frau Pschorr, die Reinemachefrau, „von Ihrem Zahlenhokuspokus verstehe ich nichts. Aber eins sage ich Ihnen, hierbleiben können Sie nicht. Wissen Sie denn gar nicht, was heute für ein Tag ist?“

„Was für ein Tag? Tod und Teufel, was ist denn für ein Tag?“

„Herr Hippel, das sage ich Ihnen, Sie versündigen sich, wenn Sie so fluchen! Sie hätten lieber heiraten sollen, dann wäre Ihnen das Fluchen schon abgewöhnt worden. Mein Seliger, wissen Sie —“

„Gar nichts weiß ich, gar nichts weiß ich. Lassen Sie mich mit Ihren Familiensorgen in Ruhe. Ich frage Sie jetzt zum letztenmal —“

„Fragen Sie nur nicht erst! Ich bleibe, und Sie gehen weg. Dafür ist heute Heiligabend, da wollen wir alle beide feiern.“

„Sagen Sie mal, gute Frau, Sie sind wohl übergeschnappt? Wir beide wollen heute feiern?“

„Jawoll, Herr Hippel. Nicht zusammen, jedes für sich.“

„Dummheiten. Was geht mich der heilige Abend an!“

Er wollte sich wieder an seinen Schreibtisch setzen, aber Frau Pschorr hatte den gelben Rohrsessel schon mit kräftigen Händen gepackt und ihn quer über den Schreibtisch gelegt. Dann packte Sie Herrn Hippels riesiges Buch, klappte es mit einem lauten Knall zu und warf ebenso laut den Metalldeckel auf Herrn Hippels großes Tintenfaß.

„Stehen Sie mir nicht überall im Wege“, sagte sie bei dieser nützlichen Tätigkeit und drängte den armen, mißhandelten Oberbuchhalter, der seinen ihm eigenen Platz verteidigen wollte, robust zur Seite.

Herr Hippel wich der Gewalt. Sollte er sich vielleicht mit Frau Pschorr herumzanken? Den ungleichen Kampf weiterführen? Nein! Mit tiefem Groll im Herzen schritt er, bebend vor Zorn, an Frau Pschorr vorbei, zur Tür hinaus.

„Fröhliche Weihnachten, Herr Hippel!“ rief sie ihm nach. Er hörte es nicht; er wollte es nicht hören.

Im Hut und Mantel stand er dann auf der Straße. Er hatte den Kragen hochgeklappt, seinen langen grauen Wollschal um den Hals gewickelt und seinen in vielen Jahren erprobten Regenschirm geöffnet. Das war auch notwendig. Es war das richtige Weihnachtswetter! (Unsere Dichter beiderlei Geschlechts können sich in ihren Poemen, Novellen und Romanen nicht genugtun, wenn sie darangehen, die barometrischen und hygrometrischen Eigenarten der Weihnachtstage zu schildern. Da berichten sie, wie der weiche, weiße Schnee glitzernd auf allen Wegen, Dächern und Bäumen liegt, wie hochpoetische Eiszapfen von allen Regenrinnen und Fensterbrettern hangen, wie die gute, hellrote Wintersonne beziehungsweise der silberne Vollmond durch die lichten Lämmerwölkchen schaut — kurzum, sie ersinnen einen Wintertag, den man sich nur zum Weihnachtsfest wünschen kann. In Wirklichkeit aber ist die Luftwärme fünf Grad Celsius, ein unaufhörlicher Rieselregen fällt vom trostlos grauen Himmel, ein scharfer Wind kommt von Nordnordost daher, und statt „den Menschen ein Wohlgefallen“ steht „Grippe und Schnupfenfieber“ im Kalender.)

Herr Hippel eilte durch die feiertäglichen Straßen; mit ihm und an ihm vorbei eilten Menschen, genau so fröstelnd und vermummt wie er, nur daß sie alle mehr oder minder große Pakete sorgfältig vor den Regenschauern schützten. Herr Hippel wohnte nicht weit vom Bureau, er wohnte in der Wassertorstraße 1, im ersten Stockwerk bei der Witwe Margarethe Spangenberg, die übrigens ganz gern Frau Oberbuchhalter Hippel geworden wäre. Das Haus in der Wassertorstraße 1 war ein schöner alter Kasten, der seine zweihundert Jahre wie nichts auf dem Buckel hatte. Eine breite Steinstufe führte zu der mächtigen, mit einem Bogen überwölbten Haustür, und auf dieser Stufe unter dem Bogen stand an diesem Abend ein weibliches Wesen und suchte Schutz vor dem unerbittlichen Regen.

Herr Hippel sah es ohne Freude. Sah, daß dieses Wesen einen langen weißen Hermelinmantel trug, der eine schöne Stange Gold gekostet haben mußte; sah, daß dieses Wesen keinen Hut auf den goldblonden Haaren trug. Sah's mit Unwillen. Wer geht in dieser Jahreszeit schon hutlos? Und spürte einen ganz zarten Duft, ein höchst eigenartiges Parfüm, das leise an ferne Tannenwälder gemahnte.

Dieses weibliche Wesen aber war — der Weihnachtsengel, der sich extra wegen des Herrn Oberbuchhalters Hippel hier aufgepflanzt hatte.

„Möchten Sie nicht ein bißchen zur Seite gehen, Fräulein?“ sagte Herr Hippel reichlich unwirsch. „Andere Leute gehören vielleicht in dieses Haus.“

„Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie tausendmal,“ antwortete der Weihnachtsengel mit süßer Stimme, „ich wäre schon lange fortgegangen, aber es regnet so schrecklich.“

„Andere Leute pflegen bei solchem Wetter einen Schirm mitzunehmen.“

„Ich habe keinen Schirm.“

„Und 'n Hut, den haben Sie wohl auch nicht?“

„Nein, einen Hut habe ich auch nicht.“

„Sie scheinen nicht sehr ordentlich erzogen zu sein“, brummte Herr Hippel. „Wohin wollen Sie denn eigentlich?“

„Nur zur Straßenbahnhaltestelle.“

„Na schön, dann werde ich Sie mit meinem Schirm die paar Schritte bringen.“

Und schon hatte er seinen guten, erprobten Schirm wiederaufgespannt und ging neben dem fremden weiblichen Wesen die Straße zurück. Es waren wirklich nur ein paar Schritte bis zur Haltestelle, und da kam auch schon die Bahn.

„Vielen Dank“, sagte der Weihnachtsengel, „und fröhliche Weihnachten!“ Er hielt Herrn Hippel die kleine Hand zum Dank und Abschied hin; Herr Hippel, der durchaus nicht unhöflich war, mußte sie nehmen und fühlte einen leichten Druck.

Und fühlte noch etwas in seiner Hand. Großer Gott im Himmel, dieses fremde weibliche Wesen hatte ihm einen kleinen goldenen Ring in die Hand gedrückt, so ein dünnes goldenes Kettchen, von dem an einem noch zehnmal dünneren Kettchen ein winziges goldenes Herz baumelte!

Herr Hippel sah's, wollte dem merkwürdigen Wesen das Ringlein wiedergeben, aber da war es nicht mehr da. War verschwunden oder saß schon in der elektrischen Bahn, die überhaupt nicht gehalten hatte. Kurzum, es war weg, und Herr Hippel stand da mit dem goldenen Ringelchen in der Hand.

Überrascht war er, und wütend war er. Wie kam diese Person dazu — Person! dachte er wahr und wahrhaftig — ihm einen Ring in die Hand zu drücken! Seinen kleinen Dienst gewissermaßen mit einem Trinkgeld belohnend! So etwas war überhaupt noch nicht dagewesen! Im ersten Zorn wollte er den unschuldigen Ring einfach auf die Gasse werfen, aber dann bedachte er doch, daß der Ring am Ende aus echtem Gold sein konnte — und das wirft man doch nicht weg. Aber behalten wollte er ihn nicht, um keinen Preis. Er wollte ihn — wollte ihn abliefern. Aber wo? Am liebsten der hutlosen Dame im Hermelinmantel, aber wo sollte er ihre Adresse erfragen? Auf der Polizei? Nein, was hatte die Polizei mit dem Ring zu tun? Hm, auf dem Fundbureau!

Er überlegte nicht lange, sockte los. Durch Regen und Wind quer durch die Stadt zur Neuen Glockseestraße, allwo — wie Herr Hippel wußte — sich das städtische Fundbureau befand. Er hatte sich eine feine Geschichte ausgedacht, wie er den Ring unter einer Laterne gefunden habe und ihn nun als ehrlicher Finder herbringe. Er freute sich riesig über den guten Einfall — aber er wurde schwer enttäuscht . . .

„Das Fundbureau ist an den Feiertagen geschlossen.“

Er las das Schild. Las es dreimal und machte langsam kehrt. Den kleinen Ring, den er die ganze Zeit über in der Faust gehalten hatte, verstaute er nun sorgfältig in seinem Portemonnaie. Und daran tat er recht, er konnte ja nicht wissen, was der Weihnachtsengel damit im Sinne hatte, als er ihm den Ring in die Hand legte. Irgend etwas Besonderes wird schon mit dem kleinen Goldkettchen gemeint sein. Wozu hätte sich der Weihnachtsengel sonst persönlich zu Herrn Hippel aus dem märchenfernen Himmelreich herbemüht?

Herr Oberbuchhalter Hippel trat also den Heimweg an. Als er über den Odeonsplatz kam, mußte er heftig nießen. Dreimal. Aha, dachte er, ein Schnupfen! Schöne Geschichte. Aber warum laufe ich auch in diesem elenden Wetter wie ein Hottentotte herum? Ganz von selbst beschleunigte er seine Gangart und war bald, etwas erhitzt und außer Atem, vor seinem Hause Wassertorstraße 1 angelangt. Er nahm noch die Treppen im Sturm, schloß die Etagentür der Witwe Spangenberg auf, bei der er zur Miete wohnte. Noch hatte er die Tür nicht, wie es seine Gewohnheit war, nett und leise ins Schloß geworfen, als urplötzlich aus der Küche seine Wirtin wundermild wie ein Wiesel herausgelaufen kam. Sie war eine große, stattliche Frau, war in schwarzseidener Festtagsgewandung, die sie aber vorsorglich und schonend jetzt noch mit einer weiß- und blaugestreiften Schürze zum größten Teil vor den profanen Blicken bedeckt hatte.

„Herr Hippel,“ sagte sie, sagte es zu laut, als daß man hätte denken können, es wäre eine altgewohnte Begrüßung, „Herr Hippel, das geht auf keinen Fall! Auf kei—nen Fall! Das dulde ich nicht, das sage ich Ihnen. Dazu ist mir mein Ruf denn doch zu schade. Da sieht man, wie man sich täuschen kann! Ich habe immer gedacht, Sie wollten ein feiner Herr sein. Aber nein, die Männer sind alle gleich, von ein bißchen Charakter haben sie keine Spur . . .“

Herr Hippel unterbrach ganz verdattert den Redestrom der aufgebrachten Frau Spangenberg. „Erlauben Sie mal, ich verstehe Sie gar nicht! Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Hahaha,“ lachte die festlich bekleidete, alltäglich beschürzte Wirtin, „da hast' es. Wie er sich verstellt. Sie verstehen nichts? Sie wissen nichts? In Ihrem Zimmer sitzt eine Dame und wartet auf Sie!“

Triumphierend, mit heller Stimme hatte sie es herausgeschleudert.

„Reden Sie doch keine Opern“, brummte Herr Hippel; er hörte Madam Spangenberg gar nicht weiter an, ging zu seiner Zimmertür und —

Nun, im Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, es könnte natürlich nur die hutlose, goldgelockte Dame sein, um ihren Ring zu reklamieren. Ein ganz selbstverständlicher Gedanke, jeder andere hätte ihn auch gehabt. Um so größer war sein Erstaunen, als er im Schimmer seiner Lampe Fräulein Charlotte Wendelein auf seinem etwas schiefen Plüschsessel sitzen sah, Fräulein Wendelein aus seinem Bureau, Fräulein Wendelein, auf das er eine Pike hatte, weil es ein bißchen flüchtig bei den Abrechnungen war, Fräulein Wendelein, das er schon mehr als zweimal ernstlich vermahnt hatte — wie er es nannte — einen Aal hereingewürgt — wie sie es nannte . . .

Fräulein Wendelein saß also an diesem Abend, der anscheinend dazu ausersehen war, Herrn Hippel von einer Verwirrung in die andere zu bringen, auf Herrn Hippels etwas schiefem Plüschsessel, hatte rotgeweinte Augen und trocknete sich in einem fort die herabfallenden Tränen.

„Ja, aber,“ sagte Herr Hippel, „ich meine — ungeachtet der wenig angebrachten Stunde —“ Er verhadderte sich schon.

Und da sie nur laut und unaufhörlich schluchzte, hub er wieder an:

„Da sind Sie, Fräulein Wendelein. Ich nehme an, daß nur dringende — dringende geschäftliche Angelegenheiten (er legte den Ton mit Nachdruck auf das Wort „geschäftliche“) Sie in meine Privatwohnung führen.“

Fräulein Wendelein sprang ganz schnell auf.

„Herr Hippel,“ sagte sie mit tränenverquollener Stimme, „ich bin so furchtbar unglücklich. Sie müssen mir helfen.“

„Wer? Ich? Wie sind Sie denn gerade auf mich verfallen, wenn ich fragen darf?“ Er hatte bereits wieder den nötigen Abstand gefunden, den er in seiner ersten Überraschung außer acht gelassen hatte. „Ich möchte Ihnen denn doch sagen, Fräulein — doch sagen, daß ich mich unter gar keinen Umständen in Ihre privaten Angelegenheiten einzumischen gedenke. Sie wollen also weder

Der Gänsemarkt auf dem Magerviehhof in Berlin-Friedrichsfelde zur Weihnachtszeit.

Nach einer Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen.

BEI ST. NIKOLAUS.

Nach einer Zeichnung von Adolf Dahle.

meinen Rat noch meine Hilfe in außergeschäftlichen Dingen in Anspruch nehmen, hatschi-putschi-hah!"

Durch ein dreimaliges Niesen verdarb er sich leider die volle Wirkung seiner wohlgeformten Satzperiode.

Nein, sagte Fräulein Wendelein, sie wolle das auch gar nicht. Ihr Besuch sei gar nicht privat, sondern rein geschäftlicher Natur. Und nun kam es heraus, unter verschluckten Tränen und Nasenputzen: dieses Fräulein Charlotte Wendelein hatte kurz vor dem verfrühten Geschäftsschluß eine Wertsendung an die Herren Ehrenhafft und Wenig in Großdungern bei Alteneschwege abgebucht und postfertig gemacht und hatte schließlich ganz vergessen, sie in das Versicherungsbuch einzutragen, auf daß im Verlustfalle eine dazu bezahlte und verpflichtete Versicherungsgesellschaft den Schaden wiedergutmachte. Wenn nun das Schreckliche geschah, wenn die wertvolle Sendung auf dem Wege nach Großdungern bei Alteneschwege verschwand, würden die Herren von der Versicherungsgesellschaft sich dieses Mal freundlich, aber entschieden ablehnend verhalten; darin sind sie komisch: ist eine Sendung nicht an dem Tage, an dem sie zur Post gebracht wird, in ihr Versicherungsbuch eingetragen, dann stellen sie sich sozusagen als völlig nicht vorhanden hin.

Und wer garantiert, daß Lottchen Wendeleins Sendung sich nicht verkrümelt? Und dann — Unheil, nimm deinen Lauf!

Herr Hippel zog die Stirn in ernste Falten und rieb sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand die sanft juckende Nase.

„Fräulein," sagte er, „Fräulein Wendelein, ich muß denn doch sagen — sagen, daß das ein Versehen ist, das schon an Schlamperei grenzt, haptschi-hi."

„Haben Sie sich einen Schnupfen geholt, Herr Hippel?"

Herr Hippel überhörte die Frage. „Ich weiß auch gar nicht," fuhr er fort, „was ich dabei tun kann. Selbst wenn ich's wollte, wüßte ich's nicht. Haptschi-hi."

„Gesundheit!"

„Wie ist denn das überhaupt gekommen?"

Fräulein Wendelein wurde aufs neue rot. „Gott," sagte sie, „in der allgemeinen Weihnachtsstimmung . . ."

„Ach, Weihnachten. Ich werde mir zu Weihnachten ein Dutzend Taschentücher schenken . . "

„Ja? Dann nehmen Sie aber nur welche aus Leinen, keine baumwollenen, die sind viel besser und halten dreimal so lange."

„Was Sie nicht sagen! Doch das nebenbei."

Er sah sie jetzt zum erstenmal richtig an und stellte beinahe widerwillig fest, daß sie eigentlich ein ganz reizendes Gesichtchen hatte. Und einen kleinen schwarzen Samthut trug mit einer zierlichen Goldarabeske an der Seite; und unter dem Hut glänzten hellblonde Löckchen . . .

„Ja," sagte Fräulein Wendelein, „wenn Sie mir helfen wollen, dann ist die Chose gleich erledigt."

„Chose nennen Sie das?" grollte der Herr Oberbuchhalter.

Aber da fing sie leise zu lachen an. „Ja, die Sache ist doch ganz einfach. Sie haben doch die Schlüssel; wir springen einfach ins Bureau, und ich trage die Sendung rasch ein. Und fertig ist die Laube."

„Merkwürdiger Redewendungen belieben Sie sich zu bedienen, haps, hatschi, hatschi-hi."

„Gesundheit, Herr Hippel. Was halten Sie davon? Wollen Sie so lieb sein?"

„Na ja," schnaufte er, „für korrekt halte ich die nachträgliche Buchung zwar nicht — aber . . ."

„Vielen, vielen Dank. Ich hätte die ganzen Feiertage über keine ruhige Minute gehabt."

„Und das wäre Ihnen auch ganz gesund und heilsam gewesen. Kommen Sie!"

Fräulein Wendelein hielt es für besser, ihm nicht zu antworten; sie ging einfach voran und öffnete die Tür. Herr Hippel löschte das Licht und folgte ihr; seine moralisch tief enttäuschte Wirtin stellte mit Genugtuung fest, daß die beiden so schnell das Haus verließen.

Auf dem kurzen Wege sprachen sie kein Sterbenswort zusammen. Wenn man mit zwei aufgespannten Schirmen durch Regen und Wind geht, ist das ja auch einigermaßen mit Schwierigkeiten verbunden. Darum tun kluge Leute — so sie verschiedenerlei Geschlechts sind — gut daran, nur unter einem Schirm Schutz und Zuflucht zu suchen . . .

Im Kontor brannten noch alle Lampen, Frau Pschorr war eben dabei, Stühlen, Tischen und Schränken den letzten Glanz zu geben. Und war recht erstaunt über Herrn Hippels Rückkehr und noch erstaunter — weil er nicht allein kam. Aber sie wußte, daß stilles Beobachten oft angebrachter als laute Kritik ist; sie war eine kluge Frau und reimte sich daher einen schönen Roman zusammen.

Auf ihre freundliche Begrüßung antwortete Herr Hippel mit einem furchtbaren Nießdonnerwetter, genau siebenmal mußte er hintereinanderweg nießen!

„Sie haben sich aber einen schönen Feiertagsschnupfen geholt, Herr Hippel", sagte die weise Frau Pschorr. — „Wissen Sie was, ich werde ihnen einen heißen Grog holen."

„Nee, nee, lassen Sie nur."

„Was heißt hier ‚lassen', Herr Hippel? Sie wollen wohl die Feiertage über im Bette liegen, was? Ich geh' und hole Grog!"

Fort war sie.

Die beiden waren allein in dem großen hellerleuchteten Bureau. Das dachten sie. Sie ahnten aber nicht, daß — von dem riesigen feuerfesten Geldschrank verborgen — ganz still jenes goldgelockte Wesen im weißen Hermelinmantel stand, das Herrn Hippel mit gutem Vorbedacht das kleine Ringelchen zugesteckt hatte.

Denn er brauchte es gleich. Zwanzig Minuten waren nach der Eintragung der verhängnisvollen Wertsendung an die Herren Ehrenhafft und Wenig in Großdungern bei Alteneschwege kaum verstrichen, da wußte Fräulein Wendelein, daß Herr Hippel vierzig Jahre alt war, gar keinen Menschen hatte, mit dem er dieses Weihnachtsfest feiern konnte, und überhaupt ein ganz einsamer, bedauernswerter Junggeselle war. Das tat ihr von Herzen leid.

Und nach weiteren zwei Minuten wußte Herr Hippel, daß Fräulein Wendelein den hübschen Namen Lottchen führte, genau halb so viele Jahre zählte wie er selbst und auch an diesen Weihnachtstagen ganz mutterseelenallein war, was doch sehr traurig ist. Und das tat ihm nun wieder von Herzen leid.

„Ein kleines Bäumchen habe ich mir angeputzt", erzählte Fräulein Lottchen. „Das muß man doch haben, nicht wahr?"

„Ja, das muß man haben", antwortete Herr Hippel und meinte es wirklich so.

„Aber, daß keiner auf der weiten Welt ist, den man beschenken kann," seufzte das arme Lottchen, „das ist doch wirklich arg . . . Und keiner, der einem selbst eine Freude macht . . ."

Sie schwiegen beide.

Diese Pause benutzte der Weihnachtsengel, um unsichtbar zu Herrn Hippel zu schweben und ihn warm und wunderbar anzuhauchen. Da bekam Herr Hippel einen ausgezeichneten Gedanken: er griff in die Hosentasche, brachte sein Portemonnaie zum Vorschein, öffnete es und entnahm ihm das kleine goldene Kettenringlein mit dem winzigen Herzen dran. Ganz einfach legte er es dem überraschten Fräulein Wendelein in die rechte Hand und stammelte:

„Darf — darf ich so frei sein . . .?"

„Aber, Herr Hippel!" rief Fräulein Lottchen aus, „Sie schenken mir einen Ring zu Weihnachten! Und solch einen reizenden Ring!"

Der Weihnachtsengel flog strahlend und die Locken klingend schüttelnd — unsichtbar — hinaus, fort in seinen ewigblauen Märchenhimmel. Die beiden mußten ohne ihn fertig werden.

Und sie wurden es . . .

„Da wär' ich wieder!" sagte Frau Pschorr und setzte klappernd zwei gefüllte dampfende Gläser auf Herrn Hippels Schreibtisch. Die beiden hatten ihr Kommen gar nicht bemerkt. Wie sollten sie denn auch? Sie saßen engumschlungen auf Herrn Hippels großem gelben Rohrsessel, und Fräulein Lotte schien sich kein bißchen vor Herrn Hippels Erkältung und vor einer möglichen Ansteckung zu fürchten.

Sie hatten sich schrecklich viel zu sagen. Noch nie im Leben hatte Herr Hippel so viel gesprochen, und noch nie im Leben hatte er geahnt, wie süß es ist, sich liebevoll einem Geschöpf wie etwa dieser Lotte Wendelein zu nähern. Und Fräulein Charlotte wiederum hätte im Traume nicht gedacht, was für ein guter und lieber Mensch in der rauhen oberbuchhalterlichen Hülle des Herrn Hippel verborgen war!

„Nun trinken Sie mal, eh' er kalt wird", sagte Frau Pschorr. „Und dann darf man hier wohl gratulieren?"

„Ja — ja!"

Die beiden riefen es zu gleicher Zeit.

Herr Hippel nahm das heiße Grogglas in die Hand, hob es in die Höhe und rief:

„Auf eine glückliche Zukunft!"

Fräulein Lotte ließ ihr Glas anklingen.

„Auf einen guten Ehestand!" flüsterte sie und wurde dabei über und über rot.

„Na," sagte Frau Pschorr, „dann kann ich mich ja wohl verdrücken? Fröhliche Weihnachten! Fröhliche Weihnachten!"

Zur Weihnachtszeit in Neuyork: Der Lichterbaum auf einem Platz in der unteren Stadt. Zeichnung von Kurd Albrecht.

Auch in der Neuen Welt gewinnt die deutsche Art, Weihnachten mit Tannenbäumen zu feiern, immer mehr an Boden. Nach echt amerikanischer Art werden auf großen Plätzen riesige, mit elektrischen Lichtern besteckte Weihnachtsbäume aufgestellt, und oft finden hier auch Weihnachtsandachten und Beschenkungsfeiern für bedürftige alte Leute statt.

„Selig sind die Barmherzigen —"

VON HANS OSTWALD

Persönliche Hilfe zu bringen, dem herben Schicksal lindernde Tropfen zu spenden und den Schwachen beizustehen, das ist ein Gebot fast aller Weltanschauungen. Viel kann der Reiche tun mit seinen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, aber auch selbt der Arme vermag auf manche Art zu helfen. Denn zu einem wahren Wohltun und Hilfe- und Trostspenden gehört es, daß der Helfende durch ein warmes Gemüt Widerklänge in dem Trostlosen und Schwachen wachruft.

In der antiken Welt fehlte jedenfalls die Beseelung des „guten Handelns". Sokrates meinte, die bloße Erkenntnis führe zur Verwirklichung des Guten. Eine solche intellektuelle Lösung des Problems vom „Guten", das zwar weniger die Barmherzigkeit als alle Lebensäußerungen betraf, aber doch auch das Wohltun umfaßte, konnte nicht das entscheidende Wort bringen. Das kam von einer anderen Seite, kam vom Christentum. Die damalige Welt brauchte dringend eine Losung, die den vielen Enterbten jener Zeit, den mit Leid und Kummer beladenen unzähligen Sklaven und Niedriggeborenen Hilfe und Trost brachte.

Wohl war im Alten Testament der Verkündigung der christlichen Lehre von der Glückseligkeit der Armut und den Weisungen, wohlzutun, schon manches vorbereitende Wort vorausgegangen, gleichwie in den gleichzeitigen philosophischen Systemen und richtunggebenden Dichtungen der griechisch-römischen Kulturwelt. In den mosaischen Gesetzestafeln finden wir aber noch nichts davon. Arme in unserm Sinne gab es in Israel vor der Zeit der Könige noch nicht. Erst im 2. Buch Mosis finden wir einige Andeutungen von beginnender Armut. In späteren Büchern des Alten Testaments finden sich schon viel genauere Hinweise und Gebote, wohlzutun, und im Buch der Richter bittet ein alter Mann einen Reisenden, der mit Weib und Kind auf der Gasse saß, zu sich ins Haus.

Dann kommt die große Klage und Anklage Hiobs: „Habe ich doch nirgend keine Hilfe, und mein Vermögen ist dahin. Wer Barmherzigkeit seinem Nächsten weigert, der verlässet des Allmächtigen Furcht. Meine Brüder trügen wie ein Bach, wie Wasserströme vergehen." Hier ist schon wirkliche Armut vorhanden, die nur durch Barmherzigkeit zu mildern ist.

Spätere Bücher der Bibel weisen immer neue Mahnungen, wohlzutun, auf, bis dann die große sittliche Verheißung kommt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen." In der Bergpredigt wird den Wohltätern der strenge Weg gezeigt, wie sie ihre Wohltaten üben und Barmherzigkeit erlangen sollen. „Wenn du aber Almosen gibst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut." Und zum reichen Jüngling sprach Jesus: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Als der reiche Jüngling betrübt Jesus verließ, sprach dieser zu seinen Jüngern das herbe Wort: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwer ins Himmelreich kommen."

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter wird von Leuten erzählt, die nicht Kraft und Herz hatten zum Wohltun. Priester und Levit zogen gefühllos vorüber an dem Ausgeraubten und Verwundeten. Der verachtete Samariter jedoch hob ihn auf und pflegte seiner, denn „da er ihn sahe jammerte ihn sein". Ja, er beauftragte noch den Wirt in der Herberge, den Überfallenen zu pflegen. So ward er zum Vorbild für unsere heutigen Samariter.

In diesem Gleichnis und in all den Forderungen des Neuen Testaments wird der innere Wert, der Kern gegen den Schein betont, alles leere, äußerliche Getue aber abgelehnt. Heißt es doch später im Römerbrief: „Übet jemand Barmherzigkeit, so tue er es mit Lust", und im ersten Brief an Timotheus: „Die Reichen sollen reich werden an guten Werken."

Israel van Meckenem (1482–1503): Der heilige Martin.

Rembrandt van Rijn (1606–1669): Der barmherzige Samariter.

Pieter Brueghel d. Ä. (Bauernbrueghel, 1525–1566): Die sieben Werke der Barmherzigkeit.

Diese Weisungen haben ein wesentliches Teil dazu beigetragen, die Welt zu formen. Das Christentum, das den Geringsten höher schätzt als den unbarmherzigen Reichen, das den armen Lazarus, der die Brosamen auflas, die von des Reichen Tische fielen, glückselig sprach, hat in tausendjährigem Kampf die Sklaverei aufgehoben und damit einen Urquell des Unglücks, der Armut und der Unbarmherzigkeit zum Versiegen gebracht.

Dem Islam ist das gleiche nicht gelungen, obwohl er sogar genaue Vorschriften für eine Armensteuer brachte. Sie beträgt nach dem Koran den vierzigsten Teil des Besitzes und ist alljährlich in bar oder in Naturalien zu leisten. Das Christentum erreichte mehr, weil es sich eben nicht mit dem „vierzigsten Teil" begnügte, sondern das Ganze, und nicht zuletzt eben den ganzen Menschen verlangte.

So sehen wir denn, wie das Mittelalter unermüdlich Vorbilder und Beispiele aufstellt. Unendlich viele Heilige wurden nur heiliggesprochen wegen ihrer Werke der Barmherzigkeit. Die Kunst des Mittelalters ist mit der Darstellung von Heiligenlegenden, die nichts als das Mitleid predigen, fast ebenso erfüllt wie mit der Darstellung von Heiligen, die standhaft für ihren Glauben einen martervollen Tod erlitten.

Wer kennt nicht die Erzählung vom heiligen Martin, der seinen Mantel mit dem Schwerte teilte und die eine Hälfte großmütig dem armen Bettler reichte! Israel von Meckenem, der flandrische Künstler, schildert uns den Heiligen als einen Junker in edlem flandrischen Tuch, mit einem Kopf, der ein wenig an das Christusideal des Zeitalters erinnert. Spätere Künstler stellen den heiligen Martin meist hoch zu Roß als reisigen Kriegsmann dar. Aber keiner hat das Gebot vom Teilen mit dem Armen in so eindringlicher Weise mit künstlerischen Mitteln gepredigt wie Meckenem.

Vom Wohltun in größerem Stile, vom Leben im Wohltun hat Murillo berichtet. Nicht mehr die einzelne Wohltat war es, die den Heiligen auszeichnete. Die Heiligen gingen auf in barmherzigen Taten. Ihr Leben bestand nur noch aus einem einzigen Wohltun. Aber nicht nur Männer, auch Frauen wurden heiliggesprochen ob ihres mildtätigen Wesens. Murillo hat uns eine Heilige dargestellt, die als Vorläuferin unserer barmherzigen Schwestern bezeichnet werden kann. Sie pflegte die Kranken und Siechen, wusch sie und linderte ihre Wunden und Schwären mit Balsam und Salben. Mit zarten, feinen Fingern berührte sie die Hilfsbedürftigen, sah den Verzweifelnden zärtlich in die Augen und flößte ihnen Vertrauen ein. Indes ihr Gemahl an festlicher Tafel saß, tat sie so ihre milde Pflicht.

Dieses Bild erinnert an die liebliche Legende unserer deutschen Elisabeth, der Gemahlin des Landgrafen Hermann von Thüringen. Trotz dem Verbot ihres Gemahls ging sie mit einem Gabenkörbchen von der Wartburg hinab zu den Armen und Kranken. Ihr begegnete auf dem Wege der Landgraf und herrschte sie an, was sie in dem Körbchen trage. Es war stärkender Wein, Kuchen und manch anderes Gutes. Sie aber war erschrocken, sein Verbot übertreten zu haben, und sagte: „Blumen, lieber Herr!" Er riß das Tuch vom Korbe herunter, und siehe, es waren wirklich Blumen! Der wundertätige Herr hatte ihr beigestanden, gerührt ob ihres milden Wandelns.

Doch nicht nur Legenden wurden bildlich der Gemeinde nahegebracht, sondern auch bestimmte Gebote wurden versinnbildlicht. Und da war es der Bauernbrueghel, der in der Häufung des menschlichen Elends den ihm zeitlich nachfolgenden Murillo weit übertraf. Ganz schlicht und natürlich hat er auf seinem Bilde „Besuch der Reichen bei den Armen" vom einfachen Wohltun, vom persönlichen Wirken erzählt, hat aufgefordert, vom Überfluß abzugeben denen, die

Mitleid ist nicht zu entbehren für die soziale Entwicklung. Mitleid muß harte Hände öffnen, um wenigstens das Notdürftigste zu erreichen. Mitleid muß auch allzu scharfe Auslese mildern. Mitleid ist oft nicht nur den Schwachen nötig, sondern nur zu oft auch den Edelsten, die das Gespendete tausendmal tausendfach vergelten. Schiller war von aufzehrendem Fleiß. Aber er und seine Werke wären, wie Robert Hessen in seinem Werke „Philosophie der Kraft" bemerkt, unserm Volke wahrscheinlich verlorengegangen, wenn nicht Freunde ihn mehrmals verständnisvoll gestützt, wenn sie nicht von ihrem Überfluß ihm abgegeben hätten. Das Körnerhaus in Dresden empfing ihn mit verständnisvoller Liebe. Der Dichter wurde belebt von dieser Kraftabgabe. Sie wirkte wie das Meyersche Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Seine Freunde befolgten, indem sie ihn förderten, schon den Kantischen kategorischen Imperativ, der auf das aktive Wirken gegen das „Böse" hinwies, der also auch zum wahrhaftigen Wohltun aufforderte. Trotzdem baute er seine Existenz, sein Wirken nicht auf dem Mitleid anderer auf. Er mochte wohl wissen, daß er dann seine eigene Kraft geschwächt hätte, daß die Ausnutzung des Mitleids verweichlicht, die Ideale verkümmert und den Aufstieg verhindert.

J. L. Dyckmans: Der blinde Bettler vor der Kirche.

Frans Francken: Almosen spendende Dame.

Jan Brueghel d. A. (1568–1625): Reiche Städter besuchen eine Bauernfamilie.

Dennoch können wir uns das Mitleid aus dem Leben vieler bedeutender Menschen nicht gut fortdenken. Den Gewinn hatte nicht nur er, hatten auch seine Freunde, sein Volk, dem die reichen Kräfte des Dichters so viel schenkten. So wandelte sich das Mitleid in Mitfreude.

„Niemand taugt ohne Freuden!" sagt Goethe. In diesem Sinne gehört das Geben zur Freude und ist Mitleid oft nichts als Mitfreude. Mitfreude daran, daß der Beschenkte sich wohler fühlt. Im Falle Schiller und in tausend ihm ähnlichen Fällen wäre jedenfalls die Anwendung der Weltanschauung von Nietzsche sehr bedauerlich gewesen, dem die aristokratische Prägung der Individuen höher als Mitleid und soziales Gewissen stand.

Spinoza verlangte Uneigennützigkeit, wünschte den Sieg über Neigungen, die dem Gedanken der Pflicht widersprechen. Er glaubte wie Kant, daß der denkende Mensch, der sich in der Selbstbeherrschung übt und auf die Stimme der Vernunft achten lernt, es fertigbekommt, sich von störenden Trieben zu befreien und sein Wollen nach den Geboten der Pflicht zu lenken. Eine allmähliche Enthaltung von leidenschaftlichem, unvernünftigem Handeln sollte das Böse ausschalten. Das war allerdings etwas anderes als das, was Kant unter Willensfreiheit verstand, dessen kategorischer Imperativ mehr auf das aktive Wirken gegen das „Böse" hinwies, der damit auch zum wahrhaftigen Wohltun, zum Kampf des „Guten" gegen das „Böse", gegen Armut, Elend und Not aufrief.

So ist denn auch der Allgemeinsinn ein veredeltes Wohltun. Er bildet die Zierde der Menschen mit überschüssiger Kraft, die bei der bloßen Selbstsorge keine ausreichende Betätigung finden. Allgemeinsinn ist also ganz besonders die Tugend der Starken und ist unbedingt notwendig, wie auch das persönliche Wohltun, das immer wird eingreifen müssen. Die Armen können weder die unmittelbare Wohltat noch den Allgemeinsinn der Starken entbehren.

in Dürftigkeit sich mühen. Auf seinem Gemälde „Die sieben Werke der Barmherzigkeit" schilderte er alles, was an Verkommenheit, Bedürftigkeit, Jammer, Elend, Kummer und Sorge ihm vor Augen gekommen war.

Das Thema vom barmherzigen Samariter war auf diese Weise mannigfach abgewandelt, erläutert und erweitert worden. Er aber galt immer noch als das große unüberwindliche Vorbild, als das Gleichnis, das immer wieder zur Darstellung lockte. Hatte ihn Rembrandt als einen milden, nicht armen Wohltäter dargestellt, der den unter die Räuber Gefallenen schon der Obhut der Herbergsknechte anvertraute, so hatten andere Künstler den Samariter bei seinem unmittelbaren Wirken geschildert. J. da Ponte zeigte auf einem Bilde den Priester und den Leviten, die den Halberschlagenen liegengelassen haben. Der Samariter aber, selbst nur ein ärmliches Menschenkind, erbarmt sich des Hilflosen. Dies Bild baut sich auf einer richtig gesehenen Psychologie auf. Ist doch der minder vom Schicksal Begünstigte nur zu oft leichter geneigt, dem Notleidenden beizuspringen, als der Glückliche, als der Starke.

So findet auch das schwache Geschlecht leichter den Weg zum Wohltun als der Mann. Auf unzähligen Gemälden ist das Hohelied von dem wohltätigen Herzen der Frau gesungen worden. Frans Francken setzt die Almosen spendende Dame wie einen lichten Engel hinein in sein Bild. Dyckmans wiederum läßt den Blinden mit seinem schönen Töchterlein so aufdringlich und unwahrhaftig in den Vordergrund treten, daß die wohltätige Alte im Hintergrund fast verschwindet. Auf zahllosen anderen Gemälden ist die Frau die aus vollem Herzen Spendende.

Das war in der Zeit, da noch keine Fürsorge für Verwundete organisiert war, da in den großen Umwandlungen zu Beginn unserer Neuzeit die Ansätze zu großzügigen Einrichtungen auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege manche fromme Stiftungen gestrandet und versunken waren. Die neue bürgerliche Gesellschaft, die still und bedächtig aufwuchs, mußte sich erst neue Organe schaffen für die vielen Forderungen, die an sie herantraten. Die Bedürftigen konnten jedoch nicht darauf warten. Und die Mildtätigen auch nicht. Sie wollten mit ihrem ganzen Herzen und ihren beiden gebefreudigen Händen wirken.

Theodor Hosemann (1807–1875): Die Kollekte.

Herzog Albrecht von Württemberg,

im Weltkriege Führer der IV. Armee, der seinen Wohnsitz auf Schloß Altshausen (Württemberg) hat, feiert am 23. Dezember seinen 60. Geburtstag.

Eine neue Großtat deutscher Wissenschaft und Technik: Das soeben fertiggestellte Gebäude des Projektions-Planetariums der Firma Karl Zeiß in Jena. Das in einem Kuppelbau von 25 m Innendurchmesser untergebrachte Planetarium (Entwurf: Dr.-Ing. Bauersfeld) veranschaulicht die Bewegung der Himmelskörper.

Prof. Dr. Dr.-Ing. h. c. Georg Klingenberg,

Geh. Baurat, Vorstandsmitglied der AEG in Berlin, verdienstvoller Förderer der Wärme- und Elektrizitätswirtschaft, Erbauer des Großkraftwerks Golpa bei Bitterfeld, † am 7. Dezember im Alter 55 Jahren.

Skisport-Veranstaltungen im Grunewald bei Berlin am 6. Dezember: An der Sprungschanze bei Onkel Toms Hütte während der Austragung der Springkonkurrenz zur Meisterschaft des Norddeutschen Skiverbandes. Rechts: Start der Damen zu dem vom Berliner Schlittschuh-Klub veranstalteten Langlauf.

Geheimrat Dr. v. Miller (rechts), der Schöpfer des Deutschen Museums in München, und Admiral v. Behncke, ehemaliger Chef des Reichsmarineamts, nach der Rückkehr von ihrer Reise nach Amerika auf dem Hauptbahnhof in Hamburg.

Vom Empfangsabend des Vereins Deutsche Sportpresse im Hotel Esplanade in Berlin am 8. Dezember: Berühmte Vertreter aller sportlichen Gebiete.

1 Boxmeister Breitensträter; 2 Luber, Weltmeister im Kunstspringen; 3 Boxmeister Samson-Körner; 4 Jockei O. Schmidt; 5 Radrennfahrer W. Lorenz; 6 Radrennfahrer W. Rütt; 7 Meisterläufer Houben; 8 Radrennfahrer Krupkat; 9 Vieregg (deutscher Motorradfahrer-Verband); 10 Trabermeister Charles Mills; 11 Eisläufer Rinberger; 12 Jockei Varga; 13 Arend, Senior der Rennfahrer; 14 Jockei Oertel; 15 Jockei Haynes.

Weihnachtsleben hinter den Kulissen: In der Theatergarderobe bei den Vorbereitungen zur Aufführung des Weihnachtsmärchens.

Nach einer Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig

Eine alte holländische Weihnachtssitte: St.-Nikolaus-Feier in Amsterdam. Alljährlich in den ersten Dezembertagen hält St. Nikolaus hoch zu Pferde seinen Einzug in die Stadt.

Eine Stiftung des Norddeutschen Lloyds an Madrid: Die Übergabe eines Modells von Kolumbus' Karavelle „Santa Maria“ nebst Stiftungsurkunde im Rathaus zu Madrid anläßlich des ersten Anlaufens spanischer Häfen durch den neuen Lloyddampfer „Madrid“.

Unten: Schachmeister Bogoljubow, der mit 15½ Punkten den ersten Preis im Internationalen Moskauer Schachturnier gewann. Den zweiten Preis errang der langjährige Weltmeister Dr. E. Lasker (14 Punkte) vor dem jetzigen Weltmeister J. R. Capablanca (13½ Punkte).

Dr. W. Solf, deutscher Botschafter in Japan, der anstatt des scheidenden englischen Botschafters Charles Eliot zum Präsidenten der Asiatic Society of Japan, der bedeutendsten wissenschaftlichen Gesellschaft Ostasiens, ernannt wurde. Seit der Gründung der Gesellschaft im Jahre 1872 wurde dieses Ehrenamt zum ersten Male einem Deutschen übertragen.

Links: Aus dem modernen Japan: Der Kronprinzregent Hirohito bei der Besichtigung der Ölfelder in Akita.

Vom Rücktritt des 1923 gebildeten spanischen Militär-Direktoriums: General Primo de Rivera (am Tisch sitzend), nunmehr Ministerpräsident des neuen, aus zwei Militärs und fünf Zivilisten bestehenden Ministeriums, bei einem Empfang der Pressevertreter in Madrid. — Links: Die russische Sängerin Zinaida Jurjewskaja (Frau v. Bremer), Mitglied der Staatsoper in Berlin, deren rätselhaftes Verschwinden in Andermatt (Schweiz) am 3. Dezember allgemein großes Aufsehen erregte. (Phot. Kiesel, Berlin.)

TAI TAI

Ein Parfüm von überragender Stärke, köstlichster Duftfülle und vornehmster Eigenart

TAI TAI

Originalflasche M. 5.–, M. 7.50 und M. 12.–, Probeflasche M. 1.– und M. 2.–, Kleinpackung M. 4.25

Tai Tai-Seife

Feinste Toiletteseife, parfümiert mit dem Original-Parfüm Tai Tai.

Preis pro Stück
M. 1.– M. 2.–

Tai Tai-Kopfwasser
Tai Tai-Toilettewasser
Tai Tai-Eau de Cologne
Tai Tai-Brillantine
Tai Tai-Hautcreme
Tai Tai-Toilettepuder
Tai Tai-Talkpuder
Tai Tai-Badesalz
Tai Tai-Riechkissen
Tai Tai-Zimmerparfüm
Tai Tai-Geschenkkasten

Tai Tai-Festpuder

Effektvoller Taschenpuder in 12 Farbtönungen.
In feiner Pappschachtel m. Quaste M. 1.–
In eleganter Goldmetalldose mit Spiegel und Quaste .... M. 2.–

J. G. MOUSON & Co. / Gegr. 1798 in FRANKFURT am MAIN

Der Abgrund

Roman von Edmund Sabott

(Schluß.)

Als der dritte Tag zu Ende gehen wollte, bemächtigte sich ihrer tiefe Traurigkeit, und sie schlich sich unter irgendeinem Vorwand aus dem Hause, ging hinunter zum Dorf und bis zum Walde — nicht etwa, um den Zurückkehrenden zu erwarten, sondern nur, um der tödlichen Unruhe aus dem Wege zu gehen, unter der sie im Hause so schrecklich litt. Erst kurz vor Einbruch der Dunkelheit kehrte sie heim und sah erstaunt, daß ihr Vater ihr schon von weitem entgegenkam. Er schwenkte ein Telegramm in der Hand, und Hella erschrak aufs tiefste.

Telegraphierte etwa Avellanda? Kündigte er etwa seine Rückkehr an? Ihre Hände zitterten, als sie das Telegramm erbrach. Es kam von Götz, und er depeschierte, daß er morgen zu kurzem Besuch eintreffen werde.

Herr Trees sah seine Tochter verblüfft an, und er rieb sich nervös das Kinn, da er nicht wußte, ob diese plötzliche Nachricht Schlechtes oder Gutes zu bedeuten hätte.

„Götz kommt?“ sagte er schließlich. „So plötzlich? So überraschend? Tja — sag' mal — ob da was vorgefallen ist?“

Hella war nicht minder überrascht als ihr Vater. Sie hatte angenommen, daß Götz sicherlich über alle Maßen beschäftigt wäre, da er gewiß mitten in den Vorbereitungen zu den Erntearbeiten steckte. Und nun kam er plötzlich zu Besuch! Irgend etwas mußte vorgefallen sein, und man sprach über diese Frage noch während des ganzen Abends. Niemand wagte, deutlich das auszusprechen, was er wirklich meinte, und nur Herr Trees äußerte sich, als er spät am Abend mit seiner Frau das gemeinschaftliche Schlafzimmer aufsuchte: „Soll ich dir sagen, weshalb Götz zu uns kommt? Hm? Soll ich dir das mal verraten? Also — er hat es satt, sich von dem Mädel an der Nase herumziehen zu lassen!“ Er schlug mit der flachen Hand auf die Kante des Bettgestells, und seine Augen blitzten wie immer, wenn er sich eine kühne Haltung gab. „Er hat es satt! Und ist es ihm etwa zu verdenken? Er wird einen Strich unter die Geschichte machen, das sage ich dir — wenn das Mädel nicht Vernunft annimmt —“

Aber bei diesen letzten Worten, die in ihm wieder die ganzen Schwierigkeiten dieses verunglückten Verlöbnisses wachriefen, verlor sich seine kühne Haltung, und sein Gesicht zeigte den gleichen vergrämten und bänglichen Ausdruck, den es während der letzten Wochen kaum jemals verloren hatte.

Er nahm einen neuen Anlauf und versuchte, in seine Frau zu dringen, um ihr das Versprechen abzunötigen, Hella endlich zu bekehren. Hella müsse doch schließlich mal Vernunft annehmen. Morgen — das wisse er, Herr Trees, ganz genau — morgen würde Götz kommen und mit der Faust auf den Tisch schlagen! Jawohl! — —

Nun, Götz schlug nicht mit der Faust auf den Tisch. Man konnte anfänglich überhaupt keine Klarheit darüber gewinnen, was es mit seinem überraschenden Besuch auf sich habe. Hella und Herr Trees holten ihn von der Bahn ab, und das einzige, was Herrn Trees auffiel, war, daß Götz heute ein recht ungewohntes Benehmen an den Tag legte. Die Begrüßung verlief ein wenig befremdlich.

Götz übersah Herrn Trees ganz und gar. Als er aus dem Zug stieg, hielt er zunächst in offensichtlicher Erregung und in höchster Spannung Umschau, gewahrte dann mit aufleuchtenden Augen Hella und stürzte auf sie zu. Er schüttelte ihr wohl eine Minute lang beide Hände, und dabei stammelte er wirres, unverständliches Zeug: „Ach, daß du hier bist, Hella, daß du hier bist! Ich habe ja — ach, Hella, ich habe ja — daß du hier bist!“

Was sollte ein so sinnloses Gerede? Hatte er etwa gefürchtet, daß Hella nicht hier sei? Was war in Götz gefahren? Er, der es sonst immer als größte Peinlichkeit empfand, wenn man sich in Gegenwart Fremder auch nur im geringsten gehen ließ, hatte so vollständig die Fassung verloren, daß Vorübergehende ihn belächelten. Und er bemerkte das nicht einmal!

Herr Trees bekam einen flüchtigen Händedruck, einen kurzen, oberflächlichen Gruß, dann wandte sich Götz wieder an Hella und fuhr in seinen unverständlichen Freudenausbrüchen fort. Hella betrachtete ihn mit Rührung. Sie allein wußte, was diese Freude zu bedeuten, und weshalb der gute Götz so vollständig seine gewohnte Fassung verloren hatte.

Herr Trees erhielt keinen Aufschluß, so scharfsinnig er bei seinen Beobachtungen auch zu Werke ging, so vorsichtig er es auch unternahm, Götzens Gesinnung und Absichten zu erforschen. Er gab es schließlich auf, Seelenforschung zu betreiben, und begnügte sich bei seiner Ankunft zu Hause damit, seiner Frau die Anweisung zu geben, die „Kinder" recht wenig zu stören, damit die Geschichte doch endlich auf die eine oder andere Weise „zum Klappen" käme.

Und als es dann dunkelte, saßen Hella und Götz allein auf der Veranda. Herr Trees hatte sich soeben unter einem so fadenscheinigen Vorwand zurückgezogen, daß seine heimliche kupplerische Absicht nur allzu deutlich hervorschaute. Die beiden sahen ihm halb verlegen, halb erheitert nach. Ihr Plaudern geriet nach dem hastigen Verschwinden des alten Herrn völlig ins Stocken, und nach einer langen Pause, in der sich Götz, wie immer, mit seiner Unbeholfenheit redlich abgequält hatte, begann er in unsicherem Ton: „Du hast dich wohl sehr gewundert, Hella, daß ich — nun, daß ich so plötzlich bei euch hereingeschneit kam, wie?"

Er lachte etwas befangen auf.

„Ja, Götz", antwortete sie ihm. „Erst habe ich mich wohl gewundert, aber als du dann kamst und ich dich auf dem Bahnhof sah, dein Gesicht — da wußte ich, weshalb du gekommen bist."

„Ach!" machte er erstaunt, „du wußtest —? Aber —"

„Götz!" sagte sie sanft und zärtlich. „Mein lieber, lieber Götz!"

Mitleid empfand sie mit seiner Verwirrung. Er bemerkte das wohl und sprudelte hastig und sehr erregt hervor: „Ja, Hella, ich bin gekommen, weil ich Angst um dich hatte. Ich hatte wirklich Angst, weißt du! Eine Unruhe hatte mich gepackt. Du schriebst nur, daß ihr gut angekommen wäret, und sonst keine Zeile, keine Zeile. Hella, da bin ich unruhig geworden. Sieh mal, es konnte doch irgend etwas geschehen sein. — Du hast mir ja zwar gesagt, daß du wiederkommen wolltest, und ich habe dir das auch geglaubt, aber ich — ich, Hella —" Er wußte nicht recht, wie er sich erklären sollte, und fügte dann einfach hinzu: „Da bin ich eben hergekommen. Ich hielt's nicht länger aus."

Sie nahm seine Hand und streichelte sie. „Götz, du Lieber!"

Er rückte mit dem Stuhl ein wenig näher an sie heran und saß nun ganz dicht neben ihr. Ihre Schultern berührten sich, wenn sie sich nur ganz wenig zueinander neigten.

Es bedurfte wieder einer langen Überlegung, bevor Götz neue Worte fand: „Ja, Hella, und was ich dich nun fragen wollte. Du weißt, was wir neulich miteinander besprochen haben. Du hast gesagt, daß wir bei unserem nächsten Wiedersehen —" Er unterbrach sich und fragte ganz vorsichtig: „Hat es ein Ende gefunden?"

Nicht sogleich gab sie ihm Antwort. Sie sah über den Garten hinweg, der tief im Dunkel lag. Die See drunten in der undurchsichtigen Nacht rührte sich nicht. Kein Rauschen, kein Plätschern kam von dort her. Nacht hing über dem Meer und verhüllte alles. Und irgendwo in dieser Nacht — weit in der dunklen Ferne — rang ein Unbekannter mit seinem unbekannten Verhängnis, oder er war ihm vielleicht schon längst unterlegen, er war zu dieser Stunde, da sie mit Götz die köstliche Luft dieses Sommerabends einatmete, schon unter den Toten —

Und Hella sagte leise in die Stille hinein: „Es hat ein Ende gefunden, Götz. Es ist zu Ende. Nun kann ich mit dir kommen!"

Götz regte sich nicht. Seine Hand zuckte ein wenig, er holte tief Atem, aber er sprach nicht. Ganz gewiß kämpfte er mit vielerlei Fragen, die sich ihm auf die Lippen drängen wollten, und Hella kam ihm zuvor: „Weißt du noch den Tag, Götz, als ich dich damals nach meiner Reise von der Bahn abholte, als in mir alles so wirr und ratlos war — da habe ich dich gebeten, mir Zeit zur Besinnung zu lassen. Und du wolltest Rechenschaft von mir haben, wenn einst —"

„Nicht Rechenschaft, Hella! Nicht so darfst du es nennen. Aber das, wovon wir niemals mehr gesprochen haben, und was in dieser ganzen Zeit doch immer zwischen uns gestanden hat —"

„Du sollst es erfahren, Götz, du sollst alles wissen, vom ersten Augenblick bis zum letzten, und du sollst auch entscheiden, Götz, ob — ob ich Schlechtes getan habe."

„Hella!" besänftigte er sie, da sich ein Schluchzen in ihre Kehle drängen wollte.

„Ich weine nicht, Götz. Nein, nein, ich will nicht weinen. Sei ruhig!"

Sie lehnte sich leicht an seine Schulter, und mit gesenktem Kopf begann sie zu sprechen und zu erzählen. Sie sprach von jener Nacht in London, von den beiden Tagen in Paris; sie dachte an den Wald von Fontainebleau, an die Abende in Meudon. Sie verschwieg nichts: nicht den bitter wehen Abschied in Köln, nicht das Wiedersehen in jener Nacht, nicht die ersten heißen Küsse, die sie auf Flaghertie O'Wills' Mund gedrückt hatte, als er sie mit seinen Armen umfing. Sie sprach von den Wundern des Waldes und des Meeres, sie sprach von dem süßen Glück dieser Tage und den bitteren Zweifeln, die des Nachts über sie hergefallen waren. Von allem sprach sie: von jener Reise Flaghertie O'Wills' nach Berlin, von seiner Rückkehr und von jener letzten, verzweifelten Stunde, da einer, der seinen Tod schon kommen sah, sie noch einmal — zum letztenmal — geküßt hatte.

„Nun sehe ich ihn nicht mehr wieder", sagte sie schließlich. „Er ist gegangen, und ich weiß nicht, wohin. Ich weiß nicht, ob er noch lebt —" Sie machte eine Pause, sah gerade vor sich hin in das Dunkel, grübelte und sprach dann weiter: „Immer muß ich daran denken,

daß ich nicht weiß, woher er gekommen ist, nicht weiß, wohin er gegangen ist. Ich kenne nicht einmal seinen Namen. Nichts weiß ich von ihm —" Ihr Atem ging kurz und schnell. „Ist es verwerflich, Götz, was ich getan habe? Sag', ist es verwerflich? Ich konnte nicht anders! Ich konnte nicht anders! Er hat mich angesehen wie ein Versinkender. Ich wußte, daß er in den Tod ging — und ich konnte nicht anders, nein, nein!" Und ganz leise dann: „Und nun, Götz? Und nun?"

Er hob ihr Gesicht, das an seiner Brust lag, zu sich empor. Er sah auf sie nieder, auf ihren Mund, der vom Weinen entstellt war, und er sah in ihre Augen, aus denen die Tränen liefen. Und er küßte sie auf den Mund, er küßte sie auf die Augen.

„Du wirst wieder ruhig werden, Hella, und du wirst all das vergessen —"

„Ja, ja!"

Sie lag ganz still in seinen Armen. „Du sollst nicht denken, daß ich noch an ihm hänge; aber alles, was ich mit ihm erlebt habe, hat mich so traurig gemacht, und es tut weh, an ihn zu denken. Ich habe Mitleid mit ihm gehabt, ich habe es noch heute, aber dieses Mitleid schmerzt mich, und — ich weiß nicht, ob du das verstehst, Götz — aber ich habe jetzt, in allen diesen Tagen, bis zu dieser Stunde, das furchtbare Gefühl, als leide er, als habe er das Letzte noch immer nicht überstanden, als denke er an mich und verlange nach mir und rufe nach mir — irgend etwas verbindet mich noch mit ihm!"

Sie brach ab, schluckte ihre Tränen hinunter und begann dann von neuem: „Was er mir damals gab im Wald von Fontainebleau — die kleine Kapsel — ich habe dir ja davon erzählt, Götz. Ich habe sie ihm wiedergeben wollen, er nahm sie nicht zurück. Ach, ich weiß ja, alles ist Unsinn und Aberglauben, was er damit an Geheimnissen verbunden hat — aber dieses — dieses Andenken an ihn, es peinigt mich, es brennt in meiner Hand!"

„Du mußt ruhig sein, Hella, du mußt ruhig sein!"

Aber sie konnte nicht ruhig werden: „Götz, ich bitte dich, nimm es mir ab! Du kennst ihn nicht! Du hast nicht seine furchtbaren Augen gesehen, als er dieses schreckliche Ding zum letztenmal betrachtete. Nimm es! Hier ist es! Nimm es! Tu damit, was du willst! Wirf es weg! Nur gib es mir nie mehr wieder! Laß es mich nicht mehr sehen! Hier! Hier!"

Und sie drängte ihm die Kapsel in die Hand: „Nimm es, Götz! Bitte! Bitte!"

„Aber es ist ja Unsinn, Hella, was du da redest!" versuchte er einzuwenden und fühlte gleichzeitig in seiner Hand einen flachen, runden, sich glatt anfassenden Gegenstand. „Es ist ja alles Unsinn —"

Er konnte nicht weitersprechen, denn in diesem Augenblick wurde die Verandatür geöffnet, und Herr Trees erschien. Die beiden fuhren auseinander und sprangen auf.

Götz tat einen Schritt zu Herrn Trees hin, und dabei entfiel die Kapsel, die er Hella wieder hatte zustecken wollen, seiner Hand.

Ein leises Klappern auf den Fliesen. Dann, als Hella auf ihren Vater zuschritt, fühlte sie unter ihrer Sohle ein helles, feines Knirschen, als habe sie eine Muschel zertreten. Heißer Schreck durchfuhr sie und lähmte sie. Sie tat einen hellen, kurzen Schrei, und ihr Herzschlag stockte. Dann wandte sie sich plötzlich um und lief hinunter in den dunklen Garten.

Die beiden Männer sahen ihr verblüfft nach.

„Was hat sie nur?" fragte Herr Trees ungnädig. „Was zum Teufel ist in sie gefahren?"

„Ich — Herr Trees, Hella und ich — wir, ach, Vater Trees — Vater Trees —"

Und plötzlich lachte Götz übermütig auf. Er hatte vergessen, was Hella ihm erzählt, hatte vergessen, welch unsinnige Bedeutung sie jenem Andenken eines unbekannten Abenteurers beigelegt hatte.

„Soll ich sie holen?" rief er.

Herr Trees nickte, aber er hielt noch immer Götzens Hand in stummem Glückwunsch umklammert; er hatte das Gefühl, als müsse er selbst sich am meisten beglückwünschen. Sprechen konnte er nicht: die Nachricht von dem glücklichen Ende all seiner Sorgen verschlug ihm den Atem. Erst als Götz die Verandatreppe hinunterging, um Hella zu holen, rang sich aus seiner Brust ein „Gott sei Dank!"

Dann rief er nach seiner Frau.

Götz fand Hella am Ende des Gartens. Sie stand an einen Pfosten des Gartenzauns gelehnt und hörte Götzens Schritte nicht. Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzte.

Götz streichelte ihr das Haar, streichelte ihr die Schultern, zog ihr schließlich die Hände vom Gesicht: „Du weinst, Hella, du weinst? Weine nicht mehr! Es ist doch alles gut geworden! Wie kannst du weinen? Komm! Die Eltern warten. Ich habe deinem Vater gesagt, daß —"

Sie umschlang ihn plötzlich, klammerte sich an seinem Halse fest: „Nun ist er tot, Götz! Ich weiß, er ist nun tot!" Und mit tiefem Atemzug wiederholte sie ganz still und ruhig: „Nun ist er — tot, Götz!"

Dann richtete sie sich auf und warf den Kopf ein wenig zurück.

„Ich weine nicht mehr, Götz. Ich will nicht mehr daran denken. Nun gehöre ich dir. — Komm, laß uns gehen!"

Sie legten die Arme umeinander und gingen so zum Hause zurück.

Zwischen den Jahren.

Kulturgeschichtliches zu den heiligen zwölf Nächten.

Schon von altersher wurde beim deutschen Volke den zwölf Nächten, die mit dem Weihnachtsfest beginnen und bis zum 6. Januar dauern, eine besondere Bedeutung zugemessen. Sie erschienen dem Volke als die heiligen Nächte, in denen ein geheimnisvolles Raunen durch die Natur geht.

In den zwölf Nächten scheint die Sonne auf ihrem tiefsten Stand auszuharren, bis sie ihren Lauf wieder aufwärts nimmt. Darum durfte früher in der hochheiligen Zeit der Zwölften nichts rund gehen (was namentlich auf das Spinnen und Fahren bezogen wird), sonst hätten die jungen Zuchtkälber den „Swymel“ bekommen. Man darf auch nicht backen, dreschen, misten, waschen, sonst bekommt das Vieh Läuse.

„Wer den Zaun bekleidet (beim Trocknen der Wäsche) muß den Friedhof bekleiden.“ In den Zwölften darf kein Flachs auf dem Rocken bleiben, sonst kommen die Zwerge und spinnen ihn ab. Wenn in den Zwölften nicht abgesponnen ist, kommt Frau Holle und verunreinigt den Rocken. Wenn man in dieser Zeit spinnt, kommen die Motten in das Garn. Daraus erklärt sich jene Frau Motte und wohl auch das in Lichtenberg bei Berlin ehemals alljährlich begangene Mottenfest. Die Motten sind, wie andere Schmetterlinge, Elben im Gefolge der Göttin. Eggen und Pflüge darf man nicht im Freien stehen lassen, damit sich nicht Hackelberg mit seinen Hunden darunter verberge. Es wird gewarnt, den Namen des unheimlichen Wolfes in den Zwölften auszusprechen, weil er sonst herbeikommt.

Im Siegerland heißen die Zwölften die hilligen Tage, wie auch schon Karl der Große den Dezember „Heilagmanoth“ nannte. Die Zwölften sind der Witterungskalender für das ganze Jahr. Wie sich das Wetter in den zwölf Tagen verhält, wird es in den folgenden zwölf Monaten sein. Darum heißen sie auch Lostage. Wenn in den hilligen Tagen der Wind so recht durch die Bäume saust, gibt es ein fruchtbares Jahr. Werden die Eiszapfen recht lang, wächst auch der Flachs lang usw. In früheren Zeiten galt die Anschauung, daß während der heiligen Zwölften

kein Tier getötet werden durfte. Deshalb war auch die Jagd verboten. Noch heute ist es teilweise Brauch, in dieser Zeit gewisse Speisen nicht zu genießen. So wird in einigen Gegenden darauf gesehen, daß keine Hülsenfrüchte auf den Tisch kommen. In anderen Gegenden sind Landleute der Meinung, daß wenigstens einmal Hülsenfrüchte gekocht werden müssen, um aus der Art, wie sie sich kochen, ein gutes oder schlechtes Erntejahr voraussehen zu können. In Süddeutschland heißen die heiligen Zwölften auch Klöpfelnächte, weil in ihnen Kinder und junge Burschen vor die Häuser ziehen und Erbsen an die Türen und Fenster werfen. Der Brauch soll in urchristlichen Zeiten entstanden sein. Damals, als die Christen noch unterdrückt und bedroht wären, soll das Werfen mit Erbsen an die Türen als Verständigungsmittel und Erkennungszeichen benutzt worden sein. Es bestehen während der Zwölften noch Bräuche, die ein Erkennen der Zukunft ermöglichen sollen. Das Bleigießen ist davon am bekanntesten. Ein Mittel, das erkennen läßt, ob ein Sterbefall in der Familie oder Verwandtschaft zu erwarten ist, besteht darin, daß für jedes Familienglied eine Nußschale in einen Wasserbehälter gesetzt wird. Stößt ein solches „Lebensschiffchen" mit einem anderen zusammen, und stürzt es dabei um, so soll dies bedeuten, daß dessen Besitzer im nächsten Jahre mit dem Tode rechnen muß.

Diese und viele andere Bräuche zeigen, daß das Volk in den Zwölften eine geheimnisvolle und schicksalsreiche Zeit sieht.

Ernst Smithanders.

Für den Weihnachtsbüchertisch.

Ein neues Schillerbuch. Zu seinem Goethebuch legt nun der Verlag J. J. Weber das Seitenstück, ein Schillerbuch, vor: „Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen." Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen. Von Otto Günther. Herausgegeben mit Unterstützung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach. — Im Gegensatz zu jenem enthält es neben den Bildern, die Schillers Physiognomie im Wandel der Zeiten und die Persönlichkeiten und Stätten, die in

seinem Leben und Schaffen eine Rolle spielen, darstellen, auch die Bilder, die im Gefolge seiner Dichtungen etwa bis zum Jahre 1830 entstanden sind. Immer mehr wird bei der Behandlung der Literaturgeschichte die Notwendigkeit der Anschauung erkannt. Wie könnten wir sicherer zu ihr gelangen, als durch das Studium eines solchen Werkes, wo gründlichste Kenntnisse, unermüdlicher Fleiß und guter Geschmack zusammengewirkt haben, um eine Leistung hervorzubringen, die musterhaft genannt werden muß! Der Literarhistoriker, der Lehrer und der Schüler, die bei der Lektüre der Werke des Dichters in seiner sichtbaren Gegenwart und Zeit bleiben wollen, der Freund der klassischen Epoche unserer Literatur, jeder Gebildete überhaupt, der sich nach mancher Entfremdung Schiller als einen Besitz zurückerobert hat und in einem tieferen Sinne mit ihm lebt: für sie alle wird das Buch ein unerläßliches Supplement zu dem dichterischen Werk des großen Meisters unserer Sprache sein.

F. A. H.

Memoirenliteratur. Zu den fesselndsten politischen Memoiren gehören zweifellos Ernst Moritz Arndts „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“. Ein Neunundachtzigjähriger schrieb sie mit einer Lebensfülle und Frische, die den Geist der Jugend atmet. Wie kaum ein zweiter hat er an entscheidender Stelle Deutschlands große Tatenzeit mitgemacht. Und so sind auch Blücher, Stein, Gneisenau und Scharnhorst durch seine Charakteristiken und Schilderungen in das Gedächtnis des Volkes eingegangen. Er war „der Homer seiner Zeit“, wie Ricarda Huch ihn nennt, die die neue Ausgabe dieser wertvollen Erinnerungen im Verlag Grethlein & Co., Leipzig, eingeleitet hat. Als ein mehr oder minder politisches Memoirenwerk ist das Buch „Fünfundsiebzig Jahre des Erlebens und Erfahrens“ (Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg) anzusprechen. Der Verfasser — Eugen v. Jagemann — war von 1893—1903 badischer Gesandter in Berlin. Aus dieser Zeit weiß er manches für die Entwicklung der Politik Wichtige zu berichten. Von hohem Gegenwartswert sind die Erinnerungen Adolf Damaschkes „Aus meinem Leben“, dessen zweiter Band unlängst erschienen ist. Er schildert die Zeit um die Jahrhundertwende, als eine Unruhe durch alle Schichten ging, alte Formen als innere Unwahrheit empfunden wurden und unter Führung Friedrich Naumanns

sozialreformerische Ideen sich in harten Kämpfen kristallisierten. Die von Damaschke aufgestellte Bodenreform wird Mittelpunkt der Bewegung. Namentlich jetzt wird man die Erinnerungen dieses hochgesinnten Menschen, der die Notwendigkeit der inneren Wandlung und der neuen Ordnung der Dinge schon vor einem Vierteljahrhundert erkannte, mit tiefem Verständnis lesen. Unter dem gleichen Titel erzählt uns auch eine bedeutsame Reformatorin auf dem Gebiet weiblichen Schaffens und Wirkens, Hedwig Heyl, zu ihrem 75. Geburtstag ihre dem Volkswohl gewidmete Vergangenheit (Verlag C. A. Swetschke & Sohn, Berlin). Ein Leben voll feinen Gefühls für soziale Mißstände und voll energischer Arbeit, ihnen mit Einsetzung der ganzen Persönlichkeit abzuhelfen, zieht in diesen bescheiden und schlicht geschriebenen Erinnerungsblättern an uns vorüber. Eine wunderbare Frauenseele enthüllt sich uns in den Briefen Malwida v. Meysenbugs an ihre Pflegetochter, die ihren Lieblingsspruch „Im Anfang war die Liebe" als Titel tragen (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Aus der großen Zahl der Briefe hat Berta Schleicher, die Biographin der „Idealistin", die inhaltreichsten zu einem wundervoll lebendigen Ganzen zusammengetragen, das man als eine schöne Ergänzung ihrer fesselnden Memoiren betrachten kann. Da bei ihr die glänzendste Gesellschaft des geistigen Europas während des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts verkehrte, so handeln natürlich die Briefe vornehmlich von diesen. Zum erstenmal tritt uns aber auch in diesem Briefbande einer der heute so viel gelesenen und bewunderten Dichter entgegen: Romain Rolland. Denn in ihrem Hause hat er viele Eindrücke für seinen berühmten Roman „Jean Christophe" erhalten, und ihr hat er Beethoven und Bach vorgespielt. Einer, der mit den Geistigen seiner Zeit ebenfalls in enger Fühlung steht, ist Hermann Bahr. Er hat seine Tagebücher von 1921 bis 1923 unter dem Titel „Liebe der Lebenden" im Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim, in 3 Bänden herausgegeben. Sie stellen eine Kunstchronik der Zeit dar, gesehen durch das Wirken einer starken Intelligenz; denn es gibt kaum etwas Wertvolles auf dem Gebiete der Kunst, mit dem sich Bahr in diesen Blättern nicht auseinandersetzt. Durchweg verraten sie die ihm eigene ungemeine Regsamkeit des Geistes. Zum 60. Geburtstag Alexander v. Gleichen-Rußwurms hat sein Verleger Julius Hoffmann

in Stuttgart ein Gedenkbuch veröffentlicht, das eine kurze autobiographische Skizze, ausgewählte Stücke aus seinen Werken, Widmungen und Inschriften und eine Bibliographie enthält. Letztere gibt uns einen Begriff von der außerordentlichen Arbeitsleistung dieses feinsinnigen Dichters und Kulturhistorikers, der, wie Schmitz sagt, zu den sehr wenigen gehört, in denen „das Deutsche ins Europäische gewachsen ist, ohne seine Wurzeln zu verlieren“. Unter dem Titel „Lebensgeschichte eines Ostpreußen“ plaudert der Romanschriftsteller Fritz Skowronnek (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig) über seine masurische Heimat, seine Jugend im Forsthause, seine Studienjahre in Königsberg und seine journalistische Tätigkeit in Berlin. Durch alle Schilderungen zieht sich wie ein roter Faden die Liebe zu seiner ostpreußischen Heimat. Der bekannte Memoirenverlag Robert Lutz in Stuttgart macht uns mit zwei neuen Werken dieser Gattung bekannt. Das eine, „Unter Zuchthäuslern und Kavalieren“, schildert außerordentlich lebhaft und spannend die Erlebnisse des Fliegeroffiziers Victor v. Knobelsdorff, der wegen Abwurfs staatsgefährlicher Flugblätter von den Russen zum Tode durch den Strang verurteilt und dann zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt wurde; es zeichnet markant die Personen, die ihm bei seinen abenteuerlichen Erlebnissen begegnen. Einen besonderen Reiz erhalten diese Memoiren dadurch, daß er sie im Zuchthaus geschrieben, also unter beständiger Gefahr, ertappt zu werden. Das andere Werk dürfte in der Weltliteratur wohl nicht seinesgleichen haben; denn es handelt sich um eine mit den Füßen geschriebene Lebensbeichte eines armlos geborenen, naturhaften, willensstarken, trotzigen, lebensfrohen Mannes voll Seelentiefe, Religiosität und Menschenliebe. Das Buch ist erschienen unter dem Titel „Das Pediskript, Aufzeichnungen aus dem Leben eines Armlosen“ von C. H. Unthan und zeigt außerdem in dreißig Bildern die verschiedenen Funktionen der Füße, indem sie die Leistungen der Hände ersetzen. V. T.

Anmerkung der Schriftleitung. Mit Rücksicht auf die Feiertage erscheinen die Nummern 4215 und 4216 der „Illustrirten Zeitung“ als Doppelnummer, die am 29. Dezember in Leipzig ausgegeben wird. — Das ovale Bild des Titelblattes der vorliegenden Nummer ist die Wiedergabe eines Gemäldes von Otto Delling.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

R. Lipus 25

VERLAG — J. J. WEBER — LEIPZIG

NR. 4215/16. 165. BAND EINZELPREIS 1.50 REICHSMARK 31. DEZEMBER 1925

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4215/16 (Doppel-Nummer) 165. Bd. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Str. 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mk. vierteljährlich bezw. 4.50 Mk. monatlich zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 Mk. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 31. Dezember 1925.

WINTER IN DER SCHWEIZ.

RIGI-KALTBAD
1450 m ü. M. Vierwaldstättersee.
Sonnenreichster Winterkurort.
Grand Hotel und Kurhaus
Pension von Fr. 15.— an.
Erreichbar mit Vitznau-Rigi-Bahn (Jahresbetrieb)

AROSA
Prospekte durch Kurverwaltung Arosa.

ENGELBERG
(Zentralschweiz), 2½ St. ab Luzern
Parkhotel Sonnenberg
Sonnigste Lage. Alle Sportarten.
Pers. Leitung. Pension ab Frs 15.—

MONTANA b/Sierre
1500 m ü. M. Wallis. Simplon-Linie.
Grand Hotel du Parc,
an schönster Lage. Warmes und kaltes Wasser in den Zimmern. Eigene Eisbahn. Privatbäder.
CRANS b/Sierre
Golf-Hotel. Jeder Komfort, Bobsleigh-, Schlitten- und Eisbahnen etc.

1356 m ADELBODEN 1356 m
Bedeutendster und sonnigster Wintersportplatz des
BERNER OBERLANDES.
Sportprogramm, Prospekte und Hotelliste gratis durch das Verkehrsbureau.

ANDERMATT a. St. Gotthard
Schneesicherster Wintersportplatz der Schweiz.
DANIOTH'S GRD. HOTEL
erstklass. in Komfort u. Behaglichkeit zu mäss. Preisen. „Rendez-Vous" für Unterhaltungen.
Orell Füssli-Annoncen, Zürich

MADEIRA
DIE PERLE IM ATLANTISCHEN OZEAN.
Von Lissabon aus anderthalbtägige Fahrt, am Wege nach Süd-Amerika. Fahrgeld von deutschen Häfen und zurück (Anlegen in La Coruña, Villagarcia, Vigo, Lissabon) auf Mittelklasse-Dampfer (I. und II. Klasse kombiniert) ca. Mk. 550.— bei je 9tägiger Seereise mit bester Verpflegung.
Monte Palace Hotel
600 m über dem Meer / Volle Pension Mk. 12.— bis Mk. 15.—
Auskunft unter „Monte Palace" durch die Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung, Leipzig, Reudnitzer Strasse 1—7.

Der Südsonne entgegen!
MERAN
Herrlich gelegener südalpiner Winterkurort mit berühmten Heilerfolgen, trocken, sonnig, mild, einzig in seiner Art.
Alle modernen Kurmittel. — 100 Hotels, Pensionen, Sanatorien. Vergnügungen jeder Art. Bergbahnen für Höhenwintersport. Prospekte durch die Kurvorstehung.

Palace Hotel Luxushaus mit jedem modernen Komfort.
Continental Hotel Erstrangig, gegenüber Kurhaus und Theater. 100 Betten. Bes.: C. Parisis.
Park-Hotel Das ruhige, vornehme Hotel. 180 Betten. Bes.: H. Panzer.
Hotel Aders (Obermais) Familienhaus. Moderner Komfort. Fliess. Wasser. Bes.: F. Bauduin.
Hotel Bellevue Altbekanntes, ruhiges Familienhaus. Bes.: J. Fuchs.
Hotel Regina (Obermais) Behagliches Familienhaus. Freie Lage. Fliessendes Wasser.
Hotel Austria (Obermais) Erstklassiges Familienhaus.
Hotel Finstermünz Bek. Familienhaus. Ganzjährig.
Hotel Maendl (Obermais) Familienhaus I. R. Schönste Lage.
Meranerhof Vornehmes Grosshotel gegenüber Kurh. u. Kurprom. Bes.: F. Welz.
Hotel Emma Haus von Weltruf. Jeder Komfort. Ganzjährig.
Savoy Hotel Erstkl. Schweizerhotel a. d. Promenade. Fliess. Wasser. Ganzjährig. Garage.
Hotel Auffinger vorm. **Tirolerhof.** Fliess. Wasser. Privatbäder.
Hotel Minerva (Obermais) Vornehm. Familienhaus. Modernster Komfort. Bes.: M. Honeck.
Hotel Ritz ex Hassfurther Zentral a. d. Promenade. Fliess. Wasser.
Pension Maja (Untermais) Modernes Haus in sonnigst. Lage.
Kurpension Neuhaus a. d. Hauptprom. M.-R. Dr. Huber.
Pension Windsor Erstklass. Fam.-Pens. a. d. Prom.

Diätsanatorium Stefanie
für innere (Herz-), Nieren-, Rheuma-, Darmkranke. Diabetes. Rekonvaleszenz. Alle mod. Kurmittel. Jeder Komfort. Dr. Binder.

S.-R. Dr. Warda
Nervenheilanstalt
(offene Anstalt)
Bad Blankenburg
(Thüringen).

KURHAUS
für Nervenkranke
Tannenfeld
bei Nöbdenitz, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Pension Hannover
ROM (5), Italien
Gute Küche. Deutsch. Pens. 7½ Mark.

Sophie Voigt
DRESDEN
Goethestr. 12
Töchterheim
verbunden mit
Höherer Koch-, Haushaltungs- u. Gewerbeschule.

Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck
Bad Blankenburg Thüringerwald
für nervöse und innere Kranke
✦ LEITENDE ÄRZTE ✦
San. Rat Dr. Wiedeburg, San. Rat Dr. Poensgen
Dr. Weiss-Reval, Dr. Gebhardt.
Prospekte durch die Verwaltung.
WinterKuren SommerKuren

1100 m ü. M. GOSSENSASS 1100 m ü. M.
Linie: München — Brenner — Rom
Palast Hotel ✱ Grosshotel Gröbner ✱ Pension Gudrunhausen.

Märkische-Schweiz-Schule
Pädagogium Bad Buckow, Tel. 10.

Schweiz.
Institution des Essarts,
Töchterpensionat
Chateau de la Veraye
Territet — Montreux

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul.
3 Aerzte. Erfolgreiche Winterkuren. Prospekte frei.

BARTHSCHE PRIVAT-REALSCHULE
MIT SCHÜLERHEIM IN
Gegründet 1863 LEIPZIG Georgi-Ring 5
Die Anstalt besteht aus sechs Real- u. vier Volksschulklassen · Sie hat die Berechtigung zur Ausstellung des Reifezeugnisses · Neues, modern eingerichtetes Schulhaus
Prospekte auf Verlangen — Direktor: Dr. L. Roesel

MERAN HOTEL EMMA
das Haus von Weltruf.
Jeder Komfort. Ganzjährig geöffnet. Bes.: Geschw. Hellensteiner.
PENSION BERGER Das vornehme Kleinhotel. Bes.: P. Berger, Dir. d. „Hotel Emma".

Halle/S. Dr. Harangs Höh. Lehranstalt
Gegr. 1864. Fernruf 1115.
Vorbereitung für alle Prüfungen und Klassen. Vorschule — Oberprima. Umschulung. Halbjahrsklassen. Eintritt jederzeit. **Schülerheim.**

Ortelsburg. Städtisch. Hindenburg-Ref.-Realgymnasium
m. Anschlußmöglichkeit f. Schüler des Realgymnasiums u. modern eingerichtet. Internat für alle Klassen. Prospekt kostenlos durch den Internatsleiter Dr. Bachmann.

Bowlen und Pünsche. Das Buch von der notwendigen und wohlbekömmlichen Feuchtigkeit.
Ein Rezeptbüchlein zur Bereitung von allerlei herzstärkenden Getränken. Dritte Auflage, neu durchgesehen von Major a. D. H. G. Handwitz. Zeichnungen von Architekt und Maler Maximil. Ludw. Lutz, Berlin-München. Preis 3 R.-M. Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1—7.

HOTEL TIROL (Tirolerhof)
INNSBRUCK
WINTERARRANGEMENTS VON M. 9.50

Soeben erschien:
OTTO GÜNTTER
Friedrich Schiller
Sein Leben und seine Dichtungen
Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen. Herausgegeben mit Unterstützung des Schiller-Nationalmuseums in Marbach.
Preis in Leinen gebunden 22.50 R.-M.

Das Buch geht in erster Linie vom Bilde aus. Es stellt sich die Aufgabe, Schiller, seinen Kreis und seine Dichtungen in Bildern aus seiner Zeit aufleben zu lassen. Es bringt in seinem ersten Teile alle zeitgenössischen Bildnisse von Schiller, die bei der Frage nach des Dichters Äußerem irgendeine Rolle spielen, es berücksichtigt die dem Dichter nahestehenden oder mit ihm in Verbindung getretenen Persönlichkeiten in größtem Umfange, es bringt zahlreiche Bilder von Örtlichkeiten, an denen Schiller geweilt hat. Auch eine Anzahl von Handschriftenproben werden veröffentlicht. Im zweiten Teile sind über 300 Illustrationen zu Schillers Dichtungen bis zur Zeit von etwa 1830 wiedergegeben worden. In einer umfangreichen Einleitung unterrichtet der Verfasser, der Direktor des Schiller-Nationalmuseums in Marbach, einer unserer besten Schillerkenner, in lebendiger, kundiger Darstellung über Schillers Leben und Dichtungen. In einem ausführlichen Register sind die Beziehungen der abgebildeten Personen zu Schiller erläutert.

Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.

Musikinstrumente u. Saiten aller Art
PIANOS, FLÜGEL, HARMONIUMS U.S.W.
Vorteilhafte Bezugsquelle für Schule, Haus, Orchester, Vereine, Wandervögel und dergl.
KATALOG AUF VERLANGEN!
Lieferung erfolgt auch gegen bequeme Ratenzahlung u. 8 Tage zur Probe!
Möglichst angeben, für was Interesse.
Schallplatten von 2 R.-M. an.
Walter Funk, Zwickau i. Sa. 88 Schliessfach 252.

MALLORCA
BALEAREN. Paradies des Mittelmeeres. Herrlichstes Klima für Winteraufenthalt.
Hotel Ingles, Palma (6). Deutsche Direktion.
Neu. Aller Komfort. Pension 7.— bis 9.— R.-M.

Geschäftsinhaber
bitten wir, kostenlose Preisofferte nebst Probebildern über
wirkungsvolle Schaufenster-Reklame
zu verlangen von J. J. WEBER, Abt. Bilderdienst, LEIPZIG

Kurhaus Bad Nassau
Sanatorium für **Nerven-** und **innere Kranke**
Aerztl. Leiter: Dr. R. Fleischmann, Dr. Fr. Poensgen.

Eri
Schuhpflegemittel
Lederpaste Eri
Eri Lackleder-Creme
Eri-Puder

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.

Allgemeine Notizen.

Die deutsche Studiengesellschaft für Funkrecht ist unter Führung des Deutschen Anwaltvereins in Leipzig gegründet worden. Die Gesellschaft behält ihren Sitz in Leipzig, will die Wissenschaft des Funkrechts fördern und an der zweckmäßigen Gestaltung des deutschen und des internationalen Funkrechts mitarbeiten. Dem Vorstand gehören an: Reichsgerichtspräsident Dr. Simons, Justizrat Dr. Drucker, Vorsitzender des Deutschen Anwaltvereins, Professor Riezler (Erlangen), Professor Osterrieth (Berlin), Professor Marx als Vertreter der Heinrich-Hertz-Gesellschaft, Graf Arco als Vertreter der Industrie, Dr. Magnus als Vertreter der Sendegesellschaft, Hofrat Richard Linnemann vom Börsenverein deutscher Buchhändler und Professor Engländer als Vertreter des Autorenvorstandes. Dem Vorstand wurde die Ermächtigung erteilt, Vertreter des Reichspostministeriums und des Reichsjustizministeriums hinzuzuwählen.

Eine Schminkschule für Bühnenmasken ist in Berlin von der Firma L. Leichner eröffnet worden. Bühnen- und Filmkünstler wissen nur zu gut, welches Unheil der Schminkstift in der ungeübten Hand anrichten kann und wie die Quecksilberlampe brutal mit der so schön erdachten Maske ihr Spiel treibt. Alle auf der Bühne verwendeten Farben, gleichviel, ob in Dekoration, Kostüm oder Schminke, unterliegen bedeutenden Veränderungen durch die Intensivbeleuchtung. So hat sich das Schminken für die Bühne zu einer schwierigen Kunst herausgebildet, deren richtige Ausübung viel Übung und Erfahrung voraussetzt. Eine Schule, die sich die Unterweisung in dieser Kunst zum Ziel gesetzt hat, kann also auf weitgehendes Interesse rechnen. Die Leichnersche Schminkschule, die unter der künstlerischen Leitung von Ernst Lotz steht, umfaßt eine Klasse für Anfänger, eine für Künstler und eine für Theaterfriseure. Die verschiedenen Lehrgänge unterrichten über Schmink- und Farbenlehre sowie über den Grundaufbau der Maske. Die Einrichtung der Schule gleicht der eines Bühnenschmink-Ateliers; das Leben und Treiben, wie es sich hier abspielt, gibt die in dieser Nummer veröffentlichte Zeichnung von Lutz Ehrenberger wieder.

Die Wartburg in Eisenach hat neben dem Oberburghauptmann v. Cranach einen weiteren Burgwart erhalten. Es ist dies der bekannte Heimat- und Tages-

schriftsteller Hermann Nebe, der sich erfolgreich als Burgenfahrer betätigt hat. Er beabsichtigt, im Einvernehmen mit der Wartburgstiftung demnächst in einer Reihe von Städten im Reich verschiedene Vorträge mit Lichtbildern über Baugeschichte, Entstehung der Wartburg und die Ausgrabungen auf derselben in letzter Zeit zu halten.

Das große Wartburgfest auf der Wartburg in Eisenach wird Anfang Mai 1926 veranstaltet werden. Traditionsgemäß sind mit ihm künstlerische Veranstaltungen verbunden. Das letzte Wartburgfest (Mozartfest) fand eine außerordentlich starke Beteiligung des auswärtigen Publikums. Die musikalische Weihe des kommenden Festes bilden Werke Beethovens, nämlich die Egmont- und die dritte Leonoren-Ouvertüre sowie die Siebente Sinfonie durch das Leipziger Gewandhausorchester unter Leitung von Generalmusikdirektor Brecher im Bankettsaal der Wartburg, ferner Beethovensche Kammermusik durch das Gewandhausquartett. Eröffnet werden die Festtage durch einen Vortragszyklus. Staatspräsident a. D. Prof. Dr. Hummel (Stuttgart) spricht über den deutschen Geist in der Weltwirtschaft. Prof. Dr. Neumann (Leipzig) über Wolfram von Eschenbach und das Ideal des Ritters. Das Dresdener Staatliche Schauspielhaus bringt eine Aufführung von Goethes „Iphigenie auf Tauris". Ein Vortrag über Goethe und Beethoven sowie die Rezitation Goethischer Dichtungen führen in das Hauptthema ein.

Jahresschau und bildende Kunst. Zur Gewinnung eines plastischen Schmuckes der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung 1926 der Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden wird eine Reihe von Plastiken gebraucht, die an besonders bevorzugten Standorten innerhalb des zum Ausstellungsgelände hinzugezogenen Teiles des Großen Gartens Aufstellung finden sollen. Es werden Plastiken von etwa 1 m an bis zu Überlebensgröße benötigt, wobei Einzelstücke in Frage kommen, wie auch Paare und einzelne Reihen bis zu acht Stück gleichartiger Plastiken. Die bildenden Künstler Deutschlands werden gebeten, die Photographien ihrer Arbeiten der Jahresschau Deutscher Arbeit in Dresden, Lennéstraße 3 möglichst bald einzureichen. Eine Verbindlichkeit übernimmt die Jahresschau durch diese Einsendung nicht. Die Kosten für den Ein- und Rücktransport der auf Grund der eingesandten Photographien ausgewählten Plastiken werden zugesichert, ev. auch ein Unkostenzuschuß zur Beschaffung des vom Künstler verwandten Modellmaterials.

Über Blitzlicht-Photographie hat die Agfa eine neue sehr interessante und lehrreiche Broschüre herausgegeben. Die leicht verständliche Schrift ist von dem bekannten Photochemiker Dr. Heinrich Beck verfaßt und behandelt auf 40 Seiten das gestellte Thema sehr eingehend. Ihr Studium ist daher allen Anhängern der Lichtbildkunst zu empfehlen; sie ist bei allen Photohändlern oder beim Verlag Agfa, Berlin SO 36, unentgeltlich zu haben. Aber nicht allein Anfänger, auch Fortgeschrittene werden durch die Schrift viele neue Anregungen erhalten.

Winter in Oberhof (Thüringer Wald). Eine große Sportgemeinde auch aus dem Ausland gibt sich alljährlich in Oberhof ein glänzendes Stelldichein. Durch die während des ganzen Winters günstige, gleichmäßige Schneelage und durch die vorzüglich angelegten Sportbahnen finden die Besucher Oberhofs volle Befriedigung. In Oberhof finden statt: 31. Dezember Bobrennen um den Silvesterpreis; 1. bis 6. Januar Zweierbobrennen um die Meisterschaft von Thüringen; Fünferbobrennen um den Wanderpreis des Deutschen Bobverbandes (3. Januar); 17. Januar: Bobrennen um den Stiftungspreis.

Schlesien, das Wintersportland Norddeutschlands hat im Riesen-, Iser-, Waldenburger-, Eulen-, Glatzer- und Altvatergebirge bis in den April vorzügliche Schneelage, großartige Sportveranstaltungen, und internationale Eiskunstlaufen in Breslau und Oppeln. Das Verkehrsbüro in Breslau, am Hauptbahnhof 1, gibt auf Verlangen über alles Wissenswerte kostenlose Auskunft.

Ein griechisches Adreßbuch hat die Griechische Handelskammer in Deutschland, Berlin W 50, Rankestr. 6 herausgegeben. Es enthält die wichtigsten Handels- und Industriefirmen Griechenlands und ist zum Preis von 10 R.-M. sowohl von genannter Handelskammer als auch von den örtlichen griechischen Konsulaten zu beziehen.

Den Kernpunkt wirksamster Werbearbeit bildet unbestritten in erster Linie eine gehaltvolle, nach Goethes Wort „Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen" geleitete Zeitschrift. Eine solche verwaltet auch den Anzeigenteil sinn- und sachgemäß. Vor der einseitigen Meinung, eine Anzeige wirke an dem oder jenem Platz einer solchen Zeitschrift am besten, muß gewarnt werden. Neben überzeugender Abfassung und dem Auge wohltuender Gestaltung der Anzeige ist da eben für deren erreichbaren Erfolg einzig und allein ein übersichtlich und anziehend geordneter Anzeigenteil ausschlaggebend.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Winter im Harz: Skiläufer im Brockengebiet.

Nach einem Temperagemälde von Karl Reinecke-Altenau.

SKIGELÄNDE UND SKIFAHRKUNST

Im Reiche des Arlbergs: Wintergäste auf der Ulmer Hütte (2280 m).

Winter in Vorarlberg: Straße in Stuben mit Blick auf den Ochsenkopf.

In den Seitentälern des oberen Lechtals: Zürs am Zürsbach.

Nordische Winterlandschaft: Renntierherde bei dem Luftkurort Åre in Mittel-Schweden, nahe an der norwegischen Grenze.

Wie kaum bei einem anderen Sporte greifen körperliche und geistige Erziehung und Menschenveredelung so ineinander und wirken wechselseitig so harmonisch aufeinander wie beim Skisport.

Der Gesamtorganismus wird hierbei im weitestgehenden Maße durchgebildet, und es werden nicht nur einzelne Organe und Muskelpartien beansprucht und ermüdet, wie dies häufig bei anderer sportlicher Betätigung der Fall ist. Auch die geistigen Fähigkeiten des Skifahrers werden mit zunehmender Beherrschung der Skifahrkunst entwickelt. Das schöne Ineinanderwirken der verschiedensten günstigen Beeinflussungen auf Körper und Geist erhebt den Skisport über alle anderen Sportarten, so daß er als die Bekrönung aller sportlichen Betätigung bezeichnet werden darf.

Skifahren bedeutet die innige Verschmelzung des Sporttreibenden mit der Winternatur. Der Ski selbst ist der winterlichen Geländegestaltung abgelauscht, ihr angepaßt und enthält gleichsam im Abbild die sanftgeschwungenen Linien und Flächen des schönen Schneegeländes in seinem Bau. Ebenso ist die Fahrtechnik des geschickten Skifahrers aus physikalischen Gesetzen, Beziehungen des Skis zum Hang, abgeleitet und darauf aufgebaut. Dadurch wird der Skifahrer notgedrungen mit der Winterlandschaft verbunden. Der wechselvolle Linienrhythmus der Schneehänge schwingt im Unterbewußtsein des Skifahrers in sein Herz und seine Seele hinein und läßt ihn dadurch der wunderbaren Schönheit und Pracht der Winterlandschaft, ihrer grandiosen Formvollendung, ihrer Reinheit und Andacht völlig teilhaftig werden. Wie eine gütig mahnende Stimme steht die Natur zur Seite des Skifahrers und schützt ihn vor den unschönen Auswüchsen, denen andere Sportarten häufig unterliegen.

Kein ungeschlachtes Draufgängertum darf das gute Einvernehmen des Skifahrers mit der Winternatur verwüsten oder zerstören. Der Skifahrer muß lernen, sich in seinen Bewegungen einer höheren Ordnung anzupassen, sich dieser unterzuordnen und die Gesetze des Skigeländes in der Skifahrkunst sich einzuverleiben. Diese hohe Erziehung des Skisportes weitet und entwickelt das Empfindungsvermögen und die Feinfühligkeit des Sporttreibenden, seine ganze Menschennatur wird innerlich ausgeglichen.

Der Skifahrer wächst gleichsam als Glied einer unzertrennlichen Einheit, Geländegestaltung und Ski, zu seinen vollkommensten Leistungen, seinen besten Bogen und Schwüngen empor, deren Bewegungen sich in paralleler Linienführung zu den schönen Hängen gestalten. Er lebt als Teil einer wunderbaren Naturgeschlossenheit und Harmonie, darin ihm die höchsten, erhabensten Genüsse teilhaftig werden. Er schwingt als aufgelöstes, mitatmendes Wesen in der beglückenden Winternatur.

Jos. Dahinden.

Wintersport in der Schweiz:

Skiläufer in Wengen vor der Auffahrt mit der Wengernalpbahn nach den Schneehängen der Kleinen Scheidegg (Jungfraugebiet).

Nach einer Zeichnung von Howard K. Elcock.

WINTERSTÜRME UND WINTERGEWITTER

Oft sind im deutschen Klima die sogenannten milden Winter unangenehmer für den Menschen als die kalten, denn die letzteren zeichnen sich sehr häufig durch ruhige, trockene und in den Tagesstunden sonnige Witterung aus, die den Frost leicht erträglich macht, zumal wenn eine Schneedecke vorhanden ist, die die Sonnenwärme zurückstrahlt. Der kalte, aber schöne Winter 1923/24 war hierfür ein besonders charakteristisches Beispiel. Dagegen sind unsere milden, weichen Winter sehr häufig gleichzeitig ausgezeichnet durch feuchte, naßkalte oder gar stürmische Witterung, die selbst bei ziemlich hohen Wintertemperaturen die Wohnungen gründlicher auskühlt als ein schon ziemlich scharfer Frost bei Windstille.

Die milden Winter überwiegen ja in Mitteleuropa durchaus. Aber gerade deshalb sind in Deutschland auch die Winterregen und Winterstürme so ungemein häufig, und sie treten um so zahlreicher auf, je weiter man von Ost nach West fortschreitet und sich den warmen, westlichen Meeren nähert. Es ist kein Zufall, daß die im Winter wärmsten Gebiete Deutschlands, die Nordseeküste und der Niederrhein, auch die wind- und sturmreichsten sind (von den Berggipfeln abgesehen).

Ein gar nicht hoch genug einzuschätzendes klimatisches Gnadengeschenk des Himmels bewirkt aber, daß einige 90 Prozent aller unserer wirklichen Winterstürme aus westlichen Richtungen, also vom Ozean her, kommen, und da der Ozean selbst durch die Golfstromwirkung im Winter warm ist, sind daher auch Deutschlands Stürme fast ausnahmslos warm. Ja, je heftiger die Stürme aus Südwest oder West daherbrausen, um so stärker macht sich bei uns die „natürliche Warmwasserheizung“ des Golfstroms bemerkbar, um so höher steigt das Thermometer empor. Temperaturen von + 10 und noch mehr Grad Celsius im tiefen Winter sind bei heftigem Südweststurm in Deutschland keine Seltenheit.

Oft aber geht der Sturm aus Südwest über West in nordwestliche Richtungen über. Dann bricht kalte Nordluft in die feuchtwarme Südwestatmosphäre herein, und unter kräftigem Sinken der Temperatur bis in die Nähe des Nullpunktes treten dann, infolge der Reibung verschieden temperierter Luftschichten, sogenannte Sturmgewitter auf, die ebenso kurz wie heftig zu sein pflegen und nicht selten von schweren, kurz dauernden Schnee-, Graupel- und Hagelböen begleitet werden. Einschlagende Blitze sind, da die Wolken sehr niedrig zu ziehen pflegen, bei solchen Wintergewittern unverhältnismäßig häufig. Eine besonders charakteristische Wetterlage dieser Art herrschte während des großen Sturmes am 7. Dezember 1895. Ein ungewöhnlich schwerer Sturmwirbel von weniger als 715 mm Barometerstand lag über dem südlichen Skandinavien. Tagelang hatten im nördlichen Mitteleuropa schon heftige warme Südweststürme geweht, die durch ein Hoch über dem Biskayischen Meerbusen bedingt waren. Jetzt drang kalte Luft vom Eismeer aus Norden gegen den Erdteil vor. Bei unverminderter Sturmstärke und zeitweise orkanartigen Böen kam es daher bald hier, bald dort zu Schneesturm und zahlreichen kurzen Gewittern, zumal in der Nachtzeit. Eine Sturmflut der Nordsee von freilich nur mäßiger Schwere trat gleichzeitig ein.

Soweit es die Beobachtungen erkennen lassen, neigen gewisse Zeiten des Jahres, vornehmlich die Periode zwischen dem 5. und 10. Dezember und die Woche um Weihnachten, besonders gern zu heftigen Stürmen. Auch die Sturmfluten der Nordsee häufen sich in bestimmten Jahreszeiten merklich, so insbesondere um Weihnachten, Neujahr, um den 24. Januar, 11. und 24. November. Die einst, im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit, besonders gefürchteten „Allerheiligenfluten“ entsprechen im Gregorianischen Kalender der Häufung um den 11. November.

Unsere wirklich schweren westlichen Stürme werden ziemlich ausnahmslos durch ähnliche Luftdruckverteilungen wie die oben geschilderten veranlaßt. Schwächere westliche Stürme kommen auch bei anderen Wetterlagen vor. Dagegen gehören volle Stürme aus nichtwestlichen Richtungen bei uns (außer auf den Bergen und auf See) zu den größten Seltenheiten. Zwar neigen alle Menschen dazu, bei kalter Witterung schon Windstärke 5 und 6 als „Sturm“ zu bezeichnen, zumal wenn gleichzeitig Schneetreiben herrscht, weil bei starker Luftbewegung das Kältegefühl noch empfindlich gesteigert wird. Glücklicherweise aber gibt es wirklich kalte Stürme bei scharfem Frostwetter, wie sie in Nordamerika so oft zu verzeichnen sind (Blizzards), bei uns kaum jemals. Die kältesten Winde des Winters, die östlichen und nordöstlichen, treten meist nur in mäßiger Stärke auf und bringen es selten über Stärke 5 und im ebenen Binnenland wohl niemals über Stärke 7. Einer der außerordentlich seltenen Fälle, in denen (zwar nicht in Deutschland, aber doch im Ost- und Nordseegebiet) voller Oststurm von Stärke 8, 9 und selbst 10 (Aberdeen) bei meist sehr strengem Frost wehte, findet seine Begründung etwa in einem starken Luftdruckgegensatz zwischen einem Tiefdruckwirbel über Schottland und einem Hochdruck- und intensiven Kältegebiet in Finnland. Eine solche Wetterlage bestand am 22. Dezember 1876. Die Folge war auch für Deutschland das kälteste Weihnachtsfest des ganzen 19. Jahrhunderts.

Ein anderer Fall schwerer Nordoststürme an der deutschen Ostseeküste ist möglich, wenn einem hohen skandinavischen Luftdruckgebiet ein über Mitteleuropa liegender, auf „Zugstraße V b“ gegen Nordnordost vordringender Wirbel von mäßiger Tiefe gegenüberliegt. Ein klassischer Fall solcher Nordoststürme an der deutschen Ostseeküste, am 13. November 1872, zum Teil mit Schneetreiben, war von geschichtlicher Bedeutung. An diesem Tage erlebte die mittlere und westliche deutsche Ostseeküste die weitaus schwerste Sturmflut seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts. An der Nord- und Ostsee herrschten schwerste Stürme von Stärke 10 und mehr aus Nordost und Ost, die sich in abgeschwächter Stärke auch ins Binnenland fortsetzten. Vielfach fiel Schnee oder Regen, die Temperaturen lagen in der Nähe des Gefrierpunktes.

Eine in vieler Hinsicht ähnliche und doch wieder wesentlich andere Wetterlage wies der 31. Dezember 1904 auf. Auch hier wehte Sturm in Deutschland, zum Teil aus West (Breslau), zum Teil aus Nordost (Swinemünde, Neufahrwasser). Es handelte sich auch hier um ein charakteristisches Vorkommnis jener von Zeit zu Zeit eintretenden Ereignisse, bei denen die Ostseeküste allein einen vollen Sturm aus Nord oder Nordost empfängt. Neben den Weststürmen sind nämlich diese kalten Ostseestürme aus Nord bis Nordost (die im Binnenland nur wesentlich schwächer auftreten) die einzigen, die einigermaßen regelmäßig im deutschen Klima wiederkehren, wenn auch glücklicherweise nur in langjährigen Pausen, die einzigen „kalten Stürme“, die irgendwo im deutschen Tiefland als typische Ericheinungen zu werten sind. Auch diese Wetterlage brachte eine heftige Sturmflut der Ostsee mit sich, wie sie im 20. Jahrhundert nun schon bereits viermal unter ähnlichen Erscheinungen eingetreten ist (19. April 1903, 31. Dezember 1904, 31. Dezember 1913, 10. Januar 1914). Regelmäßig pflegt dann gleichzeitig im Binnenland Schneetreiben zu herrschen, das gelegentlich zu ungewöhnlich bedeutenden Schneeverwehungen führen kann. Glücklicherweise hält sich der Frost bei solchen Witterungsexzessen immer nur in mäßiger Höhe, da nämlich die Ostsee, der die kalten Stürme entstammen, zwar im Verhältnis zur Nordsee bedeutend kälter, aber als Meer doch immer noch ein Wärmereservoir im Verhältnis zum nordischen Binnenlande ist. Hätten wir im Norden Deutschlands statt der Ostsee festes Land, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß stürmische Winde aus Nord und Nordost uns allerhärteste Kälte bringen und ebenso verhängnisvoll und lebensgefährlich für Menschen und Vieh sein würden wie die nordamerikanischen Blizzards. Der Umstand, daß gerade aus den Himmelsrichtungen, in denen Deutschland von ausgedehnten und im Winter zuweilen sehr kalten Ländermassen begrenzt ist, aus Süden und Osten, niemals ausgedehnte volle Stürme im Winter zu kommen pflegen, ist äußerst günstig für Deutschlands Klima, ebenso, daß der Westen, die Hauptbrutstätte von über 90 Prozent der deutschen Stürme, im Winter aus naheliegenden Gründen die weitaus wärmste Gegend der Erde in unseren Breiten darstellt.

Prof. Dr. R. Hennig.

Neuschnee am Fuße des Wettersteingebirges: Eingeschneites Bauerngehöft in Garmisch.

Auf der Höhe des Riesengebirges bei Rauhreif: Der Kammweg zur Schneekoppe.

Am Nordrande der Algäuer Alpen: Aus dem Gebiete des Stuibens bei Immenstadt mit Blick auf die Hochgratgruppe. (Phot. Hans Hipp, Immenstadt.)

Der Winter in der Schweiz: Rauhreiflandschaft im Oberengadin. (Phot. Albert Steiner, St. Moritz.)

Heimkehr von Übersee.

Von Lovis H. Lorenz.

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Max Römer.

Verstauen von zollpflichtigen Sachen: Der Jamaikarum wird am Hosenträger festgebunden.

Man kommt irgendwoher von Übersee, es ist der letzte Tag an Bord. Hamburg, das Ziel der Reise, ist nahe; Helgoland ist nicht mehr, Kuxhaven noch nicht zu erblicken. Die Spannung, bald den Fuß auf heimatlichen Boden zu setzen, hat einen Moment nachgelassen, und die gelockerten Gedanken trachten, das Erlebnis der vollbrachten Reise zu deuten und in eine Form zu bringen.

Bei aller Fülle des Geschauten und Erlebten ergibt sich — ganz ohne Sentimentalität betrachtet — daß Technik und Wirtschaft im Begriff sind, die Erde zu nivellieren: an früheren Jahrhunderten gemessen, verkümmert die Originalität. Länder und Kontinente rücken einander näher, und der Flugverkehr eröffnet das letzte Stadium im Jahrhunderte alten Kampf, den der Mensch gegen die Entfernung führt. Das Wort „Reise“ verliert an Romantik, die in seiner Verknüpfung mit „Fremde“, „Abenteuer“, „Sehnsucht nach dem Unalltäglichen“ beruht. Mit der Eisenbahn „reist“ man nicht mehr, sondern führt „Ortsveränderungen“ aus; und vom Flugzeug aus gesehen, liegt die Welt unsinnlich fern, so daß man mit ihm nicht durch Länder, sondern durch die Geographie reist.

Bei der Zollabfertigung: Fünf Minuten Angst.

Auch der Seeverkehr verfällt der Entwicklung zum Exakt-Organisierten. Aber es bleibt ein Rest. Während der letzten Fahrtstunden nimmt man noch einmal liebevoll Besitz von diesem Wunderwerk von Dampfer, das der Mensch mit allem Komfort und höchster technischer Vollkommenheit über die Meere schickt. Das Meer fügt sich nicht glatt in das Schema menschlicher Dispositionen. Während Kuxhaven auftaucht und man mit allen Poren noch einmal die Weite und das Element schnuppert, fällt es einem ein: die See ist kein Schienenstrang und der Welthafen kein Zentralbahnhof. Wo Mensch und Weltmeer sich auseinandersetzen, bekommt das Leben einen besonderen Charakter; und Hamburg wird etwas Eigenartiges sein, mögen sich auch in hundert Jahren die Städte ähneln wie ein Ei dem andern.

Da grüßt Kuxhaven und die Alte Liebe. Viele Dampfer landen bereits hier ihre Passagiere, die dann mit dem Sonderzug Hamburg erreichen. Aber dieses Stück elbaufwärts ist ein schöner, interessanter Abschluß der Reise. Der an Bord kommende Elblotse wird mit Neugier betrachtet. Unruhige sind, seitdem sie Land erblickt haben, nicht mehr zu halten. Koffer werden über die Decks geschleppt, und überall an der Reling stehen Gruppen, die sich zu orientieren trachten: „Dort drüben ist Brunsbüttel!“ — „Das dort müßte Glückstadt sein.“ Höchster Augenblick

„Für eigenen Bedarf? — Das kennen wir schon, das sagen sie alle!“

der Spannung, wenn Blankenese passiert wird. Jeder Dampfer grüßt mit Pfeife oder Sirene diesen letzten reizvollen Ausläufer der Weltstadt. Dann tut sich der Hafen auf, ringsumher lärmt in tausend Tonarten das brausende Leben. Vorn und hinten packt ein Schlepper den Ozeanriesen und bugsiert ihn an seinen Liegeplatz. Kaum sind die Trossen fest, kaum liegt die „Gangway“ (die Laufbrücke von Bord an Land), so fliegen bereits die Postsäcke an Land. Die Luken werden abgedeckt, die „Winschen“ fangen rasselnd an zu arbeiten und befördern als erstes das schwerere Gepäck der Passagiere aus den Laderäumen an Deck. Seitdem der Dampfer in die Elbe eingelaufen ist, sind alle Hände an Bord tätig. Die Verwalter schließen ihre Rechnungen ab, Matrosen sind mit der Ladung beschäftigt, und die Stewards verhüllen das Mobiliar der Speisesäle, Gesellschaftszimmer und Kabinen mit grauer Leinwand, damit es unter dem Ruß des Hafens und bei der Schiffsüberholung nicht leidet.

Noch sind die Paßformalitäten zu erledigen, bevor der Passagier an Land darf. Leicht schwillt der Groll gegen die Behörden, die vom friedlichen Reisenden Stempel und Siegel und Bescheinigungen und obendrein noch Geld dafür verlangen. Das mag noch hingehen, denkt mancher und blickt mit viel mehr Mißtrauen auf die grünberockten Zollbeamten. Denn im Koffer haben sie alle etwas, das mit Geschick unter Wäsche und Anzügen verborgen ist. In Hemden stecken Importen, in Damenschuhen Parfüms, und Seidenkupons sind zwischen Bücher geschoben. Geschmuggeltes Gut hat seinen besonderen Reiz. So ein Grünröckiger weiß übrigens viel mehr, als der Untersuchte meint. Jeden Tag hat er das ja vor sich: platzende Koffer, widerspenstige Handtaschen und ihre Besitzer mit der gemimten Unbefangenheit. Manchmal wird ein Exempel statuiert, und dann hebt ein großes Gerede an.

Auch dieses Fegefeuer wird überstanden, und dann geht's hinein nach Hamburg, dem gewaltigen Aus- und Einfallstor Deutschlands. Kommt man bei den St.-Pauli-Landungsbrücken an, so grüßen Bismarck und „Michel“ von der Höhe; verläßt man den Freihafen am Baumwall, so faßt einen der Strom der Arbeit, der zwischen Kais, Werften und Zentrum pulsiert; kommt man über die Brücke am Zollkanal, so sieht man sich jäh einem neuen Stadtteil gegenüber, dem grandiosen Chile- und Ballinhaus. Von allen Seiten braust der Rhythmus einer Stadt, die durch unzählige Adern mit der ganzen Welt verbunden ist.

Der Eingang zum Freihafengebiet (Meßberg) in Hamburg mit Ballinhaus (links).

Nach der Ankunft eines Überseedampfers in Hamburg: Paßrevision. Nach einer Zeichnung von Max Römer.

Karl Wendel

In den Algäuer Alpen: Die Lorettokapelle bei Oberstdorf.

Nach einem Gemälde von Karl Wendel.

Neujahrsglocken

Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer

Für eine Baritonstimme und Klavier

Largo M. ♩ = 60

Komp. v. ALBERT ZIEGLER-STROHECKER, Op. 11. No 2.

In den Lüf - - ten schwel - len des Ge - dröh - - - - ne,

leicht wie Halme beugt - - der Wind die Tö - - - - - ne: leis ver - hal - len,

die — zum er - sten . rie - - fen, neu Ge - läu - - te hebt sich aus den

Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen

f ff

Tie - - - - fen. Gro-ße Hee - - - - re,

cresc.

f ff

nicht ein einz'ler Ru - - fer! Wohl-laut flu - - tet oh-ne Strand und U - - - fer

f

mf

p

Leis ver-hal - - len, die zum er-sten rie - - fen.

p p dim

smorzando

pp langsamer werden ppp

Das Schminken als Kunst und Beruf: Ein Übungsraum in der neueröffneten Leichner-Schminkschule für Bühnenmasken in Berlin.
Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Lutz Ehrenberger.

Die Brutpflege der Fische.

Von K. Diederichs.

Mit 6 Abbildungen nach Photographien aus dem Archiv der Biologischen Anstalt Helgoland.

Eierballen des Butter- oder Messerfisches (Pholis gunellus) in einer leeren Austernschale.

Ein Gelege des Seeskorpions oder der Groppe (Cottus scorpius).

Seeskorpion oder Groppe, auf den Eiern sitzend.

Manche interessante Einblicke in ihr Liebesleben gewährt uns eine Reihe von Fischarten, die ihre Eier nicht, wie in den weitaus meisten Fällen, einfach in das Wasser ablegen, sondern sie an allerlei Gegenständen festheften. Hierunter findet man sogar Arten, die geschickte Nestbauer sind, und auch solche, die eine aufopfernde Brutpflege ausüben. Meistens aber sind es seltsamerweise die Männchen, denen die Sorge um die Betreuung, Verteidigung und Aufzucht der jungen Brut obliegt. Das Weibchen des Seeskorpions (Groppe) legt seine Eier in faustgroßen, fest zusammengekitteten Ballen an die Felsen und Klippen der Küste, wo sie in treuer Fürsorge bis zum Ausschlüpfen der Jungen vom Männchen bewacht werden. Der Rogenklumpen hat eine so eigentümliche, dem Fischkörper angepaßte Form, daß man versucht ist, anzunehmen, der Fisch setze sich, wie es unser Bild veranschaulicht, regelrecht auf die Eier, sich durch eigenartige kleine Zähnchen auf der Innenseite seiner Bauchflossen darauf festhaltend. Wenn das nun auch sehr wahrscheinlich ist, unter natürlichen Verhältnissen wurde es bisher nicht beobachtet.

Eine weitere interessante Form der Brutpflege finden wir beim sogenannten Butter- oder Messerfisch, der mit Vorliebe sich auf den Austernbänken des Wattenmeeres aufhält und die leeren Austernschalen als die Wiege seiner Nachkommenschaft benutzt. Fast immer bleibt der Fisch bei seinem Gelege, um es zu bewachen, indem er es sich einfach in der Austernschale bequem macht. Er ist so sehr von seiner Elternpflicht erfüllt, daß er sehr häufig die Schale mit den Eiern auch dann nicht verläßt, wenn diese durch das Netz an die Oberfläche des Wassers befördert wird.

Ein anderer häufig das Wattenmeer bewohnender Fisch, der Cyclogaster liparis, liebt es, seine Eierballen in das Gezweig von Hydroidpolypen, die am Meeresboden ganze Rasen bilden, zu legen. Es ist also kein Bäumchen mit Früchten, was uns die Abbildung veranschaulicht, sondern eine Kolonie niederer Meerestiere mit den Eierballen eines Fisches. — Unser allbekannter Hering legt seine Eier meistens frei ins offene Wasser, und es ist wohl eins der größten Naturschauspiele, die ungeheuren Heringsschwärme zur Laichzeit zu beobachten. Jedoch findet man im Wattenmeer oft Heringseier, die an Tang und Algen festgeheftet sind, und dann erweckt das Gelege auch den Eindruck, als handle es sich um zierliche Gesträuche mit kleinen runden Früchten.

Ein geschickter Nestbauer unter den Fischen ist der Seestichling, gleich seinem Vetter des Süßwassers. Und hier ist es ausnahmslos das Männchen, das die Brutpflege ausübt. Hat der Seestichling sein kleines kunstvolles Nest im Algengewirr fertiggebaut, dann befestigt er es regelrecht mit einem feinen, selbstgesponnenen Faden, der kreuz und quer gezogen wird, auf der Unterlage. Nun zieht er sein Hochzeitskleid an. Das blasse Grün und Silber seines Leibes verändert sich zu leuchtenden Farben, der Rücken färbt sich leuchtend smaragdgrün, und der Bauch erglänzt feurigrot, während die weiße Iris des Auges tiefgrün wird. Ein Weibchen ist bald gefunden; wenn es nicht anders geht, wird es mit Gewalt ins Netz getrieben, um dort die Eier abzulegen, die dann vom Männchen befruchtet werden. Dann aber ist es vorbei mit der Liebe. Brutal wird das Weibchen fortgejagt, und für Herrn Stechbüttel beginnt eine sorgenvolle Zeit. Unablässig ist er bemüht, seinen hoffnungsvollen Schatz zu bewachen, bis die jungen ausgeschlüpften Fischchen groß genug sind, ohne väterliche Sorgsamkeit auszukommen.

Auf Tang festgeheftete Eier des Herings (Clupea harengus).

Eierballen des Cyclogaster liparis auf Seemoos (Sertularia argentea) aus dem Wattenmeere.

Nest des Seestichlings (Gasterosteus spinachia) mit Eiern im Schotentang.

Die Dame am Morgen

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek

Margarete Hruby vom Burgtheater zu Wien in einer plissierten rosa Crêpe-de-Chine-Kombination mit gelblichen Spitzen. (Modell: Fanny Zinner, Wien.)

Magda Garden in einem seidenen Morgenrock.
Mitte: Tilli Losch von der Wiener Oper in einem Frisiermantel aus Crêpe de Chine. (Phot. E. Förster.)

Margarete Hruby (links) in einem rosa Crêpe-de-Chine-Nachthemd mit Spitzenpasse, die Kunstgewerblerin Olly Kotera (Mitte) in einem rosa Nachthemd und die Schauspielerin Magda Garden in einer entzückenden Kombination. (Modelle: F. Zinner, Wien.)

Rechts: Magda Garden in einer weißen, mit schwarzen Chantillyspitzen garnierten Crêpe-de-Chine-Hembhose.

Sämtliche Aufnahmen von Zimbler, Wien, außer Bild oben Mitte.

TUSKULUM

ROMAN · VON · ELISABETH · DAUTHENDEY

I.

Wie war sie da hereingekommen? dachte die Frau. Sie blickte um sich. In farbig fein belichteter Dämmerung lag die Stille des kleinen Raumes. Es war eine seltsam schwüle Stille. Die Nischen mit den weichen Polstersitzen konnten durch farbige Vorhänge geschlossen werden, und einige waren geschlossen.

Von der Galerie schwelten gedämpfte rote Lichter, die unklare Umrisse von nahgerückten Paaren ahnen ließen. Ein Geiger spielte im Mittelraum, von einem guten Kleinflügel begleitet. Eine leise, unaufdringliche Musik, die die Stille umher noch deutlicher machte. Der Raum war zu vornehm, um laszív zu wirken. Aber das schwüle Fluid erotischer Erregung quoll förmlich aus Polstern, Vorhängen, Farben, Lampen und Musik.

Hatte sie der Name hergelockt, der in großen massiven Goldlettern über dem Straßeneingang stand?

„Tuskulum!" —

Sie war auf leise Impressionen eingestellt. Ein Name, ein fremder Laut, ein Ton, eine Farbe konnten sie mit plötzlich magischer Gewalt anrühren, bewegen, erschüttern und veranlassen.

„Tuskulum!" Sie sagte das Wort vor sich hin. Welch ein Gemisch von Melodie und Begriff lag in seinem Klang! So stark vibrierend, daß nur ein Ahnen und Bewegen mit ihm zu spielen brauchte, um eine Berauschung zu empfinden, ohne weiter den Elementen nachzugehen, aus deren Wurzeltiefe sie erblühte. In dieser momentanen Ergriffenheit durch den Wortklang war Musa eingetreten.

Allein. Auf sich selbst gestellt, war sie eben daran, ihrem Leben eine Wendung zu geben. Sie kam von Berlin, etwas verekelt von dem zur Zeit herrschenden Chaos politisch-sozialer Verstörtheiten und wurzellos gewordener Kulturgebilde. Sie flüchtete in die altgeliebte Kunststadt, deren bewegliche Atmosphäre die jungen Träume ihres Künstlerweges umspielt und begleitet hatten.

Zwei Tage war sie hier. Hatte noch keinen festen Grund unter den Füßen. Mit losen Gliedern und noch ziellosen Gedanken tastete sie sich durch die Stadt. Fühlte ihr gleichsam den Puls und lauschte auf die heimliche Melodie, die neben und über den lauten Vordergrundtönen für feine Ohren deutlich zu erlauschen war.

So war sie an diese Tür gelangt.

Tuskulum. Melodie der Ferne. Vages Versprechen inselhafter Abgeschiedenheit. Ein Becher altgoldenen Weines in neu geschliffenem Glase.

So hatte es leise in ihr angetönt.

Und nun saß sie in den weichen Polstern, schaute in die künstlich erzeugte Dämmerung. Seltsam grotesk gemischte Stimmungen durchschwirrten diese Dämmerung. Der bedrückende Atem von Opiumhöhlen schien sie zu berühren; schwelgende Tanzfüße schleiften durch die Leidenschaft des Tschardas, der eben plötzlich aufsprang, und bleiche Profile odalisker Frauenschönheit leuchteten da und dort im aufspringenden Glühlicht auf.

Aber es lag doch noch letzte Tagkühle über dem Raum, die dem erregten Fluid ringsum einen verhaltenen Ton gab. Die Bedienung glitt lautlos auf Gummisohlen von Nische zu Nische. Auf ihren blassen, vernächtigten Gesichtern lag ein verschmitztes, spöttisches Etwas, das kein Lächeln war, aber verletzender als ein solches wirkte, und aus den übermüdeten Augen schoß ein indiskret fragender Blick zu jedem neuen Gaste hin.

Musa hob das feine Kelchglas und ließ den feurigen Rubin des edlen Südweines mit dem bläulichen Schein der nahen Ampel verschmelzen. Ging der Tönung nach, sah Bilder erblühen, vergaß, wo sie war, und schwebte in den traumerfüllten Räumen ihrer eigenen Welt.

Ihr Auge war weit und groß, sah nichts und alles und blieb plötzlich an einem Männerantlitz haften, das im Eingang der Nische aus dem Halbdunkel aufleuchtete. Es war ein Kopf, der verblüffte, anzog — abstieß und wieder anzog. Ihr Künstlerauge konnte nicht los von ihm.

Aus dem Ungefähr kommend, trafen sich beider Blicke. Gehemmt von spontaner Überraschung. Erstaunen, Fragen, aufstrahlende Anziehung des Augenblicks flogen wie Pfeile hin und wider, eine Sekunde, eine Minute. War es Leben, Traum — Wirklichkeit, war es Vergangenes oder Gegenwart?

Im Schweigen wußte man es nicht.

Da sprang eine Stimme in die Zeit und zerriß die Illusion.

„Darf ich eintreten?"

Es kam kein Ja und kein Nein.

Der Mann trat ein. Nahm den Platz im rechten Winkel des Diwans.

Die vornehme Sicherheit seiner Bewegungen nahmen der Zudringlichkeit ihre verletzende Schärfe, die zudem durch das besondere Arom der Örtlichkeit ihre Entschuldigung finden konnte.

Der Kellner gleitet herein; das Mephistolauern auf seinem erloschenen Gesicht ist noch spitzer und schärfer.

Musa bestellt im Zorn über dieses Gesicht noch ein Glas Portwein, obschon ihr Glas noch fast voll ist.

Der Fremde nimmt einen Wermut.

Er hebt das Glas ihr zu.

„Wir sind uns fremd", sagte er, „und wollen es bleiben. Namen sind Schall. Ich erlaube mir, für eine kurze Spanne Zeit von Ihnen zu nehmen, was mich anzieht und fesselt, und gestatte Ihnen dasselbe für mich."

Er gestattet mir! denkt Musa und wirft den Kopf hochmütig auf.

Der Fremde lächelt.

„Wir sind beide aus dem Lande der Freiheiten, wo die Wahl unseres Tuns nur von uns allein bestimmt wird, ohne Seitenblick auf Herde und Hirt."

Ihre Gedanken wirbelten. Der versteht es, Gärungsstoff in die Geistessphäre zu werfen. Viel Antwort drängte in ihr. Aber der Klang dieser Stimme, diese eigenste Melodie, die sich mit jenem lockenden Unterton mischte, der nur ihr selbst galt, verstrickte ihr Empfinden in eine seltsam weltferne Stimmung, aus der sich keine Worte lösen wollten.

Sie ärgerte sich darüber, blieb aber hilflos.

Ihm indes schien diese Traumverlorenheit gerade das Erwünschte. Die Spiegelungen des Wellenschlages ihres Blutes und die Vibrationen ihres angeregten Geistes spielten so deutlich und greifbar für sein scharfes, durchdringendes Auge auf ihrem von innerer Bewegtheit durchleuchteten Gesicht, daß ihm das mehr gab, als Worte es vermocht hätten.

„Sie sind Künstlerin," sagte er, „so schnell und heiß denkt nur ein Künstlerhirn."

„Ja", erwiderte Musa, wie aus ferner Tiefe erwachend. „Und Sie?"

„Nun, sehen Sie mich an — und was Sie als Antwort finden, wird wohl das Rechte sein."

Sie sah ihm schnell und scharf ins Gesicht. Schnell, um dem durchgreifenden Blick nicht lange standhalten zu müssen, und zugleich mit jener grausam zugreifenden Raubvogelschärfe des Künstlerblickes, der mit haarscharf konzentrierter Intuition in einem Augenblick zu den letzten Gründen des Wesens dringt und ihm unerbittlich seine Geheimnisse entreißt.

„Nun?" fragte er gespannt und dennoch mit fast aufreizender Gelassenheit. „Nun?"

„Sie sind ein Geheimnis", sagte Musa mit seltsam dunkler Stimme, die, zwischen Fluchtversuch und Bleibenwünschen schwebend, nur mühsam über die Lippen kam.

Er lächelte.

„Ah," sagte er, „tief geschaut und klug vermieden! Was verschlug Sie hierher?"

„Tuskulum — das ferne Wort — der fremde Ton — die Sehnsucht darin und das Versprechen."

„Tuskulum — die Stille der Ferne, der Natur — aber in greifbarer Nähe der weitgespreitete Welthorizont der ewigen Roma — so klingt das Wort."

„Ja, so — ganz so rührte es mich an. Und Sie?"

„Aussi l'homme a son heure sentimentale."

Dabei wurde etwas weich in dem Ton seiner Stimme.

Musa sah auf ihre Uhr und stand auf. „Ich muß gehen."

„Sie müssen nicht, aber Sie wollen. Also nehmen wir Abschied und wissen nichts weiter, als daß wir uns erkennen, wenn wir uns wiedersehen. So bald wird das nicht sein, denn ich muß noch unstet und flüchtig sein auf Erden."

Er geleitete sie hinaus. Der Herbstabend lag mit durchsichtiger Dämmerung über der Straße. Man konnte sich eben noch sehen.

Am Damm zur Straßenbahn kam doch noch die Bitte.

„Ihren Vornamen aber, darf ich ihn mitnehmen?"

„Also doch!"

„Ja, doch, ein Etwas muß ich von Ihnen haben."

„Musa", sagte sie.

„Musa? Sie wollen mich irreführen — so heißt man nicht."

„Sie haben recht, so heißt man nicht — aber man wird so genannt. In der Zeit meines Künstlerstudiums nannte man mich so, und da der Grund dazu mir schmeichelte, zudem in diesem Namen mehr Musik war, als in meinem eigentlichen ist, behielt ich ihn."

„Danke Ihnen."

„Und der Ihre?"

„Männernamen sagen nichts — haben keine Musik und keine Perspektive. Tuskulum sei die Losung für mich."

Sie stieg rasch in einen der haltenden Straßenbahnwagen.

Vor dem Guß.

Dreifarbentiefdruck nach einem Ölgemälde von Reinhold Dieffenbacher.

Der Fremde blickte erstaunt zum Wagenschild des Endzieles und lächelte. Da konnte sie unmöglich wohnen! So sah sie noch zuletzt dieses Lächeln, das, spöttisch und gütig zugleich, das düstere Gesicht seltsam verjüngte.

Und mitten im Gewühl und Geräusch der Großstadt ging dieses Losungswort nun lange mit ihr, dieser Name voll Stille und Verheißung, der sie an einem der ersten Tage ihrer Ankunft seltsam gelockt hatte nach all der Unruhe des letzten Jahres. Sie ging nicht wieder in das Lokal. Sein besonderes Arom hatte sie intensiv aufgenommen; eine mögliche Begegnung wünschte sie nicht.

Die Stadt, die sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, übte wieder ihren unauslöschlichen Reiz auf sie aus. Sie mußte sich hüten, dieser Lockung nicht allzusehr zu verfallen. Es hieß für sie jetzt, der Wirklichkeit ihren Tribut zu zahlen.

Nicht mehr ganz so königlich thronte sie über dieser fordernden Macht wie noch vor einem Jahre. Ihr Vater, ein hoher Beamter in russischen Diensten, in den Kriegsjahren politisch kompromittiert, hatte sich erschossen. Seine weiten, reichen Besitzungen wurden eingezogen, ihr blieb nur noch das bedeutende mütterliche Erbe, das aber für die Zukunft durchaus ungesichert war.

Deshalb hatte sie den großen Kreis verlassen, der ihr und ihrem Besitz zu Füßen lag, und nun wollte sie sich aus eigener Kraft ein neues Leben bauen.

Daß sie dabei so ziemlich allein stand, machte den Vorsatz schwerer. Nur ein jüngerer, sehr geliebter Bruder war ihr geblieben. Von dem aber war sie seit langem ohne Nachricht. Begabt und leichtlebig, hatte er seine Studien in Paris beendet, sein Vermögen so ziemlich verbraucht und zuletzt eine schwedische Sängerin geheiratet, mit der er eben auf einer Konzerttour durch Amerika unterwegs war.

Als Musa dann einigermaßen zur äußeren Ruhe gekommen war, blickte sie um sich in das Neue, das sie umgab, und aus dem heraus sie nun die Elemente ihres Erlebens suchen und nehmen mußte.

Auf Erleben war das seltsame Gemisch ihres Wesens eingestellt. Es pulste und kreiste in ihrem Blute, vom feurigen Temperament des slawischen Vatererbes belastet. Im Gegengewicht dazu sträubte sich der starke Wille zur Reinlichkeit des Lebens, ihr aus der germanischen Mutterseele eingeboren. Über diesen Gegensätzen schwebte kritisch und kristallklar die scharfe Schneide einer sieghaften Intelligenz, aus der Elternmischung heterogerer Rassenimpulse zu höchster Steigerung befähigt.

So lebte sie ihrem Schicksal entgegen, das mit dieser widerspruchsvollen Begabung von tragischen Elementen umschwebt schien.

II.

Mitten im Grünen lag das Haus, das Musa bewohnte.

Die Wohnräume im Mittelstock. Eine Wendeltreppe führte ins Atelier. Kein steinerner Widerstand vor den Fenstern für schweifende Gedanken urd suchenden Blick, nur weite Luftperspektive und hohe alte Bäume. Die Straße lag zwischen Gärten; die baumverhangenen, durch weite Zwischenräume getrennten Villen nahmen der Straße jede Enge und Begrenzung. In der Ferne der Park. So liebte sie es. Ohne den täglichen selbstverständlichen Umgang mit altersadligen Bäumen war es ihr leer und arm umher. Sie nur zu fühlen, war schon wie Ruhe und Geborgenheit. Und dann die unzähligen Freuden, die sie zu allen Zeiten des Jahres zu geben hatten. Sie verstand es, mit ihnen zu sprechen, und liebte sie.

Eben entfiel ihnen das Laub, das Spielwerk ihrer Sommerfreude. „Bald stehen sie in grandioser Nacktheit gegen das dünne Licht des winterlichen Himmels und geben mir die letzten Geheimnisse ihrer wundervoll gefügten Kraftgebilde."

Musa arbeitete an einer Herbstskizze, die geliebten Bäume wieder, wohl zum hundertsten Male, in einem starken Reizmoment einzufangen und Seele um Seele mit ihnen zu tauschen. Sie hatte sich nun etwas eingelebt in der neuen Umwelt. Und schon schwang das kreisende Leben der reichbewegten Stadt um sie her. Umdrängten sie mehr Menschen, als ihr aus mancherlei Gründen wünschenswert war.

Ihr Wesen übte eine seltsame Anziehung aus, auch da, wo ihr jeder Wunsch dazu völlig fernlag.

Das Widerspruchvolle in ihr umhüllte sie geheimnisvoll, erregte die Neugier der Leichtlebigen und reizte die Abseitigen zu spürender Annäherung.

Und so war sie bald auch hier der Mittelpunkt einer Geselligkeit, die sich in bohemeartiger Mischung aus den verschiedensten Elementen der Großstadt und Künstlerstätte zusammenknäulte.

Diese Geselligkeit zog sie an und stieß sie ab.

Sie brauchte eine ungeheure Einsamkeit für ihr inneres Leben und ihr künstlerisches Schaffen. Atmete auf und weitete sich in die unendliche Tiefe der Einsamkeit hinein, lauschte auf deren Geheimnisse und entdeckte ihre eigenen zugleich. Lange konnte sie so in gänzlicher Abgeschlossenheit weilen. Dann plötzlich aber erschrak sie vor der Stille um sie her und in ihr und griff mit beiden Händen und allen Sinnen nach Laut und Leben. Vergriff sich oft in dem ersten Elan dieses Wechselzustandes, verstörte sich die eigenen Linien und wurde ein neues Rätsel den anderen.

Eben hatte sie ihre Zeit der Stille.

Da vertrug sie es schlecht, wenn Plötzliches, Unerwartetes sie überfiel. Sie konnte schroff und unleidlich werden Menschen gegenüber, auf die sie gerade nicht eingestellt war, weil sie ihr den eigenen innersten Zusammenhang verstörten und die Banalität der Höflichkeit von ihr verlangten, die ihr aus dem Stegreif nie gelingen wollte. So erschien sie oft launenhaft und ungut, was sie letzten Grundes nicht war.

Heute hatte sie das volle Glück der Stunde.

Das Bild unter ihren Händen wurde, was sie wollte. Vor der schon leise einsetzenden Dämmerung würde es vollendet sein, dann ein Weg durch herbstabendlichen Park und dann — ach, so viel Mögliches hat der Abend! Ihre Bücher, die stillen, tiefen Freunde, die sie nie mit leerer Seele entließen. Draußen lockten auch Theater und Konzert und heimliche Wege des Lauschens und Belauschens des Lebens, das ihr den Vorrat der Schaffenselemente bereichern sollte.

Nur allein sollte es sein. Noch stand ihr der Sinn auf sich selbst und die geliebte Einsamkeit gerichtet.

So genoß sie die feine Berauschung des sinkenden Finales des Werkes, das zugleich eine Höhe war. Die allerletzten, allerfeinsten Wellenspiele der schaffenden Lust durchströmten Geist und Hand und wurden Kunst. Die süße Trägheit des Vollendeten, schmerzliches Lostrennen von tiefstem Liebesspiel mit dem Ding des Werkes waren wie eine feine, schwermütige Trunkenheit über ihr. Sie wollte diese in der Traumstimmung der Dämmerung ausklingend genießen und in der erhöhten Temperatur dieses Zustandes der Konzeption neuer Ideen sich hingeben, wie sie das Zwielicht, die Abendneige ihr am intensivsten zubrachten.

Da läutete es jäh, fast zornig.

Sie hörte die Stimme des Mädchens.

Eine Sekunde, und schon rauschte es mit seidenem Geknister die Treppe herauf.

Musa errötete in Abwehr und Ärger. War mit zwei Sätzen am Eingang und vertrat der seidenumhüllten Frau den Weg.

„Sie — Lissa — Sie wissen doch —"

„Ja, ich weiß — aber Sie wissen auch —"

„— daß Sie der böseste Eigensinn sind."

„Gut, dann wissen Sie also, daß ich mich nicht abweisen lasse."

„Und nun, was wollen Sie?"

„Da ich so nahe am Allerheiligsten bin, endlich einmal eintreten —"

Damit schob die hohe kräftige Gestalt die zartere Frau mit plötzlicher Wendung in das Atelier zurück und trat ein.

„Ah, so sieht es also aus?" Sie blickte mit scharfen Augen umher, schnupperte leise nach dem Duft des Raumes. „Ach, das ist nur Ihr Charme de Rose — keine maskuline Herbsubstanz, auch keine Falltür oder Kulisse! Sie sind göttlich, Musa. Warum nun alles in der Welt diese Scheu und Abwehr, wo doch so gar kein Geheimnis ist!"

„Für Sie hat demnach das Maskuline allein den Reiz des Geheimnisses."

„Nun, was denn wohl sonst!" sagte Lissa, wirbelte lachend um ihre Achse und blieb vor dem Bilde stehen.

„Hm — Bäume — Bäume — sonst nichts. O Muse der heiligen Kunst, wo bleibt das göttlich Unheilige, das uns alle zu Heiligen, das heißt zu seligen Märtyrern macht?" — Und deshalb stehen Sie wie der Wächter vom Heiligen Gral an der Schwelle dieses Tempels?"

„Lassen wir das, Lissa! Sind Sie nur deshalb gekommen? Neugier hätte ich für zu klein für Sie gehalten."

„Ganz recht! Es war auch ganz was anderes, was mich herbrachte. Als ich Sie aber so geharnischten Blickes am Eingang sah, packte mich die Sucht nach Ihrem Geheimnis. Ein Weib wie Sie, schön, geistvoll, reich, hat ein Geheimnis, wenn nicht mehrere. Um das santo fuoco kommen wir nicht herum, und dieses Mysterium ist das Element meiner brennendsten Wißbegier oder Neugier — wie Sie wollen."

„Also, was wollen Sie, Lissa?" fragte Musa kühl und mit harten Augen.

Lissa seufzte. Rauschte die Treppe hinunter und warf sich in den blauschimmernden Atlas des Diwans.

Musa trat schnell zur Staffelei, nahm mit schwerem Blick Abschied von Bild und Stimmung und ging langsam und versonnen die Treppe hinunter zu der anderen. Sie setzte sich ihr gegenüber und wartete.

„Also, Sie Hartherzige, nun will ich Ihnen sagen, weshalb ich kam. Heute abend Vortrag im Heliossaal über Okkultismus im Lichte der Wissenschaft. Professor Ihme aus Wien. Dies ist das zweite Geheimnis, das mich brennend reizt. Allein gehe ich nicht gern, denn Liebmann kommt nämlich auch, und der geniert mich bei dieser Affäre. Sein aufdringliches Fluid d'Eros stört meine Konzentration zum andern brennenden Stoff."

„Haha! Da soll ich Abwehr — Zwischenglied — Isolierwand sein. Sie sind köstlich, Lissa! Egoismus in solcher Reinzucht ist schon fast etwas Geniales."

„Ja, nicht wahr? Nur ganz sein, furchtbar ganz, dann ist man auf dem Wege."

„Auf dem Wege wohin?"

„Zu seinem eigenen Geheimnis. Also, Sie gehen mit, Musa?"

„Ich sollte nein sagen aus reiner Freude am Widerspruch und Sieg über Ihren seltsamen Mut zu sich selbst. Aber —"

„Das Aber schenke ich Ihnen. Es ist höchste Zeit. Ich las das Plakat erst vor einer Stunde. Mein Auto wartet. Bitte, schnell."

„Meinetwegen", sagte Musa und lachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Königin der Mode in Deutschland.
Links: Die 19jährige Sonja Jowanowicz mit ihrem Gefolge, die am 12. Dezember auf einem Modenball im Sportpalast zu Berlin unter 100 Mode-Vorführdamen zur Königin gewählt wurde. Im Oval: Die Modekönigin mit den fünf weiteren durch Preise ausgezeichneten Mannequins.

Der vor kurzem vom Kreis Warburg i. W. des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins bei Wrexen errichtete Gedenkstein für den 1914 vor Reims gefallenen Dichter Hermann Löns, den bekannten Natur- und Tierschilderer.

Vom 2. Akademischen Hallensportfest, das am 16. Dezember in der neuen Halle am Kaiserdamm in Berlin stattfand: Blick in die Halle während der Ansprache des Oberbürgermeisters von Berlin, Dr. Böß.

Paul de Wit,
hervorragender Kenner der Musikinstrumentengeschichte, bekannter Sammler alter Instrumente, † am 10. Dezember in Leipzig, 73 Jahre alt.

Eine Stätte der Erinnerung vor dem Abbruch: Das Haus, in dem der volkstümliche plattdeutsche Dichter Fritz Reuter einen Teil seiner siebenjährigen Festungshaft (1833—1840) verbrachte, auf der Zitadelle von Magdeburg.

Geh. Kommerzienrat Karl Engelhorn,
bekannter Verlagsbuchhändler, Gründer der „Engelhornschen Romanbibliothek", Stuttgart, † am 12. Dezember im Alter von 76 Jahren.

PAUSE IM TREIBEN: BEIM JAGDFRÜHSTÜCK IM WINTERLICHEN FORST.

NACH EINER ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS.

Die Besatzung des Rheinlandes.

Die nördliche Rheinlandzone soll bis zum Februar geräumt werden. Die in ihr stehenden Truppen werden nach Süden verschoben. Außerdem steht nach den Zusicherungen in Locarno zu erwarten, daß die Zahl der besetzenden Truppen auch in der II. und III. Zone des besetzten Rheinlandes verringert wird. Die Nachrichten, wie und in welchem Umfange das geschehen soll, wechseln.

Vor dem Kriege standen in dem heute von unseren Kriegsgegnern belegten rheinischen Gebiete 64210 Mann; im November 1925 betrug die Stärke der Besatzungstruppen 127150 Mann. Die nördliche Rheinlandzone war mit etwa 40000 Mann belegt. Daß die Besetzung um diese Zahl herabgesetzt wird, ist wohl selbstverständlich. Dann blieben in der II. Zone noch 20750 und in der III. Zone 66400. Wenn also eine Erleichterung für diese beiden Zonen eintreten soll, wird die Zahl der abziehenden Truppen beträchtlich größer sein müssen als 40000. Vor dem Kriege standen an deutschen Truppen etwa 45000 Mann in der Koblenzer und Mainzer Zone. Soll diese Friedensbelegung wiedererreicht werden, müßten rund 80000 Mann der Besatzungsarmee in die Heimat zurückkehren.

Außer den früheren Garnisonstädten sind zahlreiche andere Orte, die keine Garnison-Einrichtungen haben, mit Truppen belegt. Diese Städte leiden natürlich besonders unter den Lasten der Einquartierung. Dabei ist auffällig, daß „die militärischen Notwendigkeiten" es mit sich bringen, daß gerade die Kur- und Erholungsorte stark in Anspruch genommen sind. Wir wollen im Interesse der rheinischen Bevölkerung hoffen, daß sie rasch wesentlich entlastet und bald ganz von den fremden Regimentern befreit wird. Deutsche Truppen rücken übrigens nicht nach. Westlich der sogenannten 50-km-Zone darf das Reich keine Truppen halten. K. v. Oertzen.

Vor der Räumung der Kölner Zone: Vergleichende Darstellung zur Überlastung der Rheinlande durch die alliierten Besatzungstruppen.

Die Umgruppierung der Alliierten im Besatzungsgebiet nach der Räumung der Kölner Zone.

Das Mosulgebiet.

Daß das Gebiet um Mosul, das der Völkerbundsrat jetzt unter gewissen Voraussetzungen fast ganz dem Irakstaat, d. h. England, zugesprochen hat, eines der umstrittensten Teile Vorderasiens ist, hat in erster Linie seinen Grund darin, daß es ein Übergangsgebiet ist, ein Bindeglied zwischen zwei gegensätzlichen Landschaften, dem gefalteten Gebirgsland Armeniens und Anatoliens einerseits und der Steppen- und Wüstentafel Mesopotamiens und Inner-Syriens andererseits. Landschaftlich gehört es beiden an, da es einen Teil des Kurdischen Berglandes sowie dessen flaches Vorland bis über den Tigris hinaus umfaßt. Landschaftlich zwiespältig, ist es wirtschaftlich sogar dreigeteilt, da die Ebene größerenteils Wüste und Steppe, nur zeitweilig als Viehweide brauchbar und nur längs der Flüsse (Tigris, Großer und Kleiner Zab oder Sab) und des Gebirgsfußes bewässerbar und kultivierbar ist, während das Gebirge, unwegsam und teilweise bewaldet, in der Hauptsache nur der Viehzucht nutzbar gemacht werden kann. Noch viel größer ist die völkische und konfessionelle Zerklüftung. Eine englische Nationalitätenzählung gibt für das 90000 bis 91000 qkm (soviel wie Bayern und Württemberg zusammen) große Gebiet etwa 800000 Bewohner an, davon 440000 Kurden, 180000 Araber, 60000 Türken, 17000 Juden, 25000 Chaldäer und 30000 Jesiden. Die Türken nehmen nur 500000 Bewohner an. Zuverlässiges weiß jedoch niemand darüber, genauere Zählungen sind nicht möglich. Man kann wohl sagen, daß die Kurden den Hauptteil der Bevölkerung bilden; diese aber wollen weder von den Türken noch von den Engländern regiert sein, sondern ein eigenes staatliches Leben führen, und auch unter dem Rest der Einwohner hat wohl jede der beiden rivalisierenden Mächte nur eine kleine Anhängerschaft. Wirtschaftlich ist das Antlitz des Mosulgebiets viel mehr nach Süden, nach Mesopotamien zu, als nach der Türkei oder Syrien hin gerichtet. Die kleinen Überschüsse des Landbaues und der Viehzucht, die bisher die Ausfuhr allein ausmachen, gehen auf den Flüssen, auf Flöße aus aufgeblasenen Hammelhäuten verstaut, nach Bagdad und weiter. Die Einfuhr, hauptsächlich aus Kolonialwaren, Werkzeugen, Geweben und dergleichen bestehend, hat es schwieriger, das entlegene Land zu erreichen, denn der Tigris ist oberhalb Bagdad stromaufwärts kaum befahrbar, und die Enden der Eisenbahnen (Nisibin im Norden, Kaalat Schergat und Kerkuk im Süden) sind von Mosul noch weit entfernt. Im ganzen soll die Ausfuhr nach dem Irak etwa 15, nach der Türkei und Syrien zusammen etwa 2 Mill. Rupien betragen und nur den halben Wert der Einfuhr haben. — Das alles würde sich mit einem Schlage ändern, wenn die Petroleumschätze des Mosulgebiets der Ausbeutung zugeführt würden. Sie bilden einen Teil einer großen Erdölzone, die sich längs der ganzen Südwestgrenze des armenisch-iranischen Hochlandes hinzieht und vom inneren Ende des Persischen Golfes bis ins Herz Anatoliens hinein verfolgen läßt. Ihre östliche Hälfte liegt auf persischem Staatsgebiet. Hier haben sich die Engländer die am bequemsten erreichbaren Quellen am Karunflusse schon längst gesichert und beuten sie mit aller Macht aus. An anderen Stellen Persiens sind ihnen neuerdings die Amerikaner zuvorgekommen; um so wichtiger ist ihnen nun der ungestörte und volle Besitz der reichen und bequem gelegenen Petroleumvorkommen um Kerkuk und Mosul. Gegenüber diesen Erdölschätzen treten die Bedeutung des Mosulgebiets als „Kornkammer Mesopotamiens" und seine strategische Bedeutung ganz in den Hintergrund. Gewiß, die Türkei würde im Besitze des Gebirgsvorlandes viel leichter nach Mesopotamien und auch nach Syrien oder Palästina vorbrechen können, als dies augenblicklich der Fall ist, wo sie durch hohe Gebirgszüge davon getrennt ist. Aber ist diese Gefahr wirklich so drohend? Die Türkei hat für absehbare Zeit gerade genug mit ihrem inneren Ausbau zu tun. Viel gefährlicher für den Frieden wie für England dünkt uns jedenfalls der durch den Spruch des Völkerbundes herbeigeführte Zustand, durch den sich das türkische Volk in seiner nationalen Ehre gekränkt und um seine niemals aufgegebenen Rechtsansprüche auf das Mosulgebiet betrogen sieht. M. W. G.

Zur Entscheidung des Völkerbundsrates über das von den Türken und Engländern beanspruchte Mosulgebiet: Wirtschaftliche und politische Karte Mesopotamiens und der angrenzenden Länder.

H. Häberlin,
Mitglied des schweizerischen Bundesrates, der am 17. Dezember für das Jahr 1926 zum Bundespräsidenten gewählt wurde.

Rechts nebenstehend:
Von dem durch die deutsche Kolonie in Madrid veranstalteten Abschiedsfest anläßlich des Scheidens des bisherigen deutschen Botschafters Langwerth v. Simmern: Der zum Reichskommissar für die besetzten Gebiete ernannte Botschafter (1) mit seiner Gemahlin (2) während der Feier.

Dr. jur. Helge Klaestad,
Abteilungsdirektor im norwegischen Ministerium des Auswärtigen, der zum Präsidenten des deutsch-englischen Schiedsgerichts für wirtschaftliche Streitfragen in London ernannt wurde.

Auswirkungen der jungtürkischen Reformbewegung in der neuen Türkei: Links: Eine Gruppe türkischer Frauen, von denen die Mehrzahl entgegen der bisherigen Sitte das Gesicht unverschleiert trägt, vor dem alten Parlament in Angora. Rechts: Blick in eine türkische Parlamentssitzung von heute, die völlig europäisches Gepräge zeigt.

Eine bedeutsame archäologische Entdeckung in Rom: Links: Die Basilika S. Sebastian an der Via Appia in Rom, unter der man in einer Tiefe von zehn Meter drei aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. stammende Grabkammern fand. Rechts: Blick in eines der drei Gewölbe, das als Grabkammer des M. Claudius Hermes erkannt wurde, mit seinen wohlerhaltenen Stuckdekorationen und künstlerischen Malereien. Wandinschriften lassen vermuten, daß hier bei der Christenverfolgung durch Valerian (253—260) die Gebeine der Apostel Petrus und Paulus geborgen wurden.

In Mukden, der einst verbotenen Stadt. / Von Felix Baumann.

Blick auf die von der Stadtmauer umgebene Chinesenstadt. Rechts an der Mauer der sog. „Paukenturm".

Auf einem Platz an der Chiyoda-dori in Mukden, der Hauptstadt der Mandschurei und Heimat der Ching- oder Mandschu-Dynastie, die nach 267jähriger Herrschaft im Jahre 1912 zu Fall gebracht wurde, erhebt sich ein Chukon-hi genanntes Kriegerdenkmal. Das auf einem hohen Piedestal ruhende Monument, das mit einer Inschrift des Marschalls Oyama versehen ist, haben die Japaner zu Ehren ihrer in der gewaltigen Schlacht bei Mukden gefallenen Krieger errichtet. In dem unterirdischen Gewölbe des Denkmals ruhen die Gebeine von 22848 Helden, vom Offizier bis zum gemeinen Mann.

Heute, nach dreißig Jahren, hallt die Mandschurei abermals vom Schlachtendonner wider. Und was noch vor kurzem als eine Utopie erschien, ist plötzlich zur Tatsache geworden. Der mächtige Usurpator, Marschall Chang Tso-lin, der als unumschränkter Gebieter der Mandschurei galt, ist in seinem eigenen Bau bedrängt worden, in seiner Trutzfeste Mukden. Trotz Feuer und Schwert, wodurch viel von der alten malerisch schönen Stadt zerstört wurde, ist sie doch noch ein Stück vom wirklichen „Alt-China" geblieben und ist — mitten im Herzen der Mandschurei gelegen — als Hauptstadt eines der größten Bezirke des Chinesischen Reiches und als die bedeutendste Stadt der Mandschurei mit einer Bevölkerung von etwa zweihunderttausend Seelen bekannt.

Was ein ehrlicher Feldzug gegen Chang Tso-lin schwerlich zu vollbringen vermocht hätte, ist dem in China üblichen Verrat gelungen. Einer seiner Generäle, Kuo Sung-lin, hat ihm den Dolchstoß von hinten versetzt, der schon so manche Front erschüttert hat. Doch im letzten Augenblick — wenigstens nach den bisher vorliegenden Berichten — scheinen Chang Tso-lin in der höchsten Not die Japaner als Retter gekommen zu sein, indem sie Mukden kurzerhand militärisch besetzt haben. Was nicht überraschen kann, wenn man die großen Interessen Japans an der Mandschurei, insbesondere an Mukden, das die Japaner „Hoten", die Chinesen auch „Schenyang" oder „Schengking" nennen, als Endpunkt der Peking-Mukden-Bahn, der chinesischen Staatsbahn und Ausgangspunkt der Mukden-Antung-Linie der Süd-Mandschurischen Bahn haben. Gilt doch Mukden auch als das „Leipzig des Fernen Ostens", als einer der größten Weltmärkte für Felle und Pelze, der einen sehr bedeutenden Teil der besseren Pelze für die teuren und neuesten Modekleidungen liefert.

Straße mit zahlreichen Firmenschildern in der Chinesenstadt.

Wenn man bedenkt, daß die Mandschurei einst ein „Verbotenes Land" gewesen ist — der Teil Chinas, von dem die Ausländer strengstens ausgeschlossen waren; daß besonders Mukden als die „Verbotene Stadt" bekannt war und erst der Chinesisch-Japanische Krieg von 1894/95 als Zeitpunkt des Eintritts der Mandschurei in die neuere Geschichte bezeichnet werden kann, die 1904 das gewaltige russisch-japanische Ringen im Gefolge hatte, das wiederum größtenteils in der Süd-Mandschurei ausgefochten worden ist, so kann man sich auf einer Reise durch die Mandschurei der Überzeugung nicht verschließen, daß die Entwickelung des Landes in den

Links: Das Schloß im Parke des Nord-Mausoleums. — Im Oval: Die im japanischen Viertel Mukdens gelegene Naniwara-Straße. Im Hintergrund der Hauptbahnhof. — Rechts: Das japanische Theater.

Zu den Bürgerkriegen in China: Bilder aus Mukden, das von den Japanern zur Sicherung ihrer Interessen in den Kämpfen zwischen den Chinesen besetzt wurde.

Das Auge der Welt: Bei dem großen Fernrohr auf der Plattform der Treptow-Sternwarte im Treptower Park zu Berlin, Dr. Fr. Archenhold, der Leiter der Sternwarte, gibt den Besuchern astronomische Erläuterungen.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

letzten 25 Jahren rapid gewesen ist. In erster Linie sind diese Errungenschaften der Süd-Mandschurischen Bahn zu verdanken, in deren tätigem Wirken zum größten Teil der Erfolg der japanischen Politik zu suchen ist.

Schon die von den Japanern angelegte „Neustadt" in Mukden mit den zahlreichen modernen Regierungsbauten und die nicht weit von Mukden entfernte Bergwerksstadt Fushun — die Stätte der weltbekannten Fushun-Kohlengruben — mit den Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerken größten Stils lassen die Besetzung Mukdens durch die Japaner verständlich erscheinen. Ganz abgesehen von den anderen japanischen Interessen, die sich an das als „Freizone" anzusehende Kwantung-Pachtgebiet knüpfen.

Für den Ausländer besitzt neben den in der Umgebung Mukdens liegenden Kaisergräbern die alte Chinesenstadt die größte Anziehungskraft, die, wie alle alten chinesischen Städte, von einer hohen, mit Zinnen versehenen, aus großen schwarzen Ziegelsteinen erbauten Mauer mit acht übertürmten Eingangstoren und den üblichen Stützmauern umgeben ist. Das Haupttor mit seiner dreistöckigen Pagode macht einen imposanten Eindruck. Die nach den acht Toren führenden breiten Hauptstraßen werden von schmalen Seitenstraßen und Gäßchen durchbrochen. Und Laden an Laden, die Front offen, ein Anblick, der an eine Reihe nebeneinanderstehender, mit Inhalt vollgepfropfter Schachteln erinnert, von denen die Vorderwand entfernt ist. Der Eindruck, den das Gewühl in den engen Straßen hervorruft, ist immer sehr malerisch. In der in den Gassen herrschenden eigentümlichen Dämmerung vereint sich die Farbenfülle der zahlreichen goldglänzenden Ladenschilder, der bunten Fahnen und der vielfarbigen Gewänder der wimmelnden Menschenmassen zu einer wunderbaren, künstlerisch entzückenden Harmonie. Und die Farben hinterlassen keinen grellen Eindruck, wie z. B. in den sogenannten „bunten" Ländern Asiens unter tropischer Sonne, weil sie, durch Alter, Schmutz und Dämmerlicht abgetönt, einen bläulich-silbrigen Grundton erzeugen.

Ein nimmer ruhendes Gewoge und Gedränge von Kulis, Mandschu-Frauen mit natürlichen Füßen oder Chinesinnen mit verkrüppelten „Lilienfüßen", von in geblümter Seide einherstolzierenden Kaufherren, von mongolischen Nomaden in ihrer pflaumenfarbigen Tracht und schnell dahineilenden Japanern. Und zu dem Lärmen der Menschen gesellt sich das Klopfen der Hämmer, das Rasseln der Sägen, das Kreischen der Bohrer und Maschinen. Schuhmacher, Schreiner, Polierer, Töpfer, Küfer, Draht- und Korbflechter, Glaser, Maler, Drechsler, Drucker und andere Handwerker sitzen zu Hunderten in ihren Straßen — arbeiten, verkaufen, schwitzen, essen und trinken.

Im Herzen der Chinesenstadt befinden sich die mit einer besonderen Mauer umgebenen Kaiserpaläste, von denen der Wensoko eine aus 6732 Bücherschränken bestehende Bibliothek enthält. Die unermeßlichen Schätze der kaiserlichen Vorfahren sind im Jahre 1914 nach Peking übergeführt worden.

Wie sich die politische Lage in China gestalten wird, ist bei der sphinxartigen Mentalität der Chinesen schwer vorauszusagen. Als General Sun Chuang-fang Ende Oktober an der Spitze der vereinigten Truppen von Chekiang, Fukien, Kiangsu, Anhiu und Kiangsi in so überraschender Weise gegen Chang Tso-lin zu Felde zog, bis Nanking vordrang, über den Jangtse setzte, den bedeutenden Ort Peng-pu in Anhwei einnahm und die Mukdentruppen nach Norden trieb, gab es vier Militärparteien in China: die Mukden-Partei, in der neben Chang Tso-lin die Generäle Li Ching-lin (Chili), Chang Chung-chang (Schantung) und Yang Yu-ting (Kiangsu) führende Leute waren; die Kuominchun (nationale Armee) unter dem „christlichen General" Feng Yu-shiang und den Generälen Yao Wei-chun und Sun Yueh; die Chili-Partei mit Wu Pei-fu und dem Antagonisten Changs, General Sun Chuan-fang, sowie die südliche Gruppe General Chen Chiungmings, der die Rote Armee Kantons angegliedert ist.

Inzwischen hat es Kampf auf Kampf gegeben; die Zollkonferenz soll weiter „tagen", und alle militärischen Machthaber sind angeblich nur auf die „Wiederherstellung des Friedens" bedacht. Wer wird als „Champion" aus diesem echt chinesischen Tohuwabohu hervorgehen? Der Japanerfreund und Bolschewistenfeind Marschall Chang, der als Bolschewistenfreund bekannte „christliche" General Feng, der dem Amerikaner Gailey einmal erklärt hat, daß er erst nach der zweiten Hälfte seines Lebens zum Seelsorger gestempelt worden sei und die christliche Lehre nicht verstehe, oder der „alte General" Wu Pei-fu, dessen Rückkehr nach seinem Schlupfwinkel Lo-yang in der chinesischen Presse als „Rückkehr Napoleons von Elba" bezeichnet wurde?

Die Wege der Chinesen sind wunderbar, aber in der Mandschurei haben die Japaner ein Wort mitzureden; also scheint Marschall Chang den mandschurischen Boden unter den Füßen noch nicht verloren zu haben.

Die altattische Frauenstatue im Berliner Museum.

Von Kustos Dr. Karl Anton Neugebauer.

Der Boden der klassischen Länder scheint noch lange nicht alle Kostbarkeiten wiedergegeben zu haben, die er seit Jahrhunderten und Jahrtausenden umhüllt. Nicht nur die öffentlichen Ausgrabungen führen alljährlich vor Augen, wie viele Schätze es noch zu heben gilt, sondern immer wieder tauchen auch im Handel antike Meisterwerke auf, deren Fundorte zwar nicht angegeben zu werden pflegen, über deren Bedeutung bei Sachkundigen aber kein Zweifel bestehen kann. So ist die Antikenabteilung der Staatlichen Museen zu Berlin dank der monatelangen Bemühungen ihrer beiden Direktoren, der Herren Geheimrat Wiegand und Professor Zahn, sowie der einsichtsvollen Hilfe zahlreicher amtlicher und privater Stellen vor kurzem aus dem Kunsthandel in den Besitz einer Frauenstatue gelangt, die unter den erhaltenen Antiken nicht nur eine hervorragende, sondern in mancher Hinsicht eine bisher sogar einzigartige Stellung einnimmt.

Altattische Frauenstatue,

die kostbare Erwerbung griechischer Plastik durch die Antikenabteilung der Staatlichen Museen zu Berlin.

Das rund 2 m hohe Bildwerk ist aus einem Blocke des Marmors vom Hymettos, südöstlich Athens, gearbeitet, aus einem Stein, dessen Brüche nur eine Zeitlang im 6. Jahrhundert v. Chr. attischen Bildhauern den Werkstoff lieferten. Das Antlitz scheint von einem Vorbesitzer etwas unvorsichtig von dem sonst noch an vielen Stellen dem Marmor anhaftenden Kalksinter gereinigt worden zu sein; zwar nicht die Oberfläche des Steins, vielleicht aber Farbspuren in den Augen und an den Lippen sind diesem Verfahren zum Opfer gefallen. Den Gesamteindruck einer geradezu wunderbaren Erhaltung schwächt diese Tatsache nicht ab. Fehlt doch kaum etwas an den Zehen, nichts an den Fingerspitzen, nichts an Lippen und Nase. Von dem Kopfaufsatz bis zur Oberfläche der einst in eine Basis eingelassenen Plinthe herab läßt sich der großartig ruhige, echt monumentale Umriß der Gestalt ungestört verfolgen. Nur in den archaischen Koren aus dem Perserschutt auf der Akropolis zu Athen findet die Erhaltung der Bemalung ihresgleichen. Doch sind die hellen Chitone jener stilistisch etwas jüngeren Gestalten nur mit einzelnen Mustern verziert. An unserer Statue indessen ist das gegürtete Untergewand rot bis auf einen senkrechten Mittelstreif mit verschiedenfarbigem Mäander und auf die entsprechende Halsborte, deren Ornamentlinien in Gravierung umrissen sind; rot sind auch die Sandalen, der Granatapfel in der Rechten und beide Ornamentstreifen der Krone, ein Mäander mit wiederum gravierten Umrissen unter einer Reihe von Lotosblüten und -knospen. Der auf den Schultern aufliegende Mantel war einheitlich ockergelb, in gleicher Weise, als blond bezeichnet, das Haar. Eine leichte Tönung an den nackten Teilen durch Einreiben mit Wachs mag einst den allzu grellen Unterschied zwischen der weißen Naturfarbe des Marmors und den bemalten Flächen gemildert haben. Heute vollendet die gelbe Patina des eisenhaltigen Steins die einheitliche Wirkung einer warmen Farbigkeit.

Nichts Unbestimmtes, mystisch Geheimnisvolles ist an diesem Kunstwerk; jede Einzelheit spricht sich deutlich und kraftvoll aus. Hoch aufgerichtet und straff steht ein breitschulteriges junges Weib da. Kraftvoll streben die Gewandfalten empor; um so bestimmter wirkt ihre Unterbrechung durch die nach vorn genommenen Unterarme. Mit betonter Deutlichkeit hält die Rechte einen Granatapfel; die Linke vor der Brust schiebt den Daumen unter den Mantel, um wiederum die Ruhehaltung deutlich zu betonen. Verschiedene Schmuckstücke gehören zu der wirkungsvollen Ausstattung einer vornehmen Tracht. Im Gesicht wird das Lächeln des Mundes durch allzu seitliche Ausdehnung der Schräge über der Oberlippe übertrieben, die sehr großen, vortretenden Augen entsprechen einem uns bereits von Homer her bekannten Schönheitsideal. Die sorgfältige Haartracht wird erst bei Betrachtung der Nebenansichten ganz klar.

In vielen Einzelheiten läßt sich das Meisterwerk dem Entwicklungszuge der attischen Kunst einfügen. Zwischen 570 und 550 v. Chr. muß es entstanden sein. Der Künstler gehörte sicherlich zu den Meistern seiner Zeit. Hoheit und wahre plastische Monumentalität verbinden sich in seinem Werke mit den ungewöhnlichen Feinheiten einer liebevollen Einzelarbeit. Eine Deutung der Statue ist unmöglich, solange der Fundort nicht bekannt ist, denn mit dem Granatapfel kann sowohl eine Gottheit der Unterwelt als auch ein sterbliches Mädchen am Grabe dargestellt sein. In beiden Fällen ist die Schöpfung aus kultlichem Bedürfnis heraus geschaffen, und kein empfänglicher Betrachter wird sich auch heute dem Eindruck entziehen, vor einem von tiefer Religiosität erfüllten Bildwerke zu stehen. Nur spärlich waren bisher die Reste attischer Marmorplastik aus jener Zeit. In diese Lücke tritt die Neuerwerbung der Berliner Museen als ein künstlerisches und kulturelles Denkmal von unvergänglicher Bedeutung.

Der russische Tänzer Georg Wolodin beim Tanze eines griechischen Bogenschützen.
Nach einer Rötelzeichnung von Arthur Grunenberg.

Im Nordseenebel: Fischerflottille auf der Doggerbank.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Hans Schubert.

DAS LEBEN SPIELT SONDERBAR

EINE SILVESTERGESCHICHTE VON FR. W. VON OESTEREN

Bei aller Hochschätzung deines Könnens und aller persönlichen Freundschaft — wie du so einen Kitsch schreiben und drucken lassen konntest, begreife ich nicht. Nimm mir's nicht übel, Gerald!"

Der Schriftsteller Gerald Wilburn war von dem Kapitel des Memoirenwerkes, das er eben las, mit allen Sinnen so sehr gefesselt, daß die wenig schmeichelhafte Äußerung fast völlig an ihm vorüberglitt. Nur sein Name und das Wort „Kitsch" waren ihm klanghaft zu Bewußtsein gekommen. Er blickte zu William Harley hinüber. „Von welchem Kitsch sprichst du?"

„Von deinem Beitrag in den ‚Monthly Tales', von dieser Novelle ‚Das Leben spielt sonderbar'. Schon der Titel, Gerald — du weißt, ich spreche als Freund immer offen mit dir — schon der Titel ist deiner nicht würdig."

„So? Und warum, William?" fragte Wilburn, ohne irgendwie Unmut oder Kränkung in Mienen und Stimme zu äußern, schob langsam ein Lesezeichen in das Buch, das er zuklappte und auf seinen Schreibtisch legte, und lehnte sich rauchend im Sitz zurück. „Du weißt, ich liebe es, wenn ich ungeschminkt Eindrücke und Urteile meiner Leser erfahre", fügte er hinzu.

Harley nickte. „Auch das schätze ich an dir. Also der Titel! Siehst du, Gerald, der schmeckt schon nach Entschuldigung des Inhalts, klingt sofort nach einem Vorbeugen, wenn die Unwahrscheinlichkeiten auffallen und der Leser sich denkt: ausgerechnet dort, ausgerechnet dann, ausgerechnet ihr muß er begegnen! Das ist doch Kitsch, den du da schreibst!"

Wilburn lächelte. „Ich schreibe ihn? Nein, mein Lieber, das Leben schreibt Kitsch. Du mußt das Leben verantwortlich machen, nicht mich."

„Das ist eure beliebte faule Ausrede, ihr Herren Schriftsteller", widersprach der Freund. „Es stimmt nicht."

„Es stimmt doch!" beharrte Wilburn. „Zum Beispiel gerade dieses Memoirenbuch ist ein schlagender Beweis. Es besteht die Möglichkeit, alle Angaben der Verfasserin authentisch nachzuprüfen. Zum Teil bin ich sogar über ihr Leben orientiert. Ein abenteuerliches Leben, aus einer ganzen Kette der seltsamsten Zusammentreffen und merkwürdigsten Zufälle zusammengesetzt. Ein Kitsch, wie das Leben ihn nicht toller schreiben kann, William."

Harley schüttelte mit einem spöttisch ungläubigen Lächeln den Kopf. „Komisch, daß solche Dinge anderen begegnen und nie einem selbst! Ich würde erst daran glauben, wenn ich selbst so etwas erlebe."

Der Schriftsteller blieb eine Weile stumm und sann in die Rauchwolken hinein. „Das würde ich an deiner Stelle nicht schlankweg behaupten", meinte er dann. „Eine Liebe, die echt und tief aussieht und ein künftiges festes Eheglück zu verheißen scheint, eine geplante Verlobung über kurz oder lang, ein Bruch in einer Silvesternacht wegen eines Mistelzweiges — darin steckt schon ein Stück Kitsch."

Harley fuhr empört auf: „Kitsch? Erlaube, solch eine ernsthafte — ich kann wohl sagen: solch eine bitter tragische Lebenserfahrung Kitsch zu nennen, ist stark. Das muß ich entschieden ablehnen."

Der andere bewahrte seine Ruhe. „Du hast recht, William. Ich hätte nicht daranrühren, nicht persönlich werden sollen. Entschuldige!"

Eine Zeitlang lastete Schweigen. Dann erhob sich Harley. „Ich gehe jetzt. Auf Wiedersehen, Gerald!" Seine Stimme klang etwas heiser.

„Auf bald, William!"

Sie tauschten einen Händedruck.

An der Tür des Zimmers blieb Harley zögernd stehen. „Daß Mary seit einem Jahr geschieden ist, weißt du? Nicht wahr?" sagte er.

„Gewiß. Warum fragst du?"

„Ich habe gehört, sie lebt seit einem halben Jahr wieder hier", erzählte Harley. „Komisch, daß ich ihr nie begegnet bin! Nicht wahr?"

„Mein Gott, in einer Millionenstadt!" meinte Wilburn.

„Du hast recht, Gerald. Auf Wiedersehen!" —

Tags darauf trat William Harley in einen Buchladen. „Haben Sie —?" wandte er sich an den Verkäufer, brach ab, fuhr zusammen. Sein Blick war auf die hübsche, feinzügige junge Dame gefallen, die in seiner Nähe vor dem Ladentisch stand. Mary! Bei Gott, Mary! Etwas verlegen und unbeholfen grüßte er. Ein von Röte überflammtes Gesichtchen nickte ihm einen zurückhaltenden Dank zu. Harley mußte daran denken, daß er erst gestern mit Wilburn über Mary gesprochen, und was er gesagt hatte. Und heute begegnete er ihr nun. Die Frage des Verkäufers: „Bitte, was wünschen Sie?" überhörte er, in seine Gedanken verstrickt, die, auf das gestrige Gespräch zurückgreifend, ihn dahin führten, sich zu sagen: Diese Begegnung ist Kitsch. Fast hätte er das letzte Wort laut gesprochen, biß sich jedoch noch rasch auf die Lippen. Mary verließ mit ihrem Einkauf den Laden.

Ein eigentümliches Schamgefühl, das ihm selbst läppisch erschien, hielt Harley in den nächsten Tagen ab, seinen Freund Wilburn aufzusuchen. Ihm war das Wiedertreffen Marys nicht Kitsch, sondern wurde ihm mehr und mehr zur Herzenssache. Immer stärker fühlte er es, daß er Mary noch liebte, vielleicht mehr denn je — trotz allem.

Eine Woche später traf er auf der Straße mit Wilburn zusammen.

„Nun, William? Wo steckst du?" sprach dieser ihn an. „Man sieht dich nicht, du läßt nichts von dir hören. Was treibst du?"

„Nichts Sonderliches", entgegnete Harley leichthin. „Ich mache Weihnachtseinkäufe."

„Schon? Gehen wir ein Stück zusammen!"

„Gern, Gerald."

Nach kaum hundert Schritten begegneten die Freunde Mary Leeford, der geschiedenen Lady Rundale. Sie querte, aus dem Wagen steigend, gerade vor ihnen den Fußsteig. Sie grüßten beide, und sie dankte.

„Nun bist du ihr also doch begegnet!" meinte der Schriftsteller.

Die Mienen des Freundes verrieten Erregung. „Schon das zweite Mal seit einer Woche. Ich bitte dich, Gerald, sprich nicht darüber!"

Wilburn zuckte mit einem leichten Lächeln die Achseln und schwieg. Wortlos gingen sie nebeneinander.

„Wollen wir den Abend gemeinsam verbringen? fragte Wilburn endlich.

„Heute nicht", wehrte Harley ab. „Ich habe einen Logenplatz für die Oper."

„Allein?"

Der Gefragte warf dem Freund einen verständnislosen Blick zu. „Du denkst wohl, ich habe mit Lady Rundale schon gesprochen und verkehre wieder mit ihr?" stieß er heiser hervor. „Das erlebst du nicht."

„Weiß Gott, ich habe an diese Dame nicht gedacht", entgegnete der Schriftsteller. „Wie kommst du darauf?"

„Ich dachte", erklärte der andere unsicher und ärgerte sich über den Selbstverrat seines Herzens.

„Rufe mich morgen an! Wir können dann für den Abend etwas verabreden", schlug Wilburn vor.

„Gut. Ich rufe an", stimmte Harley zu. — —

Als William Harley mit geringer Verspätung an diesem Abend die Loge betrat, prallte er zurück und hatte eine Regung, rasch wieder zu gehen. Aber er gewahrte, daß Mary ihn trotz dem Halbdunkel bereits erblickt und erkannt hatte, und blieb, um nicht lächerlich zu erscheinen. So ein Kitsch! dachte er und hörte doch sein Herz lauter schlagen, als er seinen Platz einnahm, den Platz hinter dem ihren. In der Pause, als es licht wurde, grüßte er mit einer tadellosen Verneigung.

Lady Rundale dankte und reichte, einer inneren Notwendigkeit folgend, ihm die Hand. „Wie geht es Ihnen, Sir Harley?"

„Wie geht es Ihnen, Lady Rundale? Ich bin glücklich, Sie wiederzusehen", entgegnete er und log nicht einmal.

Über ihre reizvollen Züge huschte ein Lächeln. „Ist es nicht seltsam, daß man ein halbes Jahr am gleichen Ort lebt, ohne einander zu begegnen, und dann fast täglich einander trifft? Wie nennen Sie das, Sir Harley? Zufall?"

„Vielleicht Bestimmung, Lady Rundale", sagte er ernst. „Heute sehe ich Sie schon zum zweitenmal."

„Und das ist Ihnen wohl zu viel Glück auf einmal?" Es war unverkennbar als Scherzwort gemeint, klang aber nicht ganz echt.

Der Ernst seiner Mienen vertiefte sich. „Ich denke, unsere Erinnerungen erlauben keinen solchen Scherz, Lady Rundale. Ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich mir diese Bemerkung erlaubt habe."

Nun überschattete auch ihre Züge Ernst. „Unsere Erinnerungen?" Das kam fast bitter von ihren Lippen. Rasch fügte sie hinzu: „Sie haben recht. Aber ich habe lernen müssen, über vieles im Leben zu scherzen, um es nicht zu ernst zu nehmen und es überhaupt ertragen zu können."

Sie schwiegen.

„Lady Rundale, wollen wir nicht, da uns der —?" Er stockte und fuhr fort: „Da unser Schicksal diese Begegnung herbeigeführt hat, wollen wir sie nicht zu einem ernsten Gespräch benutzen?"

Sie sah ihn zurückhaltend, vielleicht auch verletzt an. „Hier, Sir Harley?"

„Nein. Wollen Sie mir keine andere Möglichkeit schenken?"

Sie zögerte und sann vor sich hin. Zwei kleine Falten traten auf ihre Stirn. „Wozu?" meinte sie gepreßt. „Es gibt Erinnerungen, an die man besser nicht rührt. Wozu also?"

Da legte es sich wie ein kalter Reif um Harleys Herz. „Sie haben recht. Wozu?" sagte er rauh. „Bitte, verzeihen Sie mein törichtes Ansinnen!"

Es wurde dunkel. Der Vorhang hob sich.

Als Mary nach Schluß des zweiten Aktes sich wandte, um ihre schroffe Ablehnung gutzumachen, war Harley aus der Loge verschwunden.

Am nächsten Tag rief Harley seinen Freund an. „Gerald, liegt dir sehr viel daran, gerade den heutigen Abend mit mir zu verbringen?"

„Eine komische Frage, William. Ich denke, Freunde nehmen jede Gelegenheit wahr, wenn sie nichts Besseres zu tun haben", tönte es zurück.

„Sei nicht böse, Gerald", bat Harley. „Besseres wüßte ich gewiß nicht zu tun. Aber ich bin heute in sehr übler Stimmung."

„Warum? Ist dir etwas begegnet?" forschte der Schriftsteller.

Der andere zögerte. „Ja", bekannte er endlich. „Und das Etwas war Mary. Gestern abend in der Oper."

„Oho! Weißt du, William, diese Begegnungen, die sich plötzlich häufen, sehen schon bald nicht mehr nach Zufall aus, sondern nach —"

„Kitsch", fiel Harley dem Freund bitter ins Wort. „Ich rufe morgen wieder an. Auf Wiedersehen!" Er hängte den Hörer an.

Kaum fünf Minuten später wurde er selbst angerufen. Aber er war nicht mehr daheim.

„Missis Leeford hat angerufen", meldete sein Diener, als er zurückkehrte.

Harley zuckte zusammen. Mary selbst? Oder ihre Tante Jane? „Und?" würgte er hervor.

„Sie erwartet einen Anruf. Die Nummer habe ich auf dem Block notiert."

Richtig, die Nummer der Tante. Es währte geraume Zeit und kostete einen harten Kampf, ehe Harley sich zum Anruf entschloß.

„Wollen Sie mir morgen abend das Vergnügen machen, Sir Harley? Punkt acht Uhr?" fragte Frau Leeford. „Meine Nichte, Lady Rundale, die bei mir wohnt, bis sie die Stadt wieder verläßt, bat mich, Ihnen zu sagen, daß es ihr lieb wäre, nach dem zu kurzen Gespräch in der Oper nochmals mit Ihnen zu sprechen, ehe sie verreist."

Harley kämpfte mit sich, nahm aber doch die Einladung an.

„Verzeih, Gerald! Ich muß auch für heute dir absagen", erklärte er tags darauf seinem Freund, als er diesen anrief.

„Wieder der Stimmung wegen?" erkundigte sich Wilburn.

„Nein, ich habe eine Einladung angenommen."

Ein Lachen tönte durch den Fernsprecher. „Ich auch. Ich bin dir also nicht böse, sondern eher dankbar." —

Harley war bitter enttäuscht, als er bei Frau Leeford etwa zwei Dutzend Menschen sah. Ein drittes Dutzend kam hinzu, darunter Wilburn. Beim Anblick seines Freundes stieg Harley die Röte in die Wangen.

Der Schriftsteller aber scheuchte mit gewohntem Takt die Verlegenheit des Freundes hinweg, indem er sich mit der Bemerkung begnügte: „Ich bin glücklich, daß wir doch noch den Abend gemeinsam verleben."

Harley und Mary sprachen an diesem Abend wohl öfters miteinander, mieden aber sorgfältig jedes Wort gemeinsamer Erinnerungen. Hingegen erzählten sie einander einiges von ihren Erlebnissen der letzten drei fern voneinander verbrachten Jahre.

„Verbringen Sie die Weihnachtstage hier in der Stadt, Lady Rundale?" erkundigte sich Harley im Laufe des Abends.

„Nein," entgegnete sie, „ich verreise übermorgen mit meiner Tante."

Er hatte das Gefühl, als krampfe sich sein Herz zusammen. „Entschuldigen Sie eine Frage! Darf ich?" preßte er nach einer Weile hervor. „Für immer?"

„Nein, am neunundzwanzigsten sind wir wieder hier. Am sechsten Januar fahre ich dann für zwei Monate nach dem Süden", gab sie Bescheid.

„Sie sind zu Silvester also hier?" fragte Harley. Seine Stimme zitterte, in seinen Augen stand ein seltsamer Blick.

Beides entging ihr nicht. Röte stieg ihr in die Wangen. „Ja, Sir Harley", brachte sie mühsam hervor, und über ihre Züge glitt ein Schatten.

„Sir Harley!" Frau Leeford trat hinzu.

„Bitte, Missis Leeford?"

„Wenn Sie zu Silvester nichts Besseres vorhaben, so machen Sie mir das Vergnügen", forderte Marys Tante ihn auf.

Sein Auge suchte Mary, traf jedoch deren Blick nicht.

„Entschuldigen Sie, ich glaube, ich wurde gerufen", sagte die junge Frau hastig und eilte davon.

Da schlug Harleys Herz laut und froh. Daß Mary nicht irgendein gleichgültiges Höflichkeitswort gesprochen hatte, sondern ausgewichen war, machte ihn glücklich.

„Ich nehme Ihre gütige Einladung mit großem Dank an, Missis Leeford", sagte er.

Wilburn zog Lady Rundale kurz darauf ins Gespräch. „Lady Rundale, können Sie in Menschenherzen lesen?" fragte er leise.

Sie sah ihn erstaunt an. „Was soll Ihre Frage, Wilburn?"

„Lesen Sie in Harleys Herz! Es lohnt mehr, als in meinen ganzen Werken zu lesen. Gute Nacht!" sagte er und verabschiedete sich.

„William, du ahnst nicht, wieviel Kopfzerbrechen du mir in der letzten Zeit bereitest hast", begann der Schriftsteller auf der Straße.

„Ich? Warum?" fragte Harley erstaunt.

„Weil — Gib mir dein Ehrenwort, mir zuzuhören, bis ich dir sage, daß du sprechen darfst", forderte der andere ihn auf.

Harley gab achselzuckend sein Wort.

„Ich habe mir einen Silvesterabend vergegenwärtigt", begann Wilburn. „Ich will nämlich eine neue Kitschgeschichte schreiben. Da kommt ein reizendes junges Mädchen vor. Natürlich auch ein noch von Weihnachten am Lüster hangender Mistelzweig. Natürlich auch mehrere Herren. Das sind die Personen der Kitschgeschichte. Die junge Dame geht unter dem Lüster hinweg. Ehe sie unter dem gefährlichen Zweig durch ist, ist schon ein junger Herr heran. Lächelnd läßt sie sich in aller Gleichgültigkeit und Liebenswürdigkeit küssen. Es widerfährt ihr ohne ihr Wollen ein zweites Mal, unter den Mistelzweig zu geraten. Ein anderer junger Herr stürmt auf sie zu, um sie zu umarmen. Da wird sie flammend rot, wehrt voll Heftigkeit jede Berührung ab, hat Tränen in den Augen, flieht aus dem Zimmer. Der junge Herr steht verdutzt da, beißt sich auf die Lippen, wendet sich, geht aus dem Hause, verläßt die Stadt und reist ein halbes Jahr oder länger durch die Welt. Daraufhin —"

„Warum erzählst du mir Marys und meine Geschichte?" fiel Harley dem Freund heftig und finster ins Wort.

„William, ich habe dir noch nicht gesagt, daß du sprechen darfst!" mahnte der Schriftsteller.

„Solche Dinge haben natürlich ihre Ursachen", fuhr er fort. „Weiß Gott, oft liegen Gründe auf der Hand, richtiger, auf der Oberfläche der Psyche, und man ist blind und sieht sie nicht. Denke dir, William, ich bin mir erst unlängst darüber klar geworden, wo ich in meiner kitschigen Geschichte das psychologische Motiv dieser kleinen Begebenheit zu suchen habe. Interessiert es dich? Du darfst sprechen."

„Nun?" stieß Harley kurz und rauh hervor und doch voll zitternder Erregung.

„Von dem, den sie liebte, wollte sich das Mädchen nicht öffentlich küssen lassen. Das verbot ihr ihre keusche Liebe. — Du, William, ich bin müde. Ich nehme hier einen Wagen. Fährst du mit?"

„Nein. Ich gehe", lehnte Harley ab. Seine Stimme klang ganz heiser. „Gute Nacht, Gerald!"

„Schlafe gut, William!"

Harleys Händedruck war lang und warm. — — —

Am Silvesterabend hing an einem der Kronleuchter in Frau Leefords Heim ein Mistelzweig. Und Lady Mary Rundale tanzte mit Sir William Harley. Da steuerte dieser seine Tänzerin unter den Kronleuchter und machte dort halt.

„Wir stehen unter dem Mistelzweig, Lady Rundale", sagte er.

Der jungen Frau schoß Glut in die Wangen. Fast angstvoll blickte sie ihn an und trachtete, sich ihm zu entwinden.

Er aber hielt sie fest. „Mary, ich war solch ein Tor. Fürchten Sie nicht, daß ich es zum zweitenmal bin! Sie haben mir so wundervoll gezeigt, wie Sie fühlen, und ich habe es nicht verstanden. Mary, können Sie mir verzeihen und drei Jahre vergessen?"

Da traf ihn in feuchtem Schimmer ein strahlender Blick voll Liebe. „Ich kann und will so gern, William", sagte sie innig.

Wieder verließen die Freunde gemeinsam das Haus. Wilburn nahm den Arm des Verlobten der Lady Mary Rundale, dessen Mienen Glück durchleuchtete.

„Du, William, es ist haarsträubend, was für einen Kitsch du meiner Feder lieferst", meinte der Schriftsteller.

AM NEUJAHRSTAG

VON ERNST SMITHANDERS

Bei allen Völkern finden wir schon frühzeitig den ersten Tag des Jahres als einen festlichen und allgemein zu feiernden ausgeprägt. Schon die alten Ägypter, das älteste Kulturvolk, kannten Neujahrswünsche. Sie wurden zusammen mit kleinen Geschenken übermittelt. Ausgrabungen und Inschriften zeigen, daß gewöhnlich kleine, mit wohlriechenden Spezereien gefüllte Fläschchen zu dieser Aufmerksamkeit dienten. Wie man sich heute Neujahrskarten schickt, so mögen damals Angehörige vornehmer ägyptischer Stände sich solche Parfümfläschchen gegenseitig beim Jahresbeginn übermittelt haben. Die alttestamentlichen Israeliten verkündeten den Neujahrstag durch Trompeten- und Posaunenschall, weshalb er auch „Sabbat des Blasens" genannt wurde. Die alten Perser beschenkten sich beim Fest der Jahreswende mit Eiern, als dem Symbol des neuen, keimenden Lebens.

Sehr ausgelassen ging es bei Jahresanbruch im klassischen Rom her. An diesem Tage wurde dem Gotte Janus geopfert, nach dem der ganze Monat benannt wurde. Auf den Straßen rief man sich entgegen: „Prospera lux oritur!" (Der glückbringende Tag bricht an.) Das Volk war um so fröhlicher, als eben die Zeit der Saturnalien vorüber war, die, in die kürzesten und lichtärmsten Tage fallend, von der allgemeinen Anschauung für wenig glückbringend gehalten wurden. Das neue Jahr hingegen rief die freudigsten Vorstellungen wach, mit gegenseitigen Besuchen, festlichen Mahlzeiten und Austausch von Geschenken beging man den Tag, ein Brauch, der schon zur Zeit Romulus', des Gründers Roms, also im grauesten Altertum, üblich war. Damals bestanden die Geschenke in Lorbeerzweigen, an deren Stelle später Feigen, Datteln, Honig und andere Süßigkeiten traten. Und als die altrömische Einfachheit allmählich immer größerem Luxus Platz machen mußte, wurden goldene und silberne Prunkvasen, schöne Kleider, prächtige Lampen, Münzen und Medaillen zum Präsent gemacht. Mit diesen Geschenken, wie sie die Patrizier von ihren Untergebenen, die Priester von ihren Pfleglingen und selbst die mächtigen Kaiser von hohen Würdenträgern und zahllosen Schmeichlern erhielten, verband man „die besten Wünsche zum neuen Jahre", hoffend mit des Dichters Ovid Worten, „daß die begonnene Bahn ende das süßeste Jahr". Man brachte auch wohl den Glückwunsch inschriftlich auf den Geschenken selbst an.

Besondere Erwähnung verdient das chinesische Neujahrsfest. Ebenso lang wie der chinesische Zopf, ist auch diese Feier. Sie währt vier Tage, orthodox begangen sogar zehn Tage, von denen die ersten sechs in buddhistischem Sinne Festtage zu Ehren verschiedener Haustiere und nur die letzten vier den Menschen zuliebe eingesetzt sind. In Altchina sind damit religiöse Schauspiele verbunden. Auf asiatischem Boden treiben die Chinesen eine große Pulververschwendung und machen soviel Lärm wie möglich, auch mit Schellen und Trommeln, um die bösen Geister zu verjagen. Am siebenten Tage ist es Gesetz, in ganz neuer Kleidung zu erscheinen. Nur wer an diesem Tage nichts Altes trägt, darf auf ein glückliches Jahr rechnen. Da es dabei ganz gleichgültig ist, auf welche Weise der Anzug erworben ist, soll die Furcht, im Verlauf des Jahres in unberechenbares Elend zu verfallen, die Leute sogar zum Diebstahl verleiten. Der wichtigste Brauch aber besteht in einer mehrere Tage dauernden Schmauserei. Während der ganzen Feier folgt ein üppiges Mahl dem andern.

Für den Japaner ist Neujahr das größte Fest. Am 1. Januar und an den darauffolgenden Tagen sieht man auf den Straßen Jinrikschas, in denen festlich gekleidete Damen und Herren sitzen, die letzteren entweder in japanische Gewänder gekleidet mit wappengeschmücktem schwarzen Überwurf oder in Frack und Zylinder bzw. Galauniform. Die Damen machen ihre Besuche meistens erst vom 3. Januar ab. Die Insassen der Gefährte fahren zu Freunden und Bekannten, um dort kurze Neujahrsbesuche abzustatten oder ihre Karte abzugeben. Dem Gratulanten wird gewürzter süßer Reiswein angeboten. Am Neujahrstage stehen die Häuser im Flaggenschmuck, die Tore verschönen zu beiden Seiten eingegrabene Kiefern und Bambuszweige, alles Sinnbilder des Glücks. Der Querbalken des Haustores ist ebenfalls mit Grün geschmückt; in der Mitte sieht man eine Orange oder einen Hummerkrebs, der als Symbol eines langen Lebens angesehen wird. Bei allen Behörden werden Neujahrsfeiern abgehalten. Die Geschäfte feiern tagsüber, um am Abend eine „Wiedereröffnung" folgen zu lassen. Jeder Käufer erhält ein Geschenk. Nach dem japanischen Volksglauben ist es zu vermeiden, sich am Neujahrstage zu erzürnen, da man sonst das ganze Jahr hindurch nichts als Schlimmes erfahren würde. Der letzte Tag im Jahr ist in der Regel ein äußerst kritischer Tag für den Japaner, da alle Schuld in bar beglichen werden muß.

Früher hielt man auch in Nordamerika darauf, allen Familien, in denen man verkehrte, Neujahrsbesuche zu machen. Heute ist diese Sitte nicht mehr allgemein. Man schickt sich häufig sehr kunstvoll ausgestattete Neujahrskarten und feiert das Fest in der Familie, unter Hinzuziehung von Freunden. Draußen ist es verhältnismäßig still. Der übliche Radau um 12 Uhr beschränkt sich in der Regel auf das Läuten der Glocken und das Pfeifen der Dampfkessel in den Fabriken, die die Sirenen und das dumpfe Heulen der Nebelhörner auf den Dampfschiffen im Hafen zu übertönen suchen. Dazwischen krachen Kanonenschüsse von den Kriegsschiffen und Hafenforts, in die sich das Geknatter aus Büchsen und Revolvern und das Tuten der Jugend auf sog. Fischhörnern in den Straßen mischt — eine schauerliche Musik! Eine Viertelstunde dauert der Höllenlärm, dann verschwindet der tolle Spuk wie auf Befehl, und alles ist ruhig. Auch in den Familien währt die Silvesterausgelassenheit nicht so lange wie in Europa. Überhaupt feiern vornehmlich Bindestrich-Amerikaner Silvester. Die hauptsächlichste offizielle Feier in Washington ist der Neujahrsempfang im „Weißen Hause", dem Wohnsitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Zur Feier wird die Musikkapelle des Marinekorps in ihrer glänzenden Uniform in der Vorhalle aufgestellt. Gewöhnlich dauert der Empfang vier Stunden. Er wird durch die Kabinettsmitglieder und das diplomatische Korps eröffnet. Diesen folgen die Mitglieder des Obersten Bundesgerichts, die Senatoren und Kongreßrepräsentanten, die Offiziere des Heeres und der Flotte und die höheren Beamten. Um 1 Uhr nachmittags hat das Volk Zutritt zu dem „König im Frack". In langen Reihen, ohne Unterschied des Ranges, Standes, Geschlechts und der Hautfarbe, bewegen sich die Bürger und Bürgerinnen durch die Säle an ihrem Präsidenten vorbei.

Der Glanz der Neujahrsfeier im alten Rom lebt eigentlich nur noch in Frankreich. Hier ist das Neujahrsgeschenk, hauptsächlich in der altüberlieferten Form der Bonbonniere, allgemein üblich.

Die Neujahrspräsente sind in Deutschland längst zu Weihnachtsgeschenken geworden. Vereinzelt findet man beide zusammen. So gibt man in Westfalen teilweise noch ein „Neujahrsmänneken".

In Spanien gratuliert man schriftlich und mündlich überall bis zum 6. Januar, und in Madrid findet auf dem großen Platz der Puerta del Sol eine allgemeine Gratulationsfeier statt. Dabei werden von zahllosen Verkäufern die Neujahrstrauben angepriesen, die die eigenartigste spanische Neujahrssitte darstellen. Erwartungsvoll nimmt jeder zwölf Traubenbeeren in die Hand. Mit jedem Glockenschlag wird eine geschluckt. Wer sich bei dieser merkwürdigen Zeremonie verschluckt, dabei hustet und prustet, hat im ganzen Jahr kein Glück. Aber wer sie glatt und ruhig herunterschlingt, der darf mit gutem Mut in die Zukunft blicken.

Zu Neujahr wird in Griechenland besonders das Fest der Wasserweihe gefeiert. An manchen Orten wirft der Geistliche ein silbernes Kreuz ins Meer, und abgehärtete Jünglinge schwimmen in dem kalten Wasser nach dem heiligen Symbol. Wer das auf den Wellen treibende Kreuz zuerst ergreift und an seine Lippen drückt, gewinnt damit besonderes Glück.

Oft hat die Jahreswende im Leben eines Volkes eine entscheidende Rolle gespielt. So gibt es in der jungen russischen Vergangenheit einen Neujahrsbeginn, den unser Nachbarvolk wie eine Art unheilvolle Weissagung wohl immer im Gedächtnis behalten wird. In Rußland hat man von jeher die hohen Feste ebenso mit prunkvollen Bräuchen und Zeremonien wie in toller Ausgelassenheit gefeiert. Die glänzendsten und prunkvollsten Feste am Zarenhofe waren die, mit denen das neue Jahr im Winterpalais an der Newa eingeleitet wurde. Am Neujahrstage nahmen sie ihren Anfang, und es entwickelte sich dann für viele Tage in den Prachträumen des Palastes ein großartiges Schauspiel. Die weiten Hallen füllten sich mit Militärs und Beamten aus dem ganzen Zarenreich in den prächtigsten Trachten und glänzendsten Uniformen. Die verschiedenen Kosaken- und Garderegimenter machten das Bild besonders buntfarbig. Alle weiblichen Gäste, die Zarin voran, trugen den Kakoschnik, einen diademartigen Kopfschmuck, und eine buntfarbige Tunika. Mit der Feier des neuen Jahres war die Wasserweihe auf der Newa verbunden. Über der Öffnung, die in das Eis der Newa gebrochen war, wurde ein Tempel errichtet, und an der feierlichen Zeremonie nahmen das Zarenpaar, die Großfürstenpaare und die Geistlichkeit teil. An dem Glanz einer dieser Neujahrsfeste haftet ein blutiger Schein. Im Jahre 1905 schritt der Priester Gapon in den Tagen der höfischen Neujahrsfeste mit 900 Begleitern aus dem Volke dem Winterpalais an der Newa zu. Die Massen waren durch den unglücklichen Verlauf des Krieges mit Japan in Bewegung geraten, und zum ersten Male faßten sie den Mut, eine im Grunde ganz friedlich gemeinte Kundgebung bis an die Pforten des Winterpalais gelangen zu lassen. An der Newabrücke aber standen Kosaken unter dem Oberbefehl eines Großfürsten, und als nicht auf Befehl haltgemacht wurde, gab es ein Blutbad. Es war der erste Akt einer Entwicklung, die Rußland in den Abgrund geführt hat.

Die Fachinger staatlichen Brunnenanlagen.

Anläßlich des diesjährigen überaus zahlreich besuchten Bädertages im September in Bad Ems wurde auch an einem Nachmittag ein Ausflug nach Fachingen zur Besichtigung der dortigen Brunnenanlagen unternommen. An diesem Ausflug beteiligten sich über 200 Personen, darunter eine große Zahl von Ärzten. Da es von allgemeinem Interesse ist, näheres über diesen mustergültig eingerichteten Brunnen zu erfahren, so soll hier die Führung geschildert werden.

Angefangen wurde mit der Besichtigung des Quellgebäudes selbst (siehe Abbildung), einem Bau, der in Granit, Kachel und Marmorauskleidung hergestellt ist und in dem sich in 10 m Tiefe die Füllstellen unmittelbar über der Quelle befinden. Hier konnten die Teilnehmer beobachten, wie aus der unentwegt fließenden Quelle das Wasser im Urzustand in die sorgfältig gereinigten Gefäße abgefüllt wird, wie dann weiter sofort nach der Füllung die Schließung der Flaschen durch die neben den Füllstellen befindlichen Verschlußmaschinen vorgenommen wird und die geschlossenen Gefäße hierauf unverzüglich in kleineren Kisten vermittels der im Füllraum befindlichen mechanischen Transportanlage durch den langen Transportkorridor zu den Fahrstühlen und von dort aus weiter in die Lagerräume gelangen.

Alsdann ging die Führung durch den Transportkorridor in das große Lagerhaus. Dieses Gebäude (siehe Abbildung) hat eine Front von etwa 90 m, erscheint nach der Lahn zu als ein vierstöckiges Gebäude, nach dem an der Rückseite vorbeiführenden Eisenbahndamm zu jedoch als ein Parterrehaus, da es in den Bahndamm hineingebaut worden ist und sich in seinem obersten Stockwerk in Höhe des Bahndammes befindet. Hier wurde zunächst die Reinigungsanlage mit den dort aufgestellten Reinigungs- und Bürstmaschinen gezeigt, wobei den Gästen die gründliche und zuverlässige Art der Gefäßreinigung besonders auffiel.

Dann begaben sich die Teilnehmer in die in zwei Stockwerken über dem Parterre befindlichen Lagerräume. Hier konnten sie sehen, wie die gefüllten Gefäße in besondere Rahmen unter Angabe der jeweiligen Fülldaten gelagert werden und konnten weiter feststellen, wie die Flaschen vor ihrer Etikettierung nochmals auf ihre einwandfreie Beschaffenheit genau untersucht und undichte Gefäße oder sonstige fehlerhafte Flaschen, die zu Beanstandungen Anlaß geben, aussortiert werden.

Der Mineralbrunnen zu Fachingen im Jahre 1834.

Ansicht des Füllraumes.

Die neue Verladehalle in Fachingen.

Gesamtansicht der Fachinger Brunnenanlage.

Nachdem diese Räume durchschritten waren, gelangte man in den zu oberst gelegenen Raum des Lagerhauses, der zur Verpackung bzw. Verladung dient (siehe Abbildung) und wo sich unter anderm auch die große Etikettiermaschine befindet, die die versandreifen Gefäße automatisch mit Etiketten versieht. Die Besucher hatten Gelegenheit, gerade eine Beladung von sechs 15 to-Eisenbahnwagen zu besichtigen und konnten sich überzeugen, in welch zuverlässiger und sorgfältiger Art die Gefäße hierbei in Stroh verpackt und verladen werden.

Hierauf ging die Führung wieder ins Parterre hinunter und fand nach Besichtigung der modernen Heizungs-, Warmwasser- und Elektrizitäts-Anlagen, die sich in einem mit dem Lagerraum verbundenen Nebengebäude befinden, im wesentlichen ihr Ende.

Die Fachinger Heilquelle, welche von der größten Bedeutung bei Gicht, Rheumatismus, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Harnleiden (Harnsäure), Arterienverkalkung, Magen- und Frauenleiden usw. ist, dient im großen Umfange zu Haustrinkkuren. Über die günstigen Erfolge, welche bei Anwendung des Fachinger Mineralbrunnens erzielt wurden, gibt eine Zusammenstellung von populär gehaltenen ärztlichen Gutachten beredte Auskunft, wie auch wertvolle wissenschaftliche Aufzeichnungen von ärztlichen Autoritäten eingehend darüber berichten. Es darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß der Fachinger Mineralbrunnen als ein Musterbetrieb für alle Einrichtungen angesehen werden darf und allen Anforderungen entspricht, die in der Heilbrunnen-Industrie in hygienischer und praktischer Beziehung verlangt werden müssen.

W I S S E N U N D L E B E N

Aus Wissenschaft und Technik, diese beliebte Rubrik unseres Blattes, wird fortan unter dem neuen Titel **„Wissen und Leben"** an der alten Stelle inhaltlich erweitert erscheinen.

Bei den heulenden Derwischen. Unweit des Sammelpunktes aller mondänen Fremden, des Grand Hotels in Konstantinopel-Pera, und doch verborgen und getrennt durch einen unpassierbaren Abhang, liegt die Moschee der heulenden Derwische, deren Exerzitien nur teilweise der Öffentlichkeit freigegeben sind. Ein rechteckiger Holzbau, armselig und stillos in seinem Aufbau, das Innere, getrennt in einen schmalen, an drei Seiten freigehaltenen Raum für Zuschauende von der eigentlichen Gebetsstätte, die gen Osten durch eine gewölbte Nische ausgebuchtet ist; schmucklos wie das Ganze auch dieser Teil, eine rote Ampel an der Decke, an den Wänden Koransprüche und einige Gebetsgegenstände, vor dem Polstersitz des Scheichs im Hintergrunde ein glühendes Kohlenbecken. Eine Atmosphäre von gespenstiger Schwüle, deren beengender Druck mit dem Zuwachs von Akteuren und Schauenden steigt. Letztere ein Gemisch von Volkstypen und Soldaten, Hafenarbeitern und Kurden, nur wenige Europäer, erstere in ihren grauen, zerschlissenen Kutten, mit ihren aszetischen Physiognomien Modelle für einen Maler. Würde und kennbare Wahrung des Äußeren nur in dem Scheich. Zu seinen Seiten zwei Vorbeter und in geringem Abstand der Halbkreis der Betenden und Büßenden. Eintönig näselnd und krächzend ertönen die Andachtsformeln durch den halbdunklen Raum, ihre Worte wiederholen sich ununterbrochen, eine eigenartige Brunst betäubender Wirkung liegt über dem Ganzen. Die Reihen der Derwische schließen sich mehr und mehr, der Raum der Kette wird enger und enger. Die Schultern fangen bereits an, sich zu pressen. Noch kauern alle — Greise, Jünglinge und selbst kleine Kinder im Vordergrunde — nach orientalischem Brauch am Boden, aber aufdringlicher und hastiger werden die Laute hervorgestoßen, und die anfangs nur gemessen nach vorn und rückwärts wiegenden Körper beginnen stärker auszuschlagen. Ein gewisser Rhythmus bleibt immer noch vorherrschend in der fast klanglosen Tonart der Gebetsformeln wie in der schaukelnden Bewegung der Körper, er prägt sich vor allem in der Gemeinsamkeit der Lautbildung wie der körperlichen Einfühlung hierzu aus. Aber nicht lange, und dieses Gleichmaß beginnt sich zu lockern; in der Steigerung der Empfindungen treiben stürmische Impulse die einzelnen zu gesteigerten Ausschlagbewegungen. In dieser Phase beginnender Ekstase verändern sich auch Stimme und Geste des Scheichs, die Modulation wird mißtöniger und schärfer, der Ausdruck seines beherrschenden Willens durchdringender und aufstachelnd. Ein paar Exerzitien unterbrechen die bisherige, sinnbetäubende Monotonie; sie ähneln Schaustellungen, die durch ihre verblüffende Schnelligkeit keine Lösung geben und mehr oder minder den Eindruck von Tricks hervorrufen. Dieser Eindruck schwindet aber gegenüber einem nunmehr seitens des Scheichs selbst sich vollziehenden Akt, ein bis zum Rotglühen gebrachtes Schwert, das seine Feuertaufe in dem obenerwähnten Kohlenbecken erhalten hatte, wird von ihm langsam und ruckweise in den Hals hinuntergeführt — die Manipulation erinnert an die Einführung eines Magenschlauches — nachdem er vor Beginn der Prozedur eine Reihe von rohen Eiern verschluckt hatte. Der unter einem leicht zischenden Geräusch im Raum sich verbreitende Geruch angebrannten Fleisches trägt zur Erhöhung atemloser Spannung bei. War diese Nummer der Gebetsübungen kein Trick — eine Entscheidung hierüber läßt sich nicht fällen — so war jedenfalls einer Verletzung der Schleimhäute beim Passieren des glühenden Stahles durch das Gerinnsel der geschluckten Eier vorgebeugt. Der Chorus geht weiter, er wird mehr und mehr durch Bewegung und Lautbildung erhöhende Anreize seitens des Scheichs zur Ekstase geführt: die kauernden Körper stellen sich; Schulter an Schulter gepreßt, beugen sie sich nicht mehr den Riten gemäß vor- oder rückwärts, sondern in trunkener Regellosigkeit, und ein sinnbetörender Taumel hebt an, ein Ineinanderwühlen körperlicher Massen, die mit verfärbter Gedunsenheit und in Schweiß gebadet nur noch lallend ihren Formelkram hervorstoßen! Über das Ganze legt sich die Atmosphäre wahngepeitschter Wesen, Schauder schleicht durch den von keuchendem Atem und der stickigen Überhitzung der Körper erfüllten Raum. In diesem Höhepunkt des bewußt herbeigeführten Trancezustandes naht die „Kreuzigungsszene" des Gebetrituales der heulenden Derwische. Es werden freiwillig sich Meldende an den Pfahl geschlagen. In unmittelbarster Nähe von mir vollzieht sich diese Prozedur: durch die Schleimhaut einer Wange wird regelrecht ein Nagel in den Balken getrieben, der die uns von dem Innenraum trennende Balustrade stützt. Der Delinquent ist tatsächlich festgenagelt, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen wäre! Dasselbe geschieht gegenüber, zwei Gekreuzigte zählte der Abend. Dem gruseligen Anblick erlag eine Reihe von Schauenden; sie verließen fluchtartig dieses neuzeitliche Golgatha. Mich juckte es in allen Poren, die anatomische Grundlage dieses vivisektorischen Experimentes zu prüfen. Die Nachbarschaft eines türkischen Soldaten, der ebenfalls mehr neugierig als andächtig erschien, ermutigte zum Handeln, und siehe da, das Betasten der Wange ergab an der durchbohrten Stelle ein festes Narbengewebe, das durch die wiederholten Eingriffe methodisch herangebildet war, und das nun die Operation blutlos vornehmen ließ. Kein Trick, aber auch kein Wunder, eine Vorstellung, die im übrigen den Selbstkasteiungen der Anbeter des Korans fehlt! Es war nahezu Mitternacht geworden, als die wenigen Europäer, die diesem nervenpeitschenden Schauspiel bis zum Ende beigewohnt hatten, die Stätte verließen. Noch folgte das ekstatische Heulen und Stöhnen der Betenden nach, aber die laue Nacht mit ihrem lebenswarmen Atem verjagte die schreckensvollen Bilder, und erst die Erinnerung hat sie wieder wachgerufen und erneut aufgeschreckt. Dr. Julian Marcuse.

Unsere Temperatursinne. Die Empfindungen, die bei thermischer Reizung der Haut hervorgerufen werden, vermittelt uns der Temperatursinn. Strenggenommen haben wir sogar zwei Temperatursinne, denn Kälte- und Wärmeempfindungen sind durchaus voneinanderzuscheiden als besondere Empfindungsarten. Es ist nämlich nicht jede Hautstelle sowohl der Kälte- als auch der Wärmeempfindung fähig, sondern es befinden sich auf der Haut gewisse Punkte, deren Reizung nur Kälteempfindung bewirkt: Kältepunkte, und andere, deren Reizung nur Wärmeempfindung hervorruft: Wärmepunkte. Wärme- und Kältepunkte fallen nirgends zusammen; sie entsprechen den spezifischen Endapparaten der Kälte- bzw. Wärmenerven. Die Verteilung der Wärme- und Kältepunkte über die Haut ist sehr ungleichmäßig; meist liegen sie in Gruppen zusammen, dazwischen finden sich Lücken, in denen Wärme- oder Kältepunkte oder beide ganz fehlen. Durch genaue Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß unsere Haut mehr Kälte- als Wärmepunkte aufweist; nach Sommer finden wir durchschnittlich im Quadratzentimeter 13 Kältepunkte, dagegen nur 1 bis 2 Wärmepunkte. Die Gesamtzahl der Kältepunkte für die ganze Körperoberfläche beträgt demnach 250000, die der Wärmepunkte nur 30000. Die Kälte- und Wärmepunkte antworten auch auf andersartige Reize (wie elektrische oder mechanische Reize) stets nur mit Kälte- bzw. Wärmeempfindungen (Gesetz von der spezifischen Sinnesenergie). Die Kältepunkte sprechen auch auf Temperaturen von +45° und darüber an und vermitteln dann ebenfalls eine Kälteempfindung — die sogenannte paradoxe Kälteempfindung. Wenn Temperaturen von mehr als

+45° auf eine größere Hautfläche (nicht nur auf einen einzelnen Temperaturpunkt) einwirken, so werden Wärme- und Kältepunkte gleichzeitig gereizt, und es entsteht so die gesteigerte Temperaturempfindung, die wir als „heiß" zu bezeichnen pflegen. Die jeweilige Temperaturempfindung ist — natürlich außer von der Intensität des Reizes — im weitestgehenden Maße von der vorhergehenden abhängig; wenn man z. B. die Fingerspitzen der rechten Hand in Wasser von 25° taucht, die der linken in solches von 35° (etwa eine Minute lang) und dann beide Hände in 30° warmes Wasser hält, so hat die rechte Hand die Empfindung „warm", die linke dagegen die Empfindung „kalt". S. Hupfer.

Entdeckung des Scharlacherregers. Schon seit langer Zeit hat man eine Streptokokkenart im Verdacht, selbst Erreger des Scharlachs zu sein oder wenigstens mit seiner Entstehung irgendwie verknüpft zu sein. Es ist nun neuerlich den Bemühungen zweier Chicagoer Ärzte, George F. Dick und seiner Frau, Gladys H. Dick, gelungen, den Scharlacherreger in der Gestalt des hämolytischen Streptokokkus beweiskräftig festzustellen. Diese Bakterien besitzen die Fähigkeit, rote Blutkörperchen zur Auflösung zu bringen (Hämolyse). Die Untersuchungen der Dicks, die in Amerika großes Aufsehen erregten, gingen vom Tierversuch aus; doch gelang es hier nie, einen typischen Scharlachfall zu erzeugen. Der hämolytische Streptokokkus hat sehr oft im Rachen seinen Aufenthalt und dringt wahrscheinlich von dort aus durch die Schleimhäute in den Körper ein. Es gelang, bei Leuten, die sich freiwillig zur Verfügung stellten, das typische Scharlachbild zu erzeugen. Zu diesem Zweck wurde eine Kultur von hämolytischen Streptokokken, die aus dem Finger eines Scharlachkranken durch Blutentnahme gewonnen worden waren, in den Rachen eines solchen Freiwilligen eingerieben. Die Folge war Erkrankung an Scharlach mit dem charakteristischen Hautausschlag, Fieber und allen zugehörigen Zeichen. Es ließ sich weiter feststellen, daß der Streptokokkus eine giftige Flüssigkeit, ein Toxin, absondert. Dieses Toxin wird ins Blut aufgenommen. Es gelang nun, allein mit diesem Toxin willkürlich Scharlach hervorzurufen, den Hautausschlag eingeschlossen. Die Bakterien selbst mußten dem Körper damit einverleibt werden. Diese Feststellung zeigte nunmehr den Weg, Sera zur Verhütung und Heilung von Scharlach herzustellen. In Amerika, Frankreich, der Tschechoslowakei und China werden derartige Sera bereits umfangreich und erfolgreich angewendet, auch in Deutschland werden neuerdings Erfolge mitgeteilt. Dr. W. Schweisheimer.

Schlangen als Haustiere. Als Haustiere pflegen wir gewöhnlich jene Tiere anzusprechen, die vom Menschen seit vielen Jahrhunderten in seiner Nähe gezogen wurden, und die er sich auf irgendeine Art nutzbar zu machen wußte. Dr. E. Nasser, ein bekannter Schlangenkenner, weiß beispielsweise von einem Förster in Krain zu berichten, der viele Jahre lang eine Äskulapnatter als Hausgenossin hielt. Zum eigentlichen Haustier aber, abgesehen vom vorliegenden Falle, hat es keine der europäischen Schlangen gebracht. Was jedoch im zivilisierten Europa unmöglich erscheint, setzten seit langem verschiedene Völker tropischer Gegenden vielfach in die Tat um. Sie wissen, verschiedene ungiftige Schlangen, die bisweilen eine unsere Vorstellungen weit übersteigende Größe erreichen, sich sehr gut nutzbar zu machen. So wird beispielsweise in den ostafrikanischen Reisfeldern des Rufidji-Deltas und in den sumpfigen Plantagen von Mosambik die Hieroglyphenschlange (Python sebae) von den Farmern zur Rattenvertilgung gehalten. In den sogenannten Hüttentempeln an der Guineaküste werden diese Schlangen von eigenen Priestern gehegt und gepflegt und ihnen sogar göttliche Ehren erwiesen. Auf der Malaiischen Halbinsel und den Inseln des Indischen Ozeans ist die bis 6 m lang werdende Netzschlange (Python reticulatus) ein fast unentbehrliches Haustier geworden. In Südamerika (Brasilien) ist es wieder die Giboea, die sich stets in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhält und des Nachts Jagd auf allerlei dem Menschen unangenehmes Tropengetier macht. Es kann aber auch vorkommen, daß die Geister wohl heraufbeschworen wurden, aber nicht wieder gebannt werden können, wie dies beispielsweise auf der Insel Martinique der Fall war. Auf dieser Insel hat man seinerzeit zur Vertilgung des Ichneumons die Dreiecksschlange angesiedelt, die aber derart überhandgenommen hat, daß die Regierung alles daransetzen mußte, die keineswegs ungiftigen Plagegeister wieder loszuwerden. Karl Kroneker, Wien.

Jede Nacht eine heilige Nacht! Wir sprechen von der Christnacht als von der „heiligen" Nacht. In einem anderen Sinne war einst jede Nacht heilig, d. h. geschützt durch das alte Volksrecht. Wer ihren Frieden verletzte durch eine unrechte Tat, der hatte eine besonders strenge Strafe zu gewärtigen. Man unterschied geradezu zwischen „Tagdieb" und „Nachtdieb", und während man einem „Tagdieb" den Tod durch Enthauptung gewährte, traf den „Nachtdieb" das schimpflichere Erhängtwerden. Auch beim Walddiebstahl machte man einen Unterschied zwischen der Entwendung bei Tage, die, falls das Holz mit lauter Axt geschlagen wurde, meist nicht einmal als Diebstahl galt, und zwischen dem Hauen bei Nacht. In einer alten Rechtsquelle findet sich die schauerlich-romantische Bestimmung, daß man den nächtlichen Waldräuber auf denselben Stamm, an dem er gesündigt, legen und ihm den Kopf mit einem Hiebe abschlagen solle. Dies sollte unter der Linde des Ortes geschehen, wohin man Stamm und Missetäter zu bringen habe. Ebenso ward nächtlicher Totschlag schwerer gewogen als der bei Tage vollbrachte: Er galt als Mord. Ein schweizerisches Weistum aus der Zeit um 1500 sagt sinnfällig: „Die Nacht soll so fri sin, das ainer sin türli ab der landstrasz ze nacht nemen mag und an sin wand henken und mornent das wiederumb hintuon." K. v. J.

„Kinderheiraten" in Amerika. Die Russell-Sage-Gründung in Neuyork hat es sich zur Aufgabe gemacht, die „Kinderheiraten" in Amerika in bezug auf Ursachen und Wirkung einem eingehenden Studium zu unterziehen. Es gibt, wie ihrem Bericht zu entnehmen ist, in den Vereinigten Staaten heute ungefähr 700 000 Personen, die sich in einem Alter von unter 16 Jahren verheiratet haben bzw. mit „Kindern" unter 16 Jahren verheiratet wurden, und zwar gehören sie zumeist der weißen Rasse an. Dies läßt sich größtenteils daraus erklären, daß viele amerikanische Staaten von den Ehekandidaten keinen anderen Altersnachweis als den Eheerlaubnisschein verlangen, und als gesetzliches Minimalalter für die Eheschließung gelten in den Staaten Neuyork, New-Jersey, Pennsylvanien, Kentucky, Louisiana, Virginien, Florida, Maryland, Rhode Island, Tennessee, Kolorado, Idaho, Maine und Mississippi für Mädchen und Knaben nur 12 bzw. 14 Jahre. Es ist charakteristisch für die Apathie des Publikums in diesen Angelegenheiten, daß es in 14 amerikanischen Staaten für ein Mädchen gesetzlich statthaft ist, sich noch in einem früheren Alter zu verheiraten. In einigen Staaten, wie z. B. in Neuyork, gestattet das Gesetz „Probeheiraten". Ein Mädchen von 17 Jahren kann nach diesem Gesetz heiraten und, falls sie bei Erreichung des 18. Lebensjahres ihres Ehegatten überdrüssig wird, die Ehe für nichtig erklären lassen, selbst wenn Kinder der Verbindung entsprossen sind. In demselben Staat gibt es keine gesetzliche Beschränkung hinsichtlich des Alters der Knaben oder Mädchen, die sich verheiraten wollen, und während das Alter von 12 bzw. 14 Jahren für ein Mädchen bzw. Knaben durch ein gemeinsames amerikanisches Gesetz festgelegt ist, können Knaben oder Mädchen von 14 bzw. 12 Jahren mit Einwilligung ihrer Eltern die Erteilung eines Eheerlaubnisscheines erzwingen. — Die Ergebnisse dieser Untersuchungen haben zur Folge gehabt, daß sich Sozialpolitiker, Juristen, Physiologen, Staatsbeamte und sonstige prominente Persönlichkeiten zusammengeschlossen haben, um eine Reform der bestehenden Ehegesetze durchzusetzen, zu welchem Zwecke die Mitwirkung der Frauenstimmrechtsvereine, der staatlichen und städtischen gesetzgebenden Körperschaften, der Geistlichkeit und sozialer Wohlfahrtsvereine erstrebt wird.

Italienbücher. Mit dem starken Anwachsen des Stromes der Italienreisenden ist auch eine erhebliche Vermehrung der Italienbücher eingetreten. Eine stattliche Reihe von Neuerscheinungen auf diesem Gebiet weist der Büchermarkt auf. Da sind zunächst die Kunst- und Wanderfahrten von Manfred Schneider, die unter dem Titel

Eleganter russischer Stiefel aus Schlangenleder.

„Italien“ bei Walter Hädecke, Stuttgart, erschienen. Als das „Reisebuch eines Dichters“ wird es vom Verlag angekündigt. Ich vermisse, offengestanden, etwas den dichterischen Schwung in der Wiedergabe des Gesehenen. Einem André Suarès hält der Verfasser nicht stand. Aber die Eindrücke sind von ihm sorgfältig aufgezeichnet worden, die Diktion ist flüssig und schlicht und die Schilderung nie langweilig, so daß man das schön ausgestattete Werk wohl als Reisebegleiter den Italienfahrern empfehlen darf. Niemand, der dorthin seine Schritte lenkt, sollte es jedoch versäumen, den „Neuen Führer durch Pompeji“ von Wilhelm Engelmann (Verlag Wilhelm Engelmann, Leipzig) einzustecken. Dieses kleine, handliche Büchlein mit seinem reichen sachlichen und illustrativen Inhalt ist ein Vademekum, wie man es sich nicht besser für den Besuch der berühmten Ruinenstadt wünschen kann. Nichts Überflüssiges ist darin enthalten; es will nur dem wissensdurstigen Pilger, der in die Kultur Pompejis eindringen möchte, in gefälliger Weise dienen, und diesen Zweck erfüllt es musterhaft. Da wegen des Anno Santo Rom in diesem Jahr den Hauptanziehungspunkt der Italienreisenden bildete, hat die Ewige Stadt eine besondere Beachtung der Schriftsteller und Verleger gefunden. Außer Julius Haarhaus' grundlegendem Werk, das man neben Gregorovius wohl zum Besten zählen darf, was über diesen Gegenstand in deutscher Sprache je geschrieben wurde, beansprucht Dr. E. Maders Publikation „Rom in Bildern“ (Verlag Josef Müller, München) nähere Beachtung. Es ist ein Bilderbuch, aber eins, das sich stark anschaulich dem Leser einprägt. Und diese Anschaulichkeit ergibt sich aus dem begleitenden Text, der die wichtigsten Monumente aus heidnischer und christlicher Zeit sehr eingehend beschreibt. Eine reizvolle Schilderung der „Sixtinischen Kapelle und der Stanzen und Loggien des Vatikans“ liefert der bekannte Geschichtschreiber der Päpste, Ludwig Freiherr v. Pastor (Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.). Aus seiner Betrachtung der großen Kunstwerke der Renaissance spricht ein inniges Verstehen und Erleben. Die Lithographien von Bruno Zwiener (Verlag Josef Müller, München), die Gottesdienste und Papstempfänge in Sankt Peter abbilden, dürften als Erinnerungsgabe für fromme Rompilger im Anno Santo besonders geeignet sein. Das „fernste Italien“, das sich jetzt gleich Sizilien einer wachsenden Zuneigung erfreut, schildert Alfred Philippson (Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig) in geographischer und landschaftlicher Hinsicht sehr gründlich und ansprechend. Endlich sei noch auf den eben erschienenen dritten Band der „Deutschen Denkstätten in Italien“ von Robert Kohlrausch (Robert Lutz, Verlag, Stuttgart) nachdrücklich hingewiesen. Die Vorzüge, die die beiden ersten Bände dieser Ausgabe in bester Weise empfehlenswert machten, finden sich auch in dem dritten Bande wieder: vortreffliche Quellenkenntnis, ausgezeichnetes Einfühlungsvermögen in den Geist der Geschichte und fesselnde Darstellungsweise. Ein Buch, das Belehrung und Unterhaltung vorbildlich in sich vereinigt.

Dr. Valerian Tornius.

Schwarzweißrot gestricktes, mit schwarzem Fuchspelz besetztes Winterkostüm, dazu hochschaftige Russenstiefel.

Die neue Stiefelmode in England. (Siehe hierzu den Beitrag auf der folgenden Seite.)

Für die Frauenwelt.

Die neue Stiefelmode in England. (Siehe hierzu die Abbildungen auf Seite 1017). Werden die Frauen je wieder etwas tragen wollen, was ihre spinnwebfeinen seidenen Strümpfe verbirgt?! Und doch — eine neue englische Modetorheit: der stilvolle und dabei wasserdichte russische Schaftstiefel übt auf die elegante Dame einen eigenen Reiz aus. Zudem ist die Frau ja mehr oder weniger gegen Kälte und nasses Wetter empfindlich und wird sich daher in diesem neuen Stiefel wohl und geborgen fühlen. So hat die englische Schuhindustrie einen ungeahnten Aufschwung genommen. Leicester, als ihr Hauptsitz, wird mit Aufträgen überhäuft, die Fabriken summen fieberhaft, unzählige Arbeiter sind hier weit über ihre festgesetzte Arbeitszeit hinaus beschäftigt, selbst ungelernte Arbeiter werden in großer Zahl eingestellt. In letzter Zeit hat Leicester einen wöchentlichen Absatz von 60000—70000 Paaren dieser Schaftstiefel erreicht. Und dies alles nach einer Zeit sehr trägen Geschäftsganges, da alle Arbeiter nur halbtägig beschäftigt waren! Von England aus, dem Schöpfer dieser neuen Mode, werden die russischen Stiefel hinauswandern in die Welt, sich die Liebe aller Damen erobern und, wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit, eine unentbehrliche Ergänzung des eleganten Straßenkostüms der modernen Frau darstellen. H. C.

Neue Jäckchen. Für Damen, die keine Zentralheizung haben und die wollenen Sweaters im Zimmer unelegant finden, gibt es reizende, über und über mit Blumen und in Seide und Wolle hergestellten Rosetten bestickte Jäckchen. Man setzt sie aus mehreren Tönen derselben Farbentonleiter zusammen. Diese Jäckchen haben einen altmodischen Charme, der ein klein wenig die Erinnerung an die Tapisserien unserer Großmütter heraufbeschwört.

Stilisierte Motive. Stilisierte Motive sind sehr modern, und wir können feststellen, daß auch das einfachste Wollkleid durch das Anbringen einer solchen Garnierung an Wert gewinnt. Vormittags- und Sportkleider hören sofort auf, banal zu wirken, wenn sie sich mit einfachen Motiven aus Wildleder, Taupe, Chevreau,

die mit dem Ledergürtel harmonieren, schmücken. Durchbrochene Wildledermotive, die über einen hellen Grund gesetzt werden, sind von sehr hübscher Wirkung. Für den Abend ist zackig ausgeschnittenes blaues Wildleder über Goldtüll zu empfehlen; moderne Zeichnungen werden reliefmäßig über seidene und metallene Motive gesetzt. Sie sind rund, lang, viereckig, dreieckig, in Form eines Halbmondes, mit Holzperlen oder Fransen. Andere, reichere, glänzende, strahlend blaue, mit Kristallfransen besetzte Motive glitzern und gleißen auf Abendkleidern.

Gefärbter Maulwurf. Wie fein, weich und anmutig ist das Fell des kleinen Maulwurfs, der in der Erde gräbt, und wie grau! Das heißt, grau ist es von Natur, augenblicklich wird es in allen Modefarben gefärbt, Grün, Rot, Violet, je nach dem Kleid, das es ziert. Man macht Mäntel aus rostfarbenem Maulwurf, was neu, amüsant und modern ist. Warum sollte man nicht schließlich auch königsblauen Maulwurf herstellen, da selbst die Feldratte zum Chinchilla wurde!

Knöpfe sind modern. Man sieht auf den Kleidern sehr hübschen Knopfschmuck im ... Rücken! So zeigt ein grünes Kleid einen Schluß aus Kristallknöpfen. Dunkle Töne werden durch Goldknöpfe gehoben, metallene jagen alles Strenge in die Flucht. Die Ärmel umschließen eng den Arm und werden bisweilen bis zu den Fingerspitzen zugeknöpft, und der Kragen, der immer häufiger hinten bis zu den Haaren emporsteigt, nimmt mit seinem Knopfschluß ein wenig mittelalterliches Aussehen an, das nicht ohne Reiz ist.

Die viereckige Handtasche tritt immer häufiger an die Stelle des großen Pompadours. Das Schloß ist sichtbar und stellt einen Stein dar, der in seiner Farbe dem des Leders, aus dem die Tasche ist, entspricht. Die neuen Handtaschen unterscheiden sich von den früheren durch ihre außerordentliche Flachheit. Man darf nicht zu viel in sie hineinpacken, denn sowie sie zu dick sind, wirken sie nicht mehr elegant. Außer dem Geld enthalten sie nur noch ein Puderbüchschen, einen kleinen Kalender, das Taschentuch und ein paar Visitenkarten.

Gesteppte Ottomanhüte sind sehr modern. Man biegt sie nach seinem Kopf zurecht und kann sie, je nach persönlichem Geschmack und Tageslaune, seitlich, vorn oder hinten aufschlagen. Sie sind leicht, praktisch und wirken sehr jugendlich.

Schönheit Geschenk der Natur

Nichts auf der Welt ist schöner als der gesunde, natürliche Teint des Gesichtes mit seinen feinen Farben und seiner seidigen Weichheit. Die Natur selbst bietet in ihren edelsten Rohstoffen Mittel zur Erhaltung und Pflege. 77 Jahre Erfahrung und 10 Jahre Spezialstudium machen aus ihnen Elida-Idealseife. So rein und mild, daß selbst zarteste Haut sie ohne Störung verträgt.

ELIDA Idealseife

ELIDA IDEAL SEIFE

ELIDA-IDEAL-SEIFE Der Inhalt hält was die Packung verspricht

ELIDA JDEAL

ELIDA
Ideal~Seife

DIE LUXUSSEIFE FÜR 80 PFENNIG

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.